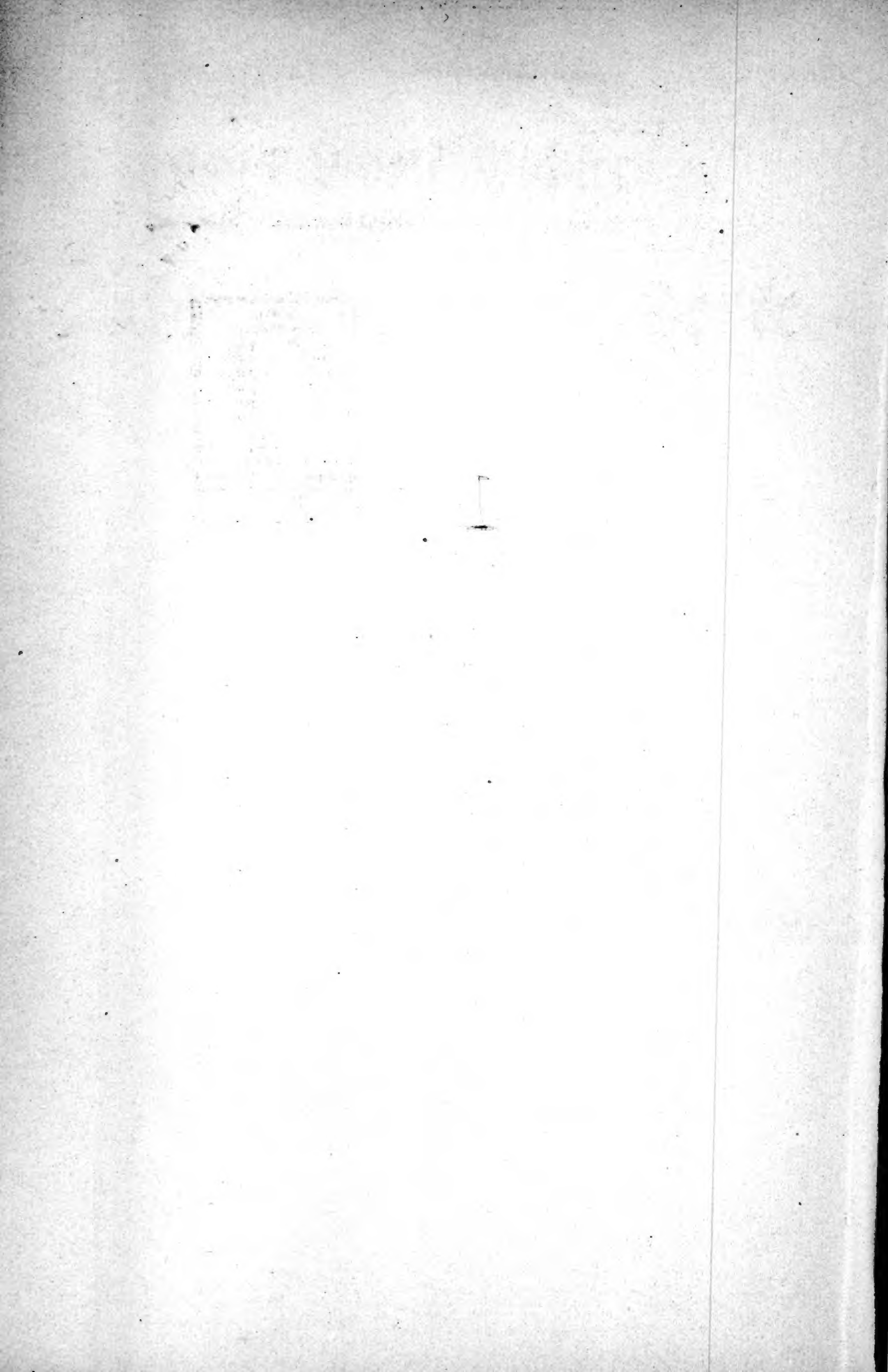

Allerlei aus Italien
von
Adolf Pichler



Adolf Pichler

Allerlei aus Italien



Adolf Pichler

Gesammelte Werke

Vom Verfasser für den Druck vorbereitet

Band X

Allerlei aus Italien

München und Leipzig
bei Georg Müller
1906

Adolf Pichler

Allerlei aus Italien

Aus dem Nachlasse

München und Leipzig
bei Georg Müller
1906

Inhalt

Allerlei aus Italien

1874

Meine jährliche Pilgerfahrt nach Italien begann am 30. März um halb vier Uhr morgens, wo ich mich dem Eilzuge anvertraute, der mich um fünf Uhr abends nach Venedig brachte. Ich sehnte mich nicht bloß der Kunst, sondern auch dem Frühling entgegen; beide hatte ich in meiner Heimat lange genug entbehrt. Doch war jenseits des Brenners die Pflanzenwelt noch weit zurück, über der Landschaft schwebten erst die roten und weißen Wölkchen der Pfirsich- und Aprikosenbäume, ein scharfer kalter Wind wehte mir über die Lagunen entgegen. So wenig als bei früheren Ausflügen will ich heuer ästhetische Kompilationen aus Lübke, Burckhardt und Kugler bringen; wer nichts Neues zu bringen oder Altes nicht neu zu sagen hat, kann um so eher schweigen, da ja die mittelmäßigste Photographie mehr gibt, als die weitläufigste Schilderung. In Venedig fiel mir zunächst die Zunahme der Bettler auf und auch im übrigen Italien sollte ich die gleiche Beobachtung machen. Als Grund dieser traurigen Erscheinung bezeichnete man mir stets den Mißwachs der letzten Jahre und die dadurch herbeigeführte Steigerung der Preise, während die Löhne der Skala nicht folgten. Bei dieser Überzahl von Arbeitskräften würde ein Streik die Lage der

armen Leute nur verschlechtern. Zu Venedig zahlt der Staat für öffentliche Arbeiten per Tag fünfzig Kreuzer, und nebenbei speist die Stadt aus alten Stiftungen Tausende von Mittellosen. Venedig hat durch die Vereinigung mit dem Königreiche Italien nicht gewonnen, ebensowenig als Mantua und Verona, in deren Straßen fast Gras wächst. Die großen österreichischen Garnisonen zahlten gut und die Anfertigung der Monturen beschäftigte viele Hände. Nicht der Müßiggang treibt die Armen auf die Straße; ihre hohlen Augen, ihre blassen Gesichter betteln auch ohne Worte; denn vor der Zudringlichkeit schützt, wenigstens in größeren Städten, die Polizei, und meist sind es nur Deutsche, die sich auf langes Parlamentieren einlassen.

Außer den Elenden, die wie den Odysseus der Magen aus den Schlupfwinkeln hervortreibt, gibt es wohl auch Bettler, die eigentliche Stiftplätze zu behaupten scheinen; so der dicke, feiste Schlingel, der zu Florenz beim Aufstieg nach San Miniato zwischen seinen Krücken lauert. Vielen Vorschub leistete der Trägheit die Suppe, welche an den Klosterpforten ausgeteilt wurde; nach Aufhebung dieser Anstalten versucht man es mit dem Bettel, der freilich wegen der Konkurrenz seinen Mann immer schlechter nährt. Darum erhebt sich jetzt allgemein der Ruf nach Teilung der Latifundien, wodurch weite Flächen fruchtbaren Bodens, wo sich freie Familien einen eigenen Herd gründen können, urbar würden. Zweckmäßiger ist es jedenfalls, wenn sich die Italianissimi innerhalb der jetzigen Grenzen auf diese Art neue Königreiche erobern, anstatt nach dem sogenannten Trentino, diesem deutschen Reichsfürsten-

tum, oder gar nach Triest, welches österreichischen Herrschern und nur diesen seine Größe verdankt, die gierigen Finger auszustrecken und das ne quid nimis, welches die Nemesis Göttern und Menschen als Regel verhängt, zu vergessen. Die welschen Poeten haben keine Ursache mehr, das „morte ai Tedeschi“ auf die lyrische Drehorgel zu setzen, und wir möchten daher der Dichterin Erminia Fuà Fusinato, deren Reime unlängst Lemonnier zu Florenz druckte, den ungalanten Rat erteilen, lieber die Maschen eines Strumpfes zu zählen, als Strophen zu skandieren wie jene auf die Deutsch-Tiroler.

Übrigens beschäftigt die gebildeten Italiener die Frage des Pauperismus sehr eindringlich: sie fangen an, sich zu schämen, daß die Fremden das Almosen zur Erhaltung ihrer Armen steuern sollen. Und das ist gut; Worte und Zeitungsartikel helfen jedoch hier wenig, wenn man nicht die praktische Lösung sucht. Man spricht von Verbesserung des Unterrichtes, und doch wagte man aus falschem Liberalismus nicht, den zwangsweisen Schulbesuch einzuführen, wie das bei einem Volk auf so elementarer Stufe unbedingt nottut. Man will die unbeschäftigten Hände in den Städten dem Ackerbaue zuführen. Das wird kaum gelingen; das städtische Proletariat läßt sich nicht auf das Feld, sondern nur in die Fabrik schicken und, wie die Erfahrung vieler Orte zeigt, sich hier allmählich an eine regelmäßige Tätigkeit gewöhnen.

Das Material zur Bewirtschaftung der wüsten Gegenden in der Maremna und Apuliens kann nur der Kleinbauer, der Tagwerker liefern und daß dieses Material ein wahrhaft treffliches ist, zeigt uns z. B. das

Chianatal, dessen giftige Fieberluft Dante in der Hölle erwähnt. Die Entwässerung dieser Niederungen, deren üppige Fruchtbarkeit nun Tausende von Menschen ernährt, ist eines der schönsten und edelsten Denkmäler der lothringischen Dynastie und wenn jemand, so verdient Fossombrone, der dabei mitwirkte, die Marmorstatue in S. Croce. Die Bettler Italiens erinnern uns wohl an die noblen Brüder in Deutschland, leider nicht zum Vorteile der letzteren. Will der Welsche ein Stücklein Polenta, um den Hunger zu stillen, so heischt der Deutsche die Kreuzer meistens nur für den Durst, und wir können uns nicht erinnern, in Italien je so schnapsduftige, kupfernasige Strolche gesehen zu haben, wie sie bei uns alle Pfade unsicher machen. Dies für den Leser; für uns wollen wir die Erinnerung an die schönen Abendstunden auf dem Marcusturme behalten; dort atmen wir mit der Seeluft den Hauch der Weltgeschichte, und wie die Wolken über das graue Meer hinziehen, gleiten vor dem Geiste die Riesenschatten alter Helden vorüber; wir gedenken der großen Männer, eines Goethe und Byron, die von dieser Höhe mit ernstem Aug' auf all die Schönheit und Herrlichkeit in der Tiefe hinschauten.

Über den Apennin gelangt man nach Florenz leicht in einem Tage. Die Luft war hier bereits milder, über dem Arno flatterten die ersten Schwalben. Vor einem Gewitter konnte man sich leicht zu der ewigen Jugend in den Uffizien oder im Palast Pitti flüchten, auch die Tore der Kirchen standen weit offen. Die prachtvolle Gruft der Mediceer beschäftigte mich auch diesmal für einige Stunden.

Zuerst beim Eintritt von der Straße das schmucklose düstere Gewölbe auf seinen niederen Pfeilern; man schreitet über die Grabplatten der verschiedenen Dynastien — Staub! Dann die Halle mit ihrer Auskleidung von verschiedenen Gesteinsarten, welche das Auge des Kenners entzücken, so daß er, fern von Todesgedanken, sich plötzlich weit weg auf geologischen Exkursionen ertappt, bis ein Blick auf die Bronzestatuen wieder zur Gegenwart der Gräber zurückführt. Diese zwei Mediceer! der eine schaut aus, als wäre er mit der Elle aus dem Atelier eines Schneiders entlaufen, der andere, mit der ungeheuren Nase und dem zerrauften Bart, wie vom Galgen gefallen. Das ist nicht mehr das Geschlecht des großen Magnifico, von dem Dichter singen und sagen, das sind Abenteurer, die ihre Krönchen flink unter dem Tische nahmen. Aus der Gruft führt ein schmaler Gang in die Sakristei, wo Michelangelo lebt. Aus diesen Marmorbildern spricht sein Geist am gewaltigsten; ich konnte mich allein und ungestört dem großen Eindrucke überlassen. Zwei Namen jener Zeit darf man in einem Atem aussprechen: Martin Luther und Michelangelo! Luther führte das Recht der Subjektivität im Glauben durch, Michelangelo in der Kunst. Nur dadurch waren seine ungeheuren Schöpfungen möglich, weil seine gigantische Persönlichkeit die Werke deckte, nach ihm mußte die Willkür des Zopfes mit ihren Schnörkeln und Girlanden, ihrer regellosen Phantastik folgen, die immer auf eine Schwäche des Kunstverstandes deutet. So kamen auf Luther die lutherischen Afterpäpstlein, von denen jeder auf das Pult seiner Kanzel schlug und da-

bei verknöcherte. Die Aufklärer des 18. Jahrhunderts zerbrachen diese Theologie; von den Ausschweifungen des Rokoko führten Carstens und Thorwaldsen mit strenger Hand zu den Gesetzen ewiger Schönheit, wie sie aus der Antike leuchten, Führich und Overbeck schlossen sich an die alten Traditionen der Kirche und schufen so ihre Gemälde voll inniger Frömmigkeit. Für den Gegensatz ist stets der Gegensatz das richtige Maß: nacheinander oder nebeneinander!

Daß Martin Luther und Michelangelo jeder die rechte Zeit und den rechten Ort trafen, bedingte wesentlich ihre Erfolge. Man versetze jenen nach Italien, die Halbinsel widerhallt vom Ätna bis zu den Alpen von Lärm und Geschrei, aber alles erlischt auf dem Scheiterhaufen Arnalds oder unter dem Kardinalshut Piccolominis. — Michelangelo in Deutschland . . . Armer Dürer, dem die wackeren Nürnberger nicht bloß keine großen Wände zur Verfügung stellten, sondern nicht einmal den angewiesenen Gehalt bezahlten; für den ein Pirkhaimer zwar Muskateller, aber keinen Auftrag hatte; der nach der Sonne Italiens frierend für den Holzschnitt zeichnete, um die Blätter durch sein Weib auf dem Markte an Bauern und Handwerker verkaufen zu lassen. Glücklicher Holbein, der am Hofe Heinrichs VIII. von England und bei seinen Peers das fand, was er daheim vergeblich suchte.

In der Karwoche sind die schönsten Bilder auf den Altären mit blauen Tüchern verhängt. Dafür sind die religiösen Zeremonien, welche an diesen Tagen mit besonderer Feierlichkeit abgehalten werden, sehenswert.

Auch in Tirol stellt man gewöhnlich in einer Seiten-

kapelle der nächtlich dunklen Kirche das heilige Grab auf. Das Bild des Gekreuzigten liegt, wie einst der Adonis in den Gärten Theokrits, in einem prächtigen Grabe von Blumen, an dem die Engel trauern und die Soldaten mit Schild und Lanze wachen; Wachskerzen erhellen das geheimnisvolle Dunkel, und dazwischen streuen mit einer Flüssigkeit gefüllte Glaskugeln ein farbiges Licht. Auf einem schwarzen Tuche liegt am Boden ein Kreuz hingestreckt; die Gläubigen werfen sich auf die Knie und küssen in demütiger Andacht die Wundmale des Erlösers. Düstere Gesänge erschallen, alles zeigt einen mystisch-feierlichen, schwermütigen Charakter. Ähnlich in den Kirchen Italiens; nur ist hier die Pracht künstlerischer, der Blumenflor, darunter die üppigen Kamelien, reicher. In eigene Gefäße säet man Hanfkörner und läßt sie in der Finsternis eines feuchten Kellers keimen und aufschießen zu seidenweichen blonden Büscheln. Daraus werden nun allerlei Zieraten geflochten. Ganz eigentümlich ist aber der Festzug des Carromato am Karsamstag. Ich war durch eine Seitentüre in den Dom getreten und wurde auf eine hohe Stange, von der ein gespanntes Seil zum Haupttore lief, aufmerksam. Dem ging ich nach und erblickte dort ein Gerüst gar eigentümlicher Art. Auf einem schweren Wagen erhob sich ein hoher viereckiger Unterbau und darauf eine rippige Muschel. Aus dieser stieg ein achtseitiger Turm, der auf Stangen eine Mauerkrone trug. Alle Teile waren schwarz mit reichem Schnitzwerk im Rokokostil. Der Bau, der überdies an allen Seiten mit dreifarbigen Schnüren und Rosetten geschmückt war, ragte weit über den ersten

Stock der nahen Häuser empor. Verwundert fragte ich, was denn das zu bedeuten habe. Ein alter Bürger erklärte mir, das sei für die Bauern. Am Seil werde eine hölzerne Taube, in die eine mit Pulver gefüllte Röhre gesteckt sei, auf Rollen befestigt. Um zwölf zünde man die Patrone an, der Triebkraft des Pulvers folgend gleite die Traube rasch durch das Tor, und wenn sie während der Glockenschläge den Carromato, wo dann das Feuerwerk losgeht, ohne Hemmnis erreiche, dann dürfe man ein gutes, fruchtreiches Jahr hoffen.

Nachdem ich alles angeschaut, ging ich in den Barghello. Um ein Uhr hörte ich auf der Gasse unermeßlichen Lärm, Gelächter und Jubel. Gegen das Fenster nickte langsam die Zinnenkrone des Carromato, den vier graue Ochsen von einer wunderbaren Fülle und Größe der Glieder zogen. Zwei Männer in grauen Röcken spannten sie aus und trieben sie abseits an einen einsamen Platz. Ich eilte auf die Straße. „Jetzt geht das Feuerwerk los!" jubelte alles durcheinander. Richtig: Piff, paff, puff knallten und prasselten Schwärmer, Raketen, Speiteufel, welche von Girlanden und Rosetten verhüllt waren, nach allen Seiten. Das Tschin-Tschin der Janitscharenmusik fiel ein, es war eine Szene, wie man sie eben nur in Italien genießen kann.

Das Feuerwerk wurde zur Erinnerung an den Herrn, der durch ein Testament diesen Umzug gestiftet, vor dem Hause seiner Erben abgebrannt. „Dieser Brauch ist weit über tausend Jahre alt, und man hat ihn nur zu Florenz!" sagte mir selbstgefällig ein verwit-

tertes Bäuerlein; wenigstens weiß bereits Franco Sacchetti in einem Madrigal davon zu erzählen.

> Volgendo i suoi begli occhi in vêr le fiamme
> Le quali una colomba avea accese
> Vidi colei, da cui amor discese.

Während hier eine zahllose Volksmenge braust, ist die Teilnahme an den religiösen Feierlichkeiten in der Kirche eine sehr geringe. Das scheint nun wieder auf die Priesterschaft verstimmend zu wirken. Wenigstens sucht sie, soweit ich es beobachtete, schnell fertig zu werden, manchmal fehlt es auch nicht an kleinen Späßen, die eben nicht zur Weihe des Ganzen beitragen. In einer Kirche saß ein Mönch, der gemütlich einzuduseln schien; da schlich ein anderer hinzu und gab ihm auf die Glatze einen Klaps, daß es von der Wölbung widerhallte. Das Publikum nahm das sehr gleichgültig hin. Es ist übrigens bekannt, daß man in Italien die religiösen Übungen mit einer Flüchtigkeit und Oberflächlichkeit flott abzutun pflegt, die in den katholischen Städten Deutschlands gewiß schweres Ärgernis gäbe.

Die Florentiner haben sich über ihre Collinen einen neuen Weg mit wechselnden Fernsichten gebaut. Die Höhe von S. Miniato darf man ohne weiteres neben dem Pincio nennen. Hat man dort das ewige Rom mit seinen Ruinen und Rokokokirchen, aus denen die Erinnerung an die Weltherrschaft emporsteigt, zur Seite, so ist das mittelalterliche Florenz architektonisch bedeutender, und welche Stadt der Welt darf sich auf einen Dante, Michelangelo, Leonardo da Vinci und so viele andere große Geister berufen. Geht auch im Leben Macht vor Recht, so sollen wenigstens hier die

Künstler und Weisen den Vortritt vor den Eroberern haben. Die alte Abtei von S. Miniato ist aufgehoben, die Basteien sind jedermann zugänglich.

Den Raum der Gärten nimmt ein Friedhof ein. Die Italiener fügen Steinquader an Steinquader, so daß einem fast bange sein möchte, ob die Posaunen des Weltgerichtes diese Marmorkiefern, wie Shakespeare sich ausdrückt, zu sprengen imstande sein werden. Da gefallen uns die deutschen Hügel mit den Blumenstöcken besser. Die Italiener bringen auf ihren Friedhöfen sehr häufig die Büsten von Verstorbenen an, die Deutschen tun es allmählich nach. Wir dächten, Frauen und Kinder gehörten in das Haus und was die Männer betrifft, so sollten uns die Herren Biersieder und Fleischselcher nicht auch nach ihrem Tode in Marmor entgegenglotzen, wenn ihre werten Namen sogar schon von den teuren Angehörigen vergessen sind. Geldmachen gibt keinen Anspruch auf eine Büste; die Griechen, solange sie Griechen waren, hatten recht, sich gegen derlei Unverschämtheiten zu wehren. Häufig findet man in Grabschriften hervorgehoben, daß der Verstorbene stets seinem Vaterlande, seinem Volke treu gewesen, für dasselbe gelitten, geblutet. Das loben wir, öffentliche Denkmäler appellieren ja an die Gesamtheit! Auf dem Grabe eines Ministers steht: „Er schied arm aus seinem Amte!“ — Das ist sehr wenig und sehr viel, freilich nicht so viel, als ein Palast an der Ringstraße.

Der Turm der Abtei ist eine Ruine seit der Belagerung von Florenz, welches Michelangelo von hier aus gegen die gemieteten Waffen der Mediceer verteidigte, aber nicht gegen den Verrat zu verteidigen wußte.

Etwas tiefer liegt der Platz, den sie ihm zu Ehren genannt. Da steht auch ein Denkmal aus Bronze: sein kolossaler David, auf den Vorsprüngen der Basis die vier Tageszeiten aus der Sakristei von S. Lorenzo. Welche Barbarei!

Alle diese Statuen sind in Marmor gedacht, sie sind nicht zusammen gedacht und auch äußerlich der Größe nach nicht aufeinander bezogen. Ist denn die italienische Plastik so arm an erfinderischen Talenten, daß sie beim sechzehnten Jahrhundert ein Anlehen machen muß, welches dieses gewiß nie zu machen nötig gehabt hätte? Was man von modernen Werken der Malerei und Bildhauerei sieht, gibt freilich von dem schöpferischen Vermögen der Gegenwart keinen hohen Begriff; flennende Kinder im Hemde, fein ausgeführte Spitzen ersetzen den hohen Stil nicht. Vielleicht ist jenes Ragout bei San Miniato doch noch besser, als wenn der bauchgrimmige Dante vor Santa Croce an einem noch verzerrteren Michelangelo einen Bruder erhalten hätte.

Allmählich begann es zu dämmern, zu dunkeln, aus der Tiefe leuchteten tausend und tausend Lichter, als spiegelte sich der Himmel droben mit all seinen Sternbildern. Der Arno rauschte von ferne, plötzlich begann es überall zu läuten, es war die Feier der Auferstehung; die Glockentöne vereinigten sich wie mächtige Geisterstimmen zu einem Halleluja!

Den Ostermorgen brachte ich auf den Höhen bei Fiesole zu. Der Frühling hatte der Tramontana gegenüber recht behalten; zwischen den grauen Ölbäumen prangten die herrlichsten Blüten. Vor dem Kloster hat neuerdings ein Engländer eine steinerne Bank an-

bringen lassen, sie trägt die Inschrift: „Ai suoi fratelli viaggiatori di tutti paesi un inglese.“ Dem Unbekannten auch meinen Dank! — Die Schüler eines Gymnasiums zu Florenz hatten den Ferialtag zu Ehren des königlichen Jubelfestes da droben verbracht und zur Erinnerung ihre Namen an die Rückenlehne gekritzelt. Auch hier wollen wir uns des Lasters der Beschreibungen enthalten und nur die bequeme breite Straße loben, welche in mäßigen Windungen emporführt und nach allen Seiten den freien Ausblick gestattet.

Ich pflege auf meinen Reisen nicht gern neue Bekanntschaften zu machen, suche auch alte Bekannte selten oder nur, ehe ich einen Ort verlasse, auf, weil ich durch keine Rücksicht gebunden sein mag.

Doch versagte ich es mir nicht, den fein gebildeten Professor Angelo de Gubernatis aufzusuchen, mit dem ich bereits früher einige Verbindung hatte. Er veröffentlicht soeben seine „Ricordi biografici“, ein Werk, für dessen vaterländische Tendenz ihm zunächst die Italiener dankbar sein mögen, das aber wohl auch außerhalb Italiens Interesse zu erregen geeignet ist. Unser Jahrhundert nähert sich dem letzten Viertel, Italien war von den verschiedensten geistigen Strömungen bewegt, ein Bild derselben von einem geistvollen Zeitgenossen ist für die Zukunft von höchstem Werte. Daß Gubernatis, der sich objektiver Treue befleißigt, dabei vielfältig angefeindet und verdächtigt wird, ist bei einer so leidenschaftlichen Nation wie die Italiener selbstverständlich und wird ihn gewiß nicht entmutigen. Auch über Manzoni bereitet er ein größeres Werk vor, denn erst jetzt erschließen sich die Quellen über diesen

großen Schriftsteller, welcher ja der Weltliteratur angehört. Gubernatis erzählte mir folgendes: Walter Scott besuchte Manzoni. Dieser gab der lebhaftesten Befriedigung Ausdruck, den berühmten Engländer kennen zu lernen, den Verfasser so vieler trefflicher Romane. Der aber erwiderte: „Allerdings habe ich viele geschrieben und Ihr nur einen, dieser eine wiegt aber so schwer als die meinigen zusammen.“ Mag man auch diese bescheidene Äußerung Walter Scotts nicht unbedingt unterschreiben, so muß man sich doch, nachdem auch ein Goethe gesprochen, auf das entschiedenste gegen die abschätzigen Äußerungen eines jungdeutschen Literaten, des Herrn Doktor Th. Mundt in Berlin, verwahren. Immer und immer wieder erinnert man sich dabei an die Verse Platens:

„Laß die Barbaren üben ihre Pfeifen
An unsern Dichtern, welche das Gemeine
Tagtäglich sehn an sich vorüberstreifen.
Doch nimmer laß sie sich am Heil'genscheine
Des fremden Meisters freventlich vergreifen,
Und wirf nicht länger Perlen vor die Schweine.“

Gubernatis war der Redakteur der „Rivista europea“. Die „nuova Antologia“ erscheint jetzt in Rom. Sie ist in ihrer Art sehr gut, so daß wir ihr in Deutschland, wo der Text noch so schlecht sein darf, wenn nur Bildchen dabei sind, außer den preußischen Jahrbüchern kaum etwas ähnliches an die Seite zu setzen wüßten. Überhaupt herrscht in Italien ein reges literarisches Leben, hier wie in England studiert man deutsche Dichter, deutsche Philosophen, welche bei uns

von dünkelhaftem Hochmute beiseite geschoben werden, auf das fleißigste.

Die guten Deutschen sind sehr praktische Leute geworden; von Poeten und Philosophen lassen sich keine Coupons abschneiden, und überdies sind ja unsere Großen längst vom jungen Deutschland, Shakespeare von Benedix, andere von anderen abgetan und eingeschlachtet. Freilich sehen bei diesem Verfalle ernste Männer mit banger Sorge in die Zukunft; das deutsche Heer, die deutschen Beamten haben mit ihrem Blut, mit ihrem Schweiße die Grundlagen eines neuen Reiches gelegt; der ideale Geist, der den Gipfel krönen sollte, scheint jedoch vom deutschen Volke mehr und mehr zu weichen und diejenigen, welche von den großartigen Schicksalen der letzten Jahre einen neuen, ungeahnten Aufschwung in Poesie und Kunst erwarteten, sind längst schon enttäuscht davongeschlichen.

Seit die Eisenbahn nach Orte eröffnet ist, wird auch Siena häufiger von Touristen besucht. Der Weg dahin ist ziemlich einförmig. Links auf einem Hügel Certaldo, die Heimat Boccaccios. Seine Landsleute möchten ihm gerne ein Denkmal setzen, die Italiener scheinen jedoch nicht geneigt, eine Statue in dieses abgelegene Exil zu schicken, wo sie niemand sieht als die Mägde am Brunnen oder Gymnasiasten, die dann aus Vorwitz den Decamerone in die Hand nehmen könnten. Dann Staggia, eine ehemalige Reichsburg der Hohenstaufen, so wie Sanminiato mit seinem stolzen Turme. Die Trümmer von Montereggione! Dantes Hölle wird den Namen erhalten, wenn längst kein Stein auf dem andern liegt. Nach einem langen Tunnel halten wir

vor dem hügeligen Siena, wo leicht jemand auf der Höhe droben vom Fenster aus seinem Nachbar im Tale einen Stein in den Suppentopf werfen kann. Siena ist von der Zeit vergessen und das erhielt seiner Architektur den mittelalterlichen Charakter, der nur durch die Rustikpaläste der Papesse, so hieß man die Nichten des Papstes Pius II., oder eine Halle im Stil der Renaissance unterbrochen wird. Siena ist eine Universitätsstadt; man unterscheidet jedoch die Studenten kaum von anderen ehrsamen Jünglingen; bis jetzt haben sie es in Italien wenigstens nicht für nötig gefunden, sich durch allerlei farbige Bänder und Kappen herauszuputzen wie der Esel am Palmsonntag. Diese zahllosen Universitäten sind für Italien auch noch eine Last aus den Tagen der Munizipalität, ebenso die vielen Bischöfe, von denen mancher kaum das Einkommen eines Dekans in Bayern oder Österreich besitzt. Wahrhaft erbärmlich ist in vielen Gegenden Italiens die Lage des niederen Klerus. Auch hier wird die Zeit unabweisbar zu einer sozialen Reform drängen.

Wie Pisa ist auch Siena eine sehr ruhige und stille Stadt. Am Tage meiner Ankunft befand es sich jedoch in voller Aufregung. Ein Lump hatte auf der Straße den alten Pierracini ermordet, weil er ihm ein Anlehen von hundert Frank verweigert hatte. Pierracini hatte sich vom Metzger zu einem wohlhabenden Bürger emporgearbeitet; das Erträgnis seines Vermögens verwendete er zur Unterstützung von Armen und zur Förderung der Künste. Sein Haus schmückten die berühmtesten Namen Italiens, mit dem Bildhauer Dupré stand er auf du und du! Die Entrüstung über den nieder-

trächtigen Mörder war so groß, daß ihn das Militär vor der Lynchjustiz schützen mußte; Pierracini, dessen Testament ein ruhmvolles Zeugnis für seinen edlen Bürgersinn ist, wurde auf die ehrenvollste Weise unter allgemeiner Teilnahme der Bevölkerung bestattet. Das milde Toskana blieb bisher von solchen Attentaten verschont; aber auch hier scheint die „Internationale" vor keinem Frevel zurückzubeben, wenigstens führt man einen gleichzeitigen Mordversuch zu Pontesiena auf ihre Anhänger zurück.

Kirchen, Gebäuden und Galerien wurde die pflichtschuldige Andacht gewidmet. Der Weg nach S. Domenico führt in das tiefe Tal, wo die fonte beanda zwei Bassins unter gotischem Bogen füllt. Mit Dante im Kopf wird man bitter enttäuscht. Die Erinnerung an diese zwei schmutzigen Lachen konnte nur die Sehnsucht durstiger Verdammter erregen; die Beschaffenheit der Umgebung, der üble Geruch der nahen Gerbereien läßt hier keine poetische Reminiszenz aufkommen. Steil klettert der Pfad zum anderen Stadtviertel empor; der Absturz schließt der Beobachtung die gelben Sande und Konglomerate der Tertiärformation Toskanas auf. Ich schaute beiseite, um nicht einer geologischen Versuchung zu unterliegen, denn die kurze Zeit, welche mir in Italien gegönnt ist, will ich ein für allemal nur der Kunst und dem Naturgenusse widmen; bleiben mir doch Werktage genug für die Tiroler Alpen! — Den Vorsprung des Hügels nimmt das alte Kloster San Domenico ein. An den Mauern tragen viele Grabsteine deutsche Namen von Studenten, die froh und lustig aus dem Norden herwanderten und dem schönen, aber

tückischen Klima erlagen. Den Kunstfreund entzücken die herrlichen Fresken Sodomas neben dem Altare, wo in goldener Fassung der Schädel der heiligen Katharina aufbewahrt wird. Der Pilger öffnet fast schüchtern die Türe der Kapelle, in welcher die Heilige zu beten pflegte und mit ekstatischer Verzückung ihre hochpoetischen Visionen schaute. Katharina ist eine der merkwürdigsten Persönlichkeiten des Mittelalters; durch ihr Verhältnis zum Papsttume nimmt sie eine weltgeschichtliche Stellung ein, ihre Biographie, umsponnen von den Ranken der Legende, wird auch jetzt in immer neuen Auflagen gedruckt und Capecelatro hat sich durch die Bearbeitung derselben, von der in Würzburg eine deutsche Übersetzung erscheint, großes Verdienst erworben. Die Nonne aus dem Volke gehört aber auch zu den Klassikern italienischer Zunge; ihre Briefe, die Niccolò Tomaseo in vier Bänden mit kritischem Verständnis nach den besten Lesearten veröffentlichte, drängen die gedrechselten alten Sonette und Kanzonen manches damals berühmten Poeten durch frische Unmittelbarkeit und Kraft des Ausdruckes tief in den Schatten.

Von S. Domenico ist das alte Kastell der Mediceer wieder durch eine tiefe Schlucht getrennt, deren Gehänge blühende Bäume schmückten. Dieses Zwing-Siena hat allen militärischen Wert verloren, es wurde daher in den Spaziergang „die Lizza“ einbezogen. Zwischen zwei Bastionen dehnt sich der mit Sand bestreute Ballplatz, welchen steinerne Bänke für die Zuschauer einfassen. Das Ballschlagen gehört zu den nationalen Vergnügungen des Italieners und er betreibt es, wie alles, was er ergreift, mit Leidenschaft und

Virtuosität. Wie in England die Universitäten Oxford und Cambridge mit dem Ruder, so ringen hier Siena und Pisa mit dem Ball um den Preis. Und es ist ein prächtiges Spiel, eine Gymnastik ganz anderer Art als das plumpe Kegeln neben den Bierkrügen. Das sollte unsere Jugend nachahmen; hätten unsere Künstler solche Modelle in solchen Stellungen!

Das alte Kastell erschließt auf seinen Wällen die schönsten Fernsichten. Heute war aber der Himmel trüb vom Scirokko, wie durch einen grauen Schleier erblickte man den vulkanischen Amiati, bis sich im Westen am tiefsten Horizont die Wolken lichteten und die sinkende Sonne alles mit der feurigen Pracht des Abends übergoß.

Der nächste Morgen brachte starken Regen, wie ihn der Landmann schon lange ersehnt; ich besuchte daher, anstatt die alten Gebäude im trüben Lichte zu betrachten, das Archiv. Es ist in den weiten Räumen des Palastes Piccolomini untergebracht, droben im höchsten Stocke, wo man das berühmte Schlachtfeld von Monteaperti überblickt. Achthundert deutsche Ritter entschieden hier den Sieg für Siena gegen das stolze Florenz. In den Sälen sind unter Glas eine Menge Sehenswürdigkeiten ausgestellt: Miniaturen, Autographen und dergleichen. Es ist jedoch nicht bloß für den Schein gesorgt, damit der gaffende Tourist an Bädeker schreibe; eine der ersten Autoritäten auf diesem Gebiete, Professor Ficker, welcher hier Urkunden kopierte, wußte mir die Ordnung und Zugänglichkeit der Anstalt mit der wärmsten Anerkennung zu preisen. Die italienischen Archive sind meistens so vortrefflich eingerichtet, daß man an

manchen Orten Deutschlands, wo man ja die Wissenschaft allein gepachtet zu haben meint, sich ein Muster nehmen könnte. Für die Staatsarchive Toskanas wirkte der treffliche unglückliche Monauni; den noch immer mächtigen Munizipalgeist der Städte muß man insofern gelten lassen, daß er die Bürger antreibt, alle Reste ihrer stolzen Vergangenheit in Ehren zu halten und die Urkunden jedem Forscher auf das bequemste zu erschließen. Auch die Enkel der mächtigen Geschlechter Italiens, die nicht bloß Kühe vor den Toren Berlins abfingen oder auf der Straße nach Nürnberg Pfeffersäcke plünderten, auch diese bewahren den Ruhm ihrer Ahnen vor traurigem Vergessen. Was gibt es da für herrliche Familienarchive! Die Urkunden, welche man bei uns zerfetzte oder wohl gar, wie wir klägliche Beispiele haben, an Knaben zu Leimtaschen verschenkte, stehen hier genau in Reih und Glied; die Besitzer sehen eine Ehre darin, wenn sie fremde Forscher benützen, ja sie lassen für diese Kopien machen und verfassen wohl selbst Monographien. Noch heutzutage sitzen Familien, deren Name über die Geschichte Italiens hinausreicht, in den mittelalterlichen Palästen, welche ihre Ahnen im zwölften und dreizehnten Jahrhundert erbauten, und sie halten es dabei gar nicht für nötig, nur unter sich zu bleiben und sich kastenmäßig vom Volke abzuschließen; in Italien herrscht eine gesellige Freiheit, über welche derjenige staunt, der aus Ländern kommt, wo man den Umgang nach den Sternen und Borten des Halskragens, nach der Gliederung des Stammbaumes einrichtet.

Wie leicht und schön lebt es sich in diesem Italien!

Auf der Fahrt nach Pisa stieg ein junger Mann in den Waggon; nachdem wir verschiedene Dinge besprochen, wie eben die Gegend und das Wetter den trivialen Anlaß boten, erwiderte er auf eine Frage: er sei zugleich Schüler und Lehrer. Als Student besuche er vormittags die Vorlesungen an der Universität, aber kaum habe er den Löffel aus dem Munde gelegt, müsse er trachten, sich seinen Unterhalt zu verdienen. Da fahre er nun mit Dampf bis zu einer kleinen Ortschaft und gebe dort in der Schule Unterricht in Geometrie und Zeichnen. Ich solle schauen, wie gut es seine Schüler machten! Dabei entfaltete er einige Blätter mit Aufrissen von Gebäuden und landwirtschaftlichen Gegenständen, alles nett und sauber, und dazu sein munteres, frisches Gesicht wie ein Wechsel auf eine heitere Zukunft. Auf dem Rückweg habe er dann bei jeder Station zu tun: städtische Familien auf dem Lande bedürfen für die Kinder seines Unterrichtes. So komme er jeden Abend müde nach Hause, studiere und arbeite dort und am nächsten Morgen fange dies Handwerk wieder an. Das wackere Bürschchen war wie von Boz Dickens gezeichnet; ich hätte gern mit ihm noch länger verhandelt, wir waren jedoch an Ort und Stelle und so begleitete er mich nur noch bis zum Gasthofe, wo er, nachdem er mir schließlich die Sottise angetan, mich für einen Franzosen zu halten, lachend Abschied nahm. Mög' es ihm gut gehen, recht gut!

Für Pisa habe ich immer große Sympathie gehabt, und seit ich in Guicciardini gelesen, wie mannhaft die Stadt ihre Freiheit verteidigte und wie schnöde sie darum betrogen worden, noch mehr. Ich widmete da-

her ihren oft gesehenen Denkmälern gern einen halben Tag; diese leeren Gassen und Straßen gehören der Trauer und der Wehmut. So verödete der Wechsel des Handels manche herrliche Stadt und die Zentralisation der Neuzeit läßt trotz der Eisenbahnen ganze Gebiete seitab liegen.

So auch Lucca.

Mitten auf einer weiten Ebene, umgeben von schönen Gebirgen liegt die Stadt im Kranz ihrer alten Wälle, die jetzt in einen Spaziergang umgewandelt sind. Die Fernsicht nach verschiedenen Richtungen läßt uns vergessen, daß wir mehr als eine Stunde brauchen, um wieder auf den Ausgangspunkt zurückzugelangen. Die Schanzen überzog üppiges Grün, zwischen dem Grase erhob sich die sonderbare Spinnenorchis und eine duftende Iris mit drei fast schwarzen Blättern. Ebenso reich war die architektonische Szenerie; diese grauen Türme mit ihren Zinnen und weiten Fenstern erinnerten an die Könige der Longobarden, wie man in Italien neben den Resten der Römer überall den großartigen Spuren der deutschen Herren begegnet, bis herab in unsere Tage, wo die Wälle, auf denen der Kaiseraar Österreichs mit breiten Schwingen horstete, allmählich zerbröckeln. Und was wird die Zukunft bringen?

Ich will meinem Programm nicht untreu werden, sonst könnte ich von Gemälden und vor allem vom Marmorbild der holdseligen Ilaria gar manches erzählen. Dieser Ausflug nach Italien gab mir zumeist Gelegenheit, den Unterschied der Bauformen, die ich früher ziemlich sorgfältig studiert, nach den ver-

schiedenen Gegenden im Fluge aufzufassen und ab-zugrenzen.

Auf dem Wege zum Bahnhofe fragte ich meinen Träger um den Monte Giuliano. Er zeigte mir diesen und fügte pathetisch den darauf bezüglichen Vers Dantes bei, den ich bei meiner Frage im Kopfe gehabt. Diesen konnte er zufällig wissen! eine flüchtige Bemerkung öffnete jedoch die Schleusen und er sprudelte Terzine um Terzine hervor. Gubernatis erzählt von einem Gondolier zu Venedig, der seinen Kameraden ebenfalls Gesänge von Dante vortrage. Die deutsche Literatur eignet sich allerdings weniger für das Volk, weil sie eben kosmopolitischer ist; wenn unsere Gebildeten hier und da einen Vers der Klassiker zitieren, so geschieht es meist nur mit einem Anklang von Travestie, und die Journalistik weiß das in einem Maße zu benützen, das sich nicht immer mit dem Anstande verträgt.

Wenn man in der Gegend von Pisa, Lucca und Pistoja einige Wochen verbummeln könnte! dachte ich im Vorbeifluge und gedachte auch des edlen Ferruccio, der hier in der letzten Schlacht für die Unabhängigkeit von Florenz fiel!

Den Apennin empor. Pitecchio, wo Catilina die Nemesis ereilte, Porretta mit den schimmernden Quarzpyramiden; Bologna; Modena, das schauerlich langweilige! Borgoforte: der zerschossene Brückenkopf mahnt an die Kämpfe von 1866, er wird eine Ruine bleiben, denn die Italiener brauchen ihn nicht; Mantua und über den stillen Lachen der Abendschimmer, ein Stimmungsbild für den Pinsel eines Schleich; die Ruinen der Scaligeri auf dem Hügel bei Villafranca — vor-

über! Verona, Trient, Bozen; das heilige Brixen; in tiefer Nacht auf dem Brenner, noch einen flüchtigen Blick auf den Eisack, der aus dem Dunkel schimmernd nach dem Süden eilt, — auf Wiedersehen in Italien!

Ein Ausflug nach Italien

Meine Osterfahrt nach Italien hatte ich heuer in der Mitte des April verlegt; ich wollte das Land im glänzenden Schmucke des Frühlings sehen. So vertraute ich mich am 9. um vier Uhr abends wohlgemut der Eisenbahn. Der Himmel war mir günstig, über den Brenner schoben sich zwar Wolken, zu Sterzing blieben sie aber zurück, und über den Grat des Penser Joches flossen rötliche Nebel, in denen der Sage nach die alten Junggesellen trauern, die sich nicht zum heiligen Ehestand entschlossen und griesgrämig ihr Seidel Wein allein tranken. Der Frühling hatte freilich viel Versäumtes nachzuholen, vor Brixen waren noch die Blätter des Kastanienbaumes in braune Knospen gewickelt, und nur schüchtern guckte aus dem Gelände eine oder die andere Schlüsselblume. In die Schlucht des Kuntersweges legte sich die Nacht; erst bei Bozen schimmerte über die Leiten die reinste Kirschblüte in das Dunkel.

Am nächsten Mittag wollte ich zu Verona schnell ein Rundreisebillet lösen, um frisch mit dem Zuge weiter zu dampfen, es war bereits zu spät und als ich fragte, wann der nächste Zug nach Vicenza abfahre, sagten mir Kondukteure und Türsteher: abends! Daß auch um 2 Uhr einer abgehe, schien ihnen nicht einzufallen. Man

wird zwar durch die Nachbarn im Norden, die wackeren Herren Bayern, auf den Eisenbahnen nicht verwöhnt, am wenigsten durch Höflichkeit. Was jedoch Schlamperei und Ungenauigkeit anbelangt, darin mindestens werden sie von den Welschen weit übertroffen und zwar je tiefer man nach Süden kommt, um so mehr. Ist das ein Wirrwarr auf den Bahnhöfen, eine Lumperei in manchen Restaurationen und hat man einen Brocken erobert, dann erst das Einsteigen! Reisende laufen durcheinander, die Bahnbeamten wissen nicht wo sie dieselben hineinpfropfen sollen, ist noch ein Plätzchen, so übertürmen es berghoch Schachteln und Fußsäcke, denn gerade da herrscht die lässigste Nachsicht; man wird grob wider Willen, überall Geschrei und Gezänke und Schimpfen bis man endlich sitzt. Wie mag es da erst bei Festzügen zugehen, wo sich die Masse der Gäste staut! Die Italiener sehen den Unfug ohne ihm zu steuern; einer meinte gelegentlich: Da täten die Prussiani not, die würden Ordnung schaffen. Ich gab meine Kräuterbüchse, die mir ein für allemal als Reisesack dient, zum Aufbewahren und ging das mir längst bekannte Verona rechts lassend, zur Basilika von S. Zeno, ein Bau, dessen schlichte Größe auch diesesmal seine Wirkung nicht verfehlte. Man spürt in diesen Hallen das Wehen deutschen Geistes wie in all den Werken altitalienischer Kunst, wie in den Versen Dantes, wenn auch die Individualität Italiens, ihr Schönheitssinn allem sein Gepräge aufdrückt. Ähnliche Empfindungen regen sich gegenüber dem Bild Garibaldis, dessen Züge, dessen Name den Enkel der Longobarden verraten, dessen unbefangene Kinderseele manchmal an die Märchen un-

ferer Föhrenwälder erinnert. Es wäre ein Buch zu schreiben über das Hin- und Herströmen der Geister und ihrer Wirkungen, daß der Nord und Süden wüßten, wieviel sie sich verdanken, — wenn sie sich auch gegenseitig viel zuleid getan — es wird dadurch reichlich aufgewogen, so daß wohl ein Künstler, der, wie Overbeck Italia und Germania als trauernde Schwestern nebeneinander setzte, jetzt beide im Schwung auf neuer Siegesbahn, Hand in Hand darstellen möchte. Daran wollen wir uns halten und dabei Mommsens Toast, der auch diesseits der Alpen Unwillen erregte, vergessen wie er es verdient.

Vor Sonnenuntergang erstieg ich zu Vicenza den Monte Berico, um mit der Karte in der Hand die Landschaft zu überschauen. Den Gipfel krönt die schöne Kirche Palladios der Maria vom Siege, verblichene Banner erinnern an Helden der Türkenkriege, auf dem Vorplatz steht die Marmorpyramide, welche Franz Josef als Denkmal für die treuen Soldaten errichten ließ, die hier verbluteten.

„Pro incolunitate Austriae," wie die Inschrift sagt. Es ist der Moloch des geographischen Begriffes im Stile Metternichs, dem sie geschlachtet wurden und sie zahlten so die Schuld von Jahrhunderten. Hätten die deutschen Kaiser anstatt nur zu erobern auch germanisiert, die Sprache wäre die eherne Fessel geworden, welche die Mark Verona für immer an den Norden gebunden hätte. Eigentlich brauchten sie nur zu erhalten, denn bis Vicenza reichen deutsche Namen und bekunden die umgestaltende Macht der fremden Einwanderer. So legte die Nemesis den trikoloren Kranz auf diese

Stufen, wir aber wollen mit dem wenn und aber schweigen, eingedenk jenes Verses von Homer:

„Was geschehen, das kennet ein Tor auch.“

Die Italiener haben den Marientempel der Renaissance durch einen gotischen Zubau verhunzt, wohl um zu beweisen, daß auch sie Barbaren sein können. Doch das vergißt man in dieser herrlichen Landschaft, die aus dem goldenen Sonnenlicht allmählich in das Grau der Dämmerung sank. Die Pflanzenwelt hatte freilich auch hier mit dem Kalender nicht gleichen Schritt gehalten. Nur Pappel und Flieder trugen volles Laub, um einer Nachtigall, die in hellen Tönen sang, Unterstand zu gewähren. Die Luft wurde kalt; ich stieg die lange Treppe hinunter, aus dem Gasthaus leuchtete mir warm und traulich das Herdfeuer entgegen. Eine echt welsche Wirtschaft! Ich suche sie aber viel lieber auf als die deutschen Hotels, wo man einen auch dafür zahlen läßt, daß man eben deutsch spricht. Aber die Schweizer, denen man überall begegnet? „Peggio di tutti“ sagte ein Italiener, mit dem ich mich über diese Dinge unterhielt, und er hatte nach meinen Erfahrungen recht.

Ich trat durch eine Glastüre von der Gasse unmittelbar in die Eßstube. Von dieser war links nur durch einen Barren getrennt die Küche, wo ein weißgekleideter Koch herrschte, rechts lagen auf einem Tisch verschiedene Fleischarten, Früchte und Gemüse aufgestapelt, so daß jeder wählen konnte, was ihm am besten gefiel. In der Mitte stand ein langer Tisch für die Gäste, wem es hier nicht behagte, mochte sich in das Kämmerlein nebenan zurückziehen. Die Zeit des Pranzo war längst

vorüber; ich fand daher die Räume leer, denn die Italiener wissen nichts von jener Gemütlichkeit, die abends im Tabakqualm den saftigen Braten mit einem Krug nach dem anderen hinabschwemmt, während daheim die Familie Erdäpfel und Brennsuppe verzehrt und oft nur halbsatt in das Bett kriecht.

Auf der Gasse wurde es lebendiger, es summte und schnurrte wie in einem Bienenschwarm. Nach einem tüchtigen Mahl warf ich den Plaid über die Schulter und ging auf den Korso. Das Völkchen wogte schwätzend und gestikulierend durcheinander, Wasser und Orangen wurden angeboten, Zeitungen ausgeschrien. Alles griff danach; die Herren blätterten nach den Telegrammen, lasen mit Hast und schüttelten den Kopf. Es bildeten sich Gruppen. „Es ist nicht wahr," sagte einer. „Was," rief ein anderer entgegen, „morgen wirst du es sehen, man verbirgt es nur wegen dem Konklave." — Ich trat hinzu und fragte was denn los sei, „o," erwiderte einer aus seinem Radmantel, „da erzählten sie, Pius IX. sei gestorben, und die Zeitungen wissen nichts davon?" Die Kinder! weil sie ihn so oft tot sagen, wird Pius gewiß so alt wie Methusalem, und wenn er auch stirbt, stirbt das Papsttum noch lange nicht.

Ich kehrte vorläufig wieder in mein Wirtshaus zurück. Ein Kaufmann hatte sich eingefunden, durch sein Geschäft in mannigfacher Beziehung mit der Stadt und der Umgebung teilte er mir allerlei über Verhältnisse, Sitten und Zustände mit. Diese Landstädte Italiens liegen zwar an Weltbahnen, Fremde eilen jedoch vorüber, um in kopfloser Hast feste Endpunkte wie etwa Venedig oder Florenz zu erreichen, und der neue Geist

will in ihre Mauern nicht einziehen. So zehren sie vom Ruhme der Vergangenheit, der Mut zu wagen, zu unternehmen will noch immer nicht erwachen. Während das alte Vicenza dahinsiecht, blüht einige Meilen davon Schio durch seine Fabriken auf.

Nach dem Frühstück besuchte ich das Museum. Dort lernte ich Montagna schätzen, vor allem erfreute mich jedoch ein Bild des würdigen Cima. Würdig, ja, das Beiwort bezeichnet diesen Meister am besten. Maria tront mit dem Kinde unter einer Weinlaube, rechts und links stehen an Pfeilern unter Lorbeerbüschen Jakob und Hieronymus. Man empfängt den Eindruck einer schlichten treuherzigen Legende, der Künstler sucht nirgends durch äußere Mittel eine Wirkung zu erschleichen oder zu erzwingen, er gibt einfach den Gegenstand, der seine Seele so erfüllte, daß für nichts Nebensächliches Raum blieb und rührt uns dadurch am meisten. Das Bild hat zwar manche Beschädigung erlitten, möge es bleiben wie es ist, und nie dem Pinsel eines Restaurators verfallen.

Begreiflicherweise suchte ich in Vicenza vor allem Palladio. Hier, wo so vieles von ihm zu finden ist, sowohl Gebäude als auch Entwürfe, lernt man ihn mit und an sich messen, wie den gediegenen Sanmicchele zu Verona: Beide verdanken alles dem Studium der Antike, nichts dem schaffenden Volksgeist. Bewunderswert ist Palladios Raumgefühl, wenn ich so sagen darf; freilich eine der höchsten Eigenschaften des Architekten, der im Raum befriedigen und nicht über ihn hinausführen soll. Neben dem Rathaus steht seine Statue, gerade keine vorzügliche Arbeit, jedoch be-

achtenswert insofern, als sie nicht von der Stadt oder mit zusammengebettelten Pfennigen, sondern von einem Mitbürger, dem Grafen Bressant, der Gemeinde geschenkt wurde.

Unterdes hatte sich der Himmel mit Grau überzogen, als ich nach Tisch in den Wagen stieg, begann es zu tropfen. Bald glich die venezianische Ebene einer Froschlache. Obwohl es bei meiner Ankunft zu Padua noch goß, daß das Wasser über das Pflaster rann, konnte ich es mir doch nicht versagen, die ruhmreiche Stadt, welche alles der Universität und dem heiligen Antonius verdankt, zu besichtigen. Ich eilte zum Santo, ohne mich lang vor der Statue Gatta melatas, eines protzigen Kondottiere, der auf dem riesigen Gaul fast verschwindet, aufzuhalten, trat ich in die Kirche. Durch ausgespannte Tücher, welche freilich jede architektonische Wirkung störten, war sie mit ahnungsvollem Dunkel erfüllt, der Schimmer zahlloser Kerzen, Orgelklang und Chorgesang drang zu mir. Man feierte eben dem Heiligen zu Ehren eine Andacht; er mochte in früheren Jahren wohl mehr Gläubige zu seinen Füßen gesehen haben, als jetzt unter der Herrschaft moderner Ideen. Sein Marmorsarg ruht auf einem Altare, Menschen aller Stände, auch Soldaten, drängten sich herzu, auf manchem Gesicht verklärte Inbrunst und Vertrauen den Zug der Sorge und des Schmerzes. Die Leute bemühten sich, während sie ihr Gebet vortrugen, den Sarg zu berühren, wohl in der Meinung, daß Antonio ihre Bitten um so schneller erfülle. Legten doch auch die alten Heiden in ähnlicher Absicht die Hände auf das Knie und an das Kinn ihrer Götterstatuen. Welche

Seligkeit muß es sein, die Gebete dieser Bedrängten zu hören und zu gewähren; wer das vermöchte, brauchte den Heiligen nicht um seinen Tron im Himmel zu beneiden. Seine Wunder sind von den ersten Künstlern dargestellt; er predigt auch den Fischen. Ich meine, das tun unsere Schullehrer und Professoren oft genug unfreiwillig. Unterdes hatte ein scharfer Ost den Himmel gefegt, Kräuter und Bäume des botanischen Gartens schimmerten von Tropfen, die herrlichen Magnolien, die gefüllten Pfirsiche und das feurige Rot einer Art Hagedorn schlossen mit anderen Blüten eine reiche Farbenskala, während die gelben Träubchen eines Ribes die Luft mit würzigem Duft erfüllten. Da der Abend nahte, wurde ich leider, ehe ich alles nach Wunsch angeschaut, vom Gärtner, der sperren wollte, vertrieben. Vor dem Tore überlegte ich, ob ich links zur Kirche S. Eufemia gehen oder einen Professor aufsuchen sollte, an den ich ein Brieflein in der Tasche trug. Kein Freund von Geselligkeit, verkehre ich doch gern mit gebildeten Italienern. Haben sich auch große Deutsche zu den reinen Höhen der Humanität emporgeschwungen, so besitzen die Italiener eine Eigenschaft, die man nicht im Schweiße des Antlitzes gewinnt, sondern als schönes Erbe einer uralten Kultur empfängt; bereits die Römer hatten dafür einen Namen: Sie hießen es Urbanität. Für das Gegenteil davon hat der Tiroler einen urwüchsigen Ausdruck: Zoch. Da es im lieben Deutschland überall Zöche gibt, so möchten wir das Wort unseren Sprachwarten an Spree und Pleiße empfehlen; wollen sie es durch eine Zusammen-

setzung vervollständigen, so könnten sie ja von Fall zu Fall Kulturzoch sagen.

Ich ließ aber für jetzt die Kirche links, die Wissenschaft rechts und eilte zum Prato della Valle, an dessen Pappeln das frische Laub funkelte. Das ist ein runder Platz mit Kieswegen und Ruhebänken, abgeschlossen durch einen Wassergraben und umgeben von einer Schar Marmorstatuen berühmter Männer, welche in den Sälen der Universität Weisheit getrunken. Ich ließ diese steinerne Herren mit und ohne Zöpfe und wandte mich einer Schar Kinder zu, welche sich schreiend und jubelnd auf dem nassen Rasen und in den Kottümpeln herumtrieben. War das eine Freude, wenn der Ball hineinflog und der Unflat weit umspritzte. Die Dreckkäfer! Werden die Mütter überrascht gewesein, wenn sie heimkamen!

Gegenüber erhebt sich das neue Gemeindehaus. Die Halle schmücken die neuen Standbilder Giottos und Dantes. Der Künstler schien mir trotz der realistischen Tüchtigkeit und namentlich der ausgezeichneten Behandlung der Gewänder der Größe des Gegenstandes nicht ganz gewachsen. Das gilt zumeist von Dante, der jetzt in Italien wie in Deutschland Schiller und wohl auch Bismarck den Plastikern herhalten muß. Sie machen einen theatralischen Poltron daraus, der die Mundwinkel herabzieht und dreinschaut, als wollt' er dem Publikum flugs mit einem Fluch die divina commedia an den Kopf schmeißen. Wie ganz anders ergreift seine Büste nach der Totenmaske in den Uffizien. Der Kopf ist sinnend vorgebeugt; welche Gewitter mögen über dieses Antlitz geflogen sein, das

jetzt nur die Züge entsagender Weisheit, ernster Milde zeigt, die vergibt, wenn sie auch nie vergißt; das Auge blickt nach vorn, scheint aber die Welt kaum zu bemerken, kaum die irdischen Dinge als solche wesenlos und schattenbleich. Aber diese Züge können sich leise von innen erhellen, es hebt sich der Blick, vor dem, was nur dem Staub gehört, versinkt, und das weite Tor des Aufganges erfüllt eine Sonne, eine Geistersonne, die Lippen zucken und bewegen sich: Gott! In der Dämmerung wanderte ich noch durch die Gassen der ehrwürdigen Stadt. Das düstere Zwielicht stimmte gut zu den riesigen alten Palästen mit ihren Hallen und Säulen; welch ein Duft umzieht Gebäude, die geschichtlich aus dem Boden gewachsen sind und nicht wie bei so mancher modernen Stadt als erlogene Schaustücke hingestellt wurden. Das Treiben der Bevölkerung, Gebärden, Aussehen und Gestalt mutet mich in Oberitalien nie fremd an, ziehen wir die germanische Mischung hier und in Tirol ab, so dürfte der romanische Rest in unsern Tälern kaum weniger betragen, als zwischen Alessandria und Vicenza. Die Erforschung der Stammtafeln dieser Bevölkerungen zwischen dem Tegernsee und Po wäre eines der interessantesten Probleme der Wissenschaft, in dessen Vorhallen uns bereits die Deutung so mancher Sprachreste geführt hat. Wie oft habe ich in den Totenkapellen meiner Heimat die kahlen Schädel auf der Hand gewogen, betrachtet und Stück für Stück verglichen. Überall erkennt man die Kreuzung der Rassen, oft aber liegen ihre Typen unvermittelt nebeneinander. Nur wer diese Knochen durch genaue Messung reden macht,

darf entscheidend mitsprechen. Wie lang ist's aber noch bis dahin! Auch für einen flüchtigen Beobachter beginnt der Süden eigentlich etwas nördlicher, als man gewöhnlich annimmt, wie auch das Blau über unseren Alpen um keinen Grad lichter ist, als das über dem Apennin und die herrlichen Landschaften an der unteren Etsch ihre Gegenbilder in Umbrien bei Spello und Assisi suchen dürfen.

In einem engen Gäßchen überraschte mich ein Nachtstück à la Höllenbreughel.

Ein Bäckerladen war vorn fast der ganzen Front nach offen, zu hinterst loderte aus dem großen Backofen ein Flammenschwall, grell beleuchtet walkten die weißgekleideten Gesellen mit einem langen Hebel den Teig, indem sie sich dabei gleichmäßig im Takt wie auf Kommando langsam beugten und emporrichteten. Wie gut haben es diese Welschen, während wir 7 Monate in der Stube eingepferchten sind.

Vor dem Café Pedrocchi sah ich eine Weile den kleinen Abenteuern galanter Herren und verschiedener Lazerten zu, die zwischen den Haustoren hin und wieder schlüpften und mit leichtem Wink sich gegenseitig lockten und abfingen. Nun, das ist im christlich germanischen Deutschland auch nicht besser, eigentlich kann ich sagen, daß ich in den Städten Italiens das Laster nicht plumper und frecher auftreten sah, als in vielen tugendhaften Orten diesseits der Alpen. Wir wollen indes durch eine weitere Besprechung dieses kitzlichen Themas in keuschen Ohren keine sittliche Entrüstung hervorrufen, daß ich es aber auch nur von ferne berührt, wolle man dem Mediziner zugute halten.

Bin ich in einer Stadt fremd und möchte gerne erfahren, wo ein Junggeselle oder Strohwitwer gut essen und trinken kann, so packe ich einen Offizier oder Studenten an, die wissen da am besten Bescheid. Da kommt so ein Bürschchen dahergetänzelt, ah! das kennt sich aus und führt mich gleich lachend und schwatzend in eine Kneipe, wo bereits etliche lustige Vöglein zwitschern, als wären sie aus dem berühmten Gedicht Fusinatos „Lo Studente padovano" entsprungen. Wie leicht und frei lebt sich's mit diesen Italienern! Der welsche Student ist eigentlich ein Wesen sui generis, wenn ihn vielleicht auch der deutsche Musensohn nicht für voll gelten lassen will, weil er sich in keine Prügeleien mit Eisenstecken einläßt, nicht kommentmäßig sauft und den Wert der Kommilitonen nach den Couleurs bemißt. Gefühl für die Größe seines Volkes, Begeisterung für dasselbe hat der italienische Student ebensoviel wie der Deutsche, das läßt sich auch bei den Jünglingen aus dem „Trentino" beobachten und ich schätze sie, abgesehen davon, daß sie auch tüchtig lernen, gerade auch wegen dieser Eigenschaft höher als andere, welche später als gehorsame Diener im Tintenfasse eines Bureaus versinken. Fusinatos reizendes, allerdings hier und da etwas liederliches Gedicht verdient eine Übersetzung, um das Bild von Land und Leuten Italiens zu ergänzen.

Das so nahe Venedig wollte ich nicht zur Seite liegen lassen, und so fuhr ich in der Frühe dahin, ebensosehr, um alte Erinnerungen aufzufrischen, als den Anblick ewig junger Kunstwerke zu genießen. Jene rief vorzüglich das weite Meer mit seinen Segeln her-

vor, wie man es vom Geländer des Markusturmes überschaut.

Als ich wieder vor dem Dogenpalaste stand, gesellte sich mein Wirt zu mir; er wollte mir etwas zeigen, was ich bisher gewiß übersehen. Er wies mit dem Finger auf den Knauf eines Pfeilers, und schnitt dabei das boshafteste Satyrgesicht. Aus den großen steinernen Ranken erhoben sich zwei Gestalten: Er und Sie, welche in einer Reihe von Szenen rund herum das Schicksal menschlicher Liebe vom ersten schüchternen Blick bis zur Wonne des Beilagers und zu dem traurigen Tode ihres Kindes darstellen. Diese alten Werke gleichen der Fülle der Natur, welche in der Vollkraft ihres Schaffens alles mit Laub und Blüten überzieht, durch die tausend und tausend kleine Geschöpfe im bunten Wechsel wimmeln. Alles scheint absichtslos, zwecklos und ist doch notwendig bis zur niedersten Zelle. Jene Meister fragten wohl auch nicht: Wird dieser oder jener Zierat auch je von einem Aug' gewürdigt? — Meißel und Pinsel bewegen sich fast von selber. Das ist der echte Reichtum wahren Lebens.

Als einen glücklichen Zufall mußte ich es preisen, daß mir in der Akademie das Bild des mir so lieben Gian Bellin, Christus zu Emmaus, unmittelbar vor Augen gerückt war. Man hatte es aus der Kirche, der es gehört, zur Aufbewahrung hierhergebracht, bis jene wieder völlig restauriert ist. Auch von Veronese sind aus gleichem Grunde etliche kräftige farbenprächtige Gemälde ausgestellt, die man sich freilich erst, weil sie an einer Decke zur Untenansicht bestimmt sind in die richtige Lage übersetzen muß.

Zu den Frari ging ich, um Tizians Familie Pesaro und dann der Madonna mit dem Engel, welche Platen in einem klassischen Sonett besungen, die Aufwartung zu machen. Bei Gian Bellin reift das Ideal Christi und Marias der reinen Vollendung entgegen; es sind hohe Gestalten und zugleich, wie alles wahrhaft Hohe, naiv und innig. Wie Goethe vor der Heiligen Jungfrau zu Bologna für seine Iphigenie, so sollte jeder für sich geloben, nichts zu tun, zu sagen, ja nur zu denken, was nicht den großen Blick des Auferstandenen am Tisch zu Emmaus aushielte.

Vor solchen Werken begreift man die erhabene Sendung der Kunst und daß ihr Beruf nicht aus dem rohen Stoffe und dem Wechsel seiner Erscheinungen, sondern aus einer Tiefe stammt, die, weil an und für sich inkommensurabel, eben dadurch göttlich ist. Unterdes hatte sich im Schiff der Kirche ein feines und gewähltes Publikum eingefunden, dem entsprach auch der Prediger, welcher soeben die Kanzel bestiegen hatte. Ich mietete einen Strohstuhl ihm gegenüber. Alles war studiert, jede Bewegung fein und abgemessen, beim Steigen und Fallen der Stimme meinte man fast den Flötenton, welcher hinter der Tribüne den antiken Rednern das Maß bestimmte, zu hören. Der Stoff war wohlgegliedert, jeder Teil gegen den andern im Gleichgewicht, die Redefiguren elegant, alles glatt poliert, sorgfältig ziseliert. Er behandelte die Eucharistie in einer so appetitlichen Weise, daß man füglich von einem Ohrenschmaus sprechen konnte. Zum Schluß fehlte nur das Bravo und das Klatschen des Publikums; nach der strahlenden Befriedigung auf allen Ge-

sichtern hätte man es fast erwarten dürfen. Ich hörte dem Kunststück mit Vergnügen zu, von einem Ergriffensein war freilich keine Spur, und so ziehe ich einen derben Dorfkaplan vor, der an sich und sein Thema glaubend auf die Kanzel paukt und den begriffstützigen Bauern Herz und Kopf mit dem Holzschlegel zerknirscht.

Ich machte noch einen Rundgang durch die Kirche, ein paar zerlumpte Jungen, die mir die Merkwürdigkeiten zeigen wollten, waren kaum abzutreiben, obwohl sie recht gut sahen, daß mir alles bekannt sei. Als ich mich der Pforte näherte, winselten sie mich noch einmal mit jämmerlichen Gesichtern an; ich schenkte ihnen gutmütig etliche Centesimi, da schielte einer vorwurfsvoll empor und rief: „Nun, Herr, für das, was wir getan, ist dies sehr wenig. Ein andermal könnten wir es dafür nicht mehr machen." Ich mußte über die Unverschämtheit der Schlingel herzlich lachen, sie vertrollten sich laut zankend, wahrscheinlich darüber, was sie für ein Naschwerk kaufen sollten. In Venedig wird man jetzt oft angebettelt, meistens stehen die Armen und schauen den Vorübergehenden aus den Augen voll Not und Elend an; blaß, abgemagert, zerlumpt unter der Last von Hunger und Krankheit. Freilich sind ihrer zu viele! Man hofft auf allerlei Hilfe von außen, auf neue Eisenbahnen, die den Umweg über Verona kürzen sollen, aber was nutzt es, wenn die Feder in der Uhr zerbrochen, die Kraft des Handelns gelähmt ist! Die Krone der Löwin des Meeres, wie Prati Venedig nennt, ist in die Lagunen gefallen, und die Paläste der Helden, deren Marmorgesichter uns auf den Sarkophagen alter Kirchen Ernst gebieten, kaufen jetzt glück-

liche Tänzerinnen, Sängerinnen und Bankiers, die nie eine andere Waffe berührten, als die Schere zum Couponabschneiden.

„Venedig liegt nur noch im Land der Träume!“

Für diesen Abend sollten aber die ästhetischen Genüsse etwas unangenehm enden. Nach Tisch kam ein Kerl mit Austern; ich wählte etliche mit festgeschlossenen Schalen, aber die eine, die ich aß, bekam mir so übel, wie dem Atta Troll, der gewaltig von vorn und hinten nieste. Später erkundigte ich mich, und da hörte ich denn freilich von einer Krankheit, welche die Austern gefährlich mache. Dieses zur Warnung für andere Leckermäuler. Am nächsten Morgen stellte mich die Seeluft und ein paar Orangen wieder völlig auf die Füße. Der Himmel hatte sich ganz geklärt, als mich eine Gondel durch den Canal grande zur Eisenbahn trug. Bald tauchten die Euganeen auf, an denen Nebelstreifen zerflossen, der Dampf aus den heißen Sümpfen Abanos mischte sich mit ihnen. Die Eichen an den Hügeln trugen noch das welke braune Laub, die düstere Zypresse, der graue Ölbaum dazwischen konnten das fehlende Grün nicht ersetzen. Ich blickte lüstern nach den Steinbrüchen, die an den Gehängen eröffnet waren, gern hätte ich ein halbes Stündchen in den Trachyten und Basalten verklopft und wäre dann emporgestiegen zum Turm von Monfelice, wo einst die deutschen Landsknechte die welschen Söldner Venedigs unbarmherzig auf die Spieße herabwarfen. Angenehmere Erinnerungen bietet freilich dort in der grünen Bergfalte Arqua, wo der Tod Petrarka die Leier aus der Hand nahm. Petrarka und Laura, wie begeister-

ten mich in der Jugend diese Namen! Ich hatte in einem Almanach einen Kupferstich gefunden, der ihr Bild wiedergab; das Original entdeckte ich später im kapitolinischen Museum. Den schnitt ich aus und klebte ihn auf meine Gitarre und an dieser flatterte ein langes grünes Seidenband. Wenn ich nur auf alle meine Jugenderinnerungen mit so heiterem Lächeln zurückblicken könnte, wie auf diese, die mir fern in Italien plötzlich vor der Seele stand!

Kaum hatte ich die Anfänge der italienischen Grammatik hinter mir, so griff ich nach Petrarkas Kanzonen und Sonetten und ward — enttäuscht. Ich wollte fühlen; ein Schnaderhüpfel, ein Volkslied bot mir in seiner frischen Unmittelbarkeit mehr, es sprach ein Inneres aus, das ich verstand. Erst später lernte ich ihn achten. Ich bewunderte die Vollendung der Form, den edlen Bau der Sprache, ich ahnte die Seele in Strophen wie:

„Levommi il pensiero in parte, dov'era.“

Die höchste Verehrung zollte ich jedoch dem Patriotismus des Dichters, der sich freilich an den klassischen Erinnerungen seiner Heimat entzünden konnte. Das Echo Roms klang von Geschlecht zu Geschlecht, während sich das deutsche Reich mit seinem Namen und dem entlehnten Symbol seines Adlers schmückte. Wie sind diese alten Italiener durchdrungen von der Liebe zum Vaterlande, von der Begeisterung für seine Vergangenheit, von Haß gegen die Feinde desselben, von Schmerz über seine Erniederung! Wir Deutsche wollten die Welt beherrschen und verloren die Heimat.. Man erinnere mich nicht an Walters schönes Lied:

„Jr sult sprechen: willekommen
Der iu märe bringet, das bin ich.“

Es erlischt — erlischt vor dem heilgen Zorn, dem tiefen Leid in Dantes Versen, die wie Donner rollen und erschüttern:

„Ahi serva Italia di dolor ostello!“

Die Poebene war ein See, aus dem Ulmen, Pappeln und Weiden emporragten. Hier und da erhob eine alte Schanze den zerbröckelten Kamm, ein trauriges Wahrzeichen der Vergangenheit. Mitten in der Fläche Ferrara, so langweilig, daß man Tasso doppelt bedauert, der hier seine Tage verbrachte. Man weiß jetzt: Nicht eine unglückliche Liebe zu der 42jährigen Prinzessin, sondern politische Verhältnisse brachten ihn in das Gefängnis.

Diese flachen Niederungen mit ihren zahllosen Maulbäumen, welche Rebengewinde in Reih und Glied verketten und die fetten Wiesen dazwischen müssen das Herz eines Landwirtes entzücken, und ein solcher stieg jetzt zu mir in den Wagen.

Nächsten Anlaß zum Gespräche bot das magere Stückchen Braten und das kleine Fläschchen Wein, das er in der Restauration für teures Geld gekauft. „Sind das nicht Räuber,“ rief er heftig, „Räuber, ja! Mitten im Überflusse so zu prellen. Ich mußte es kaufen, denn im Dorfe, das ich besuche, erhalte ich höchstens ein Stück Polenta und heute ist Freitag!“ Bald kamen wir auf die landwirtschaftlichen Verhältnisse, er sprach mit Wonne von der großen Fruchtbarkeit und auch gesünder würden diese Ebenen, seit man die Reisfelder in

Weizenäcker verwandle. Als wir an einem Gut vorüberflogen, wo der Bauer mit vier Paaren starker Stiere den Boden aufriß, schüttelte er den Latz seines Rockes und sagte lächelnd: „Da schauen Sie, die Scholle hat gleiche Farbe, wie das Tuch hier und das ist das Beste!"

Der Politik entgeht niemand und wo zwei über Politik reden, ist Bismarck mitten darein. Er und Garibaldi beschäftigen die Phantasie der Zeitgenossen am lebhaftesten, bereits spinnt die Mythe ihre Ranken um sie. Dem Keimen des Deutschen Reiches sahen die Italiener nicht ohne Sorgen zu, es schreckte sie der Name und mancher glaubte schon wieder den dröhnenden Schritt der Ottonen und Hohenstaufen auf den Alpen zu hören. Sie täuschten sich; mit dem Erben des alten Kaisertumes, der nach den geschichtlichen Voraussetzungen in der Hofburg zu Wien thronte, hatten sie nichts mer zu verrechnen, nachdem er ihnen, zwar geschlagen aber nicht besiegt, die Lombardei und Venedig überlassen. Bald gewahrten sie ihren Irrtum, als Wilhelm es ablehnte, die Wiederherstellung des Kirchenstaates zu versuchen. Doch gehört die Sympathie eines großen Teiles der Italiener noch immer den Franzosen; das Volk Dantes, Boccaccios, Petrarkas und Manzonis hätte es zwar nicht nötig, aber es holt doch noch immer seine Muster für Literatur, Kunst und Industrie aus Paris. „Die Verwandtschaft der Sprache und Abstammung bindet uns an sie!" meinte mein Nachbar. Aber da übertrifft ja das Italienische an Wert, Umfang und Tiefe das Französische weit. Die Abstammung! Überwuchert in Frankreich nicht

mehr und mehr das Keltentum Staat und Gesellschaft? Die Phrase von der Solidarität aller romanischen Nationen begann einzuschlafen; leider haben sie wieder dünkelhafte Teutonen, die vom Niedergange der Romanen faselten, wachgerufen und so die Legnagofeier im Gegensatze zum Hermannsfeste veranlaßt. Die haben Ursache, das Maul aufzureißen, nachdem sie trotz der Siege von 1870 mehr und mehr dem Franzosentum verfallen und von Bismarck, dessen staatsmännische Größe die Larve eines liberalen Tribunen nicht braucht, hören mußten: „Der deutsche Arbeiter sei nur halb so viel wert, als der französische!" Da hat es noch gute Wege, wenn mir jüngst der treffliche Gubernatis sagte: Er erwarte für Italien eine Renaissance im deutschen Geiste, wie es eine solche bereits im römischen hatte. Jedenfalls dürften die Italiener nicht mit Häckel und Heine anfangen, sondern bei Lessing und Kant, bei Goethe und Schiller, bei denen überhaupt auch die Deutschen bleiben müssen, wenn in Zukunft noch von deutschem Geiste die Rede sein soll.

Auch Rom kam zur Sprache. „Ihr habt allerdings das Capitolium," sagte ich, „aber werdet ihr es behalten? Wenn Frankreich mit der Fahne von Lourdes . . ." — Nun war die Schleuse gezogen; es brach eine Sturmflut auf mich nieder, daß ich keine Silbe mehr dazwischen schieben konnte. „Frankreich, was Frankreich! Die sollen sehen, daß sie mit sich fertig werden. Wir werfen ihnen 700 000 Soldaten entgegen wie eine Mauer, und was für Soldaten! Wären Sie bei S. Martino gewesen, sie müßten zugeben: die ersten der Welt! Zwölfmal griff unsere Kavallerie

an, wer tut ihr das nach? Die Franzosen sollen sich schämen!"

So ging es fort, bis ihm die Stimme überschnappte. „Das ist ja trefflich," bemerkte ich, „wenn ihr auf eigene Kraft baut, bringt ihr aber das Geld auf?" — „Unsere Finanzen," erwiderte er ruhiger, „sind schlecht, das ist leider wahr; wir zahlen schrecklich, allein wir wissen, wofür wir zahlen, also ist das Geld nicht in einen Sack geworfen, der keinen Boden hat. Übrigens wird es bereits besser, das beste jedoch bleibt, daß Italien noch soviel jungfräulichen Boden für den Ackerbau besitzt. Seht auf die Campagna, auf die Maremna!" So hatten wir die Station erreicht, wo er aussteigen mußte; er schüttelte dem Tedesco herzlich die Hand und sprang in eine Kalesche, die ihn erwartete.

An Bologna wollte ich diesmal nicht vorüberfahren. Ich wählte ein Wirtshaus in der Hauptstraße und erhielt ein Zimmer mit der Sicht auf die häßlichen schiefen Türme, denen Dante ein so drastisches Gleichnis verdankt. Sie standen im hellen Abendlicht, durch die Gasse floß aus Westen ein breiter Strom von Strahlen, daß ich geblendet zurücktrat. Nach einem Glase Wein bummelte ich zwischen den Säulenhallen der Paläste, deren mancher halb ausgebaut blieb oder jetzt allmählich zerfällt. Sie schienen für Giganten berechnet. Jetzt wandelt dort ein glattes Geschlecht eleganter Herren mit Seidenzylindern, feine Damen mit langen Schleppen lisciando, strisciando; aber die Damen sind anmutig und die Herren wissen nicht bloß das zierliche Stöckchen zu drehen, sondern

auch, wenn die Leidenschaft durchbricht, mit dem Stilet zu tupfen. Das erfuhren auch die Österreicher. Die verstanden jedoch Ordnung zu schaffen. Wenn jetzt die Zeugen gegen Verbrecher vor den Geschworenen verstummen, weil sie die blutige Rache fürchten, so war damals der Weg vom Kriegsgericht zum Galgen nicht weit, und das wirkte. Auch unser Geschlecht, dessen Zunge vom Rosenöl der Humanität trieft, wird durch bittere Erfahrung lernen, wieder härter zu werden, wie die Väter — diese Zöpfe! Auf dem Hauptplatze mit dem riesigen Neptun gedachte ich Enzios, des letzten Hohenstaufen, der hier in Gefangenschaft endigte. Ben ti voglio! Die Liebe findet überall ihren Weg! Mit seinem Stamm erlosch nicht bloß die Größe, sondern auch die Poesie deutscher Kaisergeschichte, die aus der Verbindung mit Italien entsprang. Vielleicht hebt einmal ein süddeutscher Dichter, dessen Wiege eine katholische Mutter schaukelte, diesen Nibelungenhort, wohl aber hätte Bologna vorläufig einen Zyklus Sonette von Platen verdient, wie Venedig.

In einer Seitenkapelle von San Petronio war das heilige Grab aufgerichtet, die frommen Frauen strömten durch alle Tore, um zu sehen, wo sie den Herrn hingelegt und seine Wundmale zu küssen. Die Männer blieben heraußen auf der Terrasse, nur die Bauernsöhne in Montur, die gemeinen Soldaten fanden sich ein, um beten zu helfen. Die gebildeten Städter scheinen die religiösen Übungen allmählich aufzugeben und das Proletariat folgt dem wohlfeilen Beispiele. Ich sah am Karfreitag etliche Lastträger ruhig Fische und Fleisch nebeneinander verzehren, was die Kirche

doppelt verbietet. Ein alter Priester im langen Talar schritt vorüber; er wandte, ohne eine Miene zu verziehen, das Gesicht zur Seite und dachte wohl an den Spruch: Altri tempi, altri costumi! Einer, der ihn kennen mochte, flüsterte halblaut: „Wir leben doch in einem lächerlichen Jahrhundert". — Es kommt eben darauf an, wie man diese Widersprüche, welche bis auf den Grund der Tiefe gehen, auffaßt; sie können nicht bloß komisch sein, sehr oft tragisch. Daß durch diese Gährung, welche alle Kreise in ihre Strudel zieht, vorerst die sittlichen Mächte ernstlich bedroht sind, kann keine Phrase vertuschen; es wird noch harter Kämpfe bedürfen, bis die Klärung beginnt und das Ende läßt sich noch gar nicht absehen; ein Volk ohne Religion wäre jedenfalls die neueste Erscheinung der Weltgeschichte; ich kann sie mir so wenig denken als Torqueville. Nun, wir werden es nicht erleben.

Der Küster schloß die Türen, es war dunkel geworden, die Laternen wurden angezündet und Spaziergänger füllten die Straßen. Auf dem Platze flackerten farbige Lichter, ich trat hinzu: auf Schragen lagen Bretter und umschlossen einen kleinen Raum, ein Eisverkäufer bot seine Sorbetti an. Kinder, Soldaten, Arbeiter nahmen ab und zu Platz und tranken entweder ein Glas mit Himbeerabguß oder naschten genügsam und behaglich ein Becherchen Gefrorenes um — 10 Centesimi, macht 4 Kreuzer!

Bei uns hätte man es ohne Schnaps nicht getan. Ich stand im Hintergrunde; der Verkäufer sah mich an, nickte und reichte mir über die Köpfe weg meine Portion. Ein Bersagliere machte mir Platz neben sich und er-

zählte mir, er sei drin im Apennin zu Hause, da könnte man selbst im Hochsommer Schnee und Eis umsonst haben, er aber freute sich, bald wieder den Berghühnern nachzusteigen. Nun erzählte ich ihm von Tirol; er hörte aufmerksam zu, endlich sagte er: „Ja, ich habe in einem Laden zu Mailand sogar Bilder davon gesehen, auch von Gemsen, die gibt's bei uns freilich nicht, dafür habt ihr aber keine so schlanken, schwarzäugigen Mädeln wie wir."

Nun, die Kirschen sind überall süß!

In der Weinstube saßen am langen Tisch mehrere junge Herren; der Kellner stellte mir ein Gedeck hin, beim Abendschmause fehlte weder die berühmte Mortadella, der Stolz der Bologneser Fleischer, noch die goldgelbe Traube, die man mit Recht nach dem Paradiese nennt. Ich horchte dem Gespräche, da wendete sich einer an mich: „Ob mir Bologna gefalle?" — Ich sagte nun mancherlei zum Lobe der Stadt, zum Lobe Italiens, und daß ich alle Jahre komme, um hier etliche Tage angenehm zu verbringen. Sie horchten mir mit sichtbarem Vergnügen zu, dann sagte einer: „Heuer werden Sie nicht mehr viel Neues zu sehen kriegen, aber das nächste Jahr flattert wohl die rote Fahne der Republik." „Tut es denn die Trikolore nicht?" unterbrach ich ihn lächelnd, „sie hat euch ja zu Ruhm und Ehre geführt." Da erfuhr ich, daß es die rote Fahne des Kommunismus sein müsse, um Italien glücklich zu machen, von der Südspitze bis zu den Alpen; weil mich die Sache nichts anging, so wendete ich nichts dagegen ein, jeder liegt eben so, wie er sich bettet. So übertrumpfte einer den andern; sie bliesen die Gesetze

der Natur und Geschichte wie Kartenhäuschen vom Tisch, als hätten sie statt Wein Petroleum getrunken; mich aber dünkte, für solche Speiteufel wäre, nachdem sie der Schule, wo der Lehrer die Birkenrute nicht zu handhaben gewagt, entliefen, der aufgeklärte Absolutismus die beste Regierungsform, um ihnen durch das Muß das Soll beizubringen. Gruselt auch den Staatsanwälten, ich halte solche Schwätzer nicht für gefährlich, die werden die Weltordnung so wenig stören, als ein dunsthafter Komet die himmlische. Unter der roten Fahne würden sich die Italiener, deren Munizipalgeist ja noch nicht erloschen ist, zerfleischen wie im Mittelalter; sie würden, wenn sie diese Art Freiheit genossen hätten, die Dynastie Savoyen trotz allem und allem aus dem Boden kratzen, und vielleicht würden dann diese jungen Brutusse, sobald sie dem kommunistischen Phalansterium entronnen wären, am lautesten Evviva schreien.

Indes, die Bäume wachsen nicht in dem Himmel und die Leute werden älter! In der Frühe besuchte ich den Markt, ich wollte die Bauern sehen, ein wahres Kernvolk, hart, wetterfest, kräftig. Sie standen in ihren Zwilchjacken herum und verhandelten über eine Wahl, wenigstens war der Platz wie beschneit von Papierfetzen, die nun mit den aufgekritzelten Namen der Volksbeglücker in den Kot getreten wurden.

Was sie redeten, verstand ich freilich nicht; wer versteht aber auch den schrecklichen Bologneserdialekt! Die Bevölkerung dieser Gegenden mag sich wohl seit dem Altertum, wie sie aus Ureinwohnern, militärischen Kolonisten und Sklaven zusammenfloß, von der Völker-

wanderung ziemlich unberührt erhalten haben; mir fiel die Ähnlichkeit mancher mit tirolischen Bauern aus dem Stubei- und Oberinntal auf. Die Beschaffenheit der Körper scheint mir für die genealogische Ableitung wichtiger, als die zerstreuten Notizen der Klassiker, die sie allerdings bestätigen. In den Gräbern von Marzebotto, die in neuester Zeit so reiche Ausbeute für die Museen der Stadt liefern, mögen wohl die nahen Verwandten der einen oder andern schlafen. Den flüchtigen Besuch der Pinakothek will ich kaum erwähnen. Hier, wie noch so oft, mußte ich den Mangel an Zeit beklagen; Eindruck verdrängt den Eindruck, und mit schwerem Herzen scheidet man aus den Sälen, wo man für Monate Genuß und Belehrung fände.

Die Bahn über den Apennin mit ihren zahllosen Tunnels und Viadukten muß für einen Ingenieur von größtem Interesse sein; fast scheint es, man habe hier und da Schwierigkeiten aufgesucht, um sie zu überwinden. Es bieten aber auch die Landschaften, durch welche uns der Dampf führt, viele Abwechslung. Gegen die enge Schlucht des Rheno münden breitere Täler und überraschen oft ganz unerwartet, wenn wir einen Felsenriegel durchquert haben und uns bereits mitten im Hochgebirge glauben. Kahle Schrofen zeigen sich im Hintergrunde, kantige Grate steigen nieder und laufen dort, wo sie die Wirkung alter Gletscher erreichte, in mildere Hügel aus, die Stätten einer Kultur, die nach Jahrtausenden zählt. Wie vielen Geschlechtern mag dieser Boden, den keine Ernte erschöpft, Brot gespendet haben! An steilen Abhängen ist er terrassen-

förmig abgestuft und bietet Wein, Obst, Korn in Fülle. Freilich vermißt das Auge den kräftigen Baumschlag des Nordens.

Buschiger Heiderich, Gestrüpp von Stechpalmen und Ginster, die Stauden der Schlehe und Kornelle überziehen weite Strecken und schmücken sie im Frühling mit Blüten aller Farben. Hier und da unterbricht sie ein Bestand von Bergeichen; unsere Tanne meidet die Gesellschaft und nur streckenweise findet sich eine eigene Art Föhre ein, die der Unkundige mit der vornehmeren Pinie verwechselt. Die Beschaffenheit der Bodenfläche ist auch hier von der geognostischen Unterlage abhängig. Obwohl der Apennin zwischen Bologna und Florenz verhältnismäßig jungen Formationen angehört, so sind doch seine Schichten vielfach gestört und steil aufgerichtet, so daß sie der Rheno und ihm zur Seite die Eisenbahn oft unter einem großen Winkel durchschneiden muß. Da wechseln nun Lagen eines festen grauen Sandsteines, welcher der Verwitterung widersteht mit breiten Zonen weicher Mergel und Schiefer. Der Fluß, der vom Kamm des Joches entspringend, sich gegen Osten wendet, sägte sich eine Bahn, andere Wässer, fast senkrecht auf ihn, bildeten Rinnen in den weichen Gesteinen, wuschen hier allmählich Mulden aus bis an die harten Lehnen, sie schwemmten die lose Erde zusammen und schufen so den fruchtbarsten Untergrund für die Landwirtschaft. Der Paläontologe erntet hier freilich wenig; der Mineraloge muß sich mit den Mugeln und Knollen des spätigen Baryts bei Paterno begnügen, die man in Bologna pulvert und zu Kugeln knetet. Hat man diese in die Sonne ge-

legt und bringt sie dann an einen dunkeln Ort, so phosphoreszieren sie, eine Entdeckung, die wir einem Schuster verdanken. Machen wir, weil wir uns doch schon in die Geologie verirrten, einen Sprung nach Orvieto. Dort wechseln ebenfalls feste und weiche Schichten, sie behielten jedoch ihre sölige Lage. Wenn nun der Boden durch Erdbeben klüftete oder gesammeltes Wasser Risse zog, so wurden die festen Tafeln unterwaschen, indem sich die weichen Schichten lösten; jene brachen und stürzten in die Tiefe, Bäche und Flüsse wälzten sie fort, und der Boden wurde wieder geebnet. Manchmal entstanden terrassenförmige Absätze, hier und da erhielten sich einzelne Schollen von beträchtlicher Ausdehnung. Orvieto liegt auf einer solchen Scholle; die steilen Abstürze mußten zur Gründung einer festen Stadt einladen. In der Campagna von Orte bis Corese sehen wir verschiedene Formen dieses Terrains.

Jedes Jahr hatte ich noch auf den Höhen Schnee angetroffen; einmal mußten sogar Arbeiter die Schienen freischaufeln; heuer prangte rings der Vorfrühling. Hier und da zeigte sich an einem sonnigen Vorsprung die grüne Dolde einer Nieswurz oder einer blassen Primel; unsere dreifarbige Anemone vermißte ich hier überall, dagegen trat eine rote Ranunkel auf. Nur die Gebirge im Hintergrund von Poretta schimmerten bis tief herab in einem Schneemantel, der keine schwarzen Lücken zeigte und erinnerten an unsere deutschen Alpen. Wer im Juni hier herumsteigen könnte! Er müßte im Freien übernachten, über sich den herrlichen Himmel mit allen Sternen, fern am Horizont links die Adria,

rechts das Tyrrhenermeer im Mondlicht. Der Italiener ist vor allem Städter und trägt in seine Villen die Stadt hinaus. Mit der Höhe rückten uns graue Nebel näher und näher, sie lösten sich endlich in einen feinen Regen, der Pistoja und die toskanische Ebene in einen Schleier hüllte. Ein Philologe suchte sich aus Sallust über das Schlachtfeld Catilinas zu orientieren, ich wies ihm bei Pitacchio in die Tiefe, wo sich die Poststraße in ein schmales Tal verliert. Während er noch die Kohorten des Petrejus aufstellte, fuhren wir bereits bei Montemuolo in die Dämmerung.

Zu Florenz war es volle Nacht. Ich besuche diese Stadt jedes Jahr, und wenn ich auch einen Umweg machen muß, sie ist mir die liebste von allen, die ich kenne. Jeder neue Besuch bestätigt und vertieft die Eindrücke, die ich bei meinem ersten empfangen. War dort die Erregung fast eine leidenschaftliche, so sah ich jetzt mit Ruhe, ohne daß sich mir das Maß der Dinge wesentlich verschoben hätte. Manches Kunstwerk, das ich, verwirrt durch die Fülle, nur gestreift, doch nicht gehörig gewürdigt, behauptete jetzt sein Recht; von Meistern, die ich bis jetzt nur stückweise beachtet, lernte ich die Leistungen zusammenfassen. So Benedetto da Majano, der an der Kanzel von S. Croce mit dem reizenden Ornament der Renaissance nur zu spielen scheint und dann den großernsten Palast Strozzi aus den Quadern des Mugnone auftürmte. Wie lieb wurde mir nach und nach Luca della Robbia der Töpfer, der das Geschäft fabrikmäßig trieb, aber dabei die Kunst so wenig vergaß, daß er in seiner Art das Höchste schuf. Dann Brunellesco, wie er das Problem

des Kuppelbaues löst, seine Bogen auf zierliche Säulen stellt und einen Hof mit der Kapelle dei Pazzi abschließt, als wäre dieses Juwel der Architektur nur so eine Nebensache.

Waren das Männer! Waren das Männer!

Wie vieles hatte ich nachzuholen, nicht etwa eine spärliche Lese nach der Ernte, sondern volle Ernten. So die Handzeichnungen in den Schränken des Korridors der Uffizien. Manchmal nur Skizzen zu bekannten Gemälden, aber sie geben interessante Aufschlüsse über die Art der künstlerischen Empfängnis und des Reifens der ersten Offenbarung. — Ja! — Wie ein Blitz traf die Idee das Seelenaug' des Künstlers, er raffte den ersten besten oft schon bekritzelten Papierfetzen auf und warf sie hin und bildete sie dann Zug für Zug weiter, so daß uns oft erst das fertige Kunstwerk jene Skizze zu erläutern vermag. Das ist in der Musik, in der Poesie, — kurz, in jeder Kunst gleich. Kein Künstler kann sich eine Idee bestellen, er erleidet sie, aber seine freie Tätigkeit muß sie zum Kunstwerk ausarbeiten. Dadurch unterscheidet sich dieses einerseits vom Einfall, er sei noch so überraschend, noch so blendend, noch so — genial, anderseits vom technischen Handwerk und sollte dieses Spitzen aus Marmor liefern so zart, wie die gezwirnten von Brüssel. Unwillkürlich erinnerte ich mich diesen scheinbar oft so verworrenen Strichen gegenüber an ein Wort Goethes: „Was bei den alten Künstlern so verehrungswürdig ist: die Sicherheit und Festigkeit ihrer Idee und doch wieder ihre Beweglichkeit ins Bessere! Es mag dieses immer die Anlage eines großen Künstlers sein, anstatt daß

ein geringerer entweder alles oder nichts von seinem ersten Entwurfe bei sich behält."

Durch ein offenes Fenster schaut S. Miniato mit seinen Zypressen herein, weiter abwärts zieht eine Brücke über den Arno, der uns hier hell und breit entgegenfließt. Ich setzte mich gegenüber und ließ mein Aug' ausruhen, ehe ich in die Galerie Pitti ging. Hier wie in den Uffizien braucht es Tage, um sich nur zu orientieren, leicht wird man allerdings nach Baedeker fertig, und wer gleich seinen ästhetischen Leierkasten mitbringt, der tut, wie ein Fürst die Bittsteller bei der Wochenaudienz, die Meister schnell und leicht ab. „Welche Tiefe der Auffassung, welche Zeichnung, welcher Goldton, welches Helldunkel, welcher Farbenschmelz!" Das wiederholt sich immer und immer und möcht einem fast den Besuch der Galerie verleiden. Jedes Werk fordert seine eigene Stimmung und versetzt uns in eine eigene Stimmung und die soll man mit einem Schritt weiter im Saale wieder ändern. Man kommt zerstreut und geht verwirrt, übellaunig, ermüdet in das Hotel zurück.

Ich hatte mir dieses Mal Raffael vorgenommen, wurde aber auch an einen nordischen Künstler erinnert: Zwischen den beiden Doni hängt ein männliches Porträt von Rembrandt; daß der Holländer die Nähe des Italieners, dieses Italieners verträgt, will etwas heißen.

Nach Tisch ging ich über den Ponte vecchio zum Palast Pitti. Nicht bloß durch seine Architekturmasse, er ist ebenso sehr durch seine einzige Lage das, was er ist, indem er sie beherrscht. Das konnte man zu München freilich nicht nachahmen, und so versinkt dort der

Königsbau fast in den Boden, anstatt sich von ihm frei zu erheben. Es hat eben alles seine Zeit, aber auch — seinen Ort. Der Raum der Terrasse hatte sich allmählich mit Volk gefüllt; die Regimentsmusik, welche die Ablösung der Fahnenwache begleitete, begann aufzuspielen. Da fuhr ein Wagen mit prächtigem Gespann langsam durch die Menge; in dem Herrn auf den weichen Polstern erkannte ich allsogleich Viktor Emanuel. Er sah just nicht aus, als hätte er in den Fasten Askese geübt, doch imponierte der Blick durch den Ausdruck von Bewußtsein und Kraft. Die Leute drängten von beiden Seiten herbei, nahmen den Hut ab, setzten ihn jedoch ohne in Unterwürfigkeit zu ersterben, sogleich wieder auf; er tat, wie unter alten Bekannten, das nämliche. Von Servilismus war keine Spur, ebensowenig von Geringschätzung oder Feindseligkeit. Man war eben unter sich; ich glaube nicht, daß die Agitatoren auf das Volk großen Einfluß haben.

Hinter dem Palast Pitti dehnt und erhebt sich der Garten Boboli, wo die schöne Welt von Florenz das Pfauenrad ihrer Eitelkeit schlägt. Lieber als die Toiletten musterte ich die Gesichter der Frauen: Keine blendende Schönheit, aber oft feine Züge, zu denen der Blick gern zurückkehrte.

Ich pflückte mir einen blühenden Lorbeerzweig als Andenken; aus diesem Laube tritt uns auch die Gestalt Goethes entgegen, der in den Gärten von Florenz am Tasso dichtete. Es muß auffallen, daß er über diese Stadt und ihre Denkmale so wenig sagt. Sie gehört jedoch dem Mittelalter. Über die Baukunst desselben schrieb er zu Straßburg einen schwungvollen

Hymnus; aus seinem Geiste stammen die ersten seelenvollen Szenen des Faust; vor der Reise nach Italien hatte er jedoch mit dem Norden gebrochen und der Mann des 18. Jahrhunderts konnte nach dem bestimmten Gesetz menschlicher Entwicklung nicht das 19. antizipieren.

Ich wollte durch die via Calzajoli auf den Domplatz gehen, kam jedoch an Donatello zu Or San Michele nicht vorüber. Man freut sich an dem gesunden Realismus dieses Mannes, und wenn er auch manchmal die Leidenschaftlichkeit bis zur Grimasse steigert, so könnte gerade er unseren Kirchenmalern sagen, daß jede echte Kunst aus ihrer Zeit entspringen muß, obschon sie sich nicht auf den Standpunkt der vergänglichen Mode dieser Zeit stellt. Sein Georg ist ein Junge, der nicht bloß sentimental die Hände auf der Brust zum Himmel guckt, der wird unter Umständen auch dreinschlagen, daß es kracht. Wie mag Donatello mit dem Meißel in den Marmor gefahren sein!

Über den Domplatz und seine Gebäude will ich aus früheren Aufzeichnungen eine Stelle beisetzen, weil sie den ersten Eindruck wiedergibt.

Als ich um die Ecke bog und emporblickte, blieb ich überrascht, fast erschrocken stehen, als wäre plötzlich eine Rakete vor mir aufgeflogen. Die Majestät des Turmes im Festschmuck der Farben und der Ornamente ließ in mir keine Reflexion aufkommen, der Blick glitt rasch empor bis zu den Wolken, die der Nordwind über die Plattform jagte. Es schien, als neige sich der schlanke Bau in der entgegengesetzten Richtung; mir schwindelte fast, ich mußte die Hand vor die Augen legen.

Es unterliegt keinem Zweifel; die Italiener haben die Gotik, die ohnehin ihrem innersten Wesen fremd ist, nicht zu jener Konsequenz entwickelt, welche wir an deutschen Domen, wo die Masse ganz in der Form aufgeht, bewundern; das wurde ihnen durch Schönheit und Vorteile reichlich vergütet. Die Dome des Nordens, aufgetürmt bis zur Spitze aus den gleichen rauhen Felsarten, kommen in ihrer Heimat selten zu voller Wirkung, nur die Abendsonne schöner Tage vergeistigt sie in dem zauberischen Spiel von Licht und Schatten. Anders die Kirchen Italiens mit den wechselnden Lagen verschiedener Steine, mit den bunten Mosaiken; der einfachere Aufbau zeigt zwar keine so reiche Gliederung des Profiles, indem er aber nicht ganz in Stäbe und Rippen zerspellt, läßt er Raum für Farbe und Täfelung. Die nordische Gotik zwang, wie die scholastische Theologie die Wissenschaften nur als ihre Dienerinnen betrachtete, alle übrigen Künste in ein untergeordnetes Verhältnis, ja, wollte sie aus ihren eigenen Mitteln ersetzen. Darin lag der Keim ihres naturgemäßen Verfalles.

Im Battisterio mahnte mich alles an Dante. Zu den düsteren Mosaiken Tafis blickte er gewiß oft sinnend empor, dort stand der Taufstein, wo er selbst die Taufe empfing, wo er ein Kind vom Ertrinken rettete. Mit welcher Wehmut denkt er in der Verbannung an S. Giovanni! Dieser wunderbare Mensch bindet durch seine Persönlichkeit jeden, der sich einmal mit ihm beschäftigt; sein Geist voll Hoheit und Tugend ist eine Quelle der Wiedergeburt für sein Volk. Er ist ein Dichter von weltgeschichtlicher Bedeutung wie Homer.

In diesem wurzelt die religiöse Anschauung der antiken Welt; jener umspannt die Mystik und Scholastik des Katholizismus, der das Mittelalter bedingt und beherrscht. Symbolisch vertritt jeder ein großes Weltalter, das sichert ihnen ihre einzige Stellung. Ihre Wirkung war aber nur in der Form des Epos möglich. Das Epos allein dringt als Lied oder als Rhapsodie bis zur niedrigsten Hütte; es hat nur die einfachsten überall anwendbaren Mittel nötig, während das Drama immer zuerst mechanischer Apparate und dann des Schauspielers bedarf, nur durch die Aufführung dem Volk zugänglich wird und bloß gelesen, das nächste Ziel, den höchste Zweck verfehlen muß. Das Epos ist eine Totalität, dazu verhält sich das Drama gewissermaßen nur als Episode. Ihre Stoffe entlehnten griechische Tragiker zunächst dem Homer. Luther wirkte durch die religiös-epische Bibel; seine Übersetzung reiht sich der Wirkung nach an Dante und Homer. Das welthistorische Epos verträgt absolut kein rationalistisches Element; es verweist aus der Subjektivität auf objektive göttliche Mächte und beruht geradezu auf einem innerlich-religiösen Untergrund.

Wer zum erstenmal in die Kapelle der Medici vor die Statuen Michel Angelos tritt, unterliegt seiner gigantischen Kraft fast widerstandslos. Man hat ihn, wie es nun eben zu geschehen pflegt, mit Dante zusammengestellt. Das scheint mir sehr gewagt. Jener liebte den Überfluß, kein Dichter hielt sich knapper in der Haut seines Gegenstandes als dieser. Will man Parallelen, so denke man vor den Erzvätern und Sibyllen der sixtinischen Kapelle an das verlorene Para-

dies Miltons. Wie sehr Michel Angelo Dante verehrte, zeigt ein Sonett:

„E fra mille ragion vaglia quest'una:
Ch'egual non ebbe il suo esiglio indegno,
Com'uom maggior di lui non fu mai."

Für das Verhältnis Michel Angelos zu Raffael gestatte man ein Bild aus der Mathematik. Jener erinnert an die Parabel, die zwar nie das Gesetz verliert, aber eben nach ihrem Gesetze ins Unendliche schweift; dieser an den harmonisch geschlossenen Kreis.

Ein leichter Regen trieb mich von der Piazza unter die Hallen der Uffizien. Der Name Vasari hatte mir bisher, so viel Vergnügen mir auch seine Biographie gemacht, wenig imponiert, jetzt flößte mir denn doch sein Bau Respekt ein. So mächtig ist die Überlieferung einer großen künstlerischen Epoche, wenn ihre Sonnenhöhe auch längst überschritten ist! Unter den Arkaden steht eine lange Reihe von Marmorstatuen großer Männer, welche der Stolz dieser Stadt sind. Florenz erzeugte derselben in den Tagen der Freiheit mehr, als manches große Reich in den öden Jahrhunderten patriarchalischer Wirtschaft. Auch Straßen sind nach großen Männern oder wichtigen Ereignissen genannt. Es gibt eine via Garibaldi, Cavour, Palestro, Curtatone und andere. Das klingt besser, als wenn byzantinische Bürgerausschüsse diese Gasse nach einem unbedeutenden Prinzen, jenen Platz nach einer Prinzessin taufen, von denen man nur weiß, daß sie ihre Apanagen verzehren. Am entschiedensten möchten wir uns gegen Namensänderung von Straßen aussprechen, die eine geschichtliche Bedeutung haben. So zogen sich

die Kämpfe von 1809 in die Neustadt zu Innsbruck, sie wurden hier ausgefochten, so daß jedes Buch davon erzählt; Maria Theresia war gewiß der größte Fürst Österreichs, wir hätten aber dennoch lieber eine neue Straße mit ihrem Namen geschmückt, und es werden deren jetzt mehrere eröffnet. Wozu mußte die Judengasse eine Schlossergasse werden, etwa weil ein oder der andere Jude diese Erinnerung getilgt wünschte? Oder hätten vielleicht liberale Zungen den Franziskaner und Ursuliner Graben nicht mehr auszusprechen vermocht?

Der Regen hatte wieder aufgehört. Es war nicht das eiserne Geschlecht Dantes, welches sich hier unter den Gaskandelabern tummelte, geschäftig durcheinander wuselte oder dem Müßiggang auf dem Pflaster hingab. Da tänzelten zwei Herrchen Arm in Arm, schön frisiert, elegant gekleidet; der eine hob das Stöckchen und schlug in der Luft den Takt, beide sangen die neueste Opernarie mit dem vollsten Behagen, das auf den feinen blassen Gesichtern spielte, als wären sie allein im Paradiese. La, la, la! Nein, es ist nicht das Geschlecht Dantes und Michel Angelos, das sich hier umtreibt; wir begegnen auf Schritt und Tritt den Zeitgenossen Giustis. Ich bin aber zu wenig Philister, um darob die Nase zu rümpfen; dieses zierliche Geschlecht ist eines großen Heroismus, der selbstlosesten Aufopferung fähig. Welche Fülle treuer Patrioten zählt Italien, die für ihr Volk kämpften und duldeten bis zur Folter und Schafott: Märtyrer im edelsten Sinne!

Auf dem Lungarno sammelte sich unter einem Balkon eine Gruppe Sänger; ich horchte ihnen eine Weile zu und ging dann am Geländer weiter, bis zu einer

Stromschnelle, wo der geschwollene Fluß stark brauste und der Schimmer zahlloser Gasflämmchen auf seinen unruhigen Wellen zitterte. Sonst war ich nie von der Liederlichkeit belästigt worden, hier trat jedoch ein eleganter Herr an meine Seite und bot mir sehr artig Schnittware an; da ich ihn abwies, verneigte er sich höflich und suchte andere Beute. Ich bog in die Straße ein, die vom Ponte S. Trinità abzweigt. Hier sind die prächtigsten Läden, hier haben die Juweliere die schimmerndsten Schätze ausgestellt und es machte mir stets Spaß, den gelüstigen Töchtern Evas zuzuschauen und zuzuhorchen, wie sie sich hindrängten und die Waren musterten. Da war ganz dieselbe Freude beim ersten Blick, dann stießen die zierlichen Finger, welche auf irgendeine Pracht hindeuteten, lebhaft an die Scheibe und beim Weggehen wendete sich das Köpfchen mit einem Anflug von Melancholie zurück, daß man diese Dinge nicht gleich mitnehmen oder anhängen dürfe. Ganz dieselbe Freude, dieselbe Trauer, ob nun der Mund „look, look“, „sehn Sie mal“ oder „guarda, guarda“ rief. Ein alter Mineralog sieht diese Dinge auf ihren inneren Wert ungefähr mit denselben Augen an, wie ein alter Klausner, an Form und Fassung konnte man allerdings viel Freude haben.

Die Frühstunden verwendete ich nach einem kurzen Spaziergange im Freien zum Besuch der Kirchen. Vor S. Marco haben sie die Statue eines Generals hingestellt, steif, als hätte er einen Ladstock geschluckt. Warum nicht Fiesole, Savonarola oder Fra Bartolomeo? Nur die gehören hierher, trotz ihrer Kutten. Aus dem Kloster sind die Mönche vertrieben, der Zu-

tritt zu allen Räumen, deren Heimlichkeit sonst die Klausur schützte, steht jedermann offen und gar mancher, der hier die Spuren des Wohllebens und der Schwelgerei suchte, mag enttäuscht worden sein. In der Zelle Savonarolas, wo Stücke der Kleidung, sein Brevier und ein Scheit des Holzstoßes, auf dem er verbrannt wurde, aufbewahrt sind, steht auch eine Büste desselben aus gebranntem Ton, die man auf den ersten Blick und wohl auch nach genauerer Prüfung für alt halten möchte; man belehrt uns jedoch, daß wir es hier mit einem Betrug zu tun haben, den ein junger Künstler „zur Schande seiner Heimat" übte, d. h. er ließ sich erwischen.

Diese dürftigen Zellen besitzen aber einen Schmuck, wie kaum das reichste Prälatenkloster, kaum ein Fürstenzimmer trotz Gold, Samt und Seide. Es sind die Fresken Fiesoles in den Zellen der Mönche. Er wollte nur erbauen, er wollte seine Brüder in die Gesellschaft der Engel führen, die noch sein Lob von allen Wänden singen und hat Werke voll inniger Schönheit geschaffen, die jeden, auch den schroffsten Kirchenfeind, rühren. Wie kommt es, daß unsere Professoren, für welche laut dem bekannten Rezept die Kunst ihren Zweck nur in sich hat und die daher bloß schön sein wollen und nichts anderes, dieses hohe Ziel dennoch nicht erreichen? Die Schönheit ist eine Tochter der Wahrheit und der lauteren Empfindung, folglich der Religion im weitesten Sinne, oder wenn ihr wollt, auch im engsten. Wer das nicht besitzt, hat seinen Ruhm mit dem Tanz der Mode dahin und verschimmelt meist als Akademiker in goldnem Rahmen.

Fiesole muß man aber auch in den Galerien aufsuchen. Berühmt ist das jüngste Gericht in der Akademie. Nichts Anmutigeres als diese Engel mit den bunten Schwingen, welche auf einer Maienwiese die Heiligen zum Reigen führen. Die Teufel sind ihm weniger geraten, dafür war er zu kindlich, zu unschuldig. Dieses Bild zeigt übrigens gleich den Gemälden Giottos, Orcagnas und anderer, die den gleichen Stoff ergriffen, wie sehr Dante die Phantasie der Künstler bestimmte. Mir scheint es kaum zweifelhaft, daß er Visionär war; seine Schilderungen galten den Lesern der nächsten Jahrhunderte nicht bloß als dichterische Erzeugnisse, sondern als Anschauungen, als Erlebnisse. Eine bekannte Anekdote erweist, daß das Volk glaubte, er sei wirklich in der Hölle gewesen. Die Divina Kommedia wurde in den Kirchen vorgelesen und erklärt, gewissermaßen wie ein religiöses Werk. Auch Homer wirkte in einem ähnlichen Sinne auf die Kunst; dadurch wird das, was wir früher über beide sagten, noch mehr gerechtfertigt. Die Aufgabe wäre interessant, eine Aufgabe von größter Wichtigkeit für die Geschichte des geistigen Lebens und der Kultur, den Einfluß nachzuweisen, den Dante nach verschiedenen Richtungen übte. Vorerst möchten wir uns mit einer Darstellung des Verhältnisses der italienischen Künstler zu ihm begnügen. Hätten wir doch die Zeichnungen Michel Angelos! Sie gingen wohl ebenso sehr wie die von Koch und Genelli aus einer inneren Teilnahme, aus echter Kongenialität hervor, anders als die heutigen Illustrationen, die ein Verleger für einen bildchensüchtigen Plebs irgendeinem beliebigen Poeten aufmessen läßt.

Santa Croce mit der Kapelle dei Pazzi nebenan gehören auch zu den Stationen meiner Wallfahrt; es gilt den alten Fresken. Hier läßt sich von Gaddi und späteren Giottinern an ein künstlerisches Motiv verfolgen, das Pietro Perugino aufgriff und Raffael vollendete. Ich meine die Vermählung Marias mit dem bescheidenen Joseph und den Jünglingen, die unwillig ihre Stäbe zerbrechen, weil die nicht blühten und sie dadurch die Braut verloren. Auch die Vertreibung Joachims von Ghirlandajo hat ihr Vorbild in der Sakristei von S. Croce. Die alten Künstler handelten mit Bewußsein so; es galt das Bessermachen, nicht die Originalität.

Haßte ich Bandinelli, diesen Typus eines Künstlers in einer schon materialistischen Zeit, nicht ohnedem gründlich genug, ein Seitenblick auf seinen toten Christus, der wie ein Adonis von einer Venus zu träumen scheint, könnte mich dazu veranlassen. Wird der hochmütige Kerl mit Verachtung zu dem Bauer des ehrlichen Donatello aufgeblickt haben, weil er ein bißchen mehr Anatomie verstand! Indes, auch das ist ein Intermezzo der Kunstgeschichte von Donatello und Benedetto bis Canova und zum Denkmal Dantes, der die Kappe auf, greinend mit nacktem Oberleib dasitzt, warum nicht lieber in Hemdärmeln? Er verträgt kein solches Antikisieren, das mochte für den Napoleon im Hofe der Brera passen. Völker sind undankbar! Die Florentiner scheinen das widerlegen zu wollen, sie haben Napoleon III. in einer Kapelle, die seiner Familie gehört, eine Denktafel errichtet, die Mailänder sammeln gar trotz Nizza und Savoyen Beiträge zu einer Statue.

Etliche Sonnenblicke versprachen einen freundlichen Abend, so stieg ich wohlgemut zwischen den dunkelgrünen Steineichen und fahlen Oliven nach Poggio Imperiale empor. Es war auch der Mühe wert, das berühmte Panorama dieser Höhen entfaltete sich in schönstem Glanze, der Apennin war angeschneit; da nun die Berge weit hinab ganz kahl sind, so glaubte man sich in eine höhere Breite versetzt, wo der Frost die Holzgrenze herabrückt. In der Ebene lachte der Frühling, wie Purpurwölkchen schwebten die Kronen blühender Mandelbäume über der weiten grünen Fläche, dazwischen glänzten helle Villen und gaben das Bild behaglichen Wohlstandes. Die üppigen Felder waren, um mit Kleist zu reden, mit Tulpen, Muskathyazinthen und den verschiedenartigen Sternen der Anemonen gestickt. Das warme Goldbraun der Höhen, die blauen Schatten erinnerten mich unmittelbar an die Beleuchtung in den Alpen der Heimat zur Zeit des Vorfrühlings oder Spätherbstes. Der Kamelienbaum, der sich geschmückt von tausend Blumen über die weiße Mauer einer Villa bog, die herrliche Pinie dort auf dem Vorsprung von Boboli, die schlanken Zypressen, der dunkle Lorbeer, die weißen Dolden des Viburnus behaupteten jedoch ihr volles Recht; ja ich war im Süden! Ich darf die Erinnerung an die Fülle des Segens von Natur und Kunst zurücktragen in die Alpen Tirols, die in anderer Art groß, schön und erhaben den Süden durch den Norden zu einem vollständigen Bild der Welt ergänzen.

Die Vorderseite des Domes ist mit Gerüsten verschlagen. Endlich! Sie haben mit der Fassade be-

gonnen und wenn sie so prächtig werden soll, wie der Entwurf, den ich bei S. Croce im Refektorium gesehen, werden etliche Jährchen vergehen, bis sie vom Boden bis zu den Giebeln steigt. Diese wüste Mauerfläche war für eine Stadt wie Florenz seit 1589, wo man im Unverstand der Renaissance die ganze Front herunterschlug, eine Schmach. Daß man dieses nicht früher empfunden, ist ein Glück für den Bau: was wäre wohl im vorigen Jahrhundert geworden, die Frage, wie die Fassade herzustellen sei, bewegte bei der Wichtigkeit des Gegenstandes nicht bloß die Stadt, man nahm sie sehr ernst, Beratungen wurden gepflogen, Pläne ausgearbeitet und veröffentlicht, jetzt ist die Sache entschieden. Wenn die Italiener alle Bauten stilgemäß vollenden wollten, die ihnen ihre Väter halbvollendet überließen, so haben sie noch manches Dezennium zu schaffen, kaum weniger als die Deutschen. Für die Unterbechung hat man wohl die Reformation verantwortlich machen wollen, sie trägt den kleinsten Teil der Schuld. Mit der Renaissance änderte sich der Geschmack, durch die neuen Entdeckungen zu Land und Meer wechselten die Handelswege und die alten Stätten des Reichtums verödeten, mit dem Zusammenbruch der kleineren Republiken erlosch der Munizipalgeist, der Gemeinsinn, aus dem Werke, welche die Gunst keines Mediceers schaffen kann, entspringen. Wir wünschen den Florentinern von Herzen, daß ihnen das begonnene Werk auch in Pracht und Herrlichkeit vollendet werde, mögen sie jedoch neben dem Schönen auch an das Notwendige denken und bald von den nahen Bergen Ströme gesunden Wassers in ihre Stadt leiten und derselben durch

sprudelnde Brunnen einen Reiz verleihen, den sie leider bis jetzt nur zu sehr entbehrt.

S. Maria novella lag mir am nächsten, wie es da gewöhnlich geht, kam ich erst zuletzt dahin. Der weite Platz mit dem geringen Menschenverkehr vertrüge wohl eine Reihe Baumgruppen und zwischen diesen die Statue von Boccaccio, dem man in der Kirche schwerlich ein Denkmal setzen kann, wenn er auch die leichtfertige Gesellschaft des Decamerone dort zusammenführte. Dann Alberti und Ghirlandajo! Zum Glück ist jenseits der Alpen die monumentale Wut etwas weniger groß als diesseits; wo sollte man die Künstler dafür hernehmen?

Eigentlich lockt mich immer ein Basrelief von Benedetto und der Freskenzyklus im Chor. Da ist doch heiteres unmittelbares Leben, emanzipiert vom Joche des Dogmas und befreit von jener steifen Stilistik, welche man wieder anfängt, für hochkirchlich zu halten. Daß Ghirlandajo mitten in die geschichtlichen Szenen seine Zeitgenossen als Zuschauer versetzt, hat nichts zu sagen. Diese heiligen Handlungen sind ja für die Christenheit stets Gegenwart, sie erneuern sich Jahr für Jahr in den kirchlichen Festen, täglich der Opfertod Christi auf allen Altären. Und wäre das auch nicht; wer möchte die kleine Ginevra Benci missen, wie sie köstlich geputzt, voll Neugier der heiligen Anna im Wochenbette die Visite macht. Und dann die Medici, die Tornabuoni, diese Künstler und Gelehrten, deren religiöser Glaube sich freilich zumeist zum Humanismus verflüchtigt hatte. Da prangen sie in ihren Staatsgewändern; keine schönen Leute, aber Charakterköpfe; sie wissen, daß sie etwas sind.

Freilich wäre noch von vielen Dingen zu reden, aber wer könnte da fertig werden? Ohnedem wissen ja Gsell-Fels und Bädeker alles besser, so daß das liebe Publikum mit Photographie und Stereoskopen eine Zimmerreise machen kann.

Abends vor meiner Abreise stieg ich auf den Höhen herum, die Florenz wie Gold ein Juwel einfassen. Mit der neuen Straße über die Hügel läßt sich nicht einmal der Pincio vergleichen. Die Sonne war gesunken, das lichte Grün der Ebene von Prato verschwamm gegen Norden allmählich in blauen Duft, dahinter dehnte sich wie eine Wolkenbank veilchenfarbig der Apennin. Es wehte ein kalter Wind, die Spaziergänger hatten sich längst verzogen, ich wollte warten bis am Lungarno die Lampen angezündet würden.

Da packte mich ein Kind beim Rock; es war dem Vater, der auf einer Bank seitab saß, entlaufen. Ich faßte den Wildfang bei der Hand und führte ihn zurück. Er wollte die Unart entschuldigen; das Töchterchen sprang ihm jedoch auf die Knie, schlang den Arm um seinen Hals und zupfte ihn lächelnd am Barte. Ich setzte mich zu ihm. Bald erfuhr ich, daß er ein Beamter aus Parma sei, wie er jedoch Florenz weit seiner Heimat vorziehe. Die Gegend sei so schön, so gesund, die Leute so gut und freundlich. Das wolle er noch genießen, recht genießen, deswegen steige er herum, so viel er könne, bis er im Herbst fortmüsse nach Rom. Das Leben teuer, die Wohnungen teuer, die Luft fieberig! Er und seine Kollegen seien mit dem Roma capitale schon gar nicht einverstanden. Im November finde aber unwiderruflich der große Auszug aller Re-

gierungsbeamten statt, die noch zurückgeblieben wären, an die Tausende. Da werde es in Florenz still und ruhig werden!

Nun, wenn auch die Regierungsmaschine nicht mehr klappert, so bleibt Florenz doch seine Schönheit, es wird die Fremden mehr und mehr anziehen, auch die Deutschen, denen die räuberischen Preise in den deutschen Gasthäusern das Reisen in der Heimat bald unmöglich machen. Ich wenigstens brauche in Italien fast um die Hälfte weniger als in Deutschland und dann ziehe ich die italienischen Städte mit ihrer Geschichte, ihrer Kunst, ihrer Natur doch noch immer den deutschen vor, selbst auf die Gefahr hin, daß man mir diesen Mangel an patriotischer Sentimentalität aufmutze. Aber die schamlose Prellerei, das Handeln und Feilschen muß einem Italien verleiden! Leider trifft man unter Kellnern, Kutschern, Verkäufern genug Gauner, durch die Speisekarten und Tarife ist aber den Klagen vielfältig abgeholfen und andererseits kann ich auch nicht leugnen, daß ich gerade im Verkehr mit gemeinen Leuten durch Ehrlichkeit überrascht wurde, wo es leicht gewesen wäre, zu betrügen. Ich bin auch in Deutschland geprellt worden und habe stets gefunden, daß man hier nicht weniger auf der Hut sein muß, als in Italien, doch ist da ein Unterschied: mit dem Italiener kann man sich auseinandersetzen, er bleibt höflich, man sehe jedoch zu, wie sich ein deutscher Kellner, ein deutscher Kutscher benimmt, wenn man sich nicht gemütlich übers Ohr hauen läßt.

Auf dem Lungarno war es hell geworden; ich verabschiedete mich und ging in die Stadt.

Am 11. April nach Rom.

Der Tag heiter, auf den Bergen des Arnotales leichte Nebel. Die Klause von Incisa; man begreift jetzt kaum, wie diese Burg Heinrich VII. den Weg nach Florenz sperren konnte, doch kann auch ein Deutscher für die Entwicklung dieser herrlichen Stadt das Mißlingen des Kriegszuges verschmerzen. Nicht weit von dieser Gegend muß Campaldino liegen, wo der Jüngling Dante in erster Reihe mit der Lanze gegen die Feinde rannte. Das ist doch etwas anderes, als wenn er sein Lebtag nur zwischen den Stauden nach Veilchen geschnobert hätte.

Wie sich das Tal erweitert, zieht die eigentümliche Gestaltung des Geländes den Blick auf sich. Es ist ehemaliger Seeboden; die Bäche führten vom Apennin im Hintergrunde zerriebenen Mergel und Sandstein herab, der feingeschlemmt niedersank, allerlei Tiere einhüllte und bei der Entblößung als Ton erhärtete. Die Beschaffenheit desselben hinderte das Versiegen der Wässer, diese mußten sich an der Oberfläche Rinnen nagen, bei größerem Zufluß bildeten sich Risse und Schluchten, zwischen deren gelbes steiles Gehäng sich der Blick verirrt. Man hat eine wellige Oberfläche vor sich, der gerade Weg ist aber fast überall durch tiefe Furchen unterbrochen. Da mag der Paläontolog herumkriechen und die Knochen des Behemot ausschaufeln, welche die Phantasie der späteren Nachwelt aufregen.

Arezzo, Cortona, der See von Trasimene mit der Erinnerung an Hannibal; wir fahren auf der neu eröffneten Bahnstrecke am flachen Norduser hin, in einer öden Landschaft vorbei an Chiusi; der Sorakte,

dessen Anblick Horaz frieren machte, endlich aus der Dämmerung die Peterskuppel.

Ich bezog eine Kammer, warf das Gepäck auf einen Stuhl und eilte auf die Gasse. An der Fontana Trevi vorüber, quer über den Corso, endlich auf einen weiten Platz, beim Aufschauen stand die Säule Marc Aurels vor mir, wie ein Turm. Die Gasflammen beleuchteten ihre Basis, dunkler hob sich der Schaft mit dem Knauf zu den Sternen, von welchem Papst Sixtus den antiken Helden heruntergeworfen und dafür einen Heiligen hinaufgehoben hatte. Ich stand lange wie gebannt; vor mir das Treiben des Corso, in dessen Menschenwogen ich mich endlich fast zögernd mischte. Ich war jedoch für den Lärm und das Gedränge nicht recht gestimmt und suchte bald wieder die Einsamkeit meines Zimmers.

Ich schenke es mir, Dinge zu schildern, die gar viele selbst gesehen haben oder aus den Holzschnitten unserer illustrierten Blätter kennen. Rom bleibt wie das Meer ewig gleich und ewig neu, je nach der Persönlichkeit, welche diese Räume betritt. Aber nur wer viel mitbringt, wird viel zurückbringen.

Bei der beschränkten Zeit, welche mir zur Verfügung stand, konnte ich nicht alle Museen ablaufen und ich würde es nicht getan haben, hätte ich auch das Geld gehabt, mir dafür die nötige Zeit zu kaufen. Ich bedauere jeden Touristen, der am Ariadnefaden der roten Bücher die Merkwürdigkeiten abgrast und wie bei einer Abschlagszahlung mit dickem Bleistift tilgt, was er der Reihe nach angegafft.

Da sann und brütete ein großer Geist jahrelang

über einem Werke und der flüchtige Blick unserer Gebildeten soll genügen, es zu erfassen, zu genießen. Sogar ein Koch würd' es sich verbitten, wollte man seine Speisezettel so durchkosten.

Am nächsten Morgen besuchte ich das Pantheon. Ohne Bezug auf jede geschichtliche Erinnerung machte es durch seine Architektur auf mich einen gewaltigeren Eindruck als alle modernen Bauten Roms. Ich lasse mich auf den alten Streit über die Peterskirche nicht ein, sie imponierte mir, aber all der Goldschmuck, Marmor und die Farbenpracht, welche sich so wirksam aufdrängen, scheinen mir dem hohen Zwecke nicht angemessen; es ist ein Tempel, den der Papst als Nachfolger der Cäsaren bauen durfte und insofern eigneten sich seine Hallen für das letzte Konzil, wo die Unfehlbarkeit verkündet wurde

Abends auf dem Pincio. Es tat mir wohl, neben den Palmen und Lorbeeren, wo die Marmorbüsten großer Männer schimmerten, die weiche Luft zu trinken und hinauszuschauen auf Rom, über welches sich die Dämmerung breitete, während das Rasseln der Wagen, der verworrene Hall der Stimmen von fern gedämpft zu mir empordrang. Im West verblaßte das gelbe Gewölk, die Peterskuppel erschien als dunkler Ausschnitt am Himmel, aber hell leuchtete das Sternbild des Orion, rechts der Sirius, links die Venus, zu Häupten den Jupiter, eine Konstellation von wunderbarer Schönheit. Sie schauten herab, ruhig und mild, die alten Götter, obwohl ihr Reich vergangen war und auch andere werden vergehen. Die Riesenschatten versunkener Welten stiegen empor, wie ein Chor des Jubels

und Triumphes, des Jammers und Todesschmerzes tönte es aus den Jahrtausenden zu mir; das Kapitol und Golgatha sind für die ganze Menschheit Stätten der Trauer. Was soll da das Leid des einzelnen? Die Wunden der Brust hören auf zu bluten, die Narben zu brennen, der Engel des Friedens legt seine Hand versöhnend auf unser Herz und der Engel des Friedens ist hier der Tod, vor dem die Gegenwart mit ihrer kleinen Qual erlischt, vor dessen Aug' Vergangenheit und Zukunft zeitlos verfließen.

Vormittags durchstrich ich die Straßen, um mir die Römer näher zu besehen. Da waren vor dem Pantheon die Ziegenhirten, in ihren Vliesen wie Saturn, und verkauften die Milch ihrer gehörnten Herde vom Euter weg. Auf dem Markte drängten die Gruppen, es wurde um all den kleinen Kram hin und her gefeilscht, oft gab ein Centesimo den Ausschlag. Aufmerksamkeit verdienen die Bauern und ihre Weiber mit den Kopftüchern, engen Miedern und bunten Röcken; hier begegnet man wenigstens klassischen Formen, obgleich nicht gerade klassischer Schönheit. Die Masse der Bevölkerung machte keinen sehr günstigen Eindruck; sie steht in Süddeutschland gewiß nicht niedriger als hier. Die Bauernbursche mancher Täler Tirols und Oberbayerns, die Mädchen Niederösterreichs können ruhig den Vergleich wagen, auch unter den Südslawen sah ich Männer und Weiber, die ohne Furcht vor Beschämung neben die schönsten Italiener treten können. Die bewunderten Frauen höherer Stände, wie sie sybaritisch weich bei der Musik auf dem Pincio rücklings in den Polstern der Equipagen lagen, mögen die Sinn-

lichkeit herausfordern und die Lenden römischer Principini und Principoni beschämen, den süßen Reiz echter Weiblichkeit, die hold anzieht und in scheuer Ehrfurcht hält, habe ich hier nicht beobachtet. Ariosto und Boccaccio hätten hier eine reiche Auswahl üppiger Weiber für ihre poetischen Studien gefunden und Parini würde bald den spitzen Silberstift ergreifen, mit dem er einst die Koketterie der Damen, ihre Oberflächlichkeit, ihren Affentanz um das Nichts der Mode zeichnete. Übrigens hat aber Raffael seine Madonnen auch nicht wie Prometheus das Feuer im Himmel gestohlen und Beatrice, welche Dante, den man trotz Hölle und Himmel nicht als Betbruder beim Severinusverein einschreiben kann, mit Monna Vanna in das Schifflein setzte, läßt sich kaum zu einer Allegorie verflüchtigen. Antiker Größe begegnen wir auch in unseren Tagen, das edle Beispiel der Cairoli, welche ruhig ihre Söhne dem Vaterlande opferten, das Beispiel jener Bäuerin, die dem Sohne ohne Tränen das Gewehr reichte: er möge seinen hingerichteten Vater an den Schergen rächen, bleibt gewiß nicht verloren. Wer mit pharisäischer Entrüstung auf die sittlichen Zustände in Italien blickt, der soll erst beweisen, daß es in den Großstädten anderer Länder besser sei; in bezug auf die Bauern zeigen wir ihm die unerbittlichen Ziffern der statistischen Tabellen; nirgends ist der Prozentsatz unehelicher Geburten geringer als hier. Nur einmal trat mir die Schönheit in solcher Vollendung entgegen, daß ich wie von einer überirdischen Erscheinung betroffen war; eine kleine Campagnuola von etwa 10 Jahren. Sie kam mit einem Blumenkörbchen in das Kaffeehaus,ich stand neben einem

Tisch, sie lief her, stellte sich auf die Zehen und wollte mir einen Veilchenstrauß ins Knopfloch stecken. Um sie zu necken, reckte ich mich noch empor, lachend sprang sie auf einen Stuhl, hielt mich beim Rockkragen und befestigte den Strauß. Ich plauderte mit ihr eine Zeitlang, durch das Fenster lugte eine sehr borstige Alte, die Nonna, denn die Mutter sei längst tot. Möge ein Schutzengel die kleine Maria bewahren, daß sie nicht wie so manche andere Knospe in den Kot der Großstadt getreten werde. Möge sie herrlich aufblühen und die reine Muse eines deutschen Malers werden! Ich ging mehrere Tage zur gleichen Stunde ins Kaffeehaus, habe jedoch das Kind leider nie mehr gesehen.

Hohe Schönheit ist überall selten; wer aus Gegenden kommt, wo die Gesichter ungeschälten Erdäpfeln gleichen oder Kürbissen, in welche man Löcher geschnitten, wird allerdings in jedem Campagnuole einen Apollo, im nächsten Ladenschwengel einen Merkur und im Parruchierre nebenan einen Antinous anjubeln.

Die Modelle auf der Stiege von Trinità de' monti und in der nächsten Straße boten keine große Auswahl. Ein paar Mädchen, nicht mehr ganz frisch; — povere ragazzine! murmelte ein Steinmetz im Vorübergehen; ein kleiner Schlingel in einen Schafpelz eingenäht, etliche schmutzige Bursche und ein Alter, ruppig und struppig mit einem Paradies für die Läuse. In Italien ist man sehr ungeniert; Ammen und Mütter tun dort auf offener Straße, was man anderswo prüde hinter den Vorhängen birgt. So saß auch hier eine junge Frau an der Ecke, die einem derben Buben die strotzende Brust reichte. Durch eine Querstraße kam eine Dame,

hinter ihr trippelten wie die Orgelpfeifen blonde Mädchen; sie blieb erschrocken stehen, schlug den Sonnenschirm vor das Gesicht, die Mädchen taten das gleiche und trippelten im Gänsemarsch davon. Sie hatte mein boshaftes Lächeln bemerkt; als sie mich später in der Galerie des Vatikan wiedererkannte, wandte sie sich unwillig zum heiligen Hieronymus. Ich mußte lachen; da schwärmen die Leutchen immer von unverfälschter Natur, triefen von Naturgefühl und laufen schließlich vor der unschuldigen Natur davon. Die finden wohl auch noch vor lauter Anstand die kapitolinische Wölfin unanständig.

Das geistliche Element war in Rom, soweit ich es beurteilen konnte, noch keineswegs ganz in den Hintergrund getreten. Einzeln, paarweise oder in Gruppen begegneten mir Priester auf Schritt und Tritt: lange und kurze, fette und magere, Talare und Kutten, von allen Farben und Schnitten; ich war sogar als Tiroler über die Mannigfaltigkeit dieser Flora erstaunt. Heiter kamen mir diese hochwürdigen Herren nicht vor, auf manchem Antlitz glaubte ich den Ausdruck der Sorge, des Mißbehagens zu bemerken, das erklärt sich aus der Lage der Dinge. Die Zöglinge der verschiedenen Konvikte wurden in langen Röcken mit breiten Skapulieren paarweise spazieren geführt; jugendlich unbefangen scherzten und lachten sie, während ihre Aufseher, welche die böse Schlange im Garten der Welt besser kannten, mit würdigem Ernst einherschritten. Nach den Nationen unterschieden sie sich durch die Farben; warum unsere Deutschen rot wie gesottene Krebse aufziehen, wußte mir niemand zu sagen. Gerade diese

Institute beweisen, daß Rom auch nach dem 20. September noch der Mittelpunkt einer Welt sei und daß der alte Mann drüben im Vatikan noch immer eine weltgeschichtliche Stellung besitze. Die Formen halten sich oft länger als der Inhalt; nach dem Sprichwort wurde Rom nicht an einem Tage gebaut und fällt auch nicht an einem Tage. Die Posaunenstöße der Liberalen sind nicht so ausgiebig wie die Zionstrompeten.

Auch Nonnen fehlten nicht in der Gesellschaft; vornehmere im schwarzen Habit, ein paar mit feinen schmalen Gesichtern, die Augen gesenkt wie die heilige Theresia. Im Gegensatz dazu watschelten unter breiten Strohhüten zwei Franziskanerinnen daher, plumpe Weiber mit schmutzigen braunen Kutten und dicken Stricken, auf platschigen Sandalen. Ob der heilige Franziskus an diesen Töchtern Freude gehabt hätte, wagen wir nicht zu behaupten, es hat sie wohl der verlorene Sohn aus der Campagna in die Stadt getrieben. Die Römer gehen an allem, was ein priesterlich Kleid trägt, scheinbar gleichgültig vorüber; kein Blick, kein Gruß; — ich möchte aber, wenn etwa eine Restauration droht, in keiner Kutte stecken. Ich unterhielt mich lang mit einer Familie; der Mann schien ein Handwerker. Ein lustiger Knabe spielte hin und her, ich fragte ihn scherzweise: „Was willst du werden? Ein Priester?" „Nein, nein!" rief er abwehrend, der Vater setzte ergänzend bei: „Unsere Söhne werden Arbeiter, Kaufleute, Soldaten, Professoren, aber nicht mehr Priester, denn schon die Kinder wissen jetzt, daß die Priester — Lügner sind." — Diese Gesinnung verbreitet sich mehr und mehr bis in die untersten Schichten

der Städte und gerade in diesen am meisten. Es ist kein junger Most, der hier braust, bereits werfen Korruption und Fäulnis ihre Blasen; möge Italien durch den obligatorischen Schulbesuch auf die Verstärkung der ethischen Grundlagen wirken. Ein großer Teil der Unterrichtsanstalten ist noch in den Händen von Geistlichen, diese müßten ihre menschliche Natur verleugnen, wollten sie für den modernen Staat, der ihre Macht brach, dessen Ideen ihre Ansprüche bedrohen, Propaganda machen. Die Schulen werden einmal in Laienhände übergehen, schon jetzt findet der Klerus in den Städten kaum noch Rekruten; ist jenes erfolgt, so dürften wohl nur noch wenige Studenten sich zu den Weihen melden. Wer wird dann für die religiösen Bedürfnisse des Landes sorgen? Damit, daß man im Stile Garibaldis den Pfaffen die Bude sperrt, sind Fragen, welche das ganze Leben spalten, auch noch nicht erledigt, sowie ein neuer Glaube, dessen ästhetische Liturgie allenfalls Wagner und Verdi bestreiten, nur einmal in Platons unmöglicher Republik möglich werden dürfte.

Die Verhältnisse des Standes selbst schrecken junge Leute zurück. Fast in jeder Stadt Italiens thront ein Bischof oder Erzbischof, so daß man vor hohen Mützen kaum noch die Kirche sieht. Florenz, Fiesole. Diese großen Herren haben zwar zu leben, aber oft kaum ihre Canonici, wenigstens nicht standesgemäß. Sehr schlecht geht es häufig dem niederen Klerus, den Pfarrern und Kaplanen. Man zeigte mir Ortschaften, für die kein Geistlicher aufzutreiben ist, weil er armseliger als ein Colono leben müßte. Ich war zu Rom in einer Trattoria. Da schlich ein älterer Priester herein, fast ver-

legen und schüchtern. Nachdem er das schäbige Mäntelchen abgelegt, wurde ein so zerflickter Rock sichtbar, daß ihm kein Trödler einen Soldo darauf geborgt hätte. Solchen Gestalten, die sich scheu an den Mauern vorüberdrücken, bin ich wohl öfters begegnet. Weil ich an einem Tische allein saß, nahm er mir gegenüber Platz, um eine Schüssel Reis zu verzehren. Nach einem kurzen Gespräch sagte ich ihm, daß es in Tirol den Geistlichen verboten sei, ein Wirtshaus zu besuchen, sie müßten eigene Wirtschaft halten. Er erwiderte: dafür bin ich zu arm, ich bin froh, wenn ich hier meinen Risotto essen kann. — Aus seinem Munde erhielt ich nun mancherlei Mitteilungen, die mir später ein Arzt, der Land und Leute genau kennt, vollinhaltlich bestätigte. Er erzählte mir, daß manchmal arme Priester an die Pforten der Klöster kämen, um dort eine Schüssel Suppe zu erbetteln. Wer in den schwarzen Topf guckt, wird sich bald überzeugen, daß nicht für jeden ein Huhn darin kocht, dessen ungeachtet fehlt es in Italien nicht an tüchtigen Priestern, die sich ihrem Beruf opfern, obwohl dieser oft genug dem Spott und Mißtrauen begegnet; nicht an Männern von geistiger Bedeutung: Rosmini und Tosi sind ja auch in Deutschland bekannt. So liegen in Italien die schärfsten Gegensätze an der Oberfläche.

Müd vom Herumstreichen kaufte ich mir bei einem Pizzicarolo Schinken und Käse, der Gemüsehändler nebenan gab Orangen und Finochio, die saftigen Schößlinge des Fenchels. Unweit des Hafens der Ripetta wurde in einer Kneipe ein trefflicher Tropfen geschänkt. Durch die Fenster des Hintergrundes sah man auf die

Pappeln des Ufers, deren junge Blätter im Lufthauch zitterten, auf die Gärten und Säume des Monte Mario, durch eine Torhalle gegenüber auf das Grab des Kaisers Augustus. Da verduselte und verträumte ich auf einem Strohstuhl am langen schmutzigen Tisch bei einem Fläschchen goldigen Weines manches Stündlein, gönnte mir wohl auch eine Elegie Goethes und genoß in stiller Behaglichkeit die Kühle, die leise vom Tiber herüberwehte. Was liegt an all der Pracht von Königen und Kaisern, sie sind Staub, ihre Denkmäler Schutt, noch gedeiht jedoch der herrliche Wein, noch blüht die Myrthe und hell über allem Kunst und Dichtung.

Zu den Sammlungen des Vatikan erhält man bekanntlich nur mit einem Permesso, den man sich erst in der Kanzlei des Sekretariates holen muß, Zutritt. Wie oft habe ich über diese engherzige Maßregel geschimpft, welche die größten Schätze der Malerei und Plastik, die ein Eigentum der gebildeten Welt sind, hinter Schloß und Riegel hält. Nun ist es aber ganz gut, daß die italienische Regierung keine Verfügung darüber hat, sie würde auch hier wie an anderen Orten eine schmutzige Steuer für den Besuch eintreiben. Wahrlich, das hat es noch gebraucht, um den Staat zu retten; weil durch nichts anderes, so hat sich Herr Minister Bonghi wenigstens dadurch unsterblich gemacht. Man sage nicht: „Es trifft auch die Italiener!“ Diese wissen sich zu helfen; sie haben im Jahre wenigstens 52 freie Eintrittstage, während der Fremde, welcher an eine bestimmte Frist gebunden ist, selten davon Gebrauch machen kann. Wir dächten, die Fremden tra-

gen ohnedem genug Geld nach Italien, so daß man von dieser kulturfeindlichen, ungastlichen Ausbeutung abgehen sollte, um so eher, da man doch keine Summe erzielt, welche die Schande wettmachen könnte. Das mindeste, was man fordern kann, ist: eine größere Zahl freier Tage in der Woche.

Hinter der Peterskirche, beim Anstieg zum Vatikan sah ich die Türe einer Remise halb offen; da flimmerte und schimmerte es von Gold und Samt, ich schaute neugierig hinein: es waren die Prachtwagen des Papstes. Über einem hielten zwei goldene Engel die dreifache Krone. Der Anblick war mir jedoch nicht lang gegönnt, ein Knecht schlug mir die Türe vor der Nase zu, sie sollte vielleicht dem Publikum überhaupt nicht geöffnet werden. Der Papst wird wohl schwerlich von hier als Triumphator ausziehend zum Kapitol fahren.

Über die Sammlungen kein Wort. Beim Apoll von Belvedere erinnerte ich mich an Winckelmann. Nach Statuen dieser Art bildete er seine Theorie vom ätherischen Leib der Götter, in deren Adern Ichor und kein Blut rinnt; hätte er das Bruststück vom Torso des Poseidon der Akropolis gesehen, es wäre ihm wohl etwas bange geworden.

Auf dem Kapitol hatte ich zwei Lieblinge: eine Madonna von Francia und die Venus. Legt man jener den Mond zu Füßen, so gebührt dieser der Stern über der Stirne. Der aufschwebende Genius von Guido Reni antizipiert die Sentimentalität des 18. Jahrhunderts. Unter der Reihe moderner Büsten vermißt man den Kopf Goethes.

Manche Stunde widmete ich dem Forum und seiner Umgebung. Die Römer scheint Ehrfurcht vor den weltgeschichtlichen Erinnerungen dieses Platzes wenig zu stören, sie leben wie überall frisch und ungeniert drauf los und benützen dort, wo nicht Zaun und Türe den Zugang sperrt, auch die Säulen der Tempel, um Stricke für die Wäsche zu spannen, als wäre alles nur für diesen Zweck hergerichtet.

Inzwischen mußte jedoch die Poesie der Gelehrsamkeit weichen und die Ochsen den Archäologen. Überall wird gegraben und das Material systematisch geordnet, so auch auf dem Palatin. Die Täfelchen auf den Stangen erinnern an die Nähe von Ischl oder einem Schweizerhotel. Auf diesem Hügel lastet unendliche Schwermut; ich habe am Tempel des Jupiter Viktor eine Mohnblüte gepflückt, um sie in meinen Virgil zu legen.

Hatte ich den Tag so verbracht, dann mochte ich ihn wohl nachts ein Stündchen überdenken, am liebsten an der Fontana Trevi, wo ich auf einer der gespannten Ketten oder auf einem Pfeiler sitzend dem Plätschern der Wasser horchte.

Das Geburtsfest Roms. Da, dort eine Trikolore herausgesteckt, sonst nichts, es ist eben Werktag; eine Schar Veteranen, die mit einer Fahne durch die Gassen läuft, zeigt, daß sie eben nichts zu tun haben. Ich ging nach Araceli; etliche alte Mütterchen schleppten ihre Gebetbücher über die Treppe empor. Die Kirche ist an der Stelle der römischen Hochburg erbaut; die kapitolinischen Gänse schnattern nicht mehr, hinter einem Altar schnurrte jedoch ein Kater, der sich behaglich auf

einen Teppich gestreckt. Die Messe hatte begonnen, dem Priester mochte diese Orgelbegleitung mißfallen, auf seinen Wink sprang der Sakristan hinzu und verschleppte den armen Hiddigeigei. Ein oder der andere Mönch ging trübsinnig durch das halbverlassene Heiligtum; der Orden war auf das Aussterben gesetzt, in den Zellen nisteten bereits Bersaglieri, die andere Lieder singen als die Stella Matutina. Die Mönche kamen mir vor wie die letzten Söhne einer uralten Familie; in ihr Haus hat der Blitz des Unheils geschlagen, die Gläubiger rücken mit dem Auktionär an, um sie auszutreiben und sie erwarten traurig aber gefaßt ihr Schicksal. Auch ein Feind der katholischen Religion mag ihnen seine Teilnahme zuwenden.

Den Rest des Tages verbummelt. Ein Maler wollte mir die Schönheit der römischen Bevölkerung beweisen und lud mich ein, behufs einer Revue mit ihm nach Trastevere zu fahren; der Zufall warf uns wie auf Bestellung das häßlichste verlotterte Gesindel auf den Weg. Ich hab' ihn weidlich ausgelacht. Wir stiegen bei S. Maria aus; zwischen den aus irgendeiner Therme oder Basilika gestohlenen Säulen wandelten wohl auch unsere großen deutschen Kaiser, deren Bild nirgends gewaltiger entgegentritt, als eben in Rom.

Nach S. Pietro in Montorio. Die fernen Berge trüb und verschleiert. Wie herrlich müßte die Aussicht vom Soracte sein! Ma i ladri, i ladri! meinte ein Römer, mit dem wir darüber sprachen. Ist man doch selbst auf dieser Höhe mitten zwischen den Häusern oder beim Kolosseum vor dem Gesindel nicht sicher. Die Hügel rechts und links krönen Villen mit prächtigen

Bäumen. Ein kleines Trinkgeld und wir können herumwandern. In Deutschland stünden Bier- und Weinhallen hier, allerdings weniger vornehm, aber bequemer.

Der Scirokko begann heftig zu blasen, die grauen Wolken senkten sich wie schwere Säcke tiefer und tiefer und beschleunigten die Dämmerung. Wir gingen nach einem Blick zum Aventin auf das Kapitol. Dort bemühten sie sich vergebens, Lampen anzuzünden. Der Sturm vereitelte die Beleuchtung. Endlich rückten etliche Banden Militärmusik an, etwas Publikum kam noch zu Ehren der Mutter Roma, die vor 2624 Jahren in den Windeln lag, die neuesten Walzer und Polkas explodierten; ob der Kaiser Marc Aurel die Hand von seinem Roß herabstreckte, um den Takt zu geben oder abzuwehren, weiß ich nicht. Das Wölflein aus den Abruzzen, welches sie zur Dekoration neben der Stiege in einen Käfig gestellt, wird sich fast verwundert ob diesem Ständchen hinter den Ohren gekratzt haben. Das Spektakel war höchst jämmerlich. Ich nahm noch vor den ersten Regentropfen, denen bald ein ergiebiger Guß folgte, Reißaus.

Tags darauf zum Lateran, zur heiligen Stiege. Eine Frau, tief verschleiert, rutschte hinauf. Die mußte viel gesündigt haben, weil sie so laut seufzte. Indes, wer viel liebt, dem wird viel verziehen. Einst sammelten sich an dieser Stätte Pilger vieler Nationen. Jetzt ist es einsam. Auch den mamertinischen Kerker besuchen nur noch Neugierige, und diese reden mehr von den Catilinariern und Jugurtha, die hier durch Strick und Hunger verendeten, als von der Legende, welche

den heiligen Petrus mit dem Wasser dieses Brunnenhauses Wunder wirken läßt. Das Rad der Zeit kann nichts zurückbewegen! Ich setzte mich auf die steinerne Treppe der lateranischen Kirche. Im Hintergrund erhoben sich unter dem Schleier des Scirokko die Albaner Berge, auf der Campagna lagen graue Dünste und durch das nahe Tor zog Totila mit seinen Goten und besetzte den Platz vor mir. Rom gleicht dem Hause des Odysseus, überall mischen sich unter die Lebendigen bleiche Schatten und sie behalten vor dem Auge des Geistersehers oft allein recht. Wie gar oft im Hochgebirge, so habe ich auch hier die Einsamkeit mit voller Seele genossen und blieb bis zur Dämmerung.

Für den Abend um 9 Uhr war die Beleuchtung der Ruinen angesagt. Als ich mit einem Bekannten aus Wien, mit dem ich mich zusammenbestellt, auf das Forum kam, wogte schon eine große Volksmenge hin und her. Der Aufgang zum Palatin stand offen, wir wollten hinein, die Wächter sagten uns, daß Billette nötig seien. Ich fragte um den Preis, man erwiderte, bei den Municipien seien sie umsonst zu haben. Dafür war es jetzt zu spät. Nun erbot sich ein junger Soldat, der eine Karte für drei Personen hatte, uns einzuführen. So gelangten wir auf das Plateau, welches bereits dicht besetzt war. Bald stiegen zischend einige Raketen und wie auf ein Zauberwort stand das Kolosseum im roten Lichte, Dampfwolken schwebten empor und steigerten die Magie dieses Schauspieles durch den feurigen Widerschein. So erinnerte die ungeheure Masse des Baues an Dantes Hölle, der für die Architektur derselben gewiß hier die Anregung empfing, als

er sich 1300 zum Jubiläum eingefunden hatte. Wieder stiegen Raketen, nun entzündete sich die Basilika des Konstantin und der Titusbogen, erst rot, dann grün, dann weiß. Schallenden Beifall verdiente jedoch das Kapitol. Die ganze Front war blendend hell erleuchtet. Die Tempel des Vordergrundes und der Severusbogen jedoch rot, so daß sie sich glühend zu erheben schienen. Über dem Kapitol glänzte plötzlich ein großer sechszackiger Stern. Ah stella d'Italia, stella d'Italia! jubelte es aus tausend Kehlen, das war gewiß prächtig, zauberisch, opernhaft. Mir kam es jedoch vor, als ob all das zu der heiligen Ruhe auf diesem Friedhof der Weltgeschichte nicht paßte.

Indes verkrachte die stella d'Italia und über dem Kapitol strahlte wieder mild und hell aus dem Nachthimmel der Stern der Julia.

Cum habit illus tristissimae noctis imago! klagt Ovidius und singt seinen Abschied von Rom, um zu den Geten nach Torni in die Verbannung zu ziehen. Ich konnte beruhigt gehen, hatte ich doch mehr erreicht, als ich zu hoffen gewagt, und führen mich die Götter wieder her, nun, dann will ich schauen, sinnen, genießen wie jetzt und ihnen danken.

Am 24. April um 10 Uhr fuhr ich zum Bahnhof. Über die aurelianische Mauer und die Pyramide des Cestius rief ich der ewigen Stadt ein herzliches Lebewohl zu.

Auf den Hügeln und in den Brüchen der Campagna blühte überall der fahle Asphodill; die Steineiche mit ihrem harten Grün, die Sümpfe mit den wilden Rindern steigerten eher den Eindruck der Öde, gegen West

hob sich das Meer, das geschichtslose, und wälzte die langen Wellen an dieses Ufer mit seinen Denkmalen und den Leichen der Städte, den Gräbern und Schlachtfeldern. Bei jenem Turm hatte der Kirchenvater Augustin über das Geheimnis der Dreifaltigkeit gegrübelt; wohl möchte man hier nachgrübeln über das Rätsel des All!

Ich betrachtete mir, soweit es der rasche Flug des Wagens gestattete, diese einförmigen und doch so wechselvollen Landschaften und malte mir den Genuß, hier im April nach meiner Weise frei herumzustreifen. Die Gefahren sind jedoch zu mannigfach, um so etwas zu wagen.

Vor Follonia überzieht strauchartiger grauer Heiderich weithin die Hügel, deren fetter Boden den Etruskern Weizen und Spelt lieferte; nur selten unterbricht ein Strauch des Siliquastrum mit seinen roten Blüten die Einförmigkeit. Endlich hob sich Elba über das Wasser, dann Korsika, die zackigen Gipfel ließen sich klar erkennen, die Abhänge verdämmerten in einem gleichmäßigen Blau. Bei Cecina ließ sich einige Kultur bemerken. Die Ginori verbesserten den Boden; am meisten verdankt aber die toskanische Maremne den lothringischen Großherzogen, sie entsumpften die Flächen und ließen die kleinen Häuschen bauen, die mit ihren drei Fenstern an der Front überall zerstreut sind. Auch von dem letzten Großherzog hörte ich stets nur mit Liebe und Verehrung reden; man bedauerte die abstrakte politische Notwendigkeit, die seinen Thron zerbrach, und es ist gewiß eine geschichtliche Erscheinung einziger Art, daß eine vertriebene Dynastie statt den Flüchen des

Hasses die Gefühle des Dankes und der Verehrung begleiten. Eine solche Verbannung hat eine höhere Weihe als ein Diadem, welches Blut und Tränen kitten. Auf den Hügeln von Livorno erblickte ich mehrere Windmühlen; man sagte mir, sie seien erst in neuerer Zeit errichtet worden und täten bei den beständigen Seewinden treffliche Dienste. Sie waren aber auch früher in Italien nicht unbekannt. Schon Dante verwendet sie zu einem Vergleich für Luzifer.

Abends in Pisa. Das ist eine stille Stadt. Ich konnte auf dem herrlichen Lungarno herumwandern, ohne jemand zu begegnen und dabei an das Treiben des Korso in Rom zurückdenken. Pisa wird bekanntlich gerne von Kranken aufgesucht. Als ich meinen Wirt fragte, ob viele genesen, erwiderte er mit leichtem Lächeln: „Wohl, aber zum ewigen Leben." Als ich mich in der Frühe vor dem Kaffeehaus an das Geländer der Straße lehnte, klapperte es plötzlich hinter mir. Ein Mann, weiß vermummt, hielt mir eine Büchse vor; er sammelte für die Kranken. Durch die runden Löcher der Kapuze waren nur die Augen sichtbar, unter dem langen Gewande zeigten sich feine Lackstiefeletten, auch die Hand ließ auf einen Herrn besseren Standes schließen. Ähnliche Gestalten sah ich öfter in Florenz, wie sie des Nachts Leichen zum Friedhof geleiteten. Sie gehören Bruderschaften, die noch aus dem Mittelalter stammen; eine Art Freimaurerei, welche Leute des verschiedensten Berufes zu frommen und wohltätigen Zwecken verbindet.

Nach dem Frühstück ging ich zu den Cascinen. Eine prächtige Allee mit frischem Laub führte westlich durch

die sumpfige Ebene, am Rand der Kanäle blühten Tazetten und eine große gelbe Wachsblume. Das Auge meist auf die scharfen Gräte der Apuanischen Alpen gerichtet, schritt ich langsam dahin, näher und näher den Pinien, hinter denen das Meer lag; ich stand am Tore der Mauer, Fremde stiegen aus den Wagen; wir wurden aber alle zurückgewiesen; warum, erfuhren wir nicht. Ich kehrte zum Dom zurück. Dort traf ich die ganze Priesterschaft von allerlei Farben und Trachten vor dem Hochaltar zu einem Amt versammelt. Die Prälaten erhoben sich von ihren Stühlen, Musik und Orgelton begann mächtig zu schallen; als ich an das Gitter trat, wandten sich die Augen der Priester auf mich, fast erschrocken, als ob ich mich unpassend vorgedrängt, wandte ich mich um; die Kirche war völlig leer, allerdings war Werktag und es schien nur eine Stiftung gefeiert zu werden; so könnte ich mich leicht rühmen, es sei extra für mich ein Amt gehalten worden.

In der Taufkapelle erinnerten mich die Basreliefs Niccolo Pisanos an die gleichzeitigen Werke von Freiberg und Wechselburg, auch sie stehen ganz unvermittelt und rätselhaft in ihrer Zeit, eine Renaissance Jahrhunderte vor der Renaissance und von dieser ohne Nachfolge getrennt.

Die Werke moderner Italiener auf dem Campo Santo, darunter auch die berühmte „Untröstliche" ließen mich trotz der großen Technik ziemlich kalt; der Einfluß Canovas scheint mehr nachzuwirken, als der des männlicheren Thorwaldsen. Die berühmten Fresken erinnerten mich durch die kindlich naive Auffassung der vier letzten Dinge vielfach an ähnliche Darstellun-

gen unserer Landkapellen, wo der ungeheure Höllenrachen Flammen speit, in denen Teufel und Verdammte durcheinander purzeln oder miteinander raufen, weil sich diese nicht an den glühenden Zinken zum Frühstück rösten lassen wollen. Luzifer, der grün wie eine Eidechse mit bunten Borteln garniert durch drei Stöcke des Gemäldes reicht, arme Seelen frißt, sie in der Lohe des Magens verdaut und dann von sich schmeißt, wobei sie ein Satan auffängt, könnte gar wohl die Wand einer Dorfkirche zu Güschnitz oder Sellrain zieren. Für unsere Bauern ist das Mittelalter noch frische Gegenwart. Sie leben es heute noch. Aus ihren Anschauungen, aus ihren Zuständen spricht es zu uns wie vor vier Jahrhunderten und wir dürfen uns nicht wundern, wenn es unter der Aufklärung plötzlich wieder sichtbar wird.

Lange stand ich vor dem Sarkophag Heinrich VII., den Dante verherrlicht, des letzten deutschen Kaisers, der sich von dem großartigen Schemen der Vergangenheit ins Verderben locken ließ.

Im naturhistorischen Museum musterte ich eine Suite Petrefakten, welche die Zusammengehörigkeit der Alpen und des Apennin beweisen, auch Geräte aus der Steinzeit waren aufgestellt. Sie sind südlich des Brenners seltener, doch wurden unlängst zwei scharfpolierte Meißel von Chloromelanit in Gräbern bei Roveredo gefunden; der steile Hügel, der die Feste Rinoli trägt, gab eine reiche Ausbeute von Pfeilspitzen aus Feuerstein, auch verschiedene Knochenreste; vielleicht erkannten lange vor Napoleon Helden der Steinzeit die strategische Wichtigkeit dieser Höhen am Tore der Alpen

und schlugen hier ihre Schlachten, aber ihre Namen sind vergessen.

Bei der Burg von Ripafratta, die Guicciardini so oft erwähnt, zog eine Prozession durch die Felder, um das Gedeihen der Feldfrüchte zu erflehen. An das Kreuz voran war ein Büschel Roggenähren gebunden, die Männer trugen Kutten rot, blau, schwarz, die mit Stricken gegürtet waren. Ich staunte; das sah ja ganz aus, wie die Prozessionen im Allbach oder einem Dorfe des Unterinntales, während ich diese Aufzüge für etwas spezifisch Tirolerisches hielt. So bindet der Katholizismus über die Verschiedenheit der Abstammung und Sprache weg durch seine Gebräuche die Völker zur Einheit.

Auf dem Wege von Pistoja nach Bologna erheiterte mich der Gegensatz von Idealismus und Realismus, wie sie in den Gesprächen eines Vaters mit der Tochter aufeinander platzten. Das Mädchen, eine hübsche, etwas blasse Brünette mit schwärmerischem Ausdruck, mochte zu Florenz auf irgendeiner weiblichen Hochschule gewesen sein. Sie sprach von Konzerten, Statuen und Gemälden und schwieg von einem Liebhaber, der wahrscheinlich hinter diesen Dingen hervorguckte. Sie gab ohne Rückhalt dem Unwillen über die Heimkehr Ausdruck und mochte wohl glauben, da ich auf nichts zu achten schien, ich verstehe kein Italienisch. Der Alte, ein dicker Philister mit trivialem, aber gutmütigem Gesichte versuchte sie zu trösten: Gemälde, Statuen und Musik gäbe es überall, vorzüglich käme es jedoch auf die Leute an, mit denen man leben müsse; so habe jede Gegend ihr Gutes und Schlechtes. Ich begann Schinken

und Semmeln zu verzehren. Da kam auch dem Alten der Appetit. Er packte aus einem Ledersack allerlei Fressalien. „Siehst du," sagte er schmunzelnd, „die guten Sachen findest du zu Hause; wo gibt es in Florenz etwas ähnliches wie diese Mortadella?" — Er bot ihr eine Scheibe, sie blickte schmerzlich zum Himmel und lehnte sich schweigend in den Wagen zurück! Verdrießlich brummend kehrte er ihr den Rücken und mochte sie gar nicht mehr anreden. Als sie ausgestiegen waren, wendete ich mich wieder zur Natur; die glühenden Streiflichter, welche über den Vorhang zuckten, verkündeten den Abend. Eine ungeheure Kugel von geschmolzenem Metall sank die Sonne ruhig am Horizont der Ebene zu. Ein Gewebe roter Wolken legte sich zwischen die Bäume.

In Parma kam ich zeitig genug an, um noch auf den Wall zu steigen. Er ist in einen Spaziergang umgewandelt und gewährt einen schönen Ausblick auf die Kette des Apennin, der tief herab angeschneit um so heller im Abendlicht schimmerte. Unter den grünen Bäumen tummelte sich im dichten Gedränge die elegante Welt, hübsche Frauen und Mädchen, groß, schlank, feurige Augen, zarte Farben, so daß Correggio gut malen hatte, und zu staffieren verstehen sich die Weiblein auch. Da seht den babylonischen Turm, auf dem das leichte Hütchen gipfelt und gaukelt, die Seide, Spitzen und Bänder und dann die Schleppe, mit der ein solches Dämchen wie das Tier der Apokalypse mit dem Schweif leicht ein Drittel der Sterne wegfegen könnte. Ich ging auf dem Trottoir langsam, langsam, um alles zu mustern oder in eine Halle zu blicken, wo man eine

Schale Eis oder eine tazza Bier anbot. Da schwenzelte es hinter mir her. Eine Dame ging vorüber, ihre Schleppe schlug sich um meine Füße, daß ich bolzengerade wie ein Böcklein in die Höhe springen mußte, wollte ich nicht mit ihr der Länge nach hinfallen, der Skandal wäre auch zu groß gewesen, wenn ein ehrwürdiger Professor aus dem katholischen Innsbruck mit einer Schönen solchen Kalibers auf dem Pflaster gelegen wäre.

Mit diesen kostbaren und bizarren Toiletten drängt sich hier unerwartet die Frauenfrage auf, der wir auch in den Spalten der Tagblätter, die sie überall auf den Speisezettel gesetzt, nicht entrinnen. Mich dünkt, sie erledigt sich großenteils aus dem Modejournal. Ich bin noch immer altfränkisch genug, zu wähnen, daß das Weib nur in der Ehe seinen Beruf ganz erfülle und alle anderen Stellungen bloß Ausnahmen von der Regel seien, die sie bestätigen. Kein verständiger Mann wird ein solches Schaustück heimführen, hat er einen Funken Gewissen, so darf er es auch nicht. Abgesehen von Küche und Keller, wie wird sich ein solches Ding als Mutter ausnehmen? Nimmt sie ein Kind auf den Arm, so fährt es ihr in das Toupet und zerzaust die ganze Architektur; soll sie es trocken legen, so schreit es, wenn sie es mit den spannenlangen Krallen streift. Addiert und subtrahiert vor der Trauung! So ein Schätzchen verzehrt das ganze Einkommen des Gatten für den Müßiggang, wobei sie allerdings der Lilie gleicht, so unähnlich sie ihr auch an Unschuld sein mag, für ihren Putz mit den tausend Fläschchen, Salben, Kämmen und Fetzen. Da müssen sich die Dämchen, vor denen Hymen

davonläuft, freilich um andere Geschäfte umsehen; beim Telegraphen, auf der Post oder sonstwo, wenn nur, sobald die Gage nicht langt, kein Hintertürlein in das Bordell führt. Oder es beginnt die Jagd auf reiche Paviane; roher Materialismus trocknet die Mädchenseele aus, ehe sie noch am Hauche des Ideals aufgeblüht, der ihre Mütter mit einem holden Morgenrot übergoß und als Corollar folgt dann der Ehebruch, welcher als Signatur die zeitgenössische Phantasie unserer Hurenpoeten beherrscht, während nebenan die prüden Veilchenblätter einer Gartenlaube das verhüllen, was im Salon auf allen Präsentiertellern liegt. Die Fräuleins sind bald gebildet; die Literaturgeschichte ersetzt ihnen die Kenntnis der Literatur und schließlich findet sich für alles eine Phrase. Wie wird einem, wenn eine Gans, die noch auf den Teich gehört und ein Birkenpflaster brauchte, über Schopenhauer und Hartmann schnattert und dem lieben Herrgott bei Weltschöpfung und -zeugung besser ins Zeug zu schwatzen weiß, als wenn sie einen Brei kochen, einen Strumpf stopfen sollte. Aus dem Überreiz der Nerven entwickelt sich die Hysterie, dann werden die Bäder nötig und ein Leutnant oder Kaplan kuriert das Ach und Oh der gnädigen Frau aus dem gewissen Punkt. Freilich lassen sich Zeitströmungen ebenso wenig abstellen als das böse Wetter, aber schimpft nicht mehr über den Zölibat, er ist unter solchen Umständen nicht bloß entschuldbar, sondern für die Selbstrettung heilige Notwendigkeit.

Protzen wir jedoch dieses grobe Geschütz auf und lassen wir uns den Humor nicht verderben.

In der Stadt herrscht übrigens wenig Bewegung, wie an allen Orten, die ohne Unternehmungsgeist im stolzen Ruhm des Mittelalters ruhen.

Mailand! Das ist eine echt moderne Großstadt, sie ist durch sich und ruht auf sich; eine Fülle materiellen Gedeihens und einen unermeßlichen Reichtum zeigen diese Straßen und der luxuriöse Corso Vittore Emanuele. Mailand ist aber eher eine nordische Stadt. Der italienische Charakter herrscht hier weit weniger als in Verona. An den Bewohnern glaubt man etwas von der schweren Art der Deutschen zu erkennen und erinnert sich unwillkürlich der Langobarden. Die Kreuzung der Rassen wirkte aber auch in anderer Beziehung veredelnd. Mailand war neben Florenz, wo sich ja auch lateinische und germanische Elemente verbanden, einer der Mittelpunkte geistigen Lebens in Italien, in der Musik entscheidet noch sein Votum.

Am 26. April auf der Heimfahrt.

Die Pflanzenwelt war im warmen Becken von Bozen nicht hinter der von Oberitalien zurückgeblieben, späte Fröste hatten hier wie dort die Entwicklung gehemmt. In den Schluchten des Eisack begann eben erst die Blüte der Primel. Bei Sterzing reichte der Schnee noch in Runsen und Tobeln bis zur Talsohle, auf dem Brenner empfing mich großes Schneegestöber.

Um 9 Uhr vormittags schritt ich noch zwischen den Pfeilern des Domes von Mailand auf und ab, noch vor Mitternacht betrat ich mein kleines Zimmer in Innsbruck. So überwindet das Geschlecht der Gegenwart Zeit und Raum.

Am Garda

In Nordtirol hört man sagen: „Bei uns ist es neun Monate Winter und drei Monate kalt!" Heuer traf der Spruch fast ein, und weil ich endlich vom Frühling ein grünes Fähnchen sehen wollte, so reiste ich ihm mit meinem Sohne am 16. April über den Brenner entgegen. In den Sillschluchten hingen noch gefrorne Wasserfälle, nur hier und da blühte auf dem Letten Huflattich, der tut es aber auch im Winter und gilt daher nicht viel. Von Stafflach aufwärts breitet sich die weiße Decke fast unzerstückt über Berg und Feld, unter Mauls war alles aper, bei Brixen wehte aber ein solches Lüftchen, daß wir wieder die Fenster schlossen. Indes war es Nacht geworden; in der Finsternis huschten einzelne blühende Bäume an uns vorüber — Bozen! Wir stiegen aus, die Nebel drückten tief herab, feiner Sprühregen trieb uns unter die Fittige des „Schwarzen Adler", wo uns die Wirtin durch eine tüchtige Tracht Spargel bewies, daß es mit dem Winter da herinnen eigentlich doch aus sei.

Der nächste Morgen schaute so grau herein, daß wir uns anstatt in den Waggon auf das andere Ohr legten und weiterschliefen. Was tun? Nach Riva? Da wäre oben Wasser, unten Wasser und dazwischen das

kurortliche Städtlein. Da wollten wir nach dem Frühstück lieber die Merkwürdigkeiten Bozens gründlich vornehmen.

Also zum Friedhof! Kommt ein Protestant oder Freimaurer lebendig, so darf er ungehindert hinein, gegen die Toten pflanzt man eine Batterie Kanonenstiefel auf und verteidigt den Zugang, wie Leonidas die Thermopylen. Anderswo hätte man solche Helden frischweg beiseite gerempelt, in Tirol geht die Sache den Zug der Instanzen. Die Statthalterei hat die Verteidigung der Religion bereits zurückgewiesen, aber auch die „mildeste Praxis" wird in diesem Falle kaum mehr leisten, als eine stumme Träne des Mitleids. Alte, historisch bedeutsame Denkmäler sucht man hier vergebens; sie gingen, darunter auch der graue Marbelstein des berühmten mittelalterlichen Dramatikers Benedikt Debs, beim Abräumen des Gottesackers um die Pfarre verloren, doch lernt man zwei wackere Tiroler Künstler, die Reinalter, kennen, welche den weißen Marmor von Schlanders geschickt verarbeiteten.

Der Stolz des Bozners ist jedoch die Pfarrkirche, und mit Recht, denn Jahrhunderte haben an ihrem Bau, ihrem Schmuck gewirkt, bis hinauf zum großen goldenen Knödel, der den feinen Turm gewiß symbolisch, aber nicht stilgemäß verunziert. Jetzt wollen die Bürger auch der Archäologie Rechnung tragen, ohne dabei einem abgeschmackten Rigorismus zu verfallen und die kostbaren Zopfaltäre mit ihren schönen Marmorsäulen hinauszuwerfen. Bereits ist eine Reihe Glasfenster aus der berühmten Anstalt von Neuhauser im Chor eingesetzt, und Herr v. Zallinger hat durch seine Stiftung mehr

Ruhm erworben, als durch die Palmenkränze bei den Reden für die heilige Glaubenseinheit.

Bozen besitzt zwei Gymnasien: das eine mit einer reichen Sammlung von Motten und vielen Handstücken, deren manche zur Straßenschotterung verwendbar, besorgt der Staat, das andere die Franziskaner. Da ich als Fra Serafico mit den Franziskanern nicht in Feindschaft lebe, so besuchte ich das Kloster; leider lag der Prior des Ordens, Pater Patrizius, krank und Pater Vinzenz war bei den Herrgottskindern in Kaltern, welche bekanntlich Wein und Frömmigkeit gleich eifrig pflegen. Er würde jedem Stande Ehre machen, wissenschaftliche Schriften haben seinen Namen weit verbreitet. Ruhig und klar blickt er in die Welt, die feinen Züge zeigen den Denker, der beobachtet und sich für leibliche und geistige Gebresten ein menschlich warmes Herz bewahrte.

Sein Haar wird jedoch grau; er hat aber einen Ersatzmann gefunden: es ist der junge Pater Julius. Der muß jedenfalls vom Stamm der Goten sein, so groß und breitschulterig ist er, wie der Mönch Ilsan in der deutschen Heldensage. Statt der Erzkeule trägt er einen Hammer, mit dem er — falls der Glaube nicht mehr dazu ausreichen sollte — Berge versetzen kann, und wenn er auch nicht den Rosengarten Kriemhildens verwüstet, so trägt er von jeder Bergfahrt ein Fuder Alpenkräuter heim. Und dabei blickt er so sanft und unschuldig aus den blauen Augen, als wäre er der Page Fridolin im „Gang zum Eisenhammer". Wenn ihn eine Leserin etwa sehen will, in der Zelle darf sie ihn nicht suchen. Im Refektorium des Klosters haben zwar

gebratene Tauben Zutritt, aber ein lebendig Frauenbild trägt seine Schwelle ebensowenig wie der Styx.

Wollt ihr ihn sehen?

Dort droben wandelt er auf dem Joche; voll Begeisterung für die Natur erhebt er wie der Hermes des Homer den einen Fuß zum Grat und schreitet mit dem andern wieder talab zur Sennhütte; wenn er sie nur nicht zertritt! — Da ihn ebensowenig wie den Antoni in der Wildnis ein rosig Mägdlein verlocken wird, so darf man von ihm Großes für die Kenntnis der Alpen erwarten.

Weil niemand zu Hause, übernahm es der blonde Evarist, uns herumzuführen, obwohl er nachmittags noch mit einer Fastenpredigt den Bauern die Köpfe waschen sollte. Den schönen gotischen Altar und den Kreuzgang findet man im Amthor; an den Sandsteinen des Geländers sieht man noch die tiefen Furchen, wo im Jahre 1809 die Franzosen Bajonette und Säbel wetzten.

Er zeigte uns eine kleine Sammlung von Antikaglien, wie sie größtenteils in Südtirol gefunden werden; auch Seltenheiten aus andern Weltteilen, welche Missionare geliefert hatten, waren aufgestellt, so prachtvolle chinesische Fächer und Geräte aus Elfenbein. Sie können zur Veranschaulichung des ethnographischen Unterrichts dienen. Zum Abschied riet ich noch, er solle auf die Kanzel ja eine tüchtige Bodenbürste mitnehmen.

Nachmittags zerriß das Gewölk; wir nahmen daher die Hämmer und gingen die Talfer entlang in die Schlucht. Das Bett dieses Wildbaches, der schwere Lasten Schotter und Gerölles mitschleppt, ist von den

tiefern Weingärten durch die Wassermauer geschieden, die seit Jahrhunderten schon manchen Anstoß zurückgewiesen. Die Talser ist ein echter Tiroler: klein und friedlich rinnt sie über den Kies und tut keinem Veilchen am Ufer was zuleide; wenn es aber der Himmel will, dann braust sie auf und tobt und wütet, daß rings die Sturmglocken um Hilfe rufen.

Wir schlugen Stücke von dem spröden Porphyr, der Runkelstein trägt. Vor einem Menschenalter war ich droben; nun wollte ich meinem Sohne den Bau zeigen. Seitdem war aber durch Dummheit und Bosheit überall der Greuel der Verwüstung eingebrochen. Modernstes Touristengeschmeiß, das mit Bädeker und Amthor durch die Berge leiert, hatte in die Fresken die werten Namen gekritzelt und wohl auch Splitter von Getäfel und Mauerwerk herausgebrochen, um ein Andenken mitzunehmen. Diese Roheit ist die Ursache, daß in Tirol Besitzer von Kunst- und Naturschätzen für Fremde den Zutritt erschwert haben, wie denn auch die Aufseher in Museen die Beobachtung machten, daß man den Gebildeten mehr auf die Finger sehen müsse als den Bauern, welche mit einer Art scheuer Ehrfurcht vor die Gegenstände hintreten. Wenn daher die Zentralanstalt in Wien die Bilder von Runkelstein, welche nicht al fresco, sondern auf trockenem Grunde gemalt sind, sorgfältig kopieren ließ, so hat sie sich dadurch ein großes Verdienst erworben und eine Reihe von Arbeiten begonnen, die für die Kunstgeschichte von Tragweite sind, denn immer und immer muß man betonen, daß an der Etsch die Strömungen deutschen und italienischen Geistes aufeinander trafen, sich gegenseitig vor und

zurückstauten und wohl auch ausglichen, so daß hier die Fülle eines Lebens herrschte wie sonst nirgends — nicht einmal an der Spree und an der Pleiße, wo doch von jeher auf den Kiefern Goldorangen wuchsen. Doch hatte deutsches Wesen das Übergewicht, bis es die blutige Gegenreformation, welche die Zukunft Österreichs auf Jahrhunderte vernichtete, geknebelt dem Ultramontanismus auslieferte. Aber Geister sterben nicht; der deutsche Geist hat sich an den Enkeln derer, die ihn mit Rosenkranz und Skapulier erwürgen wollten, furchtbar gerächt.

Wir setzten uns in eine Fensternische und blickten durch die Talspalte hinab ins Etschland, weit, weit bis zu den Bergen von Salurn. Hier mag wohl auch manchmal Hans der Vintler gesessen sein und bei einem Humpen Traminer über den langweiligen Versen seiner „Blume der Tugent" gebrütet haben. Vergelt's ihm Gott; möge sich aber niemand das Leid antun, dieses Buch durchzublättern, wenn es auch neulich die fleißige Forscherhand Zingerles, verbrämt mit einer Fülle gelehrter Glossen, in trefflicher Ausstattung dem Drucke übergab. Das ist eine Delikatesse für Forscher-Mägen; ich habe mir die Erinnerung daran mit einem Schluck Wein, den uns die Tochter des Pächters aufstellte, von der Zunge gewaschen. Mein Sohn entdeckte an der Mauer das Sprüchlein: „Dulce puella malum!" Vielleicht hat es unser tugendhafter Hans einmal in rosiger Laune hingekritzelt.

Dem Wanderer raten wir, Runkelstein, insofern es ihm nicht auf den Kopf herabkollert, droben zu lassen, dafür aber den Weg bis zum Bierkeller im Sarntal zu

verfolgen; wir gingen über die Talfer zum altrömischen Drususturm und dann am Gehäng, wo der Kaktus zwischen dem Gebüsch die stacheligen Früchte reift, gegen Gries. Das ist ein milder, sonniger Winkel, so recht geeignet für Geschäftsleute und Pensionisten des Nordens, die zwischen den hyperboräischen Teekessel und den Tod ein paar Jahre mit blauen Trauben einschalten wollen; der moderne Kurschwindel wird wohl auch einmal ein Ende nehmen, aber der Zauber der Natur bleibt und wird immer Gäste herlocken. In den Anlagen, zwischen den blühenden Hecken hüstelte es überall; arme Kranke, die der gewissenlose Arzt, um den Vorwurf eures Todes von sich abzuwälzen, in ein Grab des Südens foppt, möge die laue Luft eurer wunden Brust wohl bekommen!

Wir eilten zum Steinbruch an der Ecke; mit den verschiedenen Gebirgsarten dürfen wir wohl nicht aufwarten?

Am nächsten Morgen stiegen wir im Hofe des Forts Nago, welches oberhalb des Garda als Sperre zwischen dem Etsch- und dem Sarkatal erbaut wurde, vom Omnibus; es ist ein berühmter Punkt, wo jeder Tourist in offiziellen Jubel ausbricht; ich wollte meinem Sohn vorläufig nur die geologische Bildung des Sees erklären. Er zieht bekanntlich von Nord nach Süd, größtenteils zwischen steilen Schrofen und Gesteinen des Lias bis zum Nummulitenkalk. Diese Flötzformationen bestehen aus übereinanderliegenden Schichten, die oft dünn, oft bankförmig durch die unterirdischen Kräfte aus der horizontalen Lage, in der sie naturgemäß abgesetzt waren, verrückt wurden. Das

linke Ostufer begrenzt von Torbole an der prachtvolle Monte Baldo, seine geneigten Schichten senken sich in westlicher Richtung unter das Wasser; das Gehänge ist dort, wo es nicht Runsen und Abstürze zerreißen, überall gangbar, wenn auch von Nago bis Madonna di Navene nur für Älpler. Das Westufer steigt mit prallen Wänden aus der unergründlichen Tiefe des Sees und schwindelige Pfade leiten zu den Dörfern des Mittelgebirges. Hier kehren uns aber die Schichten nicht ihre Platten, sondern die Brüche derselben zu, so daß man Grenzen der Tafeln und Bänke, wie die Blätter auf dem Querschnitt eines Buches, an scharfen Linien erkennt. Den tiefen Riß zwischen dem Osten und Westen füllt der See aus. Von Gargnano und Bardolino abwärts erweitert er sich zu einem herrlichen Becken, das mäßige Höhen rings umkränzen. Am Südufer ziehen niedrige Hügelketten zum Po und bestimmen den Lauf seiner Zuflüsse; es sind die Reste alter Moränen, die hier Terrainabschnitte bezeichnen, als wären sie für die Pläne der Strategen eingerichtet. Wer mag all die berühmten Schlachten von der Urzeit, welche hier steinerne Pfeilspitzen hinterließ, bis zur jüngsten Vergangenheit, wo Österreich sich diplomatisch selbst besiegte und seine Adler an den Isonzo zurückführte, aufzählen! Wohl nirgends ist der Zusammenhang des Bodens und der Geschichte, die Bedingtheit letzterer durch ersteren, so deutlich erkennbar wie hier. Die Gletscher einer Urwelt, weit hinter jeder menschlichen Sage, haben dort die Fläche gefurcht und dazwischen Hügel aufgeschüttet, welche der Ölbaum und die Orange schmücken, wo Lorbeerbäume und Zypressen

aus dem Staube erschlagener Helden wachsen. Wir wollen diesen Betrachtungen nicht weiter nachhängen.

Die alte Straße ging hinter den Wänden eines scharfen Grates gegen Torbole, sie war beherrscht durch das Schloß Peneda, dessen Storfen von einem überhängenden Felsen herabschauen. Ich stieg gerade auf in einer Rinne zwischen den steilen Schichtplatten, mußte aber bald auf den rauhen Stein hinaus, denn wie Fußangeln starrte mir überall niederes Dorngestrüpp entgegen. Als ich endlich auf dem Riegel droben war und mit wenigen Schritten das Schloß zu erreichen wähnte, legte sich eine Mulde mit Steinterrassen dazwischen und ich brauchte wieder eine halbe Stunde, bis ich mich durchgearbeitet. Solche Hindernisse begegnen dem Wanderer in Italien, der den kürzesten Weg für den besten hält und nach dem Augenmaß gradaus vorwärts will, nur zu oft; man spare daher die paar Zentesimi nicht, für die uns der nächstbeste zerlumpte Schlingel gern an Ort und Stelle führt. Zu sehen ist an diesen Trümmern nichts, doch paßte zur traurigen Öde die schwarzblaue Osterglocke, die sich auf dem magern Rasen angesiedelt. Zu oberst führt ein viereckiges Loch mit einem Falz zum Verschlusse in das Burgverlies, in welches die Gefangenen, da keine Stiege hinabgeht, auf einem Kloben reitend an einem Strick hinabgeseilt wurden. Die Phantasie mag sich hier einen Prokurator von San Marco vorstellen, wie er in geheimnisvollem Dunkel foltert; das ist jedoch anderswo auch geschehen, nur waren die Venetianer staatskluger als manche Fürsten, die zur größern Ehre Gottes ihre Länder durch Scheiterhaufen

und Richtbeil verwüsteten. Peneda liegt seit 1703 in Trümmern. Hier hielt ein österreichischer Leutnant mit 90 Soldaten und 50 Bauern die ganze französische Armee unter Vendome vom 1. bis 4. August auf und ergab sich erst, als die feindlichen Geschütze die Mauern niedergeworfen hatten.

Vendome ging nun, nachdem er das Korps des Generals Predani an sich gezogen, gegen Arco. Oberstleutnant Fresen hatte 600 Soldaten und 200 Schützen, die Anstalten zur Verteidigung waren echt österreichisch: Lebensmittel keine, Flintensteine keine, Kanonenkugeln, die nicht zum Kaliber paßten, und bald auch kein Wasser. Dennoch wehrte sich der tapfere Mann heldenhaft bis zum 18. August, wo er übergeben mußte, weil kein Entsatz kam. Ein Pfarrer versuchte an der Spitze von 200 Bauern, welche damals treu zu Österreich hielten, Hilfe zu bringen, seine Schar wurde jedoch zersprengt, er selbst gefangen und erschossen. Im September wollte General Heißer Arco überrumpeln, die Franzosen wurden aber durch einen treulosen Bürger, Franzini, gewarnt, und der Österreicher sperrte gemütlich das Maul auf und ließ den lieben Herrgott und die Franzosen walten, wie es ihnen beliebte. Dieser Heißer, der wollte, was er nicht sollte, und wo er nicht sollte, wollte, wurde mit seinem Waffenbruder, dem langsamen Geschwind, dem Tirolervolke, welches sich in den Kämpfen gegen die Franzosen und Bayern unvergänglichen Ruhm erworben, so verhaßt, daß sie der Kaiser — versetzte, anstatt sie von einem Kriegsgericht aburteilen zu lassen. In die Geschichte des französisch-bayrischen Einfalls 1703 paßt wieder das

Gleichnis von der österreichischen Armee: Der Löwe mit dem Eselskopf. Ausgezeichnet hielt sich Solari bei der Verteidigung von Trient. Ehe die Franzosen abgezogen, erpreßte der General Medari von den armen Bürgern ein Geschenk für Handschuhe, das zerstörte Schloß wurde nicht mehr aufgebaut.

Zwischen Torbole und Riva legt sich mit Schichten, die wieder nach West fallen, der Monte Brione; das Fort Nicolo auf dem südlichen Sporn kann durch seine Eisenspritzen den See weithin reinfegen. Er ist leicht zu besteigen, man hüte sich jedoch, an den Rand der überhängenden Wände vorzutreten. Wer den See von Norden aus bis Peschiera bewundern will, hat hier das geeignete Belvedere. In einer Senkung droben fand ich Heiderich, Anemonen und Primeln, als wär' ich in das Mittelgebirge von Innsbruck zurückversetzt. Die Geologie gab uns wenig Arbeit; ein Oberleutnant hatte mich bereits über die Verhältnisse aufgeklärt und die flachen Kamm-Muscheln im Sandstein mag der Tourist als Andenken mitnehmen, wenn er nicht die Briefschwerer aus hartem Ölholz in Riva vorzieht.

Was sollen wir von dieser Italiana — oder, wenn sie es lieber hört, Italianissima sagen? Sie besitzt eine Kirche aus dem Oktogon, ein Juwel der Spät-Renaissance mit Anklängen an Bramante und Solieri, das wohl eine eigene Abhandlung verdiente; wir dürfen uns aber nicht auch in die Kunstgeschichte verirren, sonst springt der Leser zum Feuilleton hinaus. Sonst ist Riva langweilig zum Sterben, diesesmal jedoch — wer lacht da? — hatte es eine gute Oper aus

Mailand verschrieben, und zwar zu einer Festfeier. Die Sache verhält sich so. Wer in Riva bisher aus einem der Ziehbrunnen Wasser trank, der hatte zugleich eine Schale Fleischsuppe, so voll war es von Maden und Kerflarven. Unweit der Stadt fließt aber eine klare, kühle Quelle über Moos unbenutzt in den See. In Deutschtirol hätte sie das kleinste Dorf mit Teicheln in seine Brunnen geleitet. Riva wollte aber auch seine Eigentümlichkeit haben und baute ein — schönes Theater. Endlich besann man sich doch; die Fremden, auf welche man zu achten hatte, klagten fortwährend und wollten sich in keiner Weise an das edle Getränk akklimatisieren. Nun wurden aus dem weißen Oolith Steinröhren gebohrt, und jetzt sprudelt überall das herrlichste Naß. Das wird nun mit einer Oper gefeiert und hier kann man wieder den Unterschied von Deutsch und Welsch erkennen. Der Italiener läßt sich abends was vorsingen, der Deutsche steigt bei solchen Anlässen seinem Nebenmenschen mit einem vollen Humpen vor und sucht den Festsaal in der Kneipe. Was schöner ist, weiß ich nicht; ich verzichte unter Umständen gern auf beides.

Mit Tagesanbruch eilten wir auf das Dampfschiff. Zwei solche Karren, die bis zum Jahre 1866 als österreichische Kanonenboote dienten, versehen den Dienst an beiden Ufern. Früh fahren sie nach Desenzano und Peschiera, abends wieder zurück. Die Ostseite bleibt von den Touristen unbesucht, denn im Bädeker und Gsell-Fels steht geschrieben, daß sie nicht so reizend sei wie die andere. Der herrliche See! An Schönheit darf sich ihm nördlich und südlich der Alpen

keiner vergleichen, seine Landschaften sind verklärt vom Zauber historischer Erinnerungen, aber zwischen Riva, wo sich der Reiche die kostbare „Sonne“ in die Börse scheinen lassen mag, während dem Bescheidenen der „Giardino“ genügt, bis Desenzano, an dessen Ufer Herr Mayer sein Netz ausgespannt hat, ist etwa nur zu Gargnano und Salò entsprechende Unterkunft zu finden, sonst magst du dich mit Fisch, Makkaroni und Risotto verköstigen. Wir ließen uns aber von all dem irdischen Jammer nicht stören, sondern bewunderten fröstelnd, wie das helle Licht von den Bergen allmählich auf den See niederfloß.

Gargnano! Gepriesen sei der „Hirsch“, wo uns die Wirtin, eine Tirolerin, ein prächtiges Frühstück und ein Mittagessen mit dem leckern Carpione vorsetzte. Wir nahmen unsere Hämmer und Steinsäcke und mußten fluchend eine Stunde zwischen Häusern und Mauern hinlaufen, bis wir endlich an den offenen See und ans Gebirge kamen. Dieses legt sich schützend um den Ort; überall Orangerien, deren Mauern und Sparren schön finden mag, wen es freut, drüber hin am Gehänge Ölbäume und Lorbeer, Lorbeer, Lorbeer, daß man damit allen deutschen Literaten aufs Maul schlagen könnte! — Wir entdeckten zu unserem Leidwesen, daß das rote Gestein, von dem wir so viel erwarteten, leerer Mergel der Skaglia war, doch fanden wir endlich eine Kluft, deren Wände große Pyramiden von Kalzit schmückten, und dann noch etwas, was ich bisher für eine Fabel gehalten, obgleich alle Bücher davon erzählen. Wie der Drache auf den Schätzen saß tief drinnen, ganz umschlossen von Stein und Lehm,

auf der schönsten Kristalldrüse eine Kröte. Wir konnten trotz der sorgfältigsten Untersuchung keinen Weg finden; die Höhle zeigte nirgends einen Zugang. Das Tier war zu Haut und Knochen abgemagert, es mochte Jahre hier eingemauert gewesen sein, bis wir es befreiten. Nachdem nichts mehr für uns zu holen war, mieteten wir einen Kahn und ließen uns von zwei rüstigen Schiffern gegen Torri rudern.

Wir näherten uns bald dem Gestade, und indem wir nahe daran hinglitten, erzählten uns die Schiffer von den verschiedenen Ortschaften, von den Besitzern der Villen und Burgen. Der jüngere war ein schlanker Bursche mit krausem Haar und dunklen Augen, er schwang das Ruder mit einer Kraft und Anmut, daß man gern jeder Bewegung folgte. Ich fragte ihn endlich, ob er Soldat gewesen? Er richtete sich selbstbewußt auf und grüßte militärisch: „Drei Jahre in Palermo; da ist ein Gesindel wie in der Hölle, so daß man nur zu laufen und zu patrouillieren, zu passen und zu fangen hatte.“ — „Habt ihr die Lumpe nicht kalt hingelegt?“ — „Nein, wir haben sie gepackt!“ Er hob die rechte Hand und zog die ausgespannten Finger ein wie die Krallen eines Geiers. — „Waren die Mädeln auch so böse?“ — Über sein Gesicht flog es wie Verklärung, er blinzelte und rief: „O diese Mädeln mit den großen schwarzen Augen!“ — „Habt Ihr eine mitgenommen?“ — Ein leiser Pfiff: „Witt! Da könnte ich ja die am Garda nicht mehr lieben, zu Gargnano und Salò, zu Torri und Lazise, zu Malcesine und Peschiera.“ — „Ja, beichtet Ihr das jetzt zu Ostern?“ — „Euch allenfalls, denn Ihr gebt mir keine Buße.“

— „Spitzbube! wenn ich lande, sag ich's den Mädeln!" — Er lachte: „O, die glauben Euch nicht, Ihr seid bereits zu alt!" — Ich schwieg und dachte an meinen Freund, den blonden Dreckhans in der Pertisau. Vorigen Herbst hatten wir ihn nicht besucht; ich fragte daher meinen Sohn: „Hast du nichts vom Dreckhans gehört?" — Der besann sich eine Weile und meinte endlich: „Der Wirt, der Gaber, hat gesagt, er werde heiraten, er sei vor der Messe zum Opfer gegangen." — „Hm!" — Ich unterließ es, meinem Sohne diese Redensart zu erklären, einer neugierigen Leserin kann allenfalls der Gaber dienen.

Wir waren am Kap S. Vigilio, einem der schönsten Vorgebirge, welche irgendwo das Wasser umspült. Ein steiler Fels, vor dem noch eine gefährliche Klippe liegt, drängt sich den Wellen entgegen und schließt eine kleine Bucht ab, wo sich einzelne Agaven und Oleanderstauden ansiedelten. Dann steigt er sachte nach rückwärts auf und trägt eine Villa von dem alten Baumeister Micheli, die Teile des Gebäudes in schlichter Harmonie ohne weitere Zier. Diese einfache Größe von Natur und Kunst würde noch bedeutender wirken, wenn nicht die barbarische Hand des Menschen hineingepfuscht hätte. So zieht quer durch die Ölbäume eine roh angestrichene Mauer, und die Terrassen voran besetzen abenteuerlich verstümmelte Zypressen. Die Villa Alberti in der Bucht von Garda hat eine blaue Fassade und rote Flügel; den herrlichen Park mit der reichen Fülle der südlichen Pflanzenwelt sperrt wieder eine rote Mauer ab. Diese Italiener sind nicht mehr die Enkel Palladios und Sansovinos, Raffaels und

Michelangelos, sondern Indianer, denen Messingringe in Nase und Ohren gehörten.

Bei San Vigilio sieht man überall Steinbrüche, in denen jedoch nicht mehr gearbeitet wird. Es steht ein milder, weicher Oolith an, vorzüglich geeignet für Festungsbauten; von hier wurden ganze Schiffsladungen Quadern nach Peschiera, Mantua und Borgoforte verführt; was nützten aber diese teuren Schanzen? Auch sie haben nicht die Kanonen der Italiener, sondern die Federn der Diplomaten in den Grund geschossen. — „Baut die italienische Regierung nichts mehr?“ fragte ich den Ruderer. — „Die läßt, was ist, zusammenfallen an Regen und Sonnenschein, die braucht nichts mehr. Am liebsten wär es freilich dem Grafen Brenzoni, dem die Brüche gehören, der hat aber ohnehin schon ganze Fässer voll Marenghi; sei er — gesegnet!“

Das Städtchen Garda sieht vom Hafen ganz freundlich aus, sein Inneres birgt jedoch Dinge, die nicht nach Veilchen duften. Fast bei keinem Hause findet sich jener Zubau, den der Kaiser nach Goethe auch in Torbole zu Fuß aufsuchen wollte, aber nicht fand. Aller Unflat wird in die engen Gäßchen entleert und man mag sich vorstellen, der Pater Kochem habe hier die Studien zum Kapitel: „Vom höllischen Gestank“ gemacht. Der Ruderer nahm unsere Sachen, um sie in das Hotel zu tragen; er lächelte boshaft, als er uns vor dem Eingang in die Stadt zögern sah; endlich wagten wir auf unsern Bergschuhen den Eiertanz und erreichten nach einigen graziösen Sprüngen das Hotel „alle tre corone“ am Korso, der wenigstens

halbwegs reinlicher war. Ich schaute durch die Glastür in einen engen Raum, endlich wurden im Hintergrund blank gescheuerte Kupferkessel sichtbar, und wie Philemon und Baucis trat uns das graue Wirtspaar entgegen, in den greisen Gesichtern soviel ehrliche Freundlichkeit, daß ich wußte, wir seien nun gut aufgehoben. Die Magd führte uns in eine Kammer mit Ziegelboden, ein Bett mit sauberer Wäsche stand bereit und als ich hinter den Bildern musterte, überzeugte ich mich bald, daß ein Entomolog hier keine Stecknadeln brauche.

Wir gingen wieder in die Gaststube — eigentlich war es die Küche — bestellten uns für abends Makkaroni mit einem Stück Hecht und verlangten Wein. Der Wirt rief: „Eh Tedeschi, birra, birra in bottiglie!“ Flaschenbier zu Garda — das konnte nur der alte Hildebrand, der hier daheim war, übriggelassen haben. Als man ihm gepantschten Wein vorsetzte, schrie er wie ein Hundertpfünder von Krupp: „Bier her!“ und in der Periode der Drachen und Walküren floß es aus dem Felsen. Also Bier her! Der Wirt entkorkte eine Flasche, eine heftige Entladung von Gas erfolgte, so daß die Nachbarn, welche auf der Straße arbeiteten, ob dem Knall an das Fenster liefen; er fuhr mit dem Daumen in die Flasche und konnte endlich, nachdem sich die Flüssigkeit beruhigt, einschenken. Wahrhaftig treffliches Bier! Die sehr prosaische Quelle entdeckte später mein Herr Sohn, der Naturforscher, welcher für Eß- und Trinkwaren einen feinen Instinkt besitzt.

Nun eilten wir ins Freie auf die Straße, die nach

S. Vigilio führt, mitten durch Park und Garten, die hier nicht durch Mauern neidisch abgeschlossen sind. Auf einem Vorsprung über dem See, wo man die Landschaft überblicken konnte, setzten wir uns nieder. Die Gegend von Garda gibt ein geschlossenes Bild, wo ein Maler nichts dazu zu tun und wegzunehmen braucht. Rechts zieht ein öder Felsgrat edelster Form vom Baldo zum Kap S. Vigilio, links verlängert sich ein grüner Hang, zwischen dessen Zypressen ein Kloster steht, bis zu einem Sattel, vor dem der felsige Kegel der Rocca an das Ufer tritt. Nach hinten ist die fruchtbare Ebene, deren Ufer das Städtchen umsäumt, von dem schönen Kranz der Moränen abgeschlossen, welche jetzt in üppigstem Flor prangen und nur an einer Stelle von einer Schlucht durchzogen sind, aus der ein gefährlicher Wildbach den Schotter des Monte Baldo in das Tal führt. Weiter rückwärts zeigen sich die scharfen Kanten des Gebirges, dessen Wände zu den viel umstrittenen Pässen der Etsch abstürzen, den fernen Hintergrund schneiden die prachtvollen Linien der venetischen Alpen. Neuen Reiz verleiht dieser Gegend der Schimmer deutscher Heldensage, der Glanz deutscher Geschichte. Auf der breiten Kuppe der Rocca war nach Uhland „das Heimwesen der Helden", welche dem reichen König Ortnit, der die Krone trug „dort im Lampartenland", mannhaft dienten und den Turm „voll mit Schätzen vom Boden bis zum Bord" hüteten; von hier fuhr Ortnit auf Abenteuer, um seinen Vater, den Zwerg Elberich, zu suchen; von hier ritt er nach Messin, die schöne Sidrat als Braut zu holen. Neun Tage dauerte die Hochzeit auf dem Berge, wo jetzt nur

noch die Geier kreisen, dann zog es ihn wieder auf Abenteuer, aber in Ronsberg unterlag er dem großen giftigen Wurm. Ihn rächte Held Wolfdietrich und gewann die schöne Witwe. Dann übergab er Herbrand die Burg zu Lehen und diesem wurde hier Hildebrand, der Waffenmeister Dietrichs von Berne geboren.

Der Name Garda ist echt deutsch; es heißt dies soviel als ein Haus mit Hof und Gütern, das einem langobardischen Herrn verliehen war; später erhielt es mit Cervi droben am Gebirge den Rang einer Grafschaft. Die Burg gewann wohl Karl der Große; die Stätte für ein romantisches Epos wurde sie später. Hier wollte Berengar Adelheid, die Witwe Lothars von Niederburgund zwingen, seinem Sohne Adalbert die Hand zu reichen. Sie entzog sich jedoch nach vier Monaten den Mißhandlungen und der Haft und floh nach Canossa, wo der große deutsche Sachsen-Kaiser Otto um sie warb; zu Pavia fand im Jahre 950 die feierliche Vermählung statt. Hroswitha von Gandersheim hat die Abenteuer der Flucht in langatmigen lateinschen Hexametern besungen, die „Deutsche Geschichte" Giesebrechts gibt ausführlich darüber Bericht.

Im Jahre 1136 eroberte Kaiser Lothar die Rocca; im Jahre 1155 erhielt sie Otto von Wittelsbach, der in der nahen Veroneser Klause dem Kaiser Rotbart durch die treulosen Welschen die Bahn brach, zum Lehen. Sie fiel dann in die Hände eines Veronesen, Turrisendo de Turrisendi, der aber trotz tapferen Widerstandes im Jahre 1167 vor dem Kaiser das Schwert strecken mußte. Nun wurde die Hut dem Bischof von Trient übergeben, im Jahre 1303 wurden jedoch die

Scaligeri die Herren. Bis zum vierzehnten Jahrhundert konnte Christian Schneller die Geschichte Gardas verfolgen, hier verschwindet es in Dunkelheit.

Auf der Höhe des Berges, von dem man über die Po-Ebene weg die lange Kette des Apennin übersieht, ist nur noch wenig Gemäuer, vielleicht von einer zerstörten Villa; nur beim Aufstieg, wo der Fels einem schmalen Weg Raum gibt, erblickt man Reste einer Torsperre, viereckige Löcher, um Balken vorzuschieben. Nicht selten begegnet man Menschen mit blauen Augen und blonden Haaren, als wären es die Nachkommen jener Degen Dietrichs und Hildebrands; aber auch die leiseste Erinnerung an die Ahnen ist verschwunden; die armen Leute leben nur von der Hand in den Mund und dazu müssen oft zwei Lire für eine Famile genügen: Polenta und etwas Zwiebelsauce, um sie einzutunken — was braucht es da diese stolzen Sagen?

Indes war es Abend geworden, die Luft wehte uns den Duft der Lorbeerblüte und der Orangen entgegen, auf den tiefblauen See legte sich dunkler Schatten und rückte immer höher an den goldbeleuchteten Kuppen empor, bis er auch sie umzogen; aus der Klamm der Etsch stieg die Dämmerung ernst und dunkel, nur die fernen Alpen leuchteten noch hellviolett, bis auch sie in die Nacht versanken. Bald spiegelten sich im klaren See die Sterne, über die Rocca schwebten, wie die Gestalten der Heldensage, blasse Wölkchen. O wunderbare Nacht des Südens!

Ziemlich spät tappten wir durch die stockfinstern Gäßchen zu den „tre corone“. Im Speisesaal war aufgedeckt, neben dem Lichte stand eine Flasche des

roten, feurigen Nostrale und bald dampfte eine wuchtige Schüssel Makkaroni vor uns. Wir taten ihnen alle Ehre an und als wir von unserer gründlichen Beschäftigung die Augen erhoben — sieh, da war der Korso beleuchtet, die Wirtin trat ein und stellte an jedes Fenster zwei brennende Kerzen. Karfreitags-Prozession! — Bald huschten von der Kirche vor dem Tor Hunderte von Lichtern heran und vorbei, ein Chor singender Mädchen folgte, und hinterdrein der Pfarrer im weißen Chorrock mit dem silbernen Kreuz. Es war wie ein Traum und schwand wie ein Traum; der Zug verlor sich in der düstern Gasse und die Lichter wurden ausgeblasen.

Um 6 Uhr rief uns die Wirtin zum Frühstück: Kaffee und weiche Eier. Dann kletterten wir an den Steinbrüchen von S. Vigilio hin; der Frühling hatte auch hier Schutt und Geröll mit Blüten und Laub überzogen. Zwischen den Blöcken schlangen sich die Brombeer-Ranken, das Gestrüpp des Judenbaumes war dicht bedeckt mit den sonderbaren roten Schmetterlingsblüten, und dazwischen gewann wohl auch eine rotbraune Wicke Platz. Käfer und Fliegen tummelten sich auf dieser Weide, raschelnd fuhr die gefleckte Äskulapsnatter vor unsern Füßen dahin.

Wir schlugen, daß die Splitter flogen; Ammonites fallax, acanthicus, Posidonomya alpina und seltenere Formen wurden aus dem Marmorverlies befreit und auf Häufchen gelegt. Hier und da gönnten wir uns wohl auch einen Blick auf See und Land; über uns sangen die Lerchen. Da klang es leise anschwellend vom andern Ufer und dann das ganze Ge-

stade auf und ab; es war die Stunde, wo den stummen Glocken auf den Türmen wieder die Zunge gelöst wird und sie singen: „Alleluja!"

Alleluja!

Ich ließ innerlichst bewegt den Hammer sinken und horchte, bis der letzte Ton verklang. So hatte ich Ostern noch nie gefeiert.

Dann wurde jeder Felsen abgeklopft bis Torri, wo wir bei Wein, Brot und Käse Mittag hielten. Ober Torri waren noch gelbe Mergel, an der Straße Steinhaufen, die auch gefragt sein wollten, und wir brachten so viel Ware zusammen, daß wir einen Kahn zur Rückfahrt mieten mußten.

Nachdem wir zu Garda unter dem Schirme der „tre corone" ausgeruht, gingen wir abends gegen Bardolino. Beim Heimweg blieb mein Sohn plötzlich stehen, hob bedeutungsvoll den Finger und sagte: „Dort ist ein blauer Schild und da steht Birreria — wollen wir nicht kosten?"

Ich folgte seinem schlechten Beispiel in den Hof; alles war voll von verschiedenem Volk; an einer Ecke war jedoch noch Platz. Die schlanke Kellnerin mit einem turmhohen Chignon trat zu uns und fragte im schönsten Deutsch: „Wollen Sie ein Krügel?" — Ich staunte sie an, wie Penelope den wiedergefundenen Odysseus, und fragte ganz erstaunt: „Ja, wie kommen Sie in das weltvergessene Garda?" — Sie brachte Bier und gab sich dann als richtige Innsbruckerin und Braumeisterin der Stadt Garda zu erkennen. Nun kam auch ihr Mann, der Herr Brauer. Er erzählte uns, er sei ein Südtiroler, habe auf der Wanderung München, Berlin

und Wien gesehen und dann zu Riva eine Brauerei errichtet. Sein Getränk sei bis Verona begehrt worden, da habe aber die italienische Regierung plötzlich einen Zoll eingeführt, 30 Centesimi für den Liter, so daß sich die Ausfuhr nicht mehr lohnte. Kühn entschlossen sei er dem Feind im eigenen Land auf den Leib gerückt und habe hier eine Brauerei eingerichtet; es gehe gut und er liefere weithin an die Gasthäuser. — Unterdes war es ringsum lauter und lauter geworden; ich fragte den Wirt, ob das Bier den Leuten, die doch an süffige Weine gewohnt seien, schmecke? — „Schauen Sie hin," antwortete er, „Krügel an Krügel fliegt, und endlich werden sich die Kerle wohl noch wie bei einem Tiroler Kirchtag fest prügeln; das kommt nicht selten vor. Übrigens sind es herzensgute Leute!" — Da konnte ich beistimmen; wo ich mit ihnen in Berührung kam, fand ich sie freundlich, gefällig, gutmütig, wie denn überhaupt das gemeine Volk in Italien, wenn es die Touristen noch nicht verdorben, weit, weit besser ist als sein Ruf, ja sogar besser, als viele der gebildeten Zylinderträger in den Kaffeehäusern, die mit ihrem Geschwätz nicht bloß Italien, sondern auch die Welt reformieren, aber eigentlich nur arbeitsscheue Tröpfe sind. Was die Mädchen anlangt, war wenig Sauberes zu bemerken; selbst am Festtage erschien ihre Kleidung vernachlässigt; die meisten mochten wohl einem Tierschutzvereine angehören, weil sie sich nicht gekämmt hatten.

Der Bürgermeister hält übrigens auf Ordnung. Nicht ein einzigesmal wurden wir angebettelt — auch zu Gargnano nicht. Wenn man nun hier dem Unfug

zu steuern vermag, sollte es auch wohl in den Städten, denen der Italiener so stolze Beinamen gibt, möglich sein. Hier wird man jedoch förmlich angesprungen, wie von Insekten, ja, es geschieht sogar unter den Augen der Carabinieri und der Guardia municipale, so daß die Bettler ihr hohes Amt unter dem Schutz der Gesetze auszuüben scheinen. Der Italiener ist bekanntlich den Armen gegenüber knauserig; nachdem er nun bereits eine Steuer auf den Eintritt in die Museen gelegt, sollte er doch soviel nationales Ehrgefühl haben, den Fremden nicht auch noch den Unterhalt seiner Bettler aufladen zu wollen. Er hat es gar nicht einmal nötig, tief in den eigenen Sack zu fahren, schon eine bessere Verwaltung gewisser Anstalten und Stiftungen würde hier vielfach Abhilfe schaffen.

Westlich von Garda erhebt sich in der Ferne Sermione wie ein gewölbter Stahlschild über der Wasserfläche. Die Halbinsel ist durch einen schmalen, niedrigen Streifen mit dem Festland verbunden, dann schwillt sie plötzlich hügelartig an und bricht gegen Norden steil ab; der Fels, der an beiden Seiten abgeschrämmt ist, besteht aus sogenanntem Biancone, dessen söhlige Platten noch etwa hundert Schritte zwischen Luft und Wasser nordwärts streichen und das Landen erschweren. Auf dem Hals der Halbinsel liegt das mittelalterliche Städtchen Sermione mit dem malerischen Kastell der Scaligeri.

Wir stiegen auf dem einsamen nördlichen Vorgebirge aus. Unmittelbar vor uns erhoben sich die hohen Bogen vom Palaste Catulls, wie die Schiffer sagen. Ich fragte sie, wer denn das gewesen sei: ein

Abt, ein Graf oder so was? — Einer erwiderte: „Nein, Herr, wir haben immer gehört, ein kleiner König; was geht es aber uns an, die Fremden wissen es doch besser!" — Also mein Catullus mit dem sacculus plenus aranearum, „dem Beutelchen voll Spinneweben" — ein kleiner König! Nun, für einen solchen mag er sich gehalten haben, als er sich nach seiner Rückkehr aus Bithynien da droben irgendwo unter einem Lorbeerbaum sein inniges und sinniges:

Peninsularum Sirmio, insularumque ocelle!

leise vorsang oder vorpfiff.

Wir klommen am grünen Hügel empor; der Rasen war gestickt mit den blauen Sternen des Sinngrün, den gelben Blumen des Lotus und den roten Ähren der Orchis. Oben gingen wir vor bis zum äußersten Rande der Bogen. Die Aussicht bis Torbole und Riva war von überwältigender Schönheit. Der herrliche See, links und rechts die zackigen Profile der Alpen und weit hinten die hohen Schneeberge Tirols, die stolz herabschauten, als gedächten sie all der Helden, die von ihnen niederstiegen, der Cimbern und Teutonen, der Goten und Langobarden, der Sachsen und Hohenstaufen und jenes Heinrich VII., mit dem in den Sümpfen Pisas die Romantik des deutschen Kaisertums erlosch.

Das war ein Platz für einen Dichter! Ich füllte den Becher mit dunklem Wein und brachte den Manen die Totenspende. Wenig Gesichter des Altertums haben so sympathische Züge wie Catull. Das schöne Antlitz ist vom Gluthauch einer lasterhaften Zeit blaß geworden, aber aus den tiefen Augen schaut wehmütig eine

edle Seele; mag sie auch was immer gesündigt haben, wahr ist sie geblieben durch und durch, und mannhaft und trotzig auch einem Julius Cäsar gegenüber. Catulls Antlitz verklärt noch das Abendrot der sterbenden Republik.

Aber auch eines erhabenern Geistes muß man hier gedenken: Dantes! Ich hatte abends den zwanzigsten Gesang der „Hölle" gelesen, hier schildert er verschiedene Punkte des Garda, dessen Ufer er wahrscheinlich so genau kennen lernte, als er am Hof der Scaligeri zu Verona das Brot der Verbannung aß. Catullus erwähnt er nirgends, das Mittelalter kannte ihn nicht, erst mit der Renaissance tauchte er wieder aus dem Grabe auf. Die Namen auf Sirmium, welche sich auf Catullus beziehen, beruhen auf keiner echten Überlieferung, auch sie entstammen der Renaissance und hefteten sich willkürlich an die Reste antiker Gebäude. Die hohen Bogen, welche bis zur Fläche des Hügels emporragen, wurden gewiß erst in der Kaiserzeit errichtet, wie die ähnlichen am Palatin gegen das Forum; es waren Substruktionen, welche die Villa zu tragen hatten, für die auf solche Weise ein Platz mit einer nach allen Richtungen freien Aussicht geschaffen wurde. Die Wahl dieses Ortes allein könnte den Natursinn der Alten beweisen, wenn dieser auch nicht weich wie Sirup in Sentimentalität zerfloß.

Im Hügel sind unterirdische Gänge, mit Ziegeln netzartig eingewölbt: Keller und Vorratskammern für die Wirtschaft; auch die Badestube Catulls wollte man erkennen. Man nennt diese Räume die Grotten des Catull. Die Wände der Villa sind bis auf den Boden

zerstört, doch fanden wir noch rot und grün bemalte Stückchen vom Bewurf der Mauer und schwarze und weiße Würfelchen des Mosaik.

Der breite Rücken des Hügels trägt einen Ölwald; auf einer Anschwellung erhebt sich zwischen den Bäumen eine Kirche: eine Basilika mit wohlerhaltenem Holzdach, in den Nischen altertümliche Fresken. Der Bau geht dem Verfall entgegen, der graue Turm ist zerklüftet bis zum Grund. Die Kirche ist dem heiligen Petrus geweiht; wahrscheinlich stand hier, als auf dem höchsten Punkte, ein Tempel des Jupiter, der für den christlichen Heiligen die Bausteine lieferte. Aus den unverputzten Mauern ragen überall Säulenstümpfe, Trümmer von Basreliefs, römische Ziegel hervor. So wechselt alles: Jupiter, Petrus und wer dann? Vielleicht der Uraffe, sobald er im Gehirn eines unserer modernsten Forscher versteinert entdeckt worden ist.

Der Tag war vorgerückt und schwüler geworden, die Schiffer deuteten auf schwarze Wolken, die sich da und dort zwischen den Bergen ansammelten. Wir sprangen zwischen den Bogen an den Bord des Ufers, bald waren wir flott. Der See lag unbewegt wie eine Glasplatte, so daß die Ruder weite Kreise zogen; im Süden konnte man kaum die Grenze zwischen dem Gestade und dem Hügelzug erkennen, über welchen der finstere Turm von Solferino, la spia d'Italia, emporragte; eine dunkle Wolke schob sich schräg von Osten herüber und legte ihren Schatten über uns. Die Ruderer warfen sich mit dem halben Leibe vorwärts und zurück, so daß die Barke rasch hinflog. Da begann es aus dem Schoße der Wolke zu blitzen, in langen Strähnen floß

der Regen nieder und endlich rollte auch der Donner langsam und feierlich, als wären es die verhallenden Kanonenschläge jener Kämpfe. Auch in das Etschtal senkten sich die Wolken und bald antworteten die Geschütze von den blutigen Höhen Rivolis. Es war eine historische Landschaft im großen Stil! Da tauchten im Süden auf dem See weiße Linien auf, näher und näher schwollen sie an, die Schiffe stellten die Mastbäume, der Wind blies ein und bauschte die Segel; im Nu waren sie auf der Reede von Garda. Als wir bei den „tre corone“ ein Stück gebratenen Aal in rotem Wein schwimmen ließen, prasselte es auf allen Dächern.

Ich hatte seit mehreren Tagen auf alle Zeitungen vergessen, mittlerweile konnten sich Russen und Engländer vor Konstantinopel bis auf die Schwänze aufgefressen haben, wie die Bären Münchhausens. Mein Fragen war jedoch umsonst; nach Garda gelangen keine Journale, nicht einmal die „Deutsche Zeitung“, was in der heiligen Karwoche gewiß für mein Seelenheil sehr ersprießlich war. Am meisten vermißte ich die „Tiroler Stimmen“ des Herrn Jehly und das „Tagblatt“ des Herrn Gaßner. Diese beiden sind als feindselige Brüder wie die siamesischen Zwillinge mit dem Hinterteil aneinandergewachsen, sie stoßen und puffen sich mit Fersen und Ellbogen, kommen aber nie voneinander los. Nach den Komplimenten, die sie sich gegenseitig täglich machen, darf man jedem eine großartige Zukunft prophezeien. Vorläufig wollen wir beide mit dem Mantel der christlichen Nächstenliebe zudecken, mögen sie darunter fortraufen bis zum letzten — Abonnenten.

Am nächsten Morgen war der Himmel umwölkt; wir unternahmen eine Rekognoszierung gegen Costermanno und Affi, wo Napoleon die Österreicher, welche seine Stellung bei Rivoli gar schlau umgehen wollten, abfing. Ein herrlich angebautes Tälchen zieht sich zwischen den Hügeln der Moränen hin, im Schotter trifft man nicht selten geritzte Geschiebe. Überhaupt kann man hier die Erscheinungen und Überreste vorweltlicher Gletscher studieren, wie kaum in einer andern Gegend. Den Rückweg nahmen wir über die Höhen gegen Bardolino längs der tief eingerissenen Runse eines Wildbaches, der in der fruchtbaren Ebene durch hohe Steindämme gebändigt war. Bei Hochgewittern durchbricht er sie oft und erreicht dann die Weingärten bis zum See. Die Lage Bardolinos mit seinem alten schiefen Turm am See ist sehr lieblich; von hier ab verflacht sich die Gegend mehr und mehr gegen Süden. Der Friedhof birgt das Grab eines unglücklichen Poeten, der Denkstein nennt ihn „Cesare Bettelloni; aufgerieben durch langes Leiden entleibte er sich selbst. 1808—1858.“ Seine Krankheit war eine unheilbare Migräne, ein modernes Leiden; der alte Catullus hatte wahrscheinlich nur dann Kopfweh, wenn ihm ein Kater im Genick saß oder die liederliche Lesbia ihn nachts auf der kalten Schwelle liegen ließ. Bettellonis Gedichte sind nach seinem Tode gesammelt erschienen; besonders treu sind die Lokalfarben seiner Naturbilder.

Die Straße nach Garda führte uns an einem einsamen Kirchlein in Basilikenform vorbei; es war den Heiligen des Kamaldulenserordens geweiht; auf zwei

antiken Postamenten spätrömischer Zeit, welche wohl einmal heidnische Götter getragen, standen jetzt neben dem Hochaltar Statuen aus den Tagen der Renaissance. An der linken Wand hing das Bild des frommen Pietro Orseolo, der den Purpurmantel des Dogen mit der weißen Kutte S. Romualds vertauscht hatte. Neben dem Kirchlein führt ein Pfad zur Rocca empor; der weiße Sandstein der Nummuliten enthält manche Versteinerung. Mittags erwartete uns im Wirtshaus ein Extragericht; „so was haben Sie noch nie gegessen!“ sagte die Magd geheimnisvoll. Es war die Cavojana, ein brauner Brei, zu dem die schwere, fette Schafbuina, eine Art Schotten, mit Eierdotter, Zucker und Rum verrührt worden war. Das schmeckte recht gut; sei das Rezept den deutschen Hausfrauen empfohlen. Übrigens sehnten wir uns von Risotto und Makkaroni wieder in die zivilisierte Welt des Rindfleisches und Kalbsbratens, denn was wir am Ostersonntag unter diesen Namen in Garda kennen lernten, hatte ein Parfüm, welches unseren Appetit so wenig reizte, als das muffige Gehäcksel, welches Sauerkraut vorstellen sollte. Nun zahlten wir unsere Zeche; eine sehr bescheidene. Vor dem Abschied stellte der Wirt noch eine Flasche rotbraunen „Stravecchio“ auf den Tisch, so daß wir in jedem Sinne von Garda mit Dampf abfuhren.

Das Schiff kam ungefähr um eine halbe Stunde früher — es hätte auch eine halbe Stunde später sein können, in Italien nimmt man es nicht genau; nördlich der Alpen nennt man das wohl auch gemütlich.

Wir fuhren knapp am Gestade hin, dessen reiche Landschaften durch ihre Mannigfaltigkeit den Blick anzogen; zwischen den Oliven- und Lorbeerbäumen winkte mancher rote oder gelbe Steinbruch. Vergebens! Ziemlich häufig erblickten wir an den Hügeln die Roccoli, Baumgruppen zum Ausspannen der Netze, in welchen die Zugvögel auf der Wanderung zu tausenden abgefangen werden. Sie kommen dann mit einem Salbeiblatt gebraten zur Polenta auf den Tisch. Das ist ein sehr schmackhaftes Gericht, aber welche Barbarei! Diese Italiener sind gemeine Tierschinder; — wenn man nur nicht auch in Deutschland Zeisige, Lerchen und Kranawitter an den Spieß steckte und den armen Finken die Augen ausbohrte! — Vor ein paar Jahren kamen welsche Vogelfänger bis Innsbruck; die Bauern leuchteten ihnen aber mit Knütteln heim, daß sie ohne Laterne über den Brenner gelangten. Die Bauern wollten nämlich die Vögel für sich zum Verkauf auf dem Innsbrucker Markt fangen und duldeten daher keine Konkurrenten.

Abends stoppte der Dampfer vor dem berühmten Malcesine, wo der Monte Baldo in weiten Falten zurückweicht und dem Anbau Raum läßt. Die engen Gassen des Städtchens sehen eben nicht einladend aus; vom Schloß auf dem Felsen winkt die lichte Gestalt Goethes, der an jenem Portal den Vögeln predigte. Es ist noch alles unverändert. Der sechskantige Wartturm trägt die Stadtglocke; die Wohnung des venetianischen Kommandanten und seiner Soldknechte ist von Familien der Stadt besetzt.

Nun lenkte der Dampfer quer gegen Riva; der

Monte Baldo verhüllte sich in Wolken, aus denen sich weit herab Schneegestöber ergoß, ein kalter Wind blies uns den Gruß aus dem Norden zu, so daß wir froh waren, als wir zu Riva landeten.

Am nächsten Abend waren wir in Innsbruck.

Am Monte Baldo

Wir verließen den Stellwagen, der uns von Mori herübergeführt, zu Torbole. Das Dorf liegt in einer tiefen und weiten Bucht, welche durch den Einsturz der Schichten entstand, die hier steil vom Monte Baldo gegen Westen fallen. Die Veranlassung mag ein vulkanischer Ausbruch gegeben haben, und man muß sich wundern, daß Goethe, der auf der jetzt verlassenen alten Straße niederstieg, die Tuffe des Basaltes am Fuße des Schlosses Peneda nicht bemerkte. Für Freunde der exakten Literaturgeschichte wollen wir bemerken, daß er im Gasthause rechts am Hafen, welches bis vor kurzem den Schild zum „Ulivo" trug, jetzt aber geschlossen ist, einkehrte. Jetzt nimmt im Spätherbste der „Garda" deutsche Schriftsteller und Künstler auf, die von seiner hohen Terrasse über den See blicken und hier die Enge nordischen Lebens vergessen können. Jedenfalls ist Torbole günstiger gelegen als das teure Riva; wer will, kann dort in den engen Seitengäßchen auch noch altitalienische Bilder voll Schmutz und Verlotterung zeichnen. Durch ein solches Gäßchen führt der Weg zu den herrlichen Bäumen eines Olivenwäldchens am Gestade; er bricht jedoch an den Felsen bald ab und man müßte hoch am Joche emporklettern, wenn man nach Malcesine wollte. Links oben in der Nähe einer Kapelle

ergießt sich die Fonte romana; das sprudelnde Wasser wird von einem steinernen Becken aufgenommen, und eine Marmortafel belehrt uns über den Wert desselben. Sie hat ihren stolzen Namen von Antonio Romano, der sie 1874 unter dem Steingerölle entdeckte und einfassen ließ. Er ladet alle ein:

Bevi pur forte alla fonte romana,
Che ubbriaco non sarei, ma mente sana.

Darüber sind zwei Bibelsprüche angebracht: „Benedicite fontes domino“ und „Omnes sitientes venite ad aquas.“

Der Nachmittag wurde zu einem Ausfluge in das Gebirge bei Schloß Ten benützt. Der Weg berührt den Saum der fruchtbaren Campagna, wo auf dem ehemaligen Seeboden, den die Bäche durch ihren Absatz erhöhten, Wein, Seide, Mais und Korn auf das üppigste gedeihen und dreht sich dann in endlosen flachen Schlingen am Felsen empor. Jede Scholle des Bodens besetzt der Ölbaum, und die Rebe und gibt Zeugnis von dem ausdauernden Fleiße dieser kleinen, mageren Bauern, welche kaum die Spur einer Mischung mit deutschem Blute an sich tragen. Nur wenige bauen eigenes Feld, die meisten sind von einem Herrn abhängig, dem sie oft die Hälfte des Ertrages ihrer Arbeit abliefern müssen, während er in den Kaffeehäusern Politik treibt und das „Trentino“ von fremdem Joche befreit. Man hätte diese wackeren „Koloni“, welche auch jetzt noch treu zu uns halten, aus diesem Verhältnisse lösen können; das wäre ohne Rechtsverletzung möglich gewesen, als jene Signori der welschen Trikolore folgten. Ich habe mit diesen kleinen Leuten

bei meinen Ausflügen vielfach verkehrt; sie sind brav, gutmütig, mäßig und sparsam, nur die Weiber gelüstet es allmählich nach den Kaffeetöpfen, wie sie auch in Nord-Tirol dafür manchen schönen Kreuzer verschlendern. Meine Beobachtungen bestätigten mir allerorts Offiziere, Geistliche und Ärzte, welche am besten über Land und Leute Auskunft wissen. Hier findet die Italia irredenta keine Sympathien und ein Schmerzensschrei wird höchstens dann ertönen, wenn sie einmal ordentliche Tiroler Prügel faßt. Bei Gott! welchem Österreicher kocht nicht das Blut, wenn er das Treiben dieser Bande sieht. Noch sitzt der gewaltige Kaiseraar ruhig auf seinen Alpen, wehe euch, wenn ihr ihn zwingt, die Fänge zu spannen.

Um abzukürzen, stieg ich in der Diagonale empor, deren Richtung die alte verlassene Landstraße bezeichnete. Der graue Kalk, arm an Versteinerungen, wie er war, lenkte die Aufmerksamkeit wenig ab, und so erfreute ich mich an den mannigfachen Formen der südlichen Landschaft, wo nicht die schrecklichen Mauern, zwischen denen man in Italien hinlaufen muß, oder die dichten Brombeerhecken den Ausblick hinderten. Bauern pflückten im Gebüsche die zarten, weißen Feigen, Kinder legten sie reihenweise in Körbchen, und so wurde man überall zum Naschen verlockt. Auf einem Vorsprunge saß eine Gruppe Arbeiter und kochte Polenta, die Mädchen mit den roten Tüchern um das dunkle Haar blickten mich neugierig an, bis der Esel zur Seite den Fremdling mit unmelodischem Gesange begrüßte und darob alles in lautes Gelächter ausbrach.

Endlich hatte ich die Höhe Ten gegenüber erreicht,

vom Schlosse trennte mich die weite Schlucht, abwärts ist sie zu einer tiefen Rinne ausgewaschen, welche das Wasser zusammendrängt, so daß es in wildem Sturze einen Ausweg erzwingen muß; der Besitzer der nahen Filanda machte den Platz zugänglich, und so wird er auch viel besucht. Der Burgschrofen gestattet nur von der nördlichen Seite einen Zugang, einen Engpaß durch die schmale Gasse des Dorfes, auf dessen verlotterte und schmutzige Hinterfront wir blickten; diesen Zugang sperrt eine hohe Mauer mit starken Steinvorlagen, so daß das Schloß für die mittelalterliche Kriegskunst fast unangreifbar war. Sehr lebendig war es in diesen Gegenden 1439, wo Visconti von Piccinine Brescia belagern ließ, auf das der ländersüchtige Marcus-Löwe bereits die Tatze gelegt hatte. Wie die Venetianer von Roveredo her zu Lande eine Flotte in den Garda schafften, ist vielfach beschrieben; als sie hier den Entsatz nicht bewirken konnten, versuchten sie es über das Gebirge, und da war Schloß Ten der Stützpunkt ihrer Unternehmungen. Deswegen wollte es der Feind erobern, aber die Bauern ließen vom Gebirge Steinblöcke los, welche die Geharnischten zerschmetterten und zur Flucht zwangen. Piccinine wurde durch einen Bauern gerettet, der ihn in einem Sacke nach Riva trug, wo ihn ein Schiff aufnahm und die seltsame Ware nach Peschiera lieferte. Ten ist übrigens jetzt zur Ruine geworden, die man bloß wegen der schönen Aussicht besucht.

Am nächsten Morgen brachte uns der Dampfer von Riva nach Garda. Wer in dieser stillen, schönen Gegend die ruhigen Tage des Alters verleben könnte! Das alte Wirtspaar empfing die unerwarteten Gäste mit

heller Freude; Obst, Eier, Käse standen bald neben einer Flasche Roten und verschwanden ebensobald vom Tische, und dann ging es hinter Kap S.-Vigilio zu einem Berggrate, auf dem weithin sichtbar das Kirchlein der Madonna di Marciago zwischen Zypressen steht. Hier und da ein Gletscherschliff an einer entblößten Wand, etliche Ammoniten in den Steinblöcken war so ziemlich alles, was sich dem Geognosten bot. Dafür hatte sich die Flora seit dem Frühlinge, wo ich hier herumstreifte, völlig geändert. An der Stelle der schlanken Orchideen duftete überall das Zyklamen, aus dem verdorrten Grase starrte uns die stachelige blaue Mannstreue und eine Distel mit gelber Blume entgegen; den Boden beherrschten die aromatischen Lippenblütler, an denen hier und da die grüne Raubschnecke emporkroch. Jeder Schritt störte einen Schwarm von Kerfen, die schnurrend, schwirrend, rasselnd auseinanderstoben. Man suchte gern den Schatten, fand ihn aber zwischen den dünnblättrigen Ölbäumen nicht, bis ihn der Lorbeer, der bereits schwarze Beeren angesetzt hatte, gewährte. Ah! Das ist etwas anderes als die Lorbeerzweiglein aus Zeitungspapier, um welche sich unsere hungrigen Literaten raufen. Nun, als ich dort auf der Höhe saß, dachte ich gar nicht daran; erst jetzt, wo ich zu Innsbruck aus dem Kasino komme, fällt mir der schlechte Witz ein, und ich wollte gern diese ganze Misere wieder vergessen, säß ich nur droben über dem Kap S.-Vigilio und schaute hinaus nach Sermione und Garda.

Nach Tisch bestellte ich einen Träger; der Wirt brachte einen schlanken Burschen, er hatte mich bereits

früher auf dem See hin- und hergerudert: dieser wisse alle Wege des Monte Baldo. Ich besah mir ihn genau; bald hatte ich herausgebracht, daß er sie sogar besser wisse als die Finanzwächter, denen er als Schmuggler „zu tun gab“; das heißt, sie erwischten ihn nie, auch auf dem See nicht, wo er ihnen vielleicht knapp an der Nase vorbeistrich. Die italienischen Finanzgesetze haben durch ihre Strenge das Geschäft wieder gehoben, und man hat keine Vorstellung davon, was da alles verboten ist. Als ich zu Riva mit meinem Sohne auf das Verdeck des Dampfers trat, wurde unser Gepäck angeschnüffelt. Die Zöllner benahmen sich sehr artig; zufällig hatten wir aber einige Pflanzen bei uns. Der Aufseher ergriff sie und warf sie ohne Umstände in den See. Entrüstet fragte ich ihn, wie er sich das unterstehen könne? Er rief seinen Vorstand und der erläuterte mir höflich: die Regierung habe die Einfuhr von Pflanzen jeder Art strengstens untersagt, selbst Damen müßten die getrockneten Buketts abgeben. Das rechtfertigte den Zöllner, erklärt aber durchaus nicht diesen in der zivilisierten Welt neuen Vorgang. Fürchten die Italiener, es könnten aus den Kelchblättern Tirolerschützen springen, oder es möchte jemand die trockenen Kräuter statt ihrer Zigarren rauchen, die freilich oft mehr nach Heu als nach Tabak duften?

Im glühenden Sonnenbrande stiegen wir über die Moräne von Costermanno zur Ebene von Caprino. Die Straßen sind trefflich; sie zu bauen verstand die österreichische Regierung, die Italiener haben hier leider ohne Testament geerbt. Schräg gegenüber erhoben sich die Felsenhügel von Rivoli; auf dem Wege nach Affi

wollten hier die Österreicher Napoleon umgehen, während ihn der Fürst Reuß an der Stirne angriff. Er warf diesen in die Schlucht der Etsch zurück und nahm die Scharen, die ihm schon in der Flanke und im Rücken standen, gefangen ganz gegen das Rezept der damaligen methodischen Kriegführung. Doch diese Dinge sind bekannt, sie drängen sich nur an Ort und Stelle auf; um eine Wiederholung zu hindern, legten die Österreicher mehrere Forts an; auch diese sind jetzt in italienischen Händen, die neuesten Fortschritte der Artillerie haben sie ziemlich wertlos gemacht.

Die Ebene von Caprino ist reich an Segen, den der arme Kolone für den fremden Herrn einheimst. Der Bauer, welcher auf der eigenen Scholle sitzt, ist der sicherste der Ordnung, der unbesiegbare Feind des Kommunismus, und darum dürfen wir Österreich glücklich preisen; wenn jedoch diese Flamme Italien ergreift, so wird sie den Großgrundbesitz wie Spreu wegfegen und die Geschichte der Grachen in furchtbarere Weise erneuern. „Soll ich ein Vaterland lieben, das mich nicht liebt?“ fragte mein Schmuggler. Als Italien die Kirchengüter konfiszierte, hätte es dieselben unter der Form des Erbpachtes an kleine Leute ausleihen sollen; was es für den Verkauf erhielt, stopfte das Loch seiner Finanzen doch nicht, indem wieder nur der Großgrundbesitz — latifundia Roman perdidere! — den Vorteil zog. Unter solchen Verhältnissen betrachten einsichtige Geistliche den Verlust der Kirchengüter bereits als ein Glück für die Kirche, die nun, frei und unabhängig, nicht in den sozialen Strudel gerissen werden kann.

Beim Anstieg gegen Pazzon holte uns bereits die Dämmerung ein, das helle Mondlicht und die Kühle luden jedoch zur Fortsetzung des Marsches; hier im Süden versteht man den alten Homer, wenn er die Nacht ambrosisch nennt. Um neun Uhr erreichten wir Spiazzi, hoch droben in einer Falte des Monte Baldo. Es ist eigentlich nur eine Gruppe von Wirtshäusern für die zahlreichen Pilger zur Madonna della Korona. Die Wallfahrtskirche, welche von unten fast unzugänglich scheint, ist an eine Felsenwand geklebt und birgt eine schmerzhafte Muttergottes, zu der besonders die Frauen mit ihren Leiden und Schmerzen Zuflucht nehmen. So mancher böse Gatte, so mancher ungetreue Liebhaber wird vor den Stufen ihres Thrones verklagt, die Votivbilder geben Kunde von den Wundern, die sie getan. Es wird aber auch dem leichtsinnigsten Don Juan übel ums Herz, wenn ihm das Mädchen droht, sie werde ihn tot beten. Das verfolgt ihn wie der Fluch der Furien des Äschylos, läßt ihm keine Ruhe und dorrt ihm das Gebein aus, bis er endlich seine Schuldigkeit tut und heiratet.

Aufwärts nach Spiazzi führt eine Treppe; Büßer rutschen auf den Knien, der Geognost klopft an die Steine, wie sie ihm übereinander ein lehrreiches Profil durch alle Stufen des Jura bis zur Kreide erschließen. Man kommt an der Fonte della Independenza vorbei, wo im Jahre 1848 der tapfere Hauptmann Stieber durch die Kugeln feiger Deserteure fiel.

Da wir zu keiner heiligen Zeit kamen, war man im Wirtshause nicht auf Gäste eingerichtet und so mußten wir uns mit etwas Käse und Eiern begnügen.

Später breitete ein Tabulettkrämer seine Waren vor uns aus: Rosenkränze, Bildchen, Skapuliere; wir nahmen einiges für fromme Innsbruckerinnen mit.

Die Stube, in der ich mit meinem Sohne schlafen sollte, hatte rauhe Wände, auf dem Boden grobe Ziegelfliesen, die Bretterdecke schien vom Regen durchfeuchtet; eine lustige Gesellschaft von Mäusen versprach für die Nacht ihre schönsten Leistungen; das Bett, zu welchem man auf einem Stuhle emporklettern mußte, wird wahrscheinlich im Winter als Futter für die Esel verwendet.

Indes was verschlug es? Wir waren müde und schliefen bis zur Dämmerung.

Die treffliche Straße gegen Norden ist ebenfalls ein Werk der Österreicher; sie wußten die strategische Bedeutung dieser Gegend wohl zu würdigen. Etwa eine halbe Stunde über Spiazzi befindet sich der Weiler Fraine und beherscht wie eine kleine Feste die Schlucht rechts und die Mulde des Dorfes Ferraras, welche tief unten sich ausdehnt. Links zieht eine Reihe von Hügeln gegen den steilen Abfall des Monte Baldo, es sind Redouten, die nicht umgangen werden können, und daher fast uneinnehmbar, Redouten zum Schutze Italiens, das da droben freilich keinen Stein über den anderen legte und es auch nicht zu tun braucht, weil ja die Natur schon alles getan. Dennoch haben sie die Österreicher stets erobert und müssen sie bei Beginn jedes Krieges wieder erobern, denn von hier können sich ihre Scharen über Rivoli wie ein Keil zwischen die Hauptpunkte des Festungsviereckes schieben. Die Italiener verlangen mit gewohnter Naivetät, die einem so hoch gebildeten Volke schon gar nicht zu Gesichte steht, das „Trentino“

nicht bloß wegen der angeblich gleichen Nationalität, sondern auch zu ihrem Schutze. Ihre natürliche militärische Grenze ist die Veroneser Klause links der Etsch; Spiazzi mit dem Passe von Inkanale, den man durch Steinbatterien verteidigen kann, rechts; sind sie nicht imstande, diese Plätze, welche noch dazu ein Ausfallstor gegen Tirol bilden, zu behaupten, dann würden ihnen auch Dantes Höllenmauern nichts nützen. — In jedem Kriege wurde hier gefochten.

Bereits in der öden Alpenregion schimmerte ein weißes Marmorkreuz auf einem Hügel, als ich in die Tiefe hinabschaute, sah ich deren mehrere, eines mitten im Anger des nächsten Bauernhofes. Ich verwunderte mich zwar über diese Verteilung, meinte jedoch, das sei etwa für die Wallfahrer. Als ich den Hügel erklommen, trat ich zu jenem Kreuze: die schwarzen Lettern meldeten, daß hier am 22. Juli 1848 sechs Piemontesen und drei Österreicher fielen. Auch der Name des Regiments Pinerol, welches dieses Denkmal gestiftet, war zu lesen.

Ich setzte mich auf eine Steinplatte; auch ich hatte 1848 gegen die Italiener gefochten, mein Auge umflorte sich; ich gedachte jener Tage und was seit dem geschehen: fast ein Menschenalter!

Nun ging es steiler aufwärts, gegen den Col Santo, denn die Spitzen des Baldo verbarg der Nebel. Von Pflanzen begleitetet uns die blaßrote Federnelke, welche bei uns in den Wäldern vorkommt, und der blaue Eisenhut; die Sträucher der Alpenrosen scheint man als Brennmaterial ausgerottet zu haben, häufiger streift man die niederen Büsche eines Krautes, welches kaum

jemand bei seiner Ähnlichkeit mit unserm Schachtelhalme für einen Vetter der stolzen Tanne halten möchte. Die geognostische Zusammensetzung des Gebirges zeigte wenig Abwechslung; weiße Dolomite, graue Kalke, einige bunte Marmore mit Spuren von Versteinerungen, denen nachzugehen sich nicht lohnte.

Auf dem Grat trafen wir etliche Hirten. Sie lagen faul auf dem Rasen, ungefähr wie unsere Senner, denen sie auch an Schmutz glichen. Während man jedoch auf unseren Alpen da und dort einen Juhschrei, einen Jodler hört, war hier alles stumm; nur die großen Hunde mit der spitzen Schnauze knurrten tückisch, wurden aber schnell zur Ruhe gewiesen. Die Almhütten sind hier fest gemauert, mit Hohlziegeln gedeckt; vergebens lauscht man jedoch auf das Plätschern frischer Brunnen wie in unseren Alpen. Für das Vieh fangen die Hirten das Regenwasser in flachen Tümpeln auf, die sie durch Wälle vor dem Ausrinnen schützen. Das holzarme, kahle Gebirge nährt nur wenig Quellen; vertrocknete Rinnsale, die man auch hier nicht selten trifft, deuten auf einen größeren Wasserreichtum in der Vorzeit, wo sich um die Seiten des Baldo ein breiter Gürtel von Wäldern schlang. Statt der dunklen Föhren und Tannen des Nordens sehen wir weiter abwärts verkrüppelte Ahorne und Eichen; statt der Zirbel und Lärche steigt hier die Buche an die Holzgrenze empor; der Dialekt nennt sie Fo.

Der Himmel war so trüb, daß wir die lombardische Tiefebene mit dem Apennin dahinter nicht ausnehmen konnten, klar und deutlich enthüllte sich uns das Relief des Gebirges, auf dem wir saßen. Der Hauptzug geht

von Nord nach Süden, er ruht auf einem mächtigen, breiten Untergestelle, aus dem sich ihm parallel kleinere Grate erheben. In die dazwischen liegenden Mulden senken sich niedrige Felsenrippen und bilden ein so verworrenes Labyrinth, daß man begreift, wie hier verschmitzte Schmuggler den Finanzlern Arbeit machen. Als ich meinem Träger das anseinandersetzte, tat er einen leisen Pfiff und lächelte verständnisinnig; ich glaube, er hätte mich am liebsten auf eine seiner Fahrten eingeladen, wo er statt Steinen vielleicht sale und tabacchi trug.

Zwischen diesen Büheln und Rinnen lagen einzelne grüne Flecke; wir steuerten auf einen solchen los; an der Seite einer grünen Wiese mit Zeitlosen stand eine rauchige Hütte — eine Weinschenke: für wen und zu was? Auf meine Frage blinzelte der Bursche mit dem Auge und begrüßte die Wirtin, deren Schwestern ich wohl schon als die Hexen Macbeths gesehen hatte. Sie stellte Wein auf; er setzte sich mit ihr in eine Ecke und verhandelte leise. Ich beobachtete ihn und sagte endlich: „Nu, das wird eine lange Beicht'". — Die Wirtin schaute mich argwöhnisch an; er lachte und erwiderte: „Man hat so seine kleinen Geschäfte". An diesen schienen auch etliche verlotterte Burschen teilzunehmen, die im Grase lungerten und, von Zeit zu Zeit den Kopf erhebend, nach uns schauten.

Nachdem wir bezahlt, ging es auf den buschigen Pfaden rasch vorwärts. Wo das Regenwasser den Boden ausgewaschen hatte, lagen auf der braunen Erde Bohnerze wie Schrotkörner, in einer Spalte der Kalkschichten hatten sich spissige Kalke abgesetzt. Ich sam-

melte davon, und so erreichten wir die mächtigen Kastanien des einsamen Hofes Pra Bestemmia. Quer abwärts durch die Wiesen fanden wir die Straße, welche hoch über dem See eine Reihe von Weilern und Dörfern verbindet. Ich nenne das größte derselben: Montagna del Monte Baldo. Ich hatte es schon oft vom See aus gesehen, aber nie gedacht, daß ich je hinkommen würde. Aus alten Gebäuden und ruppigen Hütten erhoben sich überall Kirchen im Rokoko, so daß auch hier das vorige Jahrhundert das ehrwürdige Altertum beseitigt, um modernen Formen Platz zu schaffen. Auch in diesen Dörfern fehlt das lebendige Wasser; die Einwohner behelfen sich mit Zisternen. Wer, von Hitze ermattet, über diese Höhen wandert ohne einen Tropfen Wasser für den Durst, während ihm von unten aus das blaue Becken des Sees entgegengleißt, der lernt den Wert eines frischen Trunkes schätzen, der begreift es, warum die Bibel ihre schönsten Gleichnisse von Brunnen und Quellen holt. Bei diesem Mangel möchte man den Italienern fast ihren Schmutz verzeihen; so eine Ortschaft findet man nachts mit der Nase, wenn man sie auch gar nicht sieht. Man freut sich darüber, daß die Regierung endlich dem Forstwesen ihre Aufmerksamkeit zuwendet.

Nachdem wir vor Montagna tüchtig aus dem Ziehbrunnen geschöpft, dessen Wasser uns ein Geistlicher, der zufällig des Weges kam, gepriesen hatte, trotteten wir rüstig vorwärts auf den Abkürzungen, wo uns der Träger durch Gestrüpp und Steingeröll führte. Bei Sonnenuntergang erreichten wir das Kreuz und die Bänke von Marciago und erfreuten uns des farben-

duftigen Landschaftsbildes. Unsere Maler schweifen in die entlegensten Fernen; welche Stoffe stünden ihnen hier zur Verfügung! Man muß sich in diese Gegenden einleben, erst dann erschließt sich uns ihre volle Herrlichkeit.

Abwärts an dem schrecklichen Steige, auf dem wir mit ein paar Böcken um die Wette hinuntersprangen, trafen wir eine treffliche Quelle, aus deren Becken die Rinder getränkt wurden. Wie nahe hätten die Männer von Garda das schönste Wasser; haben sie aber Geld, so bauen sie gewiß vor allem ein Theater, wie es so in Italien der Brauch.

Die Wirtin lieferte abends das Hauptstück ihrer Küche: Aal, stückweise zwischen Salbeiblätter gebunden und auf dem Roste gebraten. Sie sah uns zu, als wir ihn behaglich verzehrten, und fragte schmunzelnd, wie er uns gefalle? — „Schlecht!“ rief ich mit grimmigem Gesichte, „d'rum machen wir, daß er schnell verschwinde.“ Da klatschte sie in die Hände und kam lange nicht aus dem Lachen.

Meine zwei Gefährten mieteten einen Kahn, fuhren auf den See hinaus und badeten, trotzdem ich es widerraten, im Mondscheine. Dafür saßen sie am nächsten Morgen schwermütig und blaß wie Child Harold auf dem Decke des Dampfers und dachten darüber nach, daß es auch in Italien echte Kater gebe und nicht bloß in Deutschland. Die Bemerkungen, welche ich über die Architektur des mittelalterlichen Lazise machte, wo sich schwäbische Ritter in die welschen Grafen Bevilacqua umwandelten, gingen für sie so ziemlich verloren, doch fände hier der Maler und Tourist, der jedoch meistens

am Westufer hinabbädeckert, Gelegenheit genug zum Studium und zur Beobachtung.

In Peschiera eilten wir zum Bahnhofe. Auch er ist verwahrlost, schmutzig, schlampig. In den Zeiten Österreichs sah es doch besser aus, militärische Genauigkeit überwachte die Ordnung. Als der Zug hielt, waren alle Waggons voll, die Kondukteure liefen hin und her, alle wollten mit und jene wußten nicht, wo sie die Fremden hineinschoppen sollten, denn Reservewagen waren ja nicht vorhanden. So wurden die Coupés überfüllt, daß man bei der drückenden Hitze kaum atmen konnte. Das kommt ausnahmsweise auch an anderen Orten vor; in Italien scheint es fast zur Regel zu gehören, denn immer und überall wiederholt sich der gleiche Jammer, die gleiche Klage!

Am nächsten Mittag landeten wir in Florenz. Ich bin hier längst heimisch, und so könnte ich von dieser Stadt viel oder wenig erzählen, je nachdem. Ich ziehe sie allen vor, die ich kenne, auch der Bewohner wegen, die man wohl als die feinste Blüte der modernen Italiener bezeichnen darf. Den Merkwürdigkeiten nachzulaufen, habe ich längst aufgegeben, doch freute es mich, meinem Sohne eine Auswahl zu zeigen und ihn so in den Himmel italienischer Kunst einzuführen. In die Kapelle der Mediceer kam ein Schwarm Touristen geschossen; einer rief: „diese Statuen sind ja gar nicht fertig!“ und da rannten sie durch die andere Türe hinaus, wie jene Verdammten Dantes, die einen Augenblick Rast mit langer Höllenqual büßen. Gehen solche Leute dumm vom Hause fort, so kehren sie noch dümmer zurück, und da soll das Reisen ein Bildungsmittel

sein! Die Werke der großen Meister, die sie aus der Tiefe der Seele geholt und lang an den Strahlen ihres Geistes gereift, werden im Vorbeistreifen abgetan, dann schwätzt man beim Teekessel, während man eigentlich nur die italienische Küche, dem italienischen Keller gründlicheren Studiums würdigte. Aber geht es den Dichtern besser? Wenn sich die Plebs nur diese Lügen, diese Phrasen schenken möchte!

Abends führte ich meine Gefährten über die Collinen. Es ist wahr, die verkrachte Stadt hätte bei dieser Anlage sparsamer sein können; wer möchte ihr nicht auf der Piazza Michelangelo den schwarzen David schenken, der wie ein kolossaler Zwetschenkrampus auf seinem Postamente steht? Auch in Italien ist das Monument, welches man einem großen Manne setzt, das Schrecklichste, was man ihm antun kann. Denken wir an die verschiedenen Dante, wie sie auf den verschiedenen Plätzen herumstehen; der vor S.-Croce mit vier halbschürigen Pudeln. Das Gelungenste bleibt doch der Giusti in S.-Miniato! Diesen modernsten aller italienischen Poeten haben sie nackt hinaufgestellt, einen Laken um den Leib wie einen Bademantel. Verdient hat er es, denn er war boshaft genug! — Zum Überflusse wurde an die Zypressen der Cella Villanella auch noch eine Säulenhalle für den Restaurator gebaut; glücklicherweise ist sie immer leer. Kein Platz ist so für die Einsamkeit geschaffen, wie dieser mit seinen Erinnerungen, mit dem Ausblicke auf Florenz, Fiesole und das Arnotal, auf welches aus dem Abendrot die hohen Alpen von Carrara herüberschauen. Da mag ich abends stundenlang sitzen und schweigend sinnen;

im Dunkel glimmen die Lichter auf, Funken an Funken über der weiten Ebene; es ist Nacht, und durch die Nacht tönen die Glocken das Ave; ihre verhallende Stimme ist die Stimme des Mittelalters: innig, seelenvoll; auch sie wird verstummen wie die Tuba des Römers, welche laut und vordringlich schmetternd die ganze Welt zum Kampfe forderte.

Am nächsten Mittag war bei den Uffizien viel Volk versammelt, auf den Stufen der Loggia und des Palazzo wogten die Scharen der Neugierigen. Ich fragte, was es gäbe? „Der Orientalistenkongreß", antwortete ein Carabiniere, der den Weg freizuhalten hatte. Wir blieben stehen; da kamen sie herangefahren, all diese Fässer voll Gelehrsamkeit, mit oder ohne Ehehälfte, jeder mit bunten Ordensbändern geschmückt. Dann auch noch Prinz Amadeo, der sie amtlich zu begrüßen hatte.

Wir schauten dem Spektakel eine Weile zu und wendeten uns dann von den lebendigen Größen zu den großen Toten in Santa-Croce. Jetzt haben sie auch den Ugo Foscolo dazugelegt; warum kapriziert man sich denn auf Kirchen, wenn der Verstorbene nichts von den Kirchen wissen wollte?

Ein halbes Stündchen widme ich immer der Sakristei.

Die Abgeschlossenheit des Raumes schützte Bilder und Schnitzwerke vor jeder Verletzung, die Kutten der Minoriten, welche hier herumwandeln, stören den Eindruck auch nicht, ja passen zu ihm, man fühlt sich daher ganz in die alte Zeit versetzt. Die Mauer gegenüber schmückt der große Freskenzyklus Gerinis, eines

Giottisten, er schildert die Passion und die Auferstehung. Links schleppt Christus auf einer staubigen, harten Straße das Kreuz, rechts schwebt er aus dem Grabe, ringsum ist Frühling, die Blumen verdecken fast die deutschen Lanzenknechte, welche sich zum Dienste der Wächter hergaben. Alles ist zur Einheit komponiert und auf diese bezogen. In der Kapelle Rinuccini sieht man die Fresken eines anderen Giottisten, des Milano; sie stellen das Leben Marias dar. Einzelnen Motiven begegnet man schon auf den Gemälden Gaddis, man findet sie später bei Ghirlandajo, Perugino, bis sie Raffael vollendet. Man möchte fast an das Volksepos denken, dessen Elemente sich durch Reihen von Geschlechtern ziehen, bis sie endlich die letzte Redaktion eines Künstlers, eines Dichters zusammenfaßt und damit den Abschluß gibt. Heuer betrachtete ich mir auch die Miniaturen in den Kästen; die Initialen zeigen uns köstliche Motive voll Einfalt und Gemütstiefe. Dort singen Mönche den Choral, Engel begleiten sie mit Pfeifen und Geigen; hier versteckt sich die Geburt Christi zwischen den Goldleisten eines großen Buchstabens, Arabesken schlingen sich herab und mit ihnen holde Engel, welche einer Schar Mönche zwischen den bunten Blumen das wichtige Ereignis ankünden. Mit Recht! denn die heilige Geschichte wird der Kirche durch die Sakramente und die Teilnahme der Gläubigen jede Stunde zu neuer Wahrheit, zu unmittelbarer Gegenwart.

Ich liebe diese Werke einer erwachenden Kunst, die langsam Glied für Glied losringt und, wenn sie nicht immer das klare Wort trifft, in ehrwürdigen Sym-

bolen stammelt: es ist ein Frühling, wo die ersten schüchternen Blumen zwischen der zerfließenden Schneedecke aufblühen.

Auf dem Rückwege durch die Kirche besuchten wir all die Gräber noch einmal, welche nicht bloß durch den Schmuck der Kunst, sondern auch durch den Namen derjenigen, die hier liegen, berühmt sind. Der Fuß scheut sich fast, über den Staub so vieler Glorien hinzustreifen, aber der Genius zog mit der Natur des Feuers aufwärts und zieht auch jetzt noch alle, die ihm nahen, aufwärts. Das ist Unsterblichkeit; wahre lebendige Wirkung auf künftige Geschlechter.

Gern hätte ich meinem Sohne im Hofe auch noch die Capella de' Pazzi gezeigt; sie war aber gesperrt, und auf mein Befragen erklärte mir der Pförtner: vor ein paar Monaten habe die Familie den Schlüssel an sich genommen, wer hinein wolle, möge sich dort melden. „Diese Pazzi sind doch rechte pazzi!“ rief ich unwillig, er lachte; ich nahm aber meine Äußerung innerlich sogleich zurück, als ich an das landläufige Touristengeschmeiß dachte, wie es alles anpratzt, alles beschmiert und zerbricht, wo nicht ein eigens aufgestellter Wächter Halt gebeut.

Der Andacht des Volkes genügen die großen Künstler nicht; die Mirakelbilder sind gewöhnlich byzantinisch oder doch wenigstens alten Ursprunges. So jene Mariä-Empfängnis in der Kirche S. Annunciata, deren Kopien auch in Tirol viele Gläubige versammeln. Oder es kehrt mitten in der Kultur zum rohen Standpunkte der Bauern zurück, welche Wachspuppen und gewöhnliche Schnitzereien mit Taft, bunten Seiden-

bändern, Goldflinsern und Glaskorallen behängen; sie könnten leicht etwas Besseres haben, aber sie wollen es so. Es ist der Geschmack von Kindern. In der Kirche S. Maria novella fanden wir eine Krippe, zu S. Marco einen „Unseren Herrn im Elend“. Das reine Tiroler Bauernspiel! Diese Vorstellungen würden für jede Dorfkirche passen; ihnen wurden Lichter aufgesteckt und Votivbilder geweiht, vor ihnen knieten brünstige Beter, ihnen hängten dankbare Seelen allerlei Schmuck an, worunter sich die zahlreichen Taschenuhren am sonderbarsten ausnahmen. Es ist ein Zug in der Psychologie des Volkes, den wir jenen Herren zur Beachtung empfehlen, welche aus dem Kaffeehause oder vom Bureautisch weg aufklären. Fast scheint mir auch, als ob in Florenz der Kirchenbesuch von Jahr zu Jahr steige und das mag wohl auch eine der Ursachen sein, warum die Stadt als ein Hauptsitz des Klerikalismus verrufen wird. Sie war ja immer la guelfa und heißt jetzt auch „la paolotta“, die Betschwester. Es scheint in den Gemütern zu gähren; auf dem Wege nach Fiesole las ich an einer Mauer: „Morte ai paolotti!“ Das darf man bei den feinen Florentinern übrigens nicht buchstäblich nehmen.

Wer die Erinnerung an Boccaccio auffrischen will, mag es in S. Maria novella tun, die Villa Palmieri, wo er seine lustige Gesellschaft zusammenbestellte, ist nicht mehr zugänglich; die neue Straße umgeht sie im weiten Bogen. Auf dem Platze vor Fiesole lauerten wieder die Strohflechterinnen; einer von meinen Gefährten hatte den unglücklichen Einfall, anstatt sie kurz abzuweisen, mit ihnen zu unterhandeln. Da mußten

wir uns endlich, um Ruhe zu haben, hinter die Klausur des Klosters flüchten. Es sind nur etliche alte Mönche übrig, sie sahen stumpf und verdrießlich aus, sind sie doch auf den Aussterbeetat gesetzt! Der Garten war einsam und der Verwilderung verfallen, warum sollten sie noch Hand anlegen, früher oder später kauft doch irgendein Signore das Ganze.

Zwischen diesen Zypressen, diesen Steineichen und Lorbeerbüschen, unter denen zierliches Zyklamen blüht, wäre ein Platz für ein weltscheues, weltentfremdetes Gemüt, das zwischen den Geschäften des Lebens und dem Tode ein paar ruhige Jahre haben, das aus dem geräuschvollen Kampfe um das Dasein zur Stille der Betrachtung flüchten möchte. Was wohl der Kaiser Joseph da heroben gedacht haben mag? Wie uns eine Marmortafel neben der Pforte meldet, besuchte er das Kloster.

Den Heimweg wählten wir über Venedig. Vor Padua erhebt sich, abgesondert von den Euganeen, denen er durch Bildung und Formation zugehört, ein Trachytkegel mit prächtigen Pinien, zwischen denen die Trümmer der Feste Monfelice emporragen. Jetzt hat man an der Vorderseite des Hügels ober der Stadt einen Steinbruch angelegt, unter den Mauern des Schlosses wurden die Blöcke herausgesprengt, so daß jene stückweise ohne Stütze in der Luft schweben. Bei den Werken unserer modernen Architekten dürfte man so was kaum wagen, da fiele das Kartenhaus beim ersten Schusse herab.

Zu Venedig trafen wir vor Sonnenuntergang ein und gingen sogleich zum Campanile. Die Töchterlein

des Turmwächters scheinen in neuester Zeit dafür, daß sie an der Türe stehen, einen Eintrittspreis festgesetzt zu haben; es wurden uns für die Person fünfzehn Centesimi abgefordert. Daran liegt nicht viel, nur wäre zu wünschen, daß es das Munizipium anschlagen ließe. Armut und Elend nehmen in der Königin der Meere täglich zu; der Unternehmungsgeist schläft; was geschieht, geschieht durch Leute, die aus der terra ferma zugewandert sind. Ein Herr meinte: auf die Porphyrsäule, wo man einst die Bankerottierer ausstellte, möge sich nun Venedig selbst stellen. Wenn ein anderer beifügte: unter Österreich habe das Volk mehr und besser zu essen gehabt, so läßt sich das durch den Nachweis der Arbeiten, die Österreich im Arsenale und von der Monturkommission ausführen ließ, bestätigen. Und da verlangt diese weitmaulige „Italia irredenta“ auch noch Triest, während sie Ancona und Venedig zerfallen läßt! Das ist doch zum Lachen, wenn es nicht zum Ärgern wäre. Wir mißgönnen den Italienern ihre „Unità“ nicht, denn dieses hochbegabte Volk hat gewiß noch wichtige Aufgaben für die Menschheit zu lösen, aber gerade das fortwährende Auslugen nach fremder Beute, die man schließlich wieder nur dem Glücke und nicht eigener Kraft zu danken hätte, beweist, daß man sich über die Vorbedingungen, über die Verhältnisse zu anderen noch nicht klar geworden. Man tritt nicht in die Geschichte durch Verleugnung der Geschichte, oder wenn man es will, tue man es voll und ganz. Trient und Triest waren nie welsch, warum begehrt man denn nicht lieber Korsika, Malta und Tessin? Die Antwort auf eine solche Forderung wäre doch nur das schallende

Gelächter von ganz Europa. Mögen sich die Herren nicht verrechnen; die österreichische Armee hat sich seit 1866 in weit höherem, weit stärkerem Grade erneut als sie ahnen.

Vom Campanile überschauten wir lang dies Gewirre von Kirchen und Palästen, und wohl drängte sich die Frage Platens auf:

> Wo ist das Volk von Königen geblieben,
> Das diese Marmorhäuser durfte bauen?

Ja, diese Kaufleute in Florenz und Venedig haben sich durch Taten geadelt und ihr Dasein durch Werke der Kunst in großem Stile geschmückt; es ist noch einiger Unterschied zwischen den Mocenigo, Foscari, Acciajuoli, Medici und den Baumwollen-Lords an der Themse, wenn diese auch die gierigen Hände in die Tasche aller Völker stecken und ihr Ideal, den Komfort, auf das meisterhafteste realisieren.

Indessen wurden die Laternen auf dem Marcusplatze angezündet. Einer meiner Gefährten, ein Germanist, wollte durchaus wissen: wer denn die berühmten Lazerten Goethes seien und wie sie aussähen? Ich führte ihn in einige Gäßchen neben der Frezzeria, da huschten sie an allen Mauern hin. Plötzlich flüsterte er: „Sie, jetzt hat mich eine gezupft!“ — Ich erwiderte leise: „Zupfen Sie sie ja nicht wieder!“ und führte ihn durch die Merceria auf den Marcusplatz zurück, wo bereits eine Musikbande ihre Instrumente zu stimmen begann. Der Abend war mild und schön, und weil nicht mehr die „benedetti Austriaci“, die man als solche samt ihrer ausgezeichneten Musik meiden mußte, aufspielten, so füllte sich allmählich der weite

Saal unter freiem Himmel. Mein Gefährte machte gern Beobachtungen: „die Venetianerinnen hätten mehr Rasse, mehr Charakter als die Florentinerinnen, er zöge sie diesen vor“. Ich war einverstanden, fügte jedoch bei, daß ein großer Teil von Schönheit auf die Fremden käme und daß die Mädchen, die dort plauderten, Deutsche seien, wie man überhaupt die Laute der deutschen Sprache an jeder Ecke hörte und jeder Händler sich bemühte, deutsche Worte zu radbrechen, vom deutschen oder genauer: vom österreichischen Biere zu schweigen, welches in Italien immer mehr Städte erobert. Da jetzt Ferien waren, so fand sich der deutsche Schulmeister in zahlreichen Exemplaren; sein grundgelehrter, etwas pedantischer Typus fiel neben den feinen Gesichtern der geschmeidigen Italiener um so mehr auf. Wer aber Charakterköpfe entdecken wollte, der mußte hinaus auf die Riva, wo die markigen Gestalten der Fischer, Matrosen und Gondoliere auf dem Pflaster kauerten. Ich näherte mich einem Schwarm, der abseits im Halbdunkel hockte; der eine knusperte Kürbiskerne, der andere nagte an der Rinde eines gebratenen Kürbisses. Mancher hatte vielleicht gar nichts zu beißen und auch keinen Soldo, um etwas zu kaufen, alle horchten jedoch einem grauen Arsenaloten mit roter Mütze und roter Leibbinde zu und vergaßen dabei die Not und die Mühe des Tages. Er lehnte mit dem Rücken an einem der halb eingegrabenen eisernen Kanonenläufe, die zum Befestigen der Schiffsseile dienen, und erzählte von einem venetianischen Marinaro, der vor soviel und soviel Jahren nach Marokko gefahren sei und dort eine Mohrenprinzessin geheiratet habe; die

Kinder seien nun alle stumpfnasig und schwarz und weiß gesprenkelt gewesen, wie gewisse Fische, die man häufig auf den Markt bringe. Vorher hätte er jedoch einen Riesen erschlagen müssen, dessen Schenkelknochen so groß waren, daß man sie als Brücken über Flüsse legte. Endlich sei ihm diese schwarze Herrlichkeit mit ihrem Golde, ihren Affen und Papageien doch verleidet worden; er sei nach Venedig zurückgekehrt und wieder Gondolier geworden. Der schäbige Kerl tat, daß man hätte meinen mögen, er sei es gewesen, und alle lachten herzlich.

Aus diesen Leuten müßte sich doch was machen lassen, wenn es Leute gäbe, ihnen zu befehlen; Dandolo hatte schwerlich bessere auf seiner Flotte. Was die Charakterköpfe anlangt, so suche man sie dort, wo der Mensch viel mit der Natur allein verkehrt oder mit ihr zu ringen hat: der Älpler, der Fischer, der Soldat erhalten ein festes Gepräge.

Für die Nacht machten mir die berüchtigten Zanzare einige Sorge; die Fidibusse, welche man, um sie abzuhalten, verkauft, taugen nicht viel. Da diese Zanzare in feuchten Gegenden überall vorkommen, so tut man am besten, sich diese Fidibusse selbst zu machen, indem man aus einer gesättigten Salpeterlösung und Insektenpulver einen steifen Teig knetet, aus diesem kleine Zylinder formt und dann bei gelinder Wärme trocknet. Die Zanzare sind übrigens keine Eigentümlichkeit Venedigs, etwa eine besondere Art Moskitos, wie manche glauben; es sind unsere gemeinen Schnacken; ihre Larven tummeln sich in Venedig überall in den Weihbrunnbecken der Kirchen.

Am nächsten Vormittage machte ich wieder einer

Heiligen, jener Barbara in S. Maria formosa, bei der dem alten Palma eine Antigone oder Iphigenie vorgeschwebt haben könnte, den Engelknaben Bellinis in der Sakristei der Frari, der Madonna Pesaro die Aufwartung. Eine Weile ging ich auf den Zattere hin und her, über dem breiten Kanale liegt die Giudecca, rechts einige Inseln mit Gebüsch und fern die blauen Euganeen. Das ist ein Platz voll melancholischen Reizes, man bleibt ungestört von Verkäufern, Bettlern und Lohndienern, die weit zudringlicher sind als die hungrigen Mücken, ebenso wie auf den Fondamenti nuovi mit dem Blicke auf den Friedhof und nach Murano; ich suche diese einsamen Spaziergänge jedesmal auf.

Die Verbindung mit dem Lido, wo jetzt großartige Seebäder eingerichtet sind, vermittelt ein kleiner Dampfer, der stündlich nach S.-Elisabetta abgeht und von dort zurückkehrt. Wir fuhren nach Tisch hinaus. Vom Badhause bis Malamocco ziehen die einförmigen Dünen, aus dem gelben Sande wächst das stachelige, blaugraue Eryngium und so manches Salzkraut; in den flachen Tümpeln, welche die Flut zurückläßt, tummelt sich allerlei Seegeziefer, der Kies ist bestreut mit Muschelschalen. Bald lenkte das Meer, dessen Wellen langsam anrollten, die Aufmerksamkeit allein auf sich; wir sprachen von Odysseus, wie er, der Göttin überdrüssig, sich nach dem Weibe seiner Jugend sehnt, von Achilleus, welcher trauert, bis die Mutter mit den Schwestern aus den Wellen auftaucht, von Iphigenie, wie sie am Gestade das Land der Griechen mit der Seele sucht.

Du heiliges und weites Meer!

Am grauen Horizont trieb der Wind einige Segel

hin, ein Dampfer brauste träg und schwerfällig vorüber dem nahen Hafen zu, über den Kämmen der Wogen flogen Möwen hin und her. Die Dämmerung schwebte leise heran; im Osten färbten sich die mächtigen Wolkenbälle gelb, von Westen schob sich eine dunkle dicke Wolkenwand empor, deren Schoß ein unheimliches Wetterleuchten erhellte. Es war Zeit, umzukehren; als wir die Piazzetta erreichten, verhüllte die Decke bereits den Himmel über uns. Das Gewitter kam jedoch nicht zum Ausbruche, beim Frühstücke erfuhren wir aber, daß es bei Verona große Verheerungen angerichtet.

Am Morgen mieteten wir eine Barke zum Bahnhofe. Ein alter Mann wollte einsteigen, ich bedeutete dem Gondolier, den ich schon früher kannte, daß ein Ruderer genüge. Er sagte: der Alte wolle nur so mitfahren und es sei für ihn nicht zu zahlen. Ich betrachtete ihn näher; er mußte viele Jahre gesehen haben. „Zweiundachtzig!" war die Antwort. Wir fuhren an dem neuen Denkmale Manins vorbei. „Habt Ihr den gekannt?" — „Freilich, es war ein großer Mann!" — Aber große Männer kosten viel, bei der Belagerung ging es euch schlecht." Ich hatte ihn genommen, wie man solche Leute zu nehmen pflegt, er aber richtete sich auf, über sein mattes Auge glitt ein Schimmer von Licht: „Herr, es galt unser Venedig! Ich habe schon seinem Vater gedient, der war ein Ehrenmann! — ja ein Ehrenmann!" wiederholte er leiser und verstummte. Welche Erinnerungen mochten in diesem grauen Kopfe erwachen? Er war das Gegenstück zu Platens Gondolier.

Verona kenne ich schon seit mehr als einem Menschenalter, kehre aber, wenn ich aus dem tieferen Süden

komme, gern hier ein; in der Abendluft ein Spaziergang auf der Arena, während die Musik von der Piazza Brà herauftönt, ist ein schöner Abschluß der italienischen Reise. Nach der Ankunft ging ich zuerst auf die Piazza d'Erbe; überall lud das herrlichste Obst zum Genusse und so hatten wir bald Hände und Taschen voll. Am oberen Ende des Platzes stand ein prächtiger weißer Ochse, die Hörner mit Laubkränzen umwunden, als gälte es ein antikes Opfer, vom feisten Nacken wallten breite Seidenbänder. Ich schaute mir das Tier von allen Seiten an und klatschte ihm auf den breiten Rücken; da trat ein Bauer im Sonntagsgewande zu mir und bot mir Nummern an: der Ochs sollte in der Lotterie ausgespielt werden! Fast hätte ich deren gekauft; schließlich reute mich doch aber das Geld, das ich unnützerweise hinausgeworfen hätte, und erst wenn ich gewonnen hätte! Was mit dem Ochsen anfangen? Ich hätte auf ihm doch nicht zu Innsbruck einreiten können. Das sagte ich dem Bauer, er lachte und teilte mir dann auf meine Fragen freundlich einiges über die ökonomischen Verhältnisse der Gegend mit.

Verona hat auch seine Dichter, seine Gelehrten. Die Stadt Dietrichs von Bern würde sich durch ihre Lage nicht bloß zu einer Riesenkaserne, sondern auch für eine Universität eignen. Den Venetianern lag freilich Padua näher.

Am nächsten Abend war ich wieder in Innsbruck und fand die Fortsetzung des Regens, den ich verlassen.

Es geht mir wie Dürer: wie wird mich nach den schönen, sonnigen Tagen in Italien frieren!

Osterferien in Italien

Der Winter war lang und hart; doch öffnete sich anfangs März die Erde, als Vorboten des Frühlings meldeten sich auf den Hügeln Schneeglöckchen und Anemonen, einzelne Schmetterlinge flatterten drüber hin und ich mußte daher auf meine gewöhnliche Ausflucht, einen milderen Himmel zu suchen, verzichten. Eigentlich war es immer etwas anderes; die kleinste Stadt am Meer führt in die Weite und diese mündet wieder in ihr, beständiger Aufenthalt im Gebirge jedoch verengt nicht bloß den Horizont des Auges, daher findet man nirgends so viele begabte Menschen, die auf einer gewissen Stufe stehen bleiben oder von einer höheren, die sie in der Fremde erreicht, herabsinken, als in den Tälern der Alpen.

Also hinaus!

Nach Rom? Die wöchentliche Sterblichkeitsliste erwies eine ungemein hohe Ziffer; ein Freund, an den ich mich wandte, schrieb zurück, es herrschten dort in hohem Grade Scharlach und Masern, und wenn ich auch von Kinderkrankheiten nichts mehr zu besorgen habe, rate er mir vorläufig doch ab. Die Zeitungen hatten freilich nichts mitgeteilt, um die Touristen nicht abzuschrecken, und so blieb mancher in einem Spital am Tiber zurück. Das konnte sich in wenigen Wochen

ändern, aber die Trommeln der Irredenta rasselten durch alle Märkte von der Themse und Donau bis zum Grigliano und Simetto. Meinetwegen! Ich wagte es auf meinen Hammer hin und überzeugte mich bald, daß es vorläufig ein Lärm um nichts war.

Tun wir diese Angelegenheit gleich hier in Bausch und Bogen ab, damit wir dann die leidige Politik links liegen lassen. Was ich hier mitteile, beruht auf zuverlässigen Erkundigungen und genauen Beobachtungen an den verschiedensten Orten und bei den verschiedensten Personen und zwar nicht bloß Italienern. Die Irredenta erhob ihr Geschrei zunächst in der Absicht, der eigenen Regierung Verlegenheiten zu bereiten, was gewiß bei dem ohnehin wackeligen Zustand der Dinge in Italien sehr löblich war. Unter Bürgern und Bauern erregten diese Fanfaren den tiefsten Widerwillen, der sich wohl auch in zornigen Worten äußerte, obschon das für unpatriotisch galt. Die Mehrzahl der Bevölkerung hat ein aufrichtiges Friedensbedürfnis. Jugendliche Hitzköpfe ergriffen die Parole, zu diesen ehrlichen Idealisten vom roten Lappen gesellten sich dann unsaubere Burschen, die nicht arbeiten und doch gut leben wollten. Das Beispiel war zu verlockend: die letzten Bewegungen hatten allerlei Schlamm aufgewühlt und Kerle in die Höhe gebracht, die mit um so lauterem Geschrei ihre Verdienste als Märtyrer und Vorkämpfer der Freiheit Italiens geltend machten, je geringer vielleicht diese Verdienste waren. Wenn es süß ist, für das Vaterland zu sterben, so ist es noch süßer, von demselben einen Gehalt zu beziehen. Oft wurden Männer, welche auf der Maultrommel nicht so

gut zu spielen verstanden, in den Hintergrund gedrängt; daß es auch echte Helden der Tat und des Gedankens gab, beweist uns Bersezios schönes Werk „Il regno di Vittore Emmanuele II. Trent'anni di vita italiana". Dazu kommen noch einige Träger von Lackstiefeletten in Welschtirol und Triest, welche nach Befreiung seufzen, weil sie nichts zu verlieren haben. Daß ihre Anzahl eine verhältnismäßig sehr geringe ist, verschlägt gar nichts, schreit doch jeder von ihnen wie der Mars des Homer für Tausend. Man durfte in Tirol besorgen, daß diese einen Putsch, jene als cari fratelli einen Einfall versuchen würden, den die Fäuste der Tiroler Bauern alsogleich niedergeschlagen hätten, dann wäre aber das Geschrei erst recht losgebrochen und die italienische Regierung wohl gezwungen worden, die Armee nachzuschicken, um all die edlen Häupter zu schirmen oder zu rächen. Ob ein derartiger Krieg nicht auch die Einheit Italiens zerstört hätte, daran dachte man freilich kaum. Aus dieser Ursache hat die österreichische Regierung sehr gut getan, einige Truppen nach Welschtirol vorzuschieben, an feindselige Absichten gegen Italien konnte man nur dann denken, wenn sie am Isonzo größere Heeresmassen gesammelt hätte. Schließlich hat Cairoli selbst gegen den Unfug, der jedes Völkerrecht verhöhnte, Einspruch getan; gewiß würde aber ein italienischer Minister, der die Pläne der Irredenta auszuführen und das „Trentino" nebst Istrien zu holen vermöchte, bei seinem Volke sehr populär werden. Jetzt ist wohl Ruhe, auf den Wällen Veronas gähnen die Kanonen, welche ich bereits im vorigen Jahre sah, aus Langerweile; die Wäsche hängt

wieder in manchem alten Fort, neue Befestigungen aufzuführen, braucht Zeit, wenn auch das Geld bereits dafür bewilligt ist. Die Irredenta hat vorläufig abgeprotzt; als ich einen Bekannten fragte, wo sie denn jetzt zu finden sei, meinte er lachend: „Sie ist wieder ins Kaffeehaus zurückgekehrt und trinkt dort einen Schwarzen, wenn sie imstand ist, ihn zu zahlen.“ Spuren habe ich noch zu Spoleto und Pisa an den Mauern gefunden, dort hatte man mit einer Patrone hingepinselt: Evviva Trieste, Trento. Übrigens wird die österreichische Regierung gut tun, wenn sie den Krakehlern in Triest und Trient scharf auf die Kappe geht; auch ein bißchen Schmerzensschrei schadet nicht; mögen sie sich dabei erinnern, daß Triest durch Österreich geworden und Trient stets deutsches Reichsland gewesen ist. Wir Tiroler können den Stutzen an die Wand lehnen, nicht an den Nagel hängen, denn die Zustände im heißen Süden sind unberechenbar. Einstweilen kühlen die Hetzblättchen ihren Mut an uns dadurch, daß sie Österreich in dem Sinne, wie Metternich Italien einen geographischen Begriff nannte, historisch nennen. Nun, der unüberlegte Versuch, ob der Kaiseraar noch lebe oder nicht, könnte ihnen vorläufig doch schlecht geraten.

Südtirolische Blätter jubelten bereits den Frühling an, als wir am 17. März abends in Bozen eintrafen, der hatte sich aber diesesmal an der Etsch mehr Zeit gelassen, als am Inn. Pfirsiche und Mandeln waren noch kaum aufgeblüht, nur die Zweige der Trauerweiden zeigten einen leisen Anflug von Grün. Der nächste Morgen war empfindlich kalt, auf den Wässern, durch welche wir fuhren, lagen hier und da schimmernde

Eistafeln, wie denn nach meiner bisherigen Erfahrung der Lenz des Südens nicht immer der holde Knabe mit dem Blumenkranz ist, als den ihn falzende Touristen schildern.

Das Mittagsmahl rüstete uns Fräulein Teresina auf der Veranda von Torbole und erzählte dabei von den Schrecken des Winters, wo der Schnee die Pergeln eindrückte und manche Pflanzen tötete. Der Arzt des Ortes, welcher die Anstalten für künstliche Fischzucht zu überwachen hat und daher wohl auch Fischdoktor genannt wird, fand sich nicht zu rechter Zeit ein, uns seine Zöglinge zu zeigen, so stiegen wir auf der staubigen Straße zum Fort Nago empor. Hier ist die berühmte Stelle, wo jeder Tourist pflichtmäßig in Enthusiasmus ausbrechen muß, wenn er zum erstenmal den blauen Garda überschaut. Ich setzte mich auf die Steinbank und legte ein Blatt der Generalstabskarte auf den Schoß, um den Pfad nach Arco, der schräg über den grauen Felsen hinläuft, zu betrachten. Ein paar Soldaten beobachteten mich aufmerksam und traten immer näher; ich mochte ihnen nicht ganz geheuer vorkommen. Ich wandte mich um und fragte sie, ob sie nicht wieder nach Innsbruck zurückkehren möchten, von wo sie vorgestern ausmarschiert. — „Ja freilich," meinte einer, „dort bekommt man gutes Bier und hier muß man den Wein teuer bezahlen, auch die Mädel verstehen uns nicht, und mancher Bursch zieht ein schiefes Maul, wenn er uns sieht." Das Regiment war lange Jahre zu Innsbruck in Garnison wegen seiner braven Haltung sehr beliebt, und so wurde beim Abschiedsmarsch manches Auge naß. Ich beruhigte sie, welsch sei leicht

zu lernen, und wenn die Mädeln sähen, daß sie guten Willen hätten, würden sie ihnen gewiß bei der Sprachlehre helfen. So schieden wir als gute Freunde.

Unser Weg war harter Fels, in den Einschnitten mit grobem Geröll angefüllt. Hier und da wuchs aus den Schichtfugen des tertiären Kalkes ein Busch Fingerkraut oder ein Riedgras, sonst war alles kahl und leer im Gegensatz zu der fruchtbaren Ebene, welche nach und nach die Sarca mit ihrem Schlamm abgelagert, dort quoll alles von üppigem Pflanzenleben. Wo jedoch in einer Ritze des Gesteines etwas Erde lag, war auch ein Ölbaum gepflanzt. Diese Bauern sind ein fleißiges Geschlecht; mög' es wenigstens ihnen zustatten kommen, wenn die größeren Grundbesitzer auf dem teuren Pflaster von Mailand abwirtschaften. Auch von Petrefakten fand ich nichts, so war ich froh, auf den Äckern anzukommen, wo uns ein altes Bäuerlein durch Gebüsch und Gräben auf die Straße nach Arco bugsierte. Die roten Marmore am Gehäng rechts, über welches im Zick-Zack der Weg nach Gresta führte, abzuklopfen, hatte ich wenig Lust. Die Lehnen des Berges waren bereits grün, auf dem Kamm stand eine Reihe Silberpappeln, der Wind spielte mit dem schimmernden Laub, daß man es kaum von frischem Schnee zu unterscheiden vermochte. Abwärts auf einem Vorsprung ist ein romanisches Kirchlein; durch Jahrhunderte hausten dort Einsiedler, ein kleines Stück Feld nebenan, etliche Feigenbäume und Weinstöcke reichten zum Unterhalt aus, und so klang denn jeden Abend das Glöckchen des Turmes in das Tal. Jetzt liest man dort jährlich

nur noch zweimal die Messe, etwa an dem Festtag des Heiligen, dem es geweiht war.

Wir rückten dem Kofel von Arco immer näher; zwischen den Ölbäumen ragen die Türme und Mauern der alten Feste, nur noch Trümmer zur Erinnerung an die mutige Verteidigung gegen die Franzosen 1703. Wer sich über diese Kämpfe ausführlicher belehren will, lese die bezüglichen Abschnitte in dem Werke: Die Feldzüge des Prinzen Eugen. —

Wir wandten uns wieder rückwärts dem Fluß entlang und trafen vor der Dämmerung in Torbole ein. Es wehte ein kalter Wind; er hatte die Schiffe vom See gefegt, und so mußten wir im Zimmer bleiben.

Auch der Morgen war rauh und kalt; der Wind steigerte sich hier und da fast zum Sturm. Ich hatte einen Träger mitgenommen und hoffte, seinen Korb mit Steinen zu füllen; so stieg ich wohlgemut gegen Castion empor, von dessen Brüchen ich so manches gehört hatte. Steine, Klippen, mageres Gebüsch, hier und da eine Hagebuche; plötzlich drehte sich der Weg in eine Mulde mit weichem, vollem Grün, Saaten und Obstbäumen. Das überraschte mich, bis mir endlich eine Entblößung des Bodens zeigte, daß ich vom Kalk auf Basalttuff übergegangen sei, von dem meine geognostische Karte in solcher Ausdehnung gar nichts wußte. Auf einem Vorsprung lag eng zusammengebaut Castione; manche Häuser zeigten ein besseres Aussehen, der Brunnen vor der Kirche war aus Stein und ergoß das herrlichste Wasser in Fülle. Diese Dörfer gehören alle zur großen Gemeinde Brentonico, welche sich wegen ihres Reichtums an Holz und Weide eines großen Wohlstandes

erfreut und unter ihre Angehörigen auch unabhängige Bauern zählt. Freilich stört auch hier bereits neuer Luxus die alte Einfachheit, durch die Traubenkrankheit gelangte der Branntwein zur Geltung und die Weiblein fanden das Gewand ihrer Mütter nicht mehr schön genug. Trotz der Not der Zeiten eben wie überall! Wir hielten uns vorläufig nicht auf; jenseits einer tiefen Rinne lockte der Anbruch frischen Gesteines, prächtige Schichtplatten von allerlei bunten Farben neben ausgedehnten Schutthalden, leider waren die Ammoniten so schlecht erhalten, daß ich sie liegen ließ und nur etliche Handstücke schlagen mochte. Da läuft und klettert man oft einen halben Tag herum und die Ausbeute läßt sich in der Westentasche heimtragen. Wir rasteten nun in der Schlucht, durch die ein klarer Bach rasch in das Tal eilte. Neben uns erhob sich eine Kapelle; sie war dem Pestpatron, dem heiligen Rochus, geweiht, weil er bereits 1685 die Gegend vor einer Seuche, 1836 und 1855 vor der Cholera beschirmt hatte. Allerdings kann eine so luftige Lage hoch im Gebirge, so reiches und klares Wasser eine ganze Apotheke ersetzen, und die Gnade des Himmels ist schon vorhanden, ehe das Übel anrückt.

Wir wollten jedoch nicht bloß die Quellen, sondern auch den Wein von Castione versuchen. Das Wirtshaus hatte zwar kein Schild, aber mein Sohn wußte es mit gewohnter Geschicklichkeit doch auszuspüren. Als wir in die Stube traten, erschrak die Wirtin sichtlich; nach einigem Hin- und Herlaufen sagte sie uns endlich: ihr Mann sei über Feld und habe den Kellerschlüssel mitgenommen. Ähnliches soll nur bei den Bibliotheken

alter Klöster vorgekommen sein. Wir lachten herzlich; die alte Frau hieß den Wirt suchen: wir sollten bald bedient sein. Das dauerte aber ziemlich lange, einstweilen schüttete sie eine Schüssel roher Kastanien vor uns auf den Tisch: Bekanntlich frißt der Teufel, wenn er hungrig ist, auch Fliegen. Ich fragte sie, ob denn niemand in Castione Wein trinke? Sie erwiderte: Die Männer kehrten hier und da abends ein, und die Weiber — da unterbrach sie mein Träger: „Die tun's nicht ohne Kaffee! Das sei ja bekannt: denen von Brentonico und Castione müsse der heilige Petrus sogar am Himmelstor einen vollen Hafen zeigen, sonst gingen sie ihm gar nicht hinein.“ — Leider ist auch das wahr; der Genuß des Kaffees hat in diesen Gebirgen sehr zugenommen, und wie Eva zuerst den Apfel kostete und dann dem Adam gab, geschah es auch hier. Die gute Frau wußte sich nicht mehr recht zu helfen; endlich brachte ein Kind den Schlüssel, wir hätten jedoch nichts verloren, wenn man ihn gar nicht gefunden hätte. Der herbe Bergwein zog uns den Mund zusammen wie Schlehen, so hatte die Wirtin vorläufig Ruhe. Beim Abschied trug sie uns Grüße an ihren Sohn auf, der in der Innkaserne zu Innsbruck als Einjährig-Freiwilliger diente.

Zu Torbole erkundigte ich mich um die Fahrzeit der Dampfer. Zu meinem Erstaunen hörte ich, daß die beiden Ufer nicht mehr alle Tage, sondern nur noch abwechselnd befahren würden. Ein Zöllner behauptete gar, Sonntags verlasse kein Schiff den Hafen. In Torbole war nicht ins Reine zu kommen; in Riva mußte man die Sache genau wissen. Aber auch hier stritt man im Kaffeehaus: Kein Maueranschlag, keine

Zeitungsnotiz, keine Mitteilung über eine Angelegenheit, welche für alle Umwohner des großen Sees von Belang war. Ich ging also in das Bureau der Dampfschiffahrt. Leider waren die Angaben, die man mir in Torbole gemacht, richtig; das kümmerte jedoch niemand, mochte jeder sehen, wie er zurecht komme. Von den vier Dampfern hatten drei Havarie erlitten, der eine im Nebel, der andere von einer Schiffkette, und man mußte Gott preisen, daß er nicht gesunken. Dafür erhält der Kapitän eines solchen Schiffes täglich 3—4 Frank an Lohn! Alles schimpft, darum kümmert sich jedoch kein echter Italiener, und so war nach einem Monat der Schaden noch nicht ausgebessert. Die Zustände auf italienischen Eisenbahnen widersprechen nachgerade jeder Zivilisation; wir reden da nicht vom Schmutz allein. Wie man mir sagte, verpachtet der Staat als Eigentümer den Betrieb an Gesellschaften; diese suchen nun möglichst viel herauszuschinden, halten wenig Dienstpersonal, bezahlen dieses gering und lassen an den Waggons so wenig flicken als möglich. Bei Perugia blieb mir der Rahmen eines Fensters in der Hand, hinter Spoleto schlug der Regen überall durch das Dach, so daß man, wären mehr Personen dagewesen und dadurch das Ausweichen verhindert worden, den Schirm hätte aufspannen müssen. Italienische Blätter selbst rügen diese Mängel fort und fort auf das bitterste, wie soll es aber besser werden?

Dante wußte nichts von der Tortur der Langeweile, wahrscheinlich war er nie in Riva; daher machten wir uns am nächsten Morgen noch vor Tagesanbruch mit dem Stellwagen davon.

In Mori hatten wir eine Stunde auf den nächsten Zug zu warten. Das Etschtal ist hier ziemlich breit; quer durch das Tal zieht sich aber eine Kette von Hügeln, einer neben und vor dem andern, manchmal ist zwischen ihnen Raum zu einem Äckerchen oder es war fruchtbare Erde für einige Terrassen eines Weinberges zusammengeschwemmt. Diese Hügel bestehen aus Schutt, den wohl alte Gletscher bis hierher geschoben, darüber liegen oft in den groteskesten Stellungen, daß man meinen möchte, sie stürzen bei der leichtesten Berührung herab, — ungeheure Felsblöcke, die über die schiefen Flächen der östlichen Berge abrutschten und dann fortgeschleudert wurden. Es ist ein Labyrinth, eine Öde von Trümmern: die Slavini di Marco, berühmt aus Dantes Hölle. Er konnte sie überschauen vom nahen Schloß Lizzana, wo er als Gast des Grafen Guglielmo Castelbarco verweilte, — Lizzana ist jetzt eine Ruine, ebenso wie die Stammburg des einst mächtigen Geschlechtes am rechten Ufer der Etsch, die Verse des armen ghibellinschen Verbannten sind aber noch nicht verstummt. Oft mag er in dieser Einsamkeit seinen düsteren Gedanken gefolgt sein, mit dem Griffel manches Bild verzeichnet haben; seine Gestalt trat mir hier lebhaft entgegen, wo glitzernder Reif auf den Platten schimmerte und nur erst der Rotheiderich oder eine Weide mit gelben Kätzchen den Winter überwunden hatte. Endlich klang das Glockensignal und erlöste uns aus diesem Höllenkreise.

Aus Verona habe ich nichts zu berichten, der Leser möge mich zu den Tauben des Marcusplatzes begleiten. Wer hat nicht schon von ihnen und dem Gastrecht, das

ihnen Venedig wegen ihrer historischen Verdienste als Siegesboten bewilligt, gehört? Sie scheinen es aber auch zu wissen, daß sie unter dem Schutz der guardia municipale und der carabinieri stehen und bewegen sich deswegen mit jener Unbefangenheit, welche nur die stolze Zuversicht auf das Recht gibt. Wer ihnen nur eine Feder ausrupft, wehe! er zahlt 20 Frank. Jetzt ist ihre schönste Zeit. Unter jedem Vorsprung der Gebäude, über die Schultern der Karyatiden und bärtigen Gebälkträger strecken die Jungen ihre Köpfchen heraus und heischen bald trotzig, bald wehmütig den pranzo. Auf dem Platz selbst tummeln sich die erwachsenen, die blauen Hälse schillern, und galante Tauber machen mit einer Frechheit die Cour, als ließe der Hergott die Sonne nur für sie scheinen. Eine Handvoll Körner, und in Hast läuft, rennt das ganze Gesindel durcheinander, kugelt, purzelt übereinander, daß vom Boden gar nichts mehr zu sehen ist. Zudringlichere setzen sich den milden Spendern wohl auch auf Schultern und Arme und holen sich ihr Futter unmittelbar aus der Hand. Auch zu München, zu Verona, Rom und in andern Städten mit herrlichen Gebäuden befehdet sie niemand; sie beleben die steinerne Einförmigkeit der Häuser, und man hat sie überall gern. Anders zu Innsbruck; da will man den großstädtischen Aufputz rein und sauber erhalten und erklärte sie daher für vogelfrei. Es wär' auch ein Unglück, wenn einem unserer Weisen, der mit blödem Auge und offenem Triel zu den Wolken glotzt, beiläufig das geschähe, was dem alten Tobias geschah. Dafür ist Innsbruck eine Hundestadt; die Köter laufen zu Dutzenden frei herum, kläffen dich an, raufen und

heulen, treiben wohl auch Dinge, die nicht zur Erbauung der Gassenjugend beitragen. Möge denn unser herrliches Hundevolk wachsen, blühen und gedeihen, den vorsichtigen Vätern der Stadt die Visitenkarten nicht bloß auf die Gasse, sondern auf das Sofa legen und ihnen tapfer in die Waden fahren.

Abends auf der Riva. Sie gehört den gemeinen Leuten, die sich hier überall ihres wenn auch noch so armen Daseins freuen. Gaukler, Erzähler, Wasserhändler, Garköche, alles treibt durcheinander und doch stört keiner den andern. Es tut mir immer wohl, diese Ordnung in der Unordnung zu sehen und wieder einmal den christlich-germanischen Polizeistaat zu vergessen, der alles zu platter Wohlanständigkeit nivelliert. Freilich vermehrt sich die Landplage Italiens, die wie eine schmutzige Fliege überall in den Bächen reinen Genusses fällt, in wahrhaft schrecklicher Weise, überall summen und schreien die Bettler. Jetzt fordern sie nicht mehr bloß Soldi, sie strecken die Hand nach der Zigarre, die du rauchst, nach der Semmel, die du in den Mund steckst. Dante schildert sie bereits, Lorenzetti hat sie gemalt, und Goethe holte seinen Widerwillen gegen die Bettler wohl aus Italien; das Übel wächst jedoch von Jahr zu Jahr und wird jetzt fast unerträglich. Man hat den Vorwurf italienischer Faulheit gleich zur Hand; aber betrachtet diese Jammergestalten, sie drapieren sich nicht für die Maler in Lumpen, aus ihrem Antlitz grinst der gierige Hunger, und gar mancher würde arbeiten, wenn du ihm Arbeit gibst, was du bei unseren Vagabunden mit den finnigen Backenknochen und rotblauen Schnapsnasen gar nicht wagen darfst, soll dir

nicht ein Hagel von Schimpfworten oft schon sozial-kommunistischen Inhalts nachprasseln. Zu Passignano hielt der Zug vor dem Städtchen. Im Nu kletterte eine Schar Buben über die Planken; ein Feigenblatt wäre eine anständigere Tracht gewesen als die Fetzen, welche ihren mageren Leib nicht verhüllten, zwanzig Hände streckten sich empor, da warfen Soldaten Brocken trockenen Kommisbrotes aus: wie sich die Rangen balgten und den Bissen vor dem Mund wegrissen! Man zeihe uns nicht der Gehässigkeit; hören wir den italienischen Minister Depretis: „Gewiß, wir haben eine Italia irredenta, und diese Italia irredenta ist der arme Bauernstand und die notleidende Arbeiterbevölkerung.“ Aber die Regierung! die dreht die Steuerschraube mit Hebeln, und die Einkünfte decken kaum die laufenden Bedürfnisse. Der Parlamentarismus ist für manche Länder ein teuerer Spaß, er gleicht dem Drachen der Bibel, welcher seine Wärter frißt, wenn sie ihm nicht immer Futter in den Schlund werfen; jede Partei will ihre Leute versorgen, daher die Unzahl Ämter und Ämtchen, nach denen edle Vaterlandsverteurer lungern und lauern. Etwas hätte allerdings geschehen können; die Agrarfrage ist die brennendste in Italien; was man aus dem Verkauf der Klostergüter löst, ist ein Tropfen auf einen heißen Stein und vermehrt wieder nur den großen Grundbesitz von Kapitalisten, welche den Boden kaufen können, während die beste Anlage für die Zukunft eine Verteilung desselben an fleißige Arbeiter gewesen wäre, sei's auch in der Form von Erbpacht. Das gleiche gilt auch von dem Land, das Italien innerhalb seiner Grenzen durch

Urbarmachung noch erobern könnte; ein leuchtendes Vorbild stellten hier die österreichischen Erzherzoge in Toskana auf. Trocknet die Maremnen, laßt den See von Trasimene ab, ihr werdet dadurch eher flott, als wenn ihr 10 Duilios baut, die euch doch nicht auf den Thron einer wahren Großmacht emportragen und vor dem nächstbesten Torpedo in die Luft fliegen, aber die Gemeinden! Da haben so viel für Verschönerungen ausgegeben, daß sie bankerott wurden und die Zinsen für die Schulden sogar aus dem Löffel des ärmsten Mannes holen müssen. Hier und da liest man jetzt an öffentlichen Gebäuden ein Epigramm, das wir nicht zu übersetzen wagen

Il signore io ringrazio
Che il pissar non page dazio,
E che per fare una cacata
Non ci vuol carta bollata.

Sei's nun so oder so: eine Schande bleibt es immer, daß man die Fremden, die ohnedem auf Schritt und Tritt gerupft werden, zur Erhaltung der italienischen Bettler beitragen läßt; noch besser ginge das Geschäft, wenn man diesen freien Eintritt in öffentlichen Sammlungen gewährte, dann könnte sich gleich jeder neben ein berühmtes Bild, eine berühmte Statue hinhocken und dem kunstfreundlichen Besucher, der seine Karte bezahlt hat, die offene Hand hinhalten. Fliegt mir nicht ein liberaler Tintentopf an den Kopf, wenn ich behaupte, daß durch die Aufhebung der Klöster die Armen viel verloren haben? — und doch ist es so! Durchschnittlich wurde nicht das arbeitsscheue Gesindel abgefüttert, sondern wahrhaft Dürftige, welche die Mönche durch den Verkehr

mit dem Volk gar wohl kannten. Die Lumpen wußten sich etwas Besseres als die Klostersuppe. Was an der Pforte verschenkt wurde, war auch nicht immer gerade der Abhub einer prasserischen Tafel mastiger Äbte; die Kapuziner und Franziskaner teilten mit den Armen brüderlich, was sie sich selbst mit dem Sack über den Rücken auf den Märkten und in den Gehöften erbettelt hatten. Jede Sache hat ihre zwei Seiten; nur eines haben wir nicht gehört: daß die Mönche Nachfolger in ihrer Wohltätigkeit gefunden hätten.

Den Marcusdom versparte ich mir auf den hellen Tag; bekanntlich ist über die Restauration desselben ein heftiger Streit entbrannt, der fast einen internationalen Charakter angenommen hat. Man darf immerhin zugeben, daß des Guten oder des Schlechten bereits zuviel geschehen sei; die Gegner mögen in vieler Beziehung recht haben, ihre Kritik streift jedoch an das Pedantische. So ein Archäologe meinte gar: schon die alten Venetianer hätten den Boden der Kirche uneben angelegt, um auf die bewegten Wellen des Meeres hinzudeuten: da könnte man seekrank werden, ohne ein Schiff zu besteigen. Die ursprünglichen Mosaiken hatten den Anschein, als ob sie mit einer gewissen Willkür gearbeitet seien, weil eben die freie Hand alle Klötzchen schlug; jetzt geschieht vieles durch Maschinen und erhält dadurch eine Regelmäßigkeit, die nüchtern wirkt. Bezüglich der Restauration des Gebäudes muß man fragen: war eine solche notwendig oder nicht? — Jenes wird niemand bestreiten, der die verwitterten Marmortafeln, die rissigen Säulen, die zerborstenen Kapitäle, das Gebälk, welches aus den Fugen geraten

war, gesehen hat. Bei manchen Stücken konnte auch ein moderner Steinmetz die gleiche Form herstellen; es handelt sich also um das Material. Hier bestand nun die Verpflichtung, überall das gleiche zu wählen, wo die Brüche nur irgendwie noch zugänglich waren. Das hat man wohl getan, hätte aber vielleicht noch mehr tun können. Durch dieses Flicken erhielt nun der Dom ein scheckiges Aussehen, das war jedoch kaum zu vermeiden. Was am meisten beklagt wird, ist der Verlust der alten Patina. Der schöne warme gelbliche Anflug entstand durch die höhere Oxydation des im Marmor enthaltenen Eisen-Oxydulkarbonates zu Eisen-Oxydhydrat; ein chemischer Vorgang, der sich früher oder später an der frischen feuchten Luft bald vollzieht und vielleicht durch die Behandlung mit einer schwachen Säure beschleunigt werden könnte. So werden die Jahre dem Unheil wohl abhelfen, aber wer erlebt es?

Unter den Meistern, denen ich in Venedig stets die Aufwartung mache, steht Tizian obenan. Wie oft ist die Himmelfahrt Mariä behandelt worden und wie verschieden, bis er den Gegenstand in einer Art abgeschlossen hat, die nicht mehr zu überbieten ist, und auch weder von Corregio noch von dem schwächlicheren Guido Reni überboten wurde. Jeder kennt das Bild, aber an seiner vollen Schönheit, seiner Seelentiefe gehen viele gleichgültig vorüber oder schwatzen von Farbenpracht und Harmonie der Töne, wie es so der Brauch. Es ist eine göttliche Frauengestalt, die hier auf Wolken emporgetragen wird; die Renaissance wollte das vollendete Weib auch dann noch, als sie bereits die Gegenreformation von den heidnischen Idealen abgelenkt hatte. Die

hebende Kraft wirkt von unten, das zeigt der Schwung der Gewänder: die Erde fühlt sich nicht mehr würdig sie zu tragen und sendet sie dem Himmel zurück, wie ja Poeten oft genug das gleiche sagen, aber die ganze Gestalt ist beherrscht vom Ausdruck der innigsten Sehnsucht. Ein Fuß berührt kaum noch die Wolke, als wollte sich die Heilige elastisch emporheben, so breitet die Hände, die Brust ist atmend gehoben und dann erst der Kopf! — leise öffnet sich der Mund wie zu einem Ausruf des Entzückens, in den großen glänzenden Augen lodert eine fast unheimliche Glut: das hat kein Mensch je geschaut, es ist Offenbarung des unsterblichen Genius. Mit dieser Madonna schwingt sich die venetianische Kunst zum Himmel, und Tizian ist ihr erhabenster Priester.

Man erinnert uns an Raffael. Das gehört in ein ganz anderes Kapitel. Tizian malte die höchste Ekstase, wo sich die Seele vom Leib scheiden möchte wie die Flamme vom Holz; die Sixtinerin zeigt uns die Königin der Engel, wie sie, bereits eingesetzt in alle Rechte der Majestät, zur Erde niederschwebt um ihre Gnaden auszuteilen. Sie ist ruhig, groß, überirdisch, und mit Recht knien vor ihr Papst und Heilige.

Raffael drückt auf die edelste und einfachste Weise das Objekt aus und wirkt gerade dadurch so bedeutend. Seine Manier ist eben keine Manier zu haben, mit keinem Strich über das Wesen der Dinge hinauszugehen. Bei ihm orientiert man sich wieder, wenn man durch Prunk und Übertreibung an Kunst und Natur irre geworden. Gern stimmen wir Schelling in seiner Rede über das Verhältnis der bildenden Künste zu der

Natur vollständig bei: „Die Blüte des gebildetsten Lebens, der Duft der Phantasie samt der Würze des Geistes hauchen vereint aus seinen Werken. Er ist nicht mehr Maler, er ist Philosoph, er ist Dichter zugleich. Der Macht seines Geistes steht die Weisheit zur Seite, und wie er die Dinge darstellt, so sind sie in der ewigen Notwendigkeit geordnet. In ihm hat die Kunst ihr Ziel erreicht, und weil das reine Gleichgewicht von Göttlichem und Menschlichem fast nur in einem Punkte sein kann, so ist seinen Werken das Siegel der Einzigkeit aufgedrückt."

Anders Michelangelo. Der ist durchaus vulkanisch, elementar, dämonisch, er sprengt mit souveräner Willkür das Maß der Gegenstände, für ihn gibt es kein Gesetz als sein Können und das ist gigantisch. Er durfte sagen: tut mir's nach, gleichviel, ob recht oder unrecht; und setzte seine Natur in die Natur. Kleinen Geistern imponiert er durch das Überflüssige, das Knie des Moses! Raffael hätte es nicht fertiggebracht, aber auch nicht gemacht.

Raffael war der Letzte, Größte seines Geschlechtes, er verband die Erbschaft des Mittelalters mit dem Gewinn der Renaissance, Michelangelo der erste, er hatte Nachfolger, Nachahmer, aber keiner darf sich rühmen, Fleisch von seinem Fleische zu sein.

Bei meinen Wanderungen durch Kirchen und Galerien hatte ich auch dieses Mal sorgfältig auf die Porträte gemerkt. Das gibt eine schöne Ernte: die hervorragendsten Männer einer Aristokratie dargestellt von den größten Künstlern, die im täglichen Verkehr ihre Eigenart beobachten und auffassen konnten. In diesen Köp-

fen enthüllt sich gewissermaßen die Geschichte des ganzen Stammes: Erst derb und schlagfertig, dann tapfer, unternehmend, listig, diplomatisch: seht sie an, diese Grimani, Morosini, Soranzo, wie sie die Tizian, Tintoretto, Vittoria malten und meißelten, man möchte den goldenen Worten lauschen, die ihnen wie dem Odysseus gleich Schneeflocken von den Lippen fallen; aber wehe dem, der ihnen traut, wehe dem, der sich in ihre Hände legt, er ist ihnen nur, wie sie selber, ein Mittel für die Zwecke der erlauchten Republik. Dann die Gesichter des 17. Jahrhunderts, diese Zwickelbärte, diese Haarlocken, es ist etwas Renommage des Capitano, der Söldlinge kommandiert und sie als Kanonenfutter hinwirft. Die letzte Reihe der Dogen aus dem 18. Jahrhundert mit dem goldenen Korno auf der gepuderten Allongeperücke, verschmitzte Äuglein, schwammige Gesichter, greisenhafte Schwäche, selbst ein Emo, ihr letzter Seeheld, den sie der Sage nach vergifteten, hätte den Staat nicht mehr gerettet. Die Rasse hatte sich eben ausgelebt. „Nur selten finden auf der Enkel Brauen der Ahnen große Züge sich geschrieben, an Dogengräbern in den Stein gehauen."

Den Abend vor dem heiligen Tage verwendeten wir noch zum Besuche des Theaters, wo uns der bekannte Komiker Ernst Rossi und seine Gesellschaft in den Rollen des Burbero benefico von Goldoni erfreuten. Der Titel des Stückes möchte im Deutschen „Der gutmütige Brummbär" lauten; „Un dramma di questo genere in cui coll'artifizio supplisco alla mancanza di un vero interesse". Die Charaktere sind fertig, der Name gibt ihr Wesen, es gilt nur, sie in verschiedenen drasti-

schen Situationen sich darstellen zu lassen. Fast wie ein aufgezogenes Uhrwerk. Der Burbero ist ursprünglich französisch geschrieben, Goldoni selbst gab es auf, ihn in seine Muttersprache zu übertragen; für uns hat er auch noch das geschichtliche Interesse, daß er 1770 in Paris bei den Festlichkeiten zu Ehren der Vermählung des Dauphins Ludwig mit der unglücklichen Marie Antoinette aufgeführt wurde und dem Verfasser Ruhm und Auszeichnung brachte. Es wäre der Mühe wert, seine Memoiren, die ebenfalls ursprünglich französisch geschrieben sind, ins Deutsche zu übersetzen, sie sind nicht nur angenehm zu lesen, sondern bieten auch eine Fülle von Beiträgen zur Kenntnis der so wichtigen Zeit vor der französischen Revolution. In Paris tanzte man lustig auf dem Vulkan; was kümmerte das Italien der Cicisbei und Pantaloni die Politik oder das Gedächtnis der großen Ahnen, solang die Liebschaften und die Makkaroni billig waren. Nur ein Mann stand abseits und sah mit finstern Blicken auf das armselige Treiben: Parini! Die Dichterseele mochte bereits das Rollen der fernen Donner hören.

Die Italiener haben einen wahren Schatz an Goldoni, wenn ihn auch sein leichtes Naturell hinderte, in den Reigen der Klassiker aufzusteigen. Vielleicht bedingt es anderseits seine Vorzüge. Er war so recht das heitere Kind seiner Zeit; ganz aus dem Volk hervorgegangen, kehrte er gern zu demselben zurück und überreichte ihm mit einem graziösen Kompliment die Blumen, welche er an der Oberfläche des Lebens gepflückt. Die Sentimentalität hat ihn hier und da gestreift; auch hier war es Richardson, der das süßliche Gift vermittelte.

Wir dürften hundert Kotzebue drangeben, hätten wir einen Goldoni.

Die Geschichte der Poesie bewegt sich in Gegensätzen; ein solcher erstand für Goldoni in dem jüngeren Alfieri. Wer kann es dem stolzen Edelmann, dem in Haus und Hof die Schatten kräftiger Ahnen begegnen, verargen, wenn er die Zustände der Heimat abscheulich findet und in nahezu didaktischer Absicht die Gestalten einer großen Vorwelt verkrüppelten Enkeln ins Gedächtnis ruft, sie auf den Brettern deklamieren läßt. Der Widerspruch zwischen Gegenwart und Vergangenheit erzeugt dann jenes falsche Pathos, dem wir im neueren Italien so häufig begegnen. Da zitiert man den Romulus als Stammvater, jeder lausige Junge drapiert sich mit der Toga, man pflanzt auf Plätze und in Kirchen gespreizte Statuen, wie jenen Greis, der sich nicht zu helfen weiß in S. Croce; eine Schauspielerin, die unvermeidliche Stella d'Italia, groß wie eine Suppenschüssel, am Tschako, deutet mit dem Finger auf ihn. — Jetzt brauchen es die Italiener nicht mehr; sie sind etwas geworden; also fort mit dem prahlerischen Flitter. Wir haben in Deutschland ähnliches erlebt: endlich ist jedoch das teutonische Bardengebrüll in unseren Eichenhainen verschollen. Die Tendenz bei Alfieri erkältet; er hat seine Helden im spröden edlen Erze mit schwerem Hammer getrieben; wie leicht, nur zu leicht, fließt Goldonis Metall, freilich wirft es auch Schlacken und Blasen. Die Darstellung des Burbero benefico war frisch und natürlich; alles klappte, das bewegte Mienenspiel konnte fast das gesprochene Wort ersetzen.

Am Gründonnerstag kamen wir bei den Frari ge-

rade zur Kommunion recht, hier hatten wir Gelegenheit venetianische Familien zu sehen, für welche auf dem Marcusplatz die Abendluft noch zu kühl wehte. Die Mädchen, die zum erstenmal an der Feier teilnahmen, waren weiß gekleidet und trugen lange weiße Schleier. Nachdem sie die Hostie empfangen, machten sie es den Müttern nach und verbargen wie schläfrige Vögelchen das Köpfchen unter dem Flügel, das Gesicht mit den Händen. Welche Betrachtungen mögen die jugendlichen Seelen beschäftigt haben; jedenfalls bereitete sie die Musik, die jetzt losging, auf den ersten Ball vor. Heissa, juheissa dideldum dei! Wie flatterten die gebrochenen Töne im Dreivierteltakt durcheinander, daß man den rotgekleideten Sakristan, der uns den Klingelbeutel vor der Nase schüttelte, gleich hätte packen mögen, um mit ihm wie die Engelein dort droben auf Wolken aus Krapfenteig im Walzer hinzufliegen. So war die Orgel, deren Töne ernst und schwellend über die Gemeinde hinrauschen sollten, kindisch entwürdigt, und nicht bloß hier, auch in den Kirchen anderer Städte mußten wir hören, wie tief die Kirchenmusik in Italien gesunken. In der Marcuskirche begleiteten sie abends die Choräle gar auf dem Klavier; da darf man sich nicht wundern, wenn der Christus so finster aus dem Goldgrund des Mosaiks auf seine lieben Venetianer niederblickt. Wahrlich hier und da möchte man den Enkeln Palestrinas den Taktstock um die Ohren schlagen!

Auf dem Wege nach Bologna Platens venetianische Sonette; hier ist reines tiefes Mitgefühl, eine Empfindung, wie sie selten seine Verse durchwärmt. Auf die antiken Metra konnte er großenteils verzichten, wie es

auch eine Frage ist, ob G. Carduccis einschlägige Gedichte, so gehaltreich sie immerhin sind, für die italienische Literatur einen höheren Wert als den gelungener Versuche haben. Es ist darüber gegenwärtig ein heftiger Streit entbrannt, der uns wenigstens zeigt, daß man in Italien noch einer Teilnahme an literarischen Verhandlungen fähig ist, die man in Deutschland gar nicht mehr voraussetzen kann.

Erinnert Venedig an die magische Pracht eines orientalischen Märchens, so ist Bologna durchaus real, gediegen, schwerfällig, wie die Etrusker, die es gegründet. Dort Marmor, hier Backstein. Daher diese großen Hallen, diese Paläste fast für Giganten; der Ziegel stellt der Ausdehnung kein Hindernis entgegen, am Euphrat ließ er sich zum babylonischen Turm schichten. Aber der Eindruck dieser Barockbauten bleibt dennoch ein mächtiger, der Palast Fantuzzi ist der echte Herrensitz eines vornehmen Geschlechtes. Auch der weiche graue Sandstein des Apennin wurde verwendet, er wirkt nur durch die Massen, weil er am Wetter bald abbröckelt, eignet er sich nicht zu feineren Verzierungen, wie wir dieses an den schönen Madonna di Galliera beobachten.

Wir benützten den Nachmittag, um in Kirchen einiges von älteren Bologneser Malern aufzusuchen. Sie haben mit dem Barock, in dessen Periode sie gehören, unverdientermaßen an Wert verloren; die Epoche vor der französischen Revolution, welche in der Entwicklung der Völker einen viel tieferen Einschnitt machte, als wir bis jetzt nach allen Seiten ermessen können, die Zeit Goethes, der von ihnen, obwohl er ihre Stoffe wider-

lich findet, mit großer Andacht spricht, hatte mehr Verständnis dafür. Jetzt kommen sie allmählich zu neuer Geltung; die Namen Barock, Rokoko, Zopf, denen gegenüber wir es ja so herrlich weit gebracht, besonders in der Technik, verlieren ihren schlimmen Beigeschmack. Die leichtfertige Schablone: „Der Jesuitismus" will auch nicht mehr recht passen, weil man zugeben muß, daß die Gegenreformation nicht bloß äußerlich war, sondern die Kirche tiefinnerst umgestaltete, indem sie sich vom Humanismus, insofern er rein heidnisch, gründlich abwendete. Dem religiösen Gefühl ist mit der reinen Freude an der schönen Gestalt nicht geholfen, Christus in der Vorhölle von Allori, der heilige Laurenzius von Vasari mit der prächtigen Anatomie und der meisterhaften Verkürzung mögen mehr dem Studium in einer Akademie als der Erbauung dienen. Eine wahre Ironie des Zufalls ist es, daß der junge Heros in Maria sopra Minerva, bei dem Michelangelo den Blechschurz vergessen hatte, Wunder zu wirken anfing und von den Frauen so viele Fußküsse empfing, daß man ihm einen Bronzeschuh anlegen mußte. Das Höchste leistete wohl Porta bei jenem berüchtigten Denkmal in der Peterskirche, wo er die Mutter und die Schwägerin des Papstes mit einer Toilette schmückte, wie sie Eva vor dem Sündenfalle trug und dadurch Anlaß zu einem Verbrechen wider die Natur gab. Alles hat seine Zeit, alles seinen Ort; wenn man solche Gestalten entfernt, ist es ganz gut, nur würden wir die mageren Bilder der Nazarener mit Vergnügen drein geben.

Jene Bologneser waren nun sehr brave und tüchtige Leute und man darf ihr Wirken immerhin als eine

Nachblüte der großen Kunstepoche des 15. Jahrhunderts bezeichnen; sie entsprachen genau der Stimmung des Volkes und so traten vor ihrem Einfluß die Werke der ersten Meister dieser Zeit in den Hintergrund. Nicht Raffael, nicht Andrea del Sarto und Fra Bartolommeo, nicht Lionardo und Tizian: die Schulen der Bologneser beherrschten alle Altäre im prunkenden Dom und in der ernsten Dorfkirche bis in die Tage unserer Väter. Und erst Bernini! Seinen Ruhm blasen noch die Engel mit den Kautschukbäuchen und wülstigen Gliedern in alle Welt hinaus. Von diesen Lehrern wurde die österreichische Kunst erzogen, die sich dann zu einer Bedeutung aufschwang, daß ihr nicht bloß ein Blatt, sondern ein Kapitel in der Geschichte gebührt.

Verweisen möchte ich noch auf alte Fresken in einer Kapelle von S. Petronio, welche Vasari dem Buffalmakko zuschreibt. Der Luzifer in der Hölle ist dem des Kampo zu Pisa nachgebildet. Die Schilderung Dantes wird in das Grotesk-Unflätige übergeführt: Der Teufel kaut Verdammte, verdaut sie im Flammenmagen und — doch genug, kommt und riecht selbst.

Durch die Täler des Apennin strichen graue Nebel; hier und da prasselte ein Regenschauer an das Fenster des Waggons. Ich drückte mich in eine Ecke und las die neueste Broschüre Girolamo Novettas „Die Zulu in der Literatur, der Kunst und Politik". Alles wahr, aber glaubt denn der gute Mann, es gäbe nur in Italien Zulus auf diesen Gebieten? — Die wachsen jetzt wie die Nesseln überall und Äsop, der die Fabel von den Krähen mit den fremden Federn erfand, ist ja nicht erst heut gestorben.

Mir gegenüber saß ein Geistlicher mittleren Alters, eine verständige Stirn, klare Augen, feine Züge, wie man sie bei seinen Standesgenossen in Italien manchmal trifft. Auch er war in ein Buch vertieft; als er es beiseite legte, zeigte es den Titel einer philosophischen Abhandlung. Ein Gespräch war bald angeknüpft; der Priester nannte sich Angelo Simoncelli, war Professor an einem italienischen Gymnasium, seine Vermögensverhältnisse erlaubten ihm den Luxus philosophischer Studien und mancher Reise in die Fremde; so hatte er zwei Jahre in Wien zugebracht. Er überreichte mir zwei Broschüren: Eine Festrede über Böthus, bei der man wohl keine neuen Forschungen voraussetzen durfte und eine Abhandlung über die Erziehung durch den Staat und die Familie; edel und wohlmeinend, wenn auch eben nicht weitgreifend. Jetzt hatte er ein größeres Werk unter der Feder, welches sich auch mit den neueren naturwissenschaftlichen Schriften der Deutschen beschäftigt, obwohl er sich nicht unbedingt auf den Standpunkt ihrer Verfasser, die er übrigens hochschätzt, zu stellen vermochte. Vielleicht vermindert sich seine Achtung ein bißchen, wenn er sich manchen von diesen Naturphilosophen des Feuilletons näher besieht. Erfreulich ist es immer, daß auch italienische Priester von diesen Dingen Kunde nehmen. Mit Virchow trifft er jedenfalls zusammen, wenn er sagt: la vita non si puo definire. Das erste Heft liegt mir jetzt vor, es trägt den Titel: „L'uomo ed il Bruto paragomato sotto Il'aspetto psicologico metafisico.“ Das sind weite Perspektiven, ich fürchte nur, daß Simoncelli damit ebensowenig auf den Urgrund der Dinge

reicht als alle Philosophen vor ihm. Unsere Rede wandte sich endlich auf Tomas von Aquin; er werde jetzt in Italien nicht bloß von Geistlichen, sondern auch von Laien studiert. Papst Leo habe nur einer Tatsache Ausdruck gegeben. Sei's! Unsere Nachbarn über den Alpen neigen von Natur aus zur scholastischen Manier.

Anstandshalber muß bereits jeder Deutsche in Florenz bei Gilli seine Tasse Bier getrunken haben und wer könnte wohl den Bädecker überbädeckern? Jetzt kommen aber auch die Franzosen wie die Heuschrecken der Apokalypse. Im Palazzo Pitti traf ich mit dem Zug der Osterpilger zusammen, lauter Biedermänner mittleren Ranges, welche sicherheitshalber ihre Ehehälften mitgenommen hatten. Zwischen ihnen wand sich wie ein Schlänglein ein kleiner brauner Abbé herum, schade, daß uns seine Bemerkungen über die Venus von Canova verloren gingen. Kopfschüttelnd betrachtete sie der Kustode und flüsterte mir zu: „Müssen die just heute kommen, wo freier Eintritt ist, dadurch entgehen uns wenigstens 400 Lire! Bekanntlich hat Herr Ruggiero Bonghi das Studium und den Genuß der öffentlichen Sammlungen besteuert, selbst dort, wo sie der Staat von Klöstern „geerbt" hat; dem erhabenen Beispiel folgte auch die Kommune Florenz, so daß der Eintritt in den Barghello nur je in 14 Tagen einmal frei ist und auch dann nicht, wenn gerade ein hohes Fest trifft, in dem Falle ist man fromm genug, die Leute nicht vom Kirchenbesuch abzuhalten. Wo kein Zoll festgesetzt ist, steht ein hungriger Kustode in der Kapelle der Mediceer neben der Tafel: „Das Nehmen von Trinkgeldern ist bei Strafe der Entlassung verboten". — Das tut aber

nichts, man gibt und nimmt, auch Gsell-Fels und Bädecker befehlen einen halben Frank. Genau so beim Battisterio und Kamposanto in Pisa, wo ebenfalls nichts zu zahlen ist. Es ist keine Frage, daß man höheren Ortes zu Florenz den Unfug kennt, warum aber nicht leben und leben lassen? — Für was sollte man aber auch die kleineren Diebe hängen? Der Papst ist großmütiger, aber seine Herren Kustoden! Die sind jetzt nur noch Türhüter, daß ja keiner entwische ohne dem Charon den Obolus gezahlt zu haben. Und erst wie viele! Auf den Permessi steht gratis; früher war es auch so; jetzt übergibt sie dir im Vorzimmer ein Kleriker und erwartet Trinkgeld. Die Sixtinische Kapelle: Trinkgeld! Die Gemäldegalerie: Trinkgeld! Die Stanzen: Trinkgeld! Die Loggien: Auch hier jetzt Trinkgeld! — Die Statuen: Trinkgeld! Der kleine Saal mit der Tänzerin Goethes: Trinkgeld! Das ägyptische Museum: Trinkgeld! Das Battisterio S. Giovanni: Trinkgeld! Die Sammlungen des Lateran: Trinkgeld! Die Kapelle Tortonia im Lateran: Trinkgeld und so cum gratia in infinitum und jedes Jahr ärger. Ich hatte einem Freunde Italien über den grünen Klee gepriesen; ich konnte es ihm kaum verargen, als er mich zu Rom ironisch fragte: „Meinst du wirklich, daß die Italiener mit ihren zudringlichen Bettlern, ihren unverschämten Kustoden, prellerischen Wirten und dem Koteriewesen in Parlament und Verwaltung, von anderen schönen Dingen zu schweigen, schnurstracks auf den Prinzipato morale und politico zusteuern, wie Gioberti schwärmte? Laß mich aus mit deiner Stella d'Italia, diese Sternschnuppe verpufft als Effektstück am Schlusse eines

Feuerwerks.“ Nun mit dem Prinzipato ist es freilich nichts und wird auch nie mehr etwas werden; mit einem geographischen Mißverständnis läßt sich nicht rechnen, er könnte nur einem Volke zufallen, das an der Atlantis und nicht am engen Mittelmeer sitzt, — an der Atlantis? — das von der Atlantis an den stillen Ozean reicht. — Aber man vergesse nur nicht, daß Italien gutzumachen hat, was es in Jahrhunderten sündigte und was Jahrhunderte an ihm sündigten; zudem ist ja manches geschehen: man baut Straßen und Eisenbahnen, errichtet Schulen, erfreut sich einer großen Freiheit in Wort und Schrift und mißbraucht sie auch! Manche Dinge sind allerdings eine Schande, die man, weil man doch auch ein bißchen auf die öffentliche Meinung und fremdes Wohlwollen angewiesen ist, beseitigen sollte. Daran gewöhnt man sich, wenn man auch Italien öfter besucht, nie ganz. Einige wichtige Eigenschaften hat der Italiener sogar vor uns voraus. Er besitzt gewiß mehr politischen Takt als die Deutschen. Und was das Nationalgefühl anbelangt, so hat er bewiesen, daß er sich das nicht bieten läßt, was wir jetzt einstecken — wenn auch mit ein bißchen knurren. Damit wollen wir freilich die geringen Übelstände nicht entschuldigen, lernt man doch, wenn man Italien öfter besucht, manches schätzen, woran man trotz der roten und braunen Bücher achtlos vorüberlief, zumeist die Urbanität, diese reife Frucht uralten Städtelebens.

Masaccio besuche ich fast jedes Jahr; heuer nahmen aber vorzüglich die drei großen Basreliefs im rechten Querarm der Kirche meine Aufmerksamkeit gefangen, obwohl sie dem Verfall der Kunst angehören. Eines

derselben stellt eine Schlacht vor. Wie ein Katarakt stürzen im wilden Ansturm die Reiter aus der rechten Seite hervor und werfen links alles nieder, überall verschränkt sich der wilde Kampf und oben schwebt von Engeln begleitet, wie eine Wetterwolke ein heiliger Bischof mit dem Schwert. Der Künstler, dessen Namen ich vergebens suchte, behandelte den Marmor wie Wachs, die vordern Figuren sind fast frei herausgearbeitet. Ähnlich hat Argardi in der Peterskirche die Begegnung Attilas mit Leo hingestellt. Was sagt man jetzt, nachdem die Skulpturen von Pergamon entdeckt worden, zu solchen Werken, an denen man früher höchstens das technische Geschick gelten ließ? Da haben wir wieder einen Fall, wo man die Elle zu kurz nahm, indem man sich dabei auf die Griechen berief und die Skulpturen des Parthenon als Kanon aufstellte. Nun gehört der Altar von Pergamon bereits zu den Werken einer überreifen Kunst, wer will ihn aber bestreiten? Das ist eben der Gang der Entwicklung — ein Freund von Paradoxien könnte wohl noch gar behaupten, daß wir in der Epoche vor Hadrian ankamen, deren Stil es war, keinen Stil zu haben, wohl aber alle nachzuahmen und sie nur in der Eleganz äußerer Mache zu übertreffen.

Wir gingen zur Portà romana. Schon von weitem Geschrei, Lärm, Gelächter, begleitet von einer Drehorgel und etlichen Tschinellen. Eine Seiltänzerbande hatte ihre Vorstellung begonnen, alles so jämmerlich, wie bei uns auf irgend einem Dorfmarkt. Würden sie in geschlossenem Raum gegen Eintrittsgeld spielen, so käme kein Mensch. Jetzt schlingt sich ein dichter Kranz von allerlei Volk, man gibt einen Soldo oder auch

nicht, jedenfalls erhalten die armen Burschen etwas. Das Seil ist etwa in Mannshöhe gespannt, mit Recht gestattet man das rohe Vergnügen an halsbrecherischen Purzelbäumen nicht, ist hier auch gar nicht notwendig. Der Bajazzo, greulich angemalt wie ein Indianer, springt in schweren Stiefeln auf den Strick und tut als ob er nicht vorwärtskäme. Zitternd ruft er alle Heiligen an, der Protagonist springt hinzu und haut ihn mit dem Plumpsack herab, es platzt ihm die Hose, ein Stück Hemd hängt ihm heraus, wie die Fahne des Zachäus in der Legende, wenn er auf den Baum klettert, darob Jubel und Gelächter und das wiederholt sich Tag für Tag.

Ein klein Ding, was die Kinder freut.

Wir stiegen nach S. Miniato empor. Auf dem Friedhof nichts Neues. Nur einem toten Polen hatte man eine Säule errichtet. Überall in Italien trifft man die Denkmale dieses Volkes, möge diesen Unglücklichen, welche aus der Heimat flohen, wenigstens die fremde Erde leicht sein. Auch den Grabsteinen der Familie Bonaparte begegnet man in Italien häufig; nun! vom größten derselben hat Frankreich die Gebeine und den Ruhm.

Die Italiener leiden jetzt ebenfalls an der Denkmalsseuche, — schließlich bleibt ein Monument die billigste Art, sich mit einem großen Toten abzufinden, dem man, solange er lebte, den Rücken kehrte oder gar die Zunge herausstreckte. Jetzt soll Ugo Foscolo in S. Croce daran kommen. Jedenfalls werden sie seine Strümpfe und Knopflöcher vortrefflich meißeln und keinen Faden des Gewebes verlieren: Mir graut vor

modernen italienischen Monumenten, sei es nun Bartolinis berühmte Inkonsolabile mit den hängenden Brüsten zu Pisa oder der wohlfrisierte Engel Duprés, der in S. Lorenzo mit einer Gräfin Moltke den Walzer antritt. Ein besseres Motiv zeigt der Cherub Teneranis, der in S. Maria sopra Minerva auf einem Sarg sitzend mit der Posaune in der Hand das Zeichen des Weltgerichtes erwartet. Doch das sind Blasphemien; wundern muß man sich bloß, daß auf die modernen Italiener die herrlichen Muster der Spätgotik und der Renaissance so wenig Einfluß haben. Nur mögen sie sich nie jene lebensgroßen Gestalten zum Vorbild nehmen, die mit Krone, Bischofsmütze und Tiara in prächtigen Gewändern auf dem Grabe liegen und ungeniert wie Virgils Tityrus unter dem Buchenbaum herumschauen.

Alle Klagen sind eitel; die großen Zeiten, wo selbst Töpfer wie die herrlichen Robbia Künstler waren, kehren nicht so leicht wieder.

Am 3. April trafen wir vor Perugia ein; der Weg vom Bahnhof bis zum Korso ist eine kleine Bergfahrt. Man legt ihn im Omnibus zurück. Wir wollten im Gasthof zur Krone einkehren, der war jedoch mittlerweile verschwunden, und so nahmen wir die Einladung in den „Progresso" an. Es war gut getan; ist es auch sonst nicht meine Art, wiederzukauen und dem Publikum genossene Wirtsrechnungen vorzulegen, so will ich doch den Progresso auch solchen, die nicht fortschrittlich gesinnt sind, empfehlen und hoffen, daß der Wirt nicht sobald in die Art der Gauner umschlage, wie der Zufall uns mit solchen zusammenführte. Das Haus ist seines

Namens würdig verziert; von den Wänden schauen uns die Helden des neuen Italiens an. Schlachtbilder mit großen roten Plarren könnten Truthähne erschrecken. Mein Zimmer schmückte gar eine Allegorie: Kossuth führt die gefesselte Hungaria wie einen Bären zu Garibaldi.

Über dem Bette meines Sohnes war die Italia, rechts ein Kroat, links ein Priester, an einen Felsen geschmiedet und die Ketten mit dem österreichischen Wappen petschiert. Im Jahre 1859 erhob sich Perugia gegen die päpstliche Herrschaft, mit Zorn und Schmerz erzählen sie von der viehischen Wut der Schweizer Söldlinge, welche die Stadt wieder eroberten und dabei plünderten, mordeten und schändeten wie im 30jährigen Krieg. Der Wohlstand vieler Familien ward für immer vernichtet; ein Mann stellte sich mir vor als der letzte seines Geschlechtes, die Eltern, die Geschwister wurden abgeschlachtet. Perugia wird diesen päpstlichen Segen schwerlich je vergessen.

Nach Tisch ging ich zur Universität. Sie liegt unterhalb dem Augustustor: ein schweres viereckiges Gebäude mit fünf Stöcken und engen niedrigen Fenstern. Ich lief lang in den Gängen herum, läutete da und dort, niemand rührte sich. Als ich mich verdrießlich zum Fortgehen anschickte, wackelte ein schlottriges altes Männlein daher und stellte sich gerade vor mich hin ohne ein Wort zu sagen. Ich fragte: „Sind Sie der Portier?" — „Hier gibt es keinen Portier." — „Sind Sie der Diener dieses Kabinettes?" — „Hier gibt es keinen Diener eines Kabinettes." — „Gehören Sie zur Universität?" —

„Ja!“ — „Mit wem habe ich die Ehre zu sprechen?“ — „Ich bin der Kustos!“ — Er richtete sich hoch auf und ich verbeugte mich tief. Nun wollte ich Auskunft über den Professor der Mineralogie. — „Das ist der Professor der Physik!“ — „Kann man ihn sprechen?“ — „Dort kommt er.“ — Ein langer magerer Herr kam durch den Gang. — Ich überreichte ihm meine Karte und ersuchte ihn höflich, mir seine Sammlungen zu zeigen. — Er lehnte das ab, er müsse schnell zu einer Sitzung. — Ob ich vielleicht morgen früh die Ehre haben könne? — Da müsse er vortragen. — Endlich wandte er sich zaudernd zum Kustode, befahl ihm mir aufzusperren und lief eiligst davon, wie Papageno vor dem Mohren. Nun war die Qualität der Stücke und die Art der Aufstellung allerdings eine solche, daß sie mir die Befangenheit des Herrn Kollegen, der übrigens auch in der Wissenschaft keinen Namen hat, erklärte; die Enttäuschung war mir jedoch immerhin unangenehm. Ich hatte gehofft, hier einen Aufschluß über die Knochenreste der Tertiärschichten zu erhalten und mich an einer Zahl geognostischer Handstücke über den Apennin zu orientieren, ja vielleicht für die Sammlungen meiner Universität ein Tauschgeschäft einzuleiten. Ich wollte dem Kustode schon sein Trinkgeld geben, da sagte er mir, ich solle doch auch das museo archeologico besichtigen. Da wurde ich nun durch eine Fülle von Gegenständen überrascht, besonders aus altetruskischer Zeit: Spiegeln, Urnen, Goldreifen, Skeletten und Köpfen, die ich zum Vergleich mit tirolischen Vorkommnissen gern länger besichtigt hätte, wäre nicht schon die Dämmerung angebrochen. Die größten Verdienste

hat sich hier Graf Connestabile erworben, der eine schöne Madonna von Raffael, den alten Besitz seines Hauses, nach S. Petersburg verkaufen mußte, weil sich in Italien nicht das Geld dafür fand. Leider war er vor kurzem gestorben, ich hätte von ihm jedenfalls bessere Aufschlüsse erwarten dürfen als von meinem mineralogischen Kollegen. Als ich mich später um die Universität erkundigte, erfuhr ich, daß sie nicht eine Anstalt des Staates, sondern der Kommune oder der Provinz sei und nicht hundert Studenten zähle. Eigentliche Professoren gäbe es nur wenige, viele Vorträge seien für Ärzte und Advokaten Nebengeschäft. Ein Ingenieur, der zur Beaufsichtigung der Bergwerke angestellt war, fügte bei: Es wäre in jedem Sinne das beste, solche Anstalten in ganz Italien aufzulösen und dafür andere besser zu dotieren. Doch gibt es auch unter den Professoren von Perugia einzelne hervorragende Männer.

Unter den mittelalterlichen Gegenständen erblickte ich eine hölzerne Truhe mit Knochen. Das seien die Gebeine des Braccio Fortebraccio, die man aus der Sakristei einer Kirche, wo sie seit Jahren lagen, ohne Sang und Klang hierher übertragen habe. Das erinnert fast an den Schädel Schills, den die Universität Göttingen lange Zeit in Weingeist bewahrte. Der alte Held von Perugia war in der Gefangenschaft, belastet mit dem Kirchenbann, an einer Kopfwunde gestorben, seine Leiche empfing der Adel Perugias in Trauergewändern vor den Toren der Stadt, und jetzt spielen müßige Touristen mit seinen Knochen: Ist kein würdigerer Platz sie aufzubewahren? — An der Wand hängt sein Porträt, darunter der eiserne Schlegel mit

dem kantigen Knauf zum Zerschmettern der Helme, den ich mir übrigens ohne große Anstrengung zu handhaben getraute.

Das Innere des Domes ist in hellen Farben echt bäurisch ausgemalt, der altertümliche Brunnen auf dem Platz spendet das köstlichste Wasser, welches sie viele Meilen weit herleiten. Da könnte Perugia größeren und reicheren Städten zum Muster dienen; hätte Florenz ein paar Millionen seines Viale für diesen Zweck verwendet, dann dürfte man nicht mit der Jauche der Ziehbrunnen den Typhus hineintrinken.

Wir traten auf die Terrasse der Piazza V. Emmanuele; ein kalter Wind wehte uns an, die Fernsicht war durch graue Nebel, mit denen helle gelbe Streifen wechselten, begrenzt; die Bersaglieri hatten bereits mit ihren Signalhörnern den Abend angeblasen, das Gemäuer, auf dem wir standen, war so recht eigentlich ein Zeuge des Wechsels irdischer Dinge. Zu unterst die polygonen Blöcke der Etrusker, deren Land man von hier aus weit überschaut, dann die Quadern der Römer, dann mittelalterliches Bauwerk und die Balustrade aus den neuesten Tagen der Italia unita.

Von hier aus mußte man die Schlacht übersehen, in welcher die Römer unter Fabius die Macht der Etrusker für immer brachen; 60 000 blieben tot oder wurden gefangen. Sie sind ein rätselhaftes Volk, diese Etrusker! Überall begegnen wir den Resten ihrer Städte, den Überbleibseln ihrer Bronzeindustrie; sie lieferten die Grundlagen der römischen Kultur in Krieg und Frieden, wurden aber von dieser vollständig aufgesogen. Man streitet, ob sie von den Alpen nach

Süden oder aus dem Süden nach den Alpen zogen, niemand weiß, welchem Volksstamme sie angehörten, die Inschriften ihrer Sprache kann niemand deuten, da Corsens Versuche sich auf falscher Fährte bewegen. So ist die Sprache selbst verschollen und mit ihr die Werke ihrer Dichter und Redner, alles was man als monumentum aere perennius bezeichnet. Und wir reden von Ewigkeiten, während unsere ganze Herrlichkeit das Düftchen der Mode verbläst. Als Grundlage weiterer Forschungen wäre ein Zusammenfassen dessen, was man bis jetzt über die Etrusker weiß, sehr wünschenswert. Ob nicht vielleicht der toskanische Dialekt Reste der etruskischen Sprache birgt, müssen wir den italienischen Philologen überlassen.

Vor der Abfahrt besuchten wir noch einige Kirchen. In S. Domenico ist das prächtige Grabmal des Papstes Benedikt, der Bonifaz VIII. weichen mußte und für die Zukunft wahrscheinlich durch Gift unschädlich gemacht wurde. Es ist ein Werk des Giovanni Pisano. Zum Tragen des Baldachins wendet er bereits gewundene Säulen an, die man als eine Eigentümlichkeit des Barock verurteilt. Die Mittel der Kunstsprache sind nicht so reich, daß Wiederholungen ausgeschlossen bleiben müßten, und so werden auch einzelne Motive, nachdem sie angeklungen, oft nach Jahrhunderten vollendet. Das Vorbild von Raffaels berühmter Madonna mit dem Stieglitz geben bereits die Giottesken, und schon auf den ältesten Mosaiken in S. Maria maggiore trägt Christus die Seele der sterbenden Mutter in Kindsgestalt auf dem Arme, wie es uns ein inniges Gemälde Fiesoles in der Tribuna zeigt. Ein Glas-

fenster von blendender Farbenpracht mit gotischem Maßwerk und der Jahreszahl 1411 ist in der Schlußwand des Chores eingesetzt. Hier ist der Stil dieser Art Malerei bereits an die äußerste Grenze gelangt, jedoch noch nicht verletzt; auf einem Glasgemälde des Domes, wo der heilige Dominicus in einer perspektivisch trefflich gezeichneten Halle sitzt, sind die Gesetze desselben bereits verloren. Zu Assisi erscheint er durchweg dekorativ behandelt. Glasmalereien findet man in Italien an verschiedenen Orten. Oft werden deutsche Meister genannt, eine Geschichte der Glasmalerei hat zwar bereits 1839 ein Deutscher versucht, verschiedene Monographien sind gefolgt; ein Werk, welches jedoch den Forderungen der Gegenwart entspräche, zu liefern und mit den nötigen Farbendrucken ausgestattet, wäre nur nach kostbaren Reisen durch ganz Europa möglich, nur möglich im Geleit eines Technikers.

Zu Assisi waren die Kirchen bereits gesperrt, wir beschlossen daher rasch den monte Subasio zu besteigen, um so lieber, da mir ein Gerücht von allerlei Ammoniten erzählt hatte, die wie verzauberte Jungfrauen auf die Erlösung durch den Hammer warteten. Zuvor hatten wir in dem vielempfohlenen Hotel, das vom Berge den Namen führt, zu Mittag gegessen; wir raten jedem, der hier einkehrt, bei jedem Bissen zuvor über den Preis zu akkordieren. Als wir über die Schwelle traten, erfuhren wir, daß eigentlich ganz Assisi zum Bettelorden des heiligen Franziskus gehöre; aus allen Winkeln und Türen fielen sie uns an, wie die Bremsen an einem heißen Julitag. Wir ließen uns das nicht anfechten, sondern steuerten durch die engen Gassen bis zum

Minerventempel. Man kennt den Enthusiasmus, in welchen er Goethe versetzte, der hier den ersten antiken Tempel sah: es ist allerdings ein schöner Bau, da ich jedoch bereits Rom gesehen, so stand ich ihm ruhiger gegenüber. Der hohe Torre del Popolo rechts und das große Haus links, welche ihn einklammern, beeinträchtigen seine Wirkung. Durch das Stadttor neben der alten Burg gelangten wir an den Abhang des Berges. Er erstreckt sich in gleichmäßiger Höhe, die man vom Tal aus in zwei Stunden leicht ersteigt, nahe bei zwei Meilen von Ost gegen West, das Fallen der Schichten gegen Nord bedingt hier seine geringe Schroffheit. Einzelne Hügel liegen ihm vor, als wären sie heruntergerutscht und tragen die Städte Assisi, Spallo, Trevi. Sein Rücken ist steinig und kahl; der übelriechende Buchs, die verdächtige Nieswurz, der stachelige Wachholder gewähren kein erfreuliches Bild. Doch trifft man wohl auch grüne Mulden, welche später ein reicher Blumenteppich überzieht, jetzt war kaum der Schnee geschmolzen, um einem schönen, veilchenblauen Krokus Platz zu machen. Wir schmückten mit einem Büschel unsere Hüte. Auf dem Grat angelangt, suchten wir eine Vertiefung zwischen den Steinblöcken zum Schutz gegen den rauhen Wind. Aussichten zu schildern, ist ein undankbares Geschäft, die geographischen Konturen des Landes lassen sich bloß mit der Karte erläutern und es dürften sich nur wenige dafür interessieren. Als ich mich eine Weile mit dem Aufbau des Apennin, der sich mir hier deutlich auseinanderfaltete, beschäftigt hatte und darüber etliche Bemerkungen eintrug, flog unweit von uns eine Lerche singend in die Luft und brachte mich

auf andere Gedanken. In dieser Einsamkeit weilte Franziskus Serafikus, hier hatte er seine großartigen Gesichte, hier empfing er die Wundmale, und als ihn der Morgen, der feurig über den östlichen Bergen Umbriens stieg, noch im Gebet überraschte, mag er seinen Sonnenhymnus gedichtet haben, den man, ohne Farbe und Klang zu verwischen, wohl nicht übersetzen kann. „Laudato sia Dio con tutta la creatura, specialmente messer lo frate sole, il quale giorna et illumine nui per lui et ello è bello e radiante con grande splendore; da te signore porta significatione. Laudato sia mio signore per le susi luna e per le stelle, il quale in cielo le hai formate chiare e belle.“

Abgesehen von den Wundern, welche die Kritik immerhin verneinen mag, bleibt er eine der einflußreichsten Erscheinungen der Geschichte und neben manchem andern verdanke ich auch das meiner Erziehung im mittelalterlichen Tirol, meinem Verkehr mit Mönchen und Klausnern, daß mir solche Gestalten nichts fremdes oder gar lächerliches sind. Die Bedeutung Franziskus' für die Malerei und Poesie belegen die Namen Giotto und Dante; nachträglich können wir heut auch auf das Werk Todés verweisen.

Vom Grat bogen wir seitab in einen Tobel, wo ich bald die großen Steinbrüche entdeckte. Die Petrefakten, welche hier im roten und weißen Marmor eingeschlossen sind, habe ich längst besser am Achensee und bei Malcesine gefunden, indes war es mir insofern erfreulich, bekannte Formationen zu treffen, als sie mir den Zusammenhang von Apennin und Alpen bewiesen. Nach-

dem wir eine Weile geklopft und einiges ausgewählt hatten, eilten wir auf dem rauhen Pfad schräg gegen Assisi. Wo sich die Steilheit des Berges milderte, brach aus dem Steinschutt eine starke Quelle, welche sich in einen gemauerten Trog zum Tränken des Viehes ergoß. Vor uns lagen grüne Wiesen mit Ölbäumen, deren schütteres Laub die Sonne nicht hemmte, rechts erhoben sich die braunen Mauern der Stadt, aus deren Fugen sich der blühende Goldlack drängte und alles mit Duft erfüllte. Blühende Bäume rückten in das Tal vor, jenseits desselben sanftes Gebirge, hinter dem der See von Trasimen in der Abendsonne strahlte und flammte wie lauteres Gold. Es war ein Bild von Claude Lorrain. Daß die Staffage nicht fehle, trat ein Bauernweib zu uns, sie hob die irdene Amphora vom Kopf und ließ das Wasser einrinnen. Dabei rühmte sie uns die Vorzüge der Quelle, die auch im heißesten Sommer nie versiege, da kämen denn die Nachbarinnen von weit her, um ihren Bedarf zu holen. Mariá, Camillá, Sibillá. Das wird dann ein Plaudern geben, daß das Klappern einer Mühle nichts daneben wäre! Die Amphora lief bereits über und sie schwang sie leicht auf den Kopf. Die Wassergefäße charakterisieren das Land. Jenseits der Alpen das schwere Holzschaff; in Welschtirol und am Po die Kupfereimer, die an einer Querstange über die Schulter gehängt werden; hier endlich die tönerne Amphora, wie sie bereits das Altertum formte.

Es war fast Nacht, als wir uns an den Tisch des Wirtshauses setzten. Ich fragte den Kellner um die Verhältnisse des Ortes; endlich auch, ob die Regierung

die Mönche vertrieben habe? Allerdings, sie seien jedoch wieder in der Zahl von 24 zurückgekehrt; denn als man ihnen auf die Backe geschlagen, hätten sie die andere nicht ruhig hingehalten, sondern einen Prozeß angestrengt und diesen gewonnen. Man habe ihnen die Güter zurückgeben müssen, sie seien ziemlich ausgedehnt und brächten einen ganz trefflichen Wein. Ich wußte, daß schon in alter Zeit die Regel von der evangelischen Armut des heiligen Franziskus gemildert worden war; es gab da wieder einen langen Streit und eine dauernde Spaltung, bei welcher sich Antonius von Padua für die strengere Partei entschied, daher braune, grobe und schwarze, feine Kutten. In Geltung blieb jedenfalls als erstes Gebot der bekannte Spruch: „Lauda Deum trinum et bibe bonum vinum."

In der Nähe befindet sich auch ein Kloster von Kapuzinerinnen. Da sie unter Klasur stehen, kann ich zwar nicht mitteilen, ob sie auch Bärte tragen, jedoch dürfte man sich in Deutschland für ihre Geschichte interessieren. Im Jahre 1720 erschien den vier Töchtern eines Müllers, welche sich als Tertiarinnen zu Straubing befanden, der heilige Michael und gab ihnen den Auftrag, in Italien ein Nonnenkloster zu gründen. Sie ergriffen den Pilgerstab, der Bischof von Assisi nahm sie freundlich auf, so daß sie sich entschlossen, hier zu bleiben. Eine Ordensregel wurde bewilligt, ein Paragraph setzt fest: „Weil gut ist das Gebet mit Almosen, so sollen die Portionen der verstorbenen Schwestern samt dem Trunke sowohl zu Mittag als auf die Nacht gleich nach dem Hinscheiden einen ganzen Monat lang den Armen ausgeteilt werden.

und zwar in eben der Güte und Menge, als die Lebende gehabt hatte. Man soll jedoch allezeit solche Speise und Trank im Refektorio auftragen und an den gewesenen Ort stellen, zur andächtigen Gedächtnis des Todes." Selbstverständlich schlossen sich auch fromme Tirolerinnen an, von denen die Schwester Katharina Außenbrunn von Bozen sogar den Geruch der Heiligkeit verbreitete. Reiche Beiträge flossen von allen Seiten, man konnte Kloster und Kirche erbauen. Da fuhr aber Napoleon dazwischen und schenkte das Gut des Ordens einem Grafen Bouquoy. Diesen drückte jedoch das Gewissen, und er gab es nach fünf Jahren zurück. Freilich war alles verwildert und verwüstet, es traten keine Novizinnen mehr ein, da nahm sich jedoch auf Verwendung des Malers J. Schlothauer König Ludwig von Bayern der Sache an, und auf diesem Gebiet ist ihm bekanntlich nie was mißlungen. Nach Castellfidardo erfolgte die Annexion und mit dieser Not, Armut, Elend, bis die Kaiserinnen Karolina Augusta und Maria Anna Unterstützung schickten. Dann hatte bayerisch-preußische Vermittlung den Erfolg, daß man ihnen statt der Pensionen eine kleine Abfindungssumme anwies, von der man noch die Hälfte herabschacherte. Endlich nahm man ihnen 1877 auf perfide Weise das Eigentum von Kirche, Kloster und Garten, es gelang ihnen jedoch, in einem Kloster, das eben versteigert wurde, ein Asyl zu finden und so leben sie nun in S. Croce neben der Gruftkirche — ihre Novizen kommen meistens aus Bayern und Tirol, vielleicht dürfen sie sich unter das Protektorat des Kaisers Franz Josef von Österreich stellen, dadurch

wäre allerdings der Fortbestand dieses Flecks deutscher Erde am Grabe des heiligen Franziskus gesichert.

Die Eisenbahn ließ uns so viel Zeit, daß wir bequem die Franziskuskirche besehen konnten. Sie soll jetzt zum Rang eines Nationaldenkmals erhoben werden, was wohl darin besteht, daß man wie zu S. Marco wird Eintrittsgeld zahlen müssen. Die obern Räume werden restauriert; in wie weit wissen wir nicht zu sagen. Das Blau des Himmels der alten Bilder wurde durch chemische Umwandlung der Kupferlasur in Malachit, eine Pseudomorphose, welche man häufig sieht, zu einem frischen Grasgrün, so daß die Sternlein wie Totenblumen herabschauen; da ist jedoch leicht zu helfen. Schwieriger stellt sich die Sache bei Bildern, die ganz abgeschabt sind, so daß kaum noch die Zeichnung auf dem Grunde blieb. Wir fürchten die modernen italienischen Maler.

In der Unterkirche wurde eifrig Messe gelesen. Viele fremde Priester wollten ihre Andacht am Grabe des heiligen Franziskus darbringen. Ein deutscher Greis mit langem weißen Haar war so betagt und schwach, daß man ihm Kelch und Patene auf den Altar nachtragen und ihn bei den Kniebeugungen unter den Armen stützen mußte. Rührend war seine aufrichtige Andacht, weniger ernst nahmen es häufig die Italiener und ob des Stifter des Ordens, wenn er noch auf Erden wandelte, manchen seiner späteren Söhne nicht mit dem Strick zum Tempel hinausjagte, lassen wir dahingestellt. Wer manche Dinge mit anschaut, begreift den Groll Luthers als er nach Deutschland heimgekehrt war. Naturam expellas furca, tamen us-

que recurret. Goethe erzählt noch ein Abenteuer, das er zu Assisi mit Zollwächtern bestand. Der gute Deutsche! Damals merkte er noch nicht, daß die cari fratelli die Sache von vornherein darauf angelegt hatten, ihn zu prellen.

Mittags waren wir in Spoleto. Ich hatte mich wieder vom geologischen Narrenseil gängeln lassen: Gsell-Fels, der überhaupt in ähnlichen Dingen recht schwach ist, gibt an, die Stadt liege im Krater eines erloschenen Vulkanes. Der Monte Arniato ist so ziemlich vom Verkehr seitab; wie sollte man sich diese schöne Gelegenheit entgehen lassen, hier in aller Bequemlichkeit eruptive Gesteine zu sammeln? — Nichts davon; das ganze Gebirge ist aus den mageren Kalken des Neozon aufgebaut und Versteinerungen hat hier auch noch niemand getroffen. Indes war meine Zeit nicht verloren. Ich folge gern den Spuren der Quattrozentisten; zu Florenz hatte ich Fra Filippo Lippi, den ich früher so ziemlich unbeachtet ließ, näher kennen gelernt; es stand nämlich zum Kopieren eine Madonna von ihm auf der Staffelei und so folgte ich dieses Mal Georgio Vasari in den Dom zum letzten Gemälde des Meisters. Es schmückt den Chor; unten sehen wir in drei Abteilungen die Verkündigung, die Geburt Christi und den Tod der Maria; in den halbkuppelförmigen Abschluß hatte er ihre Krönung verlegt. Es ist überall das nämliche liebe Gesichtchen; keine vollkommene Schönheit, aber naiv, schalkhaft, reizend. Lucrezia Butti hat ihm auf Erden so viel Freude gemacht, daß er ihr gar wohl die ewigen Freuden des Himmels gönnen durfte und es hat ihn auch damals niemand

wegen einer Sache getadelt, die jetzt auf das strengste gerügt würde. Nur die engeren Kunstfreunde wissen von ihm und so wollen wir nach Vasari erzählen, auf wie lustige Weise er sich zu Prato sein Modell holte. Er war eigentlich Mönch; die Nonnen von S. Margherita gaben ihm den Auftrag, das Bild für den Hochaltar zu malen. „Da erblickte er einmal Lucrezia, die Tochter des Franzisko Butti, eines Florentiner Bürgers, welche bei den Nonnen sich aufhielt, vielleicht auch um sich einkleiden zu lassen. Nachdem Fra Filippo das Aug' auf das Mädchen geworfen, welches sehr graziös und anmutig war, setzte er es bei den Nonnen durch, daß sie ihm gestatteten, sie abzukonterfeien und für die Madonna zu verwenden. Bei dieser Gelegenheit verliebte er sich nur noch mehr, bewirkte durch allerlei Mittel, daß sie sich von den Nonnen abwandte und entführte sie an dem Tage, wo sie eben ausging, eine verehrte Reliquie, den Gürtel unserer Frau anzuschauen. Darüber schämten sich die Nonnen gar sehr; ihr Vater wurde niemals heiter und gab sich alle Mühe, sie wieder zu bekommen. Sie aber wollte entweder aus Furcht oder einem anderen Grunde nicht mehr heimkehren, sondern blieb bei Filippo, dem sie einen Sohn gebar, den berühmten Filippino." Damals schickte man dem verliebten Frater weder Steckbrief noch Gendarmen nach, sondern lachte am Hofe der Mediceer über diesen „Fehltritt" lange Zeit. Vielleicht brachte er ihn in das Grab, es ging die Sage, die Verwandten seiner Frau hätten ihn vergiften lassen. Sein Tod tat vielen leid, vorzüglich dem Kosimo de Medici und dem Papst Eugenius, der ihn sogar von den Gelübden lossprechen

wollte, damit er die Lucrezia heiraten könne; diese kümmerte sich aber nicht darum. Lorenzo de Medici ging nach Spoleto, um von der Gemeinde seinen Leichnam zu erbitten, weil er ihn im Dom zu Florenz beisetzen wollte. Aber sie erwiderten ihm, daß sie einen Schmuck brauchten, besonders von berühmten Männern, daher wollten sie ihn behalten, da er ja in Florenz eine Unzahl ausgezeichneter Leute habe, und deswegen möge er es ohne jenen tun. So ließ ihm denn Lorenzo ein Marmordenkmal errichten.

Oberhalb der Kirche ist eine Kaserne, ein Brunnen mit dem klarsten Bergwasser daneben, Mägde schöpften, Soldaten halfen bei der Arbeit; begleitet von den gewöhnlichen Kasernenwitzen, die wie Pfeile Amors hin und her flogen, ging sie rüstig fort. — „Willst du mich heiraten? Ich habe das Kommisbrot und du bringst das Fleisch, dann ist die Wirtschaft fertig." „Beiß dir in die Nase, dann hast du das Schweinerne umsonst" — antwortete eine dralle Dirne und die Soldaten lachten den Kameraden mit dem langen Haken im Gesicht tüchtig aus. An der Wand der Kaserne war eine große Marmortafel. Päpstliche Soldaten — 200 bis 300 — zusammengewürfelt aus Deutschen, Schweizern und Iren, verteidigten die alte Longobardenburg gegen die Italiener. 17. September 1860. Eine Handvoll italienischer Krieger, geführt vom tapferen Brignone, eroberte das Schloß, vertrieb daraus die Söldlinge des Tyrannen und gab Spoleto die Freiheit! Sie verlor dabei 15 Mann — die Schlacht kann also nicht sehr groß gewesen sein. Größer ist der Eselstritt, den die Helden von Spoleto der kleinen Schar des

Papstes gaben. Hätten sie nicht besser getan, selbst die Waffen zu ergreifen und die Söldlinge hinauszuräuchern, anstatt hintennach das Maul aufzureißen? — Wohlfeiler war es allerdings und kostete nur eine Steinplatte. Schad' um die 15 Soldaten!

Eine Leitung auf gewaltigen Pfeilern führt die Quelle über die Schlucht hinter dem Schlosse. Goethe hat sie als ein Römerwerk beschrieben. Nebenbei läuft der Steg an das andere Ufer. Über der luftigen Veranda einer Kneipe, wo trefflicher weißer Wein fließt, ragt ein alter Wartturm empor, neben ihm führt ein steiler Pfad durch einen Wald von Steineichen zum Monteluco, zwischen dem dunklen Grün schimmerten kleine weiße Häuschen: Einsiedeleien wie am Mont Serrat, manchmal auch zu einer Gruppe vereint, wo ein frommer Wohltäter eine Kirche gebaut hatte, daß dort seine Gebeine nach den Stürmen des Lebens ruhen sollten! Eitle Sorge! Die Erde ist überall leicht, der Mensch denkt jedoch über den Tod hinaus an das Grab, das ihn bergen soll; als wär es nur um zu schlafen, wünscht er es an seinen Lieblingsplatz; er stellt sich vor, wie ihn dort wenigstens einmal im Jahre Freunde und Verwandte besuchen; — Lieb und Treue: wie lang dauern sie gewöhnlich? Manchmal werden die Schüsseln des Leichenschmauses nicht kalt bis zum Hochzeitsmahle. Fast möchte man diese Einsiedler beneiden, sie zogen den schwarzen Talar an und die Sorgen aus. Ich hätte gern von ihnen mehr erfahren; da kam ein Geistlicher und sagte mir: Die Brüder seien längst vertrieben; die Häuschen in guter Lage seien in kleine Villen der Spoletiner umgewandelt, nur ganz droben in der Öde

hausten noch etliche Franziskaner. Er erinnere sich noch gar wohl an den letzten Einsiedler aus dem Orden des heiligen Augustin. Es sei ein Soldat gewesen, ein Pole, namens Wenzeslaus, der alle Feldzüge des alten Napoleon mitgemacht; er habe sich als Handwerker in Spoleto niedergelassen und sei endlich nach bitteren Enttäuschungen in die Einsamkeit geflohen, wo er ein wahrhaft heiliges Leben geführt habe. — „Disinganni!" Der Priester schlug die Augen nieder, über sein Antlitz glitt ein düsterer Schatten, ich wagte nicht weiter zu fragen, gewiß, daß er mehr wußte. —

Wir stiegen bis zum Abend im Gebirge herum; die Gegend von Assisi und Spoleto galt früher als unsicher, ein Karabiniere, bei dem ich mich erkundigte, sagte mir, jetzt könne ich die abgelegensten Orte, wo nie ein Fremder hinkomme, besuchen, es sei nirgends etwas zu befürchten. Nur möge ich meinen Paß einstecken. Unlängst waren nämlich Mitglieder des italienischen Alpenklubs in das Gebirge der Abruzzen gewandert. Als sie nun ruhig unter einem Baume zeichneten, sahen sie Kinder, liefen erschreckt in das Dorf zurück und schrien: Banditen! Banditen! Alles bewaffnete sich mit Spießen und Stangen, Büchsen und Trombons, denn man fahndete auf flüchtige Räuber, für deren Kopf ein hoher Preis ausgesetzt war. Die Armee rückte aus, die Weiber beteten in der Kirche um einen glücklichen Ausgang und unsere Bummler hatten gar keine Ahnung von den Donnerwolken, die heraufzogen. Ein ausgedienter Soldat hatte den strategischen Plan entworfen, da schrie plötzlich ein Bauer: „Das sind ja die Herren, die bei mir übernachten!" Die Schlacht

wurde in der Osteria fortgesetzt und kostete mancher Flasche den Hals. Passierte mir doch 1866 etwas ähnliches in der Schweiz. Ich ging auf den Wällen der verfallenen Festung herum, machte Notizen, sah in die Karte oder hämmerte an einem Stein. Da tauchte hinter den Schanzen hier und da ein Kopf auf und verschwand wieder; weil mich die dicken Schädel nicht interessierten, so setzte ich mein Geschäft fort, da kam ein Finanzler und sagte mir lachend: „Wissen Sie, daß Sie jetzt die Bauern abfangen wollten, sie holten mich, ich erkannte Sie jedoch und habe die Narren fortgejagt.“ — Man witterte damals überall preußische Spione; vielleicht hatte ich die Pickelhaube in der Botanisierbüchse versteckt.

Bei der Fahrt nach Rom tat Jupiter Pluvius seine Schuldigkeit, als hätte ich ihn mit einer Stierhekatombe aus Salzburg berufen, wo es ja immer regnet. Rom ist bekanntlich nicht an einem Tage erbaut worden, man wird dort auch nicht an einem Tage fertig, man kann jedoch in kurzer Zeit vieles sehen, wenn man sich auf Wesentliches beschränkt, wozu allerdings weder die Weine der Goldkneipe, noch die Artischocken Abrahams gehören, welche deutschen Touristen so sehr am Herzen liegen. Ich hatte meinen Sohn einigermaßen vorbereitet und so durften wir nie mit der Stange in den Nebel rennen, wir berechneten jeden Schritt, sind aber nicht so unbescheiden, den Leser auf Schritt und Tritt einzuladen, doch werden wir hier und da ein Blümlein pflücken und es höflich überreichen.

Im Pantheon haben sie ihren ersten König Viktor Emanuel neben dem Altar, der Türe gegenüber, ein-

gesargt. Die ganze Wand war mit Kränzen behangen; einen prachtvollen aus weißen Kamelien mit dem trikoloren Bande hatte die deutsche Kronprinzessin, welche sich gerade zu Rom aufhielt, gespendet. Die Ehrenwache hielt ein schwarzgekleideter Diener; wir hätten lieber einen taktfesten Bersagliere gesehen; zwischen den Marmorsäulen reckte sich ein gelber Kater mit funkelnden grünen Augen, wie denn dieses Tier in den Sakristeien Roms ebensowenig fehlt als die Ministrantenbuben. Da kamen ein paar Kampagnolen, sie schauten umher, dahin, dorthin, endlich fragten sie mich, wo denn der König liege. Ich zeigte ihnen den Platz, sie standen eine Weile mit sichtbarem Ernste, da seufzte ein alter Mann tief auf und murmelte: „Wenn auch nur die Seele im Himmel ist!" — Die Zukunft wird um die Gestalt Viktor Emanuels und Garibaldis die Arabesken der Sage weben; daß Italien einen König hatte und wär es auch nur auf wenige Jahre, ist für das politische Bewußtsein des Volkes von unermeßlicher Bedeutung, mag kommen was will, diese Erinnerung wird der Ankergrund für alle Jahrhunderte bleiben.

Vor dem Quirinal, der im heitersten Sonnenlicht prangte, mag man wohl die Worte Gino Capponis überlegen, die er 1879 vor dem Senate sprach: „In der Stadt der Paläste werden Sie genötigt sein, für sich Paläste zu suchen, aber alle werden niedriger sein, als der Vatikan, welchen Jahrhunderte mit jenem Hebel, der mächtiger als alles andere ist, mit der Religion emporgehoben haben. Der Bewohner dieses Palastes kann keinen über sich anerkennen, — die Leere dieses Palastes würde erschreckende Öde sein."

Auf der linken Seite steht das schmucklose Grab Raffaels; es ist, Gott sei Dank, noch niemand eingefallen, ihm eine Statue zu errichten, mögen sie es auch bei dem Könige bleiben lassen. Den Altar der Kapelle schmückt eine Madonna Montorsolis, ein edles Marmorwerk; die Barbarei will aber auch ihr Recht, und so haben sie ihr eine Blechkrone aufgesetzt und dem Kindlein ein Seidenröckchen mit gestickten Blumen angelegt. Auch die seelenvolle Größe von Michelangelos Mater dolorosa genügte nicht, man hängte zwei silberne Engelein darüber, welche eine Krone über ihr Haupt halten. Selbst im Gemälde wurden Diademe aus Metallblech eingelegt. Zwischen den erhabensten Kunstwerken findet sich fast überall eine Nische, wo man Puppen mit bunten Gewändern mit Goldborten, falschen Blumen, Lilienstengel und Blechherzen unterbringen kann. Am Gitter sind dann zahllose Votiva aufgehängt, zum Beweis, mit welchem Vertrauen hier die Gläubigen Hilfe suchen. Da nützt weder Lob noch Tadel. Es ist eine psychologische Erscheinung, über die ich schon oft nachdachte: haltet sie immerhin für geringfügig, sie hängt mit den tiefsten Problemen der Ästhetik zusammen, und ich will eure Weisen nicht ärgern, indem ich sie zu erklären versuche.

In den Sammlungen auf dem Kapitol. Unter den Bronzen ist das Trumm eines großen Stieres. Ein Führer erklärt den Fremden, den habe ein Tyrann gießen lassen, um drin Menschen rösten zu lassen, deren Schmerzensgeschrei dann die Stimme des Tieres nachahmte. Sie wagten sich vor Schrecken kaum zu rühren. In der Kapelle der Medici fragte einmal ein Tourist,

ob denn diese Familie noch fortbestehe. Von den Gemälden sind manche falsch getauft, oft springen die Fehler der Bezeichnung selbst dem Laien in die Augen. Ich ging hier wieder den Bolognesen nach: besonders hatte ich mir Quercin vorgemerkt; in der Manier ungleich, leistete er doch in seinem riesigen Bilde, die heilige Petronilla, Großes. Freilich enthüllt erst eine längere Betrachtung die Vorzüge desselben, denn die Kunst der Renaissance steht unserem Verständnis bereits wieder näher als die der Gegenreformation. Nach der Legende war die Heilige die Tochter des Apostels Petrus; sie starb während der Abwesenheit ihres Bräutigams, dieser wollte die teure Gestalt nochmals sehen, und so hoben sie ihm die Totengräber aus dem Grab entgegen. Alles Widerliche ist überwunden, sie schläft nur! — möchte man ausrufen. Ich erzählte meinem Sohne die Legende, ein paar Bekannte hatten sich mit dem Portier zu uns gestellt. Dieser, ein alter Gardist des Papstes, unterbrach mich plötzlich im echtesten Schweizerdeutsch: „So isch nit, Herr, sie war nur die geischtliche Tochter des heiligen Petrus!“ So drohte mir die Gefahr, in einen Prozeß verwickelt zu werden, wie der jüngst um die Tochter des verstorbenen Kardinals Antonelli. Ich sagte ihm nun, ob er nicht aus der Bibel wisse, wie den heiligen Petrus sein Weib begleitete, so daß der heilige Paulus meinte, er habe es nicht so gut, denn er müsse allein reisen. — Er gab sich jedoch als tapferer Schweizer nicht geschlagen, sondern rief: „Da müssen Sie eine saubere Bibel gelesen haben, wo sowas steht, gewiß eine von denen, welche die englischen Missionäre um ein paar Centesimi ver-

kaufen, weil sie nichts wert sind." Jetzt konnte ich freilich nichts mehr einwenden.

Allerdings war ich tags zuvor auf dem Korso von einem Kolporteur der Bibelgesellschaft angerempelt worden: „Das Neue Testament, schön gebunden, um drei Soldi" — „Ich bin ein Deutscher" — „Hier ist es deutsch" — „Ich lese es aber in der Ursprache" — „Hier ist es griechisch" — „Ich habe es zu Hause, auf der Reise brauche ich es nicht, trage es in den Vatikan" — „Dort lesen sie die Bibel erst recht nicht."

Die Engländer scheinen die heilige Schrift wie einen Fetisch zu betrachten, der durch die bloße Berührung wirkt und können trotz aller Erfahrung die fixe Idee nicht los werden, die Völker durch ihre Verbreitung zur Hochkirche zu bekehren. Nun stammt aber die Bibel aus einer Zeit und einem Volke, dessen Kenntnis uns erst auf schwierigen gelehrten Umwegen vermittelt werden muß. Die Zähne eines Wilden oder Halbwilden reichen nicht aus, um sich durch die harte Schale zum Kern durchzubeißen, abgesehen davon, daß nicht alle Kapitel der Bibel für alle sind und oft genug mißverstanden, weltgeschichtliches Unheil angerichtet haben. Mag man immerhin das Lesen derselben niemand verbieten, so hat doch die katholische Kirche recht getan, daß sie ihren Gläubigen eine Auswahl passender Stücke vorlegte, welche das Lehramt erläutern und ergänzen könnte.

Auf dem Forum arbeiten sie wieder mit Pickel und Schaufel; es werden die Gebäude neben Cosmo und Damiano abgebrochen und so dieser kleine antike Rundtempel freigestellt. Dann soll es an die Häuser neben

Franceska Romana gehen, welche allerdings den Blick über das Forum hemmen. Wie eng war hier alles zusammengepackt: Schulter an Schulter Tempel, Basiliken, Hallen. Im Kolosseum haben sie die Löcher, welche sie gruben, um die Substruktionen bloßzulegen, nicht mehr zugeworfen, aus diesem Schlund des Curtius steigen nun Fieber und üble Dünste, zu holen ist nichts da drunten. Grillparzer sähe jetzt seinen Wunsch erfüllt:

„Nehmt es weg, dies heilige Zeichen; —
Alle Welt gehört ja dir!
Üb'rall, nur bei diesen Leichen
Üb'ral stehe, nur nicht hier."

Das Kreuz ist verschwunden, ja! man sollte es aber wieder hineinstellen zur Erinnerung an die Märtyrer, welche hier bluteten, zur Erinnerung an den reinen und heiligen Sieg, welchen das Christentum über unmenschliche Gladiatorenkämpfe und Tierhetzen errang, zur Erinnerung an jenen Mönch, der zwischen die wilden Fechter sprang, um sie zu trennen und von ihren Schwerten unter dem Beifallsgebrüll des heidnischen Pöbels zerhackt wurde — ihr redet immer von Humanität, da habt ihr einen Helden derselben. Die alten Römer waren ein schreckliches Volk, ohne Hauch von Großmut peitschten und mordeten sie die gefangenen Könige und Feldherrn besiegter Völker und hetzten diese zur Sklavenarbeit bis zum letzten Zucken von Kraft in den ausgemergelten, versiechenden Leibern. Nicht der Titusbogen, das Kolosseum ist das Denkmal der flavischen Krieger, und wenn auf seine Sande tausende von christlichen Märtyrern ihr Leben freudig ausatmeten, so sollte man der gefangenen Juden nicht

vergessen, welche diese stolzen Bogen wölbten und übereinander stellten. Nennt es Torheit, daß sie, um sich nicht zu verunreinigen, nur Feigen und Nüsse aßen, sie fielen als Opfer ihrer Überzeugung, und diese ist überall ehrwürdig, sei sie auch noch so töricht.

Tags darauf zur Peterskirche. So oft ich sie gesehen habe, gesehen mit der festen Absicht, mich zu begeistern, es gelingt mir nicht, ich kann den nordischen Barbaren nicht verläugnen, der bei aller Schönheit und Pracht an die Folgen denkt, welche der Beginn dieses Baues heraufbeschwor. Am meisten entspricht mir das Urteil von Sulpice Boisserée: „Ohne das alte Rom kann man dieses Werk nie recht begreifen, es ist eine Wiedergeburt, in der sich alle Prosa, aller Verstand, alle Gewalt und Pracht der Imperatorenzeit wiederfindet." — Eben dadurch wurde es aber zur Klippe, an welcher das Schifflein Petri, wie es Giotto in der Vorhalle zeichnet, einen gefährlichen Leck erlitt.

Heuer standen auch die Seitenkapellen rechts, welche früher für das Konzil durch einen Bretterverschlag abgetrennt waren, den Besuchern offen, auf einem Altare ist ein Wunderbild der Madonna, häßlich und schwarz vom Alter, zu dem jedoch das Landvolk gerne wallfahrtet. Auf dem Pflaster kniete eine Schaar Ciociaren voll brünstiger Andacht, Rosenkränze in der Hand, die Kopftücher und Sandalen, wie man es auf so vielen Bildern sieht. Diese Bauern waren wenigstens echt und unverfälscht, anders als das Gesindel auf der spanischen Treppe.

Den Sammlungen des Vatikan wurden mehrere Morgen gewidmet; dieses Meer läßt sich nicht aus-

schöpfen, und so steuerte ich nach altem Brauch auf einzelne Inseln los, um dort auszuruhen. Man sieht so viel, daß man viel übersieht, wenn man sich auch durch Photographien, Gipsabgüsse und Kupferstiche lang vorbereitet hat. Jedermann kennt Raffaels Poesie an der Decke der camera della Segnatura, erst jetzt fiel es mir auf, daß er sinnvoll ihren Thron auf rote Wolken setzt. Dem Apollo Musagetos streute ich in Gedanken auf einem der herrlichen Altäre Weihrauchkörner, seiner holden Schwester, der Aphrodite haben sie ein blechern Röcklein spendiert und das ist recht wohlgemeint, denn was tät' sie mit einem Rheumatismus in den üppigen Hüften. Vielleicht wäre es besser, wenn man die nackten Gestalten in einen eigenen Saal verbannte, der reife Kunstfreund, der die ideale Form über die gemeine Sinnlichkeit zu erheben vermag, kann sie dort aufsuchen; Gouvernanten, Tanten, Mütter und Hofmeister führen ihre Küchlein vorüber und daß unsere modernen Faune und Fauninnen sich vor den göttlichen Werken der Kunst verständnisinnig anblinzeln, ist auch nicht notwendig, sie mögen das bei photographierten Zoten tun, die man in den Kabinetten hinter den Kunstläden heimlich verkauft.

In den plastischen Sälen genoß ich nicht nur mit den Augen, ich arbeitete auch, indem ich einen Nebenzweck verfolgte. Es wäre recht gut, wenn endlich einmal ein Petrograph und Geognost sich die Zeit nähme, die Gesteinsarten, welche die Alten besonders zu Vasen und Dekorationszwecken verwendeten, genau nach Beschaffenheit und Ursprung zu prüfen. Man sagt immer, daß im Norden gewisse Gesteine fehlen, und dadurch die

Entwicklung der Bildhauerkunst aufgehalten würde. Das ist nicht ganz richtig. Karl der Große brauchte die Säulen nicht von Ravenna nach Aachen zu schleppen, es geschah nur, weil den Deutschen die Kunst des Meißels fehlte. Man trifft in Mitteldeutschland schöne Porphyre, wo die Römer schon Brüche anlegten und das gleiche Gestein wird jetzt aus Tirol nach Italien geliefert und zu Sarkophagen benützt. Den schwarzen Pechstein mit den schillernden Flinserlen von Orthoklas, den man jetzt bei Kastelruth und Auer bricht, kannten die Alten gar nicht, die köstliche pietra verde, einen Serpentin von Sprechenstein, verschleift jetzt Herr Riehl zu Sterzing. Ophikalciten mit den Täfelchen von Schillerspat, Chalcedon und Aragonit, von den zahllosen Spielarten der Marmore gar nicht zu reden, begegnet man in den Alpen nicht selten, ebenso dem Gabbro und Dioritporphyren.

Einen Intaglio von rotem Jaspis aus der Naif bei Meran besitzt das Museum zu Innsbruck; die granatreichen grünen und schwarzen Eklogite der Alpen hat man gar nicht wieder verwendet, am meisten überraschte es mich, zwei Vasen aus einem Gestein zu finden, welches dem bekannten Forellenstein von Neurode völlig gleich. Die schlesischen Granite werden jetzt in Norddeutschland häufig bearbeitet. Unser Tirol ist eine Fundgrube, welche man leider bisher noch nicht gehörig auszubeuten verstand. Eine treffliche Politur nimmt auch der Pignolistein vor Admont und der Gneisgranit von Mauthausen an; seine Quadern benützt man als Pflaster in Wien, da könnte sich mancher reiche Pflastertreter einen Sarg bestellen, um mit den müden Füßen dort für ewig auszurasten.

Sat prata liberunt!

In den Omnibus, der uns nach der Piazza Barbarini führte, stieg ein Mönch mit einer himmelblauen Kutte ein. Ich fragte ihn, weil ich diese Farbe noch nie gesehen, welchem Orden er angehöre. — Das sei die Tracht der Spitalbrüder, unter denen er schon 22 Jahre den Kranken diene, er sei der Abteilung des Fiebers zugewiesen. Als Mediziner erbat ich mir einige Aufschlüsse über die Gesundheitsverhältnisse der Stadt. Im letzten Jahre habe er mit seinen Genossen nicht weniger als 1400 Kranke gepflegt. Bauern und Hirten aus der Campagne, aber auch Städter von guter Familie — gente polita. Sicher sei man nie, auch jetzt nicht, obwohl noch nicht die Saison der Malaria angebrochen, denn bei Neubauten und Ausgrabungen kehre man jetzt den Boden zu oberst, zu unterst. Als ich abends vom Pincio kam, hatte ich Gelegenheit, mich an seine Warnung zu erinnern. Es schüttelte mich ein Fieberfrost, den ich jedoch durch eine tüchtige Dosis Chinin bändigte. Möge sich dies jeder aus der Heimat mitnehmen, denn der italienischen Ware ist nicht immer zu trauen, wie ich mich gelegentlich überzeugte.

Die alte Basilika Santa Maria maggiore enthält eine Reihe der herrlichsten antiken Säulenstämme; damals hatten es die Kirchengründer leicht, sie brauchten nur das Erbe der Heiden anzutreten und auszuwählen, was ihnen paßte. Über diese Säulen legt sich die Decke reich und prachtvoll, wie die von Araceli oder S. Maria Annunziata in Florenz. Sie gehört zum Ganzen, aber doch beschäftigt man sich selten mit ihr näher; wer diese Kassetten, Rosen und Ranken im ein-

zelnen studieren wollte! Doch ist alles wohlerwogen bis in das Kleinste, beabsichtigt aber nur eine Gesamtwirkung: wer kümmert sich um jenes Blättchen im Kranze; nehmt es weg und die Lücke stört euch. Die spätere Zeit hat ihren Schmuck dazugefügt und gezeigt, was der Reichtum vermag. In der Confessio, wo die Gebeine der Märtyrer hinterlegt sind, prangen Säulen von orientalischem Alabaster, honiggelb und weiß, durchschimmernd, die Altäre sind aus den edelsten Gesteinen zusammengefügt, und wo man von diesen keine hinlänglich großen Stücke beschaffen konnte, sind die Fugen mit Goldbronze verdeckt, daß bei den Säulen durch kluge Verteilung der Metallstäbe eine Kanellierung entsteht, welche die glänzende Wirkung nur noch steigert. In den Kapellen sind die Gräber von Päpsten, ihre gekrönten Statuen thronen mit erhobener Hand auf den Steinsärgen, als wollten sie sagen: „Nur unsere Gebeine liegen unten, wir aber herrschen fort und fort, weil die Idee unserer Macht nie sterben kann: eine Weltherrschaft ganz anderer Art als die der alten Römer. Jene hatten den Arm, der das Schwert erhob, wir gebieten dem Gewissen, und dieses lenkt die Arme." — Nur Sixtus V. kniet mit niedergeschlagenem Blick, als trüge er noch den Sack des Bettelmönches; man kennt ihn, den Fuchs mit dem Gebiß des Löwen.

Von der Madonna wanderten wir zum heiligen Ignatius; sein Altar leistet das Höchste an Prunk und Pomp. Die herrlichen Gitter und Kandelaber von Bronze, sie ruhen auf Ständern von giallo antico, oder ist es der goldgelbe Marmor von Torri, der auch

zu den Pfeilern verwendet wurde? An den Seitenflächen sind Tafeln von Lapislazuli in Achat eingefaßt. Das Gesetz der Farbenkontraste ist überall auf des feinste beobachtet. Der Lapislazuli ist ein kostbarer Stein aus der Tartarei, und doch schwebt über dem Altar als Symbol der Welt eine große Kugel desselben, wohl das größte Stück, das wahrscheinlich Missionäre aus dem Orient zurückbrachten. Schöne Stücke dieses Steines besitzt auch S. Peter an dem Tabernakel, welcher dem Tempietto Bramantes nachgebildet ist; auch die Kirche der Scalzi in Venedig. Auf jeder Seite des Altares ist ein große Gruppe von Marmorsteinen, jede kühn, ja fast gewaltsam aufgebaut, daß man über die Geschicklichkeit Fabris staunen muß; beide beziehen sich auf die Wirksamkeit der Heiligen. Rechts die Religion, ein König flieht zu ihr, unter ihrem Fuß wälzt sich der Unglaube, ein häßliches Weib, über das Gesimse; links der Glaube, der die Ketzer niederwettert, auf dicken Büchern steht der Name Luthers und Calvins. Greuliche Schlangen schlingen sich dazwischen. Schade, daß kein van Vondel da ist, um in eleganten Alexandrinern diese Siege zu feiern. Auch diese Werke des Barock verfehlen ihren Eindruck nicht, trotz Schwulst und Überladung sind sie aus der echten Begeisterung der Gegenreformation hervorgegangen. Ein nüchternes Geschlecht mag darüber spotten; sie bot alle Pracht und Herrlichkeit der Erde auf, um die Kirche zu verklären, sie lud aber zu all dieser Pracht und Herrlichkeit das Volk und der arme Bettler, der vor den Toren von Versailles ausgeschlossen stehen blieb, durfte hier eintreten und vor dem Altare als ein gleicher von Königen sich fühlen.

Wem es beliebt, mag das System und seine Konsequenzen verurteilen, seichte Phrasen ersetzen uns jedoch nicht das Verständnis desselben.

Die Kirche ist dem Palaste der österreichischen Gesandschaft sehr nahe, da werden sich verwandte Seelen wohl hier und da durch ein Hinterpförtchen begegnet sein, jetzt haben die Jesuiten ihr Kloster großenteils geräumt, oder deutlicher gesprochen, es wurden dort statt ihrer Soldaten einquartiert.

Der Zufall führte mich diesmal auch in die alte Kirche der heiligen Praxedis. Wir sehen im Schiff ihre bemalte Statue, wie sie einen Schwamm mit dem Blut der Märtyrer in ein Gefäß ausdrückt. Es ist aber auch noch manches andere merkwürdig. Hinter starken Eisengittern steht im Licht der ewigen Lampen jene Säule, an die Christus zur Geißelung gefesselt wurde. Eine Aufschrift droht: „In questa santa capella non possono entrare le donne sotto pena di scomunica."

Wie mir eine Dame erzählte, hat jedoch der Sakristan mit der weiblichen Neugier Nachsicht und öffnet ihr gegen ein gutes Trinkgeld die Türe. Hier wird aber noch ein Tandelmarkt von Reliquien aufbewahrt, zwei Marmortafeln geben das lateinische Inventar und wir wollen einiges daraus anführen: je ein Zahn vom heiligen Petrus und Paulus. Ein Stück vom Hemde der heiligen Jungfrau Maria und vom Gürtel unseres Herrn Jesus Christ. Ein Trumm von der Rute Moysi und vom Haus des heiligen Alexius. Das Bild des Erlösers, welches der Apostel Petrus dem Pudens, dem Vater der heiligen Praxedis, schenkte. Ein Fleck von

den Windeln und dem unverbrennlichen Kleide Christi, ferner ein Handtuch, mit dem er nach der Waschung den Aposteln die Füße abtrocknete, endlich 2300 Leiber von Märtyrern und Reliquien von 5000 Jungfrauen, die jetzt wohl in Fetzen der Balltoiletten bestehen würden.

Als Beispiel ältester Bauart mit überkragten Steinen zeigte ich meinem Sohn das Tullianum, es sind da zwei enge Keuchen übereinander, in welche man durch Öffnungen des Gewölbes hinabgelassen wurde, wie in die Verließe des Mittelalters. Hier wurden die Mitverschworenen Catilinas erwürgt und Jugurtha, den man in dieser scheußlichen Höhle verhungern ließ, meinte, daß die Brunnenstube des Marcus Tullius ein sehr kühler Aufenthalt sei. Jedenfalls ein schrecklicheres Gefängnis als der Vatikan. Die Legende sperrt nämlich den Apostel Petrus in dieses Loch, dazu 40 Genossen, die auch nicht einmal zum Stehen Platz gehabt hätten; die Quelle sei auf sein Gebet entsprungen, damit er die Kerkermeister taufen könne. Zum Andenken an seine Gefangenschaft habe er sein Halbgesicht in eine Steinplatte gedrückt; sie ist seitwärts eingemauert. Daß diese Erzählung nicht die kritische Sonde verträgt, weiß jedermann, aus Polemik gegen den heiligen Stuhl Petri bestreitet man jedoch, daß Petrus ihn je eingenommen habe. Er sei überhaupt gar nie nach Rom gekommen. Diese scharfsinnigen Forscher könnte man vielleicht mit einem Restaurator vergleichen, der von einem Porträt nicht bloß den trockenen Firnis und den Schmutz wegputzt, sondern auch gleich den Kopf abreibt und dann die leere Leinwand triumphierend emporhält:

Seht, wie ihr euch täuschtet, es war gar nie ein Bild da! Streifen wir aber nicht weiter an die Theologen, sonst greifen sie wie die Freier der Penelope nach Schemeln und Ochsenfüßen. Die Kirche der heiligen Pudentiana und des heiligen Clemens, welcher der slavischen Kaiserfamilie angehörte, führen uns in die Urzeit des Christentums. Rossis großartige Arbeiten in den Katakomben sind bekannt, leider wurden sie unterbrochen, da ihm das neue Italien die Unterstützung entzog. Sie im weitesten Umfange fortzusetzen, sollte ihm die ganze Christenheit, die ganze gebildete Welt Beiträge spenden, denn hier handelt es sich um Entdeckungen von der höchsten Wichtigkeit für das kirchliche Leben, für die Geschichte des Geistes. Das lateranische Museum zeigt uns eine Menge von Inschriften und Denkmalen. Es sind meistens arme Leute, die sie hinterließen und ich betrachte sie stets mit dem tiefsten Mitgefühl. Man spürt den Flügelschlag der Taube, welche den Ölzweig bringt, ein Hauch heiligen Friedens weht durch diese ersten Urkunden eines neuen Glaubens. Es war die Götterdämmerung angebrochen, der Sonnenwagen Apollos war unter den Horizont gesunken und durch das Dunkel flatterten fahle Gespenster, welche Beschwörer als wahrhafte Boten aus dem Jenseits priesen, es wurde immer unheimlicher und öder, da hob die Menschheit sehnend Auge und Arme zum Himmel, und aus allen Tiefen klangen die Worte des Adventhymnus: Borate coeli! — Es sank der Tau nieder, aus dem Boden drangen neue Quellen, aus denen die Hirsche des Waldes tranken, wie es der Psalm verkündet, Blüten entfalteten sich, wie sie noch kein Auge

geschaut, unter ihnen die mystische Passionsblume und die Prophezeiung erfüllte sich: Renovabitur facies terrae. Virgil und Horaz hatten kaum die Lippen geschlossen, deren Lieder das tausendfache Echo von Palästen und Tempeln widerhallte, als Paulus, ein jüdischer Handwerksbursch, den sie in den Synagogen ausgepeitscht, seine erhabenen Briefe schrieb, Roms eherner Fuß trat noch die Völker erbarmungslos nieder und doch predigte der Verbannte auf dem Felsen von Patmos: „Liebet einander!“ Die Welt verwandelt sich, sie war nach wenigen Jahrhunderten schon verwandelt, als Augustinus, der Schöpfer der christlichen Dogmatik, welcher in seiner Jugend lateinische Dramen gedichtet und all die Kniffe und Pfiffe der Rhetorik gelernt, auf dem Bischofsstuhle von Hippo seine Konfessionen niederlegte. Das größte Wunder des Christentums bleibt seine Entstehung und Verbreitung.

Spät abends gingen wir noch auf das Capitol. Ist dein Lebensschifflein bereits ein Wrack, so leg' es an diesem Hügel vor Anker und schau hinab auf das Forum: Wie viel Größe rauschte hier vorüber; blick' auf zu den Sternen; auch sie werden erlöschen und du, Hand voll Staub, willst dich weigern dem Gesetz alles Daseins zu gehorchen; dem Schicksal der Welt gegenüber lerne hier Ergebung, Ruhe, Schweigen!

An der Fontana Trevi tranken wir den Abschied und warfen unseren Soldo hinein.

Cum subit illius tristissimae noctis imago!

Unser nächstes Ziel war Pisa, wo ich im Gebirge einige Studien beabsichtigte. Gleich anfangs erwähne

ich dankbar den Buchhändler Herrn Uebelhardt auf dem Lungarno neben dem Uffero, der mir Ziel und Richtung ganz genau anzugeben wußte und dessen Geschäft insbesondere Deutschen empfohlen zu werden verdient.

Das Gebirge von Pisa bildet einen Stock, der sich nach allen Richtungen frei am rechten Ufer des Arno im Monte Serra zu einer Höhe von 2800 Fuß erhebt und wie es mit den Bergen der Nachbarschaft keinen äußeren Zusammenhang hat, auch von ihnen in Bezug auf die geognostische Formation verschieden ist, so daß es für einen Vorposten der Alpen von Carrara gelten muß. Es hat keinen eigentlichen Kamm, zerfällt aber durch Einsenkungen, welche sich in Täler fortsetzen, in verschiedene Teile, welche zwar rauh und steinig sind, aber nur selten felsig abfallen. Einen mächtigen Vorsprung nach Osten bildet die Verruca; sie besteht aus einem Konglomerat, das nach ihrem Namen als Verruccano bezeichnet wurde und wohl der Kohlenformation angehört. Der Ort ist also für den Geognosten klassisch; Verruccano heißt er sehr verschiedene Gesteine der Alpen bis herab zur Trias.

Bei Ravacchio verließen wir den Zug und gingen über die Brücke nach Caprona, wo ein Steinbruch die grauen Kalke des Keuper entblößte. Sie sind durch ein Tälchen, welches in einem weichen Schiefer eingeschnitten ist, von der Verrucca getrennt. In dieser Rinne stiegen wir auf einem schlechten Fußpfad empor; über die Entfernung hatten wir uns hier, wie schon öfters in der Luft Italiens getäuscht, es schien, als wachse der Berg vor uns auf. Einzelne Föhren bedecken ihn, zwischen Steinblöcken haben sich die Stau-

den der Myrte angesiedelt, streckenweise überzieht den sandigen Boden wohl auch der Buschheiderich mit den Rispen zahlloser perlgrauer Blüten, die alles mit feinem Duft erfüllen. Das Gestein war sehr gleichförmig, in den Klüften schimmerten einzelne Quarzkristalle; von fossilen Pflanzen, wie sie der Formation entsprechen, war nichts zu beobachten. Oben drängen sich schroffe Köfel aus dem Wald hervor und bilden einen kluftigen Gipfel, der die berühmte Feste trägt. Sie schien für Vögel berechnet; vergebens spähten wir nach einem Steig durch die Felsen, bis uns ein Holzhacker auf einer Seite, wo wir gar keine Tür vermutet hatten, vor diese stellte; sie war zwischen den Zacken des Berges, durch welche man mühsam krefeln mußte, versteckt. Er erzählte uns, daß die Studenten von Pisa oft heraufstiegen, droben äßen, tränken und sängen, daß es eine Lust sei. Nun, wir fanden auch statt der Visitenkarten die Scherben zerbrochener Flaschen. Die Feste war ein Luginsland, den die Pisaner 1103 hier erbaut hatten. Von hier aus konnte man mit dem ghibellinischen S. Miniato dei Tedeschi, dessen mittelalterlicher Turm sich fern im Osten erhebt, Zeichen wechseln, über das Tal von Florenz schauten die Berge des Casentino herüber, jede Straße lag offen da wie das weite Meer im Osten, wo dem Späherblicke kein Segel entging. Mir verschaffte der hohe Standpunkt einen Einblick in die Zusammensetzung des Landes, wie sie sich aus den sanften Hügeln des Tertiär und den fetten Anschwemmungen des Arno, der in weitem Bogen hinschleicht, allmählich vollzog. Die Anlage der kleinen Festung läßt sich aus den Trümmern gar wohl erkennen, einzelne

Gewölbe und die Keller sind noch unzerstört, die Zinnen der Mauern jedoch abgekämmt. Franzesco Guicciardini erzählt uns von den Kämpfen, die in dem Kriege der Florentiner gegen die Pisaner hier stattfanden. So wurde 1496 Ercole Bentivoglio von den Fußknechten mit seinen Reitern über den Berg hinuntergejagt. Als Pisa nach heldenmütigem Kampfe an Florenz seine Freiheit verlor, war die Verruccola überflüssig und wurde dem Verfall preisgegeben, auf ihrem Schutt erinnert man sich aber, daß auch die stolze Stadt am oberen Arno ihrem Schicksal nicht entging, indem die Nemesis bald auch sie der Herrschaft der Mediceer auslieferte. Hier diente sie mit Pisa unter dem gleichen Joche, bald mußte auch Siena den Nacken beugen, doch bleibt allen dreien der Ruhm, daß sie sich nicht feig unterwarfen, wie fast 300 Jahre später Venedig. Mit Pisa mag der Deutsche insbesondere sympathisieren; es war stets ghibellinisch und birgt die Asche des letzten Romantikers unter den Kaisern, welcher den idealen Zielen der Vergangenheit nachstrebte.

Pisa ist jetzt eine arme Stadt; im Winter überlaufen es auch noch die Bettler, die aus den Dörfern des Gebirges hereinströmen, um die Fremden abzuklauben. Die Zahl dieser hat abgenommen, seit ein paar deutsche Ärzte, welche hier unglücklich debütierten, den Kurort in Verruf zu bringen suchten. Ich halte überhaupt den geschäftsmäßig eingerichteten Versand armer Kranken aus dem Norden nach dem Süden, damit sie dort durch ihren Tod nicht das Renommee der Herren Doktoren schädigen, großenteils für einen Schwindel, will man diesen jedoch gelten lassen, so erlaube ich mir

das ruhige stille Pisa mit seiner freundlichen Bevölkerung vor anderen Orten zu empfehlen. Das Gebirge schützt es vor den kalten Winden, so daß auch hier Palmen im Freien gedeihen, wie ich sie bei Novacchio und Giuliano sah. Gelegenheit zu schönen Ausflügen gibt es auch, das Meer ist nahe, Lucca ist nahe, und auch die lieblichen Höhen von Riprafratto, wo Petrarca verweilte und die Florentiner mit den Pisanern lang hin und her haggelten. Vor den kostspieligen Orten der Riviera, für welche jetzt die Mode Reklame macht, kann man auch die billigeren Preise von Kost und Wohnung in Pisa rühmen. Wie gesagt, wir glauben Pisa mit bestem Gewissen Kranken empfehlen zu dürfen und solchen, die es nicht werden wollen.

Tags darauf versäumten wir den Zug nach S. Giuliano richtig; Herr Uebelhardt sagte uns jedoch, daß vom Tore fort und fort Bironcini abgingen. Das ist nun ein ganz eigentümliches Fuhrwerk; auf zwei ungeheuren Rädern ein hölzerner Kasten mit Querbrettern; so ein Omnibus, der sich erst dann in Trab setzt, wenn er mit Passagieren vollgepfropft ist. Wir hatten es heut besonders gut getroffen, denn es war eben Markttag; damit wir nicht mehr davonliefen, machte uns der Kutscher gleich aufsitzen und allmählich kamen auch Platzweiber mit ihren Kindern. Sie mußten sich auf die Vorsprünge des Wagens kauern; ich wunderte mich nur, daß er sie nicht mit Stricken an die Deichsel hängte. Schließlich fehlten nur noch die Karabiniere, dann wäre der Schub fertig gewesen. Einmal konnte man mittun und so kamen wir hott, hott, hott! schwankend und schwarkelnd nach S. Giuliano. Ein

kleines Städtchen mit einem Bade von 33 Grad Reaumur und einem schwachen Säuerling; den Vulkan, an den mich Herr Uebelhardt hinterlistig verwiesen, fand ich freilich hier so wenig als in Spoleto, wohl aber Herrn v. Bosniacki, an den er mir eine Empfehlung mitgegeben. Es ist ein Pole, der zwar hier nicht sein Vaterland vergißt, aber doch die Ruhe in diesem stillen Asyl zu paläontologischen Studien benutzt und ein großes Werk über miozäne Fische von Rossignano und Tripolis vorbereitet. Zum Dank für die Güte und Liebenswürdigkeit, mit der er uns empfing, kann ich nur wünschen, daß er es in voller Gesundheit vollenden möge. Dort trafen wir auch einen jungen Geognosten, den Assistenten des Professors Meneghini, er teilte uns Verschiedenes über die geologische Aufnahme Italiens mit, die jetzt rüstig vorwärts schreitet, trotz Hindernisse, die namentlich im wilden Süden schwer zu übersteigen sind. Wir verabschiedeten uns endlich, um über den Sattel des Berges, der, wie Dante schildert, Pisa verhindert Lucca zu sehen, nach dieser Stadt zu wandern. Er ist in den drei Stufen des Lias eingeschnitten, eine wahre Steinwüste, der selbst der Frühling kaum eine Blüte zu entlocken vermag. Das grelle Licht der Sonne prallt vom Boden ab und blendet die Augen, wie vom frischgefallenen Schnee. Droben lockte mich das Klopfen der Hämmer und das Klirren der Meißel in einem nahen Steinbruch; ein alter Arbeiter sagte mir, er habe den Professor Savi, welcher eine geologische Karte dieser Gegend herausgab, begleitet und ihm die Versteinerungen zusammengesucht. Wenn ich was wolle, müsse ich nach Ripafratta ausbiegen, dort gebe

es Amonniten und genug schöne Dinge. Für heute war es zu spät, so stiegen wie in das schöne, herrliche Tal, das gegen Lucca führt. Die Kirchtürme sind hier überall nach dem Muster des Domes und von S. Frediano gebaut, als gehörten sie zu einer Burg; zu S. Lorenzo hatten sie einen solchen aus dem fast dichten weißen Marmor aufgebaut, von dem wir droben ein Handstück geschlagen. Eingemeißelt waren reiche Girlanden von Blumen und Früchten, dazwischen ein Roß und ein Ochs: die Symbole des heiligen Laurentius und Lucas. Mein Sohn meinte jedoch, das bedeute, ein Roßbraten sei eine gute Fastenspeise und wünschte nur, sich in Lucca bald davon überzeugen zu können. Dazu verhalf ihm ein Bironcino, der uns einholte. Es saß eine Frau mit ihrer hübschen Tochter darauf, sie hatten die Leinwand vom Weber geholt und das gab Gelegenheit zu manchem Scherze.

In Lucca verabschiedete ich mich vorläufig vom schönen Italien. Waren auch manche Eindrücke heuer nicht so angenehm, als in früheren Jahren, drängte sich auch manche Besorgnis auf, so wird mir das Land doch immer lieber. Es ist nicht mehr ein Land der Toten; in die abgestorbenen Zweige drang frischer Saft, eine Fülle von Knospen hat sich angesetzt, manche sind aufgeblüht, manche hat der Reif versengt, anderen droht die Hitze. Sollen jene, die übrig bleiben, Früchte bringen, so bedarf es der strengen und mannhaften Arbeit nach Innen. Die Zeiten sind für ewig vorbei, wo römische Prokonsuln die Schätze der Völker verpraßten und die Legaten für Ablaßbullen Gold eintauschten; die Länder werden nicht mehr entvölkert, um Sklaven auf die Lati-

fundien der Campagna zu senden; hier müßt ihr selbst anpacken; mit dem goldenen Kranze, den euch Ceres auf diesen öden Fluren windet, löst sie auch eine der brennendsten Fragen Italiens, die agrarische und aus den frischgerodeten Feldern werden auch die Blüten einer neuen Kunst, einer neuen Poesie keimen. Die Sirenenstimme der Irredenta könnte euch nur in einen Sumpf locken, wo mit dem, was ihr errungen, auch eure Hoffnungen versinken und bei dem Gelächter törichter Schadenfreude jene das Haupt verhüllen müßten, die einsehen, daß der Aufschwung Italiens ein notwendiges Element im Völkerleben Europas sei.

Gott besser's!

Eine Frühlingsfahrt

Die Schönheit des italienischen Frühlings wird wohl bald zu den Mythen gehören, mit denen Poeten ihre Sonette schmücken, ich wenigstens habe sie bei meinen Ausflügen nur selten getroffen und als ich heuer zu Padua den Waggon verließ, sprühte ein Schnürlregen, wie man ihn nur zu Salzburg so echt haben kann. In einer Stadt hält man das freilich leichter aus; so trösteten wir uns an den Blüten der Kunst aller Zeitalter in der Kirche des Santo, der hier gläubige Verehrer aller Stände anlockt, während ihn zu Innsbruck nur die Jungfrauen um einen Gatten anflehen. Seine Wunder sind freilich verblaßt; es mußte einst leichter sein, Ketzer zu bekehren als jetzt, wo Elektrizität und Dampf in den Dienst der Menschheit getreten sind, damals genügte es, ein Glas zum Fenster hinaus zu werfen, und weil es nicht zerbrach, behielt der Heilige recht. Symbolisch ist seine Predigt vor den Fischen, welche neugierig seinen Worten lauschten; er muß da recht vernünftig geredet haben, denn von solchen Vorträgen wenden sich die Menschen ab und wer die Wahrheit geigt, dem schlägt man bekanntlich den Fiedelbogen um die Ohren.

Diesesmal nahm mich jedoch die Wissenschaft mehr in Anspruch als die Kunst, ich eilte daher auf die Univer-

stität, den Professor der Geologie Omboni aufzusuchen; freilich mußte ich warten, doch gab es mancherlei zu schauen. Die Vorhalle ist mit Waffen von Studenten geschmückt; eine Erinnerung für künftige Geschlechter, wenn der späte Enkel Spruch und Zeichen des Ahnen findet, und so entdeckte auch mein Sohn die Namen mancher Tiroler. Dann auch in Bologna, wo der gleiche Brauch herrschte. Mir schien die Sitte ganz löblich. Denn der Mensch soll nie sein, wie der Spatz, der dort, wo er ausgebrütet worden, höchstens seinen Kot zurückläßt.

Andenken einer anderen Art trafen wir auf den alten Bänken der Hörsäle, welche zufällig offen standen. Hier hatten die Studenten nicht ihre Namen eingeschnitten, sondern die der Geliebten; die Lauren, Amalien, und wie alle diese Holden geheißen haben, prangten in zierlichen Lettern, die jedenfalls länger aushielten, als die Verse, in denen sie vielleicht gleichzeitig verherrlicht wurden. Staub und Asche! Aber aus Staub und Asche wachsen immer und überall wieder die gleichen Blümchen, und jede meint, sie sei die erste, der so was widerfahre.

Omboni führte uns in das Museum der Anstalt. Vorgefunden hat er wenig, jedoch fleißig gesammelt. Man kann übrigens mit Freude bemerken, daß sich im neuen Königreich auf einem Grunde, der vielfältig erst gelegt werden mußte, ein reges wissenschaftliches Streben entfaltet. Das gilt auch auf dem Gebiet der Geologie. Der Name Meneghinis und seiner Schüler, eines Canoverari und anderer hat einen hellen Klang; Capellinis Entdeckungen auf prähistorischem Gebiete

sind von hohem Belang für die älteste Menschengeschichte. Er bearbeitet soeben die Funde von Knochen aus dem späten Pliocän, in welchen mit einem schneidigen Instrument Schnitte gezogen sind. Auch Ausländer wirken in ruhmvoller Weise bei der Erforschung des Landes mit: So Bosniacky und Lavley.

Am nächsten Morgen nach Venedig.

Auf dem Marcusplatze wohnten wir einem jener Volksfeste bei, wie sie aus dem Sack der niederen Stände gezahlt werden. Es war die Ziehung der Lotterienummern. Unter dem Bogen der Loggia am Campanile war eine Trommel aufgestellt, in welcher die Zahlen eingelegt waren. Ein Knabe in einer weißen Kutte stand daneben, er hielt beide Hände in die Höhe. bis ein Beamter die Kurbel gedreht hatte. Dann fuhr er rasch in die Trommel und zog ein Los. Auf dem Platz war die Volksmenge dicht gedrängt; die Gesichter starrten unverwandt empor, ob ihnen der Ausruf ein Heil verkünde. Meistens war die Antwort auf die Frage an das Schicksal eine Täuschung, ein leises Beben der Lippen, ein Fluchen, und die Hoffnung auf einen neuen Rock, ein nahrhaftes Essen zerfloß wie der Schaum der Lagune. Elender als er gekommen war, schlich der Spieler davon; eine Frau kehrte sich ab, unter den gesenkten Wimpern rann langsam eine Träne über die blassen Wangen, nur selten ein Lächeln, und was war gewonnen? Etliche Lire mit einem hungrigen Ambo! — Hätte doch der Engel auf der Turmspitze einen Sack voll Silberlinge in der Hand, um sie großmütig auszuwerfen; dann fiele für manchen das Brot vom Himmel, der es mit der Arbeit nicht verdienen

kann, wenn er auch möchte. Immer und immer drängt sich das Volk herbei, es ist arm und voll Phantasie, welche ihm nur die Möglichkeit des Gewinnes, aber nicht die Unwahrscheinlichkeit vormalt. In Italien ist jetzt das Agir fast verschwunden, vielleicht kann die Regierung das Lotto, dieses Hilfsmittel durchlöcherter Finanzen bald ganz abschaffen. Als sich die Leute verlaufen hatten, war der Platz wie beschneit: sie hatten die Zettel kurz und klein zerrissen und verstreut. Man bietet auch alles auf, um sie zum Spiel zu verlocken. Zu Bologna waren auf dem freien Platz Tische aufgestellt, an welchen die Kollektanten saßen und die Vorübergehenden einluden.

An der Marcuskirche wird noch immer restauriert, doch ist das Schmerzgeschrei, welches zumeist in England erhoben wurde, verstummt, wenigstens hat es bewirkt, daß man jetzt vorsichtiger zu Werke geht und anstatt die alten Platten beiseite zu werfen, sie wieder auf den Untergrund einsetzt, den man ausgebessert hat.

Für die alten Paläste geschieht, teils aus Liebhaberei, teils aus Bedürfnis manches; zum Glück verwendet man sie jetzt auch zur Unterbringung von öffentlichen Ämtern; manche sind freilich unter dem Hammer und nachdem sie mehrmals den Besitzer gewechselt, wieder vergantet worden. Die stolzen Geschlechter, welche sie erbauten, sind großenteils ausgestorben oder verarmt auf das Land gezogen, wo sie einsam die großen Erinnerungen der Vergangenheit pflegen; der verkommene Enkel eines Türkenbesiegers ruft Zeitungen aus, andere erhalten Unterstützungen aus einem Matrikelfond, den die Ahnen gegründet, man nennt sie Bernabotti. So

wandeln sie einsam, schwarzgekleidet, blaß, bärtig an den Prachtbauten hin und neben ihnen schlägt ein Gassenjunge Räder für einen Soldo, den man ihm lieber für ein Feigenblatt schenken möchte.

Man gedenkt der schwermütigen Verse Platens und Byrons, der England sein Schicksal prophezeite.

thylot
Is shamefull to the nations, — most of all
Albion! to thee: The Ocean queen should not
Abando Ocean's children; in the fall
Of Venice think of thine, despite thy watery wall.

Bekanntlich gönnen ihm die Engländer keinen Platz in Westminster Abbey, sein Standbild ist noch immer nicht aufgerichtet, man versucht neuerdings, ihn in den Hintergrund zu drängen, man stellt ihm Coleridge, der im Alter ein Betbruder wurde, für die Hochkirche eintrat und die Dreifaltigkeit bewies, voran.

Ihm und Wordsworth gegenüber bestreitet man Byron die Originalität, als ob er sich vielfach an sie angelehnt hätte; lächerliches Zeug: Im Hintergrund steht überall die englische Heuchelei, der er die Maske vom Gesicht riß, welche ihm jedoch nichts vorzuwerfen oder gar zu verzeihen hat, denn sie selbst ist roh, gemein und niederträchtig unter jeder Verachtung. Auch seinen Freund Shelley ruft man wider ihn: als ob es zwischen der ätherischen Harmonie von jenem und der vulkanischen Leidenschaft von diesem ein tertium comparationis gäbe! Sperrt euch nur und knirscht, auf eurem Parnaß gebührt ihm der Platz gleich unter Shakespeare und neben, vielleicht über Milton; er bleibt für dieses Jahrhundert euer größter Mann trotz dem eisernen

Ladstock Wellington, dem Gurgelabschneider Castlereagh, dem Metternich konservative Tränen nachweinte, oder gar Herrn Alfred Tennyson, dem Tüpfler und Lackierer des Highlife und seiner blöden Fashion.

Wichtig wäre die Baugeschichte dieser Paläste von Loredan und dem Fondaco dei Turchi mit den maurischen Bögen, dem reichen Schmuck, der Mocenigo und Cadoro zu der Frührenaissance der Lombardi am Palast Vendramin, dem späteren massigen Grimani S. Michaelis und der Pracht Pesaros bis zum Rokoko. Einiges ist wohl geschehen, aber gerade für die letzte Zeit verlassen uns die Quellen, welche erst beim Beginn der Renaissance weiter fließen. Einstweilen umspannt die Sage diese Pfeiler und Säulen, mit der historischen Wahrheit hat sie jedoch so wenig zu tun, als die Ranken des Zimbelkrautes, welche aus jeder Fuge niederhängen, mit dem Plan des Architekten. Die Gondolieri wissen da allerlei; so bewarb sich ein Sohn Grimanis um die Tochter Tiepolos. Dieser sagte: „Du wirst sie haben, wenn du imstande bist einen Palast zu bauen, wie der meine!“ — Da sprach der alte Grimani: „Ich werde meinem Sohn einen bauen, wo das Portal an die Fenster des ersten Stockes des deinigen reicht.“ Er hielt Wort!

Neben dem Rialto ist ein Palast aus der Renaissancezeit. Zwischen dem Blumenwerk des Kapitäles der Pfeiler hockt ein nacktes Weiblein, eben nur ein Zierrat wie andere. Als dieser Palast begonnen wurde, habe ein Fräulein gesagt: „Ich laß mich über ein Feuer setzen, wenn der je fertig wird!“ Er wurde fertig und der Doge nahm sie beim Wort.

Wer auf solche Dinge achten wollte, könnte wohl noch manches erfragen, vielleicht schenkt ihnen einmal ein Sammler Aufmerksamkeit; haben sich doch in neuerer Zeit die Italiener dem Gebiet des Volkslebens, der Volksdichtung mit Erfolg zugewendet. Zum Abschied vom Kanal Grande wollen wir noch aus den Gedichten Ernst Rauschers, eines wackeren Poeten der schönen Carinthia, etliche Strophen borgen.

Berückender noch im Verfalle
Du schaumgeborne Wunderfee,
Als deine andern Schwestern alle, —
Sei's auf dem Festland, an der See!

Du, die mit Reizen, ewig jungen,
Natur und Kunst wetteifernd schmückt,
Ob auch dein Diadem zersprungen,
Und deiner Herrschaft Kranz zerpflückt.

Wie mich gemach die Gondel schaukelt
Hinauf den flimmernden Kanal
Auf sanft bewegter Fläche gaukelt
Und leise bebt der Sonne Strahl, —

Indessen Bild um Bild zur Stunde
Den trunknen Blick gefangen hält: —
Mir ist, als würd' aus liebem Munde
Ein prächtig Märchen mir erzählt.

Am letzten Abend gingen wir noch auf die Riva. Es herrschte bereits Dunkelheit; schwere Wolken hingen fast unbeweglich über den Kuppeln und Türmen; im Westen zuckte hier und da ein Wetterleuchten. Über Lagune und Gebäuden breitete sich ein milder blauer Ton, in welchen die Maler wohl ihre Mondlandschaften,

meist auf übertriebene Weise, zu tauchen pflegen. Dieses Licht kommt jedoch aus dem Wasser, gegen die Helle des Tages kann es sich nicht behaupten, da sieht man es nur im Schatten der Kanäle unter den Bögen der Brücken.

Wir konnten diesen Zauber der Beleuchtung, welchen die Abendglocken begleiteten, nicht lange genießen; die scharfe Bora trieb uns auf den Marcusplatz zurück.

Den Friedhof zu Bologna hatte ich früher nie besucht. Er liegt ziemlich weit von der Stadt in der Feldmark eines aufgehobenen Karthäuserklosters. Diese Flur diente bereits unter den alten Etruskern dem gleichen Zweck; als man ein neues Grundstück zur Erweiterung beifügte, stieß man auf ihre Gräber. Sie lieferten eine reiche Ausbeute von Gegenständen der verschiedensten Art, welche nun den Schmuck der großen Sammlung des archiginnasio bilden.

Ich bereute es jedoch nicht, den weiten Weg gemacht zu haben. Wer die Richtungen der neuen und neuesten italienischen Plastik kennen lernen will, — hier hat er Gelegenheit, sie zu studieren, wenn man dieses Wort von diesen Monumenten anwenden darf. Nicht daß es an gut aufgestellten Werken der älteren Zeit fehlt, wo sich der Einfluß der großen Florentiner erkennen läßt, darunter manches Schöne und Treffliche; auf sie fällt jedoch kaum der Nachdruck und man gönnt ihnen nur einen flüchtigen Blick. Auch von Bartoldi und Dupré reden wir heute nicht, das A und O des Staunens der modernen Touristen gehört dem Samt und der Seide, dem Chagrinleder und den Spitzen Moranis und seiner Genossen. Wie brillant ist diese

Technik, wie fein, zierlich und natürlich — doch nein! realistisch ist alles! und es kostet gar nicht einmal viel! Ich war erstaunt über die billigen Preise, welche mir der Küster angab. Freilich reicht zu diesem Kunststücke die geübte Hand von Gesellen aus; was diese in Italien vermag, zeigt jede Werkstätte, ebenso wie in Deutschland, was sie nicht vermag. Nirgends merkt man die geringste Schwierigkeit; frei und leicht springt dir der Effekt in die Augen, und kaum gelangst du vor Erstaunen dazu, das offene Maul zu schließen und zu fragen: „Ist das wirklich Kunst?" — Wir wollen auch nicht fragen, es handelt sich hier nur um die Tatsache der möglichst treuen Wiedergabe eines Äußerlichen: eine Photographie in Stein, bei der man nur die Farbe vermißt, wie bei der eigentlichen Photographie. Im Grunde begreift man nicht, was denn diese „Meister" abhält, die Täuschung auch noch durch die Farbe zu vollenden.

Wir wollen uns in keine weiteren Erörterungen einlassen, darüber dürfte jedoch kein Zweifel sein, daß der Friedhof das stumme Reich der Toten sei, wo sich die Überlebenden zu stiller Trauer, zu ehrwürdiger Erinnerung versammeln, bis das unabwendbare Schicksal auch sie an der Seite der Abgeschiedenen bettet.

Hier ist es jedoch anders, hier lassen sich die Lebenden Denkmale errichten. Nicht wie im Mittelalter, wo man der Vergeßlichkeit lachender Erben vorbeugen wollte. Da kniet ein Weib in modernster Toilette vor einem Sarkophag. Wohl die Tote? — Nun war das Erstaunen an mir, als mich der Küster belehrte, der Tote liege im Sarkophag und die elegante Dame sei

seine Witwe. Dort ist das Rundbild eines Herrn, davor steht eine Frau mit einem Knaben, beide das Gesicht zum Weinen verzerrt. Das ist Gattin und Sohn, die Holde kann in Stein alle Ewigkeit flennen, vielleicht hat sie indes einen andern mit ihrem Händchen beglückt, und der Bengel, den wir mit dicken Tränen auf der Wange in der Erinnerung sehen, jubelt am Billardtisch. Einem solchen Hereinziehen der gemeinen Wirklichkeit kann ich wenigstens nicht zustimmen, freilich muß ich mich zu jenen beschränkten Zöpfen rechnen, die in der Jugend die Kunst großen Stiles anschauen lernten und dabei alt geworden sind. Morani hat sich auch in der Allegorie versucht; da haben wir auf dem Grabe von drei Brüdern eine Konkordia, sie hält ein Taubennest in der Hand und hängt dabei zwei Euter nieder, als wollte sie die armen Vöglein säugen.

Zu Florenz trafen wir in der Karwoche ein; ich kenne die Stadt seit Jahren in- und auswendig. Ich beschränke mich auch hier auf einige Beobachtungen, zu welchen das italienische Volk, das nicht nach der Schablone sich einrichtet, in stets neuem Wechsel Stoff genug bietet. Auf fiel mir das zunehmende Erstarken des religiösen Geistes, dessen allmähliches Erwachen ich schon vor Jahren beobachtete. Besonders wird die Madonna in ihre längst geschmälerten Rechte wieder eingesetzt, S. Maria annunciata mit der wundertätigen Verkündigung von Lorenzo Monaco, deren Kopie man in Tirol häufig begegnet, wird nie leer, es sind nicht mehr bloß die andächtigen Frauen, welche die Stirn zum Staub der Altarstufen beugen und mit

ausgespannten Armen Gnaden erflehen. Auch die Männer, selbst besserer Stände, folgen dem Zuge.

Mir begegnete hier ein artiges, kleines Abenteuer. Auf der Straße war es heiß, ich setzte mich vorn in der Kirche, weit ab von jeder gottesdienstlichen Handlung, mitten unter leeren Bänken auf einen kühlen Platz und begann behaglich eine Zeitung zu entfalten. Plötzlich flüsterte mir eine weiche Stimme in das Ohr: Nella chiesa non si legge la gazzetta. Ich wandte mich überrascht um, ein hübsches Fräulein blickte mich ernst und ruhig an und ging dann langsamen Schrittes zum Gnadenbilde. Sie wird wohl für mich armen Sünder gebetet haben; kann es allerdings brauchen, doch hätten es vielleicht einige meiner Freunde noch nötiger als ich. Da darf man sich nicht wundern, wenn am Abend des Karfreitags ein großer und lebhafter Zudrang zu den heiligen Gräbern stattfand, das mußten nachträglich selbst die liberalen Blätter, obgleich unwillig, zugestehen. Wie den Weihnachtskrippen begegnen wir auch jenen Darstellungen in der ganzen katholischen Kirche, nur daß sie nach der Art der Länder und dem Brauch des Volkes ein wenig voneinander abweichen. Allen wesentlich ist eine Höhle, in welcher der Leib des toten Heilandes, meist aus Holz geschnitzt und mit Ölfarben angestrichen, zwischen Tüchern ruht. Auf dem kleinen Hügel, der sich darüber erhebt, ragt der Kreuzesschaft, zu seiner Seite steht schwarz gekleidet die weinende Gottesmutter, nebenan knien betende Engel. Auf dem Altar ist die strahlende Monstranz mit dem Allerheiligsten ausgesetzt, das ganze umgibt ein Park natürlicher und künstlicher Blumen, zwischen denen Hunderte von Lichtern

brennen. Eine ernste feierliche Musik erhöht die Stimmung. Hat uns dieses nicht alles bereits schon Theokrit in den Syrakuserinnen anmutig beschrieben? Nicht einmal der Osterkuchen und das geweihte Fleisch fehlen:

Arsinoa ehret heut mit allerlei Gaben Adonis.
Neben ihm liegt anmutig, was hoch auf dem Baume gereifet;
Neben ihm auch Lustgärtchen, umhegt von silbergeflochtenen
Körben, auch goldene Krüglein gefüllt mit Syrischen Düften,
Auch des Gebackenen viel, was Fraun in den Formen bereitet
Mischend das weißeste Mehl mit mancherlei Würze der Blumen,
Was sie mit lieblichem Öle getränkt und der Süße des Honigs.
Alles ist hier, das Geflügel der Luft und die Tiere der Erde.
Grünende Laubgewölbe, vom zartesten Dille beschattet
Bauet man; und oben als Kinderchen fliegen Eroten.

Im Bargello wurde ich an das Schauerbild des Grafen Zichy erinnert. Unter Glaskästchen befinden sich vier Darstellungen der Pest; Leichen in allen Stadien der Fäulnis und des Brandes; Jammerszenen zwischen Toten und Lebenden, ein ekelhaftes Schwelgen in der Verwesung, die Technik der Wachsarbeit jedoch meisterhaft, daß sie Hyänen anlocken könnte. Dieser Realismus ist jedoch naiv, man empfindet nur physischen Ekel, wir machen aber Tendenz wie Stecchetti und Zola, und das moderne Publikum setzt sie grunzend zum Fraße.

In den Uffizien sehen wir eine kleine antike Bronze, ein Skelett mit einem Humpen, die Darstellung ist einfach grotesk, daß man lachen muß, jede moralische Betrachtung bleibt fern.

In der Tribuna stürzen die Engländer wie auf ein Signal zur mediceischen Venus, ob sie die Erinnerung an Byrons Strophe hintreibt?

There, too, the Goddess loves in stone and fills
The air around with beauty; we inhale
The ambrosial aspect, which, beheld, instiles
Part of its immortality.

Ja scharenweise umdrängen diese spröden Misses und Ladys die Göttin. Ihr berüchtigtes Anstandsgefühl scheint durch die Nacktheit derselben und das süßverlockende Auge nicht verletzt. Die Mehrzahl dieser Damen sind freilich plumpe Elefantenweibchen, vor deren eckiger Wirklichkeit keine Anschauung des Frauenreizes aushält; die schönen Engländerinnen sind entweder ausgestorben oder sie bleiben in England und windeln dort ihre Kinder. Look, look und die Fischaugen glotzen und das Fischmaul öffnet sich, du lieber Gott! sie verstehen von all dieser Herrlichkeit so wenig, als mancher — deutsche Professor, der sogar ein Buch darüber geschrieben hat. — „Wenn du wissen willst, was hier tragisch ist, flüsterte plötzlich mein Sohn, schau die an!“ — Eine Fleischwand schob sich zwischen mich und den Marmorleib der Göttin.

Ein echter Tiroler entgeht der Klerisei nirgends, so gerieten wir auch im Dome zu Prato mitten unter die Prozession der Kanonici, welche mit ihren Pelzkrägen und Purpurtogen gar ernst an uns vorüberschritten. Wir besuchten jedoch im Chor die leichtfertige Herodias Filippo Lippis, welche sich uns auf ihren Purpurschuhen im Schwunge der Musik entgegen warf. Es war wieder die leibhaftige Lucrezia Buti, das holde Nönnchen, das sich der Künstler nicht bloß als Modell aus der Zelle gestohlen hatte. Wie herrlich mögen diese Fresken vor drei Jahrhunderten gewesen

sein, während man jetzt ihre ursprüngliche Beschaffenheit durch Staub und Verfall oft kaum noch zu ahnen vermag. Da muß man wieder das Verdienst der englischen Arundel Society schätzen, welche diese alten Gemälde überall kopieren und polychromatisch nachbilden läßt.

Mein Ausflug hatte jedoch einen anderen Zweck; ich wollte die Gabbros und Serpentine, welche am Monteferato den eozänen Sandstein durchbrechen, näher besichtigen. Sie liefern die dunkelgrauen Quadern, welche man beim Bau der Dome verwendet und gerade jetzt für die Fassade von S. Maria zu Florenz häufig bricht. Wir könnten das auch haben; in Tirol stehen diese dunklen Grünsteine häufig an; die Schiefer von Sprechenstein, welche zu Sterzing geschliffen werden, übertreffen jenes italienische Material an Schönheit und Eleganz. Leider begnügt man sich bei uns nur zu häufig mit Pasten und Nachahmungen.

So trabten wir auf der staubigen Straße zwischen den Zäunen von blühendem Hagedorn rüstig weiter, neben dem blauen Sinngrün erhoben sich bereits die Düten eines Arum und gaben zu botanischen Glossen Anlaß, bis es uns die Hitze verleidete und uns in eine Bauernkneipe trieb: Kräftiger Rotwein, etwas Käse und rauhes Brot waren willkommen. Statt des langweiligen Strickstrumpfes sieht man hier in den Händen der Frauen und Mädchen das Geflecht zu allerlei Hüten, für welche die Strohhalme sortiert und vorbereitet sind. Die Wirtin erklärte mir mit großer Beredsamkeit das Verfahren, ich verstand aber wegen der technischen Ausdrücke nicht viel davon.

Im Rinnsal eines Baches konnten wir die gewünschten Handstücke schlagen, so daß wir schwer beladen am Karsamstag abends in Pistoja eintrafen. Ich kehre da immer im albergo Rossini, einer echt italienischen locanda ein; die Wirtsleute sind brav und freundlich, wir möchten sie dem bescheidenen Wanderer, der gerade kein Verlangen nach einem Grand Hotel besitzt, wobei sich das Grand freilich zumeist auf die Rechnung bezieht, empfehlen.

Zu Pistoja hatten sie die Auferstehung des Herrn auch noch nicht gefeiert. In der Mitte des Domes lag der Gekreuzigte auf dem Boden, besonders machten sich die frommen Weiblein zu schaffen, seine Wundmale zu küssen, nachdem sie dieselben vorher mit feinen Battisttüchern sauber abgewischt. Ist eine schöne Rasse, diese Weiblein, und daher zu verzeihen, wenn allerlei gottlose Wünsche auftauchten. Da begreift es sich, daß der alte Poet und Jurist Cino da Pistoja auch eine Studentin auf seinen Grabstein einmeißeln ließ, er widmete ihr feurige Sonette, ob er ihr einen Vortrag über das jus primae noctis gehalten, steht vorläufig in keiner italienischen Literaturgeschichte zu lesen. Wenn unsereiner so etwas täte!

Es tröpfelte leise, wir setzten uns vor dem Gerichtshaus auf einen Vorsprung der Balustrade, um nach Beendigung der kirchlichen Feierlichkeiten das Volk zu mustern. Auf diesen Hauptplätzen italienischer Städte mag man sich gern in das Mittelalter zurückträumen, die Quadern dieser Paläste brechen nicht aus den Fugen und geben Zeugnis von der Kraft und Herrlichkeit der Gemeinden. An sie knüpfen sich die Er-

innerungen der Geschichte, die moderne Zeit kann sie ihren Glashallen, Fabriken und Bahnhöfen nicht verleihen. Droben an der Wand baumelte an einer Stange allerlei altes Eisen; ich fragte einen Burschen, was das bedeute? — Die Pistojesen hatten einmal nachts den Gürtel der Madonna zu Prato rauben wollen, schon war das Tor erbrochen, da wurden sie verraten und hinausgeworfen. Zum Andenken hätten sie nun die Eisenbeschläge mitgenommen und hier aufgehängt. Drüben an der Ecke des Palazzo del commune sei das Schloß eingemauert. Später zeigte es mir ein Finanzsoldat und erzählte das gleiche. Die geschichtliche Tatsache lautet wohl ganz anders, so hat sie jedoch die Sage des Volkes gestaltet. Auch von dem Verräter Tedici wissen sie zu erzählen, seine eiserne Büste ist hoch droben an der Wand zu ewiger Schande angebracht. Das waren die stürmischen Tage der Welfen und Ghibellinen, der Kampf ist im Prinzipe noch nicht erloschen, nur hat er jeden Schimmer von Poesie verloren, denn die symbolische Gefangenschaft im Vatikan ruft keine Kreuzscharen mehr herbei. Nicht weit davon haben sie den Streitkolben eines Helden aus Pistoja befestigt, die Kinder wissen von seinen Taten, die so lebendiger wirken, als in der genauesten Aufzeichnung verstaubter Akten. Übrigens will uns diese Art historischer Denkzeichen besser gefallen, als die nüchternen Marmorplatten, die man jetzt anbringt, wo ein Dichter hungerte oder ein hoher Herr nieste.

Am Ostersonntag besuchten wir Ravenna. Hier stimmt alles zur Schwermut, die geborstenen Rundtürme, die sinkenden Wälle, der Ausblick über die

sumpfige Ebene nach dem fernen Pinienwalde. Von den grauen Wolken schwebt langsam der Genius der Geschichte nieder und ruht auf dem Grabe des großen Dietrich, des Arianers, dessen Gebeine katholischer Fanatismus aus dem Porphyrsarkophage warf; es klingt im Flüstern des feuchten Windes: „Eure Werke werde ich zerstreuen, wie euren Staub, eure Taten sollen bleiben, bis der letzte Laut menschlicher Stimme verhallt." — Man erinnert sich an die Leichen der Städte, wie sie Sulpizius schildert; nach Ravenna gehört das Grab Dantes, Ravenna durfte Byron, verbannt wie er, zum Aufenthalte wählen.

Im Dom hatte das Hochamt begonnen. Der Erzbischof zelebrierte im vollen Bewußtsein der Würde auf einem der ältesten Kirchenstühle, seine Gewänder starrten von Gold und Stickerei, da er zugleich Kardinal war, trug ihm ein Kleriker die Purpurschleppe nach. Er ließ sich auf einem erhöhten Throne nieder, mitten in einer Reihe stolzer Priester, welche alle die weißseidene Inful trugen, dann stand er auf und intonierte das Gloria mit heller Stimme, schritt wieder zum Altar und ließ den Weihrauch duften, dessen blaue Wolken zur Wölbung emporstiegen. Hier fehlte nur der Mosaikschmuck, um an die Kaiserpracht von Byzanz zu gemahnen, es war eine vornehme Repräsentation, deren Deutung Schritt vor Schritt wohl nur den wenigsten der andächtigen Gläubigen gelungen wäre. Diese schied das Kommuniongitter von der Szene, an welchem vier reichgalonierte Bediente knieten. Was wohl die armen Fischer von Galiläa zu all dem Prunk gesagt hätten? — Meinen Sohn interessierten besonders

die schwarzen Nonnen, welche mit gesenkten Köpfen als wahre Schäflein in die Bänke hineinbeteten, einige waren recht hübsch; — vergönnen wir sie der Kirche, die böse Welt soll nicht alles Schöne und Anmutige besitzen. Nach der Kommunion verzogen wir uns; er meinte, es wäre erfreulich, jetzt eine Einladung zum Gabelfrühstück des Herrn Kardinals zu erhalten. Wir mußten uns aber mit einer trattoria begnügen, wo wir uns zu Ehren des hohen Festtages ein Hühnchen in die Spargeln schlachten ließen.

Die prächtige Kirche des heiligen Vitalis schildern Kunstgeschichten und Fremdenbücher, wir geben die Legende, von der sie schweigen, nach den Aufzeichnungen der Akten, ohne für die Glaubwürdigkeit derselben einzutreten. Wir haben da gleich eine ganze heilige Familie. Vitalis war zu Mailand geboren, von seiner Gattin, der heiligen Valeria, hatte er zwei heilige Söhne: Gervasius und Protasius, deren Gebeine vor kurzem entdeckt und neuerdings für die Verehrung ausgesetzt wurden. Er reiste mit ihr in wichtigen Geschäften nach Ravenna. Dort führte man eben den Arzt Ursizinus zur Hinrichtung. Im Hinblick auf die drohenden Qualen wollte dieser zum Heidentum zurückkehren, Vitalis ermahnte ihn jedoch zur Standhaftigkeit und verfiel dadurch dem römischen Gericht. Der Prätor Paulinus ließ ihn ergreifen, foltern und ihn lebendig braten. Das geschah in den Jahren 60 bis 180. Valeria wurde bei der Heimkehr von heidnischen Bauern, welche gerade eine Kirchweih feierten, erschlagen, weil sie sich nicht am Fest beteiligen wollte. Hier ist offenbar der Widerschein von Neros Fackeln. Was

man übrigens von den Heeren der Märtyrer bis Decius und Diocletian zu halten hat, beweist die bekannte Stelle des Origenes, welcher sagt, daß sich die Blutzeugen leicht abzählen lassen.

Ebenso unsicher sind die Akten des hochverehrten Apollinaris, von dem man wenigstens ein Wunder erzählt; er soll nämlich den blinden Sohn seines Wirtes geheilt haben. Er sei ein Jünger Christi gewesen — einer der 72. — Petrus habe ihn von Rom als Bischof nach Ravenna geschickt, dort habe er trotz seiner brünstigen Wünsche nicht das volle Martyrium erreicht. Er wurde mit Ruten gepeitscht, dann auf Kohlen gelegt und für tot aus der Stadt geworfen. Sein Tod wird in die Zeit Vespasians gesetzt. Die Sage erzählt, daß sich an diesem Tage alljährlich die Raben als Vertreter des Teufels vor Ravenna versammelten und dort lärmten, bis man ihnen ein totes Pferd zum Fraße hinwarf.

Ravenna, Raben, Rabenschlacht: — das deutet auf deutschen Ursprung des Märleins; von Attilas Durchzug berichtet uns Ancona in seiner Legende der Geißel Gottes.

Die älteste Kirche des Heiligen liegt jetzt eine Stunde vor der Stadt — einsam und verwahrlost. Aus dem Boden sickert überall das Wasser, wie auch zu S. Vitale die Basis der Säulen im Wasser steht, so daß sich dieses seit dem Altertum durch die Versandungen gestaut haben muß. Wegen der Feuchtigkeit sind die Wände und Pfeiler vom grünen Schleim der Algen überzogen. Die Mosaiken des Chors bröckelten los, schlechte Fresken wurden eingeflickt, in die Gegenwart reichen nur noch die Bildnisse der Erzbischöfe, eine

lange stattliche Reihe verschiedenartiger Köpfe. Die Glanzzeit Ravennas liegt zwischen der Römerwelt und dem Mittelalter, auf dem Übergange vom Heidentum, welches die byzantinischen Kaiser in das Grab stießen, zum Christentum, das die Morgenröte der Apostelzeit längst hinter sich hatte. Das mochte die Ursache sein, warum sich die Forscher weniger mit der verlassenen Stadt beschäftigten. Erst jetzt beginnt man ihr größere Aufmerksamkeit zuzuwenden. Man fragt sich: Wo sind die Reste von Classis geblieben, wie konnte der berühmte Hafen, in welchem sich die mächtigen Flotten der Cäsaren und Exarchen bargen, so spurlos verschwinden? — Man glaubt jetzt seine letzten Spuren in den Lagunen am Pinienwalde zu erkennen; der Arm des Po, welcher ihn speiste, sei in einem eigens angelegten Becken geklärt worden und in dieses hätten sich dann die zwei Flüßchen ergossen, welche jetzt südlich von der Stadt träg durch die Ebene schleichen. Nachgrabungen dürften leicht glänzende Erfolge liefern. Das erklärte uns ein Architekt, der sich der Sicherheit halber uns angeschlossen, und belegte die Erklärungen mit den Plänen, welche ein italienischer Ingenieur veröffentlicht hatte.

Nachdem wir alles besichtigt, kehrten wir zurück, weitere Ausflüge verboten sich von selber, in den Zeitungen war allerlei von Raubanfällen zu lesen, während die Gendarmerie wenig Geschick im Abfangen der Strolche bewies. Der Bandit Omobono konnte sich drei Jahre in der Gegend umtreiben, und Märkte und Bäder besuchen, morden und stehlen, bis ihn endlich sein Schwager niederstreckte; Casadio wurde von drei

Bauern überwältigt; einem brachte er einen tödlichen Schuß bei. Von den Übelständen italienischen Gerichtswesens wollen wir schweigen, es leidet wie anderswo an den unpassenden Formen, die fremden Völkern entlehnt wurden und an den schwachsinnigen Phrasen einer Humanität, die eben nicht mehr Humanität ist, sondern so gut Verbrechen, als die, welche sie strafen sollte.

Mantua hatte ich stets rechts liegen gelassen; dieses Mal widmete ich der Stadt Vergils einige Stunden und bereute es nicht. Weniger der Kunstwerke wegen, — wer mag einem Bilde oder einer Statue nachlaufen, wenn sie nicht einen Wendepunkt bezeichnen oder den Gipfel einer Richtung? — sondern wegen des geschichtlichen Eindrucks einer nahen Vergangenheit, die uns jetzt um Jahrhunderte fern liegt, weil ihr Sinn und die hervorragenden Träger desselben unter den Horizont sinken. Karl Albert und Viktor Emmanuel gehören fast wie Garibaldi bereits zu den Heroen der Vorzeit; den ersten König von Italien verkündete sogar die Prophezeihung eines Dichters im Giovanni da Procida, und das jetzige Geschlecht Italias mag immerhin auf die Gräber der Männer von 1848 — um ein Kollektivum zu gebrauchen — Lorbeerkränze legen, sie werden nicht welken! Nur mit den Denktafeln und Denkmälern sollten sie etwas vorsichtiger sein. Den Genius der Humanität, der auf dem Platze zu Mantua mit der Fahne emporschwebt, haben wir schon öfters als Ballettbuben belächelt, und die Löwen führt eine bekannte alte Jungfrau, mit der wir ja nicht auf die Italia anspielen, als Pinscherln in den Sonnenschein der Promenade.

Wie wenig entspricht das dem finstern Anblick des Palastes der Gonzaga, wo die Kriegsgerichte untersuchten und verurteilten. Über der Bastei dahinter jagte der Sturm die traurigen Wolken, ich gedachte der Verse Aleardis:

Spuntava un'alba gelida. Le nebbie
Fumavano dal lago. In mezzo a un campo
Scellerato spingea le immonde braccia
Un patibolo al ciel, quasi pregasse
D'essere fulminato; e una silente
Siepe di plebe, in ira a Dio, fissava
Coi mille occhi la fronte inalterata
D'un morituro. Si salutò l'Italia
Serenamente . . . Un furbine di nebbie
Coperse il vesto . . .

Im Vorüberflug will ich sentimentale Gemüter aufmerksam machen, daß jetzt zu Verona am Haus der Capuletti neben der rührenden Marmortafel auch noch eine andere Inschrift prangt: „Giuseppa Ovari levatrice approvata della r. Università Padova“.

Am 19. April landeten wir mit dem Dampfer zu Garda. Die milde sonnige Bucht hätte eine Zukunft wie Riva und Arco, sie darf aber nicht ein Nest für Dreckkäfer bleiben. Man bezeichnet uns den Syndikus als einen verständigen, wohlmeinenden Herrn, mög er sich dareinlegen! —

Kaum haben sich noch Erinnerungen an die alte Bedeutung des Ortes erhalten, doch möchte ich auf Dietrich von Bern beziehen, was mir eine Frau erzählte. Im Acker ihres Bruders liege eine goldene Jagd vergraben: Der Jäger, die Hunde und das Wild, man habe oft schon nachgesucht, aber nie was gefunden. Am

Tore des Domes von Verona ist Dietrich dargestellt, wie er auf der Jagd dem Wild in die Hölle folgt.

Daß im 12. und 13. Jahrhundert deutsches Wesen mächtig auf Italien wirkte, ist bekannt, überall begegnen wir den Schöpfungen deutscher Künstler. Ein solcher verfertigte auch das Taufbecken im Battistero hinter dem Dom zu Verona; auf den Marmorplatten Szenen aus dem Leben Christi voll dramatischer Kraft und Erregtheit. Wie leidenschaftlich ist Maria, welcher der Engel die Botschaft gebracht, aufgesprungen, die Linke fast drohend wie zur Abwehr erhoben! — Die Bildung der Köpfe erinnert wie bei den Statuen auf der Wechselburg in Sachsen unabweisbar an die Antike, der Zusammenhang ist freilich nicht aufgeklärt, wohl aber darf man hier an den späteren Nicola Pisano denken, und vielleicht schlingen sich da Fäden, welche bisher niemand vermutete.

Einen Ausflug zu den Steinbrüchen von Pazzone vereitelte der heftige Regen; ein uralte Platane von einem Umfang, wie wir bisher nie einen Baum gesehen, versammelte unter ihrem Schatten wohl schon die Helden der Völkerwanderung, wie jene, welche in Griechenland jüngst von Zigeunern verbrannt wurde, bereits das Armband des Xerxes trug; sie ist die einzige Merkwürdigkeit des großen Dorfes Castrino. Durch den Nebel erhoben sich die Schanzen der neuen Forts, welche die Italiener gegen Tirol errichteten.

Was birgt die Zukunft?

Zwischen Deutschland und Italien

Zu Innsbruck brauste der Scirocco durch das Gebirge und ließ die Lawinen los, daß sie donnernd in das Tal stürzten, wahrscheinlich regnete es also im Süden. Dessenungeachtet wagte ich wieder meinen Pfingstausflug: ich wollte vom Monte Baldo Grünerde und einige Handstücke Basalt holen. Das Barometer behielt jedoch recht; überall Nebel und Wasser und zwar nicht bloß von oben, sondern auch unten. Die Bäche waren ausgetreten, die Etsch hatte alle Auen in braunrote Lachen verwandelt, aus welchen die frisch belaubten Pappeln und Weinstöcke traurig emporragten; der Avisio floß in zahllosen Strömen über sein breites Bett und zernagte die wenigen Trümmer von Gebäuden, welche frühere Überschwemmungen übrig gelassen. Das sind die Folgen der Waldverwüstung, welche Süd-Tirol bald in einen Karst umwandeln wird, um so schneller, je mehr die Ausfuhr des Holzes in das abgeforstete Italien zunimmt. Jeder Bahnzug liefert Bretter und geschundene Stämme — Museln — nach Verona und bis Mailand und Venedig; das Volk bezeichnet mit einem traurigen Witze die Mörder seiner Wälder als — Muselmänner. Damit ist aber dem Übel nicht gesteuert; an Witz hat es in Österreich nie gefehlt, auch nicht an guten Gesetzen.

Zu Mori goß es in Strömen, die Wolken senkten sich immer tiefer, und da nun gegen den Beschluß des Himmels nicht anzukämpfen war, so ließ ich mich geduldig nach Verona führen. Diese Stadt ist mir altbekannt und lieb; ihre schönen Bauten schmückt nicht bloß der Zauber der Kunst, es adelt sie auch die Erinnerung an römische Größe, an urdeutsche Heldensagen. Im Kaffeehause sagte man mir, dieses Mal habe ich es besonders gut getroffen, es werde die Jahresfeier der Verfassung gehalten. Hier und da begann man aus den Fenstern Fahnen und Teppiche zu hängen; wenig Neues, manches lumpig und zerschlissen, das meiste verwaschen und abgeblaßt; kann es auch anders sein? Es gehört eben auch zu den Errungenschaften der Neuzeit, daß man fast alle Wochen die bunten Lappen flattern läßt. Einzelne Festbüblein und Festmädeln, geputzt wie die Äffchen, huschten aus Equipagen, Musikbanden marschierten vorüber — bum, bum und tschin, tschin! — die Stimmung schien aber frostig wie das Wetter.

Den Leuten geht es etwas schlecht; der Tisch, auf den die Verfassung niedergelegt wurde, ist nicht zum goldenen „Tischlein deck dich" geworden, und das selige Zeitalter der Dichter stieg nie nieder zur Erde; wie das Reich der Ideale schwebt es hoch über den Häuptern der Menschen, die unten ächzend und stöhnend ihr Kreuz tragen, bis sie wieder Staub werden und neuen Geschlechtern den Stein des Sisyphus vererben, die ihn ebenso vergeblich aufwärts wälzen.

Mir verleidete die Geschichte; ich ging durch einige abgelegene Gassen, bis ich mich einer weißen Marmor-

halle gegenüber fand, deren Giebel prachtvolle jonische Säulen trugen. Das köstliche Material täuschte nicht über die Kälte und leere Absichtlichkeit des Ganzen, es mochte aus dem Anfange dieses Jahrhunderts stammen, man sagte mir jedoch, es sei schon 1710 vollendet gewesen. Das ist eine merkwürdige Vorwegnahme des antikisierenden Stiles, wie er etwa nach Winkelmann und Mengs herrschend wurde und ganz gut zum leeren Gepränge des Napoleon-Kultus paßte. Es war die Kirche des h. Sebastian. Man hämmerte drin, ich trat ein. Im Halbrund des Chores eine Reihe Armstühle, die Wände mit rot-weiß-grünen Tapeten verhängt, zwischen denen die Altäre hervorguckten. Ich fragte: die Kirche ist den Gläubigen entzogen und dient nur noch festlichen Zwecken, der Verteilung von Schulprämien und dergleichen. Dieses Mal haben es die Veroneser richtig getroffen; von den gotischen Domen würde keiner zum Geflunker passen, und wir können froh sein, daß wir nichts zu hören brauchen. Ich atmete auf, als ich bei dem Gedanken daran zwischen den Salatstauden, Kohlköpfen und Kürbissen der Piazza d'erbe hinging. Dort die Statue Dantes, modern durch und durch; der Alte schaut melancholisch drein wie ein Student, der das erstemal bei dem Examen durchgefallen. Indes hatten die Veroneser ein gutes Recht, ihm ein Denkmal nach dem Tode zu errichten; ihre Fürsten ehrten und bewirteten ihn bei seinen Lebzeiten; anderswo stellt man die große Bettelbüchse für Monumente auf, nachdem man die Dichter hungern und mit Kot bewerfen ließ.

Wer die Kirche S. Anastasia betritt, kehrt um fünf

Jahrhunderte in das Mittelalter zurück, dessen Stimmung uns in solchen Räumen noch immer gewaltig ergreift. Der Gebildete hat das selbstverständlich hinter sich, es ist aber nur die Frage, ob nicht eine spätere Zeit unsere Epoche gleichfalls dem Mittelalter anschließt. Wer die Welt nicht bloß vom Kaffeehaustische betrachtet, dem kommt hier und da vor, als sei es noch lange nicht überwunden, ja es erheben sich Gestalten frisch und kräftig, die man nicht bloß begraben, sondern schon vermodert glaubte. Doch wozu das Geschwätz eines einsamen Träumers auf einem morschen Strohstuhle in S. Anastasia!

Ich hatte gerastet. Der Regen rieselte zwar noch immer, ich trat jedoch ins Freie. Vor dem Portale, das den Sarg des Tiroler Grafen Wilhelm Castelbarco, eines Freundes von Dante, trägt, war eine Menge Leute versammelt, zur Seite stand ein alter Kerl an einem Tische mit allerlei Blechgeschirr und Tassen, auf die er winzige Portiönchen Gefrorenes schöpfte. Schon wollte ich fragen; da wurde hinten ein Tor aufgetan, und wie aus einem Taubenschlage stürzte, rannte und kugelte ein Gewimmel von Kindern heraus, wie ich es noch nie gesehen. Das war ein Geschrei und ein Lärm, ein Toben und Lachen, ein Wuseln und Springen! Wer einen Centesimo im Sacke hatte, kaufte von dem süßen Eise; zwei Mädchen stellten sich einander gegenüber, das eine hielt die Schale, das andere atzte abwechselnd mit dem Löffel sich und die Freundin. Größere Jungen trugen Kinder, die noch nicht recht laufen konnten, huckepack davon, etliche stiegen in einen Fiaker. Da es nun gar

kein Ende nahm, so wendete ich mich an einen Mann, wie es schien, einen Arbeiter. Er gab mir den Bescheid: das sei die Kinderbewahranstalt, täglich kämen etwa an die tausend, und zwar nicht bloß aus armen, sondern auch aus reichen Familien, wie ich ja eben den Wagen gesehen. Als er fertig, bettelte er, ich solle seinem Buben da auch etwas Eis kaufen. Ich entsprach seiner Bitte; da hoben sich aber hundert Händchen, und alles schrie: „Mir auch! Mir auch!“, so daß ich mich eiligst aus dem Staube machte.

Wir halten es für menschlich schön und gut, daß hier die Kinder reicher und armer Leute zusammenkommen; das Kind sei Kind und nichts als Kind, nichts als Mensch, dann werden sich auch später über manche unnatürliche Schranken, welche Stand und Vorurteil aufgerichtet, Herz und Hände finden. Auch die Toten sollte man nebeneinander lassen, wenn auch vielleicht nicht in Reih und Glied, wie sie der unabwendbare Pfeil hinstreckt, denn wir tragen der Zusammengehörigkeit von Familiengliedern volle Achtung, so doch auf dem gleichen Friedhofe.

In Florenz beliebt man es freilich anders.

Dort geh ich abends am liebsten nach San Miniato; ich setze mich auf die Mauer der Bastei, wo die frischen Lüfte aus dem Arnotale wehen, und schaue dem Spiele der Lichter zu, welches die sinkende Sonne auf den Bergen und in den Wolken erzeugt. Da tupfte mir heuer jemand leise auf die Schulter, ich wendete mich, ein junger Soldat redete mich höflich an: „Guter Mann, der Gottesacker ist für die Reichen, wo tut man denn die Armen hin?“ Ich hatte nie

daran gedacht; betroffen schaute ich herum; unter all diesen Marmorsteinen, wo Engel Goldinschriften bewachten, konnten nicht die Leiber armer Leute von der Not des Lebens ausruhen. Ich hatte keine Antwort, doch gab sie der Totengräber: „Dorthin nördlich nach Tresziano, fünf Miglien von der Stadt!“ — Schickt auch eure Leichen dahin, ihr Vornehmen und Geldprotzen, sie duften nicht besser als die der Proletarier, und man ist dann nicht in Gefahr, auf diesen reinen Höhen ihre Dünste einatmen zu müssen.

Da blast der Tod den Hobel aus,
Und dann ist alles gleich!

Ich zog mich in ein Kaffeehaus zurück. Ein Kaufmann, ein schlichter, verständiger Bürger, erzählte mir mancherlei aus den Tagen der Österreicher; jetzt wolle man draußen an der Wand eine Tafel einmauern. Als nämlich 1866 Verona an Italien fiel und die Österreicher abmarschierten, habe man sie von hier aus verhöhnt und mit Schmutz beworfen. Darüber wütend, drangen sie ein und spießten mit den Bajonetten etliche, unter diesen auch ein Weib. Schändlich, gewiß! aber sollten sie dem Gesindel vielleicht höflich Zigarren anbieten? Wenn die Veroneser so denkmalwütig sind, nun auf den Etsch-Brücken ist ja auch noch Platz! Dort überfielen Lumpe wehrlos heimkehrende Soldaten und warfen sie in den Fluß, so daß sich die Räder der Mühlen stauten. Da hatte man kein Wort des Tadels; man rieb sich die Hände und flüsterte vergnügt: „Uno meno! — Einer weniger!“ — Das ist kleinlich; große Völker begraben solche traurigen Ereignisse mit dem Frieden, und das ziemte auch den Italienern, die sonst

so viele und edle Eigenschaften besitzen. Besser täten die Veroneser, an ihren Brunnen Warnungstafeln für die Fremden anzubringen, damit sie ja nicht trinken. In Aversa entspringt nämlich eine schöne Quelle, diese benützt aber das ganze Dorf als Bassin für die Wäsche und derlei schmutzige Dinge, dann wird das Wasser nach Verona geleitet und speist die Röhren auf der Piazza d'erbe und vor S. Anastasia. Dem ließe sich doch abhelfen, und das gereichte der Stadt jedenfalls mehr zum Vorteile und auch zur Zierde als die kostspieligen neuen Anlagen auf der Piazza Brà, die sie nach Vittorio Emmanuele umtauften und so der Geschichte ins Handwerk pfuschten.

In der Frühe bei starkem Regen nach Peschiera. Der Bahnzug fliegt an den zahlreichen Forts und Erdschanzen vorüber, welche die Österreicher erbauten. Die Italiener wissen, daß sie nicht für, sondern gegen sie errichtet sind, sie sind auch nicht auf die neuen Geschütze berechnet, darum erblickt man auf dem Kamme selten eine Schildwache, noch seltener eine schwarze Kanone; die Ziegel zerbröckeln, in den Rasen zieht der Regen Furchen. Peschiera, das Ausfalltor gegen Norden, ist in besserem Stande, im Arsenale erheben sich Kugelpyramiden, in langen Zeilen liegen Geschütze verschiedenen Kalibers, auf Schritt und Tritt begegnet man den flotten Bersaglieri, die man als die besten Soldaten Italiens bezeichnet. Ich könnte von diesen Dingen noch mancherlei erzählen, die Soldaten nehmen sich aber auf dem Papiere nicht so gut aus wie auf dem Tanzplatze. Peschiera mag ein gesunder und anmutiger Aufenthalt für Frösche und Aale sein, sonst

gilt es für einen fiebrigen, langweiligen Platz. So hatte ich nichts dagegen, als endlich der Dampfer klar machte und mich nach Norden trug. Gern wär' ich in Lazise ausgestiegen; im Gegensatze zu Peschiera behielten Mauern und Türme der Stadt den vollen Charakter des Mittelalters und böten den Malern gewiß vortreffliche Motive — wenn diese herkämen. Im Süden erhebt sich noch die zinnenreiche Burg der Bevilacquas, deren Renaissance-Palast zu den architektonischen Zierden Veronas gehört. Sie waren wie so viele andere mit den deutschen Kaisern nach Italien gekommen, hatten hier ihr Lehen erhalten und sich dann gründlich verwelscht. Das gilt wohl im Mittelalter vom ganzen so kriegerischen Adel Ober-Italiens und Toskanas; in den Adern vieler Männer, welche dem Ruhme Italiens weltgeschichtlichen Klang verliehen, rollte wohl deutsches Blut. Wir fordern sie nicht für uns; das deutsche Volk ist so reich an historischer Glorie, daß es für seinen Ehrenkranz keine Blumen in fremden Gärten zu pflücken braucht, nur jene verlorenen Söhne bedauern wir, die, in Deutschland geboren, zu bald die heimische Art verleugnen und noch gar eine Ehre dareinsetzen, dieses zu tun.

Der Wind drehte sich, ein leiser Lufthauch wehte aus Norden und ließ besseres Wetter hoffen. Ich vertraute dem Zeichen und landete in Garda; freilich nicht im Hafen, der See war so gestiegen, daß er nicht bloß die Dämme überflutete, sondern auch den Zugang der Straßen sperrte, deren Schmutz wegzuwaschen er dennoch nicht vermochte. Mein greises Wirtspaar „alle tre corone“ lachte mir zum Gruße frisch und

wohlauf entgegen; aus dem Hintergrunde der schwarzen rußigen Küche leuchtete das Feuer und spiegelten kupferne Kasserolen, mein Zimmer mit den Ziegelfliesen war auch in Ordnung. Ich fühlte mich behaglich wie zu Hause, bald dampfte ein wohlgeölter Risotto auf dem Tische, und als ihm ein dicker, blau gesottener Hecht — lusso in bianco — folgte, vergaß ich Wind und Wetter und wurde so übermütig, daß ich meine Wirtin in einem feurigen Ritornell besang:

Lusso in bianco!
Le ragazze di Garda sono molto belle,
Ma non mi amano neanco.

Aus Schrecken ob dieser Ausgelassenheit des alten Professors standen der greisen Wirtin wie Hekuba die schneeweißen Haare zu Berge, sie staunte mich sprachlos an, bis Sohn und Töchter in ein schallende Gelächter ausbrachen. Sie zog sich verschämt in die Küche zurück, und auch dort ging der Lärm los. Die Übersetzung ins Deutsche könnte mir nicht so gelingen wie das Original, und so wird sich wohl auch Paul Heyse, der feinste Kenner italienischer Sprache und Literatur, kaum daran wagen.

Unterdes hatte sich der Himmel aufgeheitert.

Das Gebirge, welches südlich von Garda die Bucht einschließt, hat eine wahrhaft klassische Form; es gleicht einem ruhenden Löwen. Die vordere Höhe stellt die Brust und den Kopf dar, wie er über den See in ruhiger Majestät hinauslugt; er ist durch einen flachen Sattel vom Rücken geschieden. Dort stand die Hochburg von Garda, der alte Garten der Heldensage. Vielleicht blühen deswegen hier Rosen und Feuerlilien so rot,

vielleicht prangt deswegen der Zytisus und die Orchis in so tiefem Purpur. Nirgends tut sich so prächtig der Blick in das reiche deutsche Kaisererbe auf als da droben, wo er hinschweift über die herrlichen Gefilde der Lombardie und der Mark von Welsch-Bern. Du kannst hier einsam träumen, bis dich die Abendglocke nach Garda ruft und der erblassende Tag den Sternen wich.

Dieses Mal verließ ich meinen Felsensitz, ehe sich die Sonne neigte, und stieg vom Sattel zur Gartenmauer des Klosters auf dem anderen Grat empor. Die Tür lag in der Klinke und gewährt leicht Einlaß. Eine Treppe von steinernen Stufen, wo feuchte Polster von Moos grünten, führte allmählich hinauf. Zuerst zu einer Terrasse; Wurzeln hatten hier und da die Steine auseinandergetrieben; sie war vor der Hitze durch dichte Zypressen geschützt, welche ihre Äste eng verflochten. Aus dem Gebüsche schimmerten die korallroten Beeren des Mäusedorns, leuchtete die gelbe Blüte der Kronwicke. Ich verschnaufte, dann ging es wieder vorwärts, bis ich den Hof des Klosters erreichte. Hof und Kloster kann ich eigentlich nicht sagen. Ich stand vor einer grünen Wiese zunächst einem Ziehbrunnen; aus den Fugen der Ziegelwand erhoben sich die Schößlinge des wilden Feigenbaumes und die feinen Fiederchen eines Farns, den man bei uns in Töpfen hält. Zu beiden Seiten standen je sechs ebenerdige Häuschen mit Gärten dazwischen; jedes hatte Raum für eine Küche, eine Speisekammer und ein Stübchen. Neben der Tür war ein Schalter, den ein brauner Laden verschloß, um Sachen hineinzuschieben. Vor jedem Häuschen erhebt

sich, von Latten gestützt, ein Weinstock; der dicke Stamm läßt auf ein hohes Alter schließen. Alle tragen eine eigentümliche Art Trauben mit den sogenannten Zapferlbeeren. Hinten in der Mitte erblickte man die kleine Kirche im Barockstile; wie Zwiebel auf dem Markte hingen vor einem Fenster, an eine Schnur gereiht, gebleichte Totenbeine. Das Innere des Gebäudes war einfach; die Marmorsäulen der Altäre und die gelben Pfeiler kann man kaum als Luxus deuten, denn diese Steine finden sich überall bei Torri. Links ragt ein steiler Hügel empor, steinerne Stufen leiten hinauf, es ist jedoch alles verwildert. Zypressen, Ginster und anderes Gesträuch hindert den Zugang und hemmt die Aussicht. Droben steht ein Marmorkreuz. Zu den Männern, die hier in seliger Weltvergessenheit auf das üppige Land hinabschauten, mochte der Versucher hintreten und ihnen zuflüstern: „Dieses alles will ich euch geben, wenn ihr mich anbetet!" — Sie hätten die weiße Wollenkutte nicht mit dem Galakleide des Edelmannes, den irdenen Napf nicht mit dem goldenen Topfe auf seinem Tische vertauscht! Wie manches Herz mag in diesen ärmlichen Häuschen nach den Stürmen des Lebens Ruhe gesucht, wie mancher Große, nachdem er hier klein geworden, den Frieden gefunden haben. Hier wohnten nämlich Einsiedler des h. Romuald, dessen Bild uns Gregorovius in der Geschichte der Stadt Rom so schön zeichnet. Er stiftete 1012 seinen Orden an den Quellen von Camaldoli im Apennin; eine Vision zeigte ihm, wie die Brüder desselben auf der Himmelsleiter emporstiegen. Die Zucht war eine sehr strenge, nur an den höchsten Feiertagen der Genuß des Fleisches gestattet,

und dennoch mehrte sich die Zahl der Mitglieder, zu denen auch ein Doge gehörte, fort und fort. Später machte man freilich Ausnahmen von der harten Regel, das Leben wurde geselliger, genußvoller, doch blieben manche Konvente bei dem alten Gesetze, bei der Armut der Väter: so auch die Mönche von Garda, welche, mit Grund und Boden nicht reichlich ausgestattet, im Felde selbst Hand anlegen mußten, um die Speicher für das ganze Jahr zu füllen. Das Kloster wurde laut einer Inschrift von einem edlen Veroneser 1673 gegründet und aus den Trümmern der Burg Hildebrands erbaut. Der eiserne Besen Napoleons fegte die Mönche fort und zerstreute sie in die Welt, der sie entflohen waren. Den ganz kleinen Besitz brachte ein Graf in Verona an sich; er benützte ihn wegen der herrlichen Lage zeitweilig als Sommerfrische.

Da können wir nun ein Bild entrollen, welches dem modernen Geschmacke mehr zusagt als die weißen Kutten und das Brevier der Mönche. Es ist Herbst. Aus der engen Zelle gucken durch das Weinlaub die schwarzen feurigen Augen einer Julie, ihr dunkles Haar mischt sich mit den Ranken. Da singen bei uns in Tirol die Kinder:

Die Klosterfrau im Schneckenhaus,
Die meint, sie sei verborgen,
Da kommt der Pater Guardian
Und wünscht 'n guten Morgen.

Da ist er schon! Er trägt einen neuen Zylinder und buttergelbe Handschuhe, mit dem Goldknopfe des Stöckchens schlägt er an den braunen Schalter, ein Lächeln fliegt über das Antlitz der Dame. — Ob sie ihm

öffnet? — Das möge die Phantasie eines deutschen Klassikers des Pfennigromanes schildern, wir überlassen ihm den Stoff ohne Anspruch auf Perzente.

Die Sache hat jedoch ihre ernste, sehr ernste Seite, sie streift sogar ins Gebiet des verruchten Sozialismus. Ohne Frage gehören die Besitztitel, welchen die Hierarchie ihre Güter verdankt und verdankte, zu den legitimsten und ältesten der Welt, und um so größer war der Rechtsbruch, der sie einfach kassierte. Fürsten und Regierungen, welche nicht wagten, das Eigentum der Privaten anzutasten, strichen das Erbe der Kirchen lachend ein, da aber unrecht Gut kein gut tut, so war der Raub bald verschleudert und die Kassen füllten sich nicht. Man erwidere nicht: die Mönche entsprachen den Absichten der Stifter längst nicht mehr, sie praßten und schwelgten vom Überflusse, der eigentlich den Armen gehörte. — Warum wendet ihr das nicht auf den üppigen Sohn des reichen Vaters an, der seine Millionen mit schmutzigen Händen auf der Börse zusammenjobberte, der vielleicht als Wucherer brave Familien an den Bettelstab brachte? — Ihr deutet mir entrüstet auf den trägen Müßiggang der Mönche, unsere Zeit fordere die Arbeit, die harte, trockene Arbeit. Wir wollen die Berechtigung dieses Vorwurfes nicht von Fall zu Fall untersuchen, sondern nur fragen, ob die zahllosen Faullenzer in den Kaffeehäusern und an den Spieltischen der Städte auch Mönche seien? — Muß denn jeder von der Wiege bis an den Sarg ein Rad in der ungeheuren rasselnden, prasselnden, schnurrenden, menschenverschlingenden Weltfabrik sein? Ihr rühmt die Freiheit des Individuums als eine der größten Errungenschaften der Neuzeit und mißgönnt einem

armen Mönche, der bei seinem Kohl und Wasser im Beichtstuhle vielleicht hundert kranke Herzen getröstet hat, sein Dasein.

Nicht wahr, das klingt sehr reaktionär im Munde eines liberalen Professors der Geologie, die doch von so vielen Revolutionen zu erzählen weiß? Das Blättchen ist nur auf einer Seite schwarz, auf der anderen rot, sehr rot. Höher als jedes verbriefte Recht, und wäre es tausend Jahre alt, steht das urewige Recht der Menschheit, der Vernunft, der Humanität. Ihr habt die Klöster dem Zeitgeiste geschlachtet, um euch von ihrer Habe zu mästen, seht euch vor, daß der Zeitgeist nicht auch euch fasse, denn er ist konsequent wie der Instinkt und zieht die Folgerungen seiner Prinzipien mit eherner Logik. „Die Erde ist Gottes!" verkündet die Bibel; „die Erde ist der Menschheit!" fügt das moderne Bewußtsein ergänzend bei. Schaut nach Apulien, auf die Campagna Roms, einer besitzt Quadratmeilen, die er mit Schafen beweidet, während Hunderte von Menschen, die Weib und Kind gern durch ihre Arbeit erhielten, die Hände müßig hängen lassen müssen. Da schleicht der Bandit und fängt den reichen Possidente und preßt ihm die goldenen Marenghi als riscatto aus den Nägeln. Seht ihr dort die Tränen des irischen Pächters, den der britische Lord mitleidslos vom Kartoffelfelde treibt? — Er greift zur Büchse, und diese zahlt ihm die Tränen mit Blut.

Seid doch konsequent! „Die Erde ist Gottes und der Menschheit!" Nicht uns gehört sie, und wenn ihr die Mönche, welche sich freilich nicht wehren konnten, als Drohnen ausjagtet und euch ihr Gut in Käufen, die

man meistens als Scheinkäufe bezeichnen kann, aneignetet, so denkt doch an das „Heute mir, morgen dir!" Der Großgrundbesitz der Kirche war dem Gemeinwohle schädlich, doch der eurige? — Vorläufig drückt der Fluch eines solchen Großgrundbesitzes nur Italien und England, nicht Deutschland und Österreich, darum dürfen wir wohl unbehelligt von der Sache reden; wir glauben sogar, daß sich die Gefahr durch eine billige Grundentlastung mit Geld und ohne Blut beschwichtigen läßt: wurden doch Leibeigenschaft, Zehent und Roboten abgetan und die Grundfesten des Staates nicht erschüttert! — So manche Äußerung jedoch, die ich in Italien aus dem Munde von Kolonen und Arbeitern hörte, läßt mich schließen, daß der Zeiger der Uhr bereits auf die elfte Stunde vorgerückt ist.

Mit so ernsten Gedanken stieg ich in das Tal nieder; es war tiefe Nacht, als ich Garda erreichte; ich wendete mich um: über der Rocca stieg der Mond, und in den Ölbäumen und Zypressen flüsterte der laue Wind von den süßen Geheimnissen der Romantik.

Die aufgehende Sonne traf mich auf dem Wege nach Torri durch die Ölwälder, Lorbeer und Cypressen am Kap S. Vigilio; wer hier in den Gärten der Villa Michelis zwischen den Oleanderbüschen und Myrten den Sommer zubringen und den nordischen Winter in diesen herrlichen Landschaften vergessen dürfte! Praktischer wäre es freilich gewesen, wenn die deutschen Kaiser nach dem Fingerzeige Sybels an die Weichsel statt an den Tiber marschiert wären und dort struppige Slawen germanisiert hätten, die blonden Hohenstaufen zogen jedoch die Äpfel der Hesperiden vor, und weil

doch alle menschliche Pracht und Größe hinfällig ist, so bleibt ihnen wenigstens das Strahlendiadem tragischer Majestät.

Die Morgenluft hatte sich gelegt, wie ein Spiegel aus blauem Stahl lag der See, hier und da schnalzte ein Fischchen und schlug die allmählich verebbenden Wellenringe; mehr Aufmerksamkeit erregten die zahlreichen Nattern, die den Kopf erhoben über die Oberfläche, schwammen oder plötzlich erschreckt untertauchten und sich auf dem Kiese weiterwanden. Der Ammoniten, von denen ein besonders charakteristischer zu Ehren der Gattin Murchisons benannt ist, gedachte ich wohl auch; gerät man jedoch in einen Steinbruch und fängt zu hämmern an, dann behüt' Gott, man kommt nicht so schnell weiter.

Jenseits von Torri rückt das Gebirge nahe an das Wasser, ein Bach rauscht über den Felsen nieder; nebenan die Ruinen einer Mühle, aus den Spalten des morschen Bodens wächst der Feigenbaum und die Blumenesche, deren Duft uns entgegenzieht, am Gehänge blüht der rote Spornbaldrian, der aromatische Diktam, die bittere Raute und eine blaue Glockenblume mit hohen Rispen. Das war ein kühles Plätzchen zum neunern, dabei mochte sich der Blick vom Bilde in der Nähe wohl auch hinüber verirren zum steilen Monte Ardo, ans rote Gestade von Gargnano und in die Bucht von Salò. Noch immer ragt das Vorgebirge Manerba stolz empor, wenn auch seine Krone, der Tempel der Minerva, längst zerbrochen ist, und dort Sermione wie ein Schild auf dem See; man erkennt eben noch die Pfeilerreihen der römischen Villa und den Hain von

Oliven dahinter mit der Erinnerung an die graziösen, seelenvollen Liedchen Catulls.

Weiter!

Bald war Castelletto in Sicht; vor Castelletto eine verlassene romanische Basilika, die dem heiligen Zeno geweiht war, dessen Verehrung sich von Verona aus, wo er als Bischof wirkte, nach allen Richtungen verbreitet hatte. Er ist eigentlich ein Heiliger für die Fischer; er hatte keine so reiche Pfründe wie seine Nachfolger mit dem Goldreif und mußte daher den Unterhalt mit der Angel suchen, deswegen trägt er die Rute in der Hand und gewöhnlich ein paar versilberte Fische. Solche uralte Basiliken mit Holzdächern traf ich da und dort außerhalb der Ortschaften, die Wallfahrer haben daran vergessen, und so veröden sie, bis sie wohl gar dem Steinbrecher verfallen. Der Wanderer freut sich dieser Bauten, aus jeder Ritze der braunen Mauern drängt sich Farn- oder hängt das zierliche Zymbelkraut.

Vor Cassone gesellte sich ein Bauer zu mir; da er einen Karren mit Maulbeerblättern für die Seidenraupen vor sich herschob, so ließ er sich Zeit, und ich hatte eben auch nicht Eile. Er erzählte mir, daß gestern die Gegend wieder von einem Erdbeben erschüttert worden sei, wie sie denn seit etlichen Jahren häufig von Stößen, die ein starkes unterirdisches Rasseln und Rollen begleitet, in Schrecken gesetzt wird. Im See liegt ein großer Steinblock, der sich unlängst losgelöst hatte. Weiter droben waren die grauen Schichten des Lias zusammengebrochen, haushohe Trümmer balanzierten übereinander. Wann dieses geschehen, wußte mein Bäuerlein nicht; da die Kanten der Steine noch

scharf waren, so konnten schwerlich viel Jahrhunderte verflossen sein. — Warum ist denn aber gerade Cassone der Mittelpunkt eines solchen Stoßgebietes? An vulkanische Wühlereien war nicht zu denken. Ich ging sinnend vorwärts, je näher ich dem Orte kam, desto vernehmbarer wurde ein mächtiges Rauschen; ich bog um die Ecke eines Hauses und blieb überrascht stehen. Ein Fluß kristallklar und blau wie der See, schäumend von luftigen Perlen, sprang mir entgegen; ein Fluß? —nein — eine Quelle, denn nur wenige Schritte aufwärts brach sie neben der Kirche aus dem Boden, wasserreich genug, um allenfalls Kähne zu tragen und Mühlen zu treiben. Die Tagwässer sickern in die Tiefe, sie sammeln sich unterirdisch von allen Seiten, lösen und zersägen auf diesen heimlichen Wegen den Kalk, es entstehen Hohlräume, und wenn diese der darüber liegenden Last nicht mehr gewachsen sind, stürzen sie ein und veranlassen eben die Erdbeben. Das ist hier der Zusammenhang der Dinge, und es ließe sich zur Erläuterung manches beifügen, aber die schönen Leserinnen streben ungeduldig vorwärts zum Steinbruche ober Cassone: was da für prächtige Ammoniten sind! Besonders einer mit breiten Rippen, etwa zehn Pfund schwer, wir legen ihnen diesen vor allem an das Herz: er hat ja den Beinamen von dem schwäbischen Dichter Ludwig Uhland.

Nördlich von Cassone schiebt sich eine breite Landzunge in den See, fast wie eine Schutthalde, und man trifft auch überall Brocken von Basalt, den man hier wohl nicht erwartet hat. Bald überzeugt man sich, daß die Grundlage dieser flachen Höhe aus Tuffen und

Mergeln bestehe, eine Zusammensetzung, welche die Fruchtbarkeit des Bodens bedingt. Wir gehen nicht am Ufer hin, sondern durchqueren den Abhang, den ein herrlicher Ölwald bedeckt, welcher sich noch tief in eine breite Falte des Monte Baldo hinein- und an diesem hinaufzieht. Zwischen den Bäumen war die junge Saat und das Gras üppig aufgeschossen, aus dem Grün flammten die grellen Blüten des Mohnes, bescheidener zeigten sich die Kornblumen. Bei einer Kapelle öffnet sich der Ausblick auf Malcesine, es liegt wie in einer flachen Muschel, freilich dürfen wir diesen Haufen schmutziger Häuser, welche sich in die winkeligen Gassen neigen, nicht mit einer Perle vergleichen. Bei einem Kirchlein — Madonna della Fontana — bricht aus einer kühlen Grotte wieder eine frische, starke Quelle, sie wäre leicht in das Städtchen zu leiten, die edlen Bürger ziehen aber das Wasser des Sees vor, in welchen alle Kloaken fließen.

Am Holztische in der Wirtsstube saßen etliche welsche Finanzwächter und schlürften bedächtig ihren Quinto, mehr trug es den armen Burschen nicht. Die italienische Regierung denkt sich nämlich: „Man sieht den Leuten auf den Rock und nicht in den Magen", daher kleidet sie dieselben recht zierlich, gibt ihnen jedoch täglich nur 40 Kreuzer, auf welche sie überdies die Einkommensteuer legt. Das reicht für Polenta, mit der man Kapaune füttert, eben aus, daß jedoch die Herren nicht zu fett werden, dafür ist bei Tag und Nacht gesorgt. Die hohen Zölle begünstigen den Schmuggel, und so wird aus Tirol heimlich Tabak, Salz und Petroleum eingeführt. Am Monte Baldo ziehen sich überall

schroffe und steinige Pfade hin, schattenlos und heiß, daß man fast die Zunge heraushängen möchte; bei unruhigem See in dunkler Nacht schleppen die Kähne der gewandten Fischer die verbotene Ware über die Grenze, da heißt es nun hinauf und hinaus, wachen und lauern und schließlich doch nichts fangen. Es ist nun nicht zu verwundern, wenn manche Finanzwächter, wie man erzählt, ihr Schicksal dadurch erleichtern, daß sie einen Teil der Zölle, welche der Staat erheben sollte, in den eigenen Sack leiten, etwa in der Form von Trinkgeldern und den Rest großmütig den Schmugglern überlassen. Es soll geschehen sein, daß sie ihre Käppi wie Opferstöcke auf den Weg legten, wo jene — manchmal 20 bis 30 mit schweren Ballen — vorbei mußten, und nachdem sie den Obolus hineingelegt, nichts mehr sahen und hörten. Hauptstationen für den Schmuggel seinen eine Alpe ober Ala und der Weiler Borghetto an der Etsch.

Malcesine bietet wenig Interessantes, die blau angestrichene Zopfkirche enthält ein altes Altarblatt von einem guten Meister, ich zog jedoch diesmal die Natur und die Erinnerung an Goethe der Kunst vor. Die Leserinnen kennen aus den Handbüchern von Gsell-Fels und Bädecker das Abenteuer, welches er auf der italienischen Reise hier im venetianischen Kastelle bestand und mit gutem Humor auf die Vögel des Aristophanes hinausspielte. „Wie ich mir vorgenommen hatte, ging ich morgens beizeiten in das alte Schloß, welches ohne Tore, ohne Verwahrung und Bewachung jedermann zugänglich ist. Im Schloßhofe setzte ich mich dem alten auf und in den Felsen gebauten Turme gegenüber; hier hatte ich zum Zeichnen ein sehr bequemes Plätzchen

gefunden: neben einer drei, vier Stufen erhöhten verschlossenen Tür, im Türgewände ein verziertes, steinernes Sitzchen, wie wir sie wohl bei uns in alten Gebäuden auch noch antreffen." — Auf diese Beschreibung kann man nur eine hohe Bastion deuten, an deren südlicher Ecke ein steinernes Wachthäuschen steht. Jetzt haben die Finanzwächter, von denen ein Teil auf diesem Luginsland einquartiert ist, den Platz mit prosaischen Kartoffeln bepflanzt. Von Goethe weiß natürlich in Malcesine niemand; wie das wohl öfters geschah, dürfte sich an die Nachfrage der Fremden vielleicht bald eine neue Sage heften. Ob er nicht vielleicht doch einige Spuren seines Erdenwallens zurückgelassen, mögen die feinen Nasen unserer Goethe-Philologen, unserer Goethe-Biographen, deren Spürsinn in neuester Zeit ja das Unglaublichste leistet, verständnisinnig herausschnüffeln.

Aber nicht Goethe allein gedenkt des Garda. Am Südufer begegnen wir Catull, Vergil, Dante und Petrarca, zu Lazise liegt der unglückliche Bettoloni begraben, die Heldensage zu Garda erwähnten wir, in Riva verweilte Maffei lange Jahre, zu Nago ist Gazzoletti geboren, Schloß Gresta war ein Lehen des deutschen Minnesängers Weltram. Da fehlt es nicht an Poetenwinkeln, vielleicht kommt im Kahne, den die Schwäne ziehen, auch noch eine deutsche Sappho in — blauen Strümpfen.

Vom Schlosse sah ich den aufsteigenden Rauch des Dampfers; ich eilte zum Hafen und stieg ein. Von Süden rollten die dumpfen Donner eines Gewitters, aus den Wolken stürzte der Regen, daß das Ufer den Blicken entschwand; damit ich auch diesen Tag nicht

ohne den gewohnten Gruß bleibe, so brachte mir der Wind einige Tropfen.

Der Garda wird viel von jungen Ehepaaren besucht; dort unter dem Ölbaume sitzt ja eines: sie schält eine Orange und reicht ihm lächelnd ein Viertel. Wie das süß sein muß! Könnt' es übrigens besser brauchen, denn ich habe den ganzen Tag geschwitzt.

Den Abend verbrachte ich auf der Veranda zu Torbole. Der gesunde Appetit einer jungen Dame und eines Künstlers hatte mir weder Schnitzel noch Spargel übrig gelassen, und so schaute ich recht melancholisch zum guten Monde empor, der über den Schwärmereien der beiden ein breites, schiefes Maul zog.

Zu Bozen schloß sich mir ein Teil meiner Zuhörer an. Zum Abschiede überreichte mir die Schwarzadlerwirtin einen ungeheuren Strauß in einer Papierserviette, der tags zuvor beim Hochzeitsmahle ihres Sohnes geprangt hatte. Auf den Hut oder an die Brust stecken konnte ich ihn nicht, so marschierte ich denn damit, in der einen Hand den Bergstock, gemütlich voraus.

Die Bauernburschen und Mädchen, welche uns auf dem Wege zur Kirche begegneten, sahen mich lachend an. So ging es bis Blumau. Odysseus fuhr mannhaft an den Sirenen vorbei, freilich hatte er sich mit Stricken fest an den Mast binden lassen; sollten die Studenten den Lockungen der Brauerei widerstehen, hätte ich sie an den Bergstock hängen müssen, dazu fehlten mir leider Schnüre und Riemen. Sie saßen auf den Leim und labten sich an den schäumenden Humpen. Da war eine schöne Kellnerin, mit schelmi-

schen schwarzen Augen schielte sie von Zeit zu Zeit auf den Strauß. Endlich erhob sich einer der Herren und bat mich mit gar beweglicher Stimme, ich solle ihn dem Mädel schenken, denn es wäre gar schade, wenn die schönen Blumen welkten. Ich überließ ihm den Strauß natürlich aus Mitleid für die Blumen, die Kellnerin empfing ihn errötend aus seiner Hand, er hielt ihr eine rührende Pauke: sie solle unser ja gedenken, wenn wir fortgezogen seien, und damit jagte ich das lose Völklein schließlich zum Garten hinaus.

Nun vorwärts im Kuntersweg. Plattenporphyre, Kugelporphyre, Petrosiler, Gips und Kaolin als Zersetzungsprodukt der Feldspate; ich könnte da ein sehr lehrreiches Kollegium halten. — Das Posthaus zu Azwang, wo wir mittagen wollten. Man munkelte leise von einem Spezialwein als süffig, aromatisch, begeisternd, funkelnd wie Topas. Der Wirt schmunzelte, die Flaschen rückten an, und nun vertieften sich die Herren so ins Kosten, daß der Bahnzug, der uns nach Innsbruck bringen sollte, vorüberflog und wir das Nachsehen hatten. Ein Leiterwagen wurde gemietet, ein Student kutschierte; da unsere Sitze nicht auf Federn ruhten, wurden wir gerüttelt und durchgebeutelt, daß uns Hören und Sehen verging. Das Rasseln auf dem Pflaster von Klausen höre ich noch; der Kutscher war so begeistert, daß er am Cantioler vorüber zum anderen Tore hinausfuhr, wo wir scheltend absteigen konnten. Die Herren hätten sich nachmittags am liebsten von der schönen Wirtstochter für den versäumten Zug trösten lassen, ich jagte sie aber ohne Gnade nach Sulferbruck zu den Dioriten und Melaphyren und ließ

sie hämmern und klopfen; erst als es Nacht geworden, führte ich sie zurück.

So war ein Tag verloren!

Professoren, welche im Kuntersweg Geognosie treiben wollen, rate ich als redlicher Kollega: von der Schwarzadlerwirtin keinen Blumenstrauß mitzunehmen, das Bier in Blumau nicht zu kosten, denn die schwarzen Augen der Kellnerin sind etwas warm, die Weinfässer von Azwang links liegen zu lassen und wenn sie zu Klausen nicht in den Roten fallen, welchen Cantiolers Fanni kredenzt, so werden sie richtig über den Brenner heimkommen.

Zwischen Peschiera und Malcesine

Nach einer dreimonatlichen Dürre, die alle Höhen in braunen Karst verwandelt hatte, brachen endlich am 17. und 18. September heftige Gewitter mit starken Regengüssen los, welche die Luft abkühlten, so daß man eine Fußreise am Saume des Garda wagen durfte, um das geognostische Bild des Montebaldo in den Sammlungen der Universität durch neue Handstücke zu vervollständigen. Bequemer wäre es freilich in einer Barke gewesen: man hätte an den geeigneten Stellen gelandet, die Steinbrüche abgeklopft und wäre dann ohne Schweiß und Ermüdung weitergefahren; wir armen Innsbrucker sind aber mit keinen so reichlichen Dotationen ausgestattet wie Graz und Wien, und so stieg ich denn mit meinem Sohne, der mir die Steine tragen half, in die Navicella di San Francesco. Das Sprichwort paßt ganz gut an den Garda, wo ich es zuerst hörte; hier gründete ja der Heilige auf einer Insel ein berühmtes Kloster; leider zerbrach die Himmelsleiter unter der Faust Napoleons, die Besitzung erwarb ein Conte, wie denn überhaupt die Güter der Klöster nicht dem Volke, dessen Väter sie mit ihren Pfennigen gründeten, zustatten kamen, sondern überall an Spekulanten, Kavaliere oder Günstlinge verkauft,

manchmal auch verschleudert wurden. Unter der Navicella des Heiligen versteht man dessen Sandalen, was man anderswo „per pedes apostolorum“ bezeichnet.

Es war Mittag, als wir zu Peschiera aus dem Waggon stiegen, der Ostwind trieb leichte Wölkchen durch den Himmel, am Gestade rauschte das Schilf, das Laub der Ölbäume zitterte und die leichten Schatten wechselten auf dem Grün des Ufers. Wir konnten es nicht besser wünschen. Peschiera liegt seitab in der Tiefe, daß man weder vom Bahnhofe aus, noch im Hafen viel von den Befestigungen sieht, und doch ist es für die Italiener vielleicht wichtiger als Verona, es ist das Ausfallstor gegen Norden. Freilich geschah auch hier nichts zur Verstärkung der Werke und die Österreicher könnten alles finden, wie sie es verließen, wahrscheinlich sogar ein bischen schlechter.

Von Peschiera bis Garda erhebt sich zwischen der Etsch und dem See ein mäßiger Landrücken, der sich gegen Westen sanft unter dem Wasser verliert, gegen Osten ziemlich steil an das Ufer des Flusses rückt und dadurch Stellungen bietet, welche wie die bei Pastrengo, für die Italiener von Wert waren und gewiß auch bei einem Kriege in Zukunft sind. Die Gestalt des Bodens entspricht der Schichtung der geologischen Unterlage: es sind das tertiäre Mergel und Sandsteine, die sich bei Affi und Cavajon in steilen Schrofen erheben und auch die Rocca von Garda zusammensetzen. Überschüttet sind die älteren Gesteine von dem Schotter und Getrümmer der Gletscherzeit. Ich hatte mir keinen Spaziergang vorgenommen; die üppige Pflanzenwelt auf der dicken, fetten Bodenkrume versagt jedoch dem

Geognosten ebenso jede Ausbeute, wie sie den Soldaten im Manövrieren hindert.

Die Straße vom Norden verlegen zwei Forts, vor denen auch noch das Dorf Padenghe eine Stellung bietet, die leicht zu befestigen ist. Hier ist jedoch kaum an einen Angriff zu denken, so lange die Italiener Spiazzi, Montagna und Castelletto oder auch nur Rivoli und Garda behaupten, um so weniger, da nicht die Österreicher, sondern sie die Dampfschiffe und auch in Peschiera Kanonenboote besitzen.

Doch lassen wir diese Dinge und traben wir, nachdem wir die unnützen Hämmer eingesteckt, lustig vorwärts.

Bald ist Lazise, ein Hauptstapelplatz für den Fischhandel am Garda, erreicht. Wie schön nimmt sich der Ort vom Dampfer aus! Aber tritt nicht durch seine Tore der Wirklichkeit näher, die Gegenwart ist ohne Reiz, vom Altertume haben sich nur die Mauern und das vieltürmige Kastell erhalten, welches in den endlosen Kriegen des 14. Jahrhunderts, ich weiß nicht mehr vom wem gegen wen, erobert wurde. Die Kirche hat das gotische Gewand längst abgelegt und sich barbarisch modernisiert, der Zopf des vorigen Jahrhunderts scheint überall in Europa die alte Kunst, die alte Poesie stranguliert zu haben. Das Schloß, der Stammsitz der Bevilacquas, gehört jetzt einem Grafen Buri, der in diesen Gegenden vielfach als Besitzer genannt wird. Wir ließen uns im Kaffeehause an der Piazza grande nieder; das runde Tor zeigte uns einen Ausschnitt des Sees, dessen Flimmern und Leuchten im Glanze der heißen Sonne fast blendete, der unruhigen Bewegung zog hinten ein

blauer Streif des Gebirges die Grenze. Aber was half uns all die Schönheit, wir bekamen nichts zu beißen: selbst Brot und Käse mußten erst aus einem Laden geholt werden. Ich fragte nach Trauben; es war nichts da, und doch hingen sie uns fast über jede Gartenmauer in den Mund.

„Ja, man handelt nicht damit!"

Etwa eine halbe Stunde nördlich erreicht man eine prächtig gelegene Villa: „La Pergolana". — Das Gartentor stand offen, wir traten hinein und erfreuten uns der herrlichen Bäume und der schönen Fernsicht. Neben der Straße erhob sich eine Kapelle; ich erinnerte mich, irgendwo gelesen zu haben, daß sie ein schönes Bild enthalte, und als ich die Tür geschlossen fand, fragte ich eine Frau, welche davor saß und strickte, wo denn der Eingang sei? Sie wies mich in den Garten zurück und ging in das Haus. Auf der anderen Seite erwartete uns ein junger Mann und lud uns ein, einzutreten. Das Gemälde, eine tüchtige Arbeit Brusasorcis, zeigte in lebensgroßen Figuren den englischen Gruß. Ein Wort gab das andere und als ich mich erkundigte, wem denn die Villa gehöre, erwiderte er plötzlich in gutem Deutsch: „Uns!" und führte das Gespräch mit einem leisen Anklange an den schwäbischen Dialekt weiter. Endlich fragte ich ihn: Wo er denn so gut Deutsch gelernt? Er entgegnete: zu Mannheim, er sei über ein Jahr dort gewesen, wie er denn mit seinem Bruder, der sich jetzt zu uns gesellte, in Verona ein Geschäft besitze. Nun wollte ich mich verabschieden; er aber forderte mich auf, auch die prähistorische Sammlung des Hauses zu besehen. Hier

trat sein Bruder als Führer an die Stelle; ich folgte ihm mit einigem Mißtrauen, weil ich nicht viel zu finden hoffte, in den ersten Stock. Ich wurde jedoch angenehm überrascht; in einem großen Schranke war eine Menge Geschirre und Scherben von solchen aus der Zeit der Pfahlbauten aufgestellt, alles mit der Hand ohne Drehscheibe verfertigt. Nachdem wir Stück für Stück durchgemustert, führte er mich an das Fenster und zeigte mir unterhalb der Villa den Platz, wo er mit seinem Bruder die Ausgrabungen machen ließ; auch Feuersteingeräte, Spinnwirtel und dergleichen kamen zum Vorscheine. Weniger, doch manches Elegante lieferte die Bronzezeit von Waffen und Geräten. Der Besitzer lud uns ein, etwas zum Andenken mitzunehmen; wir wählten eine Tonscherbe zum Vergleiche mit den jedenfalls ähnlichen Funden von Ampaß bei Innsbruck, welche mich viel beschäftigt hatten. Tirol ist für das Altertum ein fruchtbarer Boden; mein Sohn sammelt römische Münzen, er hatte zufällig eine kleine aus der Gegend von Landeck im Sacke, und diese ließen wir zurück. Nachdem wir fertig, bot man uns Wein, wir lehnten ab und erbaten dafür eine Traube, welche uns in der Hitze besser behagte. Nach Hause zurückgekehrt, fand ich die Namen der Besitzer der Villa im neuesten Hefte der „Nuova Antologia"; es sind dies die Grafen Cavazzocca. Sollten ihnen diese Zeilen zu Gesichte kommen, so mögen sie meiner freundlich gedenken, vor allem jedoch in der Vermehrung ihrer schönen Sammlung fortfahren.

Der Weg nach Bardolino war so ziemlich heiß; als wir dort angelangt, überlegte ich, ob wir nicht hier

den Dampfer erwarten sollten, der uns in einer Viertelstunde nach Garda brächte, während wir sonst noch lange am sumpfigen Ufer hinlaufen müßten. Für meinen Sohn bestand die Frage eigentlich kaum; als ich sie vorbrachte, zog er sich statt der Antwort gleich in den kühlen Raum einer Schänke zurück. Vor der Tür bot mir ein alter Mann mit herzlichem Gruße die Hand; ich sah ihn an: ich hatte mit ihm vor etlichen Jahren auf dem buschigen Abhange gegen Affi geplaudert, und wie es so meine Art, ihn über Land und Leute ausgefratschelt; später traf ich ihn noch einmal am Hafen, wo er mir einiges über die Schicksale eines schiefen Turmes aus der Feudalzeit berichtete. Er war der Archäolog des Ortes, nebenbei aber Barbier, Uhrmacher und was weiß ich noch, vielleicht sogar Hebamme. Er gesellte sich zu uns: im Hintergrunde der Schenke lehnte ein großes Ölgemälde, die jämmerliche Kopie eines Bildes der Bologneser Schule. „Das hat ein junger Mann von Bardolino gemacht," sagte er stolz, „das kann weder droben in Garda einer, noch drunten in Lazise, und wißt Ihr, was es vorstellt?" — Ich schaute auf das Bild: da war ein alter Mann mit einem Turban, der in der Hand einen Marmorkopf hielt, auf welchen ein Jüngling und eine alte Frau mit vorquellenden Augen hinsprotzten. Er fuhr fort: „Das ist Raffael, den seine Mutter in die Lehre gibt. Seht ihr den Raffael, das war auch einer! Da malte der Meister eine Madonna und als er nachmittags duselte, setzte sich der Raffael, der Spitzbube, hin und malte der Madonna eine Fliege auf die Nase; und wie jener erwachte, wollte er sie erst wegblasen und dann fuhr

er mit dem Fazzoletto drauf los, und erst, als Raffael lachte, merkte er den Spaß. Die Fliege ließ er aber sitzen und erhielt für das Bild um so mehr Marenghi." — Ich sagte ruhig: „Das ist wohl vielleicht das berühmte Gemälde, welches sie jüngst aus Rom für 500 000 Francs nach Rußland verkauften." — „Haben sie das," rief er, „aus Rom! Ja, ja, die halten alles in den Klauen, und wir kriegen nichts davon. Einiges haben wir aber doch. Ihr seid an jener alten Kirche vorbeigegangen; nun man sieht sie nicht von hier aus, sie ist auch gesperrt; da hab ich angefangen, den Bewurf abzuschaben, da kommen Fresken zum Vorscheine! Helme und Lanzen, wie sie Scipio und Hannibal trugen; sie muß gewiß schon vierhundert Jahre vor Christus ein Tempel gewesen sein." — Der Mann trug alles im Tone inniger Überzeugung vor und schnupfte dabei noch inniger aus einer großen Lackdose; offenbar freute es ihn, daß er einem Fremden etwas vom Ruhme Bardolinos erzählen konnte, mir aber wurde nach und nach ganz blitzblau vor den Augen, und ich mußte immer meinem Sohne winken, daß er nicht losplatzte. Den Dichter Bettoloni schien mein Barbier übrigens nicht zu den Zierden seiner Stadt zu rechnen: es war ein armer, kranker Mann, der sich, um sein Leiden zu enden, umbrachte — allerdings nicht vierhundert Jahre vor Christus.

Da brauste der Dampfer heran und erlöste mich von der Gelehrsamkeit unsererer Cicerone. Man mag immerhin über ihn spotten, über ihn und ähnliche Originale, die man fast in jeder Ortschaft Italiens trifft, andererseits muß man doch wieder die Liebe,

mit der solche Leute an ihrem Boden hängen, achten, und wenn vom Erhabenen zum Lächerlichen oft nur ein Schritt ist, so gilt das manchmal auch umgekehrt.

Bei der Landung trafen wir im Hafen von Garda zufällig unseren alten Wirt: er begleitete uns in das Gasthaus. Das Essen war bald bestellt, der purpurnste Rote wurde uns versprochen, um so schlechter stand es mit dem Wasser, das ich nicht entbehren mochte. Die Hitze des Sommers hatte in den Zisternen nur eine Lauge übrig gelassen; grau, schmutzig, voll Infusorien, Insektenlarven und Maden, daß ein Zoolog mit der Lupe den ganzen Abend eine Freude gehabt hätte. Es war Dämmerung; ich nahm eine Flasche und ging mit meinem Sohne an den Fuß des Berges, wo ein frischer Quell sprudelt, dort löschten wir den Durst des Tages und versorgten uns für den Abend.

Dann machten wir noch einen Spaziergang gegen Bardolino und setzten uns endlich auf die Straßenmauer fast senkrecht an dem Absturze gegen den See. Die Nacht stieg langsam hinter uns empor, vor uns ruhte die Luft klar und goldig auf dem See, einzelne Boote kehrten heim, zum Takte des Ruders klangen manchmal die Gesänge männlicher und weiblicher Stimmen, ans Ufer schlugen im langgezogenen Rhythmus Grundwellen, die sich allmählich legten; nur die Zikaden wollten nicht verstummen, als hätten sie am heißen Tage nicht genug gehabt. Uns gegenüber senkte sich in harmonischen Linien das Vorgebirge des Monte Baldo, gegen S. Vigilio, nichts einzelnes, nur die Umrisse waren zu erkennen, und in heiliger Größe funkelte

das Gewölbe des Himmels mit seinen Gestirnen über der ruhigen Erde.

Allwesen du, mir nah und fern,
Das durch des Lebens Tiefen zieht,
Bist du nicht Abendrot und Stern,
Und stille See, unsterblich Lied!

Ich murmelte die Verse leise vor mich hin. Wer sie gedichtet? Sigmund Schlumpf, ein Jugendfreund von mir, in jener längst entschwundenen Zeit des Vormärz, wo die Jugend noch jung und eines idealen Schwunges fähig war; nun, es war damals doch schön!

Unterdes mochte das Abendmahl bereitet sein. Wir tappten durch die dunklen Gassen, denn die Straßenlaternen sind für Garda noch nicht erfunden, und die Bürger scheinen in ihren Häusern nach Sonnenuntergang blinde Kuh zu spielen. Für uns war gesorgt; bald erschien ein stattlicher lusso in bianco, und als Streu für ihn folgte eine Portion Makkaroni — ja wie soll ich die beschreiben! Wenn ich sage, daß selbst die Innsbrucker Geognosten mit den Portionen der Wirtin in Garda nicht fertig werden, weil man nur mit einem Bergstocke darüber springen könnte, so ist das allerdings etwas, aber den Appetit der Innsbrucker Geognosten kann man schließlich nur mit sich selbst vergleichen; wie alles Große ist er Maß für sich. Geben wir ein solches Maß.

Vor zwei Jahren führte ich sie nach Navis, um am anderen Tag die Tarntaler Köpfe zu besteigen. Man muß beim Kuraten einkehren, der zugleich Gastwirt ist; er nahm uns, es waren unser zehn — freundlich auf. Man hatte ihm vormittags eine junge Gemse gebracht;

die Köchin zog ihr die Decke ab, und innerhalb einer Stunde war sie mit etlichen Heufudern Salat aufgezehrt bis zum letzten Knochen. Ich erschrak vor dem Greuel der Verwüstung und rettete mich endlich mit meinem Sohne ins Schlafzimmer. Nun begannen die Studenten zu kneipen und zu singen bis tief in die Nacht. Endlich stiegen sie auf den Heuboden, wo sie schlafen sollten. Ich dachte mir mit grimmiger Bosheit: „Wartet nur, morgen werd' ich euch schon erwischen!“ — Es graute, ich blies zum Aufbruche, da schauten sie denn aus dem Heu bleich wie der Mond Ossians, jeder mit einem Kater im Genicke, den man mit keinem lebenden Wesen, sondern wieder nur geognostisch-paläontologisch mit einem Mammut vergleichen kann. Ich aber jagte sie ohne Gnade 8000 Fuß empor zu den Serpentinen, dort konnten sie sich an den klaren, kalten Quellen nüchtern trinken. Nur in Garda zwangen sie die Portionen nie, und das sei den gütigen Hausfrauen gesagt, die uns etwa nächstes Jahr, wenn wir wieder ausfliegen, einladen wollen.

Der nächste Morgen war kühl und herbstlich; flockige Wolken überzogen den Himmel und nur selten färbte ein lichter Strahl die gegenüberliegende Felsenwand von Manerba. Im nordischen Walde schnalzen jetzt die Rotkehlchen, piepen die Meisen, hier hört man keine Vogelstimmen, und regt sich ein Laub, so lauert irgendein Jägerling mit gierigem Blicke, um zu seiner Polenta einen uccellino zu holen. Farbige Beeren schimmerten aus den Büschen, konnten aber den Reiz der Blüten nicht ersetzen, ebensowenig als das starre Laub der immergrünen Lorbeeren und Steineichen die

schwankenden Blätter der Buche und Linde, die hier zu den selteneren Ansiedlern gehören.

Ich bin an diesem Gestade schon gewandert und konnte daher meinem Sohne genaue Auskunft geben. Wenn er einmal in späteren Jahren diese Blätter liest, mag er dabei seines Vaters und so mancher Worte, die er gesprochen, sich erinnern.

Zu S. Giovanni liegt die Kirche auf einer kleinen Höhe; eine Treppe führt zur Tür. Die Balkendecke war geblieben, alles übrige aus dem Romanischen in das späte Rokoko übersetzt. Ein altersbrauner Christus am Kreuze stand traurig hinter Glasscheiben, er mochte einst das Hauptbild gewesen sein, aber auch die modernste Barbarei war ein einem Seitenaltare links vertreten. Die Mater dolorosa in anilinfarbigen Gewändern, eine Messingkrone mit bunten Glassteinen auf dem Kopfe, sieben blechernen Schwertern in der Brust, zur Seite ein Paar weinende Engel mit vergoldetem Gefieder!

So war es Mittag geworden. Wirtshäuser sucht man auf dieser Wegstrecke umsonst; die Schenke zu Brenzon kannte ich bereits, und so lagerten wir uns im kühlen „Mondscheine" bei einer Flasche Wein. Es waren nicht einmal Eier vorhanden, wohl aber ein Käse, aus dem man mit dem Hammer hätte geognostische Handstücke schlagen können, und das Brot — es wäre recht gut als Pflasterstein verwendbar gewesen. Unser Wirt war zugleich Tischler; er hobelte Sparren und Latten und erzählte dabei allerlei. Heuer im Frühlinge seien die Prussiani vorbeigekommen, zehn bis zwölf; sie hätten alles angeschaut und Steine abgeschlagen —

ich war es mit meinen Studenten! — Man sieht jetzt überall Preußen, genau so, wie man jetzt in allen italienischen Blättern von deutscher Kultur schwatzt und die alberne Fabel vom deutschen Schulmeister wiederkäut: fast möchte einem der alte Wiener Spruch einfallen: „Habn's koan Türggen g'sechn?"

Das stehende Thema bildet jedoch überall die Not der Zeiten. Kein Wein, keine Früchte, kein Korn, kein Mais, und der Winter vor der Tür. Wovon soll man leben? Und dann die unerschwinglichen Steuern! — „Ich habe Kinder," sagte mein Tischler, „und wenn wir auch nicht verhungern, ärgert es mich doch, daß ich in der Woche stets mehr als einen Tag für den Staatssäckel schwitzen muß. Und haben sie einen übrigen Centesimo, lassen sie dann eine Soldatenhose machen."

In Malcesine erwarteten wir den Dampfer und steuerten ohne weiteren Aufenthalt nach Norden heim.

Reisebilder aus Italien

Die ersten Wochen des März waren zwar sonnenhell, aber so kalt, daß sich kaum ein oder das andere Schneeglöckchen an apern Flecken vorwagte, dann folgten stürmische, rauhe Tage mit Schneegestöber. Weil ich nun zu Innsbruck eben nichts zu tun hatte, schnürte ich meinen Reisesack, um dem Frühling entgegenzugehen. Auf dem Brenner fuhr ich am 26. März mitten in den Winter, der kleine See war noch fest zugefroren und droben an einer Felsenwand schimmerte ein bläulicher Wasserfall aus Eis durch den grauen Nebel. Der Eisak wollte mich in das Land der Sehnsucht geleiten, aber die Hoffnung betrog mich. In der Schlucht von Mauls und Mittewald regte sich noch keine Knospe, wohl aber jagte mir der Wind Flocken ins Gesicht. Ich schloß das Fenster und lehnte mich auf die Polster zurück, um der großen Tage zu gedenken, welche einen jetzt fast sagenhaften Ruhm über diese steilen Wände verbreiteten. Hier floh Lefebvre, der Herzog von Danzig, vor den Stutzen der Tiroler Bauern, indem er voll ohnmächtiger Wut ihren Anführer, den rotbärtigen Pfaffen Haspinger, verfluchte. Wir halten vor der Franzensfeste, welche noch keinen Kanonendonner hörte; in der Tiefe über dem brausenden Eisak verbindet die Ladritscher Brücke die Felsen rechts

und links, wo die ersten Schüsse fielen, und hoch droben auf einem von den Gletschern der Urzeit abgeschliffenen Hügel erzählt ein steinernes Kreuz, wie hier ein Vorstoß Jouberts 1797 abprallte. Daneben tauchen zwei bleiche Schatten auf: des Senselers von Volders, Reinisch, der eine Schar Franzosen niedermähte, bis er von Bajonetten durchbohrt auf sie niederfiel, und das Mädchen von Spinges, Katharina Lanz aus Enneberg; es starb vergessen und unbeachtet 1854 im Pfarrwidum zu Andraz. Erinnere ich mich jener Zeiten, so erfaßt mich tiefe Wehmut; denn dieses ist eben das Große und Bedeutende in der Geschichte Tirols, daß sie überall aus der freien Tat des Volkes hervorging und nicht von oben angefrimmt wurde, während jetzt alles reglementsmäßig kommandiert wird und die Ereignisse sich abwickeln, wie bei einem Manöver. Oder auch nicht, denn in Österreich hat auf dem Exerzierplatz der Schmelz immer alles fürtrefflich geklappt, während es dem Feinde gegenüber meistens schief ging. Sei dem, wie ihm wolle, jedenfalls bleibt das „Kommandieren"; — die Tiroler werden eben ihre Pflicht tun, das Kreuz von Spinges ist aber nicht bloß ein Denkmal der Vergangenheit; mir erschien es stets wie ein Grabstein, auf den man die Verse Lenaus schreiben könnte:

Verschwunden ist der alte Geist
Von achtzehnhundert neun.

Bei Klausen hoffte ich die ersten Mandelblüten zu sehen, die der Bauer im Süden als Zeichen des Frühlings auf den Hut steckt; überall nur kahle braune Äste, kaum guckte eine Anemone aus den Stauden oder es überzog ein zusammenhängender Rasen von rotem Heide-

rich das sonnige Porphyrgeschröfe. Zu Azwang ragen die ersten Zypressen empor, dann das weite Becken von Bozen; auch hier war die Pfanzenwelt nicht weiter gediehen, als bei uns an der Sill und am Inn. So hatte ich es bisher fast jedes Jahr gefunden, obwohl die Nachtigallen in den Journalen bereits den Frühling anflöten — um Kurgäste anzulocken. Kurgäste! Mögen sich die armen Kranken an mildem Sonnenschein laben, genesen werden sie kaum, denn die Bakterien fressen ihre Lungen so gut in Meran als in Petersburg. Das wird den Ruf und den Gelderwerb mancher Orte nicht schädigen, einmal, weil Vorurteile nicht auszurotten sind, und dann, weil ihre glückliche Lage immer reiche Leute aus aller Herren Länder, die nicht so schön sind, anlocken und zu längerem Aufenthalt veranlassen wird. Ein bißchen Schwindel mag immerhin nebenherlaufen; das ist ja die Losung des neunzehnten Jahrhunderts!

Blasen wir in die kalten Hände und fahren wir weiter.

Trient, Roveredo, Mori! Wir steigen aus und empfehlen das gleiche allen Wanderern nach Süden. Man kommt hier vor der Nacht an, um an dem nächsten Morgen die Reise bei hellem Lichte weiter fortzusetzen, sei es nach Verona oder an den Gardasee. Das neu erbaute albergo alla stazione ist gut und genügt allen billigen Ansprüchen. Von hier fahren die Omnibusse nach Riva ab. Einer brachte uns dahin; nämlich mich und meine Tochter, welche ich zu anderem unnützen Gepäck mitgenommen hatte. Bei der steilen Höhe von Pra di Giovanni, wo hinter den Felsenblöcken einst Räuber lauerten, stieg ich aus, um auf

einem Seitenpfad die Straße zu umgehen. Ich wagte kaum links zu schielen — nach den Felsen, in denen gar schöne Versteinerungen stecken, hatte ich doch absichtlich meinen Hammer daheim gelassen! Dafür pflückte ich hier die ersten Veilchen, und drunten bei Nago zeigten sich gar schon die vorwitzigen Blüten einer Aprikose.

Nachmittags legt sich der schwere Schatten des Monte Giumella, von wo 1866 die Garibaldianer wie Moses in das ersehnte Land des „Trentino" schauten, früh auf das langweilige Riva; wir machten daher einen Ausflug nach Torbole, wo wir uns auf der freundlichen Veranda des Wirtes Bertolini niederließen. Von hier übersieht man den See in seiner vollen Länge. Ein leiser Wind wehte, die Wellen zitterten und gegen die Lombardei verloren sich die Berge allmählich in schimmerndem Duft, so daß kaum noch das Kap Manerba emportauchte. Die Augen halb geschlossen, träumte ich all die Wanderungen durch, welche ich an diesen herrlichen Ufern bergauf, bergab — gewagt, ja, ich wäre sogar sentimental geworden, wenn sich das für einen alten Professor schickte. Da brachte mich ein lebhafter Ausruf zur Besinnung. „Ach Gott, wie schön es da ist! Ich werde der Mutter schreiben, daß ich unter einer Zypresse Kaffe getrunken habe." — Ich blickte auf; ein kleines Weibchen am nächsten Tische warf soeben ein Stück Zucker in die Tasse.

„Oder!" . . . brummte ich; doch davon mag meinetwegen dem Vater — der Herr Gemahl schreiben, der dort mit schlappem Triel und blöden Kalbsaugen zum Himmel glotzt. — Ein Philister mit weißer Krawatte, hinter die er den Rest des Jahres wohl nur

Blümchentee gießt, wollte er wie so viele andere das pervigilium Veneris hier feiern. Die Wirtstöchter brachten auch mir Kaffe, wir plauderten als alte Bekannte über das und jenes, dann lehnte ich mich wieder in den Stuhl zurück und schlürfte von Zeit zu Zeit einen Schluck Schwarzen. Nun wendete sich die weiße Krawatte an mich: „Sie scheinen hier bekannt; sagen Sie mal, gibt es an jenen Felsen, welche dort, soweit der Blick reicht, hinstreichen, auch Gemsen?"

„Sogar sehr viele, man sieht sie bisweilen vom Dampfschiff aus, wie sie die Grasbüschel aus den Ritzen des Gesteines raufen."

„Dann gibt es wohl auch Gemsenjäger?"

„Das gerade nicht, die Felsen sind so steil, ja manchmal überhängend, daß sich kein menschlicher Fuß hinwagen darf. Indes wird man der scheuen Tiere in anderer Weise Meister. Sie steigen nämlich in den heißen Sommermonaten nachts zum See herab, um dort zu baden. Da legt man ihnen starke Netze aus Eisendraht und fängt sie so. Die Ertrunkenen trägt man morgens fort; lebt eine noch, so schlingt man ihr einen Strick um den Hals und führt sie zum Metzger, der sie absticht wie ein Kalb oder Ferkel."

Da erhob sich an einem dritten Tische ein mageres Fräulein oder so was mit hängenden Schultern, als hätte man sie durch ein Nadelöhr gezogen. Die Farbe ihres Antlitzes unterschied sich kaum vom Aschblond der Haare, ein Warze, die sich auf der linken Wange mit wenigen krausen Borsten schaukelte, war mehr charakteristisch als reizend, die oben schmale Nase lud unten in ein scharfkantiges Gesimse aus, in der Hand hielt sie

Bleistift und Notizbuch. Ich durfte nicht zweifeln; hier hatte ich eine der sechshundert deutschen Schriftstellerinnen zu verehren, die auf unserem Parnaß ihre Strümpfe stricken. Darum fuhr ich langsam fort: „Vor etlichen Jahren zog man jedoch ein anderes Wild aus dem Netze; keinen Gemsbock, sondern die Leiche eines schönen jungen Finanzwächters von Riva."

„Ich bitte Sie!"

„Dort unten beim Monte Cavallo, den man von hier aus recht gut sieht, senkt sich eine Schlucht zum See, sie erweitert sich abwärts und gewährt Raum zu einer kleinen Ansiedelung, neben der etliche Ölbäume, Weinstöcke und Maiskolben Platz finden; ein paar Ziegen werden zu den Gemsen auf die Weide geschickt. Geben Sie acht, daß Sie nicht die einen mit den anderen verwechseln."

„O, ich habe Brehm studiert."

„Nun gut! Dort haust seit Jahren ein Fischer mit zwei Söhnen und einer Tochter. Ich habe sie seinerzeit gesehen: ein sauberes Mädchen, nicht immer ordentlich frisiert, aber mit schwarzen Augen, daß man sie für eine Novelle brauchen könnte. Ich suchte dort Ammoniten, Terebrateln, Rhynchonellen und derlei urweltliches Ungeziefer, vor mir war jedoch schon der Finanzler dagewesen und hatte das Herz der holden Constantia gefunden."

„Ich bitte, halten Sie ein wenig!" Sie begann zu schreiben; als sie aufblickte, erzählte ich weiter: „Finanzler und Fischer stehen in blutiger Feindschaft, und der Mond sah schon manchen furchtbaren Kampf

auf dem ruligen See, wenn diese Waren hin- und herschmuggelten."

„Welfen und Ghibellinen!"

„Richtig! Nur handelt es sich hier um Tabakballen und Spiritusfässer. Die Wirkung war die gleiche: Giuseppe, der Finanzwächter, durfte sich dort so wenig zeigen, als einst Romeo im Hause seiner Julie. Aber die Liebe findet überall einen Weg; wenn nicht in Stiefeln, doch in Schwimmhosen."

„Aber das ist ja nicht möglich! Von Riva bis zum Monte Cavallo ist es ja viel weiter, als über den Hellespont, den Leander und dann Lord Byron durchschwamm."

„Unterbrechen Sie mich nicht immer," sagte ich unwillig, „dann höre ich auf; übrigens wäre Ihr Bedenken gerechtfertigt, wenn er den ganzen Weg gemacht hätte. So nahm er ein Wachtschiffchen und fuhr bis zum Grenzstein, den Sie an der Wand knapp am See mit dem Fernrohr beobachten können. Hier band er es an, weil er nicht auf italienisches Gebiet durfte, und sprang köpflings vom Bord in den See."

„Aber bei Nacht ist das Wasser kalt, da mußte er ja den Krampf bekommen!"

„Auch dafür war gesorgt. Er trug nämlich am Halse in einer Blechbüchse ein Fläschchen Rum; fühlte er Frost, so setzte er sich auf einen Steinblock und erquickte sich. Dann wird ihn wohl das Mädchen abgetrocknet und erwärmt haben."

„Deutschen Frauen darf man so was nicht bieten, das muß man ändern."

„Nun, so schreiben Sie: Man habe auf der alten

Burg der Scaligeri ein verrostetes Panzerhemd ausgegraben und in diesem sei er zu seiner Hero geschwommen. Ich will mich aber kurz fassen. An einem Abend verkündeten feurige Wolkenstreifen und fernes unheimliches Brausen den Scirocco, welcher den Garda empört wie das wilde Meer, daß er seine Wellen bis zu den Kaffeehäusern unter den Arkaden von Riva schleudert. Giuseppe ließ sich nicht abhalten; wahrscheinlich verfehlte er in der Dunkelheit der Nacht den Landungsplatz und geriet in die Netze; das Schifflein fanden die Wächter Tags darauf nicht weit vom Monte Brione am flachen Ufer."

„Das Mädchen wird wohl in ein Kloster gegangen sein?"

„Wie Uhlands bleiche Nonne im stillen Garten? Beiläufig gesagt, ein sehr schwächliches Produkt des Meisters, wenn es auch unsere Fräulein auf das innigste rührt. Sie blieb also heraußen. Als Vater und Brüder den genaueren Sachverhalt erfuhren, prügelten sie Constantia grün und blau, so daß sie eine sehr gründliche Ursache zum Heulen hatte."

„Entsetzlich!"

„Nun ja, Kriemhilden geschah von ihrem Siegfried das nämliche; das Volk nimmt es beim Abschluß solcher Rechnungen nicht so genau. Nach etlichen Monaten erhielt sie einen Fischer von Gargnano zum Mann und hat jetzt bereits eine Stube voll Kinder. Wenn Sie etwas dichten, bleiben Sie ja in den Grenzen des Realismus und vergessen Sie nicht, daß sie die Schläge mit einem Ochsenfisel erhielt. Damit bin ich zu Ende."

Während sie fleißig notierte, zupfte mich meine

Tochter und flüsterte: „Aber, Papa, wie kannst du denn so schwalbeln, es ist ja nichts wahr!“ — Ich erwiderte leise: „Wahr ist alles, was man glaubt, weil man es glaubt. Was täten unsere Theologen, wenn es nicht so wäre?“ — Sie schüttelte ganz verdutzt den Kopf; weil gerade eine Wirtstochter kam, bezahlte ich und empfahl mich den verehrten Leipzigern.

Vielleicht hören wir in einigen Wochen von einer Novelle oder gar einem sechsbändigen Roman: „Der Leander von Riva“, den „Gartenlaube“ oder „Frauenzeitung“ im Mehrgebot blutig erkämpften. Da ich nun bekanntlich sehr neidisch bin und keine Größe neben mir aufkommen lasse, so will ich hiermit wenigstens mein Recht auf den Stoff gewahrt haben. Nach etlichen Tagen versinkt ohnehin die ganze Geschichte im Papierkorb, dieser großen deutschen Walhalla.

Schon nach den ersten Kämpfen, welche Römer und Deutsche beim Beginn unserer Zeitrechnung ausfochten, kamen die letzteren als Sklaven oder Söldner der Kaiser, denen sie nach dem altgermanischen Begriff der Treue als Leibwache dienten, scharenweise nach Italien. Dann überflutete die Völkerwanderung die reichsten Gebiete; ihr verdankt der Norditaliener die Kraft der Rasse, welche ihn zum Grundpfeiler der Macht und Einheit Italiens eignet. Später folgten die Romfahrten der deutschen Kaiser, überall siedelten sie ihre Vasallen als Burgherren an, und von ihnen stammen berühmte Geschlechter, wie die Grafen Castelbarco. Die Herrschaft der Österreicher in der Lombardei hat auch einen Bodensatz zurückgelassen und man darf ruhig behaupten, daß kein romanisches Volk mehr deutsches Metall beigemischt

enthalte, als das italienische. Dessenungeachtet würde man irren, wenn man glauben wollte, der Italiener fühle sich zum Deutschen hingezogen, wie etwa einem Vetter oder Halbbruder, mit dem er sich nun nach einem Streit von Jahrhunderten ausgeglichen. Die durch eine uralte Kultur entwickelte Urbanität der Italiener mag darüber täuschen; wer jedoch tiefer blickt, erkennt bald, daß er für uns keine Sympathie empfinde und ihm die deutschen Siege nur eine gewisse Furcht einflößten, obschon er erkennen sollte, daß unser Volk nicht mehr im Süden, sondern nur im Osten eine weltgeschichtliche Aufgabe zu erfüllen hat. — „Jeder Florentiner trägt im Herzen die französische Lilie!" sagt ein alter Staatsmann, fügen wir bei: jeder Italiener hat Neigung für die Franzosen, obwohl diese als Kelten einem ganz verschiedenen Volksstamme angehören. Ich besprach diese Dinge gelegentlich mit dem Grafen Angelo Gubernatis; er ließ alles gelten, entschied jedoch dahin, daß hier nur die Sprachverwandtschaft entscheide. Man sieht, die Tschechen und Slowenen sind größere Staatsmänner als die Deutschen, sie wissen genau, um was es sich handelt und kennen die Bedeutung der Mittel, die sie anwenden, während diese sich wild aufbäumen müßten, wenn sie nur einen Tropfen vom Blut der Lombarden in den Adern hätten und mehr Nationalgefühl besäßen. Doch was kümmern diese Dinge einen so harmlosen Geologen, wie ich einer bin? — Kehren wir zum Anfang zurück. Wollte man jene Fahrten nach Italien als politische bezeichnen, so sollte man die heutigen Wanderungen, welche sich nicht mit dem Schwert, sondern mit dem

Rundreisebillett Bahn brechen, kulturgeschichtliche nennen, wobei es sich freilich weniger um die Kultur als das Vergnügen handelt. Auf allen Wegen und Stegen begegnet man Deutschen: Männlein und Weiblein, und die Italiener lernen sogar die ihnen schwierige Sprache, nicht um den „Werther“ zu lesen, sondern für die Fremdenwirtschaft, welche Geld, viel Geld einträgt. Ich begegnete den lächerlichsten Versuchen, deutsch zu reden, welche ich nur dadurch abschnitt, daß ich stets italienisch antwortete. Ein junger Herr belästigte uns im Coupé stundenlang mit Fragen nach deutscher Grammatik und legte mir endlich triumphierend den „Faust“ in der schnöden Reclam-Ausgabe auf den Schoß. Das erleichtert den Deutschen das Reisen und zieht immer mehr herbei. Mir wäre es zwar oft lieber, wenn sie gar nicht kämen oder ich wenigstens „la Tedescheria“ nicht zu sehen und „mein geliebtes Deutsch“ nicht zu hören brauchte. Regt der deutsche Kaiseraar die Schwingen und rücken die deutschen Heere, deren Grundstock aus Bauern besteht, ins Feld, so weht durch ihre Fahnen der Sturm der Weltgeschichte; jetzt haben die deutschen Philister mobil gemacht, sie singen nicht die Marseillaise, aber marschieren doch unter Bädekers roter Fahne aus, aber „das Land“ lernen sie nie kennen, wenn sie es auch sehen und dort alles nach ihrem kurzen Maßstab messen. Was sie nur zusammenreimen, tadeln und bewundern, abgeschmackt sind sie immer, und es dürfte selbst einem Jean Paul schwer werden, sie noch gemütlich zu finden. Am ekelhaftesten ist eine Art, die jetzt in Mode kommt: Bediente in der Herrenrolle, wollen sie es den Engländern nachtun; vornehm, ge-

spreizt, hochnasig sind nur sie da; wendest du dich zufällig im Coupé an einen solchen Nebenmann, so winkt er dir verächtlich mit der Hand ab; das ist der feinste deutsche Pumpersudel, der sich in der Fremde steift, weil in der Heimat kein Hund vor ihm das Bein aufhebt. Aber halt! Machen wir Ausnahmen. Da steht auf der Düne des Lido ein schlichter Mann — allein zu zweien — neben ihm ein gutes Frauchen; die Blüte der Jugend ist abgestreift, jedoch im Herzen welkte Liebe und Treue nicht, und sie haben sich wohl wie Jakob und Rahel nach einem langen Brautstand endlich geheiratet. Er ist unverkennbar ein Gymnasialprofessor. Mit weiten Augen schaut er auf das Meer und hört im Rauschen der Wogen die Gesänge Homers, wie er so lang vergebens ersehnt. Ja, er ist allein zu zweien, und der rauhe Steinklopfer, der schräg von ihm seitab steht, regt sich nicht und betrachtet ihn nur voll Teilnahme mit einem schiefen Blick, um ihn ja nicht in der Andacht zu stören. Der deutsche Lehrer, der deutsche Bauer, der deutsche Soldat, das deutsche Weib, welches nicht im Pensionat er- oder verzogen ist und keine Modezeitung anblättert: — den Hut ab und Hoch! — Eigentlich sollte man jeden deutschen Schulmann, ehe ihn das Amt festleimt, auf ein Jahr nach Italien schicken, damit er die Freie des Blickes gewinne, die für einen Erzieher notwendig ist und sich unsere Kinder auf den schmalen Bänken nicht den Verstand blind büffeln. Ein Feldzug tät es zwar auch, den kann man sich aber nicht alle Jahre bestellen. Nun will ich aufhören zu brummen; es ist mir nur eine Fliege in den Wein gefallen.

Auf dem Heimweg begegneten uns Bursche mit ihren Mädchen, paarweise oder in kleinen Gesellschaften; aus einer Kneipe hörte man das Geschrei des Morraspieles, welches wir unseren Arbeitern empfehlen möchten, weil es den Blick mehr übt, als das abgeschmackte Kartenspiel. Die Leute können sich den Müßiggang gönnen, denn heute ist nach sechs schweren Arbeitstagen der siebente, welcher ihnen frei zu atmen vergönnt, es ist Sonntag, und nur daran erkennen wir ihn hier, daß niemand auf den Äckern schaufelt und gräbt. Die Bauern tragen das gleiche Kleid wie unter der Woche und nicht einmal die Mädchen haben Gelegenheit, ihren Putz zu entfalten; auch in Italien schlampt das Volk jahraus, jahrein in den gleichen Fetzen herum. Das zeigt von geringer Selbstachtung. Wie ganz anders in Deutschtirol, wo allerdings die Bauern nicht arme Pächter, sondern freie Männer sind. Da steckt der Bursch die schönste Nelke zum Gemsbart, das Dirndl legt die Korallenschnur um den Hals, man hat eine Freude an dem Völkchen. Und so ist es recht! Sie machen Gott und dem himmlischen Hofe die Aufwartung, sie wollen auch einmal in diese Gesellschaft eintreten und daher anständig vor ihr erscheinen. Sechs Tage leisten sie knechtische Arbeit, am siebenten erheben sie die Stirne, und der Sonntag ist nicht bloß deswegen der Tag des Herrn, weil er Gott gehört, sondern auch weil er sie zu Herren macht. Darum ist der Sonntag heilig und er soll es bleiben.

Es war noch Zeit und wir setzten uns daher vor Riva auf ein Steingeländer, wo wir nach allen Seiten den Ausblick frei hatten. Auf der fruchtbaren Ebene

zeigte sich erst ein Anhauch von zartem Grün, die Höhen waren noch braun und trocken, die kleinen Dörfer konnte man kaum von der Mulde, wo sie eng zusammengepackt nisten, unterscheiden. Der italienische Bauer übertüncht sein Haus selten und darum erscheint es dem Nordländer so armselig. Manchem mißfallen gerade deswegen die alten Paläste mit ihren Säulen, Pfeilern und Quadern, die man mit frischem Stuck glätten sollte. — „Ihr Innsbruck ist doch schöner," sagte mir ein Herr, „als dieses runzelige, lumpige Venedig; wie nett, weiß und sauber ist dort alles!" — Wenn es die Hunde, welche uns in Venedig nirgends anschnuppern, nicht beschmutzen; denn vor diesen müssen sich eigentlich hier die Menschen bescheiden verziehen, so daß man die gute Stadt wohl auch Hundsbruck nennen könnte; darin übertrifft sie höchstens Kairo. — Die Gliederung des Terrains verbirgt im Süden selten ein Wald, das niedrige Buschwerk hemmt den Beobachter nirgends und gar oft ist der Berg weithin geschunden, so daß auf den geneigten Schichtplatten Schotter und Regenwasser ungehemmt niederstürzen. In Deutschtirol wird es bald ebenso aussehen, überall knarren die Sägen, jeder Bahnzug keucht unter der Last von Brettern und Latten, welche nach Italien und Frankreich verfrachtet werden. Ich wollte nur, daß jene, die schließlich die Schuld der Verwüstung tragen, im Winter wie eine Lawine über die kahlen Bergflanken herabrodeln oder für und für ungekochtes Fleisch kauen müßten! Der Baldo war tief herab beschneit, sein breiter Abhang glühte erst purpurn und dann verblaßten die höchsten Grate, so daß man kaum eine Linie zwischen

ihnen und dem Himmel ziehen konnte, der auch hier bei scharfem Ost gegen den Horizont eine lichtgraue Farbe zeigt. Wir wanderten langsam dem Wirtshaus zu. An einer Ecke lesen wir auf der Tafel: Strada Antonio Gazzoletti.

Bei uns wird dieser Dichter kaum genannt. Geboren 1813 zu Nago, wurde er Advokat in Triest und beschäftigte sich nebenbei mit Poesie; sein vorzüglichstes Werk ist wohl „La grotta d'Adelberga", welche er in phantasievoller Weise mit Undinen bevölkert. Er starb 1866. Eine Auswahl seiner besten Stücke erschien bei Le Monnier in Florenz. Riva rühmt sich auch einer Dichterin, der Franzeska Alberti-Lutti, geboren 1827, gestorben 1878, — einer Schülerin des berühmten Andrea Maffei. Da sie auch hübsch war, sollten die galanten Mitbürger doch ihre Büste aufstellen. Alle überragt jedoch Giovanni Prati, der Senator des Königreiches Italien und Freund Victor Emanuels. Es wurde die Erlaubnis versagt, seine Gebeine in Dasindo zu begraben, vielleicht haben die Zöllner zu Caffaro auch seinen Geist gefangen und der Staatsanwaltschaft eingeliefert. Gazzoletti, Lutti, sogar Prati sind bereits unter den Gesichtskreis gesunken. Sie teilen dieses Schicksal mit größeren; mit einem Aleardi, dessen Marmorstatue in Verona auf das Gras niederschaut, welches auf dem öden Platze, wohin man sie verbannte, wächst. Es sind die Dichter der Italia redenta, welche ihr Volk im Kampfe begeisterten und dabei wie dieses an den Galgen streiften, jetzt sind die Fremden draußen, der Rückschlag ist eingetreten, dem Glauben und dem Idealismus folgte die Skepsis und der Kampf

ums Dasein: der Satanas Carducci und der Hetärenmaler Stecchetti. Jede Periode hat ihre Tonart: Moll oder Dur im Adagio oder Presto; ihr Instrument: die Geige, die Trompete oder auch den Dudelsack genau wie jede Jahreszeit ihre Art von Blüten und Früchten. Es fragt sich nur, ob die Schriftsteller dieser Zeit nur das Signal blasen und den Marsch aufspielen, in dessen Taktschritt sie hinter ihnen herzieht, oder ob ihr Haupt höher reicht, so daß sie auch etwas von den ewigen Harmonien der Sterne vernehmen, welche ober unserem vergänglichen Frühling und Herbst im Weltenraum hinrauschen. Die einen heißen Herwegh, die anderen — Byron. Soll ich, um pikant zu sein, auch lebende nennen? — Ich habe in manchem Gesicht, zu dem die Menge staunend emporgafft, die hippokratischen Züge gelesen, lang, eh' es zur Mumie in der Literaturgeschichte einschrumpfte, und sehe auch jetzt Tote, die noch leben.

Man bezeichnet nach neuerem Brauch Gassen der Städte mit den Namen von großen Männern oder auch von Prinzen und Prinzessinnen, die kein anderes Verdienst haben, als geboren zu sein. Darüber zucken wir die Achseln, wenn wir jenes auch billigen; nur sollte man nie eine Umtaufe historischer Plätze vornehmen. Die Neustadt zu Innsbruck war 1809 der Schauplatz heftiger Kämpfe, jetzt trägt sie den Namen Maria Theresias: sehr loyal gewiß! Hätte man doch der unerreichten, deutschen Frau eine unserer schönen neuen Gassen verliehen! Baut man einmal zu Brixen eine solche, so empfehlen wir den Kaiser Josef. In Italien ist der Unfug noch viel weiter gediehen, be-

greiflicherweise, weil es über eine lange Reihe großer Männer aus neuerer Zeit zu verfügen hat und jedes Nestchen seinen Lokalheiligen verehrt, wie etwa Nago, das vorläufig noch zum „Trentino“ gehört, seinen Scipione Sighele, den ersten Präsidenten des Kassationshofes in Mailand. Unsere Zeit ist aber nicht der Abschluß der Vergangenheit, sondern das Tor der Zukunft; was werden unsere Enkel tun, wenn sie nichts mehr zur Verfügung haben, um ihre Heroen zu ehren? Soll sie die alten Götter absetzen? Da fällt mir Friedrich Hebbel ein, der gelegentlich sagte: Die Menschheit wird einmal nicht mehr Raum brauchen, als den Nagel meines Daumens, um ihre größten Namen darauf zu verzeichnen. — Oder auch die Fanfare am Schloß zu Ferrara, wo sich Garibaldi aufhielt: „A tanto nome s'inchini riconoscente l'umanità!“ — Tschin, Tschin!

Man sagte den Männern von Riva nach: sie seien Italianissimi; nun kommt der Verfasser der „Res tridentinae“ und behauptet das gleiche von allen Bewohnern „Welschtirols“. — Früher war es freilich anders: Bauern und Geistliche schwärmten zwar nicht für Österreich, sie widerstrebten jedoch aus verschiedenen Gründen dem Anschluß an Italien. Bei meinen geologischen Kraxeleien, die mich in die abgelegensten Täler führen, bestätigte mir manches die Angaben jenes Verfassers, und die Versöhnung klingt bald so harmonisch wie ein alter irdener Topf mit tausend Sprüngen. Ein Offiziosus meinte, jener Herr habe Österreich durch seine Enthüllungen einen schlechten Dienst getan. Welchem Österreich? Vielleicht dem der obersten Diäten-

klassen? Vielleicht gar . . . der Staatsanwalt niest und wir sagen: Helf' Gott!

Auf dem Dampfschiff! Ich besorgte dort fast, meinen weißkrawattigen Philister und die warzige Muse von Torbole zu finden, da hätte sich wohl noch zum Entsetzen meiner Tochter eine talkete Ausflucht gefunden; es war aber nichts, dafür traf ich den berühmten Geologen G. v. Rath, welcher eben aus Griechenland und von den Zykladen heimgekehrt war. Seine Frau hatte ihn begleitet, er schilderte Land und Leute, wie ich sie eben auch in manchem abgelegenen Winkel Italiens kennen gelernt hatte. Das Geld der Touristen tut selten gut, und nach meinen Erfahrungen sind sie auch nicht die Apostel der Kultur, wenn sie auch den Wirtstöchtern die „Gartenlaube" mitbringen, wie gelegentlich ein Literat rühmte. Bauern und Hirten ernten vom Führerwesen nicht immer segensvolle Früchte; sie lernen allerlei kostbare Unfürm und Genüsse, die sie im Winter, wo sie nichts verdienen, schwer befriedigen können, und sind dann im gewöhnlichen Kreise nicht mehr hablich.

Im Städtchen Desenzano muß man drei Stunden auf den Zug warten, so schlecht sind Eisenbahn und Dampfschiff kombiniert. Der Garda ist eben noch nicht wie der Bodensee ein Allerweltswaschtrog, darum sind die Verbindungen so schlampet und vereinzelt. Von Malcesine nach Torbole führt gar nicht einmal ein Fußpfad und am rechten Gestade kommen nur die von mir vorgestellten Gemsen weiter. Endlich geht die Tramway von Brescia nach Salò und hoffentlich bald bis Gargnano, das Schicksal der Eisenbahn von Mori

nach Arco liegt noch auf den Knien der Götter und ich möchte beten: „Lieber gar nicht!" denn ich bin wahrhaftig kein Freund von großer Gesellschaft. Die „Taube" ist ein ländliches Gasthaus, jedenfalls empfehlenswerter als das Hotel Meyer; bis zum Essen war jedoch noch Zeit, wir gingen daher am Saume des Ufers spazieren, der Nordwind trieb die Wellen langsam heran: zur Linken grüne Wiesen, Weingärten und Villen, im Gebüsch die lichtblaue Blüte des Sinngrün und das bizarre braune Orfala, so daß man einen vollen Strauß pflücken konnte; zur Rechten langgedehnt die Halbinsel Sermione mit den Pfeilern von Catulls Villa im blassen Frühlingsduft. Das liederliche Bürschchen wußte den richtigen Poetenwinkel zu finden; der Garda, an dem ich so köstliche Stunden verduselte, war ihm jedoch gewiß nicht lieber, als dem barbarischen Wanderer aus Norden. Und nun auch die erste Schwalbe, wie sie sich in der Luft hin- und herschwingt mit den stahlblauen Sichelschwingen und fröhlich zwitschert — mir wahrlich die liebste Zukunftsmusik! Wird dein Nestlein vor den gierigen Zähnen der Welschen sicher sein? Dort schleicht schon einer mit der Flinte herum, mög' er sich eine Mahlzeit Kröten schießen. Du verkündest das schönste Sozialistenprogramm: ohne Marksteine ist dir und allen Vögeln der weiteste Raum gemeinsam; die Nahrung fliegt dir fast in den Schnabel, Politik und Religion haben dich nie beschäftigt und auch in den schwarz-gelben Pfählen ist dein Lied zensurfrei, denn kein Staatsanwalt vermag es nur zu denken, obschon es gar schlimme Dinge verkündigt, und du läßt manchmal, wie Tobias erfuhr, noch garstigere fallen.

„O rond a ellegrina!“

Da fesselten meinen Blick plötzlich mit magischer Gewalt Gerölle eines seltenen Porphyrites mit völlig unzersetztem Orthoklas; o, die konnte ich trotz aller guten Vorsätze nicht liegen lassen! Ich packte davon auf, meine Tochter raunzte, aber sie mußte mir tragen helfen, unwillig wie das Eselein des Horaz auf der Via Sacra; Petrographen sollen an dem Platze nicht vorübergehen, aber ja stets Frauen und Töchter mitnehmen, weil sie nicht imstande sind, die Schätze allein fortzuschleppen.

Der Turm von S. Martino, das sie jetzt della Battaglia heißen, wird von Touristen häufig besucht. Was sagen ihnen die 2000 Schädel der hingemordeten Jünglinge, die hier in Zeilen aufgereiht sind? O, übergebt sie wieder den Gräbern, wo sie ungestört vor eurer törichten Neugier ruhten und laßt statt aller Konjekturen über Vergangenheit und Zukunft das Gericht dem ehernen Griffel der Weltgeschichte. Nebenan steigt die Lerche aus dem grünen Saatfeld, und was sie singt, ist das Lied der Freiheit. Ich fuhr vorüber: all diese blutbespritzten Hügel sind nur alte Moränen.

In S. Anastasia zu Verona überraschte uns ein heftiges Gewitter: all die Stürme seit Jahrhunderten haben jedoch die alten Wunderbauten nicht so geschädigt, wie die fürchterlichen Restauratoren. Die bunten Scheiben zerbrachen nach und nach, Renaissance und Rokoko ergänzten den Schaden durch farblose Tafeln, jetzt zeigt man Geschmack und stellt ganze Fenster nach dem Muster eines Plaid oder Strumpfes vorzüglich aus blau und gelb zusammen. Für diese

Farbe haben die Welschen in Kirche und Haus die größte Vorliebe, denken sie dabei an den Goldglanz der Marenghi, nach denen sie wie die ganze heutige Welt hangen und bangen? Manches andere möchte ich entschuldigen und in den Lärm wegen der Marcuskirche nicht so unbedingt einstimmen. Es ist wahr, die technisch geübteste Hand kann — von Statuen nicht zu reden — selbst ein altes Kapitäl nie so nachahmen, daß es ein scharfes Auge nicht augenblicklich erkennt, denn der Geist leitet den Meißel, und der Geist des neunzehnten Jahrhunderts ist ein anderer als der des dreizehnten, aber soll man deswegen einen Pfeiler umstürzen, die kostbaren Steinkrusten der Wände zerfallen lassen? Die Narren der Patina sollen entsagen; ihre Enkel können sie wieder bewundern, denn sie ist ein Erzeugnis der Zeit, nicht der Kunst, obschon der Chemiker hier vielleicht ein bißchen nachhelfen könnte. Nun gar der Chemiker! — Ein kleines Stückchen muß ich aber noch zu Ehren der Veroneser nachtragen. In S. Lorenzo erhebt sich seitab ein uraltes romanisches Kirchlein mit dem Steinblock, auf dem der heilige Zeno angelte. Nun haben sie die Pfeiler angestrichen und graue Kannelüren daran gemalt, auf die Würfelkapitäle Akanthblätter, eine moderne korinthische Lüge! Darauf können sie stolz sein, die Herren Veroneser, vielleicht ebenso wie auf das Eselsfleisch der Salami! Bewundern mußte ich auch noch im Dom zwei hohe Pfeiler, wo auf kobaltblauem Papiergrund ein silbernes Herz neben dem anderen befestigt war. Bedeutet es, daß die Mädchen hier noch immer lieben, wie einst Julia Capulet? Wenn nur die schönen Wienerinnen, — und da dürften auch

die Jüdinnen mittun, — im Sankt Stefan ähnliche Weihgeschenke stifteten, da könnte man wenigstens einen Vergleich anstellen, bei dem sie schwerlich verlören. Sogar zwei zusammengewachsene Herzen entdeckte ich, haben die, welche sie gewidmet, sich im Dom zum erstenmal gesehen, ich getraue nicht zu sagen: geküßt? — Da gäb' es wieder Stoffe für windelweiche Novellen oder gar Tragödien, deren matte Bleichsucht man mit dem grellen Zinnober der Phrase übermalt.

Die weite Ebene im Osten von Verona war noch nicht aus dem Winterschlafe erwacht, der Schnee erreichte in den Rinnen der Hügel fast die Felder. Diese Fluren sind berühmt durch die Fülle ihrer Gaben, aber die fleißigen Hände, welche sie hervorrufen, ernten nur den kleinsten Teil für sich. Die ärmlichen Strohhütten der Bauern, welche als Pächter oder Halbpächter fronden, erregen das Mitleid neben den prächtigen Villen der Besitzer; ihr Genuß jedoch wird bereits durch schwere Träume getrübt, auch hier beginnt der Boden zu zittern, denn die Agrarfrage ist in Italien die soziale. Im dumpfen Gehirn der Kolonen wäre schwerlich ein Gedanken der Änderung erwacht, sie hätten fortgeduldet, wie der Stier vor dem Pfluge oder ihr Esel unter dem Mistkorb. Städtische Agitatoren haben ihn hineingesäet und sich, als der Sturm losbrach, feig davongeschlichen, unerreichbar dem Gesetz, während die armen Teufel, welche sich aufreizen ließen, der Strafe verfielen. Selbst in Gebiete, wo die Löhne verhältnismäßig gut sind, trugen sie den Aufruhr. Eine Ursache des Elends sind die erhöhten Forderungen, welche der Staat jetzt erheben muß; sie gehen zuerst an den Herrn,

der sie abwälzen möchte, aber die Schultern des Kolonen sind zu schwach dafür. Indes hat Italien manchen Fortschritt zu rühmen; wie sonderbar kommt es einem Österreicher vor, wenn in diesem Staate, dessen Verlotterung manche erwarteten, Gold und Papier gleich gelten. Daß die Verehrung für den rè Umberto, die Liebe zu seiner Margharita nicht bloß eine byzantinisch offizielle ist, davon kann man sich bei jedem Anlaß überzeugen.

Venedig ist nur noch eine Spritztur für Gymnasiasten, welche sich bei Giacomuzzis Ciprowein einen Kater holen wollen, was soll ich daher viel erzählen? Wer die Kirchen vormittags besucht, braucht nicht zu befürchten, durch die Schar der Beter gestört zu werden; etliche alte Weiber aus den unteren Schichten wohnen der Messe bei und vor den gepriesenen Mirakelbildern knien wenig Pilger mehr. So schildern uns die Kirchenväter das Erlöschen des Heidentumes. Stehen wir wirklich vor dem Sonnenuntergang des Katholizismus? Verliert die mittelalterliche Weltanschauung ihre Kraft zu beseelen, zu schrecken und Werke in ihrem Sinn zu zeugen? In den Städten Italiens drängt sich diese Ansicht auf, aber die Städte sind nicht das Land, und Italien ist nicht die Welt, durch welche der Arm des Papstes reicht. So manche Zeichen deuten darauf hin, daß Petrus an der Themse gewinnt, was er am Tiber verlor. Unser Pragmatismus genügt nicht, um Ursache und Wirkung überall zu erkennen und abzuwägen; die Gesetze der Geschichte sind vielleicht verwickelter als die der Natur, wenn sie nicht damit zusammenfallen. Glaube und Denkfreiheit, Jesuiten und Freimaurer, das sind

Gegensätze, aber sie erklären nichts, wir haben sie als abgegriffene Münzen für den Verkehr der Parteien überkommen und prüfen sie nicht mehr auf Feingehalt und Legierung. Mir liegt ein Wort auf der Zunge, aber ich werde mich hüten, es auszusprechen.

In der Kunst geschieht das nämliche; die Italiener haben einer großen Vergangenheit den Rücken gekehrt und fangen von vorn an." Hier erfolgte der Bruch noch früher, denn die Kunst wird von den Gebildeten getragen, die sich entweder von der Religion gleichgültig abwandten oder ihr feindlich gegenüberstehen. Für die Bedürfnisse des Volkes, in dessen Sinn noch ein Tiepolo schuf, mag der Tuifelemaler sorgen, der auf die Wände der Dorfkirchen die vier letzten Dinge pinselt oder ein heiliges Grab mit den farbigen Glaskugeln aufstellt. Aber nicht bloß bei den Bauern — du findest diese Heiligtümer auch in den Städten, wenn du nicht immer bloß dem Bädeker nachläufst und allenfalls mit mir die Nase überall hineinsteckst, auch wo sie nicht hingehört. Weil die moderne Kunst Italiens keine Wurzel im Volke hat, hängt sie in der Luft und ist nur eine Luxusware, die mit der Mode steht und fällt, und sie wird auch nie Wurzel schlagen, solang das Volk Volk ist, in der Not des Lebens aufwärts schaut und sich aus dem Vergänglichen nach dem Ewigen sehnt. Die Religion ist sein Idealismus; die Kunst zaubert ihm, wie eine Fata Morgana, ihren Inhalt auf die grauen Nebel des Daseins, darum sind ihre größten Werke aus Religion entsprungen und der Unglaube war hier stets unfruchtbar. Das sprach gelegentlich auch Goethe aus. Ob die Zukunft noch eine Kunst in diesem Sinne haben

wird? — Ihr zweifelt; vielleicht bringt euch der Spiritismus, der mit seinen Delirien wenigstens das beweist, daß der Mensch nicht allein vom Brot lebt, eine neue Offenbarung, die hübsche Trampolinspringerin Tabacchis wird aber schwerlich die Madonna auf den Altären ersetzen.

Venedig ist jetzt eine Danae; es hält die Schürze weit auf, um den goldenen Regen zu empfangen, der mit der Ausstellung niederströmen soll, ein langes Gebäude aus Sparren und Latten, Blech und Brettern sperrt die öffentlichen Gärten; diese Wände, diese Räume werden mich Lügen strafen und die Fanfaren der Journale das neue Morgenrot begrüßen. Im Ferdinandeum zu Innsbruck waren viele schlechte und mittelmäßige Bilder aus älterer Zeit; ich machte einmal den Vorschlag, man solle daraus Salzsäcke schneiden oder den Sennern Berghosen machen, und wie die Kühe lachen würden, wenn so ein Kerl die Venus oder den Amor auf der Hinterseite herumtrüge. Da bin ich aber sehr schlimm angerempelt, darum will ich hier keine boshaften Vorschläge für die künftige Tracht der Gondoliere machen.

In den Sälen der Akademie haben sie manches geändert, den „Markus" des Tintoretto und die „Himmelfahrt Tizians in das richtige Licht gestellt, so daß jetzt die Absicht der Meister mit voller Kraft zum Beschauer spricht und etliche Bilder alter Maler aufgestellt, die für die Kunstgeschichte wichtig sind. Vor dem Tore fragte mich meine Tochter, was denn die Dame ober dem Portal mit der sonderbaren Frisur bedeute? Ich erklärte ihr, das sei Italia, die Kränze

halte sie mit beiden Händen hoch empor, weil sie dieselben nicht weggeben wolle; der Löwe, auf dem sie reite, solle eigentlich alle schlechten Künstler fressen, die sich ihr nähern, er tue aber seine Schuldigkeit nicht und sei deswegen so mager.

Von der Riva der Slavonen vertrieb mich der kalte Wind, ich bog zum Arsenal ein; schon Dante schildert das Treiben in demselben, die Löwen vom Piräus blickten aber damals noch nicht auf ihn nieder. Beim ersten Zug der Abendglocke öffneten sich die Flügel des weiten Tores und ein mächtiger Strom von Arbeitern quoll heraus. Tausende und Tausende, er wollte nicht versiegen. Ich betrachtete mir Gestalten und Gesichter; hier ein trutziger Geselle, dem es schon zu lang gedauert, bis er seine Soldi wieder los hat; dort ein Mann, in den Zügen Ernst und Sorge, die Rechte in der Hosentasche, trägt er wohl den kargen Lohn zu Weib und Kind und ist froh, wenn er etliche Sardoni auf der mageren Polenta findet. Ein frischer junger Bursch; die schwarzen Augen blicken rechts und links, da eilt er lächelnd vorwärts, was sieht er denn? — Wir wenden uns um, aus einem Winkel springt ihm ein nettes, einfach gekleidetes Mädchen zu, sie hängt sich an seinen Arm und nun das Plappern und Schwatzen! — Was wohl die zwei zu plauschen haben? — Wir wissen's alle, aber für uns entschwand diese süße Zeit längst und vielleicht ist für manchen aus dem holden Lenz die Qual eines langen Lebens entsprungen. Gönnen wir dem Pärchen das Beste.

Durch die Garibaldistraße drängte sich wieder ein Strom von Arbeitern. Sie kamen von der Insel S.

Elena, wo vor einem Jahre die große Maschinenfabrik eröffnet wurde. Sie liegt gerade an der Spitze des öffentlichen Gartens, der Zwischenraum wurde heuer im Winter bis auf einen kleinen Kanal durch Aufschüttungen in festen Boden umgewandelt; wahrscheinlich bedarf man Platz für Neubauten. Wie oft habe ich zu diesem Inselchen sehnsüchtig hinübergeblickt! — Hohe Mauern, dahinter ein altes Klosterkirchlein, umgeben von Bäumen, Schatten und Einsamkeit. Welch eine Zuflucht für einen weltvergessenden und weltvergessenen Träumer! Andere mochten gleiches empfunden haben, denn man las oft die Klage, daß auch dieses Stückchen Altvenedig dem modernen Unhold des Dampfes und der Industrie verfiel. Man wollte sogar Einspruch erheben, mit welchem Recht? Ist es nicht besser, daß ein paar tausend Leute hier ihr ehrbares Brot holen, oder sichert ihnen vielleicht eine gemeinsame Touristenkasse den Taglohn? Die alten Venetianer hätten gewiß hier im Notfalle ebensogut eine Fabrik errichtet, wie ihre Enkel; nur nichts übertreiben! — Man hat einen Kanal neben der Akademie zugeworfen und eine Allee hingepflanzt, wo jetzt Kinder spielen; er war überflüssig, weil nicht weit ein anderer parallel läuft: wieder ein Stück Altvenedig! wollt ihr den Leuten Luft und Licht versperren, damit alles für euch beim alten bleibe? Warum duldet ihr denn, daß man jetzt überall statt der hölzernen Bettstätten eiserne verwendet? Wie schön wäre es doch, wenn ihr euch wieder in den oft verfluchten altitalienischen Flöhen und Wanzen wälzen könntet! Diese habt ihr aber jetzt näher zu Prag oder Wien.

Ich betrachte mir gerade am Palaste Morosin den Türklopfer, dessen Abgüsse die Antiquare so teuer als Originale verkaufen, da klappte es hinter mir auf dem Pflaster: ein richtiger Franziskaner mit den Holzsohlen, er trug den Zwilchsack über der Schulter und starrte, nachdem er geklopft, da und dort zu einem Fenster empor. Überall vergebens! Ich sprach ihn freundlich an; er sagte mir, daß er herumgehe, um für sich und seine Brüder das Essen zu erbitten. Ich wußte es nicht, der Orden bestand also noch in Venedig; draußen in San Michele, wo er den Friedhof oder das Spital versorgt. Die strenge Regel befiehlt den Mönchen, die Nahrung zu erbitten, sie tun es hier Tag für Tag, die Annahme von Geld ist ihnen nicht erlaubt. Ich kannte das, wollte ihn jedoch versuchen und bot ihm eine Münze, er wies sie lächelnd zurück. Ob ich ihm dafür beim Bäcker an der Ecke Brot kaufen dürfe? Er bat darum und so tat ich es. Der heilige Franziskus Assisi kannte die Natur des Geldes sehr gut, als er es eingedenk des Spruches: „Ihr sollt euch nicht darum kümmern, was ihr morgen esset!" seinen Söhnen verbot. Das Geld ist der konkreteste und daher begehrteste Besitz, das Symbol jedes Besitzes, weil es sich in jeden verwandeln läßt; die wahre Armut muß aber mit der Befriedigung des unmittelbaren Bedürfnisses zufrieden sein.

Einige Tage darauf ging ich über die Hügel bei Florenz. Auf dem Wege, der vom Dörflein Arcetri einmündet, kamen uns zwei Franziskaner entgegen — so schien es; doch trugen sie um den Kopf weiße Tücher, aus denen nur das Gesicht hervorsah und darüber große

grobe Strohhüte. Ich hieß meine Tochter näher treten und redete sie an: „Franziskanerinnen?" — Sie blieben stehen: eine alte und eine junge. Jener hatte bereits die Askese ihr Gepräge aufgedrückt, die Wangen waren fahl und eingefallen, doch blickten die Augen klar und entschieden in die Welt, welche sie verachtete, um den Mund spielte ein mildes Lächeln wie der Ausdruck der Selbstüberwindung, des Sieges über den Feind, den der Mensch im eigenen Busen trägt. Sie mußte viel gekämpft, viel erfahren haben und könnt' ich in ihrer Seele lesen, so würd' ich es doch nicht sagen, denn sie selbst hat den dunklen Schleier darübergezogen. Die jüngere mochte kaum das zwanzigste Jahr erreicht haben, ein frisches, blühendes Mädchen mit roten Wangen und sanften Augen, dem Aussehen nach sogar besseren Standes; — was hat in ihr die Eitelkeit des Weibes erstickt, daß sie wider die Neigung und den Willen der Natur diese häßliche Kutte anzog und den Bettelsack auf die Schulter nahm?

„Euren Orden kennt man in meiner Heimat Tirol nicht; gibt es hier viele von euch?"

Die Alte antwortete: „Wir haben ein Kloster und halten Schule; es kommen Hunderte von Kindern zu uns."

„Was braucht ihr da die Nahrung zu erbitten, da wird euch wohl der Staat versorgen?"

Ihr Antlitz verfinsterte sich; sie erhob unwillig den Finger wie zur Abwehr. „Der Staat, dieser Staat!" — Dann seufzte sie tief. „Was wir tun, tun wir nicht um irdischen Lohn, sondern dem zulieb!" Sie zog das kleine hölzerne Kreuz aus dem Gürtel und

hielt es mir entgegen, und das geschah auf eine so einfache, natürliche Weise, daß man an der Wahrheit des Gefühls nicht zweifeln konnte.

Ich bot auch ihr Geld als Almosen, sie wies es zurück. Da sagte ich: „Nun gut, ich gebe es nicht euch, sondern euren Schwestern; kauft ihnen in meinem Auftrage frisches Brot!“ Da öffnete sie den Sack und ich warf etliche Kupfermünzen hinein. Sie schied dankend und wünschte noch den Segen des heiligen Franziskus auf uns herab. Das war doch eine Szene, wie sie Manzoni nicht besser ersinnen könnte.

Weil ich aber auch etwas über die Mönche hören wollte, erkundigte ich mich im Wirtshaus und erzählte, daß ich einen beim Sammeln von Almosen getroffen. Ein Herr klärte mich auf. Das ist nur zum Schein, im Kloster fressen sie Hühner und Kapaune.“

„Wer trägt sie ihnen denn zu?“

„O, die kennen alle Schliche!“

Nun hatte mich aber vor etlichen Jahren der Zufall in ein Franziskanerkloster geführt; ich ging in den Garten, redete mit den Patern und geriet auch in die Küche. Über dem Feuer brodelte Rollgerste in einem Kessel. Daneben stand, die Schürze vorgebunden, der Koch und schnitt frische Feigen hinein. Dann kam ein Pater und leerte seinen „Vergelt's Gott auf den Tisch!“ Brocken von allerlei Brot und Polenta, Gugelhupf u. dgl. Der Koch suchte das Geeignete aus und warf die Stücke in die Brühe, so daß man mit einer Stange hätte umrühren mögen. Das wurde dann in irdenen Näpfen verteilt; ich spürte keine Lust, den greulichen Brei zu kosten. Wie wäre es, wenn Sacher einmal diese

Franziskanersuppe für die g'lustigen Wiener auf den Speiszettel setzen möchte?

Man sagt, diese Orden haben sich überlebt. Ich will darüber nicht streiten; weil ihr jedoch immer das Evangelium der Freiheit verkündet, so muß es euch ja gleich sein, ob einer in der Kutte oder im Frack umläuft, ob diese Dame eine Tournure oder ein Zilizium trägt. Niemand zwingt dich ins Kloster; die drei Gelübde: Armut, Keuschheit und Gehorsam sind nur ein evangelischer Rat, kein allverpflichtendes Gebot. Immer wiederholt sich der Vorwurf: diese Mönche gehen ja doch nur betteln, weil sie nicht arbeiten wollen. Das mag hier und da wahr sein, ihr braucht ihnen aber nichts zu geben, und wenn ihnen jemand etwas schenkt, so darf er es doch wohl nach den Grundsätzen der Freiheit, oder ist betrügen erlaubt und das Börsenspiel ein Gottesdienst? Es gibt noch einen anderen Gesichtspunkt, von dem aus die freiwillige Armut beurteilt werden kann; so gebildete Leser darf ich nur an den elften Gesang von Dantes „Paradies" erinnern. — Betteln um zu faullenzen! Glaubt ihr, der wunderbare Heilige von Assisi habe unter dieser Devise weltgeschichtliche Wirkungen hervorgebracht, die durch Jahrhunderte dauerten und so der italienischen Kunst und Poesie einen neuen Inhalt gegeben? Die Periode großer Bedeutung ist für diesen Orden vorüber, geradeso wie für die Jesuiten mit der Gegenreformation; verspottet ihren Glauben, höhnt ihre Hoffnung, aber ehrt die Werke der Liebe, die sie üben. Scheint es euch nicht humoristisch großartig, daß es in unserer Welt des Genusses und der Selbstsucht, welche frech und rücksichts-

los den Kampf ums Dasein auf die Fahne schreibt, noch Menschen gibt, die sich verleugnen und für andere opfern, weil sie töricht genug sind, an einen Gott zu glauben, welcher die Liebe als erstes Gebot hinstellte und aus Liebe für die Menschheit in den Tod ging? — Ihr findet das alles komisch, andere nennen es erhaben. Noch etwas! Wie kommt es, daß in Italien die Schulen der Geistlichen so stark besucht werden? — „Nun ja, die Piagnotti schicken ihre Kinder hin!" — Nicht bloß diese, sondern sonderbarerweise auch die Radikalen. Der erste Dichter Italiens, der an der Spitze der Freidenker steht, ließ seine zwei Töchter ins Kloster gehen, wo sie als Nonnen eingekleidet wurden. Nicht wahr, unsere Zeit ist reich an Widersprüchen, vielleicht gehört ihr auch zu diesen Widersprüchen; was mich betrifft, wollte ich nur Tatsachen liefern, die ihr nach Belieben deuten oder mißdeuten mögt; wie ich mich dazu stelle, ist ganz gleichgültig.

Auf der Riva errichten sie Viktor Emanuel ein Denkmal.*) Mit Recht, denn er hat die Wahrsage von Niccolinis Giovanni da Procida erfüllt und das durch tausendjährige munizipale Erinnerung zerklüftete Italien zur Einheit verschmiedet, ein Werk, dessen Möglichkeit man stets bezweifelte. Die Italiener sind stolz auf ihn, sie machen Vergleiche, welche ich hier nicht mitteile. Wir fürchten aber nur, daß dieses Denkmal, an welchem man bereits hinter dem Verschlage arbeitet, die Nähe von Donatellos Gattamelata und Verocchios Coglioni nicht vertrage. Die kunstbegabten Italiener

*) Das seither bekanntlich enthüllt wurde.

haben hier nicht immer eine glückliche Hand. Das Theatralische herrscht nur zu oft vor; der im Leben so schlichte König scheint zu Verona auf die Bühne reiten zu wollen, und die mauergekrönte Italia am Grabe Niccolinis zu S. Croce, wie sie die zersprengte Kette emporhält, überrascht uns vielleicht gar mit der Opernarie: Trema Byzantia! — Das Theatralische! Die ältere italienische Dichtung weiß nichts davon, Polichinell hätt' es weggelacht, Bajazzo mit der Pritsche verjagt. Dantes Hugo Farinata, wie er sich aus dem glühenden Sarg aufrichtet und stumm blickt „come se avesse l'inferno in gran dispitto“ oder Sordello, der stehen bleibt come un Lioncell si posa, entsprechen der Lage, in der sie sich befinden; Petrarca gibt mir kein Beispiel, und dem feinen satirischen Ariosto lag es auch fern. Es beginnt wohl mit Alfieri und sekundiert die ganze Periode der Erlösung Italiens vom fremden Joche. Die Jugend hat es begeistert und so durch die Wirkung ersetzt, was wir an künstlerischer Echtheit vermissen. Jetzt verschwindet es allmählich aus der Poesie, der häßliche Verismus vermeide wenigstens das Gespreizte. War es doch in der Malerei seinerzeit nicht anders: wieviel Ballen Leinwand wurden mit patriotischen Allegorien, Märtyrern der Freiheit und italienischen Großtaten von Romulus an verschmiert! Man wußte aber in Turin sehr wohl, warum man alle diese Farbenschachteln kaufte, den Enthusiasmus derselben haben dann die Österreicher bezahlt. Das lernte man in der Galerie zu Versailles von den Franzosen; anderswo führt man vaterländische Lesebücher ein, die dem Messer ohne Heft und Klinge gleichen.

Eine zweite Klippe ist der Realismus, der nicht den Mann als solchen, sondern nur den Menschen mit seinen Zufälligkeiten gibt, welche für die Nachwelt ganz gleichgültig sind. Und er kann nicht einmal seinen Zweck erreichen! — Sonst müßten ja zehn Künstler dieser Schule zehn Bilder desselben Gegenstandes liefern, die zum Verwechseln ähnlich sind; überall macht sich jedoch auch dem mächtigsten Stoffe gegenüber die Individualität des Meisters geltend und oft eine recht schlechte, welche nicht durch die weisen Regeln, wie sie die großen Künstler seit uralter Zeit gleich der Fackel des Daduchs einander überlieferten, gebändigt sind. Keine Schönheit der Linien; man sehe sich den rettenden Soldaten auf S. Biagio an; kein Gedanke, wozu auch? Der liegt jenseits des Rohstoffes und doch! Wir bedürfen dieser Kunst, weil sie mit gewissen waschlappigen Traditionen bricht und wenigstens die Grundlage für eine neue Entwicklung bietet. Zu den besten Denkmälern der Art gehört das neue für Gino Capponi an der Rückwand von S. Croce; der Bildhauer hat aber mit der Dame, die er uns als die trauernde Fiorenze vorstellt, gewiß einmal Kotillon getanzt. Ihr Meister, unübertrefflich in Seidenroben, Spitzenmanschetten und Lackstiefeletten! — was seid ihr neben den Großen, auf deren Stirn Pallas Athene das Flämmchen anblies? Noch könntet ihr immer von den Alten lernen. Raffael und Tizian haben auch Porträts gemalt von einer überzeugenden Wahrheit, wie ihr es euer Lebtag nicht zusammenbringt; von jenem bewundern wir aber nebenbei noch die Stanzen des Vatikan, von diesem die Madonna Pesaro und die Assunta. Schade, daß wir

von beiden nicht auch ein Porträt Michelangelos besitzen, sie allein hätten den grimmigen Dämon in das Kristallglas der Schönheit einzuschließen vermocht, wie Salomon seine Geister.

Am 2. April kamen wir nach Ferrara. Ich war bisher an der Stadt vorübergefahren, wollte aber endlich doch den Rahmen betrachten, in dem sich manche große Männer und kleine Dynasten bewegten. Auf diese einsamen Straßen ließen sich die Klagen des Psalmisten anwenden: „Wie ist die Stadt so öde worden, die einst voll Volkes war!" — Da brauchen sich die Gespenster der Vorzeit selbst bei hellem Tag gar nicht zu genieren; mich wunderte nur, daß mir Ariosto nicht ein Schnippchen schlug und Tasso meiner Tochter das Sträußchen aus der Hand nahm, um es seufzend der blassen Leonore zu bringen, welche sich dort neben dem kalten Alfonso auf die Brüstung lehnt. Die Galerien bin ich nicht abgelaufen, von der berüchtigten Spitalzelle Tassos sah ich die Fenster; denn bekanntlich ist sie, wie so manches andere, eine neuere Erfindung der Kustoden, warum nicht? — Was Geld bringt, ist alles gut, sogar die Feder des heiligen Michael in der Wallfahrtskirche in Avignon und die alten Hosen im Ferdinandeum zu Innsbruck. Byron hat daran geglaubt, die furchtbaren Strophen, die er als Childe Harold gegen den Herzog schleudert, hätten Goethes „Tasso" zittern gemacht. Da wir die verwandtschaftlichen Beziehungen des ausgestorbenen Hauses Este nicht kennen, müssen wir sie hier weglassen. Byron war wie ein Cherub auf einer dunklen Donnerwolke; hätte ihn der Sturm nach Metternichs Wien getragen, wäre wohl der Vision of

judgment, dieser gewaltigsten Satire, welche je ein Dichter schuf, eine zweite gefolgt, und alle Greuel der Zukunftsmusik wären dann sanftes Säuseln gewesen neben dem Geheul der Spitzel aus allen Winkeln . . . Jetzt sind wir freilich darüber hinaus; wir haben es so weit gebracht wie das Rhinozeros, durch dessen Haut selbst die Kruppschen Riesengeschosse nicht dringen und für radikale Rettiche besitzen wir ein treffliches Rezept: wir konfiszieren!

An Bolognas Mortadella, so sehr sie unsere Hausfrauen entzücken mag, will ich heut vorüberfahren; die deutschen Archäologen begleiten mich wohl nach Marzabotto, dort hat man ein etruskisches Pompeji entdeckt: ganze Gassen Häuser, Tempel und Brunnen und auch das Pflaster, wenigstens im Grundriß, bloßgelegt, so daß wir uns, wenn wir die zahlreichen Gräberfunde beiziehen, ein klares Bild vom Leben jenes untergegangenen Volkes zu machen imstande sind. Seine Herrlichkeit endete mit dem Einbruch der Gallier, jenseits des Apennin wurden sie von den Römern aufgesogen, welche, nirgends originell, ihnen und den Griechen ihren ganzen geistigen Besitz verdanken. Die Etrusker waren also eine Art Fallmerayerischer Kulturdünger, etwa derart, wie jetzt flatschnasige Tschechen armselige Deutsche ausschrotten möchten, ohne gerade Römer zu sein. Bekanntlich sind wir Tiroler ihre Vettern — nicht der Tschechen, wenn wir auch gleich dicke und damische Schädel haben, sondern der Etrusker, wie das die gemeinsame Vorliebe für den Lituus und die Auguren beweist. Da die Ausgrabungen auf kostbarem Ackergrund vorgenommen und daher wieder zugeschüttet

wurden, so bin ich nicht ausgestiegen, sonst hätte ich vielleicht ein paar etruskische Wortwurzeln für Herrn Dr. Ludwig Steub aufgeklaubt, weil bis jetzt vermutlich keine von zweifelloser Echtheit in Tirol aufgefunden wurden.

In Florenz will ich dem Beispiel von Goethes „Reise in Italien“ folgen und recht kurz sein . . . Die „Deutsche Zeitung“ atmet freudig auf! In der Tribuna machte es mir Spaß, wie sie immer wieder von der Madonna Raffaels zu der Mutter Gottes Michelangelos liefen und verglichen und diesen herabsetzten. Zur Mutter Gottes ja! aber im antiken Sinne. Michelangelo schuf Christus als einen Heros; der war er auch: wie hätte er sonst die Teufel vom Himmel geworfen und die Pforten der Vorhölle am Ostermorgen gesprengt, und wie käm er dazu, einst zu richten die Lebendigen und die Toten? Auch Raffael hat ihn einmal so gefaßt, wie er auf den vier apokalyptischen Tieren reitet; er mochte die Glorie des Himmels, die Seligkeit der Versöhnung und Liebe malen, mochte den Reiz des ewig Weiblichen durch den Zauber seiner Farben verklären, in seine Hand paßt der zackige Blitz nicht, der vom Aufgang zum Niedergang fährt und Höllenfeinden das Brandmal der Vernichtung auf die trotzige Stirne brennt. Unsere süßlichen Macher, die „unbefleckte Empfängnisse“ fabriksmäßig aus Zuckerkandel und Bärenzucker drechseln, möchte ich nebenbei an das Magnifikat erinnern, diesen herrlichen Triumphgesang, der sich nicht aus der schwindsüchtigen Brust einer Nazarenerin mühselig loswand, sondern wie eine Lerche von den Lippen einer Heldenjungfrau aufschwang.

Nicht wahr, Ketzereien und nur Ketzereien: ästhetische, religiöse, politische — wo geraten wir mit dem bigotten Tiroler hin. Kreuziget euch!

Die Nachahmer Michelangelos — wie die den Sinn des Gewaltigen trafen: Cigoli, Vasari und gar der liebe Baccio der Bandinelli! — Sie schwellten einen Batzen Teig mit einem bißchen Germ zu einem schwammigen Laib ohne das Salz des Meisters; selbst seine Technik verpfuschten sie, indem sie dünkelhaft auf die Haut malten und meißelten, was unter die Haut gehört, um so mit der Anatomie zu prahlen, die sie mühsam gelernt. — Erhebt euch aber nicht über sie, ihr Modernsten! Wird das klappern, wenn einmal das Publikum der Mode satt ist, eure Flickereien anzujubeln und euch dann ein kritisch-historischer Simson mit den Eselskinnbacken an die turmhohen Stelzen fährt.

Die Zahl der guten Gemälde, Statuen, Musikkompositionen übertrifft jedenfalls jene der Gedichte, welche eine ernste Prüfung ertragen, gar weit. Was mag die Ursache sein? Die Poesie ist nach Inhalt und Mitteln der Darstellung die höchste Kunst; ihre Technik, wenn auch nicht handwerksmäßig, die schwerste, obschon sie leicht scheint, weil ihr die Sprache schon in der Kinderstube erlernt habt und dann mit einem Kellner zankt oder mit einem Dirnchen schäkert. Der bildende Künstler, welcher sich die Technik vollständig angeeignet hat und bei der Komposition mit einer gewissen Routine verfährt, wird immer etwas Leidliches und Löbliches hervorbringen, der Poet ist unter diesen Voraussetzungen noch gar nicht einmal Poet, wie es

Borinski so klar für die ältere Dichterschule des Rokoko nachweist. Schaubach prophezeit gar eine Poesie ohne Technik; uns dünkt, wir hören ihre grolzenden, grunzenden, rasselnden, iahnenden, pfauchenden, schnarrenden, schnarchenden, zippenden Naturlaute bereits, und wir begreifen nur nicht, wie diese Sänger sich als Landsknechte, fahrende Schüler und derlei Volk maskieren mögen, wo es doch weit angemessener wäre, wenn sie mit ihrer Drehorgel als Ohnehosen herumliefen.

Zum Abschied von den Uffizien besuche ich immer die Totenmaske Dantes und betrachte dieses ernste Antlitz voll Hoheit und Wehmut, der Zorn ist längst schon ruhiger Ergebung gewichen. Stellt hundert Dichterbilder nebeneinander und ihr werdet sagen: Nur der konnte die Divina commedia schaffen, da ist alles im Einklang. So Bismarck und Moltke! Es sind eben Männer, und ihr mögt euch die Serviette des Kellners über den Arm hängen, was seid ihr denn eigentlich als die Lakaien des Salons, der Kanzlei oder Kaserne?

Am letzten Abend wie alle Tage auf der Höhe von S. Miniato. Welche Gestalten ruft der Klang der Bella villanella aus der Dämmerung! Ja wohl! Ihr deckt Florenz und Venedig mit der Hand zu, doch erzeugten sie mehr große Männer als das Kaisertum — China. Wer was leisten will, muß frei atmen.

Hören wir, was seit meiner Abwesenheit unsere Bauern taten. Am Karsamstag erwachte ich wieder in meinem Bette, und hätt' ich es verträumt, der farbige Zettel auf meinem Tische verkündete mir unwiderlegbar, daß ich in Tirol bin.

„Sommertheater in Pradl.

Heute wird in dem gegen Sonne und Regen vollkommen geschützten Theater von einer Dilettanten-Gesellschaft aufgeführt:

Neu! Zum erstenmal: Neu!

Georg Freigraf von Aarau, oder: Die Bluthochzeit auf Falkenstein.

Großes romantisches Ritterschauspiel aus der Zeit der schweizerischen Bundeskriege. Neu bearbeitet und in Szene gesetzt von Frau Josefine Weiß.

Hochverehrtes Publikum!

Mit Beginn der heurigen Saison ist es unsere ernste und strengste Aufgabe, wieder Sorge zu tragen, ein P. T. Publikum in jeder Richtung zufrieden zu stellen. Die schönsten, ältesten und neuesten Ritter- und Volksstücke, zu welchen wir keine Kosten gescheut, um selbe zu erwerben, sind in Vorbereitung, und hoffen wir, wie im vergangenen Jahre, die Gunst und das Wohlwollen eines P. T. Publikums zu erwerben, besonders mit heutiger Novität, welche von Frau Josefine Weiß für unsere Bühne getreu nach dem Genre der alten Rittergeschichten bearbeitet ist und uns in den festen Redlichkeitssinn, sowie den eisernen Starrsinn, die Tapferkeit und den Heldenmut unserer Ahnen und Vorfahren, ebenso die treue Liebe der Frauen, den Haß, die Streitsucht und Intriguen der Raubritter, gewürzt mit passender Komik, einen Einblick bietet in längst vergangene Zeit. Wir können dieses neue Ritterstück getrost der Kritik überlassen, da wir überzeugt sind, daß

es den vollsten Beifall findet, indem es sich von Bild zu Bild spannender und interessanter entwickelt. Es ladet daher ein P. T. Publikum ergebenst ein — die Unternehmung."

P. T. Publikum? Man findet das so häufig auf öffentlichen Ankündigungen! — Über dieses P. T. habe ich mir oft den Kopf zerbrochen; was soll es heißen? Darf man es manchmal mit „Pfui Teufel" übersetzen?

Man sieht, unsere Bauern verstehen sich auf die Reklame wie die Meininger, sie sind aber Romantiker geblieben. Das habe ich gelegentlich an mir selbst erfahren. Der hiesige „Andreas Hofer", ein auf dem Lande vielgelesenes Wochenblatt, druckte eine Erzählung von mir ab, ein treues Bild aus dem Volksleben. Da sagten mir die Bauern: „Das sind wir ja selber, das brauchen wir nicht!" — Da ließ ich ein Stück folgen, wo brav gehaut, gestochen und geschossen wurde. Dieses zog, wie ich aus den verschiedenen Gegenden erfuhr; der Bauer will eben aus der Werktagsstimmung hinauskommen, wo er an sich selber und seinem Elend genug hat! Der Krebs des gemeinen Realismus sitzt im Magen des gebildeten Publikums; um ihm den Spiegel vorzuhalten, genügt der nächstbeste Franzose.

Ich bin aber auch wieder in Deutschland.

Vor einiger Zeit habe ich einen kleinen Aufsatz über den Autographenbettel veröffentlicht: die Art und Weise, wie man bei uns Dichter und Schriftsteller ehrt. Man zeigt ihnen aber auch noch die gebührende Aufmerksamkeit in anderer Form. Wenn ich etwas veröffentliche, bekomme ich nicht selten bald von da, bald von dort Schmäh- und Schmutzbriefe, und

ich bin schwerlich der einzige, dem solche Auszeichnung widerfährt. Nach meiner Erzählung „Herr Rochus" erhielt ich einen solchen als „Romanschmierer" aus Wien. Indem ich hier in Bausch und Bogen dankbar den Empfang dieser Artigkeiten quittiere, bemerke ich den hochgeschätzten Absendern, daß ich es immerhin als ein gutes Zeichen betrachte, wenn ich irgendeinen Eindruck hervorbringe, daß sie mich jedoch durchaus nicht ärgern und nur eine Briefmarke verzetteln. Ich bewahre alle diese Dinge und sie können in Zukunft als ein Beleg für den Grad von Bildung dienen, der noch immer bei uns möglich ist.

Schließlich wünsche ich allen einen guten Appetit zu meinem welschen Salat!

Imprunetta

In der Akademie zu Venedig befindet sich ein Kupferstich Callots: im Hintergrunde eine Kirche, vom hohen Turme weht die Festfahne, der Platz ist belebt von einer großen Menge Volkes aller Stände, jedes Alters. Galante Kavaliere in der Tracht des 17. Jahrhunderts helfen Damen aus der altertümlichen Kutsche oder kokettieren mit ihnen unter zierlichen Verbeugungen, fast wie die Hähne auf dem Hühnerhofe, vor den Buden sammeln sich Bauern und Handwerker, essen und trinken, zerlumpte Bettler suchen Almosen; auf einem Gerüst steht ein Scharlatan mit einem geputzten Äffchen nebenan, gegenüber erhebt sich ein Schnellgalgen: über die Rolle vorn am Querbalken geht ein Strick; auf Befehl des gestrengen Richters im Scharlachmantel wird eben ein Spitzbube aufgezogen, an den Füßen hängt ein schwerer Stein, um die zurückgebogenen Arme auszurenken; dieses zu hindern, beugt sich der Lump mit dem Leibe kräftig vorwärts. Es ist dies die Strafe der Corda, die in den Gesetzbüchern italienischer Städte erwähnt wird und häufig als Folter benutzt wurde. Auch bei uns hat sich die Erinnerung daran erhalten: „Jemand aufziehen!" — Freilich hat das Wort fast nur eine scherzhafte Bedeutung. — Aufziehen, ja! So quält manches Mädchen den verliebten Gecken, daß er Blut schwitzen möchte.

Im Gange, der zu Florenz die Galerie Pitti mit den Uffizien verbindet, hängt ein Kupferstich nach diesem Gemälde mit der Unterschrift: „La fiera d'Imprunetta". Man könnte das mit Kirmes oder Kirchtag übersetzen; dieser wird in der Tat hier am 8. September zu Ehren der Geburt Mariä gefeiert.

Imprunetta?

Der Zufall führte mich vor die Auslage eines Kunsthändlers, ein Blatt der Generalstabskarte zeigte mir den Ort etwa zwei Meilen südlich von Florenz. Zugleich interessierte mich als Geologen die Bildung des Bodens, wie sie die Höhenlinien andeuteten. Ich beschloß, hinzupilgern; auch durfte ich hoffen, mich meinen Landsmänninnen zu empfehlen, wenn ich ihnen bei meiner Rückkehr von der Wallfahrt zu jener berühmten Gnadenstätte erzählte.

Vorsichtshalber erkundigte ich mich abends im Wirtshause beim Kellner. „Imprunetta?" — Er zuckte mit den Achseln: „Wenn Sie guten Wein trinken wollen, müssen Sie etwas tiefer ins Chianti fahren." — Das bestätigten mir auch noch einige Herren: „Da laufen nicht einmal die verrückten Tedeschi hin; es ist gar nichts zu sehen." — Sie mochten recht haben, denn auch Bädecker schwieg. Der weiß freilich sehr vieles, aber nicht alles, so daß ich am liebsten solche Fahrten nach eigenen Heften mache.

Werfen wir einen flüchtigen Blick auf die Landschaft. Wie ein festes Rückgrat durchzieht der Apennin Italien und steigt zu Höhen, wo der Schnee kaum in den Sommermonaten schmilzt, wenn auch die südliche Wärme keine Gletscherbildung gestattet. Ober Pistoja

blüht noch die Alpenrose, im Westen sieht man das mittelländische, im Osten das adriatische Meer: einen großen Teil der Ufer, an denen sich die römische Geschichte abwickelte. Nordwärts breitet sich weit und fruchtbar die Tiefebene des Po aus; überall Ulmen mit den Weingirlanden, hohe Pappeln, die den schnurgeraden Strich der Straßen begleiten, ausgedehnte Felder von Korn und Mais, hier und da ein Fiebersumpf mit der Saat des Reises. Es ist der Charakter der Landschaft, keine Landschaft zu sein. Der Ingenieur kann hier das System der Bewässerung studieren, von jedem Flusse zweigen sich die künstlichen Adern ab und leiten den Segen nach allen Richtungen. Sie sagen, aus diesen Verhältnissen habe sich der Großgrundbesitz entwickelt, er allein könne hier gedeihen, für den kleinen Bauer sei dieses wegen der Wasserrechte und der damit verbundenen Bauten unmöglich. Den Schweiß des Pächters verpraßt der reiche Signore in den Städten, wie es Parini schildert, und legt jenem noch den Zuwachs von Steuern auf, den die neuere Zeit fordert. Der Kolono wirtschaftet bettelarm in den Strohhütten, wie man sie bisweilen an der Eisenbahn stehen sieht, das Pellagra lähmt seine starken Glieder, weil er sich von dem billigen Quartanmais nähren muß, daher überall dumpfe Verzweiflung, die wohl wie im Mantuanischen zu Aufläufen führt oder zur Auswanderung treibt. Ich habe gelegentlich Scharen solcher Menschen beobachtet; blaß, verhungert kauern sie neben den Bündeln ihrer spärlichen Habe in den Winkeln der Bahnhöfe, an sie klammern sich schmutzige Kinder . . . horch! ein greller Pfiff — sie fahren auf und steigen in den Waggon.

Hinter ihnen bleiben Karst und Pflug liegen. Sic vos, non vobis fertis boves aratra! Ja! Diese Kolonen sind eine Herde, die dumpf hinlebt, ohne Sang und Klang, ohne den Hauch der Volkspoesie, welche sonst um die Stirn des müden Arbeiters weht, nur bisweilen werden sie störrig, aber was hilft es? Wie oft habe ich von der Rocca di Garda das ganze fruchtbare Gebiet überschaut und dann den Blick von all der Herrlichkeit mit Trauer abgewendet!

Man durchquert den Apennin in einigen Stunden; unter Prachia öffnet sich plötzlich die berühmte Fernsicht auf Pistoja und die Ebene bis zum Arno, eine neue Welt! Rechts und links sanfte Höhen, im Sommer braun und kahl, Ölwälder steigen daran empor, neben der mageren italienischen Föhre steht die Zypresse einzeln oder in kleinen Gruppen. Die Fläche ist ein Garten; über den grünen Saaten, wo Anemonen und Tulpen eingestreut sind, schweben im Frühlinge die Kronen der Mandel- und Pfirsichbäume wie rote Wölkchen, neben prächtigen Villen ruhen behaglich Bauernhöfe und die Häuser wohlhabender Pächter. Nur im Gebirge treffen wir den einsamen Kohlenbrenner; viele Männer wandern wie unsere Oberinntaler in der besseren Jahreszeit aus, um Arbeit zu suchen. Hier erzeugt keine dumpfe Armut ein Bauern-Proletariat; herrscht zwar stellenweise die Naturalwirtschaft, so lebt der Landmann im ganzen gut; das zeigt auch sein Anzug. Der dicke Wollenrock erinnert fast an die Lodenjoppe unserer Alpler, und bei einer Streiferei, wie ich sie auch hier manchmal wage, wurde ich gelegentlich als „Massajo“ angeredet, so wie man mir einmal auf der

Piazza d'erbe, wo die Bauern unter sich einen prächtigen Ochsen ausspielten, Lose anbot. Ja, wenn ich gewonnen hätte, was dann? Ich konnte doch nicht darauf nach Innsbruck in meinen Hörsaal reiten. Nirgends verkehre ich lieber als in Toskana; der Bauer der nahen Romagna ist schwerfällig, finster, fast unheimlich in seinem Äußeren, wie denn gerade die Bologneser das Stilett meisterhaft handhaben, was die Österreicher erfuhren und Garibaldi rühmte.

In diesen lieblichen Gegenden ist dir jede Gesellschaft recht: der Klosterbruder, der Steinbrecher, der Pflüger, wie es eben kommt; auch mit den Frauen, die hier nicht als Laststtiere neben dem Manne ins Joch gespannt sind, plaudere ich gern, wenn sie vor den Häusern im Schatten sitzen und fingerfertig jene zierlichen Strohgeflechte schlingen, die der Handel auf alle Märkte trägt und die Bettlerinnen auf der Höhe von Fiesole den Fremden aufdrängen.

Toskana ist das Attika Italiens; von den Hügeln der terra mare an bis zu der vielgestaltigen Landwirtschaft der Gegenwart schuf der ununterbrochene Fleiß der Jahrtausende die üppige Kultur der Flur. Sie glättete und schliff den halbwilden Einwanderer zu jener Urbanität, die langsam wie eine duftige Blume aus der rauhen Rinde wuchs, so daß wir ihn fast dem niedersächsischen Bauern vorziehen möchten, den uns jetzt der Rembrandtler als Ideal hinstellt. — Urbanität, ja! Wir haben kein deutsches Wort dafür; mit unserer exklusiven Höflichkeit in Glacéhandschuhen, die nebenbei recht wohl lackierte Rohheit sein kann, wie wir das im Coupé der Eisenbahnen — erster und zweiter Klasse

— fast täglich beobachten, läßt es sich nicht recht übersetzen. Der Toskaner ist leicht, gewandt, schlagfertig, witzig, boshaft, aber nie grob verletzend. Und dann seine Sprache—wie ursprünglich, voll, reich und der feinsten Nuancierungen fähig! Hierher wandern alle italienischen Schriftsteller, um aus dem klaren Born zu schöpfen, den noch kein Adelung und Gottsched in Kanäle faßte.

Wo die Volkssprache sich so wunderbar entfaltet, blüht auch die Volkspoesie: eines setzt das andere voraus. Strambotti, Rispetti, Ritornellen klingen überall wie in den Alpen die Schnadahüpf'ln; manche dieser Liedchen sind uralt und weit verbreitet, wie denn hier selten eine bestimmte Gegend das Eigentumsrecht beanspruchen darf. Originell sind die Redensarten, mit ihnen verbinden sich die zahlreichen Sprichwörter, von denen Giuseppe Giusti eine Sammlung veranstaltete. Dieser edle Dichter, dessen Name untrennbar mit dem nationalen Aufschwunge des heutigen Italien verbunden bleibt, spiegelt überhaupt toskanische Volksart am treuesten; wir meinen nicht bloß die Gedichte, sondern auch die Briefe. Unter der Oberfläche, die in tausend bunten Farben spielt, birgt sich aber auch die Tiefe echten Gemütes, zum Beispiele in „St.-Ambrogio“, wenn es auch jetzt als quarantottate beiseite geschoben wird. Das heutige Geschlecht ist allerdings realistisch geworden und blickt auf die Tage vor und in 1848 mit kühlem Lächeln zurück. „Quarantottate“, so bezeichnet es die Überschwänglichkeiten jener Zeit, gerade wie unsere Jungen über den Idealismus von 1848 spotten, als ob sie es ohne dieses 1848 so herrlich weit gebracht hätten, als sie es gebracht haben.

Der Abend ist mild und lau; setzen wir uns auf das Steingeländer im Friedhofe von S.-Miniato. Gegenüber ragt der zerschossene Turm, von wo Michelangelo die Verteidigung seines Florenz leitete. Vor dem Turme erhebt sich die alte Benediktiner-Abtei, die großen romanischen Fenster, aus denen mancher deutsche Kaiser auf die unbezwingbare Stadt mit ihren trotzigen Bürgern niederblickte, sind geblendet; nebenan die lichte Marmorfassade der Kirche; auf dem Giebel der ruppige Reichsaar der Hohenstaufen — es wird schwerlich vernewert. Aus Osten schimmert der weiße Grat des Casentino; in den braunroten Westhimmel ragen dunkel die Zacken der Alpen Luccas und Carraras. Unter uns taucht der Turm Giottos und die Kuppel Brunnelleschis bereits in den blauen Schatten, über die Ebene gegen Norden legt sich feiner Duft, der allmählich die hellen Farben des Apennin auslöscht. Das toskanische Mittelgebirge beginnt gleich am linken Ufer des Arno, stufenweise erheben sich daran Häuser und Paläste, der Garten Boboli, wo Goethe Verse der Iphigenie dichtete, und auf der Höhe die alte Zitadelle der Mediceer — ein Zwinguri, das freilich in der neueren Zeit seine Schuldigkeit nicht mehr tat.

Dante erwähnt die Steintreppe, auf der man nach S. Miniato steigt, im Fegefeuer; wie oft mochte er von dieser Warte mit den ernsten, schwermütigen Augen in die düstere Zukunft seiner Heimat schauen, bis ihn die Abendglocke, die eben jetzt zu klingen beginnt, aus seinen Träumen weckte: La squilla.

Che paia pianger il giorno, che si muore!

Von hier konnte er die Burgen seiner ghibellinischen

Freunde begrüßen; so manche steht noch: dort Vincigliata, die Fenster spiegeln das Abendrot; viele liegen gebrochen in Trümmern, von mancher ist wohl kein Stein mehr auf dem andern.

Dante war Aristokrat durch und durch — freilich im Sinne des dreizehnten Jahrhunderts, die Bezeichnung von heute verböte er sich wohl — auch Vorläufer der Reformation ließe er sich schwerlich nennen; er hatte keinen Tropfen modernen Blutes.

Die „Divina Commedia“ stellt uns fast nur vornehme Gesellschaft vor; sie hat für den alten, durchschnittlich deutschen mit unsern Kaisern eingewanderten Adel Toskanas dieselbe Bedeutung, wie der Schiffskatalog Homers für die Griechen: ein italienischer Graf sagte: er gäbe viel, wenn einer seiner Ahnen auch nur in der Hölle vorkäme. Das wäre freilich mehr als die Familienchronik und der Stammbaum eines Stritzow und seiner Vettern.

Auf dieser Höhe ist vielleicht manche Strophe des großen Gedichtes, das seine Wangen bleichte, entstanden:

Godi Firenze, poi che se' si grande,
Che per mare e per terra batti l' ali
E per l' inferno il tuo nome si spande!

Also in das Mittelgebirge von Toskana!

Es liegt zwischen dem Apennin und den öden Maremnen am Meere, ohne sich in Ketten zu gliedern oder zu großen Höhen zu erheben, nur die Trachyt- und vulkanischen Gesteine des Monte Amiata südöstlich von Siena überragen diese Hügel. Seine Abhänge sind von Kastanienwäldern bedeckt, zum Teile unwegsam, bieten sie dem Botaniker, der sich hinwagt, eine reiche Aus-

beute seltener Pflanzen, dem Geognosten in den wilden Schluchten eine Auswahl massiger Gesteine; — „ma i ladri! i ladri!“ warnte mich ein Herr in Siena, als ich sehnsüchtig hinüberspähte. Von Fiesole überschaut man einen großen Teil unseres Gebietes; die Tramway, die auf der Piazza della Signoria beginnt und uns über die Kollinen an den reizendsten Aussichten vorüberführt, bringt uns bald an den Abhang, wo das Fürstengeschlecht der Accajuoli für Büßer jeder Art die Karthause stiftete; sie ist jetzt aufgehoben, die Mönche sind aus den einsamen Zellen vertrieben: unser unruhiges Geschlecht gönnt eben niemand einen ruhigen Winkel, alles — klein und groß, soll mitarbeiten an der großen Weltfabrik, die manchmal nur Lärm um nichts macht, daß kaum noch ein Mensch den andern versteht. Weiter bringen wir es am Ende aller Ende auch nicht als zum Wandschmucke jener Klausner: dem Totenkopf, der mit den hohlen Augen nichts mehr sieht und mit den kahlen Zähnen nichts mehr beißt.

Tavernuzze ist ein kleines, reinliches Städtchen, links wendet sich die gute Straße sanft empor und führt dann geradeaus gegen Süden. Die Landschaft bietet viele anmutige Plätzchen, aber wenig Abwechslung. Sie ist ein Labyrinth von breiten Hügeln, wie mächtiger Grundwellen. Rechts und links sinken sie ab, vom gegenüberliegenden Zuge scheidet sie ein tief eingerissener Runst, durch den kaum ein Wasserfaden zieht, der beim Regen plötzlich zum Wildbache anschwillt und brausend das Ufer zernagt. Stellenweise legt er den rauhen, grauen Macigno bloß; es ist ein Sandstein, den man hier überall zu Bauten verwendet, fast wie

die bayerische Molasse; die mächtigen Schichten des tonigen Schiefers sind oft zu fettem Lehm verwittert.

Er wird hoch geschätzt, zu Ziegeln gebrannt; auch die Amphoren, in denen leicht ein Diogenes Platz fände, verfertigt man daraus; der Landwirt füllt sie mit Öl und Getreide. Der Geologe parallesiert die Formation mit dem Flysch am Nordrande der Schweizer Alpen und Karpathen, wenn er auch das Alter nicht immer genau bestimmen kann; bücken wird er sich selten, um mit dem Hammer anzuklopfen, denn Versteinerungen darf er kaum erwarten, hier und da findet er in einer Spalte die glänzenden, flachen Rhomboeder des Kalkspates. Die Krume, welche die Verwitterung erzeugt, ist nicht unfruchtbar, der Boden jedoch trocken und arm an Quellen. Der milde Wein des Chianti gedeiht überall; es gibt aber auch magere Lehnen, wo das kurze Gras an der Sonne bald verdorrt. Zwischen dem Gestrüppe der Hainbuchen, unter den schlanken Föhren, die der Nordländer gewöhnlich für Pinien hält, konnte ich mir im Frühling wohl ein Sträußchen Sinngrün, Stendel und Traubenhyazinth pflücken, den üppigen Blumenschmuck unserer wasserreichen Wiesen und Mähder sucht ihr vergebens.

Das ganze Gebiet war einst eine zusammenhängende Hochebene, hier und da durchbrochen von Serpentinen, Basalten und Trachyten; manche Furche mögen Gletscher gepflügt haben, das meiste taten die Gewässer, die jede Rinne vertieften, jeden Spalt ausweiteten, das Gestein und den Schiefer zermürbten, die Verwitterung einleiteten und die lose Masse abschlämmten und abschwemmten. Dann kam der Mensch, legte Flächen

dem Sonnenscheine und dem Regen bloß und trug auch seinerseits zur Gestaltung des Bodens bei. So dringt das Auge des Geologen in die Urzeit; jeder Stein ist ihm eine Urkunde, er mag sich aber des blühenden Lebens der Gegenwart freuen, eine gotische Wegsäule betrachten, im Schatten eines Kirchturmes rasten, auf den Altären Kunstwerke suchen, oder ein hübsches, dunkeläugiges Mädchen, das auf der Schwelle des Häuschens sitzt, um den Weg fragen, den er schon weiß, und dann mit einem leichten Scherze danken.

Die Straße war einsam und verlassen; kein Fuhrmann, kein Pilger, und doch führt sie zu einer berühmten Wallfahrt. Wie ganz anders sieht es auf Wegen und Stegen nach Maria-Taferl, Alt-Ötting oder Absam aus. Mag der Wauwau, Professor Sbarbaro behaupten, woran wir sehr zweifeln: „Italien ist katholisch, richtet euch danach!", den Franzosen können sie es nicht nachtun. — Trotz Voltaire, Diderot, Rousseau und der Janitscharenmusik Victor Hugos steht Frankreich noch immer an der Spitze der katholischen Bewegung, der Anstoß ging immer von der Seine aus, der mächtige Neukatholizismus entsprang am Altare der Notre-Dame, Namen wie Lamennais, de Maistre, Bonald, Lamartine, Châteaubriand u. a. sind welthistorisch. Die Siege von 1870 haben sie nicht ausgelöscht!

Endlich zu Imprunetta!

Das freundliche Städtchen, das unter dem Schutze der Gottesmutter aufwuchs, liegt am Südabhange eines flachen Hügels; links eine ziemlich steile waldige Höhe mit Erdabrutschungen; hier mag die Burg der Buondel-

monte gestanden haben, welchem erlauchten Geschlechte Grund und Boden gehörte. Noch steht sein Turm in Florenz. In weißer Seide, reich geschmückt, ritt der junge Herr zum Osterfeste; am Eingange des Porte vecchio rissen ihn seine Feinde vom Rosse und erschlugen ihn. „Cosa fatta capo ha!“ Er hatte seine Braut sitzen lassen, um eine andere, schönere aus dem Hause der Amidei heimzuführen. Das rächten ihre Verwandten blutig und so beginnt der grausame Kampf zwischen Welfen und Ghibellinen, welcher von nun an Toskana verwüstete und mit der Herrschaft des Bürgertums endete. Dante erwähnt die Schreckenstat in der „Hölle“, das erfahren aber unsere Fräulein bereits im Pensionate, warum in einer Causerie darauf zurückkommen?

Ich trat auf den großen Platz; Callot, nur hatte man der Kirche eine kleine Halle zum Unterstande für solche, welche die Messe schwänzten, vorgebaut — eine Nachahmung von Brunelleschis Stil, wie man sie z. B. auch mit dem Kaffeehause beliebte, welches die heilige Einsamkeit von San-Miniato entweiht.

Es war vormittags; noch nicht spät an der Zeit, dennoch traf ich in der Kirche nur etliche alte Weiblein, die sich von den Handwerkern, welche an einem Gerüste hämmerten und bosselten, in der Andacht oder — Neugier nicht stören ließen. Die einschiffige Halle trägt eine prachtvolle Decke mit Goldarabesken, ähnlich wie die Annunziata zu Florenz, welche auch für die Steinbaldachine der Seitenaltäre das Vorbild lieferte. Der Fries zeigt Festons von Blumen und Früchten — Terrakotten aus der Schule der Robbia. Von dieser

stammt auch ein Heiliger und der Christus auf dem linken Seitenaltare. Kürnberger verweist uns Deutsche auf die Holzskulptur, eher wäre die Terrakotta für uns angezeigt gewesen; guter bildsamer Ton fehlt selten; wie die Öfen aus der Spätrenaissance mit ihrem reichen Ornament beweisen, verstand man ihn auch zu bearbeiten, leider fand sich jedoch jenseits der Berge, wo man alles Fremde nachahmte und nachahmt, kein Meister, der den herrlichen Robbias gefolgt wäre. Jetzt gibt es in Italien wieder Tonbrennereien, die euch vorzügliche Ware — was ihr wollt und wie ihr es wollt — liefern.

Das Gnadenbild ist auf dem rechten Altare — verhängt mit gesticktem Golddamast, warum denn? Wirkt es für das heutige ungläubige Geschlecht keine Wunder mehr? Ich wollte dem Küster ein Trinkgeld geben, er wies es aber ernst mit einer Handbewegung, noch dazu den Kopf schüttelnd, zurück. Denkt euch, der welsche Küster kein Trinkgeld! Er muß mir nicht recht getraut haben, und doch sehe ich als geborner Tiroler, wie jeder, der mich kennt, bestätigen muß, sehr fromm und ehrwürdig aus. Sanct-Lukas hat es gemalt; der muß viele Bestellungen gehabt haben, weil er so viele alte Kirchen versorgte, vielleicht ließ er, wie andere große Künstler, Gesellen für sich arbeiten, und deren fand er genug unter den Mönchen der byzantinischen Klöster am Athos.

Das Gemälde des Hauptaltars stellt in drei Reihen Szenen aus dem Leben Marias vor, zu oberst ihre Krönung im Himmel, auch die vergoldete gotische Einrahmung blieb erhalten. Es ist von einem Giottes-

ken etwa aus der zweiten Hälfte des 14. Jahrhunderts. Die viel- und weitverzweigte Schule verlief mit der zeitlichen Entfernung vom Lehrer mehr und mehr in oberflächlichen Konventionalismus, wie das immer und überall geschieht, bis sie sich noch einmal mit Fiesole zur herrlichsten Verklärung aufschwang und die Madonna della Stella schuf, vor deren reiner Jugfräulichkeit selbst Raffael weltlich erscheint.

Endlich brach Masaccio den Bann, und mit ihm beginnt eine neue Reihe, die zu den Cinquecentisten emporsteigt und nicht in unsere Tage herabreicht, von den meisten Bildern der neuesten Schule in der Ausstellung wandte ich mich entsetzt ab.

Ich betrachtete auf der obersten Staffel des Altares das Bild und schrieb einiges in mein Taschenbuch, da berührte mich eine Hand leise am Ärmel. Es war der Geistliche; ich wollte herabsteigen, er hielt mich zurück und zeigte mit dem Finger in die Seitenkapelle, wo ein Kruzifix aus Bronze hing. Ohne mich weiter zu stören, flüsterte er nur: „Giovanni da Bologna". Diese Aufmerksamkeit war italienische Gentilezza. Eine Marmortafel neben dem Kreuze verkündete: daß der Bürger Petraja dieses Kunstwerk der Kirche bei seinem Tode vermacht habe. So fand ich zu Imprunetta, was ich nicht suchte, was ich aber suchte, fand ich nicht: das Volk!

Als ich die Kirche verließ, drängte sich mir am Hause links eine Inschrift mit Trompeten und Pauken auf: „Giuseppe Garibaldi l'eroe più gigantesco dell' umanità, il nemico più formidabile degli oppressori dei popoli schiavi il più grande

difensore in questa terra venne a stringere la destra al più attivo Toscano per la risurrezione d'Italia: G. Dolfi, il 19 Maggio 1867.“ Bum bum und Tschin, was hat der eroe abends gespeist? Aber auch diese Übertreibung ist eine liebenswürdige Eigenschaft der Italiener, daß sie ihre Führer, obschon manchmal zu überschwänglich, feiern: die Giusti, Niccolini, Capponi, Hayez, Dupré, Cavour und die anderen begleitete die Begeisterung aller, die mit ihnen nach dem gleichen Zwecke strebten; anderswo zielt und wirft Neid und Gemeinheit nicht selten mit Kot nach den Stirnen, die über die platte Menge emporragen . . . und die treuen Genossen grinsen mit heimlicher Schadenfreude.

Nach all diesen künstlerischen, poetischen, politischen und geschichtlichen Genüssen meldete sich auch materiell naturalistisch — der Magen. In einem katholischen Wallfahrtsorte Tirols wäre leicht zu helfen, da strecken uns zehn Wirtshäuser den Arm entgegen, aber hier! Wohl winkte über einer offenen Tür der trikolore Schild einer Trattoria, denn der Italiener bringt seine Farben überall an; jedoch schreckte mich ein Blick in die geheimnisvollen Räume, wo Macbeths Hexen Polenta rührten, zurück. Da haben wir überall unsere Haltestellen für Ausflüge auf das Land; schon von weitem winkt über schattigen Kästenbäumen die Flagge des Biergartens; die feuchtfröhliche Gemütlichkeit oder — Duselei kann beginnen und sich fortsetzen, bis sich der große Bär am Himmel zur Hälfte um den Pol gedreht hat. Der Italiener zieht jedoch das Kaffehaus vor oder auch die Barbierstube, hier lärmt und debattiert er über alles Mögliche und geht fort, ohne etwas zu zahlen.

Ein „Café“ war auf der anderen Seite des Platzes; die Frau schenkte mir aus einer grünen Glasflasche ihren braunen Nektar in ein irdenes Töpfchen und und stellt auf einen Teller das Biskuit daneben — was eben die Fliegen übrig gelassen. Ich dankte und machte mich davon. In einem Laden kaufte ich noch etliche zinnerne Medaillen und einen schlechten Holzschnitt des Mirakelbildes für meine andächtige, aber auch poetische Freundin Marie Engel, die schon einige Male meine Gottlosigkeit mit geistvollen Versen abtrumpfte. Hätte ich erzählt, ich sei zur Buße mit Erbsen in den Schuhen nach Imprunetta gewallt, würde man es mir zu Innsbruck doch nicht geglaubt haben. Der Pfennig gilt eben dort nichts, wo man ihn schlägt. Nun trottete ich wohlgemut auf der staubigen Straße abwärts — einsam und verlassen! — Bei einer Biegung des Weges kamen mir jedoch vier elegante, hübsche Fräulein mit zierlichen Sonnenschirmen entgegen; sie waren blauäugig, blond, eine sogar rotgolden wie die Lorelei, fast mochte ich glauben, es seien modernisierte Ritterdamen wie sie Ariost und Tasso in ihren Epen auf Abenteuer ausschicken. Nachdem sie Kriegsrat gehalten, trat eine mutig vor mich hin und fragte italienisch: ob sie wohl auf dem rechten Wege nach Imprunetta seien? Ich antwortete deutsch und gab ihnen dann die nötigen Auskünfte für ihr leibliches und geistliches Heil; sie lachten: es scheint ihnen wenig Ernst damit gewesen zu sein, ihre süßen Sünden droben einem Beichtvater anzuvertrauen.

Weiter unten standen zwei saubere Engländerinnen auf einem Vorsprunge und spähten nach Merkwürdig-

leiten; als ich zurückschaute gingen auch sie langsam bergauf.

Was suchen all diese jungen Fräulein da droben? Zu Tavernuzze warf ich mich in einen Stellwagen und fuhr mit etlichen Marktweibern bis zur Porta romana.

Bei Bonciani vergaß ich wie Aeneas am Hofe der Dido oder Odysseus bei Alcinoos die Beschwerden des Weges und überlasse es nun dem Leser, sich von der Erzählung meiner Irrfahrten und Seitensprünge zu erholen.

Einige Urteile über Wilhelm Fischer:

„Leichter, heller, fröhlicher (als Jörn Uhl) ist das Wesen eines süddeutschen Entwicklungsromans, den Wilhelm Fischer in Graz unter dem bezeichnenden Titel „Die Freude am Licht“ veröffentlicht. Es ist eine Licht- und Siegernatur, wie sie mit solchem unerschütterlichen Glauben an Freude und Sonne seit langem nicht in unserer Literatur lebendig gemacht wurde.“ Die Woche.

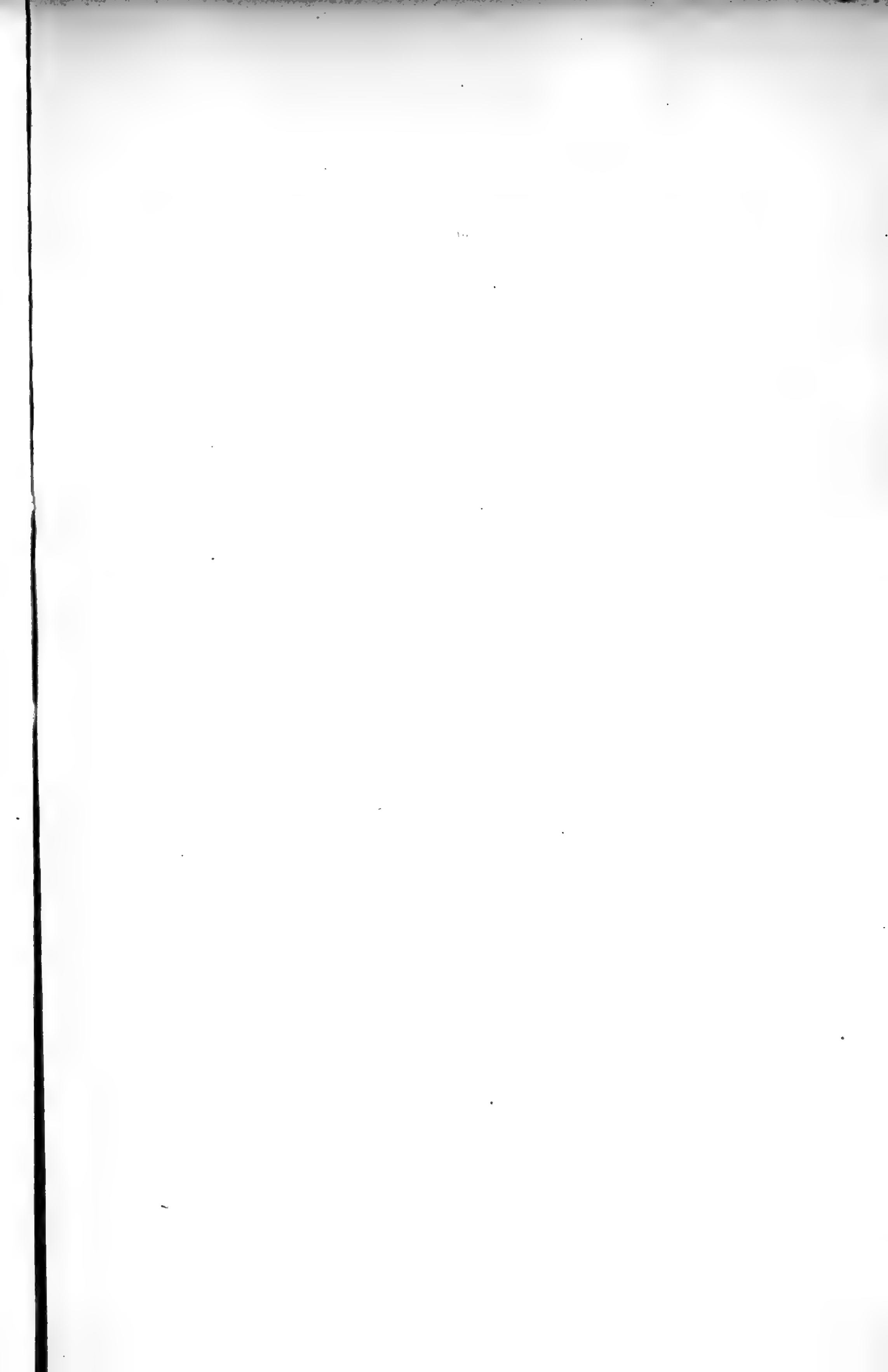
Für jeden Kritiker, der es ernst und gut meint mit unserer deutschen Literatur, ist es ein erhebender Moment, wenn er plötzlich auf ein Werk stößt, das der Zeit angehört und zu den Akten der Literaturgeschichte gelegt werden darf. Ein solcher Festtag war es für den Referenten, als er „Die Freude am Licht“ las und genoß, das hier mit Recht an erster Stelle steht und seinen Titel in mehrfacher Weise verdient. Man freut sich in den jetzigen Zeitläuften, in denen die Epigonen des Naturalismus die üblichen Modeorgien feiern, schon ganz ehrlich über jeden Funken und jedes Flämmchen; bei Wilhelm Fischer in Graz kommt man wirklich zur „Freude am Licht“. Literarisches Zentralblatt.

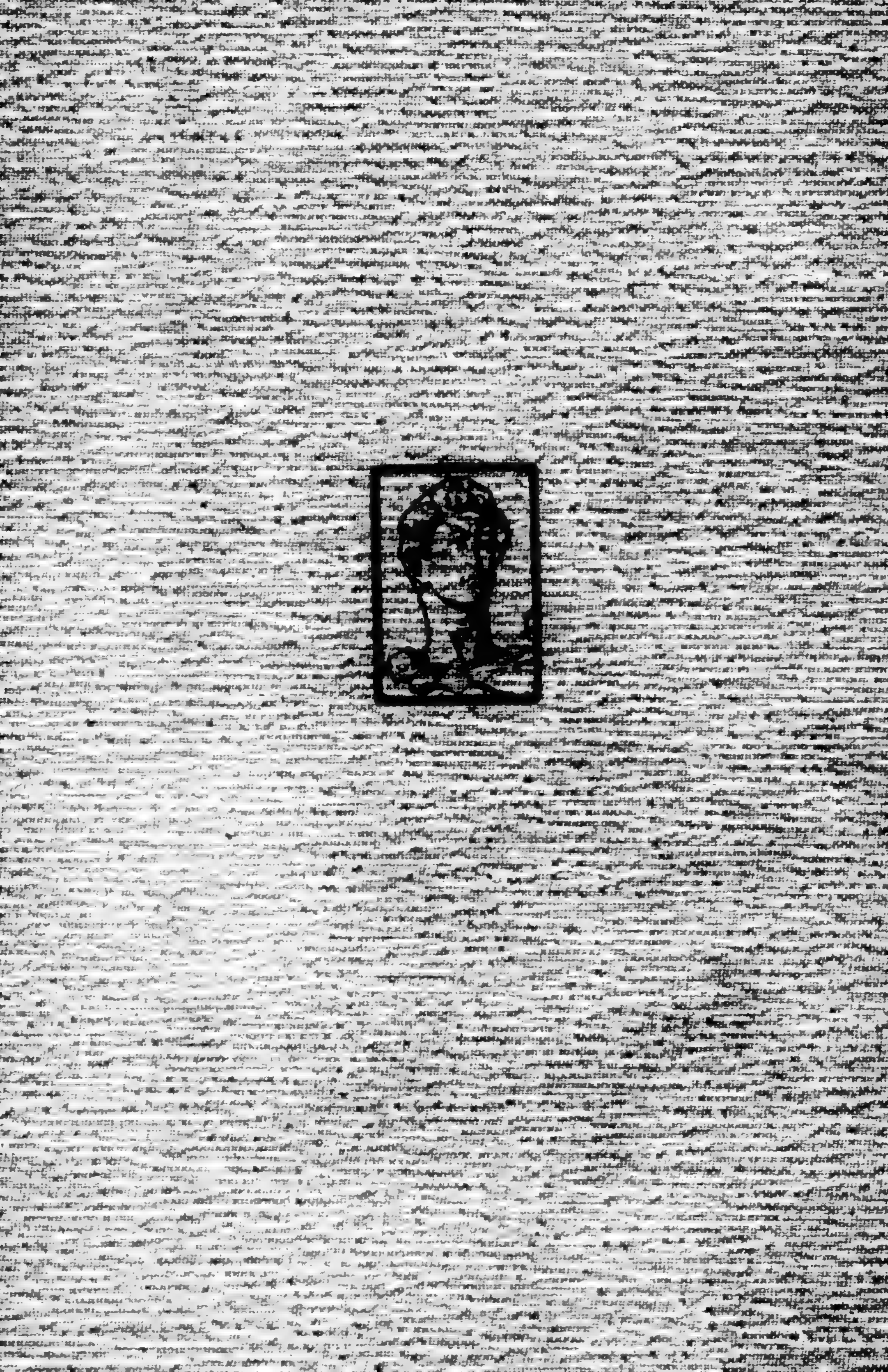
„. . . Wer eine Knabengestalt wie den kleinen Balder (Grazer Novellen), in dessen Herzen unbewußt die Sehnsucht nach dem Ideal als Leitstern seines Tuns lebt, zu schaffen vermag, ist ein Dichter von Gottes Gnaden und hätte er auch sonst keine Zeile geschrieben.
Beilage zur Allgemeinen Zeitung vom 5. 3. 1904.

Der Verfasser der „Mediceer“ gehört nicht mehr zu den Unbekannten, ja ich stehe nicht an, ihn zu den besten modernen Erzählern zu zählen. Das Urteil mag vielleicht befremden, denn Fischer ist bei weitem weniger bekannt, als er verdient. Das Neueste, was die Menge sucht, wird man bei ihm nicht finden, aber dafür das, was immer neu bleibt, weil es überaus selten und kostbar ist: echte Poesie. Peter Rosegger.

Einen steirischen Kollegen Crampton lernen wir in „Hans Heinzlin“ kennen. Die deutsche Novellistik ist mit dieser Erzählung um ein Meisterstück reicher. Diktion und Innerlichkeit schließen sich zu einem harmonischen und ungemein persönlichen Werke. Man schwankt: ist die Eigenart im Ausdruck oder die herbe, aber wundervoll tiefgründige Gemütswelt dieses Dichters mehr zu bewundern? Die Wurzel der wirklich originellen Erscheinung steckt in guter, fruchtbarer, deutscher Erde. Das ist wohl Fischers stärkster und einheitlichster Zug. Er hat die schlichte, gradlinige, unnervöse Erzählerart eines Gottfried Kellers. Fischer ist deutsch, wie jene kunstvollen, weitläufigen, stählernen Schlösser alter Burgen, grünend, blühend, männlich wie die Linden in den Höfen solch zerfallener Burgen und er ist so naturgeschwellt, so gemütreich wie die Berge seiner Heimat.
Österreichische Rundschau III, Heft 33.

Herrosé & Ziemsen, G. m. b. H., Wittenberg.






Beiträge
zur
Literaturgeschichte
von
Adolf Pichler



Adolf Pichler

Gesammelte Werke

Vom Verfasser für den Druck vorbereitet

Band XI

Beiträge zur Literaturgeschichte I

München und Leipzig
bei Georg Müller
1908

Adolf Pichler

Beiträge zur Literatur-geschichte

Der Beiträge zur Literaturgeschichte
Bd. I

München und Leipzig
bei Georg Müller
1908

Inhalt

Der Dichter und die Geschichte

Unsere Poeten machen es sich mit ihren Rechten gegnüber der Geschichte sehr bequem, nötigenfalls berufen sie sich auf Lessing, als hätte dieser einen Freibrief für jede willkürliche Usurpation ausgestellt. Ich beabsichtige weder die Aeußerungen des Hamburger Dramaturgen zu zergliedern, noch die einschlägigen Worte Schillers abzuhandeln: hätten sie ein Gesetz geben wollen, sie würden ihre Aussprüche schärfer gefaßt und nicht bloß da und dort gelegentlich eingestreut haben. Die Anwendung allgemeiner Sätze auf den konkreten Fall fordert große Vorsicht; ob man ihn überhaupt subsumieren kann und dann, ob für jede Gattung der Poesie das gleiche gelte, oder ob nicht gerade hier Modifikationen eintreten.

Ich will das Thema nicht systematisch erschöpfen, wohl aber zur Betrachtung anregen.

Wenn der Dichter der Geschichte einen Stoff entlehnt, so ist er gewiß nicht jeder Verpflichtung enthoben; diese wird nach Umständen leichter oder schwerer sein, ihn sogar fördern oder hemmen. Fördern insofern, als ihm historische Namen, je nach dem Publikum, für das er dichtet, das Beibringen weitläufiger Details erspa-

ren, weil er es als bekannt voraussetzen darf; die Zeichnung des Charakters selbst wird durch die Signatur des Namens wesentlich unterstützt. Das bestätigen die Passionsspiele. Auch Italiener, Spanier und Franzosen verstanden ihren Vorteil, als sie die Masken auf der Bühne einführten; die Hand des Dichters kann mit den gegebenen Situationen und in Verknüpfung derselben schalten. Zugleich bindet die Geschichte eine ausschweifende Phantasie an die Wirklichkeit, sie liefert ihr ein festes Skelett, das freie Erfindung kaum je so zu schaffen vermag; wie sehr es dem Dichter zu statten kommt, wenn der vorhandene Rohstoff bereits durch den Genius des Volkes auf seinen poetischen Gehalt geläutert ist, zeigen die alten Dramatiker.

Der Dichter wählt geschichtliche Begebenheiten in dem Falle, wo ihm die Phantasie aus sich keinen Stoff zu erzeugen vermag, der besser zur Verleiblichung seiner Idee dienen könnte. Oder, um bei der Praxis echter Dichter zu bleiben: er ergreift den Stoff mit instinktiver Ahnung der Idee und wird von ihm ergriffen. Wer lang sucht, geht lang irr, und wer für sich suchen läßt, erhält in den meisten Fällen gar nichts.

Lessing sagt: „Nur die Charaktere sind dem Dichter heilig." Wie nähme er etwa den „König von Sion" auf? — Man wirft uns ein: Lessing meinte den Dramatiker. — Nun gut, ich werde später dartun, daß der Epiker viel strenger an die Geschichte gebunden ist, als jener. Inwiefern ich mit Lessing übereinstimme, daß der Dichter in allem, was die Charaktere nicht betrifft, von der historischen Wahrheit abgehen kann, so weit er will, — soll sich später zeigen.

Ich meine, daß sich solche Personen für den Poeten am besten eignen, deren Umrisse zwar deutlich, aber so wenig als möglich von tatsächlichem Detail ausgefüllt sind. Er muß Linien haben, die ihm Raum lassen für seine farbige Stickerei.

Dabei vergesse man den tiefsinnigen Spruch nie: Quilibet fortunae suae faber. Tatsachen entspringen aus den Charakteren; mit dem einen wird das andere gesetzt, wer das eine aufhebt, hebt auch das andere auf. Ich bin überzeugt: je tiefer der Geist der Menschheit die Wurzeln der Geschichte erfaßt, je weiter der Blick dringt, daß sich ihm das einzelne in großen Massen gruppiert und der Fall dem Gesetz unterordnet, umsomehr werden sich künftige Dichter an das Tatsächliche, welches man nicht mit der Anekdote verwechseln wolle, halten, es mit überlegener Weisheit ausscheiden, und weil sie in demselben die Entwicklung weltgeschichtlicher Gedanken erkennen, umso leichter aus dem unermeßlichen Strome das ideal Zusammengehörige zur Einheit kristallisieren. Historia est soluta poesis! sagt schon der verrufene Quintilianus.

Die tragische ἀνάγκη ist jedoch nicht bloß die Wirkung der Charaktere, diese liefern nur den Einschlag in den Zettel, den das dreigestaltige Schicksal zog. Das wußte schon der Prometheus des Aeschylos, der als Tragöde an sittlicher Energie, an erhabener Kenntnis göttlicher und menschlicher Dinge nur e i n e n Bruder besitzt: Shakespeare!

Der Dichter mag immerhin Tatsachen erfinden, die aus gewissen Charakteren möglich sind, jene sollen aber

nicht mit allen Tatsachen der Geschichte im schneidenden Widerspruch stehen.

Also nicht mit allen? Mit welchen? mit welchen nicht? Muß er den Antiquar berücksichtigen, der Kleopatras Stecknadeln maß, oder den Forscher, welcher ermittelt, durch wen sie dem Antonius den faulen Fisch an die Angel hängen ließ?

Gewiß nicht! solchen Gelehrten mag er, wenn es ihm der Mühe wert, den Staub aus der Perrücke blasen. Wir haben da ein Gebiet betreten, dessen Grenzen schwer zu bestimmen sind, umso schwerer, da der gedankenlose Alexandrinismus der Deutschen gern Mücken seiht.

Wählen wir ein Beispiel äußerster Art.

Napoleon — wir meinen den großen — sieht zufällig ein Porträt der Königin Victoria, er verliebt sich und wirbt um sie, erhält einen Korb; die Arme verschränkt, die Brauen gefaltet, die Unterlippe eingeklemmt, schreitet er auf und ab, — ein Wink, die Adjutanten fliegen, er setzt das dreieckige Hütchen auf und schifft, nein marschiert, denn der Poet kümmert sich um keinen Kanal, nach England. Geschlagen wird er nach St. Helena verbannt, und nachdem er sich an den Fesseln blutig gestoßen, erdolcht er sich. Der treffliche Dichter zeichnet die Charaktere genau so, wie sie die Geschichte bietet, er verstärkt sie sogar durch einzelne gelungene Züge.

Blühender Unsinn! ruft der Leser. Wie weit haben wir denn aber von diesem Napoleon zu den Wiedertäufern Hamerlings, dessen Verirrungen wir umsomehr bedauern, je höher wir sein Talent stellen. Der Ko-

miker mag mit jedem Stoffe beliebig verfahren und gerade dadurch drastisch wirken, daß er den erlauchten Namen mit dem dargestellten Charakter in Widerspruch setzt, er mag Achilles als Hasenfuß und Lykurg als Hanswurst einführen, Alexander in einen Eskimo vermummen und Schneeballen werfen lassen: für seine Kunst gelten andere Schranken; — der ernste Dichter hüte sich mit feinem Takte vor jeder Behandlung der Geschichte, die an Travestie oder Parodie streift.

Je bedeutender Tatsachen und Personen sind, je stärker wir noch die Wirkungen ihres Daseins spüren, umsoweniger darf der Dichter sie willkürlich hin und her schieben, oder gar barbarisch verstümmeln.

Man möchte das Drama vielfältig zur Stärkung des Nationalgefühls verwenden. Wir fragen hier nicht, ob es die Kunst erlaube, die Erfahrung sagt uns, daß es geschah und noch geschieht. Da haben wir Deutsche sogleich einen schweren Stand. Was der Nord preist, verflucht der Süd, was man dort verehrt, spuckt man hier an, und selbst das Urteil über das Mittelalter, wo wir in der Religion eins waren, ist durch unsere Stellung in der Gegenwart bedingt. Einem großen Teil der Gebildeten liegt es schon an und für sich weit ferner als Rom und Hellas, wir müßten uns daher mit dem allgemein Menschlichen, das oft genug weder Fisch noch Fleisch bedeutet, abspeisen lassen. Erhält dadurch der Poet in gewissem Sinne mehr Freiheit, so wird doch andererseits der Phrase Tür und Tor geöffnet; was Halbdichter, welche die Tendenz mit der Intention verwechseln, darin leisteten, wollen wir zu vergessen suchen. Das ist auch, abgesehen von der geistigen Impotenz, eine der

Ursachen der häufig so verblasenen Charakteristik; bequem ist's freilich, der Person einen Zettel in den Mund zu hängen, aber schön gewiß nicht. Der schlichte Zelter trifft den Nagel auf den Kopf: „Mir will nun einmal das konfuse Wesen nicht eingehen von Gestalten, die sich zwischen der Idee und Wirklichkeit abtreiben, denen man am Ende Kopf und Fuß ansetzen muß, um sich dabei etwas zu denken. Einem Charakter muß man es ansehen, daß ihn Gott gemacht hat. Kommt er nicht daher, so mag ich auch nichts mit ihm zu tun haben."

Ein Volk von lebendigem Nationalgefühl besitzt auch einen treuen Sinn für seine Geschichte und deren Helden und ist weniger geneigt, hier große Willkür zu dulden. Essex mag in Wien oder Berlin der Elisabeth Liebe schwören; wer kümmert sich hier, wie viele wissen überhaupt, daß sie damals achtundsechzig Jahre zählte; ob es jedoch in England hinginge, ist fraglich, wiewohl es auch dort nicht unbekannt ist, daß die alte Beß noch gern kokettierte und sich im Stil von Euphues huldigen ließ. Eine verliebte Vettel ist ein drolliger Stoff für einen Holberg; dazu brauchte man jedoch keine berühmte Königin und es wäre immerhin gewagt, sie den Engländern in erniedrigenden Situationen vorzuführen. Daß man sich an der Spree eine abschätzige Behandlung des großen Fritz nicht gefallen ließe, davon sind wir ohne weiteres überzeugt. Mehr Spielraum bietet sich dort, wo eine geschichtliche Person nicht als Hauptheld in ihrer historischen Stellung, sondern nur episodisch in Privathandlungen, oder als Deus ex machina auftritt. Beispiele bietet uns der Richter von Zalamea, oder Dom Pedro.

Wollte sich aber auch ein Dichter mit peinlicher Aengstlichkeit an die überlieferten Tatsachen binden, was nach keiner Regel unbedingt gefordert werden darf, so kann er doch noch der Geschichte auf die schmerzlichste Weise ins Gesicht schlagen.

Jede Zeit besitzt ihre eigentümliche Physiognomie sowohl geistig als auch in bezug auf das Kostüm. Keine Periode hat es in der objektiven Erkenntnis dieser Physiognomie weiter gebracht, als die unserige, kein Volk weiter als das deutsche. Das muß der Dichter der Gegenwart wohl berücksichtigen. Eine geniale Hand kann hier mit wenigen Strichen auf das lebendigste malen, erinnern wir uns an manche Züge in Goethes Faust, Schillers Lager, Hebbels Agnes. Mit wenigen Zügen, ja! während die Häufung des Details, wie in den sehr schätzbaren Fabiern Freitags, vom Hauptzwecke ablenkt und höchstens dem Archäologen Beifall abnötigt. Shakespeares divinatorischer Blick erkannte ohne Gelehrsamkeit in Julius Cäsar den Zeiger der Weltuhr.

Nicht jeder billigt es, wenn Mommsen den Cicero oder Cato in die Sprache der neuesten Journale übersetzt. Man halte seiner Zeit den Spiegel vor, aber dieser Spiegel werfe hinter dem Porträt auch das ungeheure Bild der Menschheit zurück, so daß man jenes nach diesem messen und beurteilen kann. Wählt man jedoch eine bestimmte Epoche, so darf man die Form nicht vernachlässigen, welche der Geist der Menschheit eben damals zum Ausdruck benützte. Daß unser Geschlecht gelernt hat, den Völkern gerecht zu sein, ist hoch anzuschlagen; engt und ängstigt diese tiefe Kenntnis auch den Halbpoeten,

so gereicht sie dem echten Dichter, der allem Leben abgewinnt, zum unberechenbaren Vorteil, er kann uralte Zustände symbolisch verwerten, ja sogar als symbolische Abbreviatur gebrauchen. Das erfordert freilich eine Tiefe der Weltanschauung, ein Kapital von Schöpferkraft, über das nicht jeder verfügt. Wer heischt jedoch von dem, der Kupferblättchen für den täglichen Verkehr zur Scheidemünze prägt, daß er das Erz aus den Bergen hämmere, in der reinen Flamme seiner Phantasie schmelze und mit künstlerischem Verstand läutere, um Statuen zu gießen? Dante faßte alle Radien einer in sich geschlossenen reifen Zeit zusammen, das begehrt ja von euch niemand, ihr Kleinen! nur schnallt euch nicht den Kothurn einer großen Zeit an den Rist, nur ergreift die Maske ihrer Heroen nicht, um sie als Mundstück für eure unvergohrenen — Einfälle zu mißbrauchen, die ihr als weltbewegende Ideen ausposaunen möchtet.

Nur Dichter jener Art, wenn sie auch dem Grade nach das Höchste nicht leisten, dürfen es wagen, Züge aus dem Wesen der ganzen Menschheit, welche ihr Schicksal auf Jahrhunderte bedingt haben und vielleicht noch in ungezählten Jahrtausenden bedingen, darzustellen: ihre Gestalten werden symbolisch und doch individuell sein. So viel gegen Hebbels Moloch einzuwenden ist, zählt er dennoch zu dieser Gattung. Er ist der Versuch eines historischen Dramas im eminentesten Sinne des Wortes; er bezeichnet in den grellsten Farben scheinbar das Auftreten eines bestimmten Kultus; obwohl uns diese scheußliche asiatische Religion eigentlich nichts angeht, interessiert uns doch die originelle Schilderung, wir fühlen, wie hier jede Faser zuckt

und zittert. Der Molochsdienst? Sehen wir näher hin, so enthüllt uns der Dichter das dämonische Monogramm der Religion als dogmatischer Religion, möge nun eine solche sich als Offenbarung ankünden wo, wann und wie sie wolle. Hebbels innerste Natur, die nun einmal dem Gräßlichsten nicht abgeneigt war, erkor die punische Götzenfratze; ein anderer leiht vielleicht seiner Idee das Fleisch und Blut Gregors VII., ein dritter, wohl der Größten größter, wählt, weil es sich um eine Stufe handelt, über welche die Menschheit einst hinausschreiten muß, die Form der Komödie jenes Stils, den Plato der Tragödie gegenüberstellt. Vielleicht werden durch ihn die Helden irgend eines Konkordates unsterblich, mit denen schon jetzt die Geschichte ironisch Fangball spielt.

Was das Kostüm, und zwar nicht bloß im engen Jargon des Schneiders, anlangt, so darf der Dichter nicht vergessen, daß es zur äußeren Erscheinung einer Zeit, zu deren charakteristischen Eigentümlichkeiten gehört. Die Tage sind vorüber, wo van Eyk die Erzväter als niederländische Große bekleidete, man lächelt über die Einfalt der Bauern, die auf das Gebirg Nazareth einen Jäger mit der Büchse stellen. Auch die örtliche Umgebung darf nicht vernachlässigt werden, Sappho gehört nicht in das Boudoir der Pompadour. Wir haben vom Baum der Erkenntnis gegessen und fordern auch vom Dichter einige Studien, selbst der größte würde uns beleidigen, wenn er uns in Sachen, die jeder Realschüler kennt, für unwissend hielte. Man soll nicht beim Genusse seines Werkes erst von dem und jenem, und wär' es auch Nebensächliches, absehen müssen. Das gestattet

der Kenner nur dann, wenn es für höhere Zwecke, die auf anderem Wege weniger gut und schnell zu erreichen wären, geschieht. Wir schenken dem Plastiker den schwarzen Schwalbenschwanz, obgleich er zum Kostüme der Zeit und Person gehört, wir fordern vom Dichter, welcher in das Jahr 1866 greift, nicht, daß er uns den hyperloyalen Jammer des nächstbesten Welfenhöslers silbentreu wiederhole. Unter solchen Umständen kann man dem Künstler gegenüber nicht liberal genug sein. Unsere Literaten möchten aber nur zu gerne das eine tun und das andere nicht lassen; während man hier Kameele schlucken muß, fehlt dort auch die kleinste Warze nicht, um einen äußeren Effekt zu erzielen. Es gibt hier eine bestimmte Grenze, vor allem gilt das Gesetz: das Beiwerk soll die Dichtung nicht überwuchern. Der Ausstattungsschwindel hat uns die Poesie ruiniert, man besucht das Theater nicht mehr um das Stück, sondern die Gewänder und die Dekorationen zu begaffen. Der Epiker meißelt nicht mehr Helden, sondern pinselt Waldgründe, Mondnächte, Wasserfälle und Tempel; kurz wir haben die Kunst der Kulisse.

Armer Horaz, du stehst wie dein Bauer vor der Sündflut des Ungeschmackes, sie verläuft nicht trotz der Bannflüche in deinem Briefe an die Pisonen, den man an jeder Schule mit Glossen gespickt vorträgt — gratis et frustra!

Wenn aber ein Dichter im Gefühle absoluter Souveränität ohne solche Rücksichten mit dem Stoff verfährt, wegnimmt und zusetzt, wie es ihm gerade beliebt oder einfällt? — Dann mag er es selbst verantworten, wenn seine Wirkung gelähmt wird. Nur für den Musi-

ker kann der Stoff zugleich Form im eminentesten Sinn werden, die übrigen Künste müssen es sich gefallen lassen, daß er immer etwas von seiner materiellen Natur behalte. Das Werk ist vollkommen, wenn diese nicht gewaltsam bezwungen oder gar vernachlässigt erscheint, sondern harmonisch zum Ganzen stimmt, als gehöre sie von allem Anfang zur Idee. Dem echten Künstler ist übrigens in der Kunst nichts klein. Er meidet von selbst alles, was den Eindruck seines Werkes hemmt, so wie er jene läppische Genialität, welche die Nebensachen mit tausend Flittern putzt, weil sie es nicht versteht, der Hauptsache gerecht zu werden, verachtet.

Politik, Nationalgefühl, Moral und dergleichen kann an und für sich im magischen Kreise eines dichterischen Werkes liegen und verstärkt dann gewiß den Eindruck desselben auf eine bestimmte Gegenwart; wird das aber absichtlich hineingelegt und ihm der künstlerische Bau des Ganzen untergeordnet, so zerstört es ihn leicht. Weh dem Dichter, der auf dieser Seite seinen Erfolg sucht, er hat den Ruhm des Tages als Lohn dahin und die Zukunft gedenkt seiner nicht mehr. Die Athener sahen die Perser des Aeschylos gewiß mit anderen Gefühlen als wir, verherrlicht das Drama doch ihre persönlichsten Kämpfe; hätte jedoch der Dichter nicht zugleich ein vollendetes Kunstwerk geschaffen, sein feingebildetes Volk wäre stumm fortgegangen und niemand würde jene vor dem Moder bewahrt haben. Wenn ein Dichter historische Stoffe auf jene Ideen ansieht, schelten wir ihn durchaus nicht, nur muß er die Schuld, welche er als Künstler zu zahlen hat, nicht mit ihnen decken wollen.

Der Grad der Freiheit bei Benützung historischer Stoffe hängt jedoch auch von der poetischen Gattung ab; betrachten wir zuerst das Drama. Von der Oper kann man kaum reden, da ist der Text fast nur das Lattenwerk, um das der Kompositeur seine Tongirlanden schlingt, jetzt gewiß noch mehr als in den Tagen Metastasios, dessen artige Reime der Italiener noch immer gern liest. Nach dem Kompositeur kommt der Dekorateur, nach dem Dekorateur der Maschinist, jeder fordert sein Teil vom Poeten, dem dafür die Poesie erlassen wird. Es ist so, wir werden es nicht ändern, die Ideale Schillers und Goethes haben vorläufig keine Aussicht auf Verwirklichung. Richard Wagners Verlangen nach einer Notzivilehe aller Künste zeugt wenigstens von dem Bewußtsein, in welchem Babel wir uns umtreiben, die Muse stolpert jedoch beim ersten Schritt über die schrecklichen Leberreime des kühnen Meisters. Mögen diese in die Zukunft deuten, wie der unmelodische Hahnenschrei den Morgen kündet, Poesie der Zukunft wird sie gewiß nicht.

Das dramatische Märchen empfängt seine Gesetze aus Wolkenkuckucksheim; spiegelt es auch oft eine verkehrte Welt, so ist es immerhin eine Welt, die, losgebunden von der Schwere irdischen Stoffes, doch ihre Gesetze hat, und daher dem Genius des Künstlers und nicht höherem Blödsinn verfallen sollte.

Das Lustspiel mag Physiognomie und Kostüm der Zeit wahren, historische Personen treten hier selten in der Tätigkeit auf, durch die sie historisch wurden.

Anwendung findet das früher Gesagte auf das Schauspiel, noch mehr auf das Trauerspiel.

Was die dramatische Kunst als Gattung anlangt, so glaube ich, daß ihr gegenüber den Tatsachen, ja sogar den Charakteren, eine viel größere Freiheit zugeschnitten sei, als der epischen Poesie.

Warum?

Weil jene, — ich spreche natürlich nicht vom Lesedrama — durch die unmittelbare Gegenwart wirkt; die Geschichte wächst vor unseren Augen, wir sehen sie unmittelbar, die Personen beweisen uns ihre Existenz leibhaftig, wir können sie nach Gestalt und Ausdruck nicht leugnen. Verloren ist nur der unglückliche Dichter, der hier eine Reflexion aufkommen läßt.

Anders das Epos.

Da tritt der Poet vor uns hin, er trägt uns eine Geschichte als geschehen vor; wir wissen, daß die Personen, von denen er spricht, vielleicht Jahrhunderte vor uns handelten und litten, wir haben von ihnen wahrscheinlich schon früher gehört, so daß er nur ihre verblaßten Konturen mit Farben erfüllen, sie neu beleben muß.

Hier hängt alles von der poetischen Kraft des Dichters ab, von seiner Fähigkeit, innere Wahrheit und äußere Wahrscheinlichkeit zu vereinen, von den sinnlichen Mitteln, über die er in Rücksicht auf beides verfügt. Wir gehen um den Gegenstand herum, die Kritik erwacht, sie erwacht umso eher, wenn jener den steten Fluß der Begebenheiten staut, um uns durch prächtige Schilderungen, die er losbrennt, zu verblüffen, und dadurch Zeit zu Nebengedanken läßt. So erzielt dieser oft benützte Kniff das gerade Gegenteil von dem, was der

Dichter beabsichtigt. Dieser will seine Schwäche in der Charakteristik, die Ungeschicklichkeit, eine Handlung fortzuführen, maskieren und zeigt so dem Publikum die lang verhüllte Blöße. Möchten doch die Herren bedenken, daß solche Einschiebsel keine Episoden sind und daß gerade die letzteren eine sehr feine Berechnung zulassen, indem uns der Dichter von Gegenständen, die, zu lang beschaut, entweder ermüden oder zur Prüfung herausfordern, in einen neuen Wirbel fortrafft, dann wieder auf den vorigen Platz stellt, der jedoch jetzt in anderer Beleuchtung erscheint, und schließlich den Wechsel auf das Anmutigste durch den inneren Zusammenhang motiviert. Dabei hat er uns nicht auf dem alten Fleck gelassen, sondern weiter geführt. Das ist schwer, sehr schwer, deswegen fordert aber auch kein Gedicht längere Zeit, bis es reif ausgetragen ist, als das Epos, und es beweist eitle Selbstüberschätzung, wenn man wähnt, eines nach dem andern aus dem Aermel schütteln zu können. Die Praxis der großen Epiker, insoweit wir sie kennen, war eine andere.

Das Epos wird von keiner der anderen Künste schwesterlich unterstützt, oder nur schwach, sobald man den eintönigen Vortrag der Rhapsoden und die serbische Gusla hier in Anschlag bringen will, es kann nur durch sich wirken, und muß daher in sich umso vollendeter sein.

Davon will ich schweigen, daß das epische Lied in alter Zeit die Geschichtschreibung vertrat, bis Clio das Plektron mit dem Griffel vertauschte.

Freieres Spiel, aber noch geringeren Spielraum hat der Dichter, welcher Gestalten, die bereits Sage und

Poesie des Volkes verfestet, welcher Stoffe, deren Umrisse sie längst meisterhaft zog, zu behandeln wagt.

Die Penthesilea Kleists, der wohl den meisten unserer Modepoeten weit überlegen ist, tritt uns warnend entgegen. Bezüglich der Stoffe, denen Künstlerhand bereits ihren Stempel aufgeprägt, wäre überhaupt zu erwägen, ob es geraten sei, sie einer neuen Bearbeitung zu unterziehen. Die Natur zeigt uns den Dimorphismus mancher chemischen Zusammensetzungen in prächtigen Krystallen, die Theorie stimmt zu, die Praxis der Alten tat es unbedenklich. Schwierig ist es gewiß; doch brechen wir hier ab, ohne uns weiter auf dieses Gebiet zu verlieren.

Ebenso interessant wäre es, zu erörtern, wie sich Epos und Roman zu geschichtlichen Stoffen zu stellen haben. Bezüglich der Wahl und Behandlung wohl ebenso verschieden, als diese beiden Arten erzählender Dichtung in und unter sich verschieden sind. Die abschreckendste Mißgeburt scheint uns ein Epos, das der Dichter zuerst romanartig appretiert und dann in Verse keilt, nachdem er sich zuvor bei der Oper einige Knalleffekte entliehen hat.

Unser Thema ließe sich wohl auch noch von anderen Seiten auffassen; ich breche hier ab mit der Bemerkung, daß ich meine Ansichten nicht aus Nebel gesponnen, sondern teils von klassischen, teils von nichts weniger als klassischen Tagesdichtern abstrahiert habe, wenn ich auch nur selten Namen anführte. Ob meine Elle diesen Herren paßt, überlasse ich der Entscheidung des geduldigen Lesers, der mir bis zum Schluß dieser flüchtigen Betrachtungen gefolgt.

Calderon und Shakespeare

Als die Romantiker, Katholizismus und Kunst verwechselnd, Calderon über Shakespeare setzten, beeinträchtigten sie letzteren gerade so wenig wie ein bekannter Literat den unsterblichen Glorienschein der Spanier dadurch zu stören vermochte, daß er ihrer Poesie zwar eine seltsame Farbenschönheit zugestand, dann aber beifügte: dieser Glanz sei nur das Phosphoreszieren der Fäulnis. Ein Wortklauber würde hier zunächst bemerken: Farbenschönheit sei nicht Glanz und Glanz nicht Phosphoreszieren. Doch wozu das einem Menschen gegenüber, der am Schluß seines Satzes vergißt, wie er ihn angefangen!

Die ästhetische Bedeutung der spanischen Bühne ist längst bezeugt durch Goethe, Grillparzer, Platen, Schack, Tieck, und wie sie alle heißen diese Männer von Fach, obgleich sie nie moralische Hausbackenheit als oberstes Prinzip proklamierten und dadurch siebenfach destillierter Mittelmäßigkeit zu einem Ehrenplatz auf dem Parnaß verhalfen.

Ich will versuchen in anderer Richtung etwas zu bringen, in einer Richtung, wo es mir vielleicht zu statten kommt, daß ich, im Katholizismus aufgewachsen, die

Glut desselben in allen Adern fühlte, wenn sie auch jetzt schon lang erloschen ist.

Durch das ganze Mittelalter verharrte — manche Erschütterungen abgerechnet — der Menschengeist in der Einheit des Glaubens, obgleich nicht in einem Glauben. Katholizismus und Islam, zwar nach Inhalt und Erscheinung verschieden, ruhen als dogmatische Religion auf gleicher Grundlage. Dieser gestaltete den Orient, jener den Occident. Der Katolizismus erkannte nur die höhere Einheit der Religion, die Nationen lagen tief unter seiner Weltstellung; als höchste Spitze ragte tatsächlich der Papst über alles, eine Stufe niedriger symbolisch der Kaiser. Lehenswesen, Kultur, Scholastik und Kunst stammten aus einer Wurzel. Diese großartige Einheit wurde durch die Reformation gebrochen. Gebrochen? Sagen wir lieber: das innere Leben der Menschheit differenzierte sich von jetzt ab in zwei Pole. Der Protestantismus wies den Menschen auf sich, und redet man noch von protestantischen Kirchen, so bestehen sie nur durch die inkonsequente Schwäche der Menschheit. Luther wollte das ursprüngliche Christentum herstellen, welche Selbsttäuschung! Ihr verwechselt die Religiosität als Gefühl des Ewigen und Unendlichen in vergänglicher und enger Menschenbrust mit der Religion als einem wohlberechneten System von Glaubenslehren aus und auf höherer Autorität. Beides kann nebeneinander bestehen oder sich ausschließen; wollt ihr die letztere, weil die erstere ohne fremdes Oel nicht in euch zu glimmen vermöchte, o tretet, ja flüchtet wieder in den Riesendom der alten Kirche, ihr könnt doch nichts zusammen, was ihr an Größe, Maje-

stät, Folgerichtigkeit und Trost für die Gebresten menschlicher Unselbständigkeit nur von fern gliche. Religion in diesem Sinne bedarf der Kirche und diese der Hierarchie; deswegen konnte man hier das freche Wort aussprechen: Cujus regio, ejus religio!

Nicht der überflüssige Versuch, eine neue Kirche gründen oder das Phantom der Urkirche herstellen zu wollen, schuf die Macht des Protestantismus: er hat ein neues Prinzip in die Welt geworfen; unheilvoll insofern es sich bloß auf das Subjekt gründet, der Segen der Menschheit jedoch für alle Zukunft, wenn das Subjekt das leere Für-sich-sein aufgibt, als sein Gesetz das Gesetz der Gattung erkennt, und in diesem den Ausspruch der ewigen Vernunft ehrt. Das ist die unermeßliche Bahn des Fortschritts, welche die Menschheit zögernd, halbblind betrat, auf der sie jetzt vorwärts strauchelt, bis sie gehen lernt, bis sich die Differenz der Pole ausgleicht, wo dann nicht eine Einheit wie im Mittelalter, gestützt von einer äußeren Autorität, welche nur das Tier im Menschen zu disziplinieren hatte, die Welt umspannt und beherrscht, sondern die erhabene Einheit des heiligen Geistes die Menschen zugleich bindet und befreit. Allmählich muß die Menschheit erkennen, daß der Schwerpunkt, um den alles rottiert, in ihr selbst ruhe. Das ist nichts neues; Philosophen haben es ausgesprochen, Dichter angedeutet, so Schiller in den Briefen über ästhetische Erziehung, oder auch Hebbel orakelhaft kraus in der Vorrede zu Maria Magdalena. Möchte es nur auch überall bekannt und völlig erkannt sein!

Männer, die ein neues Prinzip in die Welt werfen

oder es auf einem neuen Gebiet verlebendigen, zeigen eine dämonische Kraft des Willens und intuitiven Erkennens, die über gewöhnliches Menschenmaß weit hinausreicht; Luther und Shakespeare! Der Versuch, diesen als Kryptokatholiken für den Schoß der alleinseligmachenden Kirche zu gewinnen, ist einfältig und lächerlich, er ist Protestant durch und durch. Das nur nebenhin; seine Weltanschauung, seine Kunst als Ausdruck derselben wurde bereits von Meistern vortrefflich charakterisiert, ich erspare mir daher die Warnung: Shakespeare und kein Ende!

Der negative Pol ist in die germanischen Völker verlegt, und wenn in etwas, erblicken wir darin die Garantie ihrer Zukunft.

Damit war jedoch die Sache nicht abgetan. Nachdem die heterogenen Elemente freiwillig von der Kirche ausgeschieden oder durch die Gewalt ihrer Hierarchie schonungslos zermalmt waren, zog sie sich stramm in sich zusammen; diese Verdichtung erzeugte innerlich neue Gluten des Glaubens, nach außen bestimmte das Konzil von Trient mit staatsmännischer Schärfe, mit festem Griffel die Grenzen seines Inhalts. Der Katholizismus war nicht tot, er stand von neuem in furchtbarer Größe da, er erhob sich gestützt auf die romanischen Nationen, mit deren Wesen viel antiker Stoff verquickt war, als Eroberer desto leichter, als er sich mit zu verschiedenen Seiten der menschlichen Natur, die schwerlich jeder Autorität ganz entbehren kann, berührt, während das treibende Prinzip des Protestantismus, das Prinzip freier Forschung und männlicher Selbstbefreiung, wie ein Sauerteig die Welt nur langsam zu durch-

dringen vermag. Dieser, schon seinem Wesen nach zerfahren und nicht auf greifbare nächste Ziele gerichtet, erleichterte jenem noch die Aufgabe, weil er infolge eines ironischen Anachronismus für einige Zeit durch ein ihm fremdes Element, die Dogmatik, erstarrte, und durch das Gebahren kleiner Päpste, die dem großen zu Rom das Räuspern und Spucken abguckten, gelähmt wurde. So erfüllte der Katholizismus, der einen festen Mittelpunkt in sich hatte, den ihm zugemessenen Kreis mit überwältigender Kraft, bis die Periode der Aufklärung die Arbeit der Reformatoren, ihrer wahren, wenn auch oft verleugneten Väter, mit neuem Geist weiterführte — eine Arbeit, welche wohl die moderne Naturwissenschaft zum größten Teil vollenden wird. Jetzt ringt die Kirche vergebens, den jungen Most in ihren geflickten Schläuchen zu bändigen, Enzyklika, Syllabus und Konzil offenbaren nur noch die Ohnmacht dieser greisenhaften Reaktion, des schwachen Nachspiels jener Renaissance des 16. und 17. Jahrhunderts. Der Ultramontanismus ist nur noch insoweit furchtbar, als man ihn fürchtet.

Den positiven Pol zeigt also der Romanismus. Seine ultima Thule, Spanien, war durch Boden und Geschichte zum Vorfechter des Katholizismus bestimmt. Die Lage, abgeschlossener als die einer Insel, und der unwegsame Kamm der Pyrenäen haben das Land, wenn auch nicht vor der Berührung, doch vor der Zersetzung durch die neuen Lehren bewahrt, der lange Glaubenskampf gegen die Mauren das Volk gestählt; den Zauber alter Romanzen mit allen Wundern erneuerten dem lebenden Geschlecht und seinen nächsten Enkeln die

Konquistadoren des Westens. Es scheint kein bloßer Zufall, daß sich mit dem Willen der Nation auch die energische Macht eines Königtums verband, welches seine welthistorischen Zwecke mit seltener Klarheit zu erreichen strebte.

Ich habe dies, so nahe die Versuchung liegt, nicht weiter auszuführen; der Einsichtige erkennt mit Bewunderung und Grauen ein Geschichtsphänomen von derselben innern Notwendigkeit, wie die Phänomene der Natur. Die katholische Kirche hat sich noch einmal auf die Ideen des Mittelalters besonnen und in Spanien ihr letztes Wort gesprochen, schrecklich wie der Blitz der die Scheiterhaufen der Inquisition entflammte, aber auch prachtvoll wie ein Gewitter, das jede Blüte mit funkelndem Tau schmückt. Sie ist eben katholisch, sie duldet im Menschen nur sich selber, und verzehrt alles andere.

Es ist ein Irrtum, zu glauben, daß in Spanien alles — spanisch sei. Die religiösen Vorstellungen der Spanier unterscheiden sich in nichts von denen anderer Völker des Mittelalters, dessen erster Held die Sachsen mit blutiger Peitsche ins Wasser trieb, dessen Kreuzritter Toulouse ausmordeten, dessen Priester überall wohin ihr Arm reichte, folterten und verbrannten. Diese Vorstellungen sind genau dieselben wie sie auch heute noch durch die Reden der Ultramontanen poltern und das Herz der Bauern in Tirol und Altbayern mit Inbrunst erfüllen.

Aber die „Andacht zum Kreuz" ist denn doch spanisch genug?

Vergebt, sie ist nur katholisch! In nichts unter-

scheidet sie sich wesentlich von den Legenden des Mittelalters, ja es ließen sich deren noch viel widersinnigere nachweisen. Man denke an den Papagei, der, gewohnt Ave Maria zu plappern, dies auch in den Krallen des Habichts tat und dadurch wunderbarerweise gerettet ward. Man betrachte die Votivbilder zu Absam, Altötting oder an anderen Wallfahrtsorten — Votivbilder aus neuester Zeit; dieselbe Ursache, dieselbe Wirkung!

Wie unterscheidet sich die Verzückung einer Maria Mörl von der einer heiligen Teresia, die Ekstase eines heiligen Franziskus von der eines Ignatius, der Fanatismus eines Dominikus von dem eines Arbuez?

Wie verträgt sich denn aber mit dem Ernst eines glühenden Katholizismus die Anlehnung an das Heidentum, an die Römer? Man erstaunt, daß Calderon, und er wahrlich nicht allein, Stoffe aus dem Ovid, in denen von Christus gar nicht, desto mehr von Juno, Bacchus und anderen Götzen die Rede ist, entlehnte; man wundert sich, daß Camoens ohne Anstand den Zug nach Indien, der nach seiner eigenen Versicherung zu Ehren des Kreuzes unternommen wurde, unter den Schutz der Göttin Venus stellte. Als ob Lope und Schlegel, Rojas und Werner, Camoens und Arnim auf einer Linie stünden, bezeichnet man es im Hinblick auf die Spanier als den tiefsten Kern der Romantik, den innersten Quell ihrer Unwahrheit, daß sie in diesem Durcheinander von Widersprüchen sich gefällt. Wie dünkelhafte Pharisäer bildet man sich etwas ein auf seine protestantische Ehrlichkeit, welche sich eine solche Gemütsbeschaffenheit nur schwer vorstellen kann.

Erinnern sich die Herren nicht mehr an die Gebräuche, welche zu verschiedenen Jahreszeiten den heimischen Herd schmücken, an die Sagen und Märchen, die eine alte Magd ihrem staunenden Kinderohr beim Licht eines Spans erzählte? Grimm mag ihnen sagen, daß all diese schönen Dinge urheidnisch sind. Wagen sie zu behaupten: das deutsche Haus werde durch die Ueberlieferungen aus den Tagen der Vorwelt, wo noch der Ahn das Elen jagte und sein Weib aus Bärenfellen Wämser zusammenflickte, vergiftet? Bestreitet doch niemand mehr, daß sie zu den herrlichsten Schätzen unseres Volkes gehören. Bei den Romanen ist es aber Heuchelei, vor der sich ein deutscher Biedermann kreuzen und segnen muß, wenn sie ihr Altertum, unter dessen Ruinen, wie Goethes Wanderer so schön schildert, ihre Wiege steht, nicht verleugnen, wenn sie den Zusammenhang der Sprache, die ihnen mit dem Wort auch den antiken Begriff liefert, nicht gewaltsam zerreißen. Welche innere Lügenhaftigkeit, daß ein welscher Bauer nicht bloß Santa Maria Vergine ausruft, sondern auch per Bacco! Offenbar will der schlaue Schlingel das reine Gemüt des Germanen damit verwirren und ihn im Netze des Teufels fangen. Stets spielt man mit dem Wort „organisch“ — das Ergebnis naturgemäßer Entwicklung bei jeder romanischen Nation und zu jeder Zeit derselben verkennt man jedoch in engherziger Beschränktheit. Oder waren vielleicht bereits die Maler der Katakomben habsburgische Spanier, weil sie zu den Darstellungen aus dem Neuen Testament Uranus, Rhea und Flußgötter symbolisch gesellten? Waren es Prudentius und die Verfasser alter Kirchenhymnen, die un-

bedenklich römische Mythologie einflochten? Ist vielleicht an der Ehrlichkeit Dantes zu zweifeln, daß er sich dem Heiden Virgilius anvertraute und mit ihm den Kahn Charons bestieg? Ist Rubens ein Spanier, oder hat ihn das schlechte Beispiel Calderons verdorben, daß er nicht bloß die jungfräuliche Immaculata, sondern auch allerlei zuchtloses Gesindel von Faunen und Nymphen mit der offenbarsten Freude auf wandgroßen Bildern darstellte? Oder ist vielleicht der Münchener Jesuit Balde, der deutsche Dichter jener Zeit, obschon im lateinischen Gewand, ein Lügner, weil er seiner Verehrung Marias antike Ausdrücke und Metra lieh?

Die katholische Kirche zeigte darin einen großen Sinn, daß ihre Missionäre, um die Heiden zu gewinnen, heidnische Elemente mit voller Unbefangenheit aufnahmen, wo sie dieselben brauchbar fanden, ohne dafür ein Dogma der Religion, die sie predigten, preiszugeben. Mit voller Unbefangenheit, ja! Die Kirche wußte und weiß nichts vom geistreichen Raffinement der Neuromantiker, von denen man einen Rückschluß auf die großen südlichen Dichter wagt. Die katholische Kirche bewältigte den heidnischen Geist der Renaissance, welche sie überflutet hatte, und machte sie katholisch durch und durch, eine der gewaltigsten Aeußerungen idealer Lebenskraft, welche die Geschichte kennt. Jene großen Künstler dienten ihr nicht als Sklaven, gezwungen von roher Gewalt oder verlockt durch Geld, sie taten es in der wärmsten Ueberzeugung, Gottes Werk zu fördern. Man denke nur an jenen Titanen, an Michel Angelo!

Der Glanz von Männern, wie er, Murillo, Ru-

bens, den Repräsentanten dreier Nationen, und hundert anderen ist denn doch nicht das Phosphoreszieren der Fäulnis. Gerade die herrliche Blüte der bildenden Künste, welche nicht bloß die Kirchen mit himmlischer Glorie schmückte, sondern auch in lichter Heiterkeit Haus und Palast — gerade diese herrliche Blüte zeugt vom intensiven, wahren Leben des Katholizismus, ebenso wie die gleichlaufende Kunst der Holländer von dem des Protestantismus.

Die Geschichte der Wissenschaften jener Zeit verzeichnet große Leistungen der Jesuiten auf manchem Blatte; seien wir unbefangen und gerecht, wenn wir auch keine Vorliebe für sie hegen.

Wenn etwas, ist es ein Zeichen der Altersschwäche des neuesten Ultramontanismus, daß er jetzt auf die versteinerten Formen der Gotik zurückgreift und nicht bloß das Rokoko, in dem er früher schwelgte, über Bord wirft, sondern sich auch von der Renaissance, die für die Gegenwart einzig und allein noch unberechenbare Entwicklungsfähigkeit besäße, blöd und bigott abwendet. Der kalte nüchterne Archaismus wird die kirchenfeindliche Strömung so wenig abdämmen, als einst in den Tagen der Hadriane, wo man alte Kultusbilder nachmeißelte und schnitzte. Ausnahmen wie Knabl, Mader würden hier nur die Regel bestätigen.

Ebenso ist es ein Zeichen der Altersschwäche Roms, daß es blinzelnd das Auge vor der Wissenschaft schließt, statt an ihren echten Fortschritten frisch Anteil zu nehmen, und greisenhaft keifend den törichten Versuch macht, die zu voller Jugendkraft erwachsene auf den Schoß zu setzen und in die chinesischen Schuhe einer

dürren Scholastik zu zwängen. Das Dogma der Unfehlbarkeit ist ein asylum ignorantiae„ das den Ultramontanismus nicht besser schützen wird, als den Strauß sein Flügel vor dem Pfeile des Verfolgers. Nicht das sechzehnte oder siebzehnte Jahrhundert, sondern das, was vor unsern Augen geschieht, bietet das von Gott und der Kunst verlassene Schauspiel eines knöchernen marasmus senilis.

Sehen wir uns den Protestantismus an! Obwohl er an orthodoxer Verfolgungssucht mit der alten Kirche wetteiferte, kann er den heidnischen Humanismus doch nicht als Mutter verleugnen. Wittenberg und Genf haben die klassischen Reminiszenzen nicht abgestreift; der Teufel, welchem Luther das Tintenfaß an den Kopf warf, grinst über die Perrücken ehrwürdiger Pastoren weg und ergötzt uns mit seinen lustigen Sprüngen außerhalb der Predigt. Beschneidet mit eurer frommen Scheere die wilden Schößlinge Shakespeares, sie wird auch seinen gewiß nicht christlichen Germanismus treffen, dem ihr doch stellenweise die süßesten Früchte verdankt, abgesehen davon, daß er Namen der antiken Mythe trotz Calderon und Lope herumwirft und dabei mit keiner Silbe inneres Mißbehagen verrät. Gerade dort, wo man so selbstbewußt mit der Ehrlichkeit protestantischer Gesinnung klimpert, sehen wir errötend hinter den nach französischem Muster verschnittenen Taxuswänden die Marmorleiber nackter Götzen schimmern, und sie machen noch immer nicht Anstalt, ein Gesangbuch unter den Arm zu nehmen.

Es ist wirklich spanisch, daß all die großen Männer

jener Zeit nicht über ihren Schatten zu springen vermochten; jetzt wär' es freilich leichter, sie könnten sich aus der so und sovielten Auflage einer Literaturgeschichte belehren.

Nachdem wir, die Weltstellung des Katholizismus ins Auge fassend, einen Hauptpunkt zu erledigen versucht, können wir uns von jetzt ab kürzer fassen.

Anstoß erregt in manchen spanischen Dramen die Stellung des Untertanen gegenüber dem König. Sie erscheint nicht mehr allgemein rechtlicher, sondern persönlich heiliger Art. Unser modernes Bewußtsein nennt das unwürdig, nennt es servil und bäumt dawider mit revolutionärer Kraft. Sie ruht jedoch auf der Anschauung germanischer Völker, schon im Tacitus begegnen wir Spuren; die Gebundenheit des Vasallen an den Lehnsherrn steigert sie in bedenklicher Weise. Sie gipfelt im frechen: L'état c'est moi! Ludwigs XIV., und die Kavaliere zu Versailles taten manchmal, als ob sie daran glaubten, wie an ein Dogma. Ob dieses den preußischen Junkern der Garde trotz des Protestantismus auch jetzt so ganz fremd ist, lese man bei den Marwitz, Prudelwitz und Strudelwitz der Kreuzzeitung nach. Daß die Spanier in ihrem Royalismus exaltierter waren, geben wir gerne zu, wir finden jedoch die Torheit eines feurigen Volks in seinen Ritterburgen schöner, als die eines nüchternen in seinen Kasernen.

Aber der spanische Adel und der übertriebene Ehrenpunkt! — Das Drama zeichnet seine Sitten so, daß oft die raffinierteste Bildung an die roheste Barbarei streift. Leider Gott! Wie uns jedoch die Memoiren vom französischen Hofe der Louis und dem englischen

der Stuart auf jedem Blatt zeigen, blieb man diesseits und jenseits des Kanals nicht hinter den Spaniern zurück, schon Shakespeare gibt in Mercutio und Tybalt ganz artige Bildchen dieser Rasse.

Altri tempi, altri costumi! wirft man ein. Ja, wenn nur unsere tugendhafte Entrüstung berechtigt wäre und wir es gar so herrlich weit gebracht hätten! Noch immer wuchert der Unfug des Duells auf unseren Universitäten; es ist ein trauriges Zeichen unserer öffentlichen Zustände, wenn sogar Gesandte, die das höchste Recht der Völker zu vertreten haben, burschikos auf der Mensur liegen. Die protestantische Ehrlichkeit möchten wir insbesondere an jenes Ehegesetz mahnen, mit dem sich noch in diesem Dezennium das blaue Blut an der Spree und Havel vor der Befleckung durch bürgerliche Frauen zu schirmen suchte. Was geschähe wohl einem Cervantes in Preußen, wo man zu Breslau vor etlichen Jahren wegen der Herren Offiziere nicht einmal den „Richter von Zalamea" aufführen durfte, wenn er die Donquixoterien pommerscher Herrenhäusler, welche freilich die grimmigste Satire herausfordern, obgleich noch so anmutig und fein, verspotten wollte! Vor unseren Augen spuken die Gespenster des Mittelalters und man neigt sich vor ihnen; bei den Spaniern soll es aber spanisch sein, daß sie vor mehr als zweihundert Jahren sich im Ideenkreise desselben bewegten.

Nicht einmal die Frauen jener südlichen Dichter absolviert man von ihren süßen Sünden! Die verkleideten sich sogar und gingen auf Abenteuer aus. Hätten es nur die Poeten anderer Völker in dieser Be-

ziehung besser gemacht! So geht aber durch ihre Werke ein gemeinsamer Zug und was man den Porzien und Violen gestattet, sollte man den Rosauren nicht verbieten. Die Komödie spiegelt als Fata morgana die Welt, die Damen am Tajo sind durchschnittlich nicht gerade schlechter als Molières Angélique oder Goldonis Mirandolina, und daß man im Lande gartenlaubiger Prüderie die Sittsamkeit nicht als Monopol gepachtet hat, beweist der Umstand, daß ein Laube das Publikum aus der Garküche an der Seine bewirten darf. Ueberhaupt kennen wir nur ein klassisches Stück, das für Institutsfräulein verfaßt wurde, und der Dichter desselben ist kein Deutscher. Hehre Frauengestalten schuf auch die spanische Poesie; wer kann jene Justine vergessen oder Ximene in den Romanzen vom Cid, die doch aus dem innersten Herzen des spanischen Volks gesungen wurden! Das wiegt schwerer, als wenn man ein oder das andere Drama herausgreift, und darnach diktatorisch abspricht. Daß die Spanier seltener die seelische Tiefe der Menschenbrust, insbesondere die holde Innigkeit des Weibes entfalten, daß sie jene unnachahmliche Charakteristik Shakespeares, der hier die Natur in der Natur schuf, nicht erreichten, erklärt sich aus dem, was ich von ihrer Stellung in der Weltgeschichte überhaupt sagte: sie behaupten den Gegenpol des Protestantismus, und zwar wissentlich.

Aus der gleichen Ursache müssen wir das konventionelle Element ihrer Poesie ableiten. Dieses ist der Gegensatz des individuellen, des rein menschlichen; es macht sich überall geltend, wo der Mensch seine Bewegungen von Fall zu Fall nach einer Schablone regeln

soll, sei diese nun ständisch, kirchlich oder höfisch. Dem Talent kann sie nicht nur zur bequemen Entschuldigung dienen, sie kommt ihm sogar zustatten; dieser äußere Zwang hält es im Zusammenhang mit einem Ganzen und verhindert es, in wüster Ungebundenheit zu zerflattern, wie die Kraftgenies; dem echten Genius kann es dort nützen, wo es ihm die Mühe erspart, erst gewisse Voraussetzungen für sein Werk als Boden legen zu müssen, oft genug lähmt es seine Eigenart, obschon es ihn nicht zu erdrücken vermag. Ueber die ständische Schranke erhob sich ein Walter mit leichtem Fittich; enger und strenger sind die Grenzen der Poesie gezogen, wo sie sich dem Dienst einer weltherrlichen Kirche leiht, sich in frommer Demut hergibt, einen Kultus zu feiern, der im entschiedensten Sinne des Wortes konventionell ist und deswegen auch der Allegorie ein weites Feld öffnet. Blieb doch selbst die religiöse Poesie der Griechen von jenem Element nicht ganz unberührt, obwohl nicht die asketische Verneinung der Menschennatur, sondern, um ein Wort Susos anzuwenden, die Vergottung derselben das Wesen ihrer vielgestaltigen Mythologie ist.

Die französische Tragödie erwuchs nicht frei aus dem Volke; sie war ein künstliches Produkt der Gelehrsamkeit, welche zum Teil die Alten mißverstand, und der Hofluft; nie vergaß sie, daß sie sich von den Gnadenblicken des Königs erhalte. Dennoch darf man sie nicht unterschätzen. Corneille und Racine haben bewiesen, wie viel der Genius auch auf dem glatten Parkett des Salons vermöge; alle, denen die Erde zu eng und der Himmel zu niedrig, können von ihnen lernen, was

sich eben lernen läßt: weise Oekonomie. Das Gesagte auf den größten, auf Molière, anzuwenden, würde über den Zweck dieses Aufsatzes hinausführen. Oktroyierte in Paris der Hof der Gesellschaft — wir wählen dieses Wort absichtlich — die Poesie, so nahm zu Madrid Hof, Klerus und Volk Einfluß auf ihre Entwicklung. Das Los des Dichters hing nicht bloß vom Stirnrunzeln des Fürsten ab, bekanntlich war ein einfacher Schuster lange der gefürchtetste Kritiker. Das hätte bei uns nicht so viel auf sich, rezensieren doch häufig genug Leute, die statt der Feder Kneif und Pfriemen handhaben sollten; dort zeigt es aber, daß das Urteil nicht erst aus Büchern gelernt, sondern ein unmittelbar frisches war. Das Volk hatte den Maßstab in sich gefunden, und nur so ist eine Volksbühne möglich.

Darin liegt aber die unermeßliche Bedeutung des spanischen Theaters; von d i e s e m Gesichtspunkte gebührt ihm sein Rang unmittelbar neben dem englischen. Wir Modernen können auf diese Völker nur mit Neid und Wehmut schauen, umsomehr, als uns vorläufig und vielleicht auf Jahrhunderte die Bedingungen fehlen, es ihnen gleichzutun.

Was die verschiedenen Formen anlangt, welche Spanier, Britten und Franzosen für ihr Drama ausbildeten, so gehört das auf ein anderes Blatt; jene aber die den Spaniern Geziertheit vorwerfen, erinnere ich, daß, wenn hier der Gongorismus Einfluß nahm, Euphyes in England und die Pretieusen in Frankreich selbst auf die größten Dichter nicht ohne Wirkung blieben.

Ich habe angedeutet, von welchem Standpunkt ich die spanische Poesie fasse: in letzter Instanz nur als die Tochter des katholischen Mittelalters bei einem Volk, welches, dazu besonders organisiert und geschichtlich berufen, die Weltstellung des Katholizismus gegenüber dem Protestantismus zu vertreten hatte.

Einen großen Teil unseres Geschlechtes muten die Dogmen des Katholizismus fremdartiger an als Sansâra und Nirwâna des Buddhismus. Zwischen ihnen und den gebildeten Katholiken liegt die Periode der Aufklärung; die Reformation zu dieser noch erschwert es dem Protestanten außerordentlich, die alte Kirche nicht bloß zu erkennen, sondern ihr auch nachzuempfinden in Glaube, Hoffnung, Liebe. Wer das nicht vermag, sollte sich ebensowenig anmaßen, darüber zu reden, als ein Mensch außerhalb eines gotischen Münsters über die bunten Glasfenster. Einen Goethe hinderte der Protestantismus nicht, die Osterszene voll heiliger Innigkeit und den Schluß des Faust mit der rosa mystica zu dichten. Goethe war eben Goethe. Dafür muß er sich auch gefallen lassen, daß ein deutscher Literat vor dieser Szene die Nase rümpft, und sie in seiner Literaturgeschichte, dem Orakel des gebildeten deutschen Philisters, opernhaft schilt.

Der Inhalt der spanischen Dichtung ist also nicht so ganz spanisch, wie anmaßliche Unwissenheit vor einem Publikum das sogar mit Gründlichkeit prahlt, sich zu behaupten erlaubt. Auf die Gestaltung dieses Inhalts durch die Kunst nahm allerdings die entschieden ausgeprägte Individualität des spanischen Volks den bestimmtesten Einfluß. Ich möchte diese Individualität

mit einem scharf geschliffenen Prisma vergleichen. Die Nationen des europäischen Mittelalters verehrten die gleiche Sonne; als sie sich am Himmel der Geschichte gegen Westen neigte, brachen sich ihre Strahlen noch einmal im Geiste jenes Volkes und seine glühende Phantasie, seine reiche Erfindungsgabe zauberte eine Galerie von Werken hervor, unvergänglichen Wertes, bewundernswürdig für den Kenner, aber dem vielseitigen Deutschen wegen der durchaus heterogenen Nationalität nicht als Muster zu empfehlen.

Die Herren aus Nicolais unsterblichem Geschlecht mögen in Zukunft nicht mehr auf diesem Parnaß Lorbeerblätter zupfen, um ihre ästhetischen Bettelsuppen damit zu würzen, und stets der zornigen Verse gedenken die Platen an Tieck richtete, nachdem der deutsche Michel diesem den Calderon ausgepocht:

Laß die Barbaren üben ihre Pfeifen
An unsern Dichtern, welche das Gemeine
Tagtäglich sehn an sich vorüberstreifen.
Doch nimmer laß sie sich am Heil'genscheine
Des fremden Meisters freventlich vergreifen,
Und wirf nicht länger Perlen vor die Schweine.

Etwas über künstlerische Stimmung

Was heißt Stimmung? Rezensenten und Kritiker gebrauchen oder mißbrauchen diesen Ausdruck überall, so daß man schließen möchte, es werde ihm — je nachdem — ein verschiedener Sinn unterlegt, wie jedem Wort, das sich zu einer Trivialität verflacht und dann keinen ursprünglichen Begriff mehr deckt.

Sehen wir uns die Sache näher an. Wenn ein Bildhauer dem derben Rücken des Herakles den weichen Arm des Bacchus anfügt, so sagt man: das stimmt nicht, und sei auch der eine oder andere Teil noch so vollkommen. Der Maler muß die Farben dem Gegenstand anpassen und nicht bloß das: er muß sie durch Zwischentinten, durch Licht und Schatten harmonisch verbinden. Das wäre Stimmung im objektiven Sinne; die alphabetische Voraussetzung jeder Kunst. Das ist jedoch nicht gemeint. — Man versteht darunter den in einem subjektiven Element gebrochenen Strahl, oft nur eine dämmerige Beleuchtung, und überträgt das auch in die Poesie, so daß dort und hier die Umrisse nicht mehr scharf hervortreten und die Farben verschwimmen, wobei das Gefühl unentschieden zwischen Traum und Wachen schaukelt. Das Gemüt knüpft an einen Strohhalm die

Marienfäden, die es in das Unendliche leiten. Das ist durchaus subjektiv, es ist sentimental. Zum Höchsten dieser Art rechne ich Lenaus: „Weil' auf mir, du dunkles Auge." Das gelang auch manchmal kleineren Dichtern, so Schlumpf: „O du im dunklen Lockenkranz." — Es ist modern. Die schönsten Lieder Catulls wissen ebensowenig davon, als unsere heutigen Lyriker den sinnlich schmachtenden Reiz Acmes und Septimius' darstellen könnten. Daran knüpft leider auch die Kunst der begabten neuesten Dichter, die mit der Schilderung irgend einer Naturerscheinung beginnen und dann ein bedeutungsvolles Gesicht schneiden als steckte — welches Geheimnis? — dahinter. Derlei Dutzendware läßt sich aus dem Aermel schütteln. Ich erinnere mich an zwei solche Strophen:

> Ein schwangeres Weib geht durch reifendes Korn,
> Sie blickt hin und bleibt sinnend stehen."

So was läßt sich auch travestieren, um acht Verse wär' es schade, vier tun's auch:

> „Im Felde blüht die Bohne,
> Der Stockfisch schwimmt im See,
> Ein Kapuziner sieht es
> Und seufzet bang: O weh!"

Da rasselt plötzlich die Trommel eines Landsknechtes. Wir schicken seine Pluderhosenlyrik mit dem Buckelglas in die Kneipe oder in die „altdeutsche" Stube unserer Frackburger, dort schwänzeln ja auch schon die edlen deutschen Frauen nach der Mode neufranzösischer Demimonde. Für diese Hottentottinnen möchte ich die Geißel eines Rabelais, die Pritsche eines Abraham a Santa Clara heraufbeschwören; ich darf freilich

den Schlagring nicht an den Finger stecken; wär' zu grob für einen alten Professor.

> Vorüber, ihr Schafe, vorüber,
> Dem Hirten ist grausig weh'.

Die große Poesie der Griechen: Homer, Pindar, Aeschylos, Sophokles, die Plastik eines Phidias, die Architektur des dorischen Parthenon blieb von jener Stimmung unberührt, nur selten klingt es an, wie etwa in der echt romantischen Stelle:

> Ἀυτὰρ 'Οδυσσεύς
> ἱέμενος καί καπνὸν ἀποβρωσκοντὰ νόῆσαι
> ἧς γαίης, θανέειν ἱμειρεται.

Doch haucht sie uns aus dem Schatten unter den zusammengezogenen Brauen des Alexander in den Offizien an. Dieser berühmte Kopf stammt aus einer späteren Zeit der Kunst. Moses und das jüngste Gericht Michelangelos zeigt von jener Stimmung keine Spur, wohl aber beherrscht sie wunderbar die „Nacht" der Mediceerkapelle und findet ihre Glosse in der Antwort auf die Verse Strozzis. Hier trug Michelangelo, mit Aeschylos und Dante einer der gewaltigsten Menschen aller Zeiten, die Trauer über den Untergang der Freiheit von Florenz im Herzen. Wo Dante seine riesigen Gestalten gleichsam aus dem Abgrund reißt, fehlt das sentimentale Element ebenfalls; es klingt wie die Abendglocke des Fegefeuers und mildert den Strahlenglanz des Himmels. Nebenbei wäre zu erörtern, daß Virgil für ihn nicht bloß der mystische und allegorische Führer war; man sollte endlich das Verhältnis des Dichters

zum Dichter innerlich und äußerlich nach allen Beziehungen feststellen.

Dürers größtes Werk: Die vier Apostel, Holbeins Sebastian, Rafaels Stanzen, Eyks Anbetung wissen nichts von jener Stimmung. Die Andacht dagegen, welche auf den Wogen der Orgel durch die gotischen Dome fließt und mit den Türmen nach den Wolken strebt, erfaßt nicht bloß ein Subjekt, sie umfaßt die Gemeinde und eint sie. Selbst in der Musik darf man auf den Gegensatz der alten Meister Bach, Gluck, Palestrina zu dem düsteren Titanen Beethoven hindeuten. Diese Stimmung ist jedenfalls ein seelisches Element, welches aber nicht als die Seele der Kunst gelten kann; das ist die Idee, und diese stammt wie Pallas Athene aus dem Gehirn, dem Geiste, der allein männliche Zeugungskraft und volles Leben besitzt. Jene kann in ihrer Art große und völlig berechtigte Wirkungen hervorbringen, man darf sie aber nicht überall suchen, ja, man muß dort, wo sie ausschließlich gilt, den Verfall der großen Kunst voraussagen. Nur Byron spielte mit dämonischer Kraft Dur und Moll, aus seiner Brust tönt der Schrei wildester Leidenschaft, aus dem Auge blitzt höllischer Hohn und doch schwebt auf den Lippen der süßeste Kuß — nur nicht für unsere züchtigen deutschen Mädchen und die Böcke englischer Heuchelei oder christlich germanischer Biederhaftigkeit. Darum ist sein Don Juan das größte Werk des neunzehnten Jahrhunderts. — Rührt's nicht an — es brennt! Hier ließe sich an Schillers Abhandlung über naive und sentimentale Dichtung anknüpfen, diese weiter führen, ergänzen und auf die verschiedensten Arten und Gattungen beziehen.

Ob ein Dichter nun in die eine oder andere Kategorie gehören müsse, kommt hier nicht in Frage, nur so viel ist zu bemerken, daß Dichter, welche weder zur einen noch zur anderen zählen, eben nur Literaten sind, welche ihre wandelbaren Triumphe den verrauschenden Effekten einer gewandten Rhetorik verdanken.

Diese Unterschiede betrachte ich überhaupt als eine hohe Stufe des Erkennens auf ästhetischem Gebiete; sie gehören zur Summe der Weisheit, die Goethe aus Italien mitbrachte. Je weiter sich das moderne Geschlecht von Goethe entfernt, desto mehr verblaßt sie, sodaß es berühmte Literaturhistoriker gibt, die gar nie einen Dunst davon hatten, obschon nur von hier aus ein richtiges Urteil über poetische Werke möglich ist. Dabei will ich bleiben, wenn ich auch nicht alle Seiten des Gegenstandes berühre. Das gäbe eine Abhandlung von wenigstens drei Spalten und das Publikum würde sie nicht lesen.

Ziska. Gedicht von Alfred Meißner

Sehr häufig führt man das Erwachen der Nationen, wie es dem Beobachter in so vielen Erscheinungen entgegentritt, als ein Zeichen unserer Zeit an. Die Völker sondern sich schärfer, sie fassen sich entschiedener mit Liebe oder Haß ins Auge, und selbst solche, die wie Leichen hingestreckt seit langem der Auflösung verfallen schienen, regen sich und stehen verjüngt und kräftig auf. Das ist um so bedeutsamer, als nach einer anderen Seite jede Schranke der Mischung und des Verkehres einstürzt: welche Fortschritte machen alle materiellen Verbindungsmittel und welche Zukunft voll gewaltiger Veränderungen, die Gegenwart überbietend, stellen sich in Aussicht! Und hat nicht auch im Widerspruche gegen jede Trennung der Kosmopolitismus beredte Apostel, die ihn mit dem Verlangen, alles zu nivellieren, vor der Welt predigen, fand er nicht Herzen genug, welche ihn wie eine neue Gottesbotschaft grüßten? Was für eine Vermittelung auf höherem Standpunkte diese Gegensätze erwartet, wird ein anderes Geschlecht schauen, uns bleibt die Hoffnung, es werde der neue Völkerlenz, indem er überall das Bewußtsein der Nationen von ihrem Rechte weckt, skytische Knechtschaft mehr und mehr zur

Unmöglichkeit machen und dadurch einen wesentlichen Fortschritt der Menschheit zu wahrer Freiheit bedingen. Die Weltgeschichte ist kein Soldatenspiel, wo Völker nach der Zeitenfolge in gleicher Montur vor dem Throne des hehren Lenkers der Geschicke zur Musterung vorbeiziehen, sie hat gleich der Natur zur Aufgabe, die reichste Fülle des Lebens zu entwickeln und die Mannigfaltigkeit nicht aufzuheben, sondern zu ordnen nach einfachem Gesetze. Daß die Poesie, welche Dichter so oft die Fahnenträgerin der Völker nennen, sich diesem Kampfe der Ideen nicht entfremden werde, ja daß sie gerade darin besondere Macht zu beweisen hofft, darf man voraussetzen, — sie rufe nun mit heller Stimme zum Angriffe gegen fremde oder heimische Bedrücker, oder sie klage dort, wo Erinnerung dem aufwachenden Bewußtsein nur Trümmer zeigt, unter Trauerweiden um alte, längst entschwundene Größe.

Von den Slaven ziehen gegenwärtig die Czechen besondere Aufmerksamkeit auf sich. Sie haben eine große Vergangenheit, wo sie einen selbständigen Staat bildeten, Tage des Ruhmes und der Kraft, die fast zum Märchen wurden; — daß die jetzigen Zustände und Verhältnisse nicht auf friedlichem Wege aus den früheren hervorgingen, weiß jedermann: die Blutbühne zu Prag im siebzehnten Jahrhundert steht als Grenzmal schon seit Jahrhunderten zwischen dem Einst und Jetzt. Dies mag einer der Gründe jenes düsteren Sinnes sein, von dem Arndt und andere sagen, er laste so eigentümlich abstechend vom Leichtsinne der übrigen Slaven auf den Böhmen. Wir dürfen uns daher nicht wundern, wenn sie den Tagen der Vorzeit das Auge zuwenden, wohl

aber, daß Deutsche diese alte Herrlichkeit so voll Schmach für das eigene Volk mit lautem Schalle besingen, und das etwa nicht vom Gesichtspunkte strenger Gerechtigkeit gegen beide Teile, sondern als ob sie geborene Tschechen wären. Einige allgemeine Redensarten von Menschheit, Freiheit usw. beschönigen das nicht im mindesten.

Die böhmische Geschichte beut dem Dichter großartigen Stoff, nirgends aber zeigte sich dämonische Kraft gewaltiger als dort, wo die fanatischen Horden der Hussiten jeden Feind zermalmten und durch die Waldpässe ausbrechend, Mord und Verwüstung über die Nachbarn brachten. So wild geballte Massen zu behandeln, wäre für den Dichter unendlich schwer, wenn ihm nicht Männer aus dem Dunkel jener Tage entgegenträten, die den bewegenden Gedanken, welchen die andern nur ahnten, ergriffen und wie ein höheres Gebot ins Werk zu setzen trachteten. Und welche Anführer finden wir hier! Vor allen Ziska, eine Gestalt, so fertig und in sich vollendet, daß ihn die Poesie von der Geschichte nur zu übernehmen braucht, ohne ihn erst aus dem Unbestimmten hervorheben zu müssen. Auch in dem Munde des Volkes lebt er fort, und auch dadurch, daß es in scharfen Zügen sein Bild festhielt, wurde dem Dichter wesentlich vorgearbeitet. Ziska ist eine Gestalt, grauenvoll wie jener Hagen der Nibelungen; wie ihn Geschichte und Sage darstellen muß, muß ihn der Dichter auffassen; alles Mildern verwässert die Umrisse, die eben durch ihre Reinheit wirken sollen und zeigt jene Mattherzigkeit, welche alles aus ihren Beweggründen erklären will, weil sie keine anderen begreift. Kommt

nun gar jene Effekthascherei dazu, welcher Blut nicht genug blutig, Feuer nicht genug feurig und Zorn nicht genug zornig ist, jene Uebertreibungssucht, die den Helden zur Steigerung der Leidenschaft Canthariden eingibt, so ist freilich die Karrikatur fertig.

Die Hussitenkriege bieten einen Stoff nicht nur von beschränkt nationaler, sondern auch von allgemeiner Bedeutung, einen Stoff von solcher Größe, daß die Kühnheit desjenigen, der ihn anzugreifen wagt, den strengsten Maßstab zu gebrauchen auffordert.

Bei der Behandlung eines Gegenstandes von solcher Weite genügt es nicht, einzelne schöne, interessante Stellen einzuflicken oder grelle Lichter ohne Uebergang neben Schlagschatten hinzutupfen oder in prächtigen Versen bunte Schilderungen zu geben; der Dichter, dessen Werk vorzüglich nur derartiges brächte, würde sich durch seine Musivarbeit nur selbst das glänzendste Zeugnis von Nichtbefähigung ausstellen. Ein Stoff, den Geschichte und Sage bis ins kleinste klar und rein begrenzen, duldet keine modernen Phrasen, er verlangt strenge und einfache Charakteristik von Führern und Massen, Kompositionsgabe im höchsten Sinne des Wortes; mit einem, er fordert vom Darsteller Eigenschaften, wie sie nicht oft zerstreut, noch seltener vereinigt vorkommen: Tiefe der Einsicht in die Geschichte und Leidenschaften, ein Auge für große Verhältnisse und jene eherne Selbstbeherrschung, welche jedes Gelüsten nach Kleinigkeitsmalerei der Harmonie unterzuordnen weiß.

Alfred Meißner hat den Ziska zum Vorwurf genommen. Es war im Jahre 1619 als der Winterkönig zu Prag einzog. Die Bürger, um dem Fürsten die Ver-

gangenheit des Landes recht anschaulich vorzuführen, schickten ihm einen Festzug entgegen: Mann für Mann in den Waffen der alten Hussiten, die sie aus dem Zeughaus hervorgesucht und vom Roste gesäubert hatten. Die Leute bildeten sich was ein, sie wichsten den Bart, bliesen die Backen auf, zogen die Brauen zusammen und strampften im Taktschritt über das Pflaster. Der Geist der alten Hussiten war aber nicht in sie gefahren. Alfred Meißner hat auch die Rüstung von einem Kelchner angetan, sie will aber nicht passen, der Helm fällt ihm bis auf die Nase, er weiß Brust- und Rückenstück des Panzers nicht zu unterscheiden, und die Schienen — für einen stärkeren Leib bemessen, schlottern um die Glieder. Er hätte noch etwas wachsen sollen!

Ihm historische Unrichtigkeiten nachzuweisen, ist hier nicht der Platz, er mochte sich für die ganze Größe der Geschichte zu schwach fühlen, darum brachte er nur Geschichten, da und dort einen Fetzen, wie es anderswo heißt: Aushängetafel einer Marktbude.

In Meißners Werke treffen wir zum erstenmal auf Ziska — denn er verlangt vor allen Beachtung — wie er von langen Kreuzfahrten, wo ihn, den Dulder um Christi willen, Mühsal und Gefahr umringten, heimgekehrt über die Moldau setzt. Auf dem anderen Ufer soll ihn die Helle am Saum des Nachthimmels nach Melnik geleiten. Da schwebt vor ihm aus dem Schatten dunkler Weiden, etwa wie Ophelia, der Geist seiner Schwester empor, welche, Schändung nicht zu überleben, durch freiwilligen Tod geendet. Noch lebt der Verführer, ein hochwürdiger Prälat, in sicherem Schutz, er war ein Flammenschürer der Scheiterhaufen, die in

Konstanz brannten. Ziska schwört, nicht bloß die Schwester, sondern auch die gleich ihr entehrte Heimat zu rächen. Dieser Zug scheint trotz der guten Ausführung gänzlich verfehlt, eine Nachgiebigkeit gegen modische Sentimentalität, welche Ziskas Taten aus bloß religiösen Gründen unerklärlich findet. Da muß immer ein Mädchen herhalten, das den Helden ins Feuer sprengt und ihm, wenn nichts anderes, wenigstens einen Büschel Vergißmeinnicht auf den Helm steckt. Wir stellen die Frage: entweder brauchte Ziska einen solchen Sporn zum Handel; — dann tritt er gegen das Volk, welches uneigennützig und begeisterungstrunken für den Kelch und seinen Märtyrer zu grauenvollen Heldentaten und Siegen aufbrach, viel zu sehr zurück; — oder es sollte sich der besondere Rachegrund an den allgemeinen schließen, da schwächt er aber nur den Eindruck von diesem, und stört, als fremdartig, an Ziskas Schreckbild. Hat der Dichter den Zug bei einem Chronisten angetroffen, so würde die Weglassung ein feines Urteil bewährt haben, hat er ihn aber selbst erfunden, so macht es von seiner Fähigkeit im Motivieren und Charakterzeichnen keinen hohen Begriff. Einfacher und mit der Wahrheit mehr übereinstimmend hätte sich vielleicht die weitere Entwicklung an die oben berührte Person anknüpfen lassen, hier tritt uns Ziskas Persönlichkeit unverfälscht entgegen:

Wie ein Ascet im Beten und Fasten
Trägt er um Christum Mühsal und Gefahren,
Allein und heimatlos, und kann nicht rasten —
Sein Gott ist nur der Gott der Heeresscharen.

In einem der folgenden Gesänge schildern Flücht-

linge Ziskas Auftreten, worauf er zu Budweis einzieht. Später finden wir ihn am Witkoberg mit seinen Hussiten gegenüber dem Lager Sigismunds; es wird mit Feuer eine Schlacht geschildert, wo Ziska mit der Keule in der Faust, hoch zu Wagen herfährt, vor ihm Schrecken und Klagegeheul; der Scheidestrahl der Sonne blitzt freiheitsjubeltrunken auf Kelch und Schwert und versinkt in Nacht. Darauf reitet er an der Spitze seines wilden Heerbannes gen Raby, er wird beim Anblick des schönen Landes recht gemütlich, wie ein deutscher Philister kokettiert er mit lauen Reflexionen über seine Sendung. Vor der Burg raubt ihm ein Pfeilschuß das eine noch übrige Auge. Das ist umso gefährlicher, weil die Kreuzfahrer rüsten und wie Meereswogen gegen die Ketzer losbrechen. Da flieht das Volk zu seinem blinden Heeresfürsten und fleht in Worten begeisterten Vertrauens um Hilfe; Ziska rafft sich auf und ruft zu neuen Siegen. Wie es nun licht wird in seiner Seele, wenn auch das leibliche Auge geschlossen bleibt, wie er am Waffenklang die Völker unterscheidet und das Feld beherrscht, hat der Dichter durch vorzügliche Darstellung zu einem Glanzpunkt des Werkes erhoben. Dann vertilgt er im Namen der heiligen Freiheit die Tollsaat der Adamiten, deren lüsterne Nachtorgien und wildsinnliche Selbstvergottung, um es mit einem passenden Ausdrucke mittelalterlicher Scholastik zu bezeichnen, in schreiender Farbe vor dem Auge enthüllt werden. Nur einen Greis läßt er übrig, zu künden, was die Frevelschar geglaubt, dieser muß ihm das Geheimnis seines Credos ins Ohr flüstern, voll Schauder hörte er die lange Beichte, sein bebartet Kinn

aufs breite Schwert gestützt. Im Gegensatz zu dieser grellen Szene folgt der Winterzug der Hussiten, den sie unternehmen, für den Kelch im fruchtbaren Oesterreich Wein zu holen. Die rauhen Krieger halten mit dem Schwert die Lese, Ziska steht unter einer Rebenlaube; der Dichter umschreibt jenen bekannten Jammerspruch: Ein blinder Mann, ein armer Mann! Dieser Gesang ist teilweise sehr anmutig, nur sind Bilder wie jenes: O Donautal, du selbst bist wie ein Becher! schon ein wenig verbraucht, und Verse wie:

> Auf Höh'n erzählen Burgen graue Chronik,
> Die Seele denkt an's Land von Milch und Honig.

stören um so mehr, da der Verfasser sonst mit ziemlichem Geschicke derartige Härten vermeidet. Dann vernimmt Ziska die Gesandten aus Prag, wo die Stände, müde des langen Krieges, den Koribut zur Krone berufen; ihm selbst drohen sie, ihn als Rebellen zu erklären, wenn er nicht den Eid seiner Heereshaufen löse. Er faßt grimmig den Entschluß, Prag, das weder kalt noch warm, nur einen Gott, den Mammon kennt, und nicht vom Glücke der Armen hören wolle, zu vertilgen. Vor Prag erschreckt ihn ein Gesicht; der Geisterzug von Böhmens Helden ist mit kräftiger, reicher Phantasie entworfen; Ziska schließt Frieden. Er wendet sich gegen Sigismund. Nachts im Lager unter seinem Zelte überdenkt er düsteren Sinnes seine Taten, Zweifel spalten ihm die Seele, er räsonniert mit einer Art Weltschmerz über den Weltgeist droben, der vielleicht den Ameisenhaufen des Menschengeschlechtes belächele. Er entschläft, es schleicht wie eine Natter vom Fanatismus getrieben ein Mönch herbei und vergiftet ihn mit Pesteiter. Ziska

stirbt mit der Qual, seine Aufgabe noch nicht vollendet zu haben.

Dieses die Reihe von den Taten Ziskas und den Ereignissen, die ihn betrafen. Im Gedicht ist der Gang nicht so einheitlich wie hier in dieser Skizze; Alfred Meißner hat ihn häufig unterbrochen, und indem er Dinge ohne wesentlichen Bezug auf den Hauptheld en einschob, die Lichter zerstreut, welche sich auf ihn sammeln sollten. Beinahe in den zwei ersten Dritteln des Werkes erscheint Ziska nur so beiläufig nebenher, im letzten Drittel kommt er mehr in den Vordergrund. Dadurch gerät aber das Ganze in schiefe Stellung, und verliert sich in Zufälligkeiten; innere Notwendigkeit, welche jedes Kunstwerk gliedern und organisieren soll, zeigt sich nirgends. Ziska selbst macht keinen bestimmten Eindruck. Wenn auch der Dichter alle Farben verschwendete, ihn zu schildern, so ist damit noch nicht ein Charakter gegeben, der tatkräftig groß aus dem Rahmen tritt, und sich uns mit der Macht der Wirklichkeit aufdrängt: jede Tat, jedes Wort in Harmonie mit der Grundlage, welcher es entsprungen. Man möchte einwenden: Nicht den Ziska, sondern die Hussiten überhaupt, welche jener nur bisweilen um Kopflänge überragt, wollte der Dichter darstellen. Gut! Nur wiederholt sich dann jener Einwurf, den man beim ersten Teil machen mußte, in anderer Art beim zweiten. Fragte man dort, wo bleibt denn der Ziska? so muß man hier fragen, wo bleiben die Hussiten, besonders nach seinem Tode? Daß der Anhang, wo Zavoi ein Jeremias über das umsonst vergossene Blut trauert, der Geschichte gegenüber keinen gültigen Abschluß bilde, sieht jeder Le-

ser. Davon will ich absehen, daß bei der Absicht nur die Hussiten im allgemeinen vorzuführen, die Ueberschrift Ziskas verfehlt wäre, damit man mir nicht wegen Splitterrichterei in Kleinigkeiten kritisches Uebelwollen vorwerfe. Wenden wir uns zu wichtigerem.

Wer sich Massen zum Vorwurf nimmt, muß darauf denken, durch einzelne, die er aus der Menge mehr vors Auge rückt, seinem Werke Leben und Bewegung zu geben, damit es nicht einem Sack Erbsen gleiche, die man auf den Boden ausschüttet. Ziska selbst drückt das Heldentum der Hussiten auf das entschiedenste aus; um ihn, als einen Krystallisationskern, mochte sich alles andere ordnen und fügen; doch wir lassen ihn fallen und forschen nach den übrigen Namen, die ja auch gewaltig waren zu jener Zeit, und über die gemeine Schar der Kelchner emportauchend, verschiedene Richtungen unter diesen vor und nach dem Tode jenes Anführers vertraten. Niklas von Hussinez, die beiden Prokope, Rokyczan — sie sind wohl genannt oder treten auch auf, hier ist aber die Geschichte so leicht und obenhin abgefertigt, daß man fast glauben muß, Meißner habe sich vor ihrer Größe gefürchtet. Und doch wie vieles hat sie dem Dichter geboten! Dieser bringt dafür einen Alten, der zu Budweis Kommunismus predigt, die Simplicitas aus Konstanz, einen Sterbenden der singt, eine Mutter am Fluß, wo die Leiche des Sohnes vorbeitreibt, einen Mönch und dann Zavoi, dessen Vorbild, Troubadour Fulko, wenn ich nicht irre, in den Albigensern die Provenze durchstreift.

Eine recht lobenswerte Ausnahme macht die Rede des Jan von Zelau, welche im Sinne und Ausdrucke

mehr zu jenen Zeiten stimmt; das genügt aber nicht, die Mängel des Ganzen zu verdecken. Bei einem Gemälde solchen Ideenkampfes, wie der Hussitenkrieg, muß man auch die Gegner berücksichtigen, und hier ist noch nicht alles abgetan, wenn man Sigismund vorreiten sieht, blutrot gleich dem Herzkönig im Kartenspiel, daneben seine Soldknechte, wie Schergen auf rohen altdeutschen Darstellungen des Kreuzweges. War denn das höhere Leben in jener Kirche ganz erstorben, die gerade dazumal einen Charlier hatte, ihre Gedanken würdig zu vertreten, oder loderte alle Glut des Gefühles einzig nur in der Brust jener Nonne, welche Alfred Meißner in vorzüglichen Versen erklären läßt, sie sei bereit, für den heiligen Glauben als Opfer zu fallen? Darum wurde auch das Buch weder zu einem Porträtstücke, noch zu einem großartigen historischen Gemälde, wozu ihm Stoffe als Bedingungen lagen. Alfred Meißner hat bei Behandlung desselben wenig Sinn für Architektur gezeigt, da ist kein rechtes Verhältnis im Plan und seinen Teilen; er hat Steinmassen wüst zusammengehäuft und noch obendrein die plastisch vollendeten Gestalten der Geschichte in Trümmer geschlagen, um sie darauf zu werfen. Einzelne schöne, ja sogar treffliche Stellen, die sich wie üppige Blumenranken darüber ziehen, halfen der lüderlichen Arbeit, um ein derbes Wort anzuwenden, nicht auf. Ja! Das Werk des vollendeten Dichters, der Gedanken wägt und ordnet, durchhaucht eine tiefe, geschichtliche Seele vom ersten bis zum letzten Wort; wer aber unklar und verworren an der Geschichte herumtappt, wie soll der ihre Ideen ergreifen, und sie darstellen? Seine Stimme

verhallt dagegen wie ein Kindertrompetchen gegen die Posaune des Weltgerichtes.

Man wird nicht verlangen, daß ich eingehe auf den Epilog, wo der Dichter vom Felsen, auf dem die Tanne sproßt, mit Tränen niederblickt auf seine arme stumme Heimat und ganz in der Weise jener blassen Friedensdichter, deren Ton er im Prolog verwirft, damit schließt, ein Völkerliebesmahl in Aussicht zu stellen, wo der Liebeskelch von Hand zu Hand geht. Nur eine Frage werde ihm noch beantwortet: Er redet von einer Zukunft, wo sein Land sich zum letzten Siegen erhebt, und seine Nägel in das Fleisch der Brüder gräbt. Zwar hofft er, daß sein müder Leichnam bis dort im Grabe ruhe, was aber tun, wenn dies nicht wäre? Die Frage ist wirklich naiv. Wir sehen Meißner, er steht da, wie im König Johann von Shakespeare jene holdselige unschuldige Prinzessin Blanka rechts und links die Arme streckend:

Die Sonn' ist blutig, schöner Tag fahr hin!
Mit welcher der Partheien soll ich gehen?
Mit beiden; jedes Heer hat eine Hand,
Und ihre Wuth, da ich sie beide halte,
Reißt auseinander und zerstückt mich Arme.
Wer auch gewinnt, ich habe stets Verlust,
Er ist mir sicher, eh' das Spiel beginnt.

Meißner stammt von Deutschen, redet deutsch, dichtet deutsch, und fragt, was bei einem Kampf zwischen Deutschen und Slaven zu tun! Indeß das liegt alles im weiten Felde, wir glauben, daß die Tschechen etwas ganz anderes zu tun haben werden, als die Nägel ins Fleisch der Brüder zu graben. Gott erhalte und be-

wahre Herrn Meißner, daß es nicht von seinem Leichnam heißen möge, wie dem des Oedipus:

> Es soll mein Leib im kühlen Grab geborgen
> Einschlürfen ihres Blutes heißen Strom.

Ja, wir wünschen ihm ein recht langes Leben, daß er durch gediegene Werke Buße tue für seine Jugendsünden am Geiste der Poesie und der noch viel bedauernswürdigeren an dem Volke, welchem durch Geburt anzugehören er zufällig die Ehre hat.

Daß er sich im Ziska die Gelegenheit nicht entgehen ließ, in bekannter Phraseologie auch Luther und Hutten hintendrein zu nennen, durfte man erwarten.

> Vom Scheiterhaufen, der den Huß verzehrt,
> Entbrannten Luth'r (sic!) und Hutten ihre Fackel.

Wie es sich in dieser Beziehung mit Luther verhält, weiß jeder, der die Geschichte aufmerksam studiert, und sich nicht von jenen oberflächlichen Analogien täuschen läßt, welche seichte Schönrednerei von einem Jahrhundert ins andere als Ueberlieferung verschleppt. Nicht von jedem post hoc gilt das: ergo propter hoc. Und Hutten! Wie die Bilder von Napoleon und Ypsilanti allenthalben zu Kneipenschildern mißbraucht werden, so hat auch jedes winzige Volkstribünchen den Ritter von Schwert und Feder im Munde. Er war ein Mann durch und durch, scharf und entschieden, ausgehend von der Schule der Alten und genährt von ihrem Marke. Diese Leutchen aber, welche stets die große Trommel schlagen, wobei es ihnen weniger auf das Warum, als auf das bum, bum, bum! ankommt, diese Phraseologen ohne Verständnis von Vergangenheit und Gegenwart, Märtyrer auf dem Polizei-Bureau — o lasset ruhen die Toten!

Was die Form im allgemeinen anlangt, so folgt der Dichter Lenaus Fahne, dem er hie und da sozusagen aus dem Munde redet. Als Beispiel genügt jene Stelle, wo Ziska gegen Raby reitend, gemütlich wird:

Der Tag ist hell, es funkelt in den Bäumen,
Und Ziska hebt an still vor sich zu träumen,
Er spricht: Seh ich den Tag so friedenmild,
Den Wald so grün, so golden das Gefild,
Und hör' den Vogelsang im Waldgewirre,
So werd ich fast an meiner Sendung irre usw.

Mich auf einzelne Verse einlassen, oder da und dort zerstreute Schönheiten hervorheben, kann ich umso weniger, da es bereits von anderen geschehen, bisweilen in einer Art, daß man sich an jenes Sprichwort erinnert: Sie haben den Wald vor Bäumen nicht gesehen.

Manches wurde ja auch in diesem Aufsatze angedeutet. Ebenso kann ich mir jene abgeriebenen Formeln ersparen, wo man dem Dichter, um das Bittere, was man von seinem Werke gesagt, zu überzuckern, einige Komplimente über Talent und dergleichen macht. Daß Meißner noch nicht berufen sei, solchen Stoff zu behandeln, liegt am Tage, und er selbst berichtet uns ja, wie ihm unter der Arbeit plötzlich der Musengaul wild durchgegangen sei:

Ich fühl's mein Lied hat wie ein wildes Roß
Mich fortgeschleift und mir das Herz zerschmettert.

Ich möchte Meißner an Alexander den Großen erinnern, von dem zwar rühmend erzählt wird, mit wie kräftiger Faust er den Buzephalus bezwungen, schwerlich würde es aber als löblich aufgezeichnet sein, wenn das Roß den Reiter abgeworfen und bügellos davonge-

schleift hätte. Im Beherrschen zeige sich die Kraft. Schließlich gebe ich Herrn Meißner ein Wort des alten Dante, den wohl auch er höchlich verehrt, zu beherzigen. Man verkenne nicht den Unverstand derjenigen, welche ohne Kunst, ohne Wissenschaft, bloß auf ihr Genie vertrauend, hoch zu singen beginnen die höchsten Dinge!

Zur deutschen Literaturgeschichte

Wenn ein deutscher Verleger jetzt nicht Dinge bringt, welche man vor keuschen Ohren nicht nennen darf, obgleich sie keusche Herzen nicht entbehren können, so muß er sich meistens um Illustratoren von einigem Namen umsehen; das verehrte Publikum genießt selbst seine Klassiker am liebsten, sobald es dabei nur zu gaffen und nicht zu denken braucht. Es ist das ein Zeichen der Zeit, ebenso wie die Virtuosität poetischer Beschreibung, der man jetzt schon bei den plattesten Epikern und seichtesten Lyrikern begegnet.

Auch die Literaturgeschichte entging ihrem Schicksal nicht; strebsame Buchhändler fanden geeignete Holzhacker, der Text war als Nebensache leicht beizustellen. Damit will ich übrigens Herrn Otto v. Leixner, dessen Buch mir die Handhabe für diesen Aufsatz liefert, nicht treffen, wenn auch die Illustrationen, welche es schmücken sollen, nicht immer zu preisen sind. Das Bild muß dem Verständnis zu Hilfe kommen, nicht aber die Aufmerksamkeit ablenken; was soll der altdeutsche Kommers in der Halle eines alemannischen Häuptlings oder Lohengrins Ankunft auf der Bühne Richard Wagners? Dorthin trägt auch Königin Repanse den Gral und auf

ihre Bretter steuert offenbar König Rother mit dem Meerdrachen los. Für manches hätten sich alte Zeichnungen abdrucken oder Waffen und Geräte beibringen lassen. Statt des theatralischen Oswalt von Wolkenstein, der sich offenbar am Fenster langweilt, weil er einen Reim nicht findet oder ihm der Wein ausgegangen ist, empfehle ich die Kopie eines Gemäldes im Ferdinandeum. Ich will aber nicht weiter mäkeln; vieles ist gelungen, und bei einer zweiten Auflage, die das Buch wohl erlebt, braucht ja Herr Spamer keine Rücksicht der Sparsamkeit walten zu lassen.

Wenden wir uns nun zum Verfasser.

Ueber den Büchermarkt hat sich eine Sintflut von Literaturgeschichten ergossen. Entsprechen sie einem Bedürfnisse? — Gewiß! Das bestätigen die zahlreichen Auflagen. Nicht daß die Teilnahme an Poesie gewachsen wäre — man will jedoch gebildet sein und darüber reden, und da gebraucht man nur jene Werke wie Lexika zum Nachschlagen und ergänzt sie allenfalls durch Anthologien, welche mit der Papierschere gemacht wurden, gewöhnlich so unter jeder Kritik, daß man beim besten Willen über sie keine Kritik schreiben könnte. Die Herren nehmen sich gar nicht mehr die Mühe, das vorhandene Materiale zu vergleichen; was ihnen in die Hände fällt, schmieren sie ab und dann schleppen sich sogar die Druckfehler von einer Auflage in die andere; die berühmte deutsche Gründlichkeit hat sich hier längst zu einem Mythus verflüchtigt. Auch vom Standpunkte der Konfession behandelt man bereits die Literaturgeschichte; man kann das gelten lassen, wenn man damit geistige Strömungen charakterisieren will und jedem den Platz läßt,

der ihm gebührt; da muß man es aber nicht machen wie Herr Brugière und Kompagnie, die uns einen Cölestin Gschwari und andere schmackhafte katholische Sänger gleich dem David mit der Harfe, welcher vor der Bundeslade tanzt, aufführen.

Herr Leirner schreibt für das gebildete Publikum, nicht für das gelehrte. Er hätte sich also die Sache ebenfalls leicht machen können, hielt sich aber dennoch nicht der Pflicht für überhoben, selbst zu lesen, ja auch Bruchstücke aus älteren Zeiträumen zu übersetzen. Ist auch diesem löblichen Fleiß hie und da etwas entgangen, so macht doch schon die Absicht einen günstigen Eindruck; er ist die Grundlage für die Unabhängigkeit des Urteils, und dieses weicht oft von der landläufigen Schablone ab. Herr Leirner hat den Mut eines solchen, wie bei Fritz Reuter, und das muß man ihm unter den gegenwärtigen Verhältnissen, wo bestreitbare Ansichten bereits vielfach zu Dogmen verhärteten, hoch anrechnen.

Mit Recht hat er die politische Geschichte und die der Sitten in seine Darstellung verwoben, denn die Literatur eines Volkes ist ja mit dem Charakter und der Geschichte desselben auf das innigste verflochten; hier bedingt sich alles gegenseitig, obwohl es sehr schwierig ist, Zettel und Einschlag überall zu trennen. Man hat dem Verfasser wohl den leisen Vorwurf angedeutet, er habe manchmal den sittlichen Wert literarischer Erscheinungen und ihren Einfluß im guten oder schlechten Sinne auf die Bildung des Volkes zu sehr betont. Er gibt da nur einer historischen Tatsache Ausdruck; einer Engherzigkeit oder einer Benachteiligung des ästhetischen Standpunktes bin ich nirgends begegnet. Die moderne Prüderie

muß man behandeln, wie Horaz die curtos Judaeos; darin möchte ich ihm jedoch widersprechen, „daß unser Volk viel mehr als ein anderes eine Befriedigung seiner ethischen Bedürfnisse“ verlange. Machen wir uns nicht sauberer als wir sind: aus dem Mittelalter haben wir die Gesamt-Abenteuer von der Hagens, die sich gar wohl mit dem „Decamerone“ messen dürfen; die Fastnachtsspiele, welche vor den blonden Frauen aufgeführt wurden, bieten in roherer und plumperer Form gewiß so viel Unflat als die berüchtigten Komödien der Renaissance; Hoffmannwaldsau paßt auch nicht für Pensionate; was die Gegenwart betrifft, so will ich, abgesehen von Malern und Bildhauern, welche ihre Stoffe und Modelle selten aus Nonnenklöstern holen, keinen der zahlreichen deutschen Schand-Romane anführen, aber Herr Leixner kann beim Verleger Zolas in Paris nachfragen, wie viele Ballen „Nana“ er über den Rhein schickte, und sich bei den Gerichtsverhandlungen überzeugen, daß gerade bei den schmutzigsten Prozessen die edlen Frauen nicht fehlen. Man könnte sich auch noch auf das Verhältnis der unehelichen Geburten zu den ehelichen berufen, — Ziffern beweisen ja! wollen jedoch dieses und einiges andere auf sich beruhen lassen. Wollen die Deutschen den Engländern nachahmen, da mögen sie es in etwas besserem versuchen als in der Heuchelei.

Ein Werk, dessen zwei große Oktavbände auf 960 Seiten tausendfünfhundert Jahre umspannen, kann man hier nicht eingehend besprechen; jeder Fachmann wird von seinem Standpunkte aus da und dort etwas bemängeln, einen oder den andern Verstoß berichtigen, er muß aber auch, so wie es vorliegt, die Verdienste des

Buches gelten lassen. Herr Leixner selbst ersucht, ihm für eine künftige Auflage Irrtümer zu bezeichnen, die bei einem so umfassenden Werke, welches Lesbarkeit und leidliche Gründlichkeit vereinigen will, sich wie Spreu unter den Weizen mischen.

Die Gliederung des Stoffes, die Gruppierung der Geistesströmungen und ihrer Vertreter ist im Wesentlichen nur für frühere Perioden, wo die Resultate der Forschungen ein Zusammenfassen, einen Abschluß gestatten, möglich.

Nehmen wir vergleichsweise die Abschnitte „Sturm und Drang" und „Das junge Deutschland", welches noch in unsere Gegenwart hereinragt, wenn es auch seine volle Wirksamkeit höchstens bis zum Jahre 1870 erstreckte. Schwerlich über 1848!" behauptet vielleicht ein anderer; schon damals trat an die Stelle jenes „jungen" ein neues Deutschland; Heines „Atta Troll", sein „Wintermärchen" konnte nur ein Volk über sich ergehen lassen, das aus Unwillen über die eigenen Zustände, aus Philisterhaftigkeit jedes Ehrgefühl verloren hatte. Was hätten wohl die Italiener getan, die noch dazu unter dem Joch der Fremdherrschaft seufzten, wenn ein Dichter gewagt hätte, ihnen so was zu bieten? Eine Parallele zwischen Giusti und Heine fällt wohl nicht zum Vorteile des letzteren aus; für die Italiener, welche diese Dinge nun übersetzen, mag das ein Spaß sein, was uns jetzt noch das Blut in die Wangen treiben sollte.

Und doch können wir den boshaften Wunsch nicht unterdrücken: Hätte Heine in Oesterreich gelebt! Wie lustig würden unsere Mandarinen, Spitzeln, Pfäfflein und bigotten Weiber den Cancan im bengalischen Feuer

seines Höllenwitzes tanzen! Noch besser, wenn er jetzt lebte, und man könnte vielleicht die Frage: warum bei uns Zeit und Land nicht den rechten Mann hervorbringen, die Literaturgeschichte antizipierend, dahin beantworten, daß wir eher einen Tacitus nötig haben.

Die Epoche, der Klingers Drama den Namen lieh, läßt sich heute übersehen, das ungeheure Material ist so ziemlich gesichtet und durchforscht; sie läßt sich daher pragmatisch darstellen und ist als eine aufsteigende jedenfalls von größerer Wichtigkeit. Anders die Schriftsteller, welche der deutsche Bundestag durch seinen Beschluß vom 10. Dezember zu einer Schule stempelte, was man insofern gelten lassen mag, als trotz aller Zerfahrenheit im einzelnen doch ein gewisser allgemeiner Zug hervortritt. Er war revolutionär — wer zweifelt daran noch? — und richtete sich nicht bloß gegen manche Staatsformen, sondern auch wider die Grundlagen der damaligen Gesellschaft und Sitte. Oft mit unbedingtem Rechte, nicht selten der Reklame wegen; den neuen Himmelsstürmern genügte nicht das stolze Bewußtsein der Tat, sie wollten auch gesehen und beklatscht sein. Wie ein Gigant erhebt sich Byron, der große Prophet des Weltschmerzes, des Weltunterganges, gegen sie; unter ihnen ist trotz alles Bäumens und Schäumens auch nicht eine höhere Persönlichkeit aufgetaucht, sie waren zumeist nur Literaten, welche die Erfolge des Tages umsetzten. Emil Kuh war ihnen gegenüber jedenfalls zu einseitig, er sah in ihnen fast nur die Feinde Fr. Hebbels; Leixner würdigt sie gerechter, er wog auch ihre Verdienste, wie man denn überhaupt den Versuch, eine neue Zeit anzubahnen, beachten muß, trotz des Mangels

an Pietät und des Raffinements des Egoismus, welcher den Sturm auf die Januspforten unterstützte. Unter gleichen Verhältnissen treten freilich überall ähnliche Erscheinungen hervor; was aber stets ausbleibt, sind die gediegenen Kunstwerke im großen Stil, welche einer Nation nicht durch interessante Bücher ersetzt werden. Bei diesem Kapitel verdient Leixner volle Anerkennung; vielleicht hätte er noch den Zusammenhang mit der französischen Literatur bloßlegen sollen. Auch mit seiner Schilderung Hebbels, den man als den Poeten des Hegelianismus bezeichnen könnte, wird man sich vielfach einverstanden erklären, dieser Schriftsteller stand den Jungdeutschen, mit denen er sich so grimmig paukte, näher, als man aus der heftigen Fehde schließen möchte. Trotz aller oder gerade wegen zu vieler Reflexion vermochte sich sein Talent nicht auszukrystallisieren; seine Muse guckte zu oft durch das Mikroskop, um die feinsten Nervengeflechte zu trennen, und verlor so die Fähigkeit, einfache Linien aufzufassen. Seinen Dramen gebührt ein hervorragender Platz im Inventar der Literaturgeschichte; viele seiner lyrischen Gedichte zeichnen Tiefsinn und Schönheit aus, die Zukunft wird auf sie zurückgreifen müssen. Das hatte Leixner auch noch zu betonen.

Was Heine betrifft, so war er jedenfalls ein Mensch sui generis; will man ihn unvermittelt neben die übrige Gesellschaft stellen, so ist er unter ihr der einzige echte Dichter von Gottes Gnaden; der Zauber so vieler seiner kleinen Liedchen wird nicht verbleichen, wenn seine prosaischen Werke längst unter den Tisch gefallen sind. Das sprach auch Hebbel aus, der eine feine Witterung

des Vergänglichen und Bleibenden in der Literatur hatte. Die Deutschen lieben Vergleiche, fast nach dem Rezept: „Reim' dich oder ich fress' dich!" Sie brauchten einen Aristophanes und ernannten ihn dazu — warum nicht lieber zu ihrem Pietro Aretino?

Ein Kritiker muß nörgeln, sonst versteht er sein Geschäft nicht, deswegen will ich noch da und dort mit Leixners Erlaubnis auf Stichproben fahnden. Das Verhältnis der Minnesänger zu den Troubadours der Provenze war bestimmter hervorzuheben, bei Morungen hätte sich dazu ein guter Anlaß geboten. Vielleicht ließe sich auch aus A. Bertolis „Geschichte der italienischen Literatur" einiges benützen, z. B. über die Flagellanten und ihre Lieder, die Goliarden, die religiösen Gesänge und den Ideenkreis des Mittelalters in seiner Entwicklung. Hier hatten noch alle Völker eine gemeinsame Grundlage, und gleiche Ursachen haben gleiche Wirkungen. Später gönnt Herr Leixner wohl auch den Passionsspielen und Volkskomödien mehr Raum; die neuesten Werke über diesen wichtigen Zweig der Poesie, welche bei Romanen ebenso wie bei Germanen gepflegt wurde, sind ihm ohnedies besser bekannt als mir. Ueber Volks-Aberglauben verbreitet sich unser Vintler in der Blume der Tugend, deren neuere Ausgabe wir dem gewissenhaften Fleiß des Professors Ignaz Zingerle verdanken.

Reden wir auch noch über Klopstock, um eine prinzipielle Frage zu berühren, nicht zu erledigen. Ohnedies hat sich ihm neuerdings die Aufmerksamkeit zugewendet. Leixner bemüht sich mit Recht, die Züge seines Bildes wieder aufzufrischen. Völlig zutreffend sagt er: „Dieser

Dichter sieht viel mehr die Stimmungs-Atmosphäre, welche um die Stoffe webt, als diese selbst. Anstatt einzelnes, der Natur gemäß, fest und sicher zu zeichnen, verschwimmt alles vor der Anschauung des Dichters in leisen Duft. In seinen Bildern wird die plastische Phantasie durch die malerische weit überwogen, oder das Bild selbst in einer Bewegtheit vorgeführt, welche im Leser viel mehr eine gewisse poetische Stimmung als klar festgezeichnete Formen erzeugt." — Statt „malerisch" wollen wir hier das Wort „musikalisch" substituieren, wie es auch Herder gelegentlich bei den Oden anwendet.

Musikalisch, inwiefern? — Bestimmen wir es näher als melodisch. Die nächstbeste Strophe des Wingolf kann ein Beispiel liefern:

> „Die Wasser Hebrus wälzten mit Adlereil'
> Des Celten Leier, welche die Wälder zwang,
> Daß sie ihr folgten, die den Felsen
> Taumeln und wandeln aus Wolken lehrte."

Bei Platen wiegt die Strenge des Rythmus vor, davon hängt vielfach seine Wortstellung ab, und es wird wohl jeder moderne Poet durch seine Schule müssen; dann mag er zu freierer Bewegung zurückkehren. Vielleicht hätte er das selbst getan, wenn er älter geworden wäre. Daß seinem hohen Kunstgefühl auch die schlichtesten und einfachsten Formen, welche oft die schwersten sind, geläufig waren, zeigen sein „Kaiser Otto", „Der Gondolier" und andere Gedichte.

Für das Malerische und das Plastische genügen je zwei Beispiele, deren Deutlichkeit sich wohl nicht anfechten läßt.

Malerisch ist die Erzählung von Ophelias Tod im „Hamlet", dann Childe Harolds Schilderung des Abends an der Brenta; plastisch Dantes „Farinata" und die „Antigone" des Sophokles, wie sie von den Wächtern ergriffen wird.

Die Kriegslieder Gleims sind verschollen; den Sieg des Erfolges verdankten sie dem Helden, dem sie geweiht waren; volksmäßig im echten Sinne des Wortes kann man sie nicht nennen, durch etliche Strophen geht aber immerhin ein großer Zug, über die gewöhnliche Tages-Lyrik hinaus. Wählen wir drei aus der „Schlacht von Roßbach":

„Nur Friedrich, welcher immer wacht,
Nur unser Held durchritt
Voll Anstalt zu der nahen Schlacht
Die Felder Schritt vor Schritt.

Vom sternenvollen Himmel sah'n
Schwerin und Winterfeld,
Bewundernd den gemachten Plan,
Gedankenvoll den Held.

Gott aber wog bei Sternenklang
Der beiden Herre Sieg,
Er wog und Preußens Schale sank
Und Oesterreichs Schale stieg."

Bei Lessing, der gerade jetzt auf so vielfache Weise in die ungeschlachte Antisemiten-Debatte gezogen wird, könnte müßiger Vorwitz wohl die pikante Frage aufwerfen: „Würde er heute noch den „Nathan" dichten, und wenn — so wie vor hundert Jahren?

Goethe steht als Gipfel im Mittelpunkte der Dar-

stellung; er gleicht einem mächtigen Gebirge, das man überall sieht und von dem aus man nach vielen Seiten sieht; reich an Quellen, die zu fruchtbaren Strömen werden, umfaßt es alle geologischen Formationen vom Urgneis des Orients bis zum Löß, welchen Faust vor seinem Tode als fetten Saatboden eindämmt. Bei Schiller denken wir an vulkanisches Wesen; zuerst feuerflüssige Laven mit heißen Dämpfen und lautem Donner, endlich verkühlt die Hitze, die Krusten der Ströme werden reife Krume, wo sich die Weinstöcke ansiedeln und dann die Winzer köstliche Trauben keltern.

Die Romantiker! Wie ein Maskenzug schweben sie an uns vorüber in den bunten und bizarren Trachten aller Zeiten, Länder, Völker, als Beigabe immer den Zopf der Ironie, mit welchem sie sich über ihre Gegenstände erheben wollten und dabei um den Glauben an dieselben brachten. Solche Späße schicken sich für die guten Deutschen ein- für allemal nicht; sie nehmen sich dabei aus wie liederlich gewordene Pedanten. Das Anknüpfen an das Mittelalter und seine Märchenwelt half nichts, das war um kein Haar besser als die nordische Mythologie Klopstocks. Diese Dinge sind ja dem Volke längst fremd geworden und manches davon war auch ursprünglich nie deutsch. Die Romantiker können uns wieder als Beispiel dienen, daß die Expansivkraft der Phantasie nie und nirgends genügt, wenn sie nicht von der Intensität dessen, was der alte Horaz „pectus" nannte, konzentriert wird. Die Lehren der Geschichte verfangen nie, sonst wäre hier für manchen unserer geistreichen Zeitgenossen eine Warnungstafel aufgepflanzt, die er auch dann nicht übersehen sollte, wenn

ihn ein augenblicklicher Erfolg begünstigt. Zu der zweiten romantischen Schule müssen wir auch den Tiroler Beda Weber zählen, den „Anakreon des Ultramontanismus". Unter seinen Gedichten, die ebenso an Schwulst leiden, wie die seines Gegners Josef Streiter an Nüchternheit, ist manches vorzügliche, aber wo fänden unsere Anthologisten Zeit und Druckerschwärze, sich darum zu kümmern! — Um es später zu ersparen, reihe ich hier noch einige Tiroler ein. So Lertha als Nachzügler der Barden. Die Gedichte des greisen Pius Zingerle gemahnen uns an Matthisson und Salis, in den Sänger-Chor von Redwitz gehört Johann Pfeifer; um sein vortreffliches Lied von der Harfe könnten ihn selbst unsere besten Lyriker beneiden. So noch einiges, den größten Teil würden sie ihm aber schenken. Diese Poeten treten uns im katholisch-tirolischen Kostüme gegenüber, sie duften etwas nach Weihrauch. Hermann v. Gilm, der sie alle überragt, trägt zwar den Schützenhut mit dem Spielhahnstoß auf dem linken Ohr, er bosselte jedoch böse Verse in den Tagen der Reaktion. Freilich nur heimlich, mit Angst und Beben, wie es sich für einen k. k. Praktikanten schickt, aber er ist als Lyriker von solcher Bedeutung, daß ich ihn Leirner für die zweite Auflage empfehle. Ebenso den rauhen Johann Senn, welcher den vielgesungenen „Tiroler Adler" dichtete. Ein Wort verdient auch Alois Weißenbach, der patriotische Sänger der Befreiungskriege; aber freilich, wenn die Tiroler selbst auf diese Männer vergessen, wie kann man andern zumuten, auf sie zu merken?

Warme Anerkennung zollt Leirner den Manen des

unglücklichen edlen Georg Forster. Seine Briefe enthüllen uns die tiefste Tragik der menschlichen Brust: allein, verlassen in Paris, wo die heiligsten Ideale des Mannes von Bestien in den blutigen Kot gestampft werden; er will an den häuslichen Herd fliehen und findet sein Weib in den Armen eines andern. — „Seine Ansichten vom Nieder-Rhein besitzen einen unvergänglichen Wert, weil sie eine menschlich und geistig fast vollendete Persönlichkeit widerspiegeln. Sie bekunden die ganze Gedankenfülle des Mannes, seine vielseitige Bildung, seinen vornehmen Freiheitssinn." — Nach ihm nenne ich wieder einen Tiroler: Philipp Fallmerayer. Seine „Fragmente aus dem Orient" und „Das tote Meer" zeichnet die klassische Durchbildung der Sprache aus, welcher die geistvolle und anregende Behandlung der Stoffe und die Weite des politischen Blickes entspricht. Der Bürger-Ausschuß der Stadt Innsbruck hat ihm zu Ehren eine Gasse getauft; sein und Forsters Bild verdienten jedenfalls eher einen Holzschnitt, als etwa Frau Fanny Lewald und andere. Unter den Lebenden muß neben jenen in erster Linie Ferdinand Gregorovius genannt werden. Hier etwa mag man nicht dem Range, doch der Art nach den Münchener Notar Dr. Ludwig Steub einreihen. Er verfaßte allerlei Skizzen über Land und Leute in Tirol und Südbayern. Mit heiterer Laune wußte er alles, was ihm begegnete, anzufassen und verdient auch als sorgfältiger Stilist Anerkennung, jede Zeile ist gefeilt, geglättet, wohl erwogen. Wie es bei Schriftstellern dieser Gattung geschieht, ist er jedoch nach und nach manieriert geworden; die Frische der Darstellung verblaßte und wurde

durch einen Zug kleinlicher Gehässigkeit, leerer Suffisance verdrängt. Seine schöpferische Kraft war nie groß; die Novellen sind aus Mosaikstiften, welche er mit peinlicher Mühe aufklaubte, zusammengesetzt. Gelungen in jedem Sinne muß man nur die Trompete in Es nennen. Der Gehalt seiner Schriften und Stoff und Ideen ist nicht bedeutend, jetzt tragen sie mehr die Spuren der Altersschwäche.

Wir sind der Gegenwart immer näher gerückt. Mag man die Sache überlegen wie man will, hier ist eine Geschichte leider nicht mehr möglich, man muß zum Griffel des Chronisten greifen, der freilich da nur eine Schiefertafel, nicht festes Pergament wählen darf, denn der Schwamm der Zeit löscht ohnehin nach zehn bis zwanzig Jahren das Meiste aus. Auch Leirner weiß das. „Wer eine Geschichte des Schrifttums dieser Epoche verfassen wollte, wäre gezwungen, vieles zu übersehen, weil es unbedingt nur vorübergehenden Wert besessen hat, dann aber müßten für den Leser der Gegenwart, welchem die Zeit noch zu nahe steht, fühlbare Lücken entstehen." — Diese Gegenwart hat selbst schon die Türe eingestoßen und an die Stelle abgewirtschafteter Tagesgötzen neue mit dem lauten Tschin-Tschin der Reklame emporgehoben, während das Publikum sich um ernste Kritik längst nicht mehr kümmert. Wie der Bäcker täglich die frischen Semmeln, liefern ihm seine „Lieblinge" von heute auf morgen, je nach den Jahreszeiten, das literarische Futter; es will über sie etwas lesen, wenn auch jeder Seite das Siegel des Hippokrates aufgeprägt ist. Da kann man kaum noch von Chronik reden; nach dem Kalender reihen sich die Besprechungen,

was will der Literarhistoriker tun? Er muß dem Bedürfnis Rechnung tragen! Leixner urteilt wenigstens nach gewissenhafter Ueberzeugung, obschon er bei der Masse des Stoffes einiges übersieht. Oder erwähnte er Frankl, Prechtler, Schleifer, Gilm usw. prinzipiell nicht?

Ueberschauen wir die endlose Reihe des Namens-Registers, so ist das Gefühl der Wehmut mächtiger als das der Genugtuung über die Reihe vorhandener Meisterwerke, die mächtige Summe geistiger Arbeit seit uralter Zeit, wie sie wenige Völker aufzuweisen haben. Aber auch kein Volk zeigt eine solche Unzahl mißlungener Anläufe von Halbtalenten, Talenten und Genies, welche jenseits des Grabens stehen, über den sie ein Sprung auf den Pfad zum Gipfel getragen hätte. Einst verschlang man ihre Werke — und jetzt? — Der „Rinaldo Rinaldini" von August Vulpius erlebte gewiß so viele Auflagen als der „Werther" seines Schwagers und war in weitern Kreisen verbreitet; ja, die untersten Schichten städtischer Bevölkerung verzehren ihn noch jetzt; Heinrich Claurens gepriesenes „Mimeli" erschuf einen ganzen Literaturzweig und dann erst Kotzebue, von dem selbst Schiller sagte, „er sei ihm lieber, indem er doch etwas hervorbringe" — lieber wohl im Vergleich zu den Schlegel. In bezug auf Tüchtigkeit und Schick des Schaffens kann uns der alte Sünder auch jetzt noch lieber sein als so mancher geschwollene Dramatiker der Gegenwart, der schließlich trotz der überreizten Phantasie dort endet, wo Kotzebue angefangen hat. Einsichtige Beobachter der Literatur wissen das längst, aber wer mag noch reden, wo jedes Wort ver-

loren ist? Nicht der Verstand des Publikums wendet sich von der schlechten Ware ab, sondern die Mode entscheidet, nur die Mode! — Man jauchzte Kotzebue noch immer zu, nachdem von kompetentester Seite bereits das Verdikt über ihn erfolgt war, das man auch heute im vollen Umfang unterschreiben muß. Leirner teilt es aus der Jenaschen „Allgemeinen Literatur-Zeitung" vom 11. April 1793 mit, auch andere Stimmen erhoben sich.

Haben wir in unsern Tagen nicht ähnliches mit der „Amaranth" erlebt? Sie ist längst nicht mehr salonfähig, du findest sie nur noch in den Boudoirs alter Jungfrauen bei der Bisquit-Statue der unbefleckten Empfängnis; selbst Mädchen rümpfen die Nase, will man ihnen das süßliche Zeug schenken. Seit sich Redwitz zu männlicher Gesinnung emporgearbeitet hat, ist er auch weniger populär.

Mußte doch ein größerer als dieser, mußte doch selbst Jean Paul, der Vielgeliebte, Umworbene und Bewunderte, im grauen Nebel der deutschen Götterdämmerung versinken! — Obwohl ihn noch „Kritiker als Vollendung und Spitze des deutschen Humors bezeichnen", ist er der großen Masse des Publikums doch fremd, „wie der Mann im Monde". Nur eine vorsichtige Bearbeitung seiner Werke könnte ihn retten, die noch immer des Echten, des unvergleichlich Schönen so viel bergen, daß sie, um seine Ausdrucksweise zu gebrauchen, nicht verschwinden sollen, wie die Abendwolke, welche in Regen zerfließt.

Soll ich mich selbst an die Olympier wagen? Nein! Ich bin nicht so frech, nach ihrem unverwelklichen Lorbeer zu greifen. Wer kann es jedoch bestrei-

ten, daß ihre Werke bereits mehr für die Forschung als für den Genuß da sind? Man hat ihnen ja aus zusammengebettelten Pfennigen Statuen gesetzt und so ist ihr Ruhm besorgt und — aufgehoben. Illustriert sind sie ebenfalls hinten und vorn von unsern „großen Meistern".

Im Grunde steht es bei den bildenden Künsten nicht viel besser. An eine bocklederne Rauferei müssen wir glauben, denn steinerne Bierkrügel und dicke Prügel sind Tatsachen, die auch uns treffen können; das „jüngste Gericht" von Cornelius betrachten wir höchstens noch skoptisch und skeptisch: in das Reich der Geister führt keine Steintreppe mit festem Geländer, über seine Symbolik lachen schon unsere Gymnasiasten. Trumpf ist der Realismus; auch im politischen und sozialen Leben gilt nur noch seine rechtslose Brutalität. Das kann aber nur von der Hand zum Mund reichen.

So ist es eine sehr herbstliche Stimmung, mit der wir den Hain der deutschen Literatur betrachten, bei jedem Schritt raschelt das abgefallene welke Laub; die Literaturgeschichtler kommen, heben Blatt für Blatt auf, messen und beschneiden es, ermitteln den Jahrgang, wo es dem Zweig entsprungen, aber frisch und grün wird keines mehr. Laßt sie als Kulturdünger vermodern, unter der Rasendecke arbeiten geheimnisvoll die Gnomen, sie werden den Schatz herrlicher Krystalle, die reichen Erzstufen für die Zukunft retten; sie werden sorgen, daß auch in dieser neue Edelsteine anschießen und frische Metalle ausblühen.

Sollen wir noch einen Blick auf die Blätter werfen, die lustig droben und im leisen Winde der Tages-

gunst fächeln? Das würde uns vom Hundertsten ins Tausendste führen, und ich möchte doch noch einiges über die Oesterreicher sagen. Es wäre zu weitschweifig, hier noch an Leixner anzuknüpfen, ich lasse meinen Faden frei hinausflattern, sollte ihn eine geschickte Hand zu dem Gewebe, das ich fertig wünsche, benützen, so ist es genug. Ein Gewebe? Ja! Ein herrlicher Teppich, reich an Farben und Gestalten, auf dem vielgestaltigen Hintergrund des großen Oesterreich mit den hohen Gebirgen, den üppigen Ebenen und den rollenden Strömen, voran die blaue Donau, welche so viel Kultur nach Osten getragen hat und noch nach Osten tragen wird, mögen rohe Schweinehirten der Pußta ihre Schnauzbärte auch noch so trotzig aufdrehen, tschechische Gelehrte zu Ehren des heiligen Wenzel auf unbeschriebene Blätter alter Chroniken noch eine Literatur im Turm von Königinhof zusammenfälschen, polnische Schlachtizen den Weichselzopf noch fester filzen! — Die polnische, die tschechische, die magyarische Nationalität haben trotz mancher trefflichen Eigenschaften keinen welthistorischen Beruf; wohl oder übel, freiwillig oder gezwungen werden sie sich dem deutschen Geist beugen müssen, denn diesem gehört der Orient, und sie sollen noch Gott danken, daß es so ist. — Man erinnert sich dabei immer an das „struppige Karyatidenhaupt" in einem der besten Gedichte Hebbels.

Ereignisse, welche einem Volke nicht von oben oktroyiert werden, sondern aus seiner innersten Seele hervorgehen, wecken auch auf dem Gebiete der Wissenschaft und Kunst frische Keime. Das Jahr 1848 fegte wie ein Frühlingssturm über all' den Schimmel, der

in Oesterreich wucherte; Konkordat und Gendarmerie vermochte nicht den neuen Geist zu bannen. Maler, Bildhauer, Baumeister schufen ihre Werke; die rostigen Riegel der Archive sprangen und Geschichtsforscher förderten wertvollen Stoff an den Tag; Naturkundige schürften auf neuen Gebieten; Dichter erhoben die freie Stirne, ohne daß ein Zensor ihre Schwingen bedrohte. Das sind keine Geschenke der Gnade, sondern des Zwanges der Verhältnisse. Endlich besinnt man sich auch auf die Literaturgeschichte, und das ist sehr erfreulich; denn es kann nur die Bande, welche uns an die deutschen Brüder knüpfen, verstärken. Eine Reihe Monographien über österreichische Dichter ist teils in Buchform, teils in Wochenschriften erschienen und andere sind in Vorbereitung.

Soll ich einen Wunsch aussprechen?

Auch dem gebildeten Leser dürfte es schwer sein, dieses Material zu sammeln oder übersichtlich zu benutzen, wenn er es auch beisammen hat. Möchte sich doch ein Germanist finden, der nicht bloß Wurzeln gräbt und Mücken sieht, was man jetzt Fach nennt, sondern auch mit dem gründlichen Fleiß ein bißchen Geist mitbrächte, um allgemeine Umrisse zu zeichnen und diesen Stoff zu einer Geschichte verarbeiten: ein lesbares Buch ohne Ballast, das zwar nicht in Wien, aber doch wohl in — Leipzig, Berlin oder Stuttgart einen tätigen und geschickten Verleger fände!

Also eine österreichische Literaturgeschichte!!!

Ehe der Leser dem Professor in Tirol den Esel bohrt, wollen wir uns verständigen. Eine österreichische Nationalität gibt es nicht einmal in dem Sinne, wie

die schweizerische, welche Bruchstücke von den großen Völkern verkittet. Sie konnte entstehen, wenn man nicht den Weg Maria Theresias und Kaiser Josephs verlassen hätte, welche mit dem Instinkt großer Staatsmänner ahnten, wohin die Entwicklung der Dinge in Europa ziele und den Staat auf die deutsche Grundlage stellen wollten. Dort horstete allerdings auch noch der deutsche Kaiseraar auf der Hofburg zu Wien. Mit welchen Augen etwa diese hohen Geister „vom Sternenplan" auf die neueste Fortsetzung ihres Werkes herabschauen? . . .

Auch Josef Bach sah noch deutlich, was nottat: die Zentralisation und die deutsche Sprache; aber die deutsche Bildung verträgt sich nicht mit dem Jesuitenhut, und der Haselstock der Reaktion hat noch nirgends Blüten getrieben wie der Stab Tannhäusers. Die Geschichte hat ihn verurteilt; vielleicht verurteilt sie den Schöpfer des Dualismus, aus dem sich die Deutschen schließlich wohl nur durch die Personal-Union retten können, noch schärfer.

Ich erinnere mich, wie mir in jenen Tagen ein stolzer Bureaukrat von der österreichischen Nationalität vorsalzte, und wie es auch meine Pflicht sei, mit Leib und Seele in derselben aufzugehen. An ihrem Bau müßten alle Talente mitwirken. Leider war ich kein Talent in seinem Sinne, sonst hätt' ich es wohl auch weiter gebracht; sollte ich vielleicht „Schnadahüpfeln" auf das Konkordat dichten oder in einem Balladenkranz die Rückwärts-Konzentrierungen Windischgrätz' feiern? Oder mindestens Beiträge zu diesem oder jenem loyalen Album geben?

Jener Bureaukrat stellte mir Grillparzer als leuchtendes Muster hin. Nun zollte ich diesem Dichter, den man recht eigentlich als den österreichischen betrachten kann, alle Achtung, ich wußte, daß er innerlich frei war, warum mußte er sich dann überall schmiegen? Er brummte und knurrte zwar wie ein Dachs im Loche; es wäre ihm aber leichter geworden, wenn seine Brust anstatt kontemplativer Resignation die volle Leidenschaft des Hasses, zu dem er wahrlich genug Ursache besaß, erfüllt und sich manchmal anstatt in einem Seufzer, in einem grimmigen Fluch entladen hätte. I love a good hater!" sagt der energische Engländer.

Unsere Dichter sind deutsche Dichter in Oesterreich. Sie haben vollen Anteil an der Macht, Größe und Herrlichkeit des deutschen Namens; sie haben zum Schmucke desselben die kostbarsten Kleinodien beigetragen; aus dem deutschen Geiste sind sie erwachsen, für diesen und in diesem zu wirken, ist ihre heilige Pflicht.

Was hätten wohl die Italiener gesagt, wenn jemand Manzoni als einen lombardischen, Giusti als einen toskanischen, Leopardi als einen kirchenstaatlichen Poeten erklärt hätte?

Also trotz 1866 keinen österreichischen Winkelparnaß! Das soll sich auch Herr Marchand merken, der in usum delphini wieder eine Main-Linie zwischen Nord und Süd errichten möchte, wenn er auch bezüglich der Art und Weise, wie norddeutsche Kritiker mit hochnäsigem Unverstand unsere Größen behandeln, vielfach recht hat. Wir brauchen uns nicht erst an der Spree und an der Pleiße mit Tinte taufen zu lassen und wenn auch Moltke unsere unfähigen Generale geschlagen hat,

so stehen wir noch immer aufrecht, und nicht jeder Literat, der uns die Feder nachspitzt, ist ein Moltke. Vieles muß man jedoch entschuldigen mit dem tiefen, wesentlichen Unterschied zwischen Süd und Nord, wir verstehen uns gegenseitig noch viel zu wenig, wenn es auch dort und hier Männer gibt — wohl die besten! — die gerecht und billig, ja liebevoll urteilen.

Aber doch eine österreichische Literaturgeschichte?

Große Völker gleichen großen Ländern; die Eigentümlichkeit ihrer Stämme ist sogar durch die des Bodens bedingt, und trotz der geistigen Einheit im großen, lassen sie sich im kleinen nicht nivellieren; gerade diese Vielgestaltigkeit schafft Bewegung, erweckt Leben. Das Meer und das Gebirge erzeugt seine Stammes-Individualitäten, die flachere Mitte soll sie ausgleichen. Darum gehören Land und Leute zusammen, und „wer den Dichter will verstehen, der muß in Dichters Lande gehen." Wer ihn schildern will, darf sich aber wieder nicht auf den partikularistischen Standpunkt beschränken, er muß bis in Herz und Hirn nachweisen, wie er mit dem Volke, dem anzugehören er die Ehre hat, zusammenhängt.

Nun brauche ich mich über die Berechtigung eines Werkes, welches das für Oesterreich leistete, wohl nicht weiter zu erklären, oder gar zu entschuldigen.

Und welche Fülle von Gestalten und Richtungen tritt uns entgegen!

Machen wir eine Hoffahrt nach Wien zu den Babenbergern! Dieses Heldengeschlecht hatte nach und nach den Ungarn die Mark Oesterreich abgerungen,

was es mit dem Schwert eroberte, gewann es nicht bloß seinem Hause, sondern dem deutschen Volke, und als mit Friedrich dem Streitbaren durch einen magyarischen Pfeil der Stamm erlosch, rückte die deutsche Sprache nicht mehr über die Leitha vor. Da mochte der Dichter mit dem Fürsten gehen, in dessen Wappenschild die drei Lerchen aufwärts flogen: Walter von der Vogelweide wurde als Erzieher berufen; hätte er die Trutzliedeln, die er im dreizehnten Jahrhundert gegen den Papst losließ, im neunzehnten gegen Rauscher geschleydert, so wäre er wohl durch einen galanten Staatsanwalt zum Zuchthaus verurteilt worden, wo er sich mit dem „gelehrten Bauern von Goisern" über den Wechsel der Zeiten unterhalten konnte. Hier fand auch Neidhart eine Stätte, der Bauernfeind, der mit den Frauen Veilchen suchte und gelegentlich wohl auch die übermütigen Dörper prügelte. Der Büßer Heinrich von Melk erinnerte die lustige Gesellschaft an den Tod und hielt den Pfaffen einen Spiegel vor, welcher ihnen baß mißfallen mußte. Ein anderer Heinrich verfaßte dort ein Marienlied, das noch sauber geschrieben in der Bibliothek des Stiftes aufbewahrt wird. Frau Ava, welche als Klausnerin 1127 gottselig starb, schloß ihr „Leben Jesu" mit einer Schilderung des Antichrists und des jüngsten Gerichtes. Ulrichs von Lichtenstein Liebestorheiten und Ottokars Chronik gehören bereits einer Zeit an, wo die Kunst der Sänger dem Niedergang zuneigte. Die Lücke bis zur Reformation füllte Tirol mit Oswalt von Wolkenstein und Heinrich Vintler; neben den Festen des Adels auf den prächtigen Burgen des Etschlandes hielten die Bürger ihre Passionsspiele, und damit die

Erschütterung nicht zu einseitig wirke, wurden die groben Fastnachts-Komödien aufgeführt.

Dann vernichtete die scheußliche Gegen-Reformation jedes geistige Leben, bis Pater Abraham a Santa Clara auf der Kanzel die Pritsche schwang und Hippolyt Guarinonius die Schleusen seiner Gelehrsamkeit in dem „Grewel menschlicher Verwüstung“ öffnete.

So gründlich waren alle Keime niedergetreten, daß selbst die Siege eines Eugen von Savoyen zwar einige schöne Soldatenlieder schufen, aber keinen nur halbwegs ebenbürtigen Poeten anregten, wie später Friedrich der Große. Wie würde es wohl im nördlichen Deutschland aussehen, wenn solche Schicksale seine Bevölkerung gebrochen hätten?

Unter der großen Maria Theresia und ihrem Sohne begann es zu tagen; durch den aufgehäuften Moder wehten frischere Lüfte und jagten die Motten aus den Kutten; ein Sonnenfels ist kein Lessing, seine Mitstreber sind kein Hainbund und von Mastaliers Doolin hat es noch weit zum Oberon, aber man muß die Verhältnisse, unter denen sie erwuchsen, berücksichtigen, um ihre volle Bedeutung zu würdigen. Eine Geschichte der Wiener Bühne in jener Zeit der Anfänge wäre gewiß ein schätzbarer Beitrag zur Literaturgeschichte; merkwürdig bleibt es, daß damals das deutsche Bardengebrüll an der Donau ein solches Echo fand. Daß Maria Theresia auch von einem Klopstock in einer Ode gefeiert wurde und sie Goethe in „Wahrheit und Dichtung“ menschlich schön schilderte, ist bekannt.

Mit der Thronbesteigung des Kaisers Franz beginnt ein neuer Abschnitt; die furchtbaren Wetterschläge der

französischen Revolution fingen zu dröhnen an, daß die Throne bebten und forderten zum Kampfe mit Schwert und Feder, aber nur das freie England erzeugte ihr einen Gegner, wie Burke. Da schob Metternich das bekannte System, welches sich nach ihm benennt, wie einen Gletscher über ganz Oesterreich; wenn es auch stärkeren Charakteren keine Richtung aufzuzwingen vermochte, so lähmte es doch die Tatkraft und vernichtete in den Massen jedes Streben nach dem Ideal. Die Schriftsteller, welche man für den Hausgebrauch nötig hatte, verschrieb man von außen: Genz, den lüsternen Fuchs; den geilen Vielfraß Schlegel und andere; was diese von Fähigkeit mitbrachten, erstickte bald im Speck üppigen Genusses. Geist und geistige Arbeit galten nichts; zu was Gelehrte, wenn man gute Staatsbürger hatte! Von dort datiert das Mißtrauen, welches der so reich begabte Oesterreicher gegen sich und seine Talente zeigte; die frivole Spottsucht gegen alles Einheimische, die Bewunderung des Fremden — sodaß jeder schäbige deutsche Bettel-Literat, der unsern Wein zu saufen, unsere Hühner zu fressen geruhte, wie ein Halbgott angestaunt wurde, wenn er sich über die Phäaken lustig machte, bei denen er schmarotzte. Ganz haben wir das noch nicht überwunden, etwas besser ist es jedoch geworden.

Aber Herder, Lessing, Schiller, Goethe haben doch auch nicht für uns vergebens gelebt: durch chinesische Mauern ließ sich das Leuchten ihrer Geistesblitze nicht hinaussperren, und über den Schädeln von Spitzeln und Naderern suchten Oesterreichs Lerchen wieder die

freiere Luft. Während die Bäuerle servile Hymnen dudelten, machte Grün seine „Wiener Spaziergänge“, für die er dreißig Dukaten Strafe zahlen mußte; stimmte Lenau seine düstere Geige, ließ Gilm die Rakete des „Jesuiten-Liedes“ steigen. Ein interessantes Kapitel deutscher Literaturgeschichte bleibt stets das geistige Erwachen Tirols, dessen junge Talente gegen Ende der Zwanziger-Jahre den Bund der „Alpenblumen“ stifteten. Sein Album erschien unter österreichischer Zensur, es enthält Johann Schulers Novelle: „Jakob Stainer, der Geigenmacher zu Absam“; weite Flüge verboten sich von selber. Strich doch der Zensor David Moriz dem armen Senn ein Trinklied, weil es zu Völlerei verleiten könnte! Der Dichter hat ihm dann freilich böse Sonette gewidmet, — was half es?

Die Frühlingsstürme von 1848 brachen den Bann. Jeder Naturforscher weiß, daß die Gletscher, wenn sie auch zum Rückzug gezwungen sind, zeitweise wieder vorstoßen, obschon sie ihr altes Gebiet nicht mehr zu erobern vermögen. Darum dürfen auch wir nicht verzagen, wenn die Eisluft der Reaktion weht; die Zukunft Oesterreichs gehört doch dem deutschen Geiste!

Dr. K. Lemcke's
Geschichte der deutschen Dichtung neuerer Zeit

Professor Lemcke hat Theorie und Praxis frühzeitig verbunden: er beschäftigte sich für seine Vorträge vielfach mit den Grundlagen der Kunst und lernte die poetische Technik durch eigene Uebung kennen. Sein Urteil fällt somit immerhin schwerer ins Gewicht als das jener Korkstöpsel, die unter dem Strich mancher Blätter auf dem seichten Wasser des Feuilletons schwimmen und oft nur ihrem geheimen Groll Luft machen, daß ihnen selber nie ein Vers gelungen. Lemcke gesteht, „daß ihm bei zersplitterter Kenntnis und der Voreingenommenheit durch das Urteil anderer die erste Periode der neueren deutschen Dichtung sehr widerwärtig war", weil er jedoch seine Vorträge nicht aus bereits vorhandenen Werken nach dem Rezepte zusammenflicken wollte und er sich daher eingehender mit jener Zeit beschäftigte, wandelte sich die Verachtung, welche „seit den Urteilen der Romantiker nur zu allgemein gang und gäbe geworden", in warmes Interesse.

Die Romantik vertrat eben eine durch und durch revolutionäre Epoche, deren Bedeutung auf allen Gebieten von Kunst und Wissenschaft erst durch die Arbeiten von Haym, Dilthey, Schenkel und Köpke er-

kennbar ist. Jede Revolution entspringt aus einem Gegensatz; daraus erklärt sich jenes Verdikt, seine subjektive Berechtigung, aber nur teilweise objektive Gültigkeit. Eine Reaktion dagegen mußte allmählich von selbst erfolgen und ist auch nach verschiedenen Richtungen erfolgt, sodaß Lemcke den Boden für seine Darstellung bereits vorbereitet findet. Freilich dürfte auch diese die Akten über den verrufenen Zopf kaum endgültig abschließen. Erkundigen wir uns z. B. nach Liskow. Hettner behandelt den Mann und seine Satiren sehr wegwerfend; für ihn tritt Lemcke schneidig in die Schranken; er kann sich auf Goedeke, Menzel, Kurz und Gervinus, dem man als politischen Charakter volles Stimmrecht einräumen muß, als Eidhelfer berufen. Mich will überhaupt bedünken, daß das Privatleben eines Dichters bloß insofern bei der Beurteilung seiner Werke herbeigezogen werden dürfe, als es diese erklärt, wenn nicht schon die Persönlichkeit als solche ein Kunstwerk ist, oder symbolisch ein Ideal, die Art des Volkes, dem sie gehört, zu lebendiger Anschauung bringt.

Eine selbständige Kontrolle der Literarhistoriker und allenfallsiger Streitpunkte ist für diese Periode schwer möglich: ihre Werke, wenn auch einst in zahlreichen Auflagen gedruckt, sind sogar auf großen Bibliotheken selten; daß es in Deutschland sehr wenig Familien gibt, wo die Väter mit dem Grundbesitz zugleich den geistigen Besitz ihrer Zeit den Erben überliefern, müssen wir beklagen, können es jedoch leider nicht ändern. Möge Brockhaus fleißig fortfahren, auch die „Klassiker des siebzehnten Jahrhunderts“ durch tüchtige Gelehrte vorzuführen.

Gervinus erhob freilich bereits vor zwei Dezennien den Warnungsruf über Opitz: „Die Zeiten Gottscheds und der Schweizer, welches dieses Homers Eustathius und dieses Miltons Addison werden wollten, haben ihm Ehre genug getan und ähnliche Zeiten können wohl auch wiederkommen und für seine Unsterblichkeit wieder die Sorge übernehmen.“ — Leitet vielleicht Lemcke diese Zeiten ein? — Wir sind ohne Kummer! Wir betrachten es als einen Fortschritt der Literaturgeschichte, daß die unbefangene Würdigung der Dichter des Rokoko allmählich platzgreift und lassen uns dabei selbst ein bißchen Ueberschätzung gefallen, wie auch unsere Tage den Künstlern des verfemten Zopfes gerecht werden; konnten sie doch wenigstens malen und meißeln! Unsere sogenannten Gebildeten greifen auf Opitz, Fleming, Gryphius und Logau doch nicht zurück. Diese waren modern für ihre Zeit; wir wissen ja, daß die Mode aus der Mode fällt, wir lachen über die Kostüme nicht bloß jener von Großpapa und Großmama, auch über die, in denen wir selber prangten. Genau so geht es mit dem Modernen der Literatur. Unser Publikum gleicht oft jenen Verdammten Dantes, welche zwar die Vergangenheit scharf und deutlich beurteilen, aber nicht die Gegenwart; es bewundert und beklatscht Werke, an denen der stille Beobachter, der sein Aug' für das Ewige schärfte und jeden Frühling die löschpapierenen Blumen ganzer Leipziger Wiesen Düten werden sieht, allsogleich den hippokratischen Zug bemerkt, trotz aller Pomade den Aasgeruch wittert. Die Lorbeeren großer Kliquen literarischer Rattenkönige sind nur Blech oder Papiermachee und noch dazu bloße Fabrik-

arbeit; ihr Schicksal zu verkünden braucht's keine ästhetische Kassandra. Schwerlich jedoch wird die Zukunft von ihnen bahnbrechende Verdienste aufzählen, wie von Opitz, Morhof, ja sogar von Gottsched! Wer liest noch Herkules und Valiska, Oktavian, die asiatische Banise? Und doch spiegelten sie treulichst die Tendenz ihres Jahrhunderts! — Alles schon dagewesen! — Wer kümmert sich noch um Happel, den Lemcke mit feiner Ironie den Romanschreibern der Gegenwart als Muster empfiehlt? Und doch schlachtete er Jahr für Jahr die Geschichte ein, als hätt' er schon vor 20 Dezennien — Fanny Lewald, Retcliff und andere Allermodernste studiert. Erst im Salon und Boudoir; dann in der Kaserne und bei der Nähmamsell, endlich zerfetzt im Tabakladen und auf dem Schragen der Oebstlerin! — Ist alles schon dagewesen!

Aber wozu denn diese groben Seitenhiebe auf die Gegenwart, wenn man die Vergangenheit besprechen soll? — Nun, ich breche den Knüttel nicht vom Zaune, Herr Lemcke reicht mir denselben mit allerlei Bemerkungen. So sagt er schon in der Vorrede: „Möge es mir gelungen sein, diese Arbeit für die deutschen Dichter fruchtbar gemacht zu haben. Ist Dichtung auch mehr als jede andere Kunst ein unmittelbarer Lebensausdruck, so ist und bleibt sie doch eine Kunst und verlangt als solche ihre besonderen Beobachtungen und Studien. Die Geschichte der vorliegenden Zeit kann sehr nützlich sein, wenn man die falschen Bestrebungen ihrer Dichter mit denen vergleicht, welche vor ihnen und nach ihnen das höchste Ziel erreichten.“ Glaubt Dr. Lemcke wirklich, bei unseren Poeten und Rezensenten

eine Wirkung hervorzubringen? So naiv ist er gewiß nicht! Die meisten dieser Herren haben es vom heiligen Geist im Schlaf empfangen; sie fühlen sich unfehlbarer als der Papst im Vatikan. Dann hatten sie ja schon längst Moses und die Propheten: Lessing, Herder, Goethe, Schiller! Und doch scheint es fast, als hätten diese Männer nie gelebt, oder lägen wie die Nibelungen, Parzival, Tristan, graue Jahrhunderte hinter uns. Wollte ich die Philologen ärgern, so würde ich sagen: Seht euch doch Schriftsteller und Publikum an; wie viele haben bei euch fleißig lateinische Pensa gemacht und griechische Verba konjugiert, den Virgil malträtiert und den Homer gesiebt, was ist aber daraus worden? Schaut euch jene großen Journale an, welche die Gedankenlosigkeit von Redakteur und Mitarbeitern im gräulichsten Kauderwälsch austrompeten; geht ins Theater, wo man klassische Stücke nur mehr Schanden halber als Feigenblatt für den Schofel bringt; fragt bei den Buchhändlern, ob die schlecht geleimten Uebersetzungen und Nachahmungen französischer Afterpoeten ziehen und wenn ihr euch von der Wirksamkeit eures Unterrichtes überzeugt habt, dann sperrt stumm und schamrot die Schulen.

Indeß soweit ist's noch nicht; solcher Pessimismus wäre zu groß. Deutschland zählt mehr Männer und Frauen von echter und tiefer Bildung, als irgendein anderes Reich; leider sind deren zu wenig, leider sind sie zu zerstreut, um ein Publikum zu bilden! Eine unsichtbare Kirche ohne Zusammenhang!

Doch von jetzt an wollen wir uns durch Herrn Lemcke nicht mehr zu einem Seitensprung in den Irr-

garten der Gegenwart verlocken lassen; also zur Sache!

Der Verfasser vorliegender Literaturgeschichte gibt als Einleitung eine wohlgegliederte Uebersicht der Anlagen des deutschen Volkes und ihrer Entwicklung; hier ist sein Stil schwungvoll, um nicht zu sagen, überschwänglich. Der großartige Stoff muß jedes deutsche Herz ergreifen, abwechselnd mit Begeisterung und tiefer Trauer erfüllen. Daß Lemcke stets die realen Mächte des Lebens, der Politik, Kultur und Religion berücksichtigt, daß er an passender Stelle die Perspektive auf die Literatur anderer Nationen eröffnet, ist selbstverständlich; ich deute es deswegen an, damit man mir nicht vorwerfe, eine Hauptsache vergessen zu haben. Scharf ist der Gegensatz der neueren Zeit und des Mittelalters charakterisiert. Weil dieses noch in unseren Tagen — mächtiger als manche, für die es nur überwundene Standpunkte gibt, ahnen und begreifen — fortwirkt, so kam es dem Verfasser sehr zustatten, daß er lang im katholischen Süddeutschland lebte, dessen Zustände, den Geist, die Bildung und das Gemüt der Bewohner aus eigener Anschauung kennen lernte. Er blieb dadurch vor leichtsinnigem Absprechen, vor phrasenhaftem Dünkel gesichert und antizipierte in der Kultur- und Literaturgeschichte nirgends den Prager Frieden, den auf diesem Gebiete freilich weder Literaten noch Diplomaten je zu diktieren imstande sein werden.

Eine der besten Partien des Buches ist jene, welche den Bruch des Humanismus mit der ihm vorausgehenden Weltanschauung darstellt. Der Humanismus verschnörkelte im Rokoko, wobei es Deutschland zu keiner Originalität brachte, die Höfe kopierten Versailles und

die Poeten überkamen die Renaissance aus zweiter Hand. Die Volksdichtung verrohte mehr und mehr, das Lied vom Prinzen Eugeni war eine späte schöne Blüte am abdorrenden Stamme. Lemcke sagt: „Statt Individualität, welche der allgemeinen Kultur ermangelte, ein allgemeines Gesellschaftswesen ohne Individualität; statt Glauben und Anschauen und Empfinden ohne Philosophie ein philosophisches Vernünfteln, welches dem vollen frischen Erfassen und jedem leidenschaftlichen Handeln die Spitze abbrechen mußte; statt derber Lust Schöngeisterei; statt verworrener Phantastik Phantasielosigkeit; statt Leben und Gestaltung in der Poesie ohne leitende und bestimmende Ideen, Ideen ohne Gestaltung und Wissen ohne Leben: das war in großen Zügen der Unterschied zwischen der alten und neuen Poesie." Diese Antithesen gelten nicht nur für die Vergangenheit, teilweise lassen sie sich geographisch diesseits und jenseits des Maines noch erkennen.

Ins einzelne können wir Herrn Lemcke begreiflicherweise nicht folgen. Was seine Darstellung desselben betrifft, so fühlte er selbst, daß der manchmal trockene Stoff auf sie eine lähmende Rückwirkung übte; kleine Wiederholungen sind auszumerzen, manches ist zu glätten, manches feiner zu ziselieren und in eins zu arbeiten, wenn man auch nicht Hettners Eleganz fordern will. Den lapsus calami S. 127, daß Jacob Balde in einen Petrus umgetauft wird, stechen wir für die zweite Auflage heraus, da möge Herr Lemcke auch die Zitate aus anderen Sprachen, z. B. S. 220 in unser geliebtes Deutsch übertragen. Gelungen ist die Schilderung Gottscheds und seiner Sippschaft, insbesondere verweise

ich auf das S. 398 über den Hanswurst Gesagte, der zu Wien lang eine Rolle spielte. Für diesen Abschnitt liegt Danzel vor, den Lemcke mit Recht rühmt. Trefflich ist Haller gezeichnet und seine großartige Bedeutung hervorgehoben, dagegen scheint es uns nicht angemessen, wenn bei Hagedorn auf Beranger angespielt wird. Unmittelbar an Geßner wäre vielleicht Seb. Bronner zu reihen, obgleich er in eine spätere Zeit fällt. Seine Schilderungen übertreffen an Sicherheit der Linienführung und Wahrheit der Farbe die Geßners, über den ich ihn stellen möchte. Bronner böte leicht Gelegenheit zu Vergleichen mit Naturmalern der Gegenwart.

Mit Recht nimmt Lemcke auf landschaftliche Gruppen Rücksicht. Hat auch Oesterreich, welches im Mittelalter voranstand, nach der Reformation vom Ultramontanismus geknebelt keinen hervorragenden Platz eingenommen, so fiel es doch nicht ganz aus dem Kreise deutschen Geisteslebens in böotische Nacht. In der Geschichte der Volkspoesie wird es immer seinen Rang behaupten. Auch Abraham a. S. Clara darf man nicht obenhin abfertigen. Es wäre übrigens an den Oesterreichern selber, die Partituren ihrer Stimmen im Konzerte deutscher Dichtung genauer zu besorgen. In einer Ecke schmollend über Zurücksetzung klagen, während man die Hände in den Schoß legt, ist einfältig. Oder sollen vielleicht „die draußen" unsere Arbeit tun, sich in unsere Archive versenken, um allenfalls das nähere über eine so bedeutende Dichterin wie Katharina Regina von Greiffenberg zu ermitteln? Wir wissen einen Diemer und andere Ausnahmen zu schätzen, aber die Hand aufs

Herz! im Grund genommen haben wir wenig getan, um unseren Stuhl zu wahren. Man kommt nicht weit mit Grillparzers Spruch:

> „Der Oesterreicher stellt sich hin vor jeden
> Und denkt sein Teil und läßt die andern reden!“

Wenn es dabei nur nicht zumeist am Denken fehlte! Das alles sage ich übrigens nicht aus einer partikularistischen Anwandlung. Wir verwahren uns gegen jeden Winkelparnaß, seien nun seine Schranken zwei- oder dreifarbig angestrichen; wir wollen nur eine deutsche Literatur, unter dieser höheren Einheit jedoch die vollkommene Berechtigung der Stämme nach Individualität und Verdienst. Also keine spezifisch österreichische Literaturgeschichte, wohl aber eine warme lebendige Darstellung des Anteils, den Oesterreich von je an der Entwicklung der deutschen Nationalliteratur genommen, durch die Hand eines quellenkundigen Oesterreichers.

Man sage mir nicht: reden und handeln ist zweierlei. Verweisen wir für unseren Teil auf Tirol. Gilt doch diese Provinz als die abgeschlossenste Oesterreichs, als diejenige, welche der Strömung neuer Ideen einen unersteiglichen Bergwall entgegensetzt. Fragen wir die Geschichte! Das Drama des Mittelalters in Tirol steht nach Text und Szenierung im ununterbrochenen Zusammenhang mit den Passionsspielen, wie sie in deutschen Städten aufgeführt wurden. Nachdem die mittelalterliche Passion aufgehört, lasen in der Trinkstube zu Hall am Inn die Bürger Dramen eines Birken und anderer deutscher Poeten vor. Als besonderer

Freund des Schauspiels ist Achatius Heuberger zu erwähnen. Die Bücher wurden von Augsburger Kaufleuten auf die berühmten Märkte von Hall gebracht, manches derselben ward von den Jesuiten konfisziert, bis das landesfürstliche Verbot die Einfuhr der gefährlichen Ware hinderte. Der berühmte Geigenmacher Stainer mußte das Lesen solcher lutherischer Werke mit schwerer Kerkerhaft und langem Elend büßen. Gerade in Tirol zuckte von Zeit zu Zeit der Protestantismus in hellen Funken aus dem Boden — bis auf unsere Tage! Wer erinnert sich nicht mit Schmerz und Scham der Austreibung der Zillertaler im Jahre 1838? — Wagen vielleicht die Väter der neuerfundenen Glaubenseinheit, welche fast jedem Ministerium unangenehme Verwicklungen bereitete, diese Tatsachen zu bestreiten? Wir berufen uns auf ihre eigenen Schriften; aus dem Mund eines Greuter, Kripp, Ruf, Sinnacher, Tinkhauser, Thaler, Weber geht doch nicht zweierlei Atem! Hie und da findet man beim Abbrechen alter Gebäude lutherische Bücher, die man aus Furcht vor Verfolgung vermauerte. Das alles wurde in der Geschichte des geistigen Lebens von Tirol noch immer nicht genügend gewürdigt.

Führte der Alexandriner die deutsche Muse vom Knittelvers weg, so führte das Tiroler Bauernspiel den Alexandriner wieder in den Knittelvers zurück, wie man das in den zahlreichen Stücken des Museums zu Innsbruck ersehen kann. Das Hoftheater zu Innsbruck, zum Teil auch die beliebten Festspiele der Jesuiten am Gymnasium vermittelten dem Volke die Formen der schlesischen Dichter, welchen die Bauern freilich auf unge-

schlachte Weise die wohlgemessenen Versfüße ausrenkten. Sogar der Christus patiens des Hugo Grotius blieb nicht unbeachtet; der Curat zu Altrans bei Innsbruck flocht im vorigen Jahrhundert der Passion Stellen derselben ein. Sie stechen freilich wie Purpurlappen von einer grauen Lodenjoppe ab. Die Kunstpoesie wirkte mittelbar durch die „Studierten" auf das Volk, dessen späteres Drama überhaupt weniger originell ist als manche Enthusiasten wähnen.

Einer dieser „Studierten" verdient in der Literaturgeschichte besondere Erwähnung. Es ist Franz Adam Graf von Brandis, der Sprosse einer literarisch vielfach tätigen Familie, geboren 1639, gestorben 1695. Der „geheime kaiserliche Rat" veröffentlichte 1678 zu Bozen das berühmte Buch „Des tirolischen Adlers immergrünendes Ehrenkränzel". Diese geschichtliche und geographische Darstellung des Landes war weit verbreitet und viel gelesen. Er war aber auch Dichter. Im Museum liegt ein mächtiger Band: „Alidarci und Selindae Königlicher Lustgarten vollkommener Zufriedenheit. Mit deutschen Reimen bepflanzet von Franz Adam Grafen von Brandis". Diese Reime sind Alexandriner untermischt mit vierfüßigen Trochäen, durchschnittlich gut gebaut. Das langatmige Drama zerfällt in acht „Handlungen", deren jede sich in mehrere „Eintritte" gliedert, jedem Eintritt geht eine Einleitung in Prosa voran. Es treten neben Helden, Kriegern, Prinzen, Prinzessinnen und Königen allerlei Götter, Götzenpfaffen, amazonische Kriegsfrauen und Bauern auf. Das Stück folgt nach Inhalt und Form den Mustern der schlesischen Schule. Selbständigen Wert darf es

wohl keinen beanspruchen. Statt der Vorrede finden wir eine „Geschichtserzöllung". Wir geben eine Probe: „Unter Heroino, König in Caramanien und Sillantes dem Szepterführer in Syria flambte ein sollicher Widerwillen und blutsaugender Kriegesschwall, daß sich der ganze Götterrat selben zu hintertreiben unfruchtbar bearbeitet, bis endlichen der friedenbringenden Venus beigefallen, wie Heroinus mit einem in Tapferkeit gepriesenen Sohn Alidarco und Sillantes mit einer in Schönheit unvergleichlichen Tochter Selinda beglückseeliget sei. Diese mit Liebesbanden zu verstricken und dadurch den Frieden wiederumb zu verneuern, sollte man ihren Sohn Cupido mit sollicher Geschoßes-Verrichtung durch die Wolken abförtigen." Das Stück ist von Interesse wegen des Verfassers; höhere Bedeutung gewinnt es dadurch, daß es den Einfluß der Kunstpoesie auf Kreise und Gegenden zeigt, die man bisher davon unberührt glaubte.

Zum Schluß komme ich noch einmal auf Lemckes Buch zurück, indem ich es der Beachtung der Freunde deutscher Literatur empfehle.

Dr. R. M. Werner, Lyrik und Lyriker

Professor Werner in Lemberg legt uns ein Werk auf den Tisch, auf das er den Fleiß und die Arbeit vieler Jahre verwendete

Mit Recht bedauert er, daß Goethe und Schiller in ihren herrlichen Briefwechsel zwar Epos und Drama einbezogen, jedoch der Lyrik ihre Forschung nicht zuwendeten. Es begreift sich eigentlich, wenn man bedenkt, welche Anstrengung schon Epos und Drama erforderten, während die Lyrik ferner lag. Hier setzte da und dort Friedrich Hebbel in seinen Tagebüchern ein, freilich fehlte der Gegenredner, der seine hingeworfenen Bemerkungen aufgefangen und ergänzt hätte. Wir rechnen es Werner hoch an, daß er in diesen fast ungehobenen Schatz griff und ihn so — teilweise wenigstens — weiteren Kreisen vermittelte.

Unsere ästhetisierenden Philosophen, ein Hegel, Vischer und andere, haben hier in ihrer Art manches getan; Werner wollte dem fortschrittlichen Sinne unserer Zeit gemäß die naturwissenschaftliche Methode anwenden und aus genauer Beobachtung der Tatsachen zur Erfassung der Gesetze der Lyrik aufsteigen, die man immerhin als ein Stiefkind der Forschung bezeichnen

darf, obschon auch die lyrischen Gedichte der Deutschen allein sich auf tausende von Bänden beziffern. Ja sagen wir: obschon! Denn unsere Poeten haben nur zu oft die Grenzen der Arten und Gattungen verwischt. Die Metrik ließ er mit Recht beiseite, interessant wäre es, überhaupt oder auch von Fall zu Fall, dem feinen Zusammenhange zwischen Versmaß, Inhalt und Subjekt nachzuspüren, freilich hieße das vorläufig Kleien sieben. Daß er Volks- und Kunstlyrik wesentlich gleich behandelt, darin stimmen wir ihm unbedingt zu: es ist stets einer, der das Gedicht schafft, wenn auch später wieder ein anderer da und dort ein Wort ändert, eine Strophe anfügt und es so mundgerechter macht. Werner haut einen Pfad in einem Walde, wird man es ihm übelnehmen, wenn hie und da ein Hieb flach fallen sollte?

Weltbekannt ist die Einteilung aller Poesie in epische, dramatische, lyrische, didaktische. Zu der letzteren rechnete man wohl auch die gereimten Sprachregeln, weil sie eben in Versen zusammengestoppelt sind, andererseits zog man auch die Gedankenlyrik zu ihr herab, die, echt nach Inhalt und Form, gleichwertig zu den höheren Kategorien gehört. Hier könnten wir auch von der Reflexions-Poesie reden, der wir in allen Schulfächern begegnen; sie ist die Mache des Talents und nicht die Schöpfung des Genies, doch wollen wir hier nicht länger verweilen.

Wenn nun jene weltbekannte Einteilung, welche der Sache so sehr zu entsprechen scheint, dennoch eine sehr oberflächliche wäre? — Sie ist es! Epos und Drama lassen dem Stoffe sein Recht, sie gehören zu-

sammen und unterscheiden sich innerhalb dieses Kreises, eine tiefe Kluft trennt sie aber von der Lyrik; hier ist das Subjekt alles, es verzehrt, wenn ich mich so ausdrücken darf, den Stoff und verwandelt ihn in ein persönliches. Aber die Gattungen greifen doch ineinander? Ganz richtig! Wir finden im Epos Dramatisches, Lyrisches; im Drama, in der Lyrik .. brechen wir ab. Der Unterschied liegt zwischen Mittel und Zweck. Die dramatische Stelle im Epos ist nicht der letzte Zweck, sondern nur Mittel für die Erreichung des Zweckes. Das ließe sich fortführen, wozu jedoch? Ich glaube, mich hinlänglich verständlich gemacht zu haben. Man möchte hier an die bemalten Statuen der Alten denken. Zu eigenen Bemerkungen geben wohl die Hymnen Pindars Anlaß, namentlich die pythische IV, welche die Schicksale Jasons erzählt, oder so mancher Spruch derselben, der die höchsten Probleme berührt, welche auch die heutige Philosophie nicht endgültig löste. Tί θεός, τί τοπάν.

Mit Recht wird hervorgehoben, daß der Gedankenlyrik neben der Gefühlslyrik der gleiche Rang gebühre, Schillers Epigramme werden immer zu den Juwelen unserer Poesie zählen. Aus diesen und ähnlichen Elementen mag man die Begriffsstimmung der Lyrik, der so egoistischen Lyrik, wenn man mir das Wort gestatten will, ableiten. Darum ist sie auch individuell, und weil das Individuum in der Nation wurzelt, national, wie Hebbel sagt, die Stimmungslyrik wohl auch stets eine „einsame Gattung".

Wichtig ist der Abschnitt über die Terminologie, wie sie Werner verwendet, um die verschiedenen Sta=

dien vom Ursprunge bis zur vollen Reife des Gedichts zu bezeichnen. Die Theorie muß diese Marksteine nach einander hinstellen, obwohl manchmal von den letzteren einer oder der andere entfällt, denn gewiß springt bisweilen ein Gedicht wie Pallas Athene fertig aus der Stirn des Poeten. Um bei der Naturgeschichte zu bleiben, möchte ich wohl den Vorgang vom Anfange bis zum Ende mit dem Krystallisations-Prozesse vergleichen. In der Mutterlauge schweben alle Bestandteile gelöst und gemischt mit verschiedenen ungleichartigen Dingen, wie das Gedicht unbewußt im Geiste oder Gemüte des Poeten. Ein leichter Stoß genügt: der Kristall scheidet sich aus und schießt plötzlich an, kein Mikroskop hat bisher das Wie? des Augenblicks erfaßt. Der Krystall wächst, andere derselben Art legen sich an, und wenn vom Stoffe des Minerals nichts mehr in der Lösung ist, haben wir die prachtvolle Gruppe vor uns, falls es eben nicht beim einzelnen Krystalle bleibt. Nun können verschiedene Hindernisse die Vollkommenheit der Bildung gehemmt haben, wir lösen das fertige Gebilde noch einmal in reinem Wasser oder schmelzen es ein, der Prozeß beginnt von neuem, und das zweite Ergebnis befriedigt uns vielleicht mehr als das erste. Das gelingt freilich dem Dichter seltener als dem Chemiker und Mineralogen, weil er dem fertigen Gedichte fremd gegenübersteht. Er hat eine Wiedergeburt im organischen Sinne zu vollbringen. Hier kommt das Horazische: „Nonum prematur in annum" zur Geltung: je fremder ihm das Gedicht geworden, je weiter es von dem Feuerflusse der Entstehung entfernt ist, um so leichter bemerkt er kleine Schwächen der Metrik, der Wort-

stellung: wir meinen hier alles, was zum Handwerke gehört. Ist es doch dasselbe mit der Malerei: Ein Freund besucht den Künstler, der zeigt ihm das Gemälde und schlägt sich bei einem Tadel desselben an den Kopf: „Daß ich dieses übersehen konnte!" — Daher die Pentimenti! Gerade hier sind die Briefe von Horaz besonders lehrreich.

Bei derlei Kleinigkeiten, die man in der Regel nicht vermißt, wenn sie fehlen, und nicht bemerkt, wenn sie da sind, hat der Dichter zu jeder Jahreszeit seiner Entwicklung freie Hand, aber auch hier ist „Fertig sein alles!" — und der Grad der Unmittelbarkeit, mit dem er schafft, mag unter Umständen wohl zum Maße für sein Genie dienen.

Seher viel Treffliches enthält das Kapitel über das Erlebnis. Doch erleuchtet wohl auch ein Gedankenerlebnis die Phantasie blitzartig und kann sie veranlassen, den Inhalt desselben unmittelbar auszuprägen. Mit je mehr augenfälliger Sinnlichkeit dieses geschieht, je malerischer, je plastischer, unmittelbar oder z. B. durch einen Vergleich, umso besser. Dadurch allein erhebt sich z. B. der Spruch in das Gebiet der reinen Poesie, während er sich sonst derselben nur nähert oder metrische Prosa bleibt. Das ist die Gedankenlyrik, für welche ich das fatale Wort Reflexionspoesie, welche den genialen Einfall ausschließt, nicht anwenden möchte. „Dieser ist aber ein Geschenk des Glückes." — Es verschwendet eben seine Gaben oft an Unwürdige, die damit so wenig etwas anzufangen wissen, als das Huhn mit der Perle. Sie in Gold zu fassen, dazu gehört eben der Dichter. Da wären wir bei Seite 174 und wundern

uns, daß wir schon bei dieser Seite sind: wir kommen nicht vorwärts, auch wenn wir nur aus der reichen Ernte des Buches einzelne Aehren rupfen. Bei der Tabelle der lyrischen Gattungen mit ihrer erschreckenden Mannigfaltigkeit fiel mir der alte Vischer ein; er verglich einmal die Lyriker mit dem zahllosen Heer der Insekten, wie sie in bunter Mannigfaltigkeit der Farben und in reicher Abwechslung der Formen an einem sonnigen Sommertage über die Wiesen gaukeln und aus den Blumen den Honig naschen, manchmal auch giftigen. Machen wir wieder einen Sprung mit dem Siebenmeilenstiefel. Gern möchte ich bei dem Kapitel über die innere Form verweilen, welche daraus entspringt, daß der poetische Stoff ganz und einfach auf sich bezogen wird; was nützen jedoch solche Orakel? — Muster sind die Griechen, wohl auch manche Lateiner wie Catull; geradezu typisch ragt Dante empor.

Mit wenigen Worten sagt Hebbel alles: „Form ist der Ausdruck der Notwendigkeit!" — Darum kennt er drei Arten der Darstellung: „Das i s t so, das k a n n so sein, das m u ß so sein!" — Das Talent hat die Wahl, wenn das Genie als Genie — schafft, so ist ihm mit dem Inhalte auch die Form gegeben, genau so wie einem Naturprodukte, darin liegt seine Größe: es kennt keine Willkür, und gerade darin ist es auch göttlich: seine Kraft quillt aus dem tiefsten, geheimen Brunnen der Natur! Daß das Genie auch als Talent arbeiten kann, ist selbstverständlich, und vielleicht liegt gerade darin die Gewähr seines äußeren Erfolges, die Gewähr des Erfolges der Salonpoeten, die dem Publi-

kum heute die notwendigen Kipfeln zum Tee liefern, welche morgen altbacken sind.

Werners Buch ist in vielen Beziehungen grundlegend, mögen die Theoretiker, zu denen ich freilich nicht zähle, darüber streiten, ob er nicht hie und da zu weit ausgegriffen hat und zu sehr in die Breite gegangen ist, ob ihm nicht hie und da etwas durch die Maschen des Netzes fiel — das ist nicht meine Sache.

Seine Beispiele zur Erläuterung, zum Beweise, entnahm Werner zumeist der deutschen Literatur, er bringt sie in größter Fülle und verdient auch insofern unseren Dank, als er nicht bloß die landläufigen Stücklein von der Drehorgel der Anthologien entlehnte, sondern auch auf weniger Bekanntes griff, sobald es seinem Zwecke diente und Dichter zitierte, die gerade nicht im Allerheiligen-Kalender von Leipzig und Berlin stehen.

Sein Buch empfiehlt sich auch den seltenen Literarhistorikern, die mit eigenen Augen sehen; jene Herren, die mit Schere und dem Papplöffel arbeiten, werden es gewiß ausweiden, vielleicht ist ihnen aber auch diese Arbeit zu groß.

Ich möchte nicht mit einem Mißtone scheiden, auch nicht mit der gewöhnlichen Empfehlung, womit man den Empfang eines zugeschickten Werkes bestätigt, ich danke dem Verfasser, daß er die Lösung einer so schweren und weitläufigen Aufgabe unternahm und so einen Boden schuf, den auch die Dichter in ihrer Praxis benützen können und werden.

Michael Denis

Mit der Reformation hatte sich die geistige Kraft, das sittliche Pathos, der religiöse Schwung des deutschen Volkes für lange erschöpft. Die protestantischen Theologen jeder Sekte geberdeten sich als ebensoviele Päpstlein; wenn sie sich gegenseitig nicht verbrannten, so unterließen sie es bloß deswegen, weil ihnen der weltliche Arm fehlte, ihre knöcherne Dogmatik auf diese Art zu beweisen. Nur ein Schatz war dem Volke geblieben: die Luther-Bibel, ein unerschöpflicher Quell der Poesie und gemütlicher Erhebung, ein Epos im großen Stile, an welches sich die Lyrik des Kirchenliedes anschloß. Darum mochte der Süden den Norden beneiden, nicht um die schlesischen Dichterschulen, die doch nur eine Renaissance aus der Hand der Renaissance eines Vondel, Marini und der Franzosen sind, und statt des frischen Lorbeers die Perrücke tragen. Die bedeutendsten Dichter sind und bleiben zwei Jesuiten: Spee und Balde, der sich unter den Gräueln des dreißigjährigen Krieges ein echt deutsches Herz bewahrte, obgleich er seine Klagen in Horazschen Strophen ergoß. Das Volk im Süden hatte seine Legenden, die Bauernspiele und Schnadahüpfeln, die Gebildeten waren durch die lateinische

Schule gegangen und bewunderten die Sonne von Louis XIV.; die Bürger in den Sädten verloren allerdings den Zusammenhang mit den deutschen Poeten nicht ganz, war es auch wenig genug, was ihnen diese bieten konnten. Ist es nicht überraschend, daß die ehrsamen Haller am Inn in ihrer Trinkstube die Schauspiele eines Zesen und Birken vorlasen, daß zu Anfang des vorigen Jahrhunderts zu Mühlbach an der Rienz ein poetisches Kränzlein bestand, wo eine Frau ein Dichter-Album sammelte?

Im ganzen und großen blieb freilich alles öde und stumm.

Fragen wir nach den Ursachen, man antwortet: die Gegenreformation. Als solche gewiß nicht. Ihr gehören in Italien Dichter wie Tasso, in Spanien die Calderon, die Lope, die Alarcon, jeder ein glänzendes Gestirn, vor denen die Gryphius und Opitz wie Nachtlichtlein verblassen. Und dann erst die bildende Kunst! Nennen wir Carracci, Rubens, Murillo; mit ihnen erheben sich tausend hehre Gestalten vor unseren Augen. Auch an der Isar und Donau hinterließ diese Zeit herrliche Werke, so die Michaelerkirche und die Mariensäule; die vollste Entwicklung begann freilich erst in Oesterreich mit dem Barock, und wenn hier Herr Professor Dr. Karl Biedermann die ganze Epoche über das Knie abbricht, so berufen wir uns auf einen Knoller, Gran, Schöpf, einen Donner, einen Gump, Fischer, Hildebrand — nur etliche der Hervorragendsten aus einem langen Verzeichnisse; von dem Belvedere und der Karlskirche läßt sich denn doch nicht behaupten: „Von größeren öffentlichen Gebäuden, die während dieser Periode ent-

standen, wären nur etwa die von Friedrich II. in Potsdam aufgeführten Schlösser zu nennen, welche in einfachem, würdigem Stile errichtet sind." Wer nicht sehen will, für den möge Albert Ilg schreiben, er kann durch seine Forschungen einer großen Kunstepoche in Oesterreich zu ihrem vollen Rechte zu verhelfen. Die Meister der Musik wollen wir nicht für uns anführen.

Die Gegenreformation als solche und die katholische Kirche, die aus ihr hervorgegangen, hat also nicht Kunst und Poesie zerstört; wenn es in Süddeutschland und Oesterreich geschah, so muß es in der Art liegen, wie sie durchgeführt wurde, und an den Verhältnissen, unter denen ihr Druck, was tatsächlich geschehen, alle Keime zerstörte. In Italien, Frankreich, Spanien hatte sie aus dem Blute der Romanen nur einen fremden Tropfen auszuscheiden, in Deutschland trug sie gewaltsam ein fremdes Element in das Volk und mußte, um demselben die ausschließliche Herrschaft zu gewinnen, gegen das eigenste Wesen, die innerste Natur dieses Volkes fort und fort kämpfen; sie tat es mit der Rücksichtslosigkeit, mit denen Priester und ihnen ergebene Fürsten ihre Zwecke verfolgen. Darum ist auch jetzt die Stellung des katholischen Klerus zum deutschen Volke eine andere, als etwa in Italien, Spanien und Frankreich, wo er trotz alledem national bleibt. Während in Norddeutschland das Grundprinzip des Protestantismus: die freie Forschung, immer mehr Boden eroberte, war das Denken im Süden etwas gefährlich, und anstatt in grimmigem Haß gegen die Unterdrücker aufzulodern, versank man in die Gemütlichkeit der Wiederkäuer, deren Verdauung durch die Traktätlein eines Abraham a Santa

Clara behaglichst gefördert wurde. Zitieren wir den wackeren Cornelius von Ayrenhof: „Da die Franzosen und so auch andere Nationen zu eben der Zeit, als sie anfingen, vortreffliche Profanskribenten zu erhalten, auch vortreffliche Kanzelredner erhielten, so muß der schlechte Zustand der geistlichen Beredsamkeit in Italien nicht den profanen Wissenschaften, sondern der geistlichen Nachlässigkeit in ihrer Pflicht zugeschrieben werden. Eben dieser Ursache würde ich es auch zuschreiben, daß unser katholisches Deutschland jedesmal, wenn es einen vortrefflichen deutschen Kanzelredner zu nennen hat, seine Zuflucht zu den protestantischen: zu den Mosheimern, Spaldingern und Zollikofern nehmen muß. Wir haben einen eigenen zahlreichen Predigerorden, allein er hat sich mehr auf Blutgerüsten als auf Rednerkanzeln bekannt gemacht."

Nur große Fürsten hätten den Bann zu lösen vermocht; wo sollte man aber die hernehmen? In Bayern wuchsen sie nie und von dem übrigen katholischen Deutschland wollen wir vorläufig schweigen.

Wer Deutschland im achtzehnten Jahrhundert schildern will, muß hier Ursache und Wirkung genau zergliedern , und nachdem er eines und das andere mit bündiger Hand gesondert, beides wieder als Zettel und Einschlag zu dem Riesenteppich verweben, der uns ein Bild jener Zeiten entrollen soll. Welch ein interessantes Kapitel wird einmal die authentische Darstellung der Bühnenverhältnisse in Wien liefern! Wir sehen schon, wie der Biograph Christian Weißes, unser Herr Minor, sich in den Abgrund der Archive und Bibliotheken stürzt, und wenn er uns auch keine Kleinode bringt, doch mit

wahren Angaben über das Theater unserer Urgroßväter auftaucht.

Von dem Dramatiker Ayrenhof war doch wohl mehr zu sagen, als daß Friedrich der Große sein Lustspiel „Der Postzug" kannte. Keines seiner Werke konnte sich auf dem Repertoire erhalten; daß sie nicht einmal von Literarhistorikern gelesen werden, zeigt uns ja der gründliche Professor Dr. K. Biedermann, der doch jede Mumie noch einmal balsamiert, oder fand er es nicht der Mühe wert, ihm einige Zeilen zu spenden? Diese darf Ayrenhof wohl beanspruchen, umsomehr, da ihn seine „Briefe über Italien in Absicht auf dessen sittlichen und politischen Zustand" als einen aufgeklärten Beobachter, der aus einzelnen Tatsachen giltige Schlüsse zu ziehen weiß und als einen hochgebildeten Schriftsteller zeigen, welcher die empfangenen Eindrücke gut wiedergibt. Manches ist noch jetzt beherzigenswert, so das zwölfte Kapitel über den Charakter der Italiener oder die Schilderung des Nockenfestes in Verona. Die Angaben Ayrenhofs ergänzen Goethes Schilderungen, beide waren in gleichen Jahren zu Rom, aber keiner erwähnt des andern. Kunst, Literatur und Theaterwesen bespricht der Oesterreicher ausführlich; das italienische Drama und Singspiel konnte er ja zu Wien, wo er mit Metastasio verkehrte, kennen lernen. Dieses fand damals unter den deutschen Kaisern aus dem Hause Habsburg reiche Aufmunterung, so daß man sie jedenfalls neben den Medici und Este nennen darf. Apostolo Zeno, G. Metastasio, G. Parini, J. Casti dichteten zur Ehre und zum Vergnügen dieser Fürsten; der Letztere verfaßte das „Carme genetliaco" auf die Geburt des nachmaligen

Kaisers Ferdinand, welcher freilich ebensowenig wie sein Vater der italienischen und deutschen Literatur Aufmerksamkeit schenkte. Daß sich der geistig hervorragende Karl, Maria Theresia und ihre Söhne weniger mit den Schriftstellern des Volkes beschäftigten, dessen hehres Kaiserdiadem sie schmückte, darf man ihnen kaum zum Vorwurf rechnen; ließ sie doch auch Friedrich der Große beiseite liegen, weil sie nach Stoff und Form hinter den Franzosen zurückblieben; zudem waren jene Habsburger ja auch italienische Fürsten. Daran wenigstens dürfen wir nicht zweifeln, daß Maria Theresia, welche schon einen Denis durch Ehren und Geschenke auszeichnete, einen Grillparzer seinem Werte nach geehrt hätte; dafür bürgt der Name eines van Swieten gegenüber dem eines Sedlnitzky, wenn sie auch zu ihrer Zeit ein ebenso schlechtes Deutsch schrieb, als ihr gewaltiger Gegner.

Unter den Poeten, welche sich ihr widmeten, war kein Laudon, kein Kaunitz; brave Leute, mittelmäßige Musikanten! Betrachten wir Alringer; er vertrat zu Wien die Richtung Wielands, welche in vornehmen Kreisen begünstigt wurde. Biedermann schreibt: „Noch schlimmer ging es Wieland mit so manchen Ausgeburten einer rein zynischen Poesie, die ihm, als durch seinen Vorgang angeregt, zur Last geschrieben wurden oder sich auch wohl selbst als Nachbildungen seiner Dichtweise gaben. Auch Blumauer, Alringer und andere können in diesem niedrigen Sinne als Nachfolger Wielands gelten.“ — Blumauer und Alringer marschieren doch wohl nicht in der gleichen Rotte. Die Travestie der „Aeneis“ kann man wohl kaum eine Dichtung nennen

sie ist oft platt, albern, ja ekelhaft und nur auf den Geschmack unreifer Buben jeden Alters berechnet, enthält aber doch wieder Partien von unwiderstehlicher Komik, die den strengsten Griesgram zum Lachen zwingen, und hat wenigstens in dieser Richtung mehr Verdienst, als manche tugendhafte und zahme Satire, bei der man nur deswegen nicht gähnt, weil ihr Verfasser unter die Klassiker geraten ist. Für die Langeweile hat Blumauer bereits durch seine Freimaurerlieder gesorgt. Was Alringer anlangt, so enthält Doolin und Bliomberis gewiß manches Schlüpfrige, aber wohl nicht mehr als der „Oberon" und die komischen Erzählungen seines Meisters. Alringers lyrische Gedichte sind nicht besser und nicht schlechter, als die der meisten Zeitgenossen dritten und vierten Ranges, die man noch immer in Anthologien abdruckt; vor diesen hat er sogar hie und da einen Klecks Lokalfarbe voraus. Was die Uebersetzung der „Basia" des Joannes Secundus betrifft, so brauchte er diese Sauglocke freilich nicht zu läuten; Bürger konnte sich aber auch den Raub der Europa schenken. Gleiches Recht für alle, auch in der Literaturgeschichte! Daß auch Wielands gräzisierende Romane in Oesterreich lange nachwirkten, ist bekannt, sogar in neuerer Zeit wurden uns noch phrasenhaft lackierte Marionetten aus Hellas, angeschoppt mit modernster Plattheit, vorgeführt.

Des größten Rufes unter den österreichischen Poeten jener Zeit erfreute sich wohl M. Denis. Schlagen wir nach, was uns Professor Dr. Karl Biedermann sagt: „Klopstocks tutonesker Patriotismus, an sich schon etwas vag und gestaltlos, ward vollends ins Nebelhafte

verflüchtigt oder zur leeren Maske ausgehöhlt von einer Schar von Barden, die mit hochklingenden Phrasen von Deutschtum und Heldentum um sich warfen, und das meist umso ausschweifender, je weniger sie nach Landes- und Berufsart dazu angetan schienen, das eine oder das andere wirklich zu empfinden, wie die österreichischen Jesuten Denis und Mastalier, oder der kursächsische Gerichts-Aktuar Kretschmann." Lesen wir diesen langen Satz noch einmal, vielleicht fassen andere seinen kurzen Sinn besser als ich: Da der berühmte Literarhistoriker recht haben muß, so muß ich mich halt mit meiner Beschränktheit entschuldigen. Also Denis und Mastalier haben mit hochklingenden Phrasen von Deutschtum und Heldentum um sich geworfen, je weniger sie nach Landes- und Berufsart dazu angetan schienen, das eine oder andere wirklich zu empfinden. Halten wir uns an den Nachsatz. Beide waren Jesuiten; als der Orden aufgehoben war, bewahrten sie ihm eine rührende Treue, was ja auch bei Schülern desselben, wie bei dem großen Corneille, vorkam; Maria Theresia, die katholische deutsche Kaiserin, kämpfte gegen den protestantischen König und deutschen Kurfürsten von Brandenburg, welcher ihr auf Gründe hin, deren Rechtmäßigkeit auch heute noch bestritten wird, eine Provinz abnehmen wollte. Die große Frau führte den Krieg mit einer Kraft und Ausdauer, die wir bewundern müssen, und selbst der größte Stratege des Jahrhunderts mußte mehr als einmal vor den österreichischen Heeren den Rücken wenden. Da durfte wohl auch ein Jesuit trotz seiner Berufsart mit hochklingenden Phrasen von Deutschtum und Heldentum

um sich werfen. Aber die Landesart? Damals horstete noch am Strom der Nibelungen auf dem First der Hofburg der deutsche Kaiser-Aar, zu seiner Fahne sammelten sich die Freiwilligen aus aller Herren Länder, und wenn im Mittelalter große deutsche Dichter zu Wien eine Heimat fanden, so ist das freilich lange her, wir haben aber bis jetzt nicht erfahren, daß Friedrich die Klopstocks und Lessings zu sich geladen hatte, während der Oesterreicher Ayrenhof, unbeholfen genug, ein Schreiben gegen „das berühmte Werk de la litterature allemande“ losließ. Wagte doch später noch ein Weißenbach, ein Erzherzog Karl in seinem Manifest, sich auf das Deutschtum zu berufen, und trotz des Risses von 1866 erweckten die deutschen Siege 1870 bei den Deutschen in Oesterreich glühende Begeisterung, werktätige Teilnahme, und auch deutsche Dichter in Oesterreich stimmten in den Jubel ein. Beigefügt ist eine Anmerkung: „Denis und ein anderer Oesterreicher, Mastalier, schienen mit Gleims Siegesliedern auf Friedrich II. wetteifern zu wollen und besangen daher den Kaiser Joseph, Laudon in der pathetischen Klopstockschen Manier, in antiken Versmaßen. Daß sie daneben ihre Landsleute mit der norddeutschen Literatur, besonders Klopstock, bekannt machten, ist ein Verdienst, das ihnen nicht geschmälert werden soll.“

Ha, welche Großmut! Küssen die Hand dafür. Vielleicht liegt das Verdienst dieser Männer weniger darin, daß sie uns mit der norddeutschen Literatur, der sie Anregung und Form verdanken, bekannt machten, das hätten ja schließlich auch die Buchhändler besorgt, als darin, daß sie durch ihre schüchternen Versuche zuerst

das Dornröschen der deutschen Dichtung wieder weckten, welches an der Donau seit Jahrhunderten im Klostergarten schlief. Wie nachhaltig Friedrich auf unsere Poesie wirkte, ist bekannt; Denis und die anderen Kleinmeister brauchten sich aber nicht erst durch seine Panegyriker aneifern zu lassen, das Lob ihrer Monarchen zu singen. Maria Theresia und Joseph sind große Fürsten in jedem Sinne, sie gaben dem Bewußtsein ihrer Völker einen neuen Inhalt, an dem die Besten derselben noch immer zehren, mit mächtiger Hand rissen sie die Tore einer neuen Zeit auf, deren Sturm den faulen Moder, welchen man jetzt wieder sorgfältig zusammenschleppt, wegfegte, und bewiesen, wie sehr Buckle unrecht hat, wenn er den Einfluß genialer Persönlichkeiten auf dem Throne bestreitet. Trotz aller schweren Schicksalsschläge blühte unter ihnen das goldene Zeitalter Oesterreichs, auf welches die Deutschen stets mit Sehnsucht zurückblicken werden. Darum sind sie auch poetische Gestalten im höchsten Sinne des Wortes, und so wie jene herrliche Frau in Arneth einen tüchtigen Geschichtschreiber fand, werden ihr auch Dichter huldigen, wenn sie erst noch mehr aus dem Hintergrund einer verworrenen Gegenwart in die alles verklärende Ferne gerückt ist.

Man verstehe mich nicht falsch; wir wollen keinen Gegensatz zu Preußen, mag er auch manchen noch so erwünscht sein. Ich hörte unlängst eine Anekdote. Ein vornehmer Herr beehrte eine Mittelschule mit seinem Besuche. Es wurde eben Geschichte abgefragt; da nannte ein Schüler Friedrich den Großen. Der hohe Herr belehrte ihn nun, er solle als Oesterreicher Friedrich

von Preußen sagen. Ich bin der unmaßgeblichen Meinung, daß ihm wohl „der Große" bleiben wird, möchte aber auch für Maria Theresia oder ihren Sohn Joseph, welcher ja auch der Zweite war, das gleiche Prädikat vorschlagen. Wir wissen, daß Preußen Deutschlands Schild und Schwert ist, daß die Hohenzollern, dieses eherne Heldengeschlecht, welches den Staat nie als Domäne betrachtet und von jedem fordern darf, daß er seine Pflicht tue, weil es selber in harter Arbeit die seine tut, dem deutschen Volke die Stufe von Macht und Glanz ersteigen halfen, die es jetzt vor Freunden und Feinden einnimmt, und will es Gott, stets ruhmvoll behaupten wird. Die Freundschaft Oesterreichs wird dazu beitragen, aber auch Oesterreichs Heil liegt im Bunde mit Deutschland; mögen die Deutschen in Oesterreich endlich sich zornig aufraffen, die Glacehandschuhe ablegen, und ohne erst um Erlaubnis zu fragen, Tschechen, Polacken und Ultramontanen ihren Standpunkt klar machen, damit dieser segensvolle Bund nicht gefährdet werde. Das nur nebenbei, damit man nicht jenseits des Mains in dem, was ich früher bemerkt, gehässige Nörgelei vermute.

Kehren wir wieder zu Denis zurück. Da muß ich leider einräumen, daß von den Eichenzweigen, mit denen er seine Stirne umwand, keiner frisch blieb; von den beiden Frauen, welche er besang, kann ihm weder die Muttergottes, noch Maria Theresia die Unsterblichkeit retten. Mag man eines oder das andere seiner Gedichte als historische Probe geben und überblättern; höchstens lassen sich für eine Chrestomathie Redefiguren und Tropen ausziehen, denn die wußte er nach alter

Jesuitenpraxis sehr gut zusammenzuflicken. Dennoch stand er bei den Zeitgenossen in hohem Ansehen — „einer der größten Dichter und der größte Jesuit Deutschlands". In der Jenaer Allgemeinen Literatur-Zeitung orakelt ein Rezensent: „Die Nachwelt wird Denis den ehrenvollen Platz unter den Klassikern unserer Nation, den er bereits nach dem Urteile der kompetentesten Richter unter den Zeitgenossen eingenommen hat, mit einer immer zunehmenden Einhelligkeit der Stimmen bestätigen." Selbst Schiller setzt die „gefühlvollen Lieder eines Denis", Göckingk, Hölty, Kleist, Klopstock, Salis denen Bürgers entgegen. Der große Mann hatte diesem gegenüber oft recht, die Art, wie er ihn behandelt, war aber kaum gerecht, noch weniger billig.

Makulatur bei den Krämern, Asche bei den Rauchern! Möchte man da nicht melancholisch werden? Denis könnte sich trösten, er teilt das gleiche Schicksal mit Tausenden, welche die Muse auf den Gipfel des Parnasses mitzunehmen vergaß. Aber der Kampf ums Dasein ist nirgends schrecklicher, als in der Literatur; hier handelt es sich nicht bloß um Geld, sondern auch um die Eitelkeit, und die ist ja empfindlicher als der Magen. Vielleicht kann man garnicht einmal von einem Kampf ums Dasein reden. Wie viele wandern scheinlebendig herum und sind doch totgeboren, obgleich an ihrer Wiege Herden von Ochsen und Eseln mit lautem Geschrei den neuen Messias begrüßten und tausend journalistische Papierdrachen statt der Engel Gottes Gloria in excelsis singen. Drum weg mit der Melancholie; freuen wir uns der hohen Gerechtigkeit,

welche zum Staube wirft, was zum Staube gehört, und das ist in der Kunst alles Gemachte. Ein echtes Gedicht bricht aus der Brust des Dichters wie die Quelle aus dem Gebirge; der Regen des Himmels strömte nieder, aus der Tiefe der Erde stiegen die Gewässer — will sich der Dichter rühmen? Er gibt der Menschheit, seinem Volke nur, was die Menschheit, sein Volk, in ihn gelegt, durch ihn schaut und empfindet. Mag er die Märtyrerkrone tragen, sie wird doch zum Sternendiadem!

Ich habe nun von Michael Denis zuviel oder zuwenig gesagt; fast zuviel sagt nach meinem Ermessen Herr Dr. P. v. Hofmann-Wellenhof, der über ihn zu Innsbruck bei Wagner als „Beitrag zur deutsch-österreichischen Literatur-Geschichte des achtzehnten Jahrhunderts" ein Werk erscheinen ließ. Freilich, was uns zuviel ist, erscheint vielleicht einem modernen Germanisten als eben ausreichend; denn das sind ja schreckliche Leute, die nie genug an Zitaten und Sprachglossen haben; ich glaube jedoch, Herrn Hofmann keine bessere Empfehlung auf den Weg mitgeben zu können, als indem ich ihn ersuche, auch die anderen österreichischen Dichter jener Periode zu bearbeiten oder zusammenfassend ein Bild jener Periode zu liefern.

Franz Grillparzer und Rudolf Gottschall

Der Herr Doktor R. Gottschall ist auch bei uns ziemlich bekannt; als Dichter verdankt er zwar seine Erfolge weniger der echten, schöpferischen Vollkraft als rhetorischen Effekten, aber man kann nicht in Abrede stellen, daß er bei seinen Arbeiten, mit denen er die laufenden Bedürfnisse des Publikums befriedigen hilft, wenigstens künstlerischen Intentionen folgt. Bei der barbarischen Roheit des Fabrizierens, welches jetzt den Büchermarkt beherrscht, ist das hoch, ja sogar sehr hoch anzuschlagen. Auch eine weitläufige deutsche Literaturgeschichte der neuen Zeit liegt von Gottschall vor. Er fühlte den berechtigten Drang, der Einseitigkeit Julian Schmidts entgegenzutreten und half wirklich einem Bedürfnis ab, freilich einem Bedürfnis etwas zweifelhafter Art. Das Publikum will nämlich „seine" Dichter kennen lernen, aber beileibe nicht aus ihren Werken, das wäre für Leute von gründlicher Bildung viel zu mühsam; dafür sind eben die Literaturgeschichten, durch welche man das auf kürzestem Wege erreicht. Tuts der nicht, tuts ein anderer, und da müssen wir noch immer froh sein, daß es auch Gottschall getan: er bemüht sich billig und gerecht zu sein, manchem seiner Urteile kann

man unbedingt beipflichten; Weite des Blickes und die tiefe Auffassung gehören freilich nicht zu seinen hervorragenden Eigenschaften. Fast möchte man sagen, eine gediegene Literaturgeschichte des neunzehnten Jahrhunderts und nun gar bis zur Gegenwart sei vorläufig unmöglich. Ich meine eine genetische Literaturgeschichte, die überall den Zusammenhang des Schriftstellers mit seinem Boden, den Ideen seiner Zeit und das Wechselverhältnis von Zeit und Schriftsteller nachweist und dabei zugleich den objektiven Wert des Geleisteten richtig zu würdigen versteht. Zeigt uns doch der Aufsatz H. Baumgartens über „Herder und G. Müller“ in den preußischen Jahrbüchern, daß selbst in bezug auf die Koryphäen der Literatur viel wichtiges richtigzustellen, manches traditionelle Vorurteil zu zerstören ist. Bücher, wie Diltheys Leben Schleiermachers, Hayms Geschichte der Romantik sind allerdings nicht für unsere gebildeten Pappenheimer, wohl aber muß man sie als die unumgänglich notwendigen Voraussetzungen für die Literaturgeschichte der Zukunft betrachten, abgesehen von dem Werte, den sie selbständig immer behaupten werden.

Das Gebiet der neuesten Literatur berührt auch Gottschalls „Literarischer Essay Franz Grillparzer“. Ich will hier einige Bemerkungen daran knüpfen, nicht weil ich ihn für ein Monumentum aere perennius halte, sondern der Sache wegen.

Gottschall sagt bezüglich der noch ungedruckten Dramen Grillparzers: sie werden das Bild des Dichters vervollständigen, aber kaum in eine neue Beleuchtung rücken! Gemach! wir können, wie einst Herr

v. Schmerling sagte, warten und auch das „kaum“, Herr Doktor, deutet an, daß Sie Ihres Ausspruches doch nicht ganz sicher sind. Keine neue Beleuchtung: Ich meine, daß sogar das Fragment Esther auf den Dichter neue Streiflichter warf, mir wenigstens kam es in seiner Art ganz unerwartet. Indeß wollen wir über Eier, die noch nicht gelegt sind, nicht streiten. Wer übrigens die noch ungedruckten Werke des Dichters herbeizieht, hätte wenigstens die gedruckten genauer berücksichtigen sollen. Warum sagt Gottschall nichts von Grillparzer dem Novellisten? Dieser hat allerdings keine Reihe dicker Bände geliefert, seine Erzählung vom alten Spielmann ist jedoch ein Juwel ersten Ranges, das Paul Heyse, dessen Novellenschatz Gottschall gewiß nicht entgangen ist, nach vollem Verdienst zu würdigen weiß.

Einverstanden bin ich mit dem, was Gottschall über Grillparzers Lyrik sagt; zur schärferen Charakteristik mancher Epigramme könnte man beifügen: es fehlte dem Dichter die gewaltige Energie des Hasses, zu dem Stoff genug vorhanden war, er schmollte dafür, in einem Winkel zurückgezogen. Ich betrachte das als keinen Vorzug.

Ueber die Grillparzer-Feier, über das großartige Leichenbegängnis sagt Gottschall manches Schöne, viel Wahres. Er verweist auch auf den geringen Erfolg der Werke Grillparzers im Buchhandel. Gottschall, am Zentralpunkt des deutschen Buchhandels, ist ein zu erfahrener Literat, um nach diesem Umstand den Wert der Poesie zu bemessen. Wer das berühmte: Et habent sua fata libelli! vergessen, den erinnere ich an das

Schicksal Dantes, Shakespeares, die nach einer kurzen Zeit des Glanzes blöden Augen lang im Nebel verschwanden, bis sie, groß wie Gebirge, wieder im hellen Sonnenlichte strahlten. Einem Walter, Wolfram, der Gudrun, den Nibelungen erging es nicht besser, auch unsere Tage haben in dieser Richtung manches betrübende Beispiel zu beklagen. Forsters „Ansichten" verstaubten, Fallmerayer, in jedem Sinn ein deutscher Klassiker der Prosa, muß vor Hinz und Kunz verstummen; wir wollen die Dramen Freytags, Gutzkows nicht unterschätzen, während sie aber einer Sappho, einem Ottokar kaum an die Hüfte reichen, erlebten sie dennoch mehr Auflagen als diese. Solche Zufälle sind freilich oft keine Zufälle, sie lassen sich erklären; bisweilen sind sie auf Rechnung eines Schicksals zu stellen, dessen Laune an und für sich inkommensurabel, nicht nach der Bedeutung eines Buches entscheidet.

Unbedingt stelle ich mich auf Gottschalls Seite, wenn er das „spezifisch Oesterreichische" als die unglücklichste Losung bezeichnet, welche die neueste österreichische Dramaturgie erfunden. Diese Losung ist ebenso unglücklich als weiland die Erfindung einer spezifisch österreichischen Nationalität durch die Bach-Dragoner und Gendarmen. Wir armen Zisleitanier spüren die Nachwehen noch in allen Gliedern. Diese Sorte Oesterreichertum muß von dem Stolze, mit dem sich unsere Väter „Oesterreicher" nannten, wohl unterschieden werden. Ein Grillparzer sah die schwarzgelbe Fahne im Riesenkampfe gegen Napoleon flattern, er sah, wie Oesterreich den Schild mit dem deutschen Kaiser-Aar über Deutschland hielt, noch in seiner Jugend

horstete dieser Kaiser-Aar auf der Hofburg zu Wien und horstete dort seit Jahrhunderten, die besten Geschlechter des Reiches sandten ihre Söhne zu seinem Dienste, willig gaben die größten Monarchen dem greisen Franz den Vorrang im Rate Europas: diesem Oesterreich „an Ehren und an Siegen reich“, seinen Helden, einem Wurmser, Hofer, Karl, Schwarzenberg jubelten deutsche Dichter zu, und die deutschen Dichter in Oesterreich wußten die Größe Oesterreichs zu würdigen; sie klingt aus den Liedern eines Weißenbach, Grillparzer, Senn, eines Grün, Schneller und anderer. Das war ein großes, herrliches österreichisches Bewußtsein!

Vom Erhabenen zum Lächerlichen ist nur ein Schritt.

Oder wer sollte nicht lachen, wenn er folgendes liest: „Naukleros entwirft ein ziemlich geschmackloses Bild der reizenden Priesterin.“ Ich halte diese Stelle eben auch für keine Perle; sie lautet:

„Und dann! was Schönheit sei, das frag' du mich!
Was weißt du von des Nackens stolzem Bau,
Der breit sich anschließt reich gewundnen Flechten,
Den Schultern, die beschämt nach rückwärts sinkend,
Platz räumen den begabtern reichern Schwestern,
Den feinen Knöcheln und dem leichten Fuß
Und all den Schätzen so beglückten Leibes!“

Gottschall bemerkt über diese Stelle: „Der Bau des Nackens, der sich Flechten anschließt — die Schultern, deren Schwestern die Knöchel und der Fuß sind, und die beschämt ihnen Platz machen . . .“ Herr Doktor, was ist Ihnen da passiert! Nehmen Sie die Brille von der Nase und stecken Sie dieselbe, nachdem sie abgewischt, wieder auf und lesen Sie noch einmal — aber

bitte: aufmerksam! — dann finden Sie vielleicht bei einigem Nachdenken, daß die begabtern reichern Schwestern nicht die Knöchel sind, sondern das berühmte Zwillingspaar! Sie zeigen uns auch Ihre Belesenheit, indem Sie Naukleros mit Mercutio zusammenstellen und überhaupt manches von Grillparzer mit Analogem anderer Dichter parallelisieren. Warum nicht auch Assuerus mit Hamlet, Hamann mit Polonius? Ja, ja! Die Helden Shakespeares, Goethes und Schillers tragen die Nase alle mitten im Gesicht und darunter den Mund, wir tun das zufällig auch und so sind wir leider insgesamt Epigonen Shakespeares, Schillers, Goethes. Sogar am Titel „des Meeres und der Liebe Wellen“ mäkelt Herr Gottschall, indem er an die Süßlichkeit der Abendzeitungsepoche erinnert. Will man solche Kleinigkeiten aufmutzen, so mag die Zukunft die zahllosen gartenlaubigen Titel und Aufschriften unserer Gegenwart rügen. Einen gerechtfertigten Vorwurf kann man gegen die Ungleichheit des Stiles in diesem Drama schleudern: nach Anlage und Stimmung verträgt es keine kleinen realistischen Züge.

Eine andere Stelle in Gottschalls Essay gibt Gelegenheit zu etlichen Bemerkungen, die eigentlich ihn nicht unmittelbar berühren. Er sagt: das Hervorheben des landschaftlichen Beigeschmackes ist keine Steigerung des anerkennenden Kunsturteiles, alles Spezifische gibt nur einen trüben Beisatz zur reinen Kunst. Wir verstehen, wie es Gottschall hier meint; in dem gegebenen Falle braucht man seiner Polemik nicht zu widersprechen. Seine Worte führen uns jedoch ins allgemeine. Das Spezifische kann unter Umständen gar sehr zur Indi-

vidualisierung einer Idee beitragen. Ohne der Dialektdichtung den hohen Rang einzuräumen, den manche, wesentlich auf Fritz Reuter gestützt, für sie beanspruchen, sehen wir gerade in den Dialekten das frische Bad, in dem sich die allgemeine Schriftsprache zu verjüngen, ihre Kraft zu ergänzen hat. Im Dialekt redet der Geist des Volkes unmittelbar ohne Toilette; bei übrigens gleichen Umständen dürfte ein Dichter, der in einem kräftigen Stamme wurzelnd aus dem Grunde desselben zur Höhe der Bildung strebt, lebensvoller schaffen, als jener, der gleich von Anfang bei den literarischen Heroдessen, deren Maßstab, mögen sie es auch nicht Wort haben, eigentlich doch nur Adelung, Gottsched und Gellert sind, in die Schule ging. Mich dünkt, daß nicht aus den Tintentöpfen der Redaktionsbureaus und Kontors der Leipziger Buchhandlungen, nicht aus den Teekesseln und Kaffeebechern der großen Städte jener Born rinne, der einen neuen Frühling hervorzaubert. Mancher könnte die Dialektdichtung unserer Tage als einen Rückschlag gegen die schablonenhafte Salonpoesie mit gesalbter Aufschrift in Goldlettern bezeichnen, und zwar weitaus mit mehr Recht als Auerbachs Dorfgeschichten, die Erzeugnisse eines bewußten Kontrastes.

Allerdings glaube ich nicht, daß der ein Gedicht schafft, der etnographische Silhouetten pinselt; des Dichters Ideen gehören der Menschheit, aber verschont uns am unrechten Orte mit dem „allgemein menschlichen" eurer Kompendien. Diese durch tausend Zungen abgewetzte Phrase aus dem Zitatenschatz eines mißverstehenden und mißverstandenen Kosmopolitismus prägt allein keine poetischen Gestalten. Gerade das Spezi-

fische kann uns Lokalfarben, Lokaltöne leihen, welche die volle Wahrheit des Lebens erzeugen. Die feinsten Weine verleugnen den Boden, der sie kochte, nicht. Die Dichter großer Nationen brauchen sich das Spezifische nicht vom grauen Schulmeister über den Kamm wegscheeren zu lassen; Dante blieb Florentiner in jeder Ader und die Italiener denken trotz der Crusca von dem Lombarden Parini nicht geringer oder unterschätzen Goldoni, weil er durch und durch Venetianer war. Shakespeare, Lope, Calderon kehren ihre nationale Eigentümlichkeit sehr scharf hervor; daß die Tragödie am Hofe Ludwig XIV. wie der Buchs nach gewissen Regeln, die man als giltig für jede poetische Schöpfung ausposaunte, zugeschnitten ward, hat ihr doch wohl nicht gefrommt. Ein Volk erträgt verschiedene Malerschulen, soll vielleicht die Poesie in den Pensionaten für Fräuleins, wo man überall den gleichen Firniß aufstreicht, Unterschlupf suchen?

Bei den Griechen, die man als Muster vorführt, treten alle Stämme mit der vollen Wucht ihrer Eigentümlichkeit, ja sogar ihres Dialektes in die Bahn und keinem blieb der Kranz versagt. Mag daher auch jeder deutsche Stamm sein Bestes mitbringen, aber nie vergessen, daß er ein Deutscher ist und in diesem Sinne müssen wir uns, wie Gottschall, vor einer spezifisch österreichischen Poesie bekreuzen, die ohnedem wie ein abgesägter Ast bald verdorren würde.

Doch wir geraten vom Hundertsten ins Tausendste — weit ab von Grillparzer.

Ich könnte noch manche Bemerkung an den schätzenswerten vorliegenden Essay knüpfen. Am ge-

lungensten scheint mir die Partie über die Ahnfrau und die ästhetischen Urteile, welche von verschiedener Seite darüber laut wurden; wenn ich aber so mit der Anerkennung von Ansichten Gottschalls fortfahre, werde ich schließlich von Nativisten einer gewissen Sorte samt ihm zur Tür hinausgeworfen. Nun wäre mir das in Gesellschaft des Herrn Doktors allerdings eine große Ehre, ich verzichte aber vorläufig darauf, weil ich noch mehreres von ihm und anderen besprechen will.

Die Poesie von Moriz Carrière

Es gibt Bücher, welche, kaum auf den Markt geworfen, eine, zwei, drei Auflagen erleben; ein Jahr darauf kümmert sich niemand mehr darum; dann solche, die vielleicht erst nach Dezennien wieder gedruckt erscheinen, weil sie entweder nur allmählich in ihrem Wert erkannt werden oder bloß dem Bedürfnis eines kleinen Kreises entsprechen, der sich fort und fort erneut und nachwächst. Zu den Büchern dieser Art dürfen wir wohl „Die Poesie, ihr Wesen und ihre Formen von Moriz Carrière" zählen. Es ist lange, bis die zweite Auflage der ersten folgte, unterdeß ist jedoch so viel Stoff zugewachsen, daß man fast von einem neuen Buche sprechen darf, wenn auch die ursprünglichen Grundzüge geblieben sind. Jetzt können wir das Werk als das abschließende des Greisenalters bezeichnen, alle Erfahrungen eines reichen reifen Lebens kommen ihm zustatten.

An die Stelle der Literaturgeschichte ist heute vielfach die Sprachforschung getreten; kein Mensch wird der philologischen Wurzelgräberei ihre wissenschaftliche Bedeutung absprechen, wenn auch die Art und Weise, wie sie in der Schule eingeführt wird, mehr und mehr Be-

denken erregt. Was sich noch Literaturgeschichte nennt, ist manchmal nur die Arbeit von Kehrichtsammlern, von Kloakenräumern, die ganz gut hätte unterbleiben können. Diesem Realismus gegenüber betont Carrière den Idealismus; er tritt für das Recht der Aesthetik ein, obschon sie nicht mit dem Meterstabe mißt und nach Litern den Göttertrank der Kunst kredenzt. Die Mathematik hat inkommensurable Größen, auch die Aesthetik muß in letzter Instanz das Schöne als etwas Inkommensurables, Dämonisches bezeichnen, das aus einer Tiefe entspringt, wohin kein Senkblei reicht: allein es ist und bleibt! Ich bitte um Verzeihung, die schwungvolle Darstellung Carrières hat auch mich über die Grenze einer nüchternen Besprechung fortgerissen, und so will ich wieder auf die Landstraße zurückkehren.

Es macht sich noch ein anderer Gesichtspunkt geltend.

„Unsere Nationalliteratur, über welche früher Philosophen, Philologen und Historiker nach Lust und Liebe Vorlesungen gehalten, ist nun in den Kreis der Universitätsdisziplinen aufgenommen, ja es sind Seminarien für sie eingerichtet. Da scheint es nur wünschenswert, daß sich die Arbeiten der Studenten der vergleichenden Literaturgeschichte zuwenden, wo neben Fleiß und Gelehrsamkeit auch das ästhetische Urteil sein Recht behauptet. Stoffe wie Prometheus, Medea, Romeo und Julie, Don Juan und Faust nach ihrer Auffassung bei verschiedenen Völkern zu betrachten, Werke von Lope und Calderon mit solchen von Shakespeare und Goethe in Parallele zu stellen, scheint mir da eine lohnende Aufgabe, deren Lösung tüchtige Werkstücke zu dem Bau

der neuen Wissenschaft liefern wird, die wie jede andere nur durch den Verein vieler Kräfte erstehen und gedeihen kann.“ — Einverstanden! Nur muß der betreffende Professor dabei sehen, daß die Studenten vom Sachlichen nicht in spielende Geistreichelei geraten; der Vorwurf, den man den berühmten Parallelen von Gervinus machte, liegt ohnedem nahe. Der Gesellschaft wegen wollen wir uns der Gefahr aussetzen. Ein schönes Thema gäben vielleicht die beiden größten Tragiker: Aeschylus und Shakespeare.

Den Unterschied derselben habe ich wohl in einem Epigramm angedeutet.

Brüder!

Aeschylos schwang sich empor in die reinsten Höhen des Aethers,
Nahm vom Schooße des Zeus mutig den Schlüssel des Rechts;
Umfang, Tiefe des Seins bestimmtest Du, mächtiger Shakespeare,
Weil sich der Menschheit Brust innerst erschlossen vor Dir.

Von den Proben, welche Carrière in dieser Richtung liefert, verweise ich auf die Medea, einen Stoff, welchen ein griechischer, ein römischer, ein französischer und zwei deutsche Dichter behandelten. Euripides, Seneca, Corneille, Klinger, Grillparzer. Carrière sagt von der Tragik des letzteren: „Es ist dem Dichter gelungen, das Unerhörte glaublich zu machen. Aber daß es ein so eigenartiges, fernes ist, an das er seine Kraft gesetzt, das sein größtes Werk geworden und doch dem unmittelbaren Verständnis des Volkes so viel fremder bleibt, als ein Lear, ein Othello dem Engländer, das gehört auch zu der Tragik des deutschen Lebens, dem seine Kunst als das Mädchen aus der Fremde gegenübertrat, da sie die unerfreuliche Wirklichkeit nicht in

ihr Ideal erhöhte, sondern erleuchtende und bildende Ideale aus der innern Anschauung und im Anschluß an die Antike gestaltete und tiefsinnige Betrachtungen der eigenen Erkenntnis den naiven Heroen der Vorwelt in den Mund legte." — Medea ist ein tragischer Stoff in höchster Potenz, Grillparzer konnte uns denselben nicht naherücken, weil ihm dazu die elementare Kraft fehlte, und darüber helfen uns alle dichterischen Schönheiten, welche sein Werk in solcher Fülle schmücken, nicht weg. Wollte ich das deutsche Drama überhaupt darauf ansehen, so müßte ich — doch still! sonst fliegen mir wie dem Teufel Luthers alle Tintenfässer an den Kopf. Ein Kapitel wie tragische Schuld, poetische Sühne konnte sich ein Philosoph wie Carrière nicht entgehen lassen und alles, was er hier schreibt, ist beherzigenswert; ich fürchte jedoch, daß der Teufel Pessimismus über den Engel Optimismus den Sieg davontrage.

Ha, zieh Du durch des Himmels Räume fort,
Und künde laut wohin Du immer kommst,
Daß keine Götter walten dieser Welt.

Oder wie es im „Lear" heißt: „Wir sind nur Fliegen für die Götter." Ich besorge, daß unsere Exegeten in die Werke der Dichter manches hineingetragen haben, was nicht drinnen steht und daß der Wunsch, die Sehnsucht nach Gerechtigkeit uns eine Fata Morgana über die öde Wüste des Lebens zaubert. Das sind natürlich Kardinalpunkte, die eine selbständige Behandlung fordern, so daß ich nur mit dem Finger darauf hindeuten kann. Einen Ausschnitt gäbe die Entwicklung der Idee des Fatum bei den Alten. Prometheus antwortet auf die Frage:

Τις ὤν ἀνάγκης ἐστιν οἰακόστροφος; —
Μοιραι τριμορφοι, ἀνημονες τε 'Ερινυῦες!

das Tiefste und das Höchste, was sich aussprechen läßt! Die Schicksalsidee der Müllner und der Houwald bietet bereits schon „Herodes und Mariamne“ von Calderon.

Den Franzosen ist man seit den Schlegel gerechter geworden. Auch Carrière tut das, er sagt in bezug auf „Athalie“: „Das Verbrechen findet seine Strafe, Einsicht und Mut führen das Recht zum Sieg, das Ganze ist einfach und erhebend. Es könnte allein genügen, um die eines bessern zu belehren, die noch immer und zum Teil aus Unkenntnis die französische Poesie als die Fehlgeburt einer Aftermuse verketzern und sich an Mängel halten, welche ein Lessing bekämpfen mußte, weil man sie für Vorzüge ansah, statt der Vorzüge selbst sich zu erfreuen.“ — Das ist es halt, daß der kritische Deutsche diese Vorzüge weniger ans Licht stellte, als die Mängel anatomisierte!

Wie hoch Goethe die Franzosen stellte, wissen wir alle. Daß auf seine „Iphigenie“ nicht bloß Sophokles, sondern auch Racine Einfluß nahm, dürfte kaum zu verkennen sein, Orests Vision der Unterwelt knüpft sich an einen Vers der Andromaque.

Eine volle Ladung gibt Carrière den modernen Franzosen; wahr ist, was er von Viktor Hugo, dem Altmeister manierierten Bombastes, sagt; dieser hohlen gespreizten Unnatur gegenüber atmen wir ordentlich auf, wenn wir beim — Schmutze Zolas anlangen, in gewissem Sinne eine berechtigte Reaktion. George Sand hat ihre „Verstiegenheit und Ueberbildung durch einige prächtige Lebensbilder“ aus dem gesunden Volksleben

selbst korrigiert. Das führt uns auf die Dorfgeschichte im Gegensatz zur Salonnovelle. Ich halte Auerbach nicht für so natürlich und frisch, wie Carrière; seine bäuerlichen Gestalten haben neben dem Kuhmist viel Eau de mille fleurs und mehr Firniß, als der Zwilchkittel braucht. Das vorliegende Werk beabsichtigt nicht eine Literaturgeschichte zu geben, sonst gebührte dem kräftig derben Anzengruber ein Platz und neben Wallburga Schindel, die uns einen zierlichen Strauß Ritornelle reicht, wäre Hermann von Gilm, der Dichter der „Georgine" zu nennen gewesen. Mit Recht führt Carrière Melchior Mayr an, der, obwohl erst seit etlichen Jahren tot, nahezu verschollen ist. Man schimpft immer über die Modetorheit der Franzosen, die Deutschen unterliegen ihr noch mehr als jene, die wenigstens originell sind.

Doch ich komme mit meiner Plauderei — um eine Rezension des umfangreichen Buches zu geben, verfüge ich nicht über die nötigen Kenntnisse — vom Hundertsten ins Tausendste. Carrières Buch wird eine lebhafte Diskussion erwecken, Stimmen für und wider werden sich erheben, und auch das ist neben den andern Verdiensten, die es besitzt, ein Verdienst.

Zur Geschichte der Philosophie und — anderer Dinge

Eine Humoreske ohne Humor.

Motto: Τι ηεός, τι το πάν; Pindar.

Als vor vierzig Jahren „Die philosophische Weltanschauung der Reformationszeit in ihren Beziehungen zur Gegenwart von Moriz Carrière“ erschien, waren andere Zeiten. Noch wirkte die alte Romantik nach, welche begeistert von der Schönheit des Katholizismus in den Schoß der Kirche zurückkehrte, während das Zeichen zum Kampfe, aus dem Frankreich der Lamennais und de Maistre ertönte. In Deutschland beherrschte damals noch der Protestantismus übermächtig Philosophie und Geschichtschreibung, die Gegner traten fast nur mit Apologien hervor, welche für ihre Kreise berechnet waren. Jetzt ist Rom trotz des Verlustes der weltlichen Herrschaft in voller Waffenrüstung ausgerückt und schreitet auf allen Gebieten kampffertig vor. Wir haben nichts dagegen. Die protestantischen Autokraten und schon gar die lutherisch-calvinischen Päpstlein gefallen schwerlich jemand außer sich selber, und so weit Wahrheit möglich, ist sie nur die Resultante aufeinander stoßender

Kräfte. Mag man gegen Jansen Einwürfe der verschiedensten Art erheben, so zwingt er doch zu einer Revision des ganzen Materials! Daß Leo XIII. die geheimen Archive auftut, müssen ihm auch die Feinde danken, die bisher verborgenen Urkunden kann nicht bloß Grysar nach dem Wunsche des Pontifex zu einer Wiederlegung von Gregorovius benutzen, je nach dem Standpunkte finden gewiß auch die Ketzer manches für ihre Zwecke verwertbare. Ehrlich währt am längsten! Aber schon Homer schilderte das Gerücht, wie es zum Himmel emporschwillt. Tatsachen lassen sich nicht ändern, und meistens ist die Verleumdung, welche im Dunkeln schleicht, viel schwärzer als jene. Selbst Lucrezia Borgia sieht bei unbefangener Prüfung anders aus als im Zerrspiegel boshafter und geldgieriger Humanisten, obschon sie auch jetzt schwerlich in einen Jungfrauenbund oder die Marianische Kongregation gehört. Daß die babylonische Hure der Reformatoren auf den sieben Hügeln sich in Nebel löste, dazu haben gerade nicht am wenigsten die Ranke und Gregorovius beigetragen, und Denjenigen, welche sie auf den Index setzten, soll man zurufen: Audiatur et altera pars. Ist doch die Wahrheit groß und herrlich! Aber heroisch ist es auch, dem Gegner das Wort frei zu lassen und ihn nicht — sei es objektiv durch eine unmittelbare oder mittelbare Zensur oder subjektiv auf Folter und Scheiterhaufen — mundtot zu machen. Der letzte Band von Treitschkes deutscher Geschichte wäre Oesterreich und dem Kaiser Franz gewiß günstiger, hätte man nicht vor die Archive das Feigenblatt gehängt. Ob man bei der Literaturgeschichte die Konfession geltend machen darf, haben wir

nicht zu erörtern, Tatsache ist, daß Werke, wie von Brugier fort und fort neue Auflagen erleben. — Auch angriffsweise sucht man die Götter vom Parnaß zu stürzen. Der Jesuit Baumgarten schreibt weniger über als gegen Goethe; umfassende Kenntnisse kann ihm selbst ein deutscher Professor nicht bestreiten. Ich fürchte nur, daß ihm unsere Goethebonzen das Geschäft erleichtern, wenn sie jedes Schnitzel aus dem Papierkorb zu einer Papillote für die Locken des Olympiers drehen, und nun gar der unsaubere Streit, ob er und die Stein — möchte doch Speidel sein Gedicht, das diese Dinge auf den Nagel trifft, weiteren Kreisen zugänglich machen! Aber nicht bloß als Bilderstürmer treten die Ultramontanen auf, sie stellen auch Werke hin, die sich sehen lassen dürfen. Wir reden nicht von Spee, von Balde, im lateinischen Gewande der deutscheste Dichter seiner Zeit; — die männliche Droste-Hülshoff, Al. Meßmer und der allerdings oft etwas süßliche Johann Peifer dürfen sich immerhin neben die besten Lyriker ihrer Zeit stellen; „Dreizehnlinden“ von Weber überragt sicher alle Epen von Julius Wolf und vielleicht auch — darf ich die Ketzerei wagen? — den „Trompeter von Säkkingen“. In den Naturwissenschaften hatten einst die Jesuiten der Gegenreformation hervorragende Forscher wie Athanasius Kircher, Secchi ist noch nicht lange tot, aber auch hier rafft man sich jetzt auf und streckt den mächtigen Arm nach verschiedenen Gebieten. Daß man die scholastische Philosophie des Thomas von Aquin wieder zur Geltung bringen will und seine Werke unter den Auspizien des Papstes kritisch herausgibt, erfährt man aus Rom. Das sind Zeichen einer ernsten Bewegung, wel-

che in unserem modernen Leben bereits tiefe Furchen zieht, man hat sie dünkelhaft bis jetzt vielfach unterschätzt: aber schließt nicht länger die Augen davor, sie ist mächtiger als Ihr ahnt!

Mitten hinein fällt nun die zweite Auflage jenes Werkes von Carrière, wenn man dort von zweiter Auflage reden darf, wo eine vielfach erweiterte und vermehrte Umarbeitung vorliegt. Nicht die Reformatoren als solche treten in den Vordergrund; — wie sich Carrière über Luther äußert, dürfte schwerlich die volle Zustimmung der Orthodoxen haben, wohl aber hören wir das Brausen des Geistes, der oft unklar und verworren neue Keime über die Welt streute, welche oft erst in einer späteren Zeit Früchte trugen.

Carrière führt uns einen hehren Reigen geistiger Heroen vorüber, deren Personen und Lehre er nach ihrer Bedeutung kürzer oder länger charakterisiert. Bei Jakob Böhme, der so großen Einfluß auf die Romantik und die romantische Philosophie hatte, galt es die Strahlen des Nordlichtes, wie sie bunt durcheinander flittern, in feste Linien zu bannen, um seine Lehre darzustellen und das Unwesentliche auszuscheiden. Daß der scharfe durchsichtige Lichtenberg Jakob Böhme den größten deutschen Schriftsteller nennt, überrascht mehr als die überschwänglichen Lobeshymnen Fr. Schlegels.

Die größten Verdienste erwarb sich Carrière um Giordano Bruno und Tomaso Campanella, von denen er eine durchaus quellenmäßige Darstellung gibt. Da galt es sich in ihren nicht leicht zugänglichen Schriften eine Bahn zu brechen und die Fülle seit Jahren aufgehäuften Stoffes zu bewältigen. Jener ist eine der

hehrsten Gestalten der Spätrenaissance, der Scheiterhaufen auf dem Campofiore konnte nur was irdisch war an ihm verzehren, sein Geist schwebt rein und klar zu den Sternen empor. In neuerer Zeit scheint sich ihm überhaupt die Aufmerksamkeit wieder mehr zuzuwenden. So liegt ein Werk von A. Niccoladoni vor; auch ein österreichischer Philosoph beschäftigte sich mit ihm: Barach Rappaport wollte ein Werk schreiben und ich erinnere mich gar manchen Gespräches, das ich darüber hatte, bis ihn zu Innsbruck der Tod im schönsten Mannesalter vom Katheder rief. So gab er nur einige kleine Abhandlungen; es freut mich, daß Carrière derselben anerkennend erwähnt. Seine uns vorliegende zweibändige „Philosophische Weltanschauung" erwirbt ihm gewiß neue Freunde, sie fachmäßig zu kritisieren, übersteigt mein bescheidenes Wissen und es wäre auch hier nicht der Platz dafür. Nur sei es mir gestattet, an den Schluß ein paar Bemerkungen zu hängen. Die Ideenkreise des gelehrten Nolaners und des Schusters von Görlitz berühren sich vielfach, ja, decken sich manchmal; „sie sind der Höhepunkt des philosophischen Bewußtseins im Reformationszeitalter und tragen nicht bloß die Lehren von Spinoza und Leibniz, sondern auch die neuere Weltanschauung in keimkräftiger, noch unentwickelter Totalität und werden jetzt, wo die Entfaltung derselben sich wieder zusammennimmt, erst vollständig begriffen. Wenn es gelingt, das, was sie in der Tiefe des Gemüts und in phantasievoller Anschauung tragen, dialektisch zu entwickeln, dann wird ein allseitig befriedigendes System gefunden sein, das durch die Forschungen der Zukunft und aller Freunde der Wissenschaft nicht widerlegt, son-

dern nur näher bestimmt und ausgebaut wird". Das ist eine sehr schöne Fernsicht; ob jedoch der Ausgleich je in vollem Umfange möglich ist? — Ich fürchte fast, es bleibt ein irrationeller Rest wie beim Wärmeumsatz nach dem Carnot-Clausiusschen Gesetz. — Ich habe nur ganz bescheiden gezweifelt, aber da kommen die allerneuesten Weltanschauer mit Reagensglas und Mikroskop und schreien keck auf dem Markte: „Die ganze Metaphysik ist ein syllogistischer Roman, der nicht einmal für alte Weiber taugt. Weg damit für immer!" Die Herren haben es jedoch in der Lösung des Welträtsels auch noch nicht weit gebracht, sonst wüßten sie uns wohl zu sagen, was denn eigentlich die Materie ist, mag man nun dieselbe, um einen Ausdruck Heinrich Susos zu verwenden, vergotten oder entgotten wie Pantheisten und Atheisten. — Wandten sich früher manche, von religiösen Zweifeln gepeinigt, zum Felsen Petri, so wenden sich wohl jetzt innigere Gemüter, denen der Staub, und sei er auch ewig, nicht genügt, an der Spekulation verzweifelnd zur Mystik. Sie ist der Reflex des Unendlichen im Endlichen und hier unmittelbares Anschauen; nur diese Art von Erkenntnis hebt über die contradictio in adjecto weg. Hat doch selbst die modernste Philosophie des Unbewußten etwas von mystischem Beigeschmack! — So gleicht unsere Zeit einem Januskopf, freilich weiß man bisweilen nicht, welches Gesicht vor- oder rückwärts schaut — am wenigsten in Oesterreich! — — — Politiker und Diplomaten verirren sich im Gestrüpp moderner Staatskunst oder Rechtslosigkeit; begegnen sie einander, lachen sie wie die Auguren oder fletschen wölfisch die Zähne. Von den Philosophen und

Theologen schweige ich jetzt. Schauen wir auf Kreise, welche die Erde umspannen, so ist der Ruf: „Hie Welf, hie Ghibelline!“ fast nur noch der Sturm im Wasserglas: wir sehen hier die katholische Kirche, wie sie, uralte Weissagungen auf sich deutend, das Banner unerschütterlicher Autorität erhebt, der Tiara gegenüber die phrygische Mütze auf dem ruppigen Haar des Sozialismus, von dessen Schritt trotz aller Detektive und Ausnahmegesetze bereits der Boden dröhnt. Beim hellen Tag erheben sich, wenn auch mit scheinbar veränderter Parole die Gespenster Voltaires und der Enzyklopädisten und spotten über das Jenseits der Großmütterchen; abends werden wir zu einer Spiritistenversammlung geladen, wo Geister hölzerne Tische als Sprachrohr gebrauchen, um dem Diesseits ihre Offenbarungen zuzurufen. Hollbach und Cagliostro! Doch wozu das alles! Wir kämen vom Hundertsten ins Tausendste und am Ende haben meine „intelligenten“ Landsleute recht, wenn sie mich einen schwach gewordenen „Sonderling“ und „komischen Alten“ nannten. Ich besorge nur, daß ich es gar nicht mehr erlebe, bis diese großen Geister mündig werden, um über mich die Vormundschaft zu übernehmen. Lassen wir das. Der Leser wird übrigens, wenn er nicht bei den ersten Zeilen stecken blieb, bemerkt haben, daß ich gar nicht eine Rezension schreiben wollte; Carrières Buch jedoch sei überall bestens empfohlen.

Lebensbilder von Moriz Carrière

Die Vermittlungs-Philosophie von Moriz Carrière fand vielfach Zustimmung, aber auch heftige Gegner, wie das bei der empirischen Richtung unserer Zeit selbstverständlich ist. Mögen sie ihn anfechten, sie sollten jedoch seine Verdienste um die Geschichte der Philosophie nicht vergessen, ebenso was er für das Verständnis von Kunst und Kunstwerken getan. In der Literaturgeschichte betonte er vor allem den Zusammenhang der Völker, ihre Einwirkung auf einander und bahnte dadurch einem fruchtbaren Vergleiche den Weg. Seine „Lebensbilder", die uns vorliegen, sind kein streng fachliches Buch, sondern eine Galerie von Aufsätzen, welche zu verschiedener Zeit entstanden, und zum Teile Porträts von Männern, die sich kaum berühren. Ich kann nicht Schritt für Schritt jedes einzelne Stück besprechen, sondern halte mich an das und jenes, füge vielleicht auch hie und da eine kleine Bemerkung bei, welche aus dem Rahmen hinausfällt.

Zuerst hebe ich den Aufsatz über Cornelius hervor. Carrière gibt uns einen Lebensabriß, der alles Wesentliche hervorhebt, und läßt uns dann die geistige Bedeutung des gewaltigen Mannes erkennen, ohne über

die Mängel seiner Hand, seines Auges wegzugleiten. Ja, wer war denn eigentlich Cornelius? — Für das heutige Geschlecht ist er eine Mythe; wie bei einem Kindermärchen könnten wir anfangen: „Es war einmal . . .“ — Gehen wir in eine Tiroler Weinkneipe, da sitzen ein paar große Künstler, welche in bockledernen Hosen gute Geschäfte machen; einer zuckt die Achseln und sagt: „Am Cornelius war eigentlich nie viel!“ — Der andere erwidert verständnisinnig: „Eigentlich gar nichts!“ Freilich hatten sie keine Ahnung davon, daß hoch über ihren Köpfen die apokalyptischen Reiter wegbrausten, daß ein lachender Bub und ein lachendes Mädel für die stumpfe Menge ausreicht, daß man aber dadurch doch nicht den Mangel an Ideen und Phantasie deckt. Ich verurteile diese Kleinmalerei nicht, sie hat ja manches Treffliche geliefert — wenn sie noch von Werken großen Stiles begleitet wäre; so ist aber der Zusammenhang der Ueberlieferung vollständig zerrissen, und wir sind wahrscheinlich lange nicht imstande, uns vom Ackergaul auf das Flügelroß zu schwingen.

Der letzte Maler, in dem sich Cornelius, und zwar würdig fortsetzte, war Franz Plattner aus Zirl, der 1886 die müden Augen schloß. Er malte die katholische Dogmatik und die Bibel; stets erfaßte er seine Aufgabe mit ernstem Tiefsinne und hat so die Hallen manchen Gotteshauses geschmückt — auch mit dem jüngsten Gericht! Darum hieß er bei seinen Bekannten scherzweise „der Tuifelmaler“. Trotz mancher Fehler des Kolorits genossen seine Werke beim Volke großes Ansehen. Wer für die Kirche malen will, muß eben in die Kirche gehen. Der große Carton, die heilige Drei-

faltigkeit mit dem opfernden Papst und der fürbittenden Maria, verdiente wohl einen Platz in einem Kunstblatte; befremden muß es fast, daß das Museum nichts aus seinem Nachlasse erwarb.

Aber Cornelius konnte ja nicht malen! Freilich konnte er nicht malen wie Meissonier und Bougerau, aber haben es vielleicht unsere neuesten Pleinairisten weg? Da sah ich in der letzten Kunstausstellung einen wohlfrisierten Barbiergesellen, umhüllt von einem weißen Leintuch, vor einer grünen Tapete, mit dem gerade ausgestreckten Fleischerarme stützte er sich auf die Flamme des Schwertes — mein lieber Wirklichkeitspatzer! jede Köchin kann Ihnen sagen, daß das unmöglich ist.

Er konnte nicht Fresko malen! Auch die Brüder von San Isidoro nicht, und wir lesen in Kunstgeschichten, daß sie diese Technik gewissermaßen erst wieder neu erfinden mußten. Für sich ja! Hätten sie sich aber bei der Durchreise nach Italien ein paar Tage zu Innsbruck aufgehalten, so würden sie einen Lehrer gefunden haben: den großen Künstler Alois Schöpf, dessen Büste vor einiger Zeit in Telfs aufgestellt wurde. Die Fresken, mit denen er damals das Gewölbe und die Vorhalle der Johannis-Kirche in Innrain schmückte, prangen noch in unverwüstlicher Schönheit; ihm folgte der schwächere Arnold, welcher die Technik von jenem überliefert erhielt. Mit Plattner und Mader hat das freilich ein Ende, sie traten blindlings in die Spuren von Cornelius und Schraudolf, sie betrachteten all die Meisterwerke älterer und neuerer Zeit nicht. Das nebenbei.

Ein kleines Denkmal errichtet Carrière seinem

Freunde Melchior Meyr. Die Muse dieses braven Mannes war ein bißchen schwachmuskelig, ein bißchen doktrinär, doch sollte man seine Geschichten aus dem Ries nicht vergessen, leider ist jedoch der Papierkorb die große Walhalla der Deutschen! Einen durchschlagenden Erfolg hatte sein „Grobian“, aber tatsächliche Wirkung brachte er keine hervor. Er wendet sich nämlich gegen die literarischen Uebelstände der Zeit — vergebens! Denn diese entwickelt sich mit organischer Notwendigkeit. Sie hat sich allmählich von der edlen Renaissance der klassischen Zeit abgewendet; Uhland, Lenau, Rückert, Platen, Stifter, sind fast nur noch Namen für sie, der Realismus behält das große Wort, und wenn wir auch hoffen, daß sich aus den Trebern edler Wein abklären wird, so ist dann das Publikum vielleicht so verroht, daß es ihn zurückweist. Ich erinnere mich an Fr. Hebbel. Vor etwa 35 Jahren sagte er mit seiner volltönenden Stimme zu mir: „Ja, mein Lieber, wir haben jetzt den tiefsten Punkt erreicht, es kann nicht mehr abwärts, es muß aufwärts gehen!“ — Der Schwärmer! Nun, ich glaube, daß es noch tiefer abwärts geht, und weil geistige Epochen sehr lang dauern, so beginnt vielleicht mit dem Jahre 2000 noch nicht eine neue. Wenigstens sind aber bis dort alle Epigonen aus dem Wege geräumt und manche Rüpeleien vergessen. — Rem, plem!

Auch noch andere Dichterbilder zeigt uns Carrière, so Freiligrath, Geibel, über den er aus langjähriger persönlicher Bekanntschaft mit warmer Empfindung schreibt. Man möchte hier und anderswo wohl an Sainte Beuve denken, allein der Deutsche umfaßt mehr als der elegante Franzose. Stofflich interessant sind

die Mitteilungen über Platen und Liebig, besonders hinsichtlich des letzteren. Im Wesen Platens lag ein antiker Zug, das beweisen seine Männerfreundschaften, die man fast Liebe nennen möchte. Er steht jetzt vereinsamt unter seinen Lorbeerbüschen; er hätte wohl nie gedacht, daß ihn je das Getrampel der Stabreime ablösen würde! Die neueren Dichter haben alle von ihm gelernt; er war unser Orbilius; die Reinheit des Reimes, auf welcher er unerbittlich bestand, bleibt nun festgestellt, auch von seiner Metrik, wie sie durch Minckwitz erstarrte, wird sich manches erhalten, die Bestimmung der mittelwertigen Silben ist oft schwankend und willkürlich, der Richtung der Zeit gemäß halten wir uns jetzt lieber an den Physiologen Brücke.

Den Philosophen Fichte, Ulrici, Huber gönnen wir die ewige Ruhe und wenden uns kurz zu B ö r n e. Aus Anlaß der Säkularfeier desselben wurde manches über ihn veröffentlicht, Carrière schaltete seinen Aufsatz der allgemeinen deutschen Bibliographie ein, und somit hat er nicht bloß die Bedeutung eines Feuilletons. Schwerlich tritt der Gegensatz der Zeiten irgendwo entschiedener hervor als bei der Beurteilung dieses Publizisten. Carrière stellt sich gewissermaßen in dessen Zeit und spricht aus dieser, um so glänzender wurde Licht und Farbe! Treitschke beurteilt ihn aus der Gegenwart; welcher Abgrund scheidet uns von jenen bundesaktlichen Tagen! — Darum ist er aber, wenn auch nicht ungerecht, doch zu hart, ja fast unbillig. Hören wir ihn im dritten Bande seiner deutschen Geschichte: „Börne fehlte der Sinn für die Wirklichkeit, das Machtgefühl, die Voraussicht und sogar die gewöhn-

liche Sachkenntnis. Den Fleiß, der seine Stammesgenossen sonst auszeichnet, hielt er in der Politik für überflüssig. Seine politischen Aufsätze sind samt und sonders leichte Feuilleton-Artikel, kein einziger darunter, der eine ernsthafte Beschäftigung mit dem Stoffe verriete. Durch ihn kam bei uns das souveräne Feuilleton in Schwung, was der unfertigen politischen Bildung der Deutschen unendlich schadete. Börnes Wirksamkeit war, obgleich sie aus den gegebenen Zuständen mit einer gewissen Notwendigkeit hervorging, durchaus unheilvoll für das heranwachsende Geschlecht."

Die Skizze: „Dreißig Jahre an der Akademie der Künste zu München" ist ein Stück Selbstbiographie, ein Stück deutscher Kunstgeschichte. „Deutschlands und Frankreichs gemeinsame Kulturaufgaben." Welches Glück für die Menschheit wäre es, wenn diese Ueberschrift bereits der Wirklichkeit entspräche und die zwei bedeutendsten Kulturvölker der Erde sich nur noch im friedlichen Wettkampfe versuchten! Wenn dieser Augenblick überhaupt kommt, verfließen noch bis dahin lange, lange Jahre, und Carrières wohlmeinende Worte sind in den Sturm gesprochen, den Sturm der Leidenschaft, welcher an der Seine nicht so bald verrauscht.

Carrières Buch bietet nicht jedem etwas, aber vielen vieles.

Wieder eine Anthologie

Es war ein österreichisches Blatt, welches bei Besprechung von Berns Anthologie zur Empfehlung anführte: Es seien hier die Oesterreicher sehr zahlreich vertreten. Das ist an und für sich sehr gleichgültig; nach meiner unmaßgeblichen Meinung braucht man es in Oesterreich just nicht als eine Gnade anzusehen, wenn unsere Dichter in derartigen Publikationen berücksichtigt werden oder nicht. Sie sind deswegen doch da! Es ist aber nicht einmal wahr, daß die österreichischen Dichter in entsprechender Weise vertreten sind. Wo bleiben denn, um nur von einigen Toten zu reden: Flir, Mayerhofer, Schleifer, Schober, Senn, Streiter, Tschabuschnigg, Weber, von Gilm, der zu den ersten Lyrikern der späteren Zeit gehört, ganz zu schweigen. Hat vielleicht Herr Bern nicht Zeit gehabt, sich die Literaturgeschichten von Kurz und Gottschall zu besehen oder auch das biographische Lexikon von Wurzbach, das freilich von einem Oesterreicher verfaßt und in Oesterreich gedruckt ist? Dafür bringt er sich selbst, — den Herrn Maximilian Bern — mit vier Liedern, oder auch Größen wie Bornhäuser, Bosse, Großmann u. a. und schließlich den unsterblichen Ernst Ziel gleich mit acht Nummern.

Ich will mich auf den sachlichen Wert dieser Anthologie nicht einlassen, — bei der Ausdehnung des deutschen Dichtergartens, wo doch auch Leute wie Grün, Heine, Lenau, Platen, Uhland säeten und pflanzten, kann es nicht schwer sein, mit mancherlei Quark einen dicken Strauß verhältnismäßig guter Gedichte zusammenzutragen — sondern mich ein bißchen mit der Vorrede beschäftigen. Diese „reichhaltige, billige Anthologie verdankt keiner buchhändlerischen Spekulation" ihr Dasein — sie entspringt wohl nur rein der christlichen Nächstenliebe der Herren Bern und Reklam? — Jener „hofft, es werde ihr gelingen, auch die neuere Poesie in die Hütten der Armut zu leiten." — Die deutsche Armut denkt nicht an die deutsche Lyrik und für die bekannte Bettelhaftigkeit des größten Teiles unseres gebildeten Publikums ist eine solche Anthologie nur das Mittel, bequem um die Werke der deutschen Dichter herumzuschleichen, ohne sie zu kaufen.

Herr Bern posaunt uns dann auch vor, wie wir es in der deutschen Lyrik so herrlich weit gebracht, „daß die unsterblichen Herren der klassischen Literatur keineswegs mit Stolz herabzusehen irgendwelche Ursache hätten." Sie könnten ja wohl auch von ihren Granitsockeln herabsteigen, sind sie doch lang genug droben gestanden! Wer kommt da von der Höh?

Die Heroen vide supra, wo ich ein viel längeres Verzeichnis von Nullen hätte anführen können, welche der „große Streber" Ernst Ziel mit seinem lahmen Orgelum, orgelum, dideldumdei abschließt. Doch Herr Ziel ist ja „geschätzter" Mitarbeiter verschiedener literarischer Blätter. Merkst du nichts?

Genug des Spaßes! Ich lasse Herrn Bern jetzt ganz laufen.

Dafür füge ich noch einiges über die Berechtigung der Anthologien überhaupt bei. Ich will nicht an S. Krispinus erinnern, der den Reichen Leder stahl, um für die Armen Schuhe zu machen. Die meisten Herren Anthologisten stibitzen den armen Dichtern ihre Gedichte, nicht um sie dem Publikum zu schenken, sondern um sich und den meist ohnedem reichen Verlegern etwas zu verdienen. Manchmal ist ihnen sogar die Mühe der Elstern zu groß, sie wenden sich einfach an die betreffenden Dichter um Exemplare ihrer Werke; um auch hier Mühe zu ersparen, können ihnen diese auch gleich mit dem Rotstift anmerken, was sie gedruckt wünschen. Jeder anständige Mensch soll sich schämen, eine solche Anthologie in die Hand zu nehmen.

Gibt es denn aber garkeine Anthologien, die berechtigt sind? Vielleicht von Fall zu Fall. Wir haben Poeten, die vielleicht ein oder zwei treffliche Gedichte schufen, Poeten, deren Werke, mögen sie nun ihr Los verdienen oder nicht, keine zweite Auflage erleben, sie sind wohl auch längst aus dem Buchhandel verschwunden. Dennoch enthalten sie manches schöne Gedicht. Nun kann man keinem einzelnen zumuten, alle deutschen Lyriker zu kennen oder aus dem Schutt aufzustöbern. Da würden Anthologien nach Ländern dem Freunde der Poesie und dem Literarhistoriker gewiß einen großen Dienst erweisen, abgesehen davon, daß mancher wackere Mann, der nicht ganz verschollen sein sollte, ein Denkmal erhielte, das man nicht erst zusammenzubetteln brauchte. Und so weiter!

Freilich lassen sich solche Anthologien nicht mit Schere und Kleister machen.

Wir haben in Oesterreich tüchtige, junge Germanisten; findet sich kein unternehmender Verleger, der sich an eine Anthologie wagte, von den Denis, Ratschky, Bern, durch die Mayrhofer, Senn, Schleifer bis zu den Pfeifer, Thaler, Zingerle."

Es handelt sich hier nicht um eine schwarzgelbe Winkelloge auf dem Parnaß im Stil des offiziellen Geschwätzes von der „Darstellung des österreichischen Staatsgedankens in Poesie und Kunst"; wir kennen nur d e u t s c h e Dichter in Oesterreich und diesen sollten endlich doch Oesterreicher zu ihrem Rechte helfen, darüber müßten sich schließlich nicht nur a l l e Deutschen freuen, es würde auch dem Staat selbst zur Ehre gereichen, obwohl die schönsten Blüten deutscher Poesie in Oesterreich trotz der Zensur der Offiziellen und Offiziösen vor und auch nach der Zensur nicht im Sonnenlicht höherer Gunst und Gnade wuchsen.

Wilhelm Lindemanns Geschichte der deutschen Literatur von den ältesten Zeiten bis zur Gegenwart

Man möchte sich fast versucht fühlen, Weite und Tiefe der echten geistigen Bildung eines Volkes nach Zahl und Umfang seiner Literaturgeschichten zu bestimmen, jedoch die Größe nach dem umgekehrten Satz zu berechnen. Eine Nation, welche lebendigen Anteil an den Werken ihrer Schriftsteller nimmt, sucht diese auf und will sie durch sie kennen lernen, ein halbgebildetes Publikum, welches in alles und über alles schwätzen will, begnügt sich mit Büchern, die es nach Art eines Konversationslexikons nachschlagen und um ein kulantes Urteil befragen kann. Solche Bücher wären leicht durch synchronistische Tabellen zu ersetzen, umso leichter, da man häufig auch noch die Nebenabsicht der Verfasser erkennt: sich selber oder einer Clique auf die Strümpfe zu helfen. Der „Gelehrte" setzt sich hin, schreibt geboren und gestorben eines Poeten, flickt einige Anekdoten dazwischen und liefert allenfalls ein Verdikt über seine Leistungen; je phrasenhafter, desto willkommener, denn man kann es sich umso schneller merken! Bekanntlich hat der Janhagel auch noch seine Freude an Hinrichtungen: wie prächtig, wenn ein großer Name

an den Galgen genagelt wird; da stellt man sich, die Hand im Hosensack, hin und grinst hinauf; wie ergötzlich, wenn so ein Historiker einem Autor den Skalp abstreifte, dem er von rechtswegen die Stiefel putzen sollte. Julian Schmid hat mit scharfer Sonde in manchen Windbeutel, besonders des jungen Deutschland gestochen und so vergolten, was dieser durch Frechheit an besseren Leuten gefrevelt; er hat manchen Gesichtspunkt entdeckt, dessen einseitige Berechtigung niemand bestreiten kann, es verschaffte aber nicht dieses Verdienst seinem Werk die zahlreichen Auflagen, eher gewann er sich durch scharfrichterliche Exekutionen obiger Art die Sympathien der Halbgebildeten, die, überall unfertig, eben darum fertig sind. Wir hätten endlich der Literaturgeschichten, die man aus Feuilletons zusammenstoppelt oder gar nach dem bekannten Rezept aus Büchern, die man eben zur Hand hat, mit der Schere schneidet, wahrlich genug und es stünde der bekannten deutschen Gründlichkeit besser, wenn sie andere Brunnen bohren wollte.

Doch halt! wir dürfen nicht nach der Schablone messen; da ist Herr Lindemann in dritter Auflage, die wir nur deswegen berühren, weil es die dritte ist, und reicht uns aus der Sakristei, wo bereits der verstorbene Barthel seinen Most holte, echten St. Johanns-Segen zur deutschen Literatur. Für jetzt will er „nur durch sein Werk selbst den Beweis liefern, daß er auf kirchlichem Standpunkte sich den freien Blick bewahrt hat, ohne welchen das richtige Verständnis einer geschichtlichen Entwicklung nicht möglich ist, daß er keineswegs eingenommen ist gegen alles protestantische Wesen, daß

auch ein kirchlich klingender Name sein ästhetisches Urteil nicht besticht."

Uns scheint für die Literaturgeschichte nur ein Standpunkt giltig. Sie darf nicht, wie es manchmal geschieht, Schriftsteller und Werke gleich den Kügelchen eines Rosenkranzes an einander reihen; auf ihrem Gebiete muß sie den äußeren und inneren Zusammenhang der Erscheinungen nachweisen: wie sie aus den allgemeinen Verhältnissen entsprangen, auf den schaffenden Geist wirkten und ihn in seiner Tätigkeit bedingten; wie dieser auf jene Einfluß gewann, wie seine Taten nach ihrem absoluten und relativen Werte den Gang der Gesamtentwicklung förderten oder hemmten — eine Weite des Horizontes, an welchem der christliche Standpunkt eben nur den Punkt einer Weltgegend bezeichnen kann. Werke, welche dieses Maß vertragen, gibt es wenig, sehr wenig und Diltheys Schleiermacher, Hayms Romantiker, Justis Winckelmann sind auch nicht für jeden gedruckt.

Da kann uns Herr Lindemann zurufen: Beurteilt mich aus meinem Buche, das allein ist die Probe meines Programmes!

Wir dürfen ihn nicht abschätzig beurteilen, das überlassen wir den Zeloten seiner Partei, die mit der Zionstrompete gegen die ganze deutsche Literatur von Luther an Sturm blasen und vor Luther den herrlichen Ghibellinen Walter, der noch dazu wahrscheinlich ein Tiroler war, allen Teufeln Dantes ausliefern möchten. Lindemann arbeitete im ganzen fleißig, doch erstreckte sich der Fleiß nicht gleichmäßig auf alle Partien; er sieht vielfältig richtig, wo ihn das Scheuleder nicht hindert;

hier sind aber seine Urteile nicht bloß oberflächlich, sondern verschroben, ja geradezu gehässig, so und nicht anders muß man das über H. Voß bezeichnen. Hat ihn vielleicht „die emsige Frau Pfarrerin mit den blondlockigen, veilchenäugigen Töchtern„ verwirrt? Doch nein! Es war wohl der Takt des bäurischen Dreschflegels, die handgreifliche Grobheit, mit welcher der Sachse auf den Konvertiten Stolberg losschlug. Am besten faßt diesen unerquicklichen Hader Goethe in einem Aufsatz von 1820, aber Goethe war freilich ein Heide! Um so milder beurteilt Lindemann die Exzentrizitäten der brüderlichen Zentauren, „welche mit Willküran-nahme eines wieder zu erringenden Urzustandes in offenen Bergseen badeten, bis die Steinwürfe der Prüderie sie verscheuchten". Ja Prüderie! was täte der Herr Pfarrer von Niederkrüchten, wenn seine Bauernjungen wie die Frösche nackt in die offenen Teiche platschen wollten? Er nähme gewiß die bekannte Birkenrute der Amaranth, verehelichten Walter, zur Hand! Man vergleiche noch, was unser Literarhistoriker über den bigotten Faun des Ultramontanismus und verlotterten Kostgänger des Absolutismus, über Friedrich von Schlegel singt, den Grillparzer so scharf photographierte. Die Lucinde, dieses kläglichste Zeugnis stumpfer Impotenz, welche sich mit Kantariden zur Produktion stachelt, ist ihm „eine jugendlich geniale, rücksichtslose Apologie der sinnlichen Liebe!" Von Genialität hat Herr Lindemann eigentümliche Begriffe; verleiht er dieses Attribut doch sogar dem Maler Raphael Mengs, der mit eklektischem Geschmack nur Destillate lieferte. Im ganzen erfreulich ist die Stellung, die er „Natan dem

Weisen" gegenüber einnimmt, um so erfreulicher nach dem Zynismus, mit welchem sich der jetzt kaltgestellte Freund Kettelers, Herr Heinrich Bone, in seinem Lesebuch, das leider auch in Oesterreich gebraucht wurde, an dieses dramatische Gedicht wagte.

Wir können Herrn Lindemann nicht durch die ganze Literatur begleiten. Verweilen wir noch bei den Oesterreichern. Zuerst erwartet man eine Zeichnung der Individualität des Volksstammes, in welcher die Art oder Unart der Dichter wurzelt: Herr Lindemann leiert uns die Phrasen vor, die längst schon auf allen literarischen Drehorgeln gestiftet sind. Ist ihm keine Ahnung von der Bedeutung der Volksbühne an der Donau aufgedämmert, die Gödecke fast zu enthusiastisch behandelt, daß er nichts anderes zu schreiben weiß als: „Ferdinand Raimund dichtete mit großem Geschick volkstümliche Zauber- und Märchenspiele und humoristische Charakterstücke." Die Worte über Lenau: „Er bietet ein trauriges Beispiel, wie ein reichbegabter Geist nach der Einbuße des Glaubens im Zweifel sich aufreibt und vernichtet!" gehören wohl auf jenen Standpunkt, wo zwar nicht der Pferdefuß, wohl aber ein Kanonenstiefel sichtbar wird.

Grillparzer und Stifter! Hätte Lindemann das schöne Buch von Emil Kuh: „Zwei Dichter Oesterreichs" und die späteren Aufsätze des gleichen Schriftstellers in der „Wiener Zeitung" nur oberflächlich angeschaut, so wäre uns sein Geflunker wohl erspart geblieben. Mehr Platz für diese Männer und sei es auch auf Kosten der Hoppensack, Schlüter, Nadermann, Silbert, Geissel usw., die Lindemann zur Revue führt.

Lindemann trennt die Tiroler von den Oester- reichern. Daran hat er recht getan, denn sie stehen mit der Dichtergruppe, welche man als die österreichi- sche bezeichnet, nicht einmal in einem äußeren Zusam- menhang. Die Charakteristik der tirolischen Muse, welche allein jene Trennung rechtfertigen kann, hat uns Herr Lindemann geschenkt und dafür einen Galli- mathias in die Welt geschickt, welcher trotz des großen Krachs erheitern kann. Ich zitiere wörtlich: „In Tirol, dem Lande des Volksgesanges, schlossen sich zu Ende der Zwanzigerjahre poesiebegeisterte Jünglinge zusammen und veröffentlichten die „Alpenblumen aus Tirol" (1827 bis 1829). Noch schlummerten die Ge- gensätze, durch welche die Freunde später entzweit wur- den. Von denjenigen, die sich der liberalen Linken zu- wandten, verdienen Hermann v. Gilm (1812 bis 1864), Adolf Pichler (geb. 1819) und Josef Streiter (geb. 1804), der seine Gedichte als Berengarius Ivo herausgab, Erwähnung. Auf der anderen Seite stehen: Ig. Vinc. Zingerle (geb. 1825 zu Meran), auch bekannt durch seine Forschungen auf dem Gebiete der deutschen Sprache und Sage, Al. Flir und Beda Weber." Hätte doch Herr Lindemann die einschlägigen Abschnitte im vierten Band der Literaturgeschichte von H. Kurz, der mit gewissenhaftem Fleiß arbeitete, ge- lesen! Nicht zu reden von dem Aufsatz in der „Oester- reichischen Wochenschrift", Beiträge zur deutschen Lite- raturgeschichte von A*r., Heft 37, 38, 39, Jahrgang 1872. Er konnte diesen Aufsatz im Verzeichnis von Zarnckes Literaturblatt aufgezählt finden, und daß Zarnckes Literaturblatt nach Niederkrüchta gelangte,

darf ich wohl voraussetzen. Lindemann bezeichnet Tirol als das Land des Volksgesanges. Er hatte dabei wohl die wandernden Zillerthaler im Kopf, der Bauer an der Etsch, Rienz und Drau beteiligt sich schon seiner Natur nach weniger am Liede, den Innthalern ist die Lust zum Singen auch so ziemlich vergangen, seit ihnen fanatische Hände die Zithern als Teufelsspiel zertrümmerten und — — — aus Ursachen, welche das bekannte Auswandererlied, das man dem Gärtner Obrist Hans von Stans zuschreibt, drastisch schildert. Lindemann stellt Ig. Vinc. Zingerle an die Spitze der ultramontanen Poeten. Wer hat ihm das gesteckt? Zingerles Parteistellung ist Privatsache, darüber mag er sich mit Lindemann benehmen. Wir haben es mit dem Dichter zu tun. Vor zwanzig Jahren veröffentlichte er einen Band Gedichte, von denen Heinrich Kurz sagt: „Weder in Gedanken, noch in der Darstellung neu, erheben sie sich doch über die alltägliche Mittelmäßigkeit. Die Balladen und Legenden sind im ganzen gut erzählt, die Lieder zeugen zum Teil von warmem Gefühl, die epigrammatischen Gaben gehören zum besten der Sammlung sowie die Lieder aus dem Märchen „Schneewittchen". Diese bescheidenen Gaben berechtigten Herrn Lindemann denn doch nicht, Zingerle den Vortritt vor Leuten wie Beda Weber und Alois Flir einzuräumen, möge man nun von ihren Leistungen was immer für eine Meinung haben. Zingerle gehört zu den wenigen Menschen, die sehr bald das wahre Ziel ihres geistigen Berufes erkennen, daher hängte er die Leier an die Wand und griff zum Spaten des Forschers. Welch' reichen Stoff hat er hier zutage gefördert! Tirol schuldet

seinem gründlichen Fleiße den schönsten Ehrendank und wird ihn gewiß abtragen, wenn das Verständnis für solche Dinge allgemein erwacht! Doch wir wollen mit Herrn Lindemann nicht kleinlich verfahren, um so weniger, da wir ihm seine Schlamperei arithmetisch nachrechnen können. Er spricht von den poesiebegeisterten Jünglingen, welche die „Alpenblumen" herausgaben.

„Noch schlummerten die Gegensätze, durch welche die Freunde später entzweit werden". Der Herr Pfarrer verweist drei zu den Böcken, drei zu den Schafen. Nun mache man eine Subtraktion. Die „Alpenblumen aus Tirol" erschienen 1827. H. v. Gilm hat also, weil er 1812 geboren wurde, mit fünfzehn, ich, geb. 1819, mit acht und Ig. Zingerle, geb. 1825, schon mit zwei Jahren bei jenen Alpenblumen mitgepflanzt! Nach diesem drolligen Beitrag zur deutschen Gründlichkeit wollen wir Herrn Lindemann nicht weiter behelligen.

Die Literaturgeschichte, insofern sie Tirol betrifft, muß man anders angreifen. Den Reigen eröffnet hier Al. Weißenbach aus Telfs, dessen „Brautkranz" im Burgtheater zu Wien öfters aufgeführt wurde. Auf ihn, wenn auch ohne Zusammenhang mit ihm folgen die Poeten der „Alpenblumen". Die bedeutendsten derselben sind Johannes Schuler, Josef Streiter und Beda Weber. Neben ihnen bewegen sich Johann Senn, Alois Flir und später Hermann v. Gilm. Ueber die Zeit dieser Männer berichtet ausführlich der oben erwähnte Aufsatz der „Oesterreichischen Wochenschrift", welcher zugleich die Gründe andeutet, warum man sie trotz innerer und äußerer Differenzen, die sich zu bitterer Fehde steigerten, in eine Gruppe zu vereinigen habe.

Mit dem Auftreten A. Flirs an der Universität beginnt ein neuer Abschnitt im poetischen Leben Tirols. Man kann nicht sagen, durch ihn, wohl aber regte er vielfach an. Das erste Regen dieses Kreises bezeichnen die „Frühlieder aus Tirol", die 1846 erschienen. Hier begegnen wir B. v. Ehrhart, A. Meßmer, Adolf Purtscher und Sigmund Schlumpf, der eben, als er seine Gedichte für den Druck vorbereitete, vom Tode hingerafft wurde. Jeder dieser Poeten hat seine eigene, oft interessante Physiognomie, doch lassen sie sich nur als Gruppe aufführen.

Später bieten uns Peter Moser, Hans v. Vintler und Ludwig v. Hörmann in einem gemeinsamen Strauße manche hübsche Blüte; letzterer, ein sehr emsiger Sammler, bietet uns auch „Bilder aus dem Tiroler Leben", wie wir denn von ihm bereits manche frische und ethnographisch interessanten Aufsätze kennen. Als der Jüngste mag ihm der gewandte Georg Obrist folgen, der in gelungenen Uebersetzungen Werke kleinrussischer Poeten der deutschen Literatur vermittelte.

Erwähnen wir noch Angelica v. Hörmann. Ueber ihre „Grüße aus Tirol" schreibt Julius Grosse: „Es sind Ergüsse einer tieffühlenden, sinnigen und liebenswürdigen Dichterin, deren Gesichtskreis allerdings selten über die Natur ihrer Umgebung, über das herrliche Tirol und die häusliche Welt hinausgeht; innerhalb derselben jedoch entfaltet sie eine überaus melodische Sangesgabe, die häufig von ungewöhnlicher plastischer Anschauung ist." — Den Reigen möge Christian Schneller schließen. Sein Talent richtet sich mehr auf die Schil-

derung und Beschreibung; und in diesem Sinne durfte Moriz Carrière sein kleines Epos „Am Alpsee" mit Neureuthers Arabeskenbildern vergleichen. Von hervorragender Bedeutung sind seine „Sagen und Märchen aus Wälsch-Tirol". Die Behandlung des Stoffes ist musterhaft, er eroberte durch dieses Buch dem deutschen Volke ein Gebiet wieder, das man längst als verloren betrachtete.

Die Zahl der Namen ließe sich leicht vermehren: nirgends wurde vielleicht so viel geverselt, als in Tirol während der letzten zwei Dezennien. Aber hinter den Namen fehlen die Dichter und in den Versen die Poesie und weil auch die Mode keinem derselben flüchtigen Glanz verlieh, will ich hier meine kurzen Andeutungen abbrechen.

Hermann Hettner's Literaturgeschichte des 18. Jahrhunderts

Mit dem 5. Bande liegt Hettners großes Werk dem Publikum vollendet vor. An die Aufgabe, die er sich gestellt, durfte sich nur ein Deutscher wagen; Werke von solcher Weite des Horizonts, solcher Schärfe der Charakteristik schlagen ihre Wurzeln nur in deutschem Boden. Das wissen wir dankbar zu schätzen. Hettner hat nicht bloß, wie er überbescheiden meint, glücklicheren Nachfolgern durch manche Einzelheiten brauchbare Bausteine geliefert, sondern ein höheres Ziel erreicht, das sich ja schon in der Einheit, dem Zusammenhange des Planes ausspricht. Vollendet und fertig nennt er es wohl selbst nicht. Das kann ein solches Werk kaum je werden. Es fordert Jahre zum Vorstudium, Jahre zum Niederschreiben; während es erscheint, liefern andere Forscher Monographien, die zwar nicht den Grundriß zerstören, wohl aber, wie z. B. Diderot von Rosenkranz manches architektonische Detail ummodeln. Der Verfasser selbst wächst mit seiner Arbeit und über diese hinaus; er fühlt, daß er manches enger fassen, hie und da einen Schwerpunkt verlegen, eine Linie fester ziehen, eine andere radieren muß. Das hängt allem an, was menschliche Tätigkeit in dieser Weise schafft, ohne den relativen Wert desselben zu beeinträchtigen.

Das vorausgeschickt, will ich Hettner nicht etwa

Schritt vor Schritt begleiten oder eine eingehende Kritik über ihn schreiben; dem ist meine Kraft nicht gewachsen, fühlte ich auch die Lust dazu. Nur einzelne Bemerkungen seien mir gestattet, wie ich sie manchmal mit dem Bleistift hinwarf, Bemerkungen, die sich bloß um Sachliches drehen.

Der erste und zweite Band behandelt die einschlägige Geschichte Englands und Frankreichs. Ueberall brechen die Quellen aus dem harten Boden, vereinigen sich zu Bächlein und endlich zum großen Strome der Aufklärung, der manchmal, durch reaktionäre Dämme gestaut, zu stocken scheint, sich jedoch auf einem anderen Punkte neuerdings Bahn bricht und, obschon stellenweise schlammig, unaufhaltsam mit der Arche der Menschheit zu den seligen Inseln der Humanität vorwärts flutet. Beide Bände bedingen sich gegenseitig, sie sind aber auch die Ouvertüre der deutschen Literaturgeschichte, für welche sie eine ebenso notwendige Voraussetzung bilden, als die Kenntnis des klassischen Altertums. Sind wir Deutsche in dieser Weise abhängig, so dürfen wir ruhig sagen, daß denn doch die herrlichsten Früchte, die gereift, aus der Fülle deutschen Gemüts, aus dem Reichtum deutschen Geistes ihre Säfte sogen.

In der Einleitung zu den Franzosen sagt Hettner: „Man nennt diese Schriftsteller viel, kennt sie jedoch wenig. Manchen werde ich zu schwarz, den meisten zu hell gemalt haben.“ Für Mucker und Ultramontane, die Voltaire und die Enzyklopädisten ohnedem zur Rotte Korah zählen, gewiß; die Gebildeten bestrebten sich aber in der jüngst abgelaufenen Phase unseres geistigen Lebens, den Franzosen in jedem Sinne gerecht zu werden.

Wie rein und edel ist diese Gerechtigkeit gegenüber dem Schwindel, mit dem man in den Dreißigerjahren französisches Wesen als Muster für Deutschland betrachtete, mit einem Anflug falscher Romantik den korsischen Verbrecher besang und selbst die Geister zu seiner nächtlichen Heerschau aus den Gräbern rief! Wie selbstlos und edel ist diese Gerechtigkeit neben dem Treiben jener schamlosen Literatenclique, welche einem Publikum, das sich deutschen Schriftstellern gegenüber so prüd auf seine Keuschheit beruft, den Abhub der Sudelküche an der Seine, sei es in Drama oder Roman, zur Stillung rohesten Stoffhungers in den Rachen warf! Die Literaturgeschichte einer freien und unabhängigen Zukunft, wo die Rattenkönige der Koterie längst verfault sind, wird es mit Wehmut hervorheben, daß zwar manche echte Blüte hie und da aufknospte, die Französelei jedoch den Markt beherrschte und in der Gunst des Tages ein breites Feld behauptete, während kein Lessing den Strom in den Stall des Augias leitete und das Geschmeiß wegfegte. Freilich dürfen wir nicht vergessen, daß es auch eine Verlotterung gibt, der selbst Lessing mit stummem Hohn den Rücken gekehrt hätte.

Diese Gerechtigkeit gerade vor dem Ausbruch des großen Krieges ist umso merkwürdiger, fast scheint es, als sollte, ehe die Schwerter schlugen, erst noch auf geistigem Gebiet die Rechnung bereinigt werden. Dafür zeugt das vorliegende Werk Hettners; ich erinnere noch an Voltaire von Strauß, Diderot von Rosenkranz, Molière von Trautwein, Lamennais von Huber und insbesondere an Carrières Die Kunst und die Ideale, wo er im vierten Band die klassische Periode der Franzosen

einbezieht. Corneille, Racine, Molière, Voltaire waren freilich Herren, vor denen man einen About, Sardou, Veuillot oder Rochefort anstandshalber gar nicht nennen darf. Hettner bespricht auch die Macht der Aufklärungsliteratur, ihren Einfluß auf die Schriftsteller anderer Völker. Der Abschnitt über Italien scheint mir mit einer Oberflächlichkeit abgefaßt, die sich nur damit entschuldigen kann, daß man es hier bloß mit einem kleinen Nebenarm des gewaltigen Stromes zu tun hat. Es läßt sich aber nicht verkennen, daß Italien von Jahr zu Jahr tiefer einsetzt und insofern gewinnen auch die Anfänger erhöhte Bedeutung. Da darf man G. Parini nicht unterschätzen. Der edle Abbate, dem der sittliche und geistige Gehalt nicht in leerem Formalismus unterging, machte auf dem Parkett der Mailänder Salons eine sehr scharfe Opposition gegen die Verrottung der privilegierten Stände. Aus manchen Stellen seiner „Vier Tageszeiten" züngelt es fast wie demokratischer Hohn, man hört durch die feine Ironie den Aufschrei der gequälten Armut und das Auge glänzt nicht bloß von kaltem Spott. Verwahrt er sich auch gegen Voltaire, den man über- und unterschätze, gegen das Babel an der Seine, das seit Jahrhunderten die Welt mit seinen Lastern besudle, ist er auch kein Stürmer, so fühlt man doch in seinen Schriften das Wehen des neuen Geistes, und im Innersten von diesem angehaucht, läßt er den Widerhall erklingen in harmonischen Versen. Ueber die damaligen Zustände Oberitaliens gibt ein Buch Cesare Cantus: „L'Abbate Parini e la Lombardia nel secolo passato" vielfach Aufschlüsse. Cantu hat einen frischen Sinn für volkstümliche und kulturhistori-

sche Elemente; ich ziehe ihn deswegen trotz mancher reaktionärer Schrulle weit dem vielgelesenen E. Gindici mit seinem Phrasengeklingel vor. Als Einleitung stellte Hettner der deutschen Literaturgeschichte einen Rückblick auf die deutsche Bildung des 16. und 17. Jahrhunderts voran. Daß die Reformation der Anfang modernen Geisteslebens sei, wird niemand mehr bestreiten; selbst katholische Schriftsteller behaupten, daß Voltaire, Diderot, die Enzyklopädisten Luthers Werk dem Wesen nach fortgesetzt, so wahrscheinlich auch dieser jenen Franzosen wie dem Teufel das Tintengeschirr an den Kopf geschleudert hätte. Dem gewaltigen Aufschwunge folgte jedoch nur zu rasch ein Erstarren; das ungeheure Elend des dreißigjährigen Krieges bedrohte sogar die Keime des großen Werkes. Wie eine der reizenden Inseln, welche Camoëns oder Ariosto anmutig in die öde Salzwüste des Ozeans zaubert, — Lianen mit seltsamen Blüten, die Ranken der mystischen Passionsblume, schlanke Palmen, zartgegliederte Farrenschäfte verhüllen den Boden, daß man kaum festes Gestein wahrnimmt, — so treten uns aus jenen schrecklichen Tagen die Schriften des Philosophus teutonicus entgegen. Wer mag sich rühmen, er fasse überall die eigentliche Meinung des phantastischen Schusters! Dennoch fühlt sich jeder angeregt von seinen tiefsinnigen Herzensergießungen, die den Frost des hohlen und zanksüchtigen Kirchentums der Konkordienform durchbrechen und wohl auch etwas mehr sind, als der reizende Gegenschlag wider dasselbe. Die reiche Bilderwelt, die Gemütstiefe führte die Romantiker, welche durch die kahle Nüchternheit damaliger Aufklärung abgestoßen waren,

zu ihm; daß die Philosophen nach Kant sich mit ihm mehrfach beschäftigten und viele spekulative Ideen bei ihm entdeckten, darf man auch nicht vergessen. Wenn Fr. v. Schlegel seine Bedeutung für die Sprache hervorhebt, so muß man nur bedauern, daß er wie Tauler und Suso in dieser Beziehung nicht genugsam für Theologie und Philosophie ausgebeutet wurde.

Bei den Katholiken treten besonders die Jesuiten hervor; den edlen Spee, den brünstigen Silesius braucht man nur zu erwähnen. Diese dichteten deutsch. Bald aber schnallte die Muse auch den lateinischen Kothurn an den Rist; sie bewegte sich häufig in der toten, einseitig gelehrten Form einer abgestorbenen Sprache; den Vorwurf jedoch, daß sie keinen anderen Maßstab kenne, als den roher, handgreiflichster Nützlichkeit, braucht sie sich nicht unbedingt gefallen zu lassen. Heben wir Balde hervor. Wenn auch in der angelernten Horazischen Strophe, ist er doch der hervorragendste Poet jener schweren Zeit; das geht freilich aus dem, was Herder von und über ihn schüchtern mitteilt, nicht zur Genüge hervor, wohl aber aus seinen Originalwerken. Abgesehen von ultramontanem Schnickschnack zeichnet ihn Westermayr besser, der freilich als schwarzer Kampfhahn für manche fanatische Falte des Jesuiten ein schärferes Verständnis mitbrachte, als der humane Protestant Balde gegenüber zeigt; obwohl er neuen Wein in alte Schläuche gießt, fühlt er, wie ein Logau, Flemming die wärmste Teilnahme an der Größe und dem Verfall Deutschlands, daß man ihn den Römlingen an der Etsch, dem Inn, der Isar, dem Main und auf der roten Erde gar wohl als Muster empfehlen

konnte. Mit echter Begeisterung führt er uns vor die Altäre seiner Gottesjungfrau, die für ihn keine Puppe aus Porzellan unter Efeugewinde war, wie im Boudoir moderner Damen, von denen nicht einmal der Name unbefleckt ist. Kraftvoll und gedrungen legt er die ethischen Ergebnisse seines Lebens vor, er besitzt ein Verständnis ästhetischer Dinge, das den späteren Bodmer und Gottsched immerhin manchen Lufthieb erspart hätte. Es fehlt ihm auch nicht an individueller Auffassung; wir bemerken ein inniges Verständnis des Volkes, unter dem er wandelte, Freude an der landschaftlichen Natur Bayerns, seiner zweiten Heimat, deren tatkräftiger Fürst ihm ein Augustus war. Auch die wuchtige Geißel der Satyre wußte er zu schwingen, und gestattete es der Schmerz über die Greuel, die er ansehen und miterdulden mußte, so spielte wohl auch um seine Lippen das Lächeln des Scherzes. Ja, er war ein ganzer Mann und trotz des viereckigen Jesuitenhütleins ein deutscher Mann. Daß er lateinisch dichtete, darf man ihm nicht vorwerfen; er war der Sohn seiner Zeit und konnte über diese ebenso wenig springen, wie über seinen Schatten — gerade so, wie die protestantischen Dichter jener Tage, von denen ihn keiner an Gehalt und Vielseitigkeit erreicht.

An Balde schloß sich eine lange Reihe von Poeten seines Ordens, teils in München, teils in Wien. In jeder Beziehung weit unter ihm, verdienen sie wenigstens übersichtliche Beachtung. Darunter auch W. Avancini, der schwarze Troubadour, der Kaiser Ferdinand III. und Leopold I. und eines Eugen von Savoyen. In seiner Poësis lyrica fordert er auch den Papst auf, das

Dogma der immaculata conceptio auszusprechen, was bekanntlich Pius IX. im 19. Jahrhundert vorbehalten blieb. Diese Jesuiten klitterten auch Dramen; dabei ist es merkwürdig, daß sie zuerst den Zusammenhang mit der spanischen Bühne vermittelten, an welche bekanntlich später Schreyvogel, Halm und mancher noch lebende Wiener Poet anknüpfte, vermutlich ohne Ahnung von jenen Pfadfindern in der Kutte.

Der Festspiele, welche die Jesuiten bei feierlichen Gelegenheiten mit ihren Zöglingen aufführten, gedenkt jede Geschichte des Dramas. Ihre Wirkung beschränkte sich jedoch nicht auf die Schule, sie ging auf das Volk über. Das ist besonders ersichtlich in Tirol, wo das Volksleben stets Energie und Innerlichkeit entfaltete, wie schon das lange, trotzige Festhalten am Protestantismus beweist, bis dieser dem Henker und der Proskription erlag. Die Passionsspiele, welche sich aus dem Mittelalter in die Gegenwart fortziehen, wurden vielfach beschrieben. Interessant ist es zu sehen, wie oft geistige Einflüsse sprungweise auf weite Fernen wirkten. So begegnet man in einem „Tode Christi", der im 18. Jahrhundert bei Innsbruck gedichtet wurde, Stellen aus dem „Christus patiens" von Hugo Grotius. Wenn auch die Bürger von Hall in ihrer Trinkstube die Dramen eines Zesen oder Birken lasen, sind doch die sogenannten Bauernspiele, die sich auch der Gattung nach vom mehr epischen Passion unterscheiden, nicht auf das Mittelalter zurückzuführen. Während ihrer eigentlichen Blütezeit im 18. Jahrhundert stehen sie in nachweisbarem Zusammenhang mit den festlichen Vorstellungen der Jesuiten in Innsbruck und so wirkten

diese wenigstens nach einer Richtung anregend, ohne daß man sie von der Schuld, eine reiche Fülle geistigen Lebens in Tirol erstickt zu haben, freisprechen kann. Nebenbei sei bemerkt, daß der klassische Alexandriner Corneilles und Racines nicht bloß die schlesischen Dichterschulen, sondern auch die Volkspoesie beherrschte, freilich nur als Knittelvers, wie das jedes ältere Tiroler Bauernspiel belegt. Das Rokoko, diese toll gewordene Renaissance, wurde überhaupt vom Volke bald erfaßt und stark festgehalten. Das Rokoko ist so recht der Stil des späteren Katholizismus, indem es mit Trompeten, Pauken und Blasengeln anstürmend die Sinne gewaltsam packt und wirbelt. Wie sehr die Gotik, der Stil des mittelalterlichen Katholizismus, dem Bewußtsein der Bauern entfremdet sei, konnte ein Priester des Oberinntales erfahren, der auf eigene Kosten mit großem Aufwand unter Beiziehung sachverständiger Künstler die alte Kirche zu Pfaffenhofen gotisch restaurierte und dabei auf den entschiedensten Widerspruch stieß, so daß der Bischof selbst die rebellische Gemeinde belehren mußte. Möge man die ehrwürdigen Denkmale der Vorzeit sorgfältig erhalten und, wo man es kann, ergänzen, das ist recht und löblich; wer jedoch tiefer in das Volk blickt, wird die Ueberzeugung kaum abwehren, daß für dasselbe die moderne Gotik durchaus kein Bedürfnis sei und eine sehr bedenkliche Aehnlichkeit mit den nüchternen Bestrebungen in den Tagen Hadrians zeige, das klassische Heidentum zu galvanisieren.

Ich weiß sehr wohl, was sich Hettner für eine Aufgabe stellte: Er schildert den Beginn und Fortschritt der modernen Humanität, wo sich der Mensch ohne

Rücksicht auf ein Dogma für die Gesetze seiner eigensten Natur erklärt; man kann der Art und Weise, wie er es tut, vollen Beifall zollen, aber auch manchmal den Wunsch ausdrücken, daß die Gegensätze, die etwa nicht bloß in einem Schmollwinkel verstummten, sondern viel Gebiet kräftig beherrschten und noch beherrschen, lebhafter gefärbt und tiefer schattiert wären. Die leuchtenden Gestalten, die sich im Kampf für diese Ideen der Humanität hervorgetan, werden uns dadurch besser in die Nähe gerückt, erhalten volleres Relief. Namentlich gewinnt die Geschichte der Aufklärung in Bayern und Oesterreich, wo ein Abraham a Santa Clara mehrfach Rücksicht verdient, dadurch festen Boden. Man lernt begreifen, wie gerade im modernen Oesterreich, wo noch reiche Keime der Entwicklung harren und gewiß — aber nur durch den engsten Anschluß an den deutschen Geist — sich zu voller Pracht entfalten, auch vor dem Abschluß des Konkordats unter den Gebildeten nicht bloß Gleichgiltigkeit, sondern entschiedene Abneigung gegen alles kirchliche Wesen Wurzel faßte. Ein ausführliches quellenmäßiges Werk über den Beginn der Kämpfe unter Maria Theresia bis zu den Tagen, wo sich die neue österreichische Dichterschule zu regen beginnt, wäre eine sehr dankenswerte Aufgabe. Es kann nur in Wien geschrieben werden, weil sich bloß hier Urkunden und Tradition dafür finden; vielleicht holt das kräftig erwachende deutsche Bewußtsein nach, was träger Dusel früher versäumte. Wenigstens hat man keine Ursache, den norddeutschen Literarhistorikern vorzuwerfen, daß sie Oesterreich als Aschenbrödel behandeln, solange man selbst fast nichts für die Ehre des Hauses tut.

II.

Hettners Werk will eine Geschichte geistigen Lebens sein, er mußte daher selbstverständlich Musik und bildende Kunst berücksichtigen. Hier das richtige Maß zu treffen, ohne die notwendigen Grenzen des Gegenstandes zu sprengen, ist sehr schwer. Da kann man mit Hettner wohl hie und da rechten, ohne vielleicht immer recht zu haben. Man denkt leicht an Elias Ridinger von Augsburg; seine Kupferstiche atmen die unmittelbare Klarheit tierischen Lebens, durch den Wald zieht frischer Harzduft und sieht man ein Zöpflein, so hängt es nur im Nacken der vornehmen Jäger. Ridingers Unbefangenheit ist um so merkwürdiger in einer Zeit der Affektation und erfreut ebenso, wie die harmlose Naivität des späteren Chodowiecki. Erwähnung fordern darf neben Fischer von Erlach Raffael Donner, dessen herrliche Brunnenfiguren vor dem Untergang zu retten man sich endlich in Wien entschlossen hat. Eine Gegenüberstellung Donners und Schlüters böte interessante Gesichtspunkte. Mir scheint auch Martin Knoller aus Tirol der Beachtung wert zu sein. Geboren 1725 zu Steinach, gelangte er erst spät in eine Kunstschule; 1755 lernte er zu Rom Mengs und Winckelmann kennen; mit beiden wechselte er Briefe. Er überbietet den geistreichen Eklektiker aus Dresden an Kraft des Lebens, hie und da überrascht in seinen nicht immer edlen Gestalten ein Zug des Realismus oder der Ausdruck innigen Gefühls, der sattsam zeigt, daß er den aufrichtigen Glauben des Tirolerbuben auch als berühmter Künstler

in der Ferne zu bewahren wußte. Es ist an ihm mehr zu rühmen als bloß die Gründlichkeit und Vollkommenheit der akademischen Zeichnung. Sein Einfluß erstreckte sich über ganz Süddeutschland, seine großen Freskozyklen muß man zu Mailand im Palast Belgioioso oder Groppi, in den Kirchen von Ettal, Gries, München, Meersheim, Wien und Innsbruck suchen, treffliche Oelbilder enthält die Kirche von Steinach, einiges auch das Ferdinandeum. Knollers ausgezeichnete Freskotechnik ging auf seinen Schüler J. Schöpf über, der noch zu einer Zeit prächtige Deckenbilder malte, als man meinte, in der Villa Batholdi erst die Freskomalerei neu erfinden zu müssen. So schleppen sich Vorurteile weiter und weiter; in den abgelegenen Kirchlein des Gebirges Ergänzungen für die Kunstgeschichte zu suchen, fällt freilich selten jemandem ein.

Damit breche ich meine speziellen Bemerkungen, die sich leicht vermehren ließen, ab und kehre zu Hettner zurück. Der 5. Band schließt mit Goethes Tod; den Romantikern ist wenig Raum gewidmet; daß Hettner sie gründlich kennt, hat er schon früher bewiesen; ein Haym, ein Dilthey belehren uns ausführlich über ihre Kämpfe — nicht weniger wild und leidenschaftlich als in den Tagen von Sturm und Drang, an die sie mehrfach und nicht bloß zufällig mahnen. Die Romantiker stehen allerdings tief unter den großen Klassikern, weisen aber doch über jene Herren hinaus in die Zukunft. — Mit Goethe und Schiller war, soweit es die Verhältnisse gestatteten, ein höchstes allgemein Giltiges aufgestellt: das humane Ideal! Jetzt darf man fragen, ob dieses Ideal ohne nationalen Gehalt vollständig zu er-

reichen sei. — Nein! sage ich, weil ohne ihn der wahre Staat, das höchste Kunstwerk der modernen Menschheit, wo Natur und Bewußtsein in jedem Punkte zusammentreffen müssen, geradezu unmöglich ist. Jedes Volk muß sein, was es seiner Individualität nach sein kann und ergänzt dadurch die Menschheit. Das ist allerdings ein Ausgleich, aber ein weltgeschichtlicher. Keine Nation ist mehr dazu berufen, als die deutsche, sie kann auf ihrer Höhe ruhig gleiches Recht für alle proklamieren. Mit dem Jahre 1870 versank eine graue Vergangenheit hinter dem deutschen Volke; was es daraus an Kleinodien und hehren Götterbildern gerettet, mag es bergen in dem neuen Tempel, dessen Grundfesten sich bereits erheben. Möge er vollendet werden in echter Treue! Nach der Arbeit des Schwertes beginnt der Geist, der ja auch jenes geleitet, seine Tätigkeit nach allen Richtungen der Kunst, der Wissenschaft, des sozialen Lebens. Die Tore der Zukunft, welche die edelsten deutschen Männer vom Berg aus sahen, auf deren Besitz sie schmerzlich entsagend verzichteten, sind aufgetan; die deutsche Nation hat nicht im Geist allein mehr ihre Heimat, sie hat diesem Geiste ein festes Vaterland errungen und so bedeutet das Jahr 1870 auch den Beginn einer neuen Literaturgeschichte.

Christian Felix Weiße

Fast sieht man vor Literaturgeschichten die Literatur nicht mehr; bei dieser Ueberfülle könnte man wohl glauben, Dichter und Verleger seien in einem Eldorado des neunzehnten Jahrhunderts angelangt. Das widerlegt leider die Erfahrung, man möchte den Schein der Bildung besitzen und benützt jene Werke nur, um für ein augenblickliches Bedürfnis zu den enzyklopädischen Tatsachen allsogleich ein fertiges Urteil zu bringen. Befriedigen sie nun bei einer großen Handlichkeit auch die Lust am Schaffen durch effektvolle Illustrationen, so ist der Erfolg sicher.

Daneben geht freilich eine ernstere Strömung, diese setzt die bahnbrechenden Arbeiten eines Gervinus und Koberstein fort und schafft das Material für eine künftige, gediegene Literaturgeschichte. Zu tun bleibt allerdings viel, erst müssen die Hierophanten Goethes, welche dessen menschlich reines Bild durch ihre zahlreichen Mosaiksteinchen bereits zu einem byzantinischen Herrgott verzerren, im Nebel von Fausts Pudel verschwinden; aber es geschieht auch viel, und die Oesterreicher tun redlich das ihrige. Zuerst müssen Monographien neue Bausteine liefern; ich erinnere an die, wenn auch immerhin einseitigen Schriften Emil Kuhs, über Grill-

parzer, Stifter, Hebbel, die musterhafte Biographie Lenaus von Anastasius Grün, Brandls Brockes, Lebruns Collin — zerstreuter Aufsätze und der Mitteilungen über ältere Perioden nicht zu gedenken — jetzt liegt ein neues Werk von Dr. J. Minor vor: „Christian Felix Weiße und seine Beziehungen zur deutschen Literatur des achtzehnten Jahrhunderts". Wer hätte noch vor zwanzig, dreißig Jahren solche Bücher aus Oesterreich erwartet, wer hätte einen Verleger dafür in Innsbruck gesucht!

Mag man auch an einzelnem mäkeln, das Buch Minors ist eine tüchtige Leistung und die österreichische Journalistik hat die Pflicht, sich damit zu beschäftigen, wenn auch der Stoff und die Verhältnisse ein gewisses Maß der Beschränkung auferlegen.

Der Verfasser beruft sich zur Rechtfertigung seiner Arbeit auf Gödeke, der bereits vor 30 Jahren den Wunsch nach einer Biographie Weißes ausgesprochen hat. Das ist nicht notwendig, das Buch trägt seine Rechtfertigung in sich. Minor hat uns F. Weißes umfangreiche literarische Produktion übersichtlich charakterisiert und verdient daher umsomehr Dank, da die breite Masse derselben nicht überall zugänglich und, wenn auch, gar selten eine erquickliche Lektüre ist. Er wies ihr in der Entwicklung unserer Literatur die gebührende Stelle an; er machte in dem wuchernden Gestrüppe Durchschläge, welche literar-historische Ausblicke auf ein weiteres Terrain gestatten und die Wurzeln, den Zusammenhang der Erscheinungen enthüllen. Dieses ermöglichte ihm auch die Benutzung der noch vorhandenen Reste von Weißes Nachlaß.

Ueber Weißes Grab wächst das Gras, seine Werke sind verschollen. Minor verlangt nicht, sie dem modernen Leser wieder in die Hand zu geben, aber er bläst den fast hundertjährigen Staub von ihnen ab und zeigt mit Liebe und Ausdauer, welchen Einfluß sie auf die Ideen und den Geschmack ihres Zeitalters übten, eines Zeitalters, auf dessen Schultern ja unser stolzes Heut sich erhebt. Wir können Herrn Minor nicht auf dem langen Wege von Weißes Leben, welches von 1726 bis 1804 reichte und die Morgenröte unserer neuen Literatur in ihre Sonnenhöhe begleitet, folgen, nur auf einzelnes hinzuweisen, sei mir verstattet. So interessieren uns Weißes Beziehungen zu Oesterreich; zum Beispiel erhielt er 1766 in acht Tagen elf Handschriften zugesendet, wovon die größere Zahl Wiener Jesuiten zu Verfassern hatte. Auch sein „Kinderfreund" fand bei uns viele Sympathien; manche Verbindungen mit Gliedern der österreichischen Aristokratie, so dem Grafen Kinsky, wurden angeknüpft. Als Lyriker, „der vom süßen Safte der Reben sang und oft Wasser dazu trank," fand er allseits Anklang; über seine Amazonenlieder sagte Nikolai, „daß die Sammlung durchaus einen großen Dichter verrate: einige Sentiments, vortreffliche Beschreibungen und eine ausgesuchte Poesie des Stiles." — Ihr lacht über die Beschränktheit eurer Urgroßväter? — Vielleicht lachen eure Urenkel über euren Geschmack und wundern sich, daß ihr Leute für große Dichter halten konntet, weil sie euch nach dem Munde redeten und dieses mit einem handwerksmäßigen Raffinement der Technik taten, von der jene Alten

freilich nichts wußten. — Im Lustspiele war Lessing Weißes erster Meister; die meisten Lorbeeren erntete er jedoch in wenigen Jahren auf dem Gebiete der Operette, wo sich ihm ein kongenialer Kompositeur, Johann Adam Hiller, anschloß. „Das Geheimnis ihrer Operettenfabrikation ist: ein Text ohne viel Schwung der Gedanken, aber einfach und natürlich, dazu eine einfache und natürliche Musik." Einzelne Lieder, wie das berühmte „ohne Lieb und ohne Wein" waren bald in jedermanns Munde, sie flogen durch Frankreich und Italien bis Neapel. Manche Neuerungen wurden gewagt; Weiße und Hiller begründeten dadurch das gesellschaftliche Lied in Deutschland. — Die Bildung des gemischten Publikums für die Musik und die Erweckung der Liebhaberei an geselligem Gesange ist allein ihr Werk. Hier erhielt das Volk zum erstenmale, was seinem Verständnisse angemessen, was seinem musikalischen Gehör faßlich war. Ein Lied, das in den Operetten Weißes gefallen hatte, hörte man bald auf den Gassen, in den Wirtshäusern und auf den Hauptwachen, in der Stadt und auf dem Lande von Bürgern und und Bauern singen. Das war eine nationale Errungenschaft, und es ist die Frage, ob die Idee des Volksliedes unter den Gebildeten so viele Anhänger gefunden hätte, wenn man nicht auf den Gassen etwas ähnliches hätte hören können. Es ist noch nicht ausgesprochen, aber wahr, daß von der für die Literatur epochemachenden Erscheinung des Teufels auf der Kochschen Bühne 1766 die komische Oper durch ein halbes Jahrzehnt und darüber das deutsche Theater und auch die Literatur beherrscht."

Nicht geringer als auf dem Gebiete des Lustspiels und der Operette ist Weißes Fruchtbarkeit im Trauerspiele, von 1758 bis 1774 hat er zehn fünfaktige Stücke verfertigt. Er wagt sich an Stoffe, die bereits Shakespeare behandelt; Lessing lobt die Versifikation in Eduard III., auch „die Vorzüge, die er Richard III. nachrühmt, beruhen auf keiner Schmeichelei" — die man bei Lessing freilich nirgends voraussetzen darf. Einen so außerordentlichen Erfolg jedoch, wie „Romeo und Julie" 1797 zu Leipzig erntete, hatte bisher kein deutsches Stück erobert. Hören wir Stimmen der Zeit:

„Nach Schmids Theorie der Poesie bleibt Shakespeare bei einer Parallele mit Weiße nur der eine Vorzug: zweihundert Jahre eher gelebt zu haben. Garve nennt das Stück den vortrefflichen Kommentar über die Liebe: Alle Ausdrücke scheinen von dem Hauche dieser Leidenschaft beseelt; das heftige Feuer brennt durch und durch und greift selbst die unempfindlichsten Herzen an. Für Boie ist das Stück ganz im Geiste Shakespeares geschrieben, aber ohne seine Unregelmäßigkeiten.

Rammler pries es; nur die Schweizer gingen auch diesesmal nicht aus ihrer Parteilichkeit gegen Weiße heraus. Bodmer parodierte den Romeo und Sulzer schrieb: „Was wollen Sie denn bei einem Volke ausrichten, in dessen Augen Weiße ein Sophokles ist." So kam auch für Weiße die Zeit literarischer Polemik, durch die komische Oper ward er in den Krieg mit den Gottschedianern verwickelt, durch die Trauerspiele mit den Schweizern.

Man möge das alles bei Minor nachlesen. Halb freiwillig, halb unfreiwillig hatte er auch die Redaktion der „Bibliothek der schönen Wissenschaften“ übernommen. Diese zog gleich anfangs den Süden Deutschlands und Oesterreich in Betracht. Hier verdankte er seine Nachrichten Gebler und Sonnenfels, „dessen Bestrebungen an einem Orte, der bisher so wenig zur Ausbreitung des Geschmackes in Deutschland getan habe, wo man noch einen geistigen Tandelmarkt drucken und lesen könne und woher noch keine witzige Zeile gekommen sei, aufgemuntert werden.“ —

Mit Recht wendet sich Minor gegen die Auffassung mancher moderner Literaturgeschichten: „Ihn als Prototyp der kritischen Beschränktheit und Unfähigkeit an den Pranger zu stellen, wie es wohl geschieht, dazu ist Weiße weder groß, noch klein genug. Daß ihm für Sturm und Drang das Verständnis fehlt, wird man ihm nicht mehr als der ganzen alten Schule zur Last legen dürfen.“ Unbestritten bleiben seine Verdienste als „Kinderfreund“.

Zum Schlusse spreche ich meine Anerkennung der Arbeit Minors durch einen Wunsch aus: Möge er uns bald eine Geschichte des Theaters in Wien liefern, etwa bis zur Scheide des vorigen Jahrhunderts, wo unter Kaiser Franz sich die Verhältnisse der deutschen Literatur in Oesterreich ändern; er scheint mir dazu berufen; wird er auch keinen verkannten Shakespeare oder Sophokles aus dem Schutte graben, so lassen sich doch neue Gesichtspunkte finden und vielleicht manches, was man für abgetan hält, in richtiger Weise beleuchten.

Beruft sich Herr Minor in seinem Vorworte auf Gödeke, so zitiere ich einen grösseren Gewährsmann: Gervinus.

Die Theologie der göttlichen Komödie

Zweier Augen bedarf es, um das Gedicht Dantes zu verstehen: der mittelalterlichen Theologie und der scholastischen Philosophie, welche wieder unter einander den engsten Zusammenhang haben, ja sich gegenseitig bedingen. Der große Florentiner faßt alle Strahlen der bisherigen Entwicklung zusammen, er bezeichnet den geistigen Höhepunkt einer Epoche und ist dadurch ein weltgeschichtlicher Dichter. Das gibt ihm auch eine so hohe Wichtigkeit für uns. Freilich hat die Magnetnadel seitdem eine Deklination erfahren und zielt auf einen anderen Pol, der Bruch mit dem Mittelalter erfolgt jedoch in vielen Fällen nur auf der Oberfläche, und täglich erfahren wir zu unserem Erstaunen oder Schrecken, daß noch manches Gegenwart ist, was wir für Vergangenheit hielten.

Die Kenntnis der Theologie und der Scholastik hat wohl abgenommen und sich auf gewisse Kreise beschränkt, das Interesse für Dante ist jedoch noch frisch, ja es nimmt mehr und mehr zu; wer mag aber in die Labyrinthe der Dogmatik sich verlieren oder den Spekulationen des Thomas von Aquin nachsinnen, aus dessen Schriften man leicht einen fortlaufenden Kommentar zur göttlichen Komödie liefern könnte? Wer

versenkt sich in die Werke eines Bernhard, der die christliche Mystik begründete, eines Bonaventura, in welchem sie ihre vollsten, reichsten Blüten getrieben? Der Dichter der göttlichen Komödie erkennt in beiden seine Meister. Nur einem Theologen von Fach sind diese Quellen zugänglich; sie für das Studium Dantes in umfassender Weise zu verwerten, ist das Verdienst des Professors Fr. Hettinger in Würzburg, dessen Werk über „die Theologie der göttlichen Komödie des Dante Alighieri in ihren Grundzügen" jüngst die Görres-Gesellschaft veröffentlichte. Der Verfasser, welcher sich seit Jahren mit Dante beschäftigt, hat die übrigen Schriften desselben, besonders den „Convito" und die „Monarchia" nur insoweit beigezogen, als sie den in der göttlichen Komödie ausgesprochenen Gedanken zur Erläuterung dienen. Er gibt auch keine erschöpfende Entwicklung der Theologie des Zeitalters Dantes, es soll nur die Gemeinsamkeit der Grundanschauungen nachgewiesen und so die Fäden bloßgelegt werden, durch welche er mit den großen Meistern der Schule aufs innigste zusammenhängt. Darum haben auch schon Zeitgenossen Dantes die „Divina commedia" als ein theologisches Werk betrachtet, später setzt Raphael in der „Disputa" den lorbeergekrönten Dichter mitten unter Päpste, Kardinäle, Bischöfe, Mönche und Kirchenväter, seine Gesänge wurden in den Kirchen erklärt, sein Bild an den Wänden derselben angebracht.

Nach Hettinger haben wir in der Theologie der göttlichen Komödie ein dreifaches zu unterscheiden: ihren Inhalt, ihre Methode und die Form ihrer Darstellung. Jener ist eben die Theologie der katholischen

Kirche, wie sie in Schrift und Tradition beschlossen ist, die Methode ist die des dreizehnten Jahrhunderts, demnach die scholastische und zunächst jene des h. Thomas. Nur die poetische Form der Darstellung ist Dantes eigenstes Werk, in ihr und in der Behandlung des Stoffes zeigt sich die ungeheure Kraft seiner Persönlichkeit; sie allein macht seine Dichtung unsterblich. Dadurch, daß Dante den Glauben, die Wissenschaft, die Weltanschauung des Mittelalters in wunderbarer Harmonie poetisch auszuprägen wußte, tritt er Homer auf gleicher Höhe gegenüber, wie ich das in einem Epigramme auszudrücken suchte.

Wenn ihr das herrliche Reich der Dichtung vergleichet dem Weltball,
Seien Dante, Homer kühn als die Pole genannt.

Von den griechischen Philosophen hielt sich Dante zumeist an Aristoteles, den er im Inferno IV. 131 erblickt:

Den Meister jener, die durch Wissen
Berühmt im Kreis der Philosophen sitzen,
Ihn, die Bewund'rung, die Verehrung Aller.

Ihm gesellt er Averroes, den großen Kommentator, welchen die christliche Welt streng verurteilt hat, und zeigt dadurch die Selbständigkeit seines Urteils. Im ersten Abschnitte seines Werkchens, welches die Theologie der göttlichen Komödie überhaupt und ihr Verhältnis zur Philosophie behandelt, geht Hettinger auch auf die Art und Weise der Darstellung Dantes: „die allegorische", ein und berührt sein Verhältnis zu den Mythen des heidnischen Altertums, die er mit voller Unbefangenheit benützt und in seine Dichtung verwebt,

denn in Italien war der Zusammenhang mit der römischen Welt nie abgerissen. Hier hätte der Verfasser vielleicht etwas ausführlicher sein können, freilich wäre „Dante und die Antike" der Stoff für ein eigenes Werk; die Beziehungen zu Virgil hat der treffliche Domenico Comparetti bereits berührt. Dank schulden wir Hettinger bei diesem und allen folgenden Abschnitten überhaupt für die reiche Garnitur von Zitaten aus Augustinus, Thomas, Bonaventura, Boethius und den kirchlichen Hymnen, um nur einiges zu erwähnen.

Wir können ihn natürlich nicht von Kapital zu Kapitel begleiten, ich verweise jedoch insbesondere auf das VI: „Maria die Gottesmutter" und auf das VIII: „Gnade, Kirche und Sakramente". — Dantes Stellung zur Kirche charakterisiert sich durch seine eigenen Worte im „Convito": „Als Braut des Herrn kann sie keine Lüge sagen" und in der „Monarchia", wo es heißt, daß Christus selbst bei den großen Konzilien gegenwärtig sei; — folglich ist sie unfehlbar. Das hindert ihn jedoch nicht, einen Papst — Anastasius:

Lo qual trasse Fotin della via dritta Inferno XI. 9.

wegen Ketzerei in ein Höllengrab zu stecken, wo mir denn doch die Unterscheidung, „es sei dieses eine Häresie des Papstes als Privatperson, deren Möglichkeit selbst das Kirchenrecht zuzugeben scheint," etwas zu spitzfindig vorkommt. Uebrigens macht Hettinger mit Recht aufmerksam, daß Dante, wenn er auch seinen Anklagen gegen einzelne Päpste den herbsten Ausdruck leiht und sie in die tiefste Hölle bannt, doch überall die Person vom Amte trennt und diesem die größte Ehrfurcht zollt.

Man hat Dante mit der Reformation in Beziehung gesetzt, wie man andererseits Shakespeare zu einem Katholiken stempeln wollte. Das mag hingehen, denn der Engländer war ja ein Zeitgenosse der mächtigen Gegenreformation, deren gewaltiger Einfluß sich auf alle Gebiete des Lebens, der Wissenschaft und Kunst erstreckte. Anders verhält es sich mit Dante. Ebensowenig als jemand über seinen Schatten springen kann, vermag er eine Zeit zu antizipieren. Das Bild der Theologie Dantes liefert uns den überwältigenden Beweis, daß er durch und durch Katholik war, und gewiß hätte er Luther und Calvin mit einem flammenden Epitaph bei den Ketzern eingesperrt. Seine Opposition leugnet nirgends die Einheit der Kirche und ihren göttlichen Charakter; um so schärfer ist der Kontrast ihrer hohen Aufgabe mit der Schwäche und Unwürdigkeit derjenigen, welche sie ausführen sollen. „Darum war Dante stets gefeiert in den Kreisen der katholischen Kirche," sagt Hettinger; das gilt wohl im allgemeinen, doch wollen wir auf den Kardinal Bertrand du Pojet aufmerksam machen, der bereits 1327 von Bologna nach Ravenna eilen wollte, um die ketzerischen Gebeine des großen Dichters aus dem Grabe zu werfen, wie denn auch später Jesuiten gegen ihn eine feindliche Stellung einnahmen. Das Konzil von Trient reihte seine Schrift „de Monarchia" dem Index der verbotenen Bücher ein. Hettinger belehrt uns: „Die Thesis, welche Dante in derselben durchzuführen sich bemüht, daß das Kaisertum von Gott abhänge, ist so, wie sie vorliegt, unbedingt falsch." — Wir überlassen den Streit über diese Frage den Kanonisten. Dafür möge uns Hettinger diese Maß-

regel des Konzils erklären. „Sie ist keineswegs eine Verurteilung des Verfassers als Lehrer heterodoxer Anschauungen, ja sie ist nicht einmal eine Zensur, wie Ozanam annimmt, sie ist ein einfaches Verbot eines Buches, welches durch den möglichen Mißbrauch desselben in den Händen der Kirchenfeinde hinlänglich motiviert ist und viele Werke hochkatholischer Verfasser im Laufe der Jahrhunderte getroffen hat." Schade, daß der stolze Ghibelline dieses Verdikt nicht erlebte; ob wir wohl von ihm lesen würden: „Laudabiliter se subjecit!"

Sehr gut bemerkt Hettinger: „Dantes Irrtum liegt anderswo. Indem er, auf Aristoteles, zum Teile auf Thomas und die sagenhafte Geschichte Roms gestützt, den Ursprung des Kaisertums von Gott abzuleiten und die Kirche aus ihrer politischen Machtstellung zu verdrängen sucht, übersieht er in seiner rein abstrakten Anschauungsweise vollständig die historische Entwicklung sowohl des Kaisertums wie des Papsttums. Er identifiziert daher das Kaisertum Karls des Großen mit dem Imperium eines Trajan und Justinian und vergißt vollständig, „daß die kaiserliche Würde von den Päpsten geschaffen war und der deutsche König, um Kaiser zu sein, vom Papste gekrönt werden mußte," wie Warnkönig ausführt. Auf der andern Seite ist seine Ansicht von der Entwicklung des Papsttums eine eben so wenig geschichtliche. Das Papsttum hätte nach seiner Ueberzeugung allen politischen Fragen fernstehen müssen, um sich die Armut und Demut durch diese ungetrübte Reinheit der apostolischen Zeit zu bewahren. Dagegen sagt Wegele: „Es gilt heutzutage mit Recht als ausgemacht, daß die Kirche in diesem Falle ihre große,

ihre weltgeschichtliche Sendung niemals hätte erfüllen können. Man gibt allgemein zu, daß sie, um die Erzieherin der rohen Völker zu werden, sich der Berührung der profanen Mächte dieser Welt nicht entziehen konnte. Indem also Dante das einseitige Maß seines auf die Spitze getriebenen abstrakten Systems an die Entwicklung der Kirche und des Papstes legte, verfiel er einer unverkennbar ungeschichtlichen Betrachtungsweise, die zugleich in hohem Grade unbillig und ungerecht erscheinen muß. Er übersah in seinem Kampfeseifer gegen ein allerdings vorhandenes Uebel einen Kardinalsatz aller echten Geschichtsforschung, daß, was etwa zu einer bestimmten Zeit nicht mehr notwendig, nicht mehr zweckmäßig, nicht mehr wohltätig, doch zu einer anderen Zeit sehr notwendig, sehr zweckmäßig, sehr wohltätig gewesen sein kann."

Die Versuche, Dante zu einem Vorläufer des Protestantismus zu machen, sind übrigens alt; es beginnt sie bereits Mathias Flaccius 1556.

Nun, mit der Reformation Luthers und dessen Dogma von der Rechtfertigung durch den Glauben hat Dante, der den Glauben ausdrücklich bloß als den ersten Schritt auf dem Wege des Heiles bezeichnet, gewiß nichts zu schaffen; dennoch war er ein reformatorischer Geist, weil er ein Idealist war, der die Dinge sah, wie sie waren, und sie wollte, wie sie nach seinem hohen Sinne sein sollten. Darum aß er das bittere Brot der Verbannung.

Alexander von Humboldt

Am 14. September 1869 waren hundert Jahre seit Humboldts Geburtstag verflossen. Als ein geistiges Denkmal zur Säkularfeier übergibt nun Professor Karl Bruhns eine Biographie Humboldts in drei Bänden, er übergibt sie allen Freunden humaner Geistesbildung, wie der Naturwissenschaften insbesondere. Seit dem Tode des großen Gelehrten ist nun Zeit genug verflossen, um sein Bild in objektive Ferne zu rücken, jedoch noch fast zu wenig, um endgültig abzuschließen, denn wer darf leugnen, daß unser Geschlecht noch vielfach seinen unmittelbaren Eindruck fühle, in manchen Anschauungen von ihm geradezu bedingt sei? Dieses hindert aber nicht, das vorliegende Werk als das bedeutendste zu bezeichnen, welches der übertätige deutsche Buchhandel seit Monaten auf den Markt warf. Bedeutend durch den Mann, den es darstellt, bedeutend durch die Gelehrten, welche die Darstellung unternahmen, wenn sie dieselbe auch, was bei den gegebenen Verhältnissen selbstverständlich keiner Entschuldigung bedarf, in Zeichnung und Kolorit nicht immer zur Einheit zu stimmen vermochten, welche das vollendete Kunstwerk fordert. Dem gegenwärtigen Geschlecht wird die Gabe geboten, freilich nicht jener Sorte

von Gebildeten, deren geistige Bedürfnisse eine Wochenschrift für Aktionäre und eine Schere zum Kuponabschneiden völlig befriedigt. Die Zukunft wird aus anderen Gesichtspunkten andere Fragen stellen; sie muß sie stellen, weil man in der Geschichte deutschen Geisteslebens immer auf Humboldt zurückgreifen muß, denn sein Standbild bleibt unerschüttert in der Nähe von Herder, Goethe und Schiller.

Er zählt zu unsern Klassikern.

Naturforscher gelten durch ihre Entdeckungen, eine analytische Formel von wenig Buchstaben kann von unermeßlichem Wert sein, man nennt Keppler nur mit seinen Gesetzen: der Klassiker erhebt jedoch durch die Form, durch die Persönlichkeit Anspruch auf den Kranz, wir betrachten ihn und nicht bloß seinen Fund. Es ist an und für sich gleichgültig, ob Goethe oder Oken den Zwischenkiefer aufspürte. Es beeinträchtigt die Wirkung eines solchen Mannes nicht im geringsten, wenn er auch noch lebend von Mitstrebenden auf dem Gebiet des Tatsächlichen vielfältig und weit überholt, oder durch schärfere Präzision dessen was er aussprach, korrigiert wird.

Es ist die Pflicht des Biographen, seinen Helden nicht auf den Isolierschemel zu setzen, sondern ihn aus den Vorgängern und im Zusammenhang mit den Zeitgenossen, dessen Einfluß auf die Nachfolger darzustellen. Dieses tut zumeist der dritte Band hinsichtlich der Naturwissenschaften. Hier nahm Humboldt fast die symbolische Stellung eines konstitutionellen Königs ein; die Gelehrten, welche sich der Bearbeitung der verschiedenen Fächer unterzogen, möchten wir als Mi-

nister mit strenger Verantwortlichkeit bezeichnen, eine Verantwortlichkeit, der sie in hohem Maße genügen; am glänzendsten vielleicht Oscar Peschel.

Professor Karl Bruhns behandelt Mathematik, Astronomie und mathematische Geographie. In den südamerikanischen Republiken, die von rohen Parteikämpfen immer aufs neue zerrissen werden, hat die Wissenschaft bis jetzt nicht festen Fuß fassen können. Humboldts Bestimmungen von Ortslagen werden daher immer noch, nach mehr als siebzig Jahren, als die einzigen oder genauesten in nautischen Büchern sowohl wie in astronomischen Tabellen angegeben. Doktor G. Wiedeman hebt hervor, daß es Humboldt gelang, die wichtige Tatsache zu ermitteln, daß die Intensität des Erdmagnetismus von den magnetischen Polen an bis zu dem magnetischen Aequator nicht, wie früher Malgrave und Cavendisch behauptet hatten, zu-, sondern im Gegenteile abnimmt.

A. Dove schildert die Verdienste um die Meteorologie, wo es unter anderem galt, von den mittleren Werten, welche den Charakter des Klimas im großen Ganzen bezeichnen, den Rückweg zur lebenvollen Wirklichkeit atmosphärischer Erscheinungen zu finden. Auf diesem Gebiet hatte Humboldt die festen Grundmauern gelegt. Eine Darstellung der geologischen Leistungen erhalten wir durch J. Ewald. „Diese beziehen sich nicht nur auf die Leistungen allgemeiner Natur. Erwägt man, was Humboldt auf dem Wege spezieller Beobachtung für die Kenntnis einzelner Länder getan hat; daß er namentlich durch seine Forschungen im äquinoktialen Amerika Strecken von ungeheurer Ausdeh-

nung der Geologie eröffnet hat, und daß jene Entdeckungen nicht allein die Anhaltspunkte für alle späteren Forschungen dort abgaben, sondern auch auf die Erforschung europäischer Länder mächtig zurückwirkten; erwägt man ferner, daß er zwei als Quellen für die Geschichte der Geologie wichtige Werke hinterlassen hat, deren eines den Zustand der Formationslehre am Beginn, das andere die um die Mitte dieses Jahrhunderts verbreitete vulkanistische Theorie zur Darstellung bringt: so wird man den Einfluß ermessen, den er auf den Entwicklungsgang der Geologie ausgeübt hat." Unvergeßlich bleibt, was Humboldt für Botanik und Pflanzengeographie getan. Das Herbar allein, welches er aus Amerika brachte, umfaßt 6000 Spezies, darunter 3000 neue mit den genauen Angaben über die geographische Verbreitung derselben. Auch hier verband sich, wie Grisebach schön sagt, mit dem Streben, alles, was sich ihm auf dem Gebiet des Kosmos erschlossen, zu einem Gemeingut der Bildung zu gestalten, zugleich das Interesse für die Beziehungen der physischen Welt zu den Aufgaben der Zivilisation. Je länger Humboldt in den tropischen Ländern verweilte, desto lebhafter fühlte er sich angeregt, ihre Entwicklungsfähigkeit in der Zukunft nachzuweisen.

Ueber die Beschäftigungen auf dem Gebiete der Zoologie und vergleichenden Anatomie teilt uns V. Carus des nötige mit; bei dem Aufsatze von W. Wundt über Physiologie darf man daran erinnern, daß Humboldt an seinem eigenen Leibe mit solcher Ausdauer experimentierte, daß seine Nerven eine nachhaltige Zerrüttung erlitten. Er achtete keinen Schmerz;

aus den Wunden, die er behufs der elektrischen Leitung durch Blasenpflaster herbeiführte, floß eine seröse Feuchtigkeit von so scharfer Beschaffenheit, daß sie, wohin sie den Rücken herablief, denselben mit Striemen entzündete. „Der Rücken sah", wie er an Blumenbach schreibt, „reingewaschen mehrere Stunden wie der eines Gassenläufers aus." Eine solche Askese findet man freilich nur bei den Naturforschern im Dienst der Vernunft und Wahrheit. Als Apostel der Humanität wagte er auch sein Leben. War es ihm ein Genuß, die Grenzen des Wissens durch neue Entdeckungen zu erweitern, so hatte er „eine weit menschlichere und größere Freude daran, etwas zu erfinden, das mit der Erhaltung einer arbeitsamen Menschenklasse in Zusammenhang steht." Er konstruierte Respirationsmaschinen und neue Lampen, um die gefährlichen Grubengase unschädlich zu machen. Jene zu versuchen, stieg er in einen Schacht. Die Wetter waren hier mit Stickluft und Kohlensäure so überladen, daß er Papier und Licht auch nicht eine einzige Sekunde an der Lampe entzünden konnte. In größerer Tiefe benahm ihm das gekohlte Wasserstoffgas plötzlich alle Besinnung, sodaß er ohnmächtig niedersank. Zum Glück hatte er vorher einen Ruf ausgestoßen. Zwei Bergleute sprangen hinzu und zogen ihn schnell rücklings bei den Füßen heraus. Sonst kein Freund von Zitaten, welche unseren Kulturphilistern als Faulpolster dienen, auf dem sie sich von der Lektüre eines Buches dispensieren, um hintendrein mit gestohlener Weisheit zu paradieren, kann ich es mir zum Schlusse dieses Abschnittes doch nicht versagen, einige schöne Worte Peschels mit-

zuteilen. „Einer seltenen geistigen Größe bleibt es allein vorbehalten, einer Wissenschaft neue ungeahnte Aufgaben zu stellen, an welche die Vorgänger entweder garnicht gedacht oder sich ihnen zu nähern nicht gewagt hatten. Zu einer Beobachtung der Gemütsvorgänge, welche in uns beim Wechsel irdischer Schauplätze, durch erhebende oder bedrückende Reize der äußeren Natur erzeugt werden, hatten im Kreise deutscher Bildung zuerst die beiden Forster, dann aber vor allen Goethe angeregt. Insgesamt übertraf sie Humboldt durch seine großartigen Ansichten der Natur, die trotz mancher Mängel gleichwohl als künstlerische Leistung in ihrer Art noch unübertroffen unsere Literatur schmücken. Für alles, was Sinn und Herz bewegte, fand Humboldt stets das schärfste, mächtigste oder innigste Wort. Seine hinreißenden Gemälde sind die Muster geworden, welche alle ihm nachfolgenden Reisenden oder Landbeschreiber nachzuahmen versucht haben. Ihm allein gelang es aber, nicht bloß vor dem lauschenden Zuhörer in vollem Farbenreize Bilder zu erwecken, sondern sie auch durch das Spiel der Naturkräfte zu beleben und an alle Ortserscheinungen wieder sinnige Fragen nach der nächsten Urheberschaft zu knüpfen, um überall eine Verkettung des Wahrgenommenen mit einer höheren Ordnung des ganzen erkennen zu lassen."

Eine chronologische Skizze von Humboldts Leben aus den drei Bänden auszuziehen, hieße ein Buch über Bücher schreiben; wir begleiten ihn auf seiner Bahn nur mit kurzen Bemerkungen.

Wie jeder edle und große Mensch war auch Hum-

boldt in der Jugend Idealist; das Land der Griechen mit der Seele suchend, um einen tiefempfundenen Vers aus Iphigenie hier anzuwenden. Was er in der Schule versäumt, strebte er später nachzuholen. Neunzehnjährig nahm er eine griechische Grammatik zur Hand: der junge Naturforscher war sich vollkommen klar über die Bedeutung des Altertums. Einem Brief an Wegener entnehme ich folgende Stelle: „Je mehr ich über die griechische Sprache nachdenke, desto mehr werde ich in meiner vorgefaßten Meinung bestätigt, daß sie die Grundlage aller gelehrten Kenntnisse sei. Freilich war es schlimm genug für mich, ein Haus auf bloßem Sande ausgeführt zu sehen. Aber ein so leichtes Haus wie das meinige läßt sich leicht untermauern und darum gereut es mich nicht, im neunzehnten Jahre noch ἔχιδνα zu deklinieren." Zu Göttingen hörte er 1789 bei Heyne Vorlesungen über Homer. Er gibt seinem Lehrer voll jugendlicher Ueberschwänglichkeit das Zeugnis: „Er ist der Mann, dem unser Jahrhundert gewiß am meisten verdankt: religiöse Aufklärung durch eigene Lehre und Bildung junger Volkslehrer, Liberalität im Denken, Anfang einer gelehrten Archäologie und erste Verbindung des Aesthetischen mit dem Philologischen." Mit Woltmann liest er Plautus und Petron, sodaß er in der Philologie eingesponnen sagen konnte: „Ich lebe hier ganz der Philologie. Wenn ich noch ein paar Jahre hier bleibe, denke ich mich, so sauer es mir wird, in die griechische Literatur hineinzuarbeiten." Mit welchem Ernst er die Sache trieb, ergibt ein Bericht über seinen Aufsatz: „Die Weberei der Griechen," welcher leider verloren ging. Wie zahlreiche Stellen seiner

Werke beweisen, ließ er die Klassiker nicht auf den Schulbänken verstauben. Noch als Greis von 65 Jahren trat er 1853 unter die Schüler Böckhs und frequentierte dessen Vorlesungen über griechische Altertümer und Literaturgeschichte. Auch bei dieser jugendlichen Aufgabe zeigte er den gewohnten Ernst und Eifer. Pünktlich erschien er mit der Studiermappe auf seinem Plätzchen mitten unter den akademischen Jünglingen, denen er mit liebenswürdiger Freundlichkeit begegnete. „Ich zeige noch gern," schreibt er später, „nicht ohne ein gewisses Selbstgefühl die Hefte, welche, von den Mithörenden verführt, ich nach alter vaterländischer Sitte nachgeschrieben, aber freilich noch nicht von der etwas unlesbaren Hieroglyphik in Bleistiftschrift befreit habe."

Seine universelle Bildung verdankt Humboldt zu einem wesentlichen Teile dem klassischen Studium, das wir als die Grundlage jeder echt humanen Bildung betrachten, als das einzige Mittel gegen jene banausische Gesinnung, jenen hohlen Dünkel, den stets ausschließliche Beschäftigung mit einem Handwerk, und sei es immerhin ein gelehrtes, hervorbringt. Sprechen wir es unbedenklich aus, daß die Naturwissenschaften für die höchsten Ziele der Menschheit nicht ausreichen und daß ein Mensch, der sein Lebtag so viel tausend Tiere oder Pflanzen bestimmte, so viel chemische Analysen machte, daraufhin noch nicht als gebildet gelten kann. Das Studium der Klassiker ist der kräftigste Damm gegen den zynischen Materialismus, das hochmütige Protzentum, die Verwirrung in Sitte und Urteil wie sie leider zur Signatur der Gegenwart gehören. Das Gym-

nasium soll die Naturwissenschaften zumeist nur als Mittel betrachten, die Sinne zu üben, was man so lang unterlassen; unbekümmert um das Geschrei der Realisten, würde ich ohne Bedenken dem naturwissenschaftlichen Unterricht einige Stunden entziehen und dafür das Zeichnen einführen, welches dem Aesthetiker ebenso zugute käme, wie dem künftigen Naturforscher. Ich betrachte sogar das Studium der klassischen Sprachen als eine formal wertvolle Gymnastik für den Naturforscher und zwar aus Gründen der Erfahrung. Reallehrer teilten mir mit, daß Knaben, welche vom Gymnasium zur Realschule übergehen, bei einiger Befähigung ihre besten Mitschüler nach kurzer Zeit an Auffassung und Urteil überholen. Damit stimmt trefflich, was Professor Scherer jüngst in einer Kritik von Eggers Lesebuch bemerkte.

Humboldts Schule zu vollenden, führte ihn ein günstiges Schicksal mit G. Forster zusammen, den man in einem gewissen Sinne sein Vorbild nennen kann, freilich nur insofern als Humboldt ward und erfüllte, was jener zu werden und zu erfüllen versprach. Forsters schwungvolle Natur, die ihn gewiß eher mit Schiller befreundet hätte, riß ihn wirbelnd in den Abgrund, an dessen Rande Humboldt sicher mit klarem Blicke vorüberschritt. Er schreibt 1798 über die französische Revolution: „Ich selbst fühle mich in allem Tun so gehindert, daß ich täglich um vierzig Jahre früher oder später gelebt zu haben wünsche. Eine traurige, der Menschenbildung nachteilige Einförmigkeit wird über den ganzen Erdboden verbreitet. Völker, deren physische und moralische Lage gewiß ein Bedürf-

nis nach sehr verschiedenartigen Regierungsformen erregen sollte, müssen von einem Direktorium und zwei Räten beherrscht werden, und die republikanischen Dragonaden sind ebenso empörend als die religiösen. Nur eine Wohltat, die Ausrottung des Feudalsystems und aller aristokratischen Vorurteile, unter denen die ärmere und edlere Menschenklasse so lange geschmachtet, wird schon gegenwärtig genossen, und dieser Genuß wird bleiben, wenn auch monarchische Verfassungen wieder so allgemein werden als es die republikanischen zu werden scheinen." Wir wissen heute, daß diese Wohltat noch vielfältiger Ergänzung bedarf, weil die Menschheit eben nicht sprungweise vorrückt.

Am meisten hat Forster auf Humboldts populäre Darstellung von Naturszenen gewirkt, wobei ich zu behaupten wage, daß ich vieles aus den „Ansichten am Niederrhein" den besten Schilderungen aus den „Ansichten der Natur" an die Seite, manches sogar darüber stelle. Mit Forster beginnt auf diesem Gebiete jener Stil, dem in neuerer Zeit auch Fallmerayer seine frischesten Lorbeeren dankt.

Wenig neues lieferte das Kapitel mit der stolzen Aufschrift: „Jena und Weimar". Steffens erzählt: „Goethes Neigung zu naturhistorischen Studien war denn auch die geistige Wahlverwandtschaft, die starke Attraktionskraft, die ihn unwiderstehlich zu Alexander v. Humboldt hinzog." Noch in alten Tagen äußerte sich Goethe zu Eckermann: „Was ich Fichte, Schelling, Hegel, den Gebrüdern Humboldt und Schlegel schuldig geworden, möchte künftig dankbar zu entwickeln sein, wenn es mir vergönnt wäre, jene für mich so bedeutende

Epoche, das letzte Jahrzehnt des vergangenen Jahrhunderts von meinem Standpunkte aus, wo nicht darzustellen, doch anzudeuten, zu entwerfen.“ In den „Maximen und Reflexionen“ notiert er: „Die außerordentlichen Männer des sechzehnten und siebzehnten Jahrhunderts waren selbst Akademien, wie Humboldt in unseren Zeiten.“

Aber auch Humboldt wußte Goethes Größe zu würdigen. In jener klassischen Rede, die er 1828 in Berlin bei Eröffnung der Naturforscherversammlung hielt, eine Rede, deren erste Hälfte in deutschen Chrestomathien ebensowenig fehlen sollte, als Goethes Einleitung zur Farbenlehre, spricht er von „Goethe, den die großen Schöpfungen dichterischer Phantasie nicht abgehalten haben, den Forscherblick in alle Tiefen des Naturlebens zu tauchen.“ Seine Anerkennung wird zur Hymne in den herrlichen Schlußworten der Abhandlung über dichterische Naturbeschreibung im Kosmos: „Wo ist das südlichere Volk, welches uns nicht den großen Meister der Dichtung beneiden sollte, dessen Werke alle ein tiefes Gefühl der Natur durchdringt, in den Leiden des jungen Werther, wie in den Erinnerungen aus Italien, in der Metamorphose der Gewächse wie in seinen vermischten Gedichten? Wer hat beredter seine Zeitgenossen angeregt, des Weltalls heilige Rätsel zu lösen, das Bündnis zu erneuern, welches im Jugendalter der Menschheit Philosophie, Physik und Dichtung mit einem Bande umschlang?“ Und doch waren beide Männer, wie Löwenberg richtig hervorhebt, im innersten Wesen ihrer Liebe zur Natur diametral verschieden. Dem Dichter mit dem warmen Herzen, der anfangs ein

Feind aller objektiven exakten Forschung, der „physiko-mathematischen Gilde“ war, trat Humboldt gegenüber: der skrupulöseste Empiriker, der nur Tatsachen beobachtete und zusammenstellte, der sich weder auf gewagte Hypothesen noch sonst auf Dinge einließ, die außerhalb der Erfahrung lagen. Ausführlicheres über das Verhältnis beider haben wir wohl von der Veröffentlichung des Briefwechsels zu erwarten, der uns in zwei Bänden versprochen ist.

Daß sich mit Schiller, für dessen Horen Humboldt den rhodesischen Genius schrieb, kein näheres Verhältnis herstellte, ist ebenso bekannt als das schroffe Urteil in einem Briefe an Körner, welches nur bewies, daß der große Dichter, instinktiv die Grundverschiedenheit seines Wesens von dem des großen Naturforschers ahnend, ohne jeden Zusammenhang mit dem Ideenkreise desselben ihn voll subjektiver Befangenheit nicht erfaßte.

Mit Schelling brachte Humboldt die scheinbare Gleichartigkeit des Strebens in Beziehung; bald aber schieden sich die Bahnen: jener träumte die symbolischen Nebelbilder seiner Naturphilosophie, dieser stieg Schritt für Schritt zu hellerer Erkenntnis der Dinge.

Gegen Hegel mußte sich Humboldt trotz alles Entgegenkommens ablehnend verhalten, dessen Philosophie der Natur verurteilt er mit schneidender Schärfe und es wird wohl niemand mehr einfallen, dieses mißlungene Monstrum übermütiger Spekulation anders als ex officio historisch zu betrachten.

Auch auf dem Felde der Geschichte machte Humboldt Steifzüge und brachte nicht bloß einige abgerissene Blumen, sondern reife Früchte mit sich zurück.

Berühmt ist sein Examen critique de l'histoire de la géographie du Nouveau Continent et des progrès de l'astronomie nautique dans les XVe et XVIe siècles, welches als Text zu dem bereits 1814 herausgegebenen Atlas géographique et physique 1833 gedruckt wurde.

Abgesehen von der Masse neuen und wertvollen Stoffes verdient hier auch die Methode vollste Anerkennung. Dove sagt: „Humboldt reiht sich durch dieses Werk den ersten kritischen Geschichtsforschern Deutschlands an; die drei Pflichten des Historikers, wie sie Ranke gleichzeitig seiner eben aufblühenden Schule ans Herz legte: Kritik, Präzision, Penetration — haben ihm immerdar vor Augen gestanden."

Daß Humboldt, der Vielgereiste und Vielseitige, in allen wichtigeren modernen Sprachen völlig bewandert war, brauche ich als selbstverständlich kaum zu erwähnen.

Der Büchertisch schloß jedoch nicht seine ganze Welt ein. Als junger heiterer Mann erfreute er sich an fröhlicher Gesellschaft und auch die Liebe hat ihn, wenn auch nicht gefesselt, doch im Innersten berührt. Ein Privatdozent, der etwa nach dem Fasching Vorlesungen für Damen halten will, findet das Bezügliche im ersten Bande S. 166. Löwenberg entschuldigt auf wahrhaft komische Weise den großen Gelehrten: „daß er nicht außerhalb des Naturgesetzes normaler menschlicher Entwicklung stand". Wirklich? Auch Cäsar, Dante, Shakespeare, Goethe und wie sie alle heißen, diese gekrönten Häupter, unterlagen den Naturgesetzen! Den Klatsch über eine amerikanische Liebschaft und den darauf ge-

pfropften Roman, wo Humboldt bei Lebzeiten für die Leihbibliotheken eingeschlachtet wurde, wies er mit Recht entrüstet zurück.

Nach beendeten Studien treffen wir ihn zunächst in der praktischen Sphäre des Bergmannes, seine Tüchtigkeit fand allgemeine Anerkennung. Der Mensch vertrocknete nicht im Beamten; er war für die Erziehung und Belehrung der jüngeren wie der älteren Bergleute mit Hingebung tätig. Er errichtete und unterhielt mit Hilfe des jungen von ihm besoldeten Steigers Spörl im Winter 1793 zu Steben eine bergmännische Freischule. „Die vielgepriesenen Bestrebungen unserer Tage, die niederen Volksklassen, Handwerker und Arbeiter zu belehren, Humboldt hatte sie schon damals, obwohl in Anspruch genommen von den verschiedensten wissenschaftlichen Forschungen und amtlichen Dienstarbeiten, aus eigenen Mitteln und mit eigener Anstrengung für die Bergleute seines Reviers ins Leben gerufen."

Bald zog er sich jedoch vom Staatsdienste zurück, um sich für seine großen Reisen vorzubereiten. Humboldt und Amerika, wo Flüsse, Städte und Dörfer auf seinen Namen getauft sind, leuchten durch hellen Glanz verbunden vor uns auf. Noch als Greis fand er Gelegenheit, sein Wort bei der Sklavenfrage in die Wagschale zu werfen. Der nordamerikanische Literat Trasher übersetzte 1856 seinen Essai politique, unterdrückte dabei jedoch das 7. Kapitel, welches sich auf die Sklavenfrage bezog. Humboldt beklagte sich in der Spenerschen Zeitung, seinem „Moniteur", energisch über diese Verstümmelung. Auf den weggelassenen Teil lege er

eine weit größere Wichtigkeit, als auf die mühevollen Arbeiten astronomischer Ortsbestimmungen, magnetischer Intensitätsversuche oder statistischer Angaben. Diese Erklärung gewann ihre volle Bedeutung dadurch, daß sie in die Zeit der wildesten Wahlbewegung der Union hineinfiel und die republikanische Partei ermutigte. Auch in Preußen nahm er sich der Sache an. „Ich habe zustande gebracht," schreibt er 1856 jubelnd an Böckh, „was mir am meisten am Herzen lag: das von mir lang geforderte Neger-Gesetz; jeder Schwarze wird frei werden, sobald er preußischen Boden betritt." Der Justizminister Simons schrieb am 24. März 1857 an ihn: „Das heute veröffentlichte Gesetz verdankt Euer Exzellenz menschenfreundlichen Absichten sein Entstehen." Die Reise nach Sibirien veranlaßte sein Werk: Asie centrale. Er bewährte dabei vielleicht im höchsten Grade die Kunst, welche er in der Einleitung selbst als die charakteristische des wissenschaftlichen Zeitgeistes bezeichnet: „Die Kunst, die größte Menge von Tatsachen zu sammeln, zu ordnen und sich auf dem Wege der Induktion zu allgemeinen Ideen zu erheben."

Hier will ich auch seine diplomatischen Ausflüge kurz erwähnen. Wir finden ihn 1794 im Auftrage Hardenbergs bei Feldmarschall Möllendorf, 1796 erhielt er den Auftrag zu diplomatischen Verhandlungen mit Moreau; seine Briefe sind reich an interessanten Schilderungen von Personen und Zuständen. Das Jahr 1831 warf ihn nach Paris, wo sich noch die Strömungen der Julirevolution nicht beruhigt hatten. Bis zum Januar 1848 wechselte sein Aufenthalt zwischen Ber-

lin und Paris, S. 193, Band II sind seine Missionen aufgezählt.

Ueber die Depeschen Humboldts äußert sich Varnhagen: „Jeder andere hätte sie auch schreiben können, und was das schlimmste ist, kein anderer hätte sie anders schreiben können. So sind die politischen Geschäfte: sie zerfallen in Kleinigkeiten, die gar nicht wichtig sind, aber es doch werden, weil man übereingekommen ist, sie so zu nehmen. Dabei die feststehende Heuchelei von Formen, Voraussetzungen, Uebertreibungen; da muß die Wahrheit beständig untergehen." Die Politik blieb ihm übrigens stets Nebensache. Daß er in der Frage der Göttinger Sieben, die ihn freilich kaum berührte, nicht energisch auftrat, kann man ihm verzeihen; weniger zu entschuldigen ist sein Verhalten bei dem Konflikte Raumers, der in einer akademischen Rede über Friedrich den Großen den König und die bigotte Kamarilla durch die einfache Darstellung der Wahrheit auf das Tiefste gekränkt hatte. Humboldt geriet da nach oben und unten, nach rechts und links, nach vorn und hinten in eine Ausgleichsmeierei, die ihm gar übel zu Gesicht stand.

Napoleon den Neffen, der sich ihm mit der feinsten Schmeichelei näherte, haßte er stets grimmig und gründlich. Trotz des Kammerherrnschlüssels dürfen wir an seinem Liberalismus nicht zweifeln, wenn er auch nicht auf die landläufigen Phrasen mancher Liberalen einging. Mit dieser Gesinnung und der herzlichsten Friedensliebe verband Humboldt jedoch den klarsten Begriff von der Notwendigkeit der Machtentfaltung der Staaten und besonders der engeren Heimat. „Wie er

Metternich auf die festere Gestaltung Deutschlands hinwies, so benutzte er selbst scheinbar sehr geringe Anlässe, um in Paris dem preußischen Gesamtinteresse zu dienen." Encke warnte ihn, er solle sich durch Mitteilung fremder Arbeiten beim Institut doch nicht dem Tadel deutscher Flugschriften aussetzen. Humboldt entgegnete am 23. Dezember 1831: „In der politisch bewegten Zeit ist es fast politische Pflicht, zu zeigen, wo das intellektuelle Leben fortatmet. Die Achtung, die man in wissenschaftlicher Hinsicht für den preußischen Staat im Auslande so allgemein äußert, vermehrt bei geistreichen Nationen die Idee der Macht; sie mildert manchen Tadel, den in anderer Hinsicht ein Staat sich auflädt." Die Juden rechnen es ihm hoch an, daß er sich freimütig um eine Auszeichnung für Meyerbeer bei dem mittelalterlich gestimmten König bewarb. Später versuchte es ein gewisser Kohut in einer elenden Broschüre, die „unendliche Liebe Humboldts zum Judentum" nachzuweisen. Dove hat ihn gründlich abgefertigt. Es ist überhaupt etwas Eigentümliches in der Art und Weise, wie Juden manchmal die Sympathie großer Männer beanspruchen. Gerade dadurch erklären sie sich selbst als eine Rasse, die im großen Ganzen noch nicht aufging. Daß sie das Mittelalter quälte und marterte, geschah im Geiste der Zeit, der ja auch Ketzer und Hexen verbrannte. Was sind alle Judenverfolgungen gegen die Greuel von Toulouse, die Verjagung der Mauren, die Inquisition und die Bluthochzeit! Soll das neunzehnte Jahrhundert die Juden hätscheln, weil man sie bis in die Mitte des achtzehnten verfolgte und weil ihnen der Pöbel manchmal noch hepp, hepp! nach-

ruft? Das Gesetz betrachtet sie längst als vollberechtigte Staatsbürger, die Gebildeten achten sie, wo sie Achtung verdienen; ich fürchte aber fast, die Juden setzen die Judenfrage, die sozial und politisch längst aufgehört hat, eine Frage zu sein, selbst wieder auf die Tagesordnung und da wünsche ich wahrlich nicht, daß sie mit tschechischen und rumänischen Fäusten beseitigt werde.

Einen wichtigen Einschnitt in Humboldts Leben bezeichnet seine Uebersiedlung nach Berlin zu dauerhaftem Aufenthalte. Es beginnt das Alter. „Die geistige Tätigkeit wird dabei von Jahr zu Jahr gesammelter, stiller, beschaulicher. Vom Gipfel gleichsam menschlichen Daseins herab, den er im rastlosen Streben erklommen, läßt der Greis den umfassenden Blick zuletzt befriedigt ausruhen auf der Welt der Forschung. Wohl freut er sich über jeden neuen Lichtstrahl, der in bisher unerhellte Tiefen seiner Wissenschaft hineingeworfen wird, doch er selber vermag nur noch anschauend diese Strahlen zu begleiten; eigentümlich ist ihm nur der Versuch, die wissenschaftliche Rundsicht über die Natur, wie sie sich einzig auf so hohem Standpunkt darstellt, in ein großes Panorama künstlerisch zusammenzubilden."

Er ruht auf seinen Lorbeeren, wie vor einen erhabenen Thron bringen alle Teile der Erde ihre Huldigung. Auf der Höhe erkaltet jedoch sein Herz nicht, das zeigen seine Beziehungen zu dem armen Mathematiker Eisenstein, den er aus seinen mäßigen Mitteln unterstützt, dem er die tröstende Hand eines Vaters reicht. Aber auch das tiefste Leid wußte ihn zu finden. Am

8. April 1835 sehen wir ihn am Krankenbette seines Bruders Wilhelm, mit dem ihn die brüderliche Freundschaft verknüpfte. „Auf verschiedene Bahnen durch abweichende Begabung gelenkt und doch wiederum beide vom tiefsten Bedürfnis nach Ergänzung ihres individuellen Denkens ergriffen, erblickte keiner im andern je den seitwärts abdrängenden Wettkämpfer, zum Gemeinbesitz warben sie um doppelte Kränze.“ Alexanders Schmerz war grenzenlos. „Ich glaubte nicht, daß meine alten Augen so viel Tränen hätten!“ schreibt er an Varnhagen. „Das Verhältnis zu Wilhelm,“ bemerkt Dove, „ist eine der schönsten Seiten an dem so vielseitigen Wesen Alexanders und wäre für sich allein genügend durch seinen warmen Glanz all die kleinen Flecken seines Charakters verschwinden zu lassen. Ich habe Wilhelm hier nicht zu charakterisieren; er war im größten Stile jener großen Zeit geistigen Lebens in Deutschland angelegt; eine antike Natur, daß ihn der berühmte Philolog Böckh einen Staatsmann von perikleischer Hoheit nennen durfte. Wer an diesen zwei Brüdern emporblickt, fühlt sich gehoben wie bei der Geistesnähe alter Heroen und so möchte ich ihr Andenken nicht auf kaltem Marmor mit goldenen Lettern festgebannt wissen, sondern im Herzen der Nation, vor allen der Jugend, die nur durch solche Muster sich für die gewaltigen Aufgaben vorbereiten kann, welche Deutschland noch gestellt sind.

Aber auch die Torheit forderte von ihm, er solle auf ihr Schellengeklingel hören und zwang ihn, mitanzuschauen, wie 25 Jahre nach den Vorlesungen über den Kosmos die Epidemie des Tischrückens und Geister-

klopfens losbrach. Zuerst faßte er die Sache ironisch, dann entrang sich ein gellender Seufzer seiner Brust, in den auch der Mathematiker Gauß einstimmte. „Ich bin seit langer Zeit gewöhnt, von der Gediegenheit der höheren Kultur, welche die sogenannten höheren Stände durch Lesen populärer Schriften und durch Anwohnen populärer Vorlesungen erwerben zu können glauben, wenig zu halten. Ich bin vielmehr der Meinung, daß in wissenschaftlichen Gebieten probehaltige Einsicht nur durch Aufwendung eines gewissen Maßes eigener Anstrengung und eigener Verarbeitung des von anderen Dargebotenen erlangt werden kann.“ Das klingt herb; was jedoch 1853 galt, hat leider auch noch für heute die gleiche Berechtigung. Ja ich wage die Ketzerei und schelte den größten Teil unserer populären Vorlesungen Schwindel, Koketterie mit den Wissenschaften, deren jede ihr eigenes Abc hat, das man zuerst gelernt haben muß, wenn ein Vortrag nicht leere Spielerei, oberflächliche Unterhaltung bleiben soll: Heute das, morgen das! Im Grund ist denn doch nichts neu unter der Sonne; wer erinnert sich nicht der französischen Modedamen des vorigen Jahrhunderts, der galanten Abbés und Voltaires; was ist aber damals herausgekommen? Freilich kann man der Mode nicht gebieten und so wird man fortfahren, großen faulen Kindern die Wissenschaft als Bonbons in vergoldeten Düten zu präsentieren und dabei doch wähnen, etwas Rechtes geleistet zu haben. Die Kinder werden sich wieder einmal den Magen verderben; der einzige Gewinn vielleicht ist dabei der, daß etliche schwerfällige Forscher sich leichter und verständlicher ausdrücken lernen.

Es ist bekannt, daß Humboldt nur ungern nach Berlin ging, jedoch dem Ruf des Königs folgen mußte, weil er, nachdem er sein Vermögen der Wissenschaft geopfert, ganz von seinem Amte abhing. Er suchte sich möglichst zu wahren, wie man jedoch nicht ungestraft unter Palmen wandelt, so auch nicht auf dem glatten Parkett der Höfe. Bei Humboldts Verhältnis zum König mag man wohl an Friedrich und Voltaire denken, doch bewahrte die reine Natur des Deutschen ihn vor der tragikomischen Katastrophe, die den gierigen Franzosen auf das Pflaster setzte. Bettina rühmte ihn „als den einzigen Mann in diesen Kreisen, dem es um mehr zu tun sei, als eigenen kleinlichen Vorteil, der alles Menschliche treulich hege und sich immer edel und würdig benehme“. Ihm war es schon wertvoll, wenn „seine Atmosphäre bisweilen zu ein paar Elendigkeiten des Wohltuns diente, ob auch in dem wichtigeren allgemeineren Verhältnisse alles gegen seine Wünsche ging“, wenn er „da tätig sein durfte, wo man das wenigstens immer noch geistige Interesse des Königs benutzen konnte“. Die Gewohnheit wirkte auch hier beruhigend. Varnhagen meint: „Seine gehäuften Geschäfte drücken Humboldt, doch möchte er sie nicht missen; und Hof und Gesellschaft sind ihm wie ein altgewohntes Stammhäusel, wo man seinen Abend zuzubringen und seinen Schoppen zu trinken pflegt“. Nach einem verzettelten Tag arbeitete er nachts streng und ernst. Dabei beschränkte sich sein Schlaf schließlich auf wenige Stunden. Die Darstellung jener Verhältnisse, die Charakteristiken hochstehender Personen sind ein schätzenswerter Beitrag zur politischen Geschichte jener

öden Tage, eine Ergänzung und Korrektur des klatsch-süchtigen Varnhagen, für welche man Dove dankbar sein muß.

Humboldts Uneigennützigkeit ist bekannt. Vor seiner Abreise nach Amerika schrieb er an Schuckmann: „In des Ministers Vorschlag wegen Beibehaltung meines Gehaltes werde ich nicht willigen können. Ich befolge sonst gern den Rat meiner Freunde, fühle, daß ich nicht reich genug bin, um auch eine kleinere Zulage gern zu entbehren; fühle, daß Fürsten auch für Menschen meines Schlages etwas tun können, — aber ich denke mich immer in die individuelle Lage, in der ich stehe, hinein. Je mehr man die sittlichen Handlungen anderer richtet, desto strenger muß man selbst die Gebote der Sittlichkeit befolgen. Das Verdienst, die Freundschaft eines Ministers nicht gemißbraucht zu haben, ist ja das einzige Verdienst, welches ich in diesem Lande zurücklasse." Die Gerüchte über eine Subvention von Seiten der spanischen Regierung weist er als lächerlich zurück. Aber diese Uneigennützigkeit verzehrte sein Vermögen und steckte ihn schließlich in die Uniform des Kammerherrn, welche seine Unabhängigkeit vielseitig beschränkte. Sein Amt erforderte viele Auslagen, noch größere seine wissenschaftliche Tätigkeit, die Freundschaft der Könige beutete er nicht aus, er war daher arm trotz seiner Besoldung. Man fühlt das tiefste Mitleid, wenn er 1859 kurz vor seinem Tode an Frau Seifert schreibt: „Meine liebe, immer so sorgsam hilfreiche Frau Seifert! Ich beklage, Ihnen nur ein so elend kleines Festgeschenk zu bringen für die reiche, anstrengende Sorgfalt, die Sie bei oft schwankender Gesundheit meiner Pflege ge-

schenkt haben. Ich hoffe bald, durch neuen eigenen Fleiß errungen, 500 Taler darbieten zu können. Mit dankbarer Anhänglichkeit in inniger Hochachtung A. H."

Das Verhältnis Humboldts zu seinem Kammerdiener behandelt Dove ausführlich; manches läßt sich zwischen den Zeilen lesen: auch hier war der große Mann jener Abhängigkeit verfallen, welche das gewöhnliche Schicksal alter Hagestolze zu sein pflegt.

Ein tirolisches Pfäfflein zeterte gegen Humboldt: „Er hat alle Winkel im Hause Gottes durchkrochen, aber dem Hausherrn nicht einmal die Visitenkarte zurückgelassen!" Nun, wir haben uns bis jetzt mit Humboldt nach verschiedenen Richtungen befaßt, warum hörten wir denn noch nichts über sein Verhältnis zur Religion? Gehöre ich auch nicht zu den inquisitorischen Hyänen, die in der Brust edler Toten nach dem Glaubensbekenntnis wühlen, so gilt mir doch das religiöse Element eines Menschen als höchst wichtig für die Charakteristik desselben. Dieses liefert häufig die Farbe für die Zeichnung, für die Linie, welche sein Bild umzieht. Ich kann es daher nur bedauern, daß uns die vorliegenden drei Bände so wenig direkte Aufschlüsse geben. Wissen wir auch Humboldt frei von den Fesseln einer lähmenden Dogmatik, so ist damit doch nur ein allgemeines, nicht ein individuelles ausgesprochen. Wenn ich mich recht besinne, enthält der Briefwechsel mit Bunsen manches hieher Bezügliche.

Toten Helden legt man die Ehrenzeichen auf den Sarg.

So habe auch ich es bis zuletzt verspart, vom

Kosmos zu reden, der Humboldts Namen in alle Kreise, ja in die Tiefen des Volkes trug. Wie einst Goethen der Faust, beschäftigte ihn dieses Werk fünfzig Jahre, und es ist mit dem Faust nicht bloß äußerlich, sondern innerlich verwandt, aus der gleichen Wurzel entsprungen. Im Gedichte verschwindet der Erdgeist vor Faust, im Kosmos verkörpert er sich durch Humboldt für die Welt. Auch an Dante möchte man denken, der in seiner divina commedia die Weltanschauung des Mittelalters zusammenfaßte und künstlerisch abschloß. Doch wozu die Analogien! So wie er ist, hat der Kosmos keine Vorgänger, wenn auch in früherer Zeit Versuche gemacht wurden, die Summe des vorhandenen Wissens zu ziehen. Ich erinnere an den Tesoro des Brunetto Latini; ich nenne die Enzyklopädien, denen jedoch bei der Anordnung des Materials die innere Gliederung, die Komposition fehlt.

Die Bedeutung des Kosmos brauche ich hier nicht zu erörtern. Dove sagt: „Der Kosmos ist in der Tat ein wichtiges Moment in der Geschichte der deutschen Nationalliteratur geworden, denn er hat — die Tat der Vorlesungen von 1828 umfassender wiederholend — unserer Naturwissenschaft in den Kreis der die gesamte Nation interessierenden Literatur den Eintritt eröffnet." Davon abgesehen, hat der Kosmos auch unschätzbaren Wert für die Geschichte des Geistes und der Wissenschaft „wie jenes Rechtsbuch des Kaisers Justinian für das Jus." Das Vergängliche wird die Zeit ausscheiden, es bleibt genug übrig als Schatz für die Zukunft.

Einen großen Teil vom Erfolg des Kosmos dürfen

wir Humboldts Stil zumessen. Selbst manche Gebrechen steigerten damals die Wirkung. Humboldt kennt sie gar wohl; er bezeichnet sie Varnhagen gegenüber als solche: „Eine unglückselige Neigung zu allzu dichterischen Formen, eine lange Partizipialkonstruktion und ein zu großes Konzentrieren vielfacher Ansichten, Gefühle in einen Periodenbau." Es sind die Fehler — weniger seiner Individualität als seiner Zeit. Wir wissen, daß in der weimarischen Epoche die Poesie so mächtig herrschte, daß sie selbst solche, die zu dichterischem Schaffen keinen Beruf hatten, teils zu poetisierender Prosa, teils zu prosaischer Poeterei verlockte. Denken wir an Jakobi, an Herder, der den Kosmos ahnte und am Schlusse des ersten Buches seiner „Ideen zur Philosophie der Geschichte der Menschheit" von einem Erforscher der peruanischen Gebirge erwartet, er werde die reichen Aufschlüsse über die physische Beschaffenheit der Erde in einem Ueberblick darzustellen vermögen. Humboldt schrieb vieles französisch. Dove wirft die Frage auf: „Ob dieser Geist nicht vielmehr in dem Stoffe des französischen Idioms zu vollkommenerem Ausdruck gelangt ist?" Er möchte sie bejahen. In ähnlichem Sinne äußern sich die Herausgeber des de la Roquetteschen Briefwechsels: „En effet, jamais esprit ne fut plus français, plus mêlé de sentiments genereux, exquis et de fine satire!"

Wer erinnert sich nicht daran, daß auch Goethe einmal französischer Schriftsteller werden wollte? Mich dünkt, Humboldts Größe werde dadurch nicht beeinträchtigt, daß ihn zwei Nationen zu ihren besten Schriftstellern rechnen.

Ich fühle mich nicht berufen, in den Streit dreinzureden.

Dem Menschen Humboldt möge Dove, der ihn durch vieljährigen Umgang genau kannte, die Schlußrede halten: „Es gibt mancherlei Ruhmestitel auch in der Welt der Erkenntnis; der eigentlichen Geisterwelt, wie Humboldt sie nannte. Wie die ganze Natur von der tiefsinnigen Spekulation Spinozas trotz ihrer Einheit, die niemand kräftiger betont hat als er, in eine natura naturans und naturata zerlegt ward, so scheiden wir auch im Naturschauspiel menschlicher Begabung aktive und passive Genialität von einander. Die Träger der ersteren dienen durch ihre schöpferische Tätigkeit ihrer eigenen Zeit sowie der folgenden zum Vorbilde, die der letzteren sammeln in aufnehmender Seele das geistige Licht ihrer Gegenwart und bieten so der Zukunft wenigstens ein Abbild dar, aus dem sie betrachtend Genuß und Lehre zugleich gewinnen mag. Empfänglichkeit zur Reproduktivität gesteigert, wird so in ihnen zu historischer Repräsentation ihres Zeitalters, und je lebendiger bei vielgeteilter Kulturarbeit das Bedürfnis dieses Zeitalters nach ideeller Vereinigung seiner auseinanderstrahlenden Bestrebungen ist, um so dankbarer wird es sich schon bei dessen Lebzeiten dem Vertreter seiner intellektuellen Anschauungen und Interessen bezeugen. Gerade die Naturwissenschaften nun haben, vornehmlich durch ihre polytechnischen Wirkungen, in unserem Jahrhundert eine durchaus internationale, zu humaner Gleichförmigkeit auswachsende Erdkultur hervorgerufen; kein Wunder daher, daß der Ruhm A. v. Humboldts auf viel breiterer Basis emporstieg, als der seiner

polyhistorischen Vorgänger in früheren Perioden menschlicher Entwicklung. Wie die politischen Gestaltungen der Neuzeit, haben auch die kulturgeschichtlichen unvergleichlich weitere Dimensionen angenommen; die ganze zivilisierte Zeitgenossenschaft sah so in unserem Helden gleichsam ihren Abgeordneten und dankte ihm, als sein Mandat in spätem Tode erloschen war, für die treue Erfüllung desselben, für die unermüdliche Wahrnehmung ihrer theoretischen und praktischen Neigungen und Wünsche mit jener stürmischen Begeisterung, die dem Massendanke eigen zu sein pflegt.

Daß sie dabei auch seine sittliche Persönlichkeit in überheller Verklärung erblickte, kann nicht befremden. Gleichwohl geht ein merkwürdiger Zwiespalt durch sein moralisches Wesen: mit der großartigen Reinheit echt humaner Weltansicht und genereller Lebensweisheit kontrastiert in herber Weise die durch tausend enge Rücksichten und kleinliche Berechnungen getrübte Auffassung der Alltagsaufgaben des sozialen Daseins.

Auch moralische Entwickelung wird man in A. v. Humboldt kaum wahrnehmen; dieselben Eigenschaften: edle wie geringe, begleiten ihn durch die lange Dauer seines vielbewegten Lebens.

Für die Aufgabe, die der Geist der Geschichte diesem Werkzeuge seiner Arbeit bestimmt hatte, mußte es gerade so beschaffen sein; energisch herausspringende Ecken und Kanten männlichen Charakters durfte der Universalvermittler moderner Geistesbildung nicht an sich tragen; wie ein Linsenglas, das zur Strahlensammlung geschliffen wird, mußte seine allseitige Natur zu glatter Rundung zugekrümmt erscheinen. Was er an

Individualität verlor, gewann er an darstellender Bedeutung. Wie man von einem homerischen Zeitalter spricht, ohne dabei das scheinbar subjektive Beiwort anders als objektiv zu fassen: mit der nämlichen Einschränkung wird auch die künftige Kulturgeschichte reden dürfen von einem Jahrhundert Alexander v. Humboldts.

Moritz Schleifer

I.

Wenn wir auf den Vormärz von 1848 zurückblicken, so leuchten uns einige Namen entgegen, die auch jetzt noch nicht erbleicht sind: Grillparzer, Grün, Lenau, Raimund, Stifter, während andere kaum noch erwähnt werden, wie Castelli, Seidel, Vogel, oder selbst zu ihrer Zeit nicht die Beachtung fanden, welche sie verdienten. Dahin gehört in erster Linie Leopold Schleifer, der Freund Lenaus, welcher ihn den Patriarchen von Gmunden nannte. Geboren 1771 bei Laa in Niederösterreich, war es ihm durch die Gnade des edlen Kaisers Joseph möglich, seine Studien in Wien zu vollenden; dann wurde er Beamter, zeichnete sich in Franzosenzeiten durch sein mannhaftes Auftreten aus und starb endlich vor seiner Pensionierung hochbetagt und allgemein verehrt als Bergrat 1842. Die Anerkennung seiner Poesien wurde zum Teil dadurch verzögert, daß er stets fern von dem Mittelpunkte des literarischen Treibens auf dem Lande lebte und dann wohl auch, weil sie konservativen Inhaltes sind, während trotz des Druckes, welchen das fälschlich nach Metternich benannte System nach allen Richtungen übte, sich schon allerorts die

Keime der Freiheit regten. Die finstere Skepsis Lenaus bezauberte die Jugend, ihm rief Schleifer zu:

„Zwei Blumen blüh'n und ihrer darf der Finder
Nur eine pflücken — Hoffnung und Genuß!"
So sang, als weinend ihn sein Genius
Verließ, ein Sängerfürst im Chor der Sünder;
Als ob des Glaubens leer, verarmt an Liebe,
Der Menschenbrust ein Hoffen übrig bliebe.

Entsagen ist das Vorrecht schöner Seelen,
Die ohne Hoffnung auf die Ernte sä'n,
Die, wenn das Herz auch blutend bricht, verschmäh'n,
Auf ihrer Opfer Wucherlohn zu zählen,
Die heiter lächelnd auf dem Sterbekissen
Von keiner Schuldschrift, keiner Borgschaft wissen.

Die ihm, dem Ewigen, Unwandelbaren
Mit Kindersinn, mit Männermut vertrau'n;
Die liebend seinem Reich entgegenschau'n,
Die reine Brust vor Schuld und Haß bewahren,
Die sich des Tages freu'n im Lebensgarten
Und Nacht und Morgenrot getrost erwarten.

Solche Gedanken, solche Gefühle verstanden zu jener Zeit in den Kreisen, wo man sich um Poesie kümmerte, nur noch wenige, sonst müßten Gedichte, wie die „Geburt des Herrn" und „Der Tod Jesu von Nazareth" durch ihre tiefe Innigkeit Eindruck gemacht haben. Aber auch die Form war vielfach veraltet, man hatte sich mancher Ausdrücke und Wendungen bereits entwöhnt, wie ja auch wir manches, was damals allgemein bewundert wurde, gleichgültig ansehen und uns kopfschüttelnd vom lyrischen Geflenne abwenden.

Leopold Schleifer war Oesterreicher im edelsten Sinne des Wortes; Herzen, die so warm für ihre Heimat schlugen, finden im wüsten Kampf der Parteien,

Nationen und Völker kaum noch eine Stätte, so daß wir fast mit Staunen auf sie blicken. In diesem Sinne ist er auch politischer Dichter; groß ist sein „Schönbrunn", wo er den alten Napoleon 1809 und dessen Sohn auf dem Krankenbette 1832 mit abwechselnden Strophen in ergreifender Weise gegenüberstellt. Bekanntlich wurde es in den Dreißigerjahren bei jungdeutschen Dichtern und Dichterlingen Mode, den Korsen trotz Waterloo und Leipzig zu verherrlichen; ihnen schleudert Schleifer das donnernde: „Fiat applicatio" entgegen. Er gleicht hierin seinem Zeitgenossen Alois Weißenbach, der 1769 zu Telfs geboren, seit 1821 auf dem Friedhofe von Salzburg liegt, wo er als Professor der Chirurgie starb. Ob sich die beiden kannten, weiß ich nicht; in Sinnesart, Charakter, Weltanschauung, ja selbst in Form und Ausdruck haben sie viel Aehnlichkeit. Wenn die Deutschen ihre Dichter der Befreiungskriege anführen, vergessen sie unsere zwei Oesterreicher, die immerhin neben einem Stägemann gar wohl einen Platz verdienten.

Von L. Schleifer erwähne ich noch das schöne Stimmungsbild „Aufflug" und schließe für die Bewunderer Goethes ein Epigramm an:

„Dichterkönig, du prägst des Goldes in Fülle,
Daneben Kupfermünzen genug, aber auf allen dein Bild."

Mathias Leopold Schleifers sämtliche Gedichte gab 1847 K. A. Kaltenbrunner bei K. Haas in Wien heraus. Die Biographie, welche er voranstellte, hätte durch Einschaltung von Briefstellen an Charakteristik gewonnen; von den Gedichten sollte nur das vorzüglichste als Auswahl geboten werden, so konnten zum

Vorteile des ganzen vier Fünfteile entfallen, der kleine Rest hätte den Namen Schleifer vielleicht besser über dem Wasser gehalten, als das dicke Buch, welches auch viel Mattes und Schwaches, in der Form Unfertiges bringt.

Poeten wie L. Schleifer, Al. Weißenbach, Beda Weber, J. Streiter, Al. Flir, Johannes Schuler werden in der deutschen Literatur keinen hervorragenden Platz behaupten, die deutsche Literaturgeschichte ist aber ein Strom, der allerlei Pofel und Küchenabfälle mitschleppt und sie haben doch besseres geliefert. Da möchte ich ihren Büsten eine kleine Nische sichern. Wäre es nicht angezeigt, endlich eine deutsch-österreichische Anthologie, wo das beste von diesen Männern im Schattenreich vorgelegt würde, zusammenzustellen; zwei bescheidene Bände würden genügen, ob sich kein Verleger dafür fände?

II.

Am 27. Juni 1817 wurde unserem Leopold Schleifer zu Sirning in Oberösterreich, wo er beim Gericht als Beamter angestellt war, ein Sohn geboren und auf den Namen Moritz getauft. Nachdem er zu Kremsmünster, wo noch die Erinnerung an Adalbert Stifter haftete, das Gymnasium vollendet, wendete er sich 1835 an der Universität zu Wien dem Rechtsstudium zu und begann 1839 als Praktikant beim Gerichte zu Steyr die dornige Laufbahn des Beamten, auf der ihn damals im schönen Oesterreich der Dichter kaum förderte.

Zurücksetzungen, die er nie ganz verwand, blieben dem einfachen schlichten Mann nicht erspart.

Der Beamte ist ein Nomade; der Befehl von oben versetzt ihn bald da, bald dort hin. So treffen wir ihn zu Sankt Michael im Lungau, wo ihm das rauhe Gebirgsklima die Gicht zuzog, und dann zu Tamsweg, welches er in einem humoristischen Sonettenzyklus verherrlichte.

„Kennst Du das Land?" — Das rauhe Alpenland,
Zu dessen Preis noch nie ein Lied erklungen? —
Doch nein, Vergil hat schon davon gesungen:
„Semper hiems!" — Der Schnee ist sein Gewand.

Hochaufgetürmt wie eine Riesenwand
Hat er das Leben der Natur bezwungen,
Und wenn der Lenz allwärts den Sieg errungen,
Hier trotzt noch Eis und Schnee dem Sonnenbrand.

Kennst Du das Land, des Winters starres Reich:
Du deutscher Gau, sprich selbst, wem bist Du gleich?
„Ich gleiche Grönlands und Kamtschatkas Küste,

Ich gleiche Islands starrer Eiseswüste,
Und Tamsweg darf mit edlem Stolz es wagen
Sich Irkutsk als Genossin anzutragen."

* * *

„Kennst Du das Land?" — Bei harter Arbeit Zwang
Wohnt hier das Volk in seinen düstern Zellen,
Nie strömen Licht und Luft hier ihre Wellen,
Und faule Dünste brüten schwer und bang.

So schweigt denn auch des Herzens warmer Drang,
Versiegt sind hier der schönen Freude Quellen,
Umsonst wirst Du Dich ihnen zugesellen,
Nie grüßt man Dich zu gastlichem Empfang.

Kein Hochgefühl wird hier die Brust erheben,
Nie jauchzt und sprudelt hier das volle Leben,
Verschlossen, sang- und klanglos zieh'n sie hin.

Denn auch die Tonkunst weiht nicht ihren Sinn,
Kein Wiegenlied, kein Brautlied wird geboten
Und kaum der Tränen Weihegruß den Toten!

* * *

„Kennst Du das Land?" — Noch wahrt es treu die Spur
Von grauer Vorzeit Tagen, längst entflogen,
Als hier das Volk den Mithrasdienst gepflogen: —
Die erste Kunde menschlicher Kultur!

Sie jagten dort das Elenn und den Ur;
Da kamen durch des Leisnitzgrabens Bogen
Mit stolzem Schritt die Römer hergezogen
Und bändigten die feindliche Natur.

Und kämst Du heut' zurück, Septim Sever,
Du fändest es kaum anders allzusehr:
Wir haben ja noch Deine Straße hier!

Den Meilenstein mit Deines Namens Zier;
Und selbst die Götter sind noch so geblieben,
Wie sie vor Dir schon Tacitus beschrieben.

Später widmete Schleifer Land und Leuten des Lungau einen langen Aufsatz, der durch meine Vermittlung in Amthors „Alpenfreund" erschien.

Dann wurde er nach Salzburg versetzt, wo ihm die Universitätsbibliothek sehr zustatten kam. Ein fein empfundenes Stimmungsbild ist

Sommernacht.

Wie schön verglimmt der Abendröte Pracht!
Die fernen Berge glüh'n im stolzen Reigen,

Des Staufen edle Formen aber zeigen
Das Spiel des Lichtes mit der Sommernacht.

O seltne Schauer stiller Zaubermacht!
Wie reizend schläft am Fuß der Kanzel Aigen
Und Grödig ruht im feierlichen Schweigen
Am Untersberg mit seinem Zauberschacht.

Wird denn der alte Kaiser nie erwachen?
O nein; — er träumt ja von der Rolandsschlacht,
Von Wittekind und von der Pfalz zu Aachen.

Doch sieh', jetzt zieht der Mond zur stillen Wacht,
Dort wo des Parks verschwieg'nes Dunkel düstert,
Das einst Babette von Mabon umflüstert.

Da weht wohl der Hauch romantischer Poesie; ob man in Salzburg diese Gedichte und den Dichter, der all den Zauber über Berg und Fluren ausgoß, kennt? — Ich fürchte: kaum!

Als Bezirksrichter zu Haag in Oberösterreich erkrankte er infolge von Sorgen und Arbeit. Das hohe Präsidium forderte ihn auf, sich pensionieren zu lassen und so begab er sich in den Ruhestand und zog nach Salzburg, wo er am 17. Oktober 1877 seinen Leiden erlag.

Als Amtsschreiber zu Ort bei Gmunden hatte er sich 1844 mit Emilie, der Tochter des Forstmeisters Schellinger verheiratet. Auch sie war poetisch angehaucht; man schildert sie als eine anmutige Frau; die wallenden Locken hielt sie mit einem vergoldeten Stirnband zusammen. Sie folgte ihm bald im Tode, beide hinterließen vier Töchter und einen Sohn, leider jedoch nur viele Bücher und kein Vermögen; so müssen sie in schwerem Kampfe um das Dasein ringen. Schleifer war

ein schöner Mann: „Der photographierte, gemütvoll intelligente Kopf flößte mir nicht bloß persönliches, sondern auch allgemein ästhetisches Interesse ein," schreibt Robert Hamerling. — Der Gestalt entsprach die edle lautere Seele; dieses bestätigen auch alle, die ihn persönlich kannten. „Er war ein ungemein sanfter Charakter; dienstfertig und zuvorkommend gegen alle, opferte er lieber seinen eigenen Vorteil, um nur anderen gefällig sein zu können" — besuchen wir sein

Stilleben.

Wenn's Abend wird, so zündet man die Lichter,
Die Mutter schänkt Kaffee in voller Schale,
Die Kinder setzen fröhlich sich zum Mahle:
Ringsum gesunde blühende Gesichter.

Da bin ich dann nicht mehr der ernste Richter,
Der Recht und Unrecht wägt am Tribunale,
Ich schlürfe Lethetrank aus dem Pokale
Und bin dann nur mehr Vater, nur mehr Dichter.

Auch Freunde pochen wohl an meine Pforte;
Es bieten mir Bekannte ihren Gruß:
Vierthaler, Gibbon, Gregorovius

Und Andere mehr und tauschen kluge Worte, —
Und all' des Tages Unmut wird vergessen;
Nun sagt, „wer will sein Glück mit meinem messen?"

Trotz der vielen bitteren Erfahrungen blieb er ein treuer Sohn Oesterreichs, aber wie die edelsten deutschen Männer in Oesterreich vergaß auch er nie, daß er dem großen deutschen Stamm angehöre und begrüßte die Siege desselben mit heller Freude. Das beweisen seine Gelegenheitsgedichte, so der Gruß an den deut-

schen Kaiser Wilhelm bei dessen Durchreise nach Gastein am 12. August 1871.

Die schönen Schlußstrophen lauten:

* * In heil'gen Flammen
Erwacht der Geist der Einigkeit im Land,
Zu einem Bunde treten sie zusammen,
Der Neid entflieht, die alte Zwietracht schwand.
Der Untersberg erglänzt und der Kyffhäuser,
Der Welserheide Schlacht hat ausgetobt:
Ein Land, ein einig Volk, ein deutscher Kaiser
In Not und Tod, in Krieg und Sieg erprobt.

Und trennt uns auch des Weltlaufs mächtige Schranke,
Doch ist's dieselbe Glut, die uns durchzieht,
Auch uns erhebt der deutsche Hochgedanke,
Auch uns erhebt und stärkt das deutsche Lied.
„Der Oesterreicher hat ein Vaterland
Und liebt's und hat auch Ursach' es zu lieben!"
Allein das alte, treue Bruderband,
Der treue Brudersinn ist ihm geblieben.

O welch ein Paar! Auf zwei gewalt'gen Thronen
Im Mittelpunkt Europas Hand in Hand
Zwei Fürsten mit dem Schmuck der Kaiserkronen,
Vereinigt durch geheiligten Verband —
Wen scheuen sie? — Von ihrem hohen Posten
Späh'n sie, dem Doppelaar im Wappen gleich,
Und hüten siegsgewiß im West und Osten
Der deutschen Brudervölker mächtig Reich.

Schleifer zählte zu jenen seltenen Männern, welche die Zeit, die das Brotfach, nachdem sie allen schweren Pflichten desselben genügt, übrig läßt, noch auf rein menschliche Studien verwenden, obwohl man sich beim Tarok und am Schachbrett vielleicht beliebter gemacht hätte. „Mit Tagesanbruch stand er auf, um bis zum

Beginn der Amtsstunden studieren zu können, doch liebte er auch abends heitere Geselligkeit." — Vorzüglich beschäftigte er sich mit Geschichte und Literatur; er las den Franzosen und Italiener in der Ursprache und den kastalischen Trank der Römer und Griechen erhielt er auch nicht aus zweiter Hand. Mit schriftstellerischen Zeitgenossen berührte er sich wohl nur oberflächlich, vielleicht kannte er Ad. Stifter, dem er ein wahrhaft klassisches Sonett widmete, das ich später bringe. Vom Vater hat er das poetische Talent geerbt; er lud aber die Muse nur zum Besuche, nicht zu dauerndem Aufenthalt. Seine Gedichte zeigen tiefe Empfindung und große Weltanschauung, sie überraschen oft durch die Originalität der Darstellung und der Bilder, doch drückt vielen derselben die Breite einen dilettantischen Charakter auf, so wie auch der Ausdruck nicht immer gewählt ist. Vers und Reim sind bisweilen fehlerhaft; ich lege darauf um so weniger Gewicht, als ja auch das Publikum seine Dichter nie auf die marmornen Gesetze Platens verpflichtet hat. Gedruckt ist nur wenig von ihm, zumeist im „Alpenfreund", in den „Dichterstimmen" und im „Literaturblatt". Aus seinen umfangreichen Heften brachte die Wagnersche Buchhandlung eine kleine Auslese der besten, welche ich Freunden der Poesie empfehle, weil sie nicht bloß sehr viel Schönes enthält, sondern auch nur — 15 Kreuzer kostet.

Schleifer hinterließ mehrere Dramen, ohne jedoch den Gesetzen des Stiles und der Komposition zu entsprechen, ein Grundfehler, die manche einzelne dort zerstreute Schönheiten nicht ausgleichen.

Die „Frau v. Wallsee" spielt in den Tagen der

Kreuzzüge und verherrlicht die Heimat des Dichters, die weitschichtige „Jakobäa von Bayern" führt die Geschicke jener deutschen Fürstin an uns vorüber, „die Schwestern von Perkope" versetzen uns in die Tage der Martyrer.

Ein kleines Juwel vom reinsten Schliffe ist dagegen das einaktige Stück „Flucht und Rückkehr", welches in der schönsten Zeit Griechenlands zu Trözen spielt. Er verfaßte es für ein Haustheater in Braunau, wo er die besten Tage seiner amtlichen Praxis zubrachte. Die Bretter der modernen Bühne wird es freilich nie beschreiten, dafür ist es zu schlicht und einfach, unser Publikum bewundert nur noch die Perücke, das Rokoko, die Bauernjoppe und Pluderhose des Lanzknechtes, aber nicht den Chiton der Hellenen oder die Toga des Römers. Ich habe dieses Drama seinen lyrischen und erzählenden Gedichten angereiht.

Nun darf ich wohl noch kurz mitteilen, wie ich mit ihm bekannt wurde. Zur Erläuterung des Inferno hatte ich 1873 in der „Wiener Abendpost" einen Aufsatz „Dante in Tirol" veröffentlicht. Da meldete sich ganz unerwartet Schleifer, von dem ich bisher auch nicht einmal den Namen gehört, mit dem schönen Gedichte „Dante in Lizzana".

Seit dort entspann sich zwischen ihm und mir ein Verkehr, der erst mit seinem Tode abbrach. Die Nachricht erfüllte mich mit tiefer Trauer; denn aus seinen Briefen trat mir eine schöne, starke Persönlichkeit entgegen, deren Bekanntschaft ich gern Aug' in Auge gemacht hätte.

III.

Von je hat man Korrespondenzen als charakteristisch für die Menschen und ihre Zeit betrachtet. Gern hätte ich seine Briefe an Robert Hamerling und Stellen aus denen Hamerlings an ihn veröffentlicht, der Herr Professor ließ jedoch mein höfliches Schreiben, in dem ich um Mitteilung und Erlaubnis ansuchte, unbeantwortet. Der Verkehr, von diesem eingeleitet, dauerte vom 15. Februar 1868 bis 19. Februar 1873. Das darf ich wohl sagen, daß wir beide in anerkennendem Urteil über Schleifers Poesien völlig übereinstimmen und führe die betreffende Stelle über „Flucht und Rückkehr" an: „An Ihrem kleinen Drama würde Goethe Freude gehabt haben. Es ist äußerst anmutend, zu sehen, wie Sie den einfach sinnigen Gegenstand mit so viel gediegenem Reiz zu umkleiden und durch die Verlegung auf griechischen Boden in eine so reine Sphäre zu heben wußten."

Wenn ich den Briefwechsel zwischen mir und Schleifer als kleinen Beitrag zur deutschen Literaturgeschichte schon jetzt veröffentlichte, so möge man es damit entschuldigen, daß ich bereits alt bin und nicht voraus weiß, wohin meine Schriften nach meinem Tode verstreut werden.

Briefe.

Geehrtester Herr!

Die Wiener Zeitung brachte im Abendblatte des Silvestertages Ihren höchst interessanten Aufsatz: „Dante in Tirol", der mich umsomehr ansprach, als ich

vor 12 Jahren denselben Stoff zu einem kleinen Poëm (Dante in Lizzana) verarbeitete, das damals in einem Zyklus tirolischer Reminiszenzen in einem oberösterreichischen Lokalblatte erschien und schon deshalb weiteren Kreisen von vornherein unzugänglich blieb.

Dieser Umstand veranlaßt mich, Ihnen, verehrter Herr, die an und für sich unbedeutenden Strophen mitzuteilen, da der Gegenstand, der Sie zu einer so anziehenden Studie angeregt hat, bei Ihnen jene Aufmerksamkeit erregen dürfte, auf welche sonst weder das Gedicht, noch sein unbekannter Verfasser Anspruch haben können.

Auf keinen Fall wollen Sie mir eine Unbescheidenheit zur Last legen, da diese, vielleicht unberufene Sendung, nur ein Ausdruck der Hochachtung, die Ihre literarischen Leistungen in so hohem Grade verdienen, zu sein wünscht, mit der ich nunmehr die Ehre habe, mich zu unterzeichnen

Euer Wohlgeboren

sehr ergebener

Moritz Schleifer,

k. k. Bezirksrichter.

S. Michael im Lungau, 6. Jänner 1874.

Hochverehrter Herr!

Es hat mich sehr erfreut, daß Sie meine anspruchslose Gabe so gütig aufgenommen haben, gegen deren Veröffentlichung ich gewiß nichts einzuwenden habe.

Ihnen den ganzen Zyklus von 28 Nummern, — unter sich nicht zusammenhängend, — anzubieten, hätte

ich mir nicht herausgenommen, da ich einen Literaten von Ruf mit den Kleinigkeiten eines unbekannten Dilettanten nicht zu behelligen mir getraut hätte.

Gleichwohl würde ich Ihnen selben nun sogleich übersenden, wenn er nicht nebst einer ziemlich zahlreichen Sammlung verschiedener Erzeugnisse meiner Einsamkeit in einen etwas dickleibigen Band zusammengebunden wäre und sich also einzeln nicht schicken läßt.

Sollte er aber wirklich Ihr Interesse auf sich ziehen, so bin ich gerne erbötig, Ihnen auf Ihren Wunsch den ganzen Band anzuvertrauen, da denn doch möglicherweise einiges davon Ihre Aufmerksamkeit auf sich ziehen dürfte.

Vorläufig aber lege ich noch eine Nummer bei, die auch Hamerling seines Beifalls gewürdigt hat.

Mich herzlichst empfehlend

Ihr

sehr ergebener

Moritz Schleifer.

S. Michael im Lungau, am 12. Jänner 1874.

Lieber Herr!

Amthor findet Ihr „Lizzana" sehr schön; es dürfte daher in einem der nächsten Hefte des „Alpenfreundes" erscheinen.

Lungau ist sehr wenig bekannt; möchten Sie nicht dem „Alpenfreund" eine prosaische Skizze von Land und Leuten liefern? Daß Sie es trefflich können, daran zweifle ich nicht im mindesten.

Der „Alpenfreund" kann freilich kein klingendes Honorar zahlen, ein Freiexemplar dieser guten Monatsschrift würde Ihnen Amthor gewiß gerne bieten.

Mit besten Grüßen

Ihr

ergebenster

A. Pichler.

Innsbruck, 1. Februar 1874.

Verehrter Herr!

Die tief verschneiten Tauern glücklich passiert und am 26. März hier eingetroffen. Arbeit viel, vielleicht aber komme ich im Sommer doch zu meinen lungauischen Erinnerungen.

Mich bestens empfehlend

Ihr

ergebenster

Moritz Schleifer.

Haag in Oberösterreich, 16. April 1874.

Lieber Herr Professor!

Nun habe ich endlich meine „Wanderung durch den Lungau" beendet, und da Sie eben die erste Anregung dazu gegeben haben, so müssen Sie mir schon gestatten, daß ich das Manuskript — gleich im Konzepte, daher die zahlreichen Korrekturen — in Ihre Hände niederlege. Kann es der „Alpenfreund" brauchen, wohl und gut. Es geschieht mir gewöhnlich, daß mir meine Aufsätze zu lang werden, vielleicht ist es auch hier der Fall

gewesen, aber es handelt sich ja um eine terra incognita.

Werden Herr Professor heuer keine Sommerfrische aufsuchen? Ich werde in der ersten Hälfte August auf ein paar Tage ins Pustertal und bis nach Villach kommen und würde mich sehr geehrt fühlen, Ihnen irgendwo zu begegnen, denn daß Sie einmal in unsere sehr fruchtbaren, aber ziemlich reizlosen Gegenden sich verirren sollten, dazu habe ich wohl wenig Aussicht.

Mit herzlichem Gruße verharre ich

Ihr

sehr ergebener

Moritz Schleifer.

Haag, Oberösterreich, 16. Juli 1874.

Lieber Herr Professor!

Sie sind nun wohl schon längst aus Ihrer Sommerfrische zurückgekehrt und in den gewöhnlichen Kreis Ihrer Beschäftigungen wieder eingetreten.

Ich habe sehr bedauert, Sie bei meiner Ankunft in Innsbruck nicht mehr getroffen zu haben.

Da ich nun nicht das Vergnügen hatte, Sie persönlich kennen zu lernen, erlaube ich mir, mich in effigie vorzustellen und würde sehr erfreut und geehrt sein über einen ähnlichen Gegenbesuch.

Ein paar Bände des „Alpenfreundes", welche Zeitschrift ich bisher nicht kannte, habe ich in Schluderbach gesehen und sie sehr interessant gefunden. Werde mich darum umsehen.

Mich freundlichst empfehlend, verbleibe ich mit Hochachtung

Ihr

ergebenster

Moritz Schleifer.

Haag, Oberösterreich, 27. Oktober 1874.

Verehrter Herr!

Soeben erhalte ich das jüngste Heft „Alpenfreund", es bringt Nro I des Lungau. Zugleich schreibt mir Amthor, er werde Ihnen alles unter Rezepisse schicken; frühere Sendungen an Sie seien verloren gegangen; meine Photographie haben Sie wohl erhalten und vielleicht mein verzensuriertes, verdruckfehlertes Allerlei aus Italien gelesen. Neues nichts. Sie schwitzen wohl ob den Akten und ich ob geologicis und den Tragödien von Aeschylos, die sehr schwer zu knacken sind.

Mit herzlichen Grüßen

Ihr

Pichler.

Innsbruck, 4. Dezember 1874.

Lieber Herr!

Spät genug komme ich geplagtes Menschenkind dazu, Ihnen für die freundliche Uebersendung Ihrer Photographie vielmals zu danken.

Ihr italienisches „Allerlei" habe ich leider nicht kennen gelernt; wo ist es zu finden? Zeitschrift? Buch? Auf dem Lande hat man sein wahres Kreuz; man erfährt von nichts.

Es wird mich freuen, den „Alpenfreund“ auch einmal zu bekommen. Wenn sonderbarerweise alles nach Haag, Ob.-Oest., Adressierte verloren geht, so wäre vielleicht am besten im Wege der Maierschen Buchhandlung in Salzburg, von der ich ein paarmal im Monat Sendungen erhalte.

Aber sieh, in diesem Augenblicke bringt mir die Briefausträgerin den Alpenfreund VII 5; die Bahn ist also gefunden und ich bin glücklich entdeckt.

Ich bin erstaunt, daß Sie Geologie und Aeschylos vortragen, das sind doch verschiedenartige Fächer. Daß ich mich mit letzterem beschäftigt habe, mag anliegendes Blatt — das 3. Stück der Perser Trilogie betreffend — dartun. Zum Kopfzerbrechen habe ich übrigens nie Zeit gehabt. In einer Hand den Text, in der andern den Droysen, — endlich kommt man auch fort.

Nun leben Sie recht wohl, viel Dank für alle Gefälligkeiten und ein glückliches neues Jahr.

Mit vielen Grüßen

Ihr

ergebenster

M. Schleifer.

Haag, am 11. Dezember 1874.

Lieber Herr!

Ihr prächtiges „Anthedon“ hat mich sehr erfreut. Die moderne Muse ist demokratisch geworden; sie sucht entweder mit den Philistern „stille Winkel“ oder läuft schamlos dem gallischen Phallos nach; um so mehr überrascht es, wieder einen Stoff behandelt zu sehen, wie ihn die große Zeit unserer Literatur liebte.

Als kleine Gegengabe ein Epigramm, das ich jüngst beim Lesen der Danaiden fertig brachte. Wenn man bei Shakespeare an einen antiken Poeten denken darf, ist es doch nur Aeschylos.

Ueber Aeschylos trage ich nicht vor, wohl aber liegt er zwischen den Steinen und Apparaten meines Kabinetts und um nicht ganz petrifiziert zu werden, tue ich hie und da einen Schluck daraus.

Mein „Allerlei aus Italien" finden Sie in der Wiener Abendpost vom November. Es zieht durch drei Nummern.

Sie mögen es in Ihrem Haag einsam genug haben; wenn Sie nicht etwa abends die Pfeife im Mund mit den „Honoratioren" an Arthurs gefeiter Tafelrunde sitzen, vor der die gewöhnlichen Haager scheu mit gezogenem Hut vorüberschleichen.

Ich bin einsam wie Sie, denn Innsbruck bietet nicht viel Gesellschaft; es liegt jedoch an der Eisenbahn und da kann ich, wenn ich Zeit und Geld habe, nach Italien abfliegen.

Amthor soll Ihnen den ganzen „Alpenfreund" schicken; ich schäme mich statt seiner, daß er es noch nicht getan.

Gedenken Sie meiner auch im neuen Jahre freundlich, und so rufe ich Ihnen ein herzliches Glückauf! zu.

Ihr

treuergebener

Pichler.

Innsbruck, 16. Dezember 1874.

Brüder:

Aeschylos schwang sich empor in reinere Höhen des Aethers,
Nahm vom Schoße des Zeus mutig den Schlüssel des Rechts;
Umfang, Tiefe des Seins bestimmtest Du, mächtiger Shakespeare,
Weil sich der Menschheit Brust innerst erschlossen vor Dir.

Lieber Herr!

Meinen besten Dank für den Brief und das beigefügte sinnvolle Distichon-Paar auf den tiefsinnigsten Tragiker, — ich wollte, ich könnte eine wertvollere Gegengabe bieten, als anliegende unbedeutende Kleinigkeiten, die eben mein jüngstes Töchterlein kopiert hat. — Ein Schelm, wer mehr tut, als er kann.

Von Amthor bekam ich vor ein paar Tagen Zusage vieler schöner Sachen, worunter Ihriges, worauf ich mich sehr freue.

Sehr erstaunt war ich über Ihre Aeußerung bezüglich der wenig entsprechenden Gesellschaft in Innsbruck. Ich hätte gedacht, in einer Universitätsstadt sollte sich ja täglich ein platonisches Symposion arrangieren lassen. Nu, ich habe schon mehr Enttäuschungen erlebt.

Ich bin mit Arbeit ganz überhäuft, namentlich, da mein Adjunkt zum Bez.-Richter avanzierte und schleunigst fortkam und ich mich 14 Tage allein behelfen mußte. Kam daher weder zum Lesen noch zum Schreiben.

Und nun heute am Silvester-Abend nochmals ein Glückauf für 1875, — und herzlichen Dank für alles freundliche und wohlwollende Entgegenkommen.

Ihr sehr ergebener
Schleifer.

Haag, Oberösterreich, 31. Dezember 1874.

Schlaf und Tod.

Sarpedon stürzt am Simois vom Wagen,
Getroffen von Patroklos' Lanzenstoß;
Apollon selber wendet nicht sein Los,
Doch, was er kann, will er ihm nicht versagen.

Und er gebeut, den Leichnam heim zu tragen,
Dem Brüderpaare Hypnos, Thanatos;
Fort schweben sie durch heitrer Lüfte Schoß,
Bis hin, wo Lykias Felsenufer ragen.

Der Schlaf, der Tod, — welch tröstendes Symbol!
Sie sind es, die der lichte Gott uns sendet,
So oft ein Tag, so oft ein Leben endet;

Im Schlaf, der Traumwelt geisterhaftes Weben,
Im Tod, ein seliges Hinüberschweben,
O sei gepriesen, lykischer Apoll!

Im Archipel.

O selig Schaukeln zwischen den Kykladen!
Im Abendgolde glänzt die Inselwelt,
Und ferne Segel schimmern, leicht geschwellt,
Wie Reiher, die ihr grau Gefieder baden.

Und über Samos' dämmernden Gestaden
Steigt leis die Nacht empor am Himmelszelt,
Ihr dunkler Mantel wunderbar erhellt
Von Perlen der Hyaden und Plejaden.

Nimm, lächelnde Euploia, unsre Spende!
Du leitetest uns sanft an Delos Bord,
Schon winkt im Abendrot uns sein Gelände.

Schon drängen sich um ihn geschmückte Kähne,
Und in den Lüften, hoch vom kalten Nord,
Ziehn rauschend über uns Apollons Schwäne.

Verehrter Herr!

Für die zwei herrlichen, stimmungsvollen, sinnigen Sonette aufrichtigen Dank. Wir beide sitzen im Norden eingeschneit, „das Land der Griechen mit der Seele suchend", da freut es mich, einen verwandten Hauch zu spüren.

Die Symposien zu Innsbruck duften mir zu viel nach Wein, Bier, Braten und Zigarren und doch sollte man daran Teil nehmen, wenn man hier etwas gelten will. Um aber hier etwas zu gelten, dafür reut mich die Zeit. Die Professoren sind tüchtige Fachmänner, was hilft mir das? Da hab' ich an meiner Mineralogie und Geognosie mehr als genug.

Die Studenten? Nun, ich erinnere mich an die Zeit, wo ich noch Jüngling, mit begeisterten Jünglingen über diese Höhen stieg, auf denen ich jetzt einsam mit ergrauendem Haar Steine klopfe. Heute haben die Studenten meist nur den Brotkorb vor Augen, ist der erreicht, so findet sich wohl noch ein Weib, und Kunst und Wissenschaft können dann als Mohren gehen. Auf solche Stirnen fällt kein idealer Funke. Wie ich studierte, wehte die Ahnung von 1848 durch uns; das nationale Gefühl, das kann Krug und Schläger nebst dem bunten Firlefanz nicht ersetzen.

Die Studenten aus Wälschtirol sind nicht selten Italianissimi, aber das ist doch wenigstens etwas, das begeistert sie doch wieder für die Literatur ihres Volkes und hebt sie über die vierte Bitte des Vaterunsers.

Ist Ihr „Anthedon" schon gedruckt? Wenn nicht, möchten Sie mir gestatten, darüber zu verfügen?

Grüßen Sie mir Ihr schreibfertiges Töchterlein.

Ihr

Pichler.

Innsbruck, 10. Jänner 1875.

Lieber Herr Professor!

Viel länger, als ich beabsichtigte, mußte ich die Beantwortung Ihres letzten, mir so werten und schätzbaren Schreibens hinausschieben, um Neujahr ist immer eine besonders angestrengte Zeit. Vorige Woche bekam ich von Amthor eine ganze Sendung sehr interessanter Artikel. Auf meinen besonderen Wunsch befinden sich darunter Ihr „In Lieb' und Haß" und die Marksteine. Ersteres habe ich bereits vollständig durchgemacht und mich an Ihren markigen, körnigen Worten wahrhaft erquickt und gestärkt; letztere habe ich gestern angefangen, nach den Titeln muß ich einiges bereits irgendwo gelesen haben. Bin Amthor für diese Gaben sehr dankbar. Die hiesige Gesellschaft bietet natürlich gar nichts, was über das flache Niveau hinausgeht.

Ich hatte es anderwärts auch auf dem Lande schon besser getroffen. In Braunau z. B. hatten wir ein paar Familien zum Umgang, mit denen wir bisweilen ganz angenehme Abende verbrachten. Die Töchter des Bez.-Arztes Spitaler (er war aus Innichen und ein sehr lieber Mann) pflegten gern mit ihrer Gouvernante und ein paar anderen Mädeln kleine Komödien aufzuführen, und so wurde ich einst zum Geburtstag ihrer Mutter gepreßt, ihnen ein Stück zu schreiben, ausschließlich mit weiblichen Rollen, 4 Erwachsene, 2 Kinderrollen.

Halten Sie es für keine Anmaßung, wenn ich Ihnen den kleinen Scherz „Flucht und Rückkehr“, so flüchtig er entworfen wurde, mitteile, vielleicht verschmäht Ihr Fräulein Tochter nicht, die Bagatelle anzunehmen.

Nun ist Dr. Spitaler tot und die damaligen Darstellerinnen in alle Winde zerstreut.

Ueber Anthedon belieben Sie nur zu verfügen, er ist nirgends erschienen, ich habe solche Dinge in Fülle und weiß so damit nicht, wo aus und wo ein.

In meinen Lungauer Aufsatz haben sich leider mehrere sinnstörende Druckfehler eingeschlichen, kein Wunder, bei dem Gekritzel eines Gichtbrüchigen.

Meine kleine Dorl fühlt sich sehr geehrt durch den Gruß und erlaubt sich, ihn für sich und ihre Schwestern ihn Ihrer Frl. Tochter zu erwidern, die, wie wir (mirabile dictu) hier in Haag erfahren haben, während der Sommerfrische mit Ihrer verehrten Familie auf dem Achensee herumgondolierte, eppich bekränzt, gleich den Kriegern Timoleons im Plutarch.

Jetzt heißt es aber wieder, sich in den Aktenstaub zu versenken bis 6 Uhr abends mit kleinen Zwischenpausen.

Unter andern, heut hat Gregorovius seinen Geburtstag, einer meiner Lieblinge. Ich führe über solche Erinnerungen genaue Aufschreibung, die ich täglich morgens nachsehe.

Und nun, Verehrtester, leben Sie wohl. Mit freundlichsten Grüßen

Ihr ergebenster
Schleifer.

Haag, 19. Jänner 1875.

Verehrter Freund!

Für die „Griechinnen" („Flucht und Rückkehr") meinen und meiner Töchter besten Dank. Sie haben uns allen große Freude gemacht, nur daß ich mich anfange zu schämen, weil ich gar keine Gegengabe bieten kann. Meine Muse will von einem solchen Heiden wie ich bin, nichts mehr wissen und ist als fromme Tirolerin ins Kloster gegangen. Indes ganz sollen Sie mir's doch nicht hinabtun; ich habe auf gleichem Gebiete wie Sie dramatische Lorbeern gepflückt. Freilich sind es schon dreißig Jahre. A. Stifter und ich verkehrten in einer Familie; es sollte zu Weihnachten ein Festspiel gegeben werden, und so begann er den sächsischen Prinzenraub zu dramatisieren. Nach einem und einem halben Akt verleidete ihm die Sache und er lud sie mir auf. Ich brachte sie auch fertig und wirkte dann als Souffleur mit, bis man mich zum Schluß aus meinem Kasten heraufklatschte. Schade, daß das Manuskript verloren ist; ich war dort eben ein leichtsinniger Bursch' im leichtsinnigen Wien. Für Ihre sechs Griechinnen erbitte ich mir ebenfalls die Erlaubnis, darüber verfügen zu dürfen und werde sie gewiß mit guter Ausstattung an Mann bringen. Bitte nächstens Antwort.

Ich verbringe gewöhnlich sechs Wochen der Ferien mit meiner Familie in der Pertisau am Achensee. Vormittag und wenn Gewitter drohen, lieg' ich mit meinem Buben im Schiff auf dem Wasser und fische; abends fahr' ich wohl mit Frau und Kindern dem Ufer entlang und so mag es wohl eingetroffen sein, daß gerade eine meiner zwei Töchter ruderte, während Ihr Berichterstatter zuschaute.

Nächstens hoffe ich Ihnen unter Kreuzband eine archäologische Bagatelle senden zu können; ich brauche eben allerlei Zugemüse zu meinen Steinen.

Ja ich bin sogar Ketzer genug, zu glauben, daß derjenige, welcher die Schlacht von Marathon im Herodot mit Verständnis liest, daran mehr hat, als wenn er alle Tiere, Pflanzen und Felsarten in und um Marathon nennen und beschreiben könnte.

Sie haben die Gicht? Ich auch! Sie vom Sitzen in der Kanzlei, ich vom Verkühlen auf den Bergen; vom Wohlleben gewiß weder der eine noch der andere.

Glück auf!

Ihr

Pichler.

Innsbruck, 28. Januar 1875.

Lieber Herr Professor!

Vor allem meine besten Grüße und da nun auch die „Marksteine" mit großem Interesse gelesen habe, drängt es mich, Ihnen für diese mannhaften Gedichte meine aufrichtigste Befriedigung an den Tag zu legen. Ich werde selbe nun öfters zur Hand nehmen, insbesondere haben mich die poetischen Tiroler Erzählungen sehr angemutet.

Umsomehr zu bedauern ist es, daß Sie jetzt die Poesie an den Nagel hängen, obwohl das sich auch begreift, da die Prosa des Lebens sich oft so unverschämt breit macht, daß ihre idealische Schwester absolut keinen Platz mehr findet. Ich will von mir selbst gar keine Erwähnung machen, da ich als dilettantischer Eindring-

ling gar nicht zähle, aber wo sollte ich jetzt, wenn ich mich acht Stunden lang am Stehpult hinabgeplagt habe, eine Stimmung hernehmen?

Ich war erstaunt, daß Sie je mit A. Stifter zusammen arbeiteten; bei der Altersverschiedenheit (23. Oktober 1805 und 4. September 1819) und da Stifter meines Wissens nie aus Wien-Linz hinausgekommen ist, hätte ich das gar nicht vermutet.

Es freut mich sehr, daß die dramatische Kleinigkeit bei Ihnen Gefallen findet und es würde mich aufs angenehmste überraschen, wenn in der Zeit des Offenbach-Kultus eine so bescheidene und anspruchslose Bagatelle Darstellerinnen und Publikum findet. Auf eine solche Würdigung hätte ich wahrhaftig nicht mehr gerechnet.

Wir hätten einen recht hübschen Winkel in unserem engeren Vaterlande, der wohl eine eingehendere und allgemeinere Beachtung verdiente, das Gebirgsland von Steier und Kremsmünster an, das Wollner-, das Kirchdorfertal, der Stader, Spital am Pyhrn, Weier, Waidhofen an der Ybbs, — aber seit ich im ämtlichen Joche stecke, hören solche Partien ganz auf und ich bin ein Fremdling in meiner eigenen Heimat geworden. Uebrigens soll es jetzt dort sündhaft teuer sein.

Lieber Herr, leben Sie recht wohl, seien Sie bestens bedankt für Ihre Freundlichkeit, von der ich förmlich gerührt bin.

Ihr

sehr ergebener
Schleifer.

Haag, Oberösterreich, 1. Februar 1875.

Da auf Stifter die Rede gekommen ist, möchte ich Sie doch mit einem Sonett bekannt machen, das ich bei seinem Tode in ein hiesiges Lokalblatt gegeben habe.

Der Hochwald rauscht und schüttelt seine Zweige,
Klarissa sitzt am stillen Zaubersee;
Auf seiner Insel zieht der Greis im Schnee,
Und finsterer Nebel deckt des Waldwegs Steige.

Schon naht der Jude von des Altas Neige,
Brigitta schreitet schweigend durch den Klee,
Und tief erfaßt von unnennbarem Weh
Umschlingt Marie die Schwester mit der Geige.

Nun klingt auch Margaritas Klageton,
Am Fuß der Narrenburg weint Chelion
Und lauscht der Harfe zauberhaften Schauern.

Bald schweben sie heran in stillen Schauern
Und legen Kränze hin, mit frommen Zähren
Das Grab des Meisters, der sie schuf, zu ehren.

Verehrter Herr!

Besten Dank für die freundliche Uebersendung Ihres mir sehr interessanten Heftes: „Die Antiken im Museum".

Wollte, ich könnte auch was entgegnen. Werde zwar nächstens etwas Größeres zur Einsicht mitteilen, ob es anspricht? — Dubito! Bei uns grimmiger Winter.

Mit vielen Grüßen

Ihr
sehr ergebener dankschuldiger
M. Schleifer.

Haag, 21. Februar 1875.

Lieber Herr Professor!

Mit Uebersendung Ihrer Broschüre: „Zu meiner Zeit", die mir heute zugekommen ist, haben Sie mir eine große Freude bereitet und ich danke sehr für Ihre Aufmerksamkeit für mich verschollenes Menschenkind. Ich konnte im Augenblick nur ein paar Blicke hineinwerfen, werde aber noch heute mit größtem Interesse mich darüber hermachen.

Es geschieht nicht ohne Bedenken, wenn ich Ihnen anliegend ein Manuskript „Jakobäa von Bayern" mit der Bitte sende, gelegentlich einen klaren Blick hineinzuwerfen. Ueber die Fehler kann ich unmöglich im Unklaren sein. Es ist mir während der Arbeit weit über seinen projektierten Umfang hinaus angewachsen und statt der dramatischen Prägnanz ist es in epische Breite verfallen, voll unnötiger Beschreibungen und wechselt fast in jedem Akte die Tonart. Hätte ich nur Zeit, so würde ich es diesen Sommer umarbeiten, d. h. die Hälfte oder mehr streichen, es könnte dann wenigstens in ein darstellbares Stück übergehen. Aber erstens komme ich nicht dazu und zweitens würde es auch dann seinen friedlichen Schlaf fortsetzen. Uebrigens würde es mich freuen, wenn Sie diese Dilettantenarbeit hie und da erträglich finden würden. Das gleichnamige Stück von Friedrich Marx habe ich erst später kennen gelernt.

Nochmals meinen Dank und meine Empfehlungen unbekannterweise an Ihre verehrte Familie und meine

besten Grüße und — Entschuldigung für meine Zudringlichkeit.

Ihr

sehr ergebener
Schleifer.

Haag, 25. April 1875.

Verehrter Freund!

Da jetzt meine geologischen Ausflüge beginnen, hab' ich mich vorher noch eilig an Ihre „Jakobäa" gemacht. Das poetische Element des Stückes fällt nicht mit dem dramatischen zusammen, wie Sie richtig bemerkt; es braucht die scharfe Hand eines Bühnentechnikers, der viel aushauen und manches Schlaglicht aufsetzen müßte. Und wär' das auch geschehen, was hülf' es Ihnen? Das Stück würde doch nicht aufgeführt, denn für das Bum-Bum-Publikum ist nicht die Poesie, sondern die Mode Tagesfrage.

Meine Konfessionen, die allerdings nicht im Sinn und Stil Augustins sind, werde ich vorläufig nicht fortsetzen, im Druck nämlich, handschriftlich fertig sind drei Hefte.

Ich war zu Ostern in Rom.

Neues nichts, wenn Sie nicht mit meinem neuesten Epigramm vorlieb nehmen wollen.

Für den Gerechten ist das Sittengesetz ein Triumphtor,
Als caudinisches Joch fürchten die Schlechten es nur!

Grüße an Ihr Haus. Glückauf!

Pichler.

Innsbruck, 1. Mai 1875.

Verehrter Freund!

Ihre Zeilen erhalten. Gestatten Sie mir den Ausdruck aufrichtiger Teilnahme und den Wunsch, daß sich alles zum Guten wenden möge! Vielleicht finden Sie im Herbst einige Wochen, wo Sie procul negotiis frei aufatmen können! Ich klopfe, soweit es Zeit und Muße gestatten, Steine; genieße dankbar Frühling und Welt und bin mit mir selbst zufrieden, daß ich mich herzhaft so ziemlich aller Schriftstellerei entschlagen.

Mit besten Grüßen

Ihr

Pichler.

Innsbruck, 21. Juni 1875.

Lieber Herr Professor!

Herzlichen Dank für den soeben eingelangten interessanten Aufsatz „Mit einem Geognosten“ in der Frauenzeitung, der für mich wahrhaftig wie eine Alpenblume aus Tirol war und so angenehme Erinnerungen weckte. Besonders erfreut mich, daß Sie mich nicht ganz aus dem Gedächtnis verloren haben. Wenn ich nur auch eine Gegengabe hätte!

Hat denn der „Alpenfreund“ ganz aufgehört?

Gestern vor acht Tagen hat mich ein Schlaganfall getroffen, den ich aber tapfer abgewehrt habe.

Hochachtungsvoll

Schleifer.

Haag, 1. April 1876.

Lieber Herr Professor!

Endlich wieder ein Lebenszeichen von Ihnen wahrgenommen. „Von der Eng" in der „Neuen freien Presse" — meinen besten Beifall! Sie werden ohne Zweifel wieder am blauen Achensee gewesen sein! Am Leben bin ich auch noch, aber — kaum recht lebensfähig. Ich habe am 4. d. M., Ihrem Geburtstag, lebhaft an Sie gedacht.

Ihr

ergebenster

Moritz Schleifer.

Haag, 26. September 1876.

Verehrter Freund!

Sie hatten recht; seit 17. Juli war ich am Achensee, aus dem ich heuer 240 Barsche fing, und bin am 6. nach Innsbruck zurückgekehrt. Ich bin viel im Hochgebirg herumgestiegen; einmal überraschte mich mitten im Gewänd ein Sturm und vertrug mir den Hut, daß ich ihn gar nicht mehr holen konnte. Zum Schluß ein Gußregen.

Am 24. August pflückte ich die erste Herbstzeitlose; ein furchtbarer Sturm, der den Schnee fast ins Tal trieb, bestätigte die Voraussage des Blümchens; dann unternahm ich noch einen Ausflug nach Wien, am 23. wagte ich noch einen späteren Ausflug über das Penserjoch und Aberstückel nach Meran.

Jetzt sitze ich vorläufig fest zu Innsbruck. Ueber unsere geselligen Verhältnisse habe ich Sie unterrichtet.

Wenn hier in früheren Jahren der Hauch der Poesie

wehte, so wird jetzt mehr wissenschaftlich gearbeitet, und das ist kein Schade. Unsere Poeten schnarchen noch hie und da lyrisch; der wackere Christian Schneller ist ein hypochondrischer Dachs geworden. Von L. v. Hörmann erwartete ich mehr, er sammelt jedoch Stoff für Land und Leute, um so besser. Freilich ist mit ihm schwer auszukommen, weil er überall böse Absichten voraussetzt, mit Unrecht; es will ihm niemand übel. Am allerwenigsten ich, wenn ich auch manchmal ein bißchen rumple. Hab' ich Ihnen nicht schon von seiner Frau gesprochen? Klein und unansehnlich wie eine Nachtigall, singt aber auch so; bisweilen sogar fast mit einer kräftigen Männerstimme. Aus der „Begeisterungskanne" unseres überfleißigen Germanisten Ig. Zingerle tropfte auch in früheren Jahren nicht das Naß der kastalischen Quelle; der lustige Peter Moser trinkt zu Roveredo Isera, und Johann Pfeifer ist alt geworden. Lasen Sie sein treffliches Harfenlied? Nicht ohne Witz und Laune schreibt Balthasar Hunold, er handhabt auch die äußere Form geschickt. Meine liebe alte Jugendfreundin Cornelia mit dem hohen edlen Geiste spricht Gedichte, aber schreibt keine. Nicht wahr, das ist ein gemaltes Buffet? Könnte um einige Gänge von lyrischen Heuhupfern vermehrt werden, Sie haben jedoch ohnedem genug!

Cadentia sidera suadent somnum!

Wie geht es Ihnen? — Ich bin Ihretwegen nicht ganz ohne Sorgen. Schreiben Sie bald!

Ihr

Pichler.

Innsbruck, 1. Oktober 1876.

Verehrtester Freund!

Sie haben recht. Ich bin infolge wiederholter Schlaganfälle erkrankt und muß seit 15. Oktober das Bett hüten, es ist gerade kein akuter Fall, aber endlos langwierig. Nehmen Sie meinen Dank für Ihre Aufmerksamkeit und ein glückliches neues Jahr. Nächstes Jahr gedenke ich in Pension zu gehen, vermutlich nach Salzburg. Wie haben Sie nur meine Erkrankung erfahren? Leben Sie recht wohl.

Ihr

sehr ergebener

Moritz Schleifer

k. k. Bez.-Richter.

Salzburg, 26. Dezember 1876.

Der letzte Brief von Moritz Schleifer.

Lieber Freund!

Soeben habe ich zu meiner Ueberraschung Ihr liebes Schreiben erhalten und mache mich sogleich an die Beantwortung desselben, die ich meiner Dora andiktiere.

Ich lege auch ein Gedicht bei: „Die Römerstraße bei Kuchl“. Würde es vielleicht auch in den „Alpenfreund“ passen?

Es ist mir in der letzten Zeit wahrhaftig schlecht gegangen. Sie haben recht gehört, daß ich krank war, und zwar den ganzen Winter über und ich bin auch jetzt zum Absegeln bereit.

Ich habe mich daher pensionieren lassen und bin, weil zur aktiven Dienstleistung nicht mehr tauglich, nach Salzburg gezogen.

Ich beneide Sie um die Fähigkeit, das Leben zu genießen und wünsche Ihnen so lang als möglich diesen Genuß, weil das Kranksein eine traurige Sache ist, besonders, wenn einem sogar das Lesen und Schreiben bedeutend schwer fällt.

Sie schreiben, Sie hätten geglaubt, ich hätte Sie vergessen; es war aber nicht der Fall, Sie sind überhaupt der Mann nicht, auf den man — vergißt.

Aber was hätte ich Ihnen denn auch schreiben können, als Briefe angefüllt mit Klagen.

Ich will übrigens in kurzem meine Wohnung ändern, was ich dann bekanntgeben werde, da ich jetzt weiß, daß Sie mich nicht vergessen haben und noch Anteil an mir nehmen.

Also für jetzt sage ich Ihnen nochmals Dank für Ihr Schreiben und empfehle mich Ihrer ferneren Freundschaft. Mit dem Ausdrucke der Hochachtung

Ihr

ergebenster Freund

Moritz Schleifer.

Salzburg, am 1. August 1877.

Italienische Literatur

I.

Mit der Einigung Italiens, welche mehr vom Glück als vom Sieg begünstigt war, ist für dieses Land eine große Literaturepoche abgelaufen, die, von Parini und Alfieri ausgehend, der geistigen Bewegung in Deutschland parallel läuft, sich aber von dieser, die wesentlich auf das Große, Schöne und Wahre gerichtet erscheint, dadurch unterscheidet, daß ihr letztes Ziel ein politisches war. Auf dieses richtete sich jede Kraft Italiens; weder gewaltige Heere, noch eine wohlorganisierte Administration vermochten ihr vegetatives Wachsen zu hemmen und so befand sich auch die Literatur in einem Banne, unter dem sie zwar große Wirkungen auf ihre Zeit hervorbrachte, aber nur wenige dauernde Werke schuf. Ihre Vorkämpfer sind fast alle in das Grab gesunken; Aleardi, Prati und einige andere, die noch leben, tragen graue Haare und daß diese Periode abgelaufen, dafür haben wir das sicherste Zeugnis darin, daß die Italiener selber darüber volles Bewußtsein erlangten und sie als Vergangenheit betrachten. Das erfahren wir neuerdings aus einem trefflichen Aufsatze G. Barzellottis, den ich zur Beachtung empfehlen

möchte, denn für uns steckt manches zwischen den Zeilen, obschon dieses der Verfasser nicht beabsichtigte.

Aus der Zerfahrenheit, die dem Abschlusse notwendig folgen mußte, tauchen aber bereits neue Anfänge hervor, deren Diagnose sich freilich nicht stellen läßt, die jedoch große Beachtung verdienen. Voran steht hier G. Carducci; hinter ihm, ohne über die gleiche Mannigfaltigkeit der Stoffe, über das gleiche prismatische Farbenspiel zu verfügen, G. Chiarini, auf den ich nur mit einigen Worten hinweisen will.

Seine Poesien erschienen unlängst bei Vigo in Livorno, ein schöner, wohlausgestatteter Band. Ich kenne von ihm keine früheren Werke, wohl aber betätigte er sich bei der Herausgabe der Gedichte und moralischen Werke G. Leopardis, dessen düsterer Muse er nur zu tief in das Auge blickte. Er steht mitten in der Strömung des Sozialismus, ihre unklaren Wogen werden ihn aber nicht verschlingen, das verkündet uns sein reizendes Gedicht: „Il cartoccio di confetti." Selbstverständlich haben wir nicht die subjektive Berechtigung, seine Weltanschauung zu beurteilen, ihr beizustimmen oder sie zu widerlegen. In seinen „Storie" entrollt er nur Bilder des gräßlichsten Jammers, des schrecklichsten Elendes. Er schildert Zustände; es wäre nun die Frage, ob in dem Fall solche Gemälde, die nur ein Geschehen zeigen, ästhetisch berechtigt sind oder ob diese Berechtigung erst durch das Element tragischer Schuld, welche über das bloße Unglück hinaus allein einen Fortschritt schafft, zu erreichen wäre. Chiarini, der Kenner von Aeschylos und Shakespeare, mag sich selbst darauf

antworten; um den Leser zu orientieren, gebe ich eine kurze Anzeige des Inhaltes.

Wir schauen durch ein enges Fenster in die kahle Stube der Armut. Eine Greisin tröstet ihre hungernden Enkel und reicht ihnen die letzten Reste, welche ihr ein gutmütiger Nachbar von seinem Mahle geschenkt. Ueber diesem Elend

Brennen ruhig und still im unermeßlichen Raum
Die Sterne, einst für die Sterblichen
Boten geträumten Erfolges oder gefürchtete Diener
Ihres Schicksales, für den Weisen heut nur mehr
Haufen rollender, unbegrenzter Welten,
Wo im langen, gleichen Lauf der Zeit
Sich wiederholt der Dinge ewiger Wechsel,
Den wir Leben und Tod nennen. Auf der Stadtuhr
Schlug die Mitternacht, die Stunde,
Die sehnsüchtig erharrt niedersteigt und schlauen Verliebten
Heimlich Wonnen verheißt. Tiefes Schweigen
Lag auf den Straßen, hie und da hörte man das Gebell der Hunde,
Man hörte rohen, pöbelhaften Gesang der
Den ruhigen Schlummer eines Kindes störte, in seinen Traum
Fremdartige Bilder warf. Da, dort schimmerte noch
Ein Fenster und durch die geschlossenen Kristalle
Drang dumpf ein Murmeln und verriet die frohe Unterhaltung
Der heiteren Gesellschaft.

Durch diese Nacht schleicht ein armes Weib, das Antlitz verhüllt, scheu an den Mauern hin; eine wüste Bande hält sie auf, schleppt sie zur Laterne und läßt unter Hohngelächter die häßliche Beute, die der Teufel holen möge, laufen.

In seinem üppigen Zimmer auf weichem Pfuhl schläft der Hausbesitzer, als wache das heitere Bild der Unschuld bei ihm und winke mit der Hand, daß nie-

mand den Schlummer des Gerechten störe. Zuvor hat ihn die Witwe gebeten, sie nicht aus der Wohnung treiben zu lassen, er befiehlt den Bedienten, ihr den Weg zu weisen. Indes trat:

> Nicht angemeldet — und doch wie sehnsüchtig erwartet! —
> Die feine Corinna ein, welche eben mit ihren Reizen
> Tausend Heldenjünglinge von hoher Bühne beglückte
> Und beim Eintritt einen Blick von Verwunderung,
> Von Mitleid und Hochmut auf die Bettlerin wandte.
> Dann ließ sie das feine Seidenkleid,
> Das die zarte Hand über der Hüfte zusammenhielt,
> In wogenden Falten fallen und rief
> Ein holdes Lächeln auf die Lippe und reichte
> Dem Herrn diese zarte weiße Hand.

Das Weib kehrt hilflos, rettungslos zu ihrer Mutter und den Kindern. Der nächste Abschnitt beginnt mit einer traurig-schönen Elegie an die Sonne, aber sie wandelt ohne Seele, ohne Teilnahme hoch oben über all den Jammer dieser Erde hin. Das Weib rafft alle ihre Habe zusammen, verkauft sie und vergiftet sich und die Ihrigen bei einem Totenmahle.

„Luisa“ ist eine arme Arbeiterin; sie nährt ihre Mutter mit ihren Händen, bald unterliegt sie einem Verführer und stürzt sich, als dieser heiratet, in den Arno. Ein Arbeiter, arm wie sie und Vater einer Familie, sucht sie zu retten, er geht mit ihr zugrunde. Seine Witwe nimmt die Mutter Luisas zu sich und so wirft wenigstens die treue Liebe dieser Unglücklichen einen lichten Strahl auf den finsteren Schluß.

In den versi sciolti des Gedichtes „Nella“ bringen die kurzen gereimten Strophen des Prologes und der Intermezzi einen lebhaften metrischen Wechsel. Ein

Mann lebt mit Sohn und Tochter in einer beschränkten, aber angenehmen Häuslichkeit, deren Kosten er als Schreiber im Kontor eines reichen Bankiers gewinnt. Es ist eine anmutige Idylle, in welche uns Chiarini hier geleitet. Da ruft der Krieg den Sohn in das Feld, begeistert zieht er aus, aber nur der Totenschein kehrt zurück. Der Vater erkrankt und kann nichts mehr verdienen, die Tochter erwirbt mit ihrer Hand in drei Tagen nur so viel, als sie an einem brauchen; sie wagt sich auf die Straße und wird von einer Bande roher Wüstlinge mißhandelt. Sie bettelt für ihren Vater. Wir treten in den Palast eines jener berühmten Volksbeglücker, die das Geld nicht auf der Straße liegen lassen, wohl aber das elende Volk, für welches sie nur die Phrasen von der Arbeit aus einem Kompendium der Nationalökonomie bereit halten.

Aus dem Boudoir der Dame weht uns durch die Luft, aus hundert Wohlgerüchen gemischt, neuer köstlicher Duft entgegen, der in die Nase dringt und süß die innersten Nerven reizt.

Weich hingegossen auf einem schwellenden kleinen Stuhl,
Den heller Sammt, gestickt mit Amaranthen und Veilchen,
Ueberdeckt, ruht die Baronin.
Weiße Milch, in welche kaum ein Tropfen
Von Blut hineinfiel und dann bald zerrann,
Sind ihre Wangen, zart wie Flaum
Unter zwei schwarzen feinen Bogen
Schimmern schmachtend schön die schwarzen Augen,
Die jetzt leichthin von Ueberdruß
Ein Schatten hüllt und nur noch holder macht.
Noch liest man auf der lichten, glatten Stirn
Der Herzensgüte Zeichen, welche nicht

Herrische Sitte hier vermocht zu tilgen.
Es ist des Carnevals vorletzter Abend,
Sie putzt zum Feste sich. Es halten ihr,
Von Gold geschnitzt, mit ausgespannten Flügeln,
Zwei hübsche Engelchen den Spiegel vor.
Sie blickt hinein, doch schweifen die Gedanken
Fern weg nach andern Gegenden.
Auf diesem schönen Haupt beschäftigt sich
Geschickt und flink von Hand noch der Friseur,
Er bindet ober der Stirn das schwarze Haar
In reizende Schlingen wie ein Diadem.
Doch einen Teil läßt er in Ringeln frei
Zum weißen Halse gleiten.
Dann neigt er sich und geht. Nun kleiden schnell
Die Zofen diesen schön geformten Leib
In feines Pelzwerk, seidene Gewänder,
Die dem feinen Umriß Grazie
Und unbestimmten Reiz verleih'n. Sie lassen
So viel vom schönen Busen seh'n, erraten,
Als gute Sitte gestattet und die Mode.

Diese Dame gibt dem armen Mädchen ein Almosen. Es reicht nicht weit, die Not greift wie ein Tiger immer schrecklicher in die Dachkammer. Der Vater, den ein Arzt keine Genesung mehr hoffen läßt, tötet sich selbst, das Mädchen wird wahnsinnig und läuft toll durch die Gassen der Stadt. Ich will die schönen Einzelheiten, welche diese Gedichte bieten, nicht erst besonders loben. In der Komposition ist der Raum überall sorgfältig ausgeteilt, die Färbung der Gestalten ist bestimmt, ja drastisch, doch bei der Weise, wie sie Chiarini einander gegenübersetzt, fehlen die Mitteltinten, welche das Ganze in Harmonie binden sollen. Nach diesem Rezepte läßt sich nicht lang arbeiten; aus allem Wechsel der Szenerie und der Figuren droht als Klippe die Ein-

förmigkeit. Doch möchte ich noch einen Stoff der Art von diesem gewandten Koloristen dargestellt sehen; er deutet ihn im „Cartoccio“ an.

Auf die „Storie“ folgen die „Canti“; sie sind von ungleichem Wert, durch „Brindisi“ weht eine scharfe Luft; anders klingt es durch das feine Nachtstück „Dopo il ballo“. Den „Cartoccio di confetti“ habe ich bereits gerühmt. Chiarini gibt seinen „Canti“ das Motto von Euripides: μοχθεῖν δὲ βροτοῖσιν ἀνάγκη. Man könnte anfügen: Der Schmerz lehrt aber die Arbeit und die Arbeit schafft alle Größe und Sittlichkeit im Leben! — Wir wollen jedoch aus Aeschylos mit gleicher Münze herausgeben und auf dessen Zeus verweisen: τόν πάθει μάθος θέντα.

Die zweite Hälfte des Bandes füllen gelungene Uebersetzungen, zumeist von Gedichten H. Heines. Die Italiener rechnen ihm, was er in seinen „Reisebildern“ über ihr Land sagte, hoch an; war auch niemand weniger angelegt, Land und Leute sachlich aufzufassen, so hatte er doch eine scharfe Witterung für den revolutionären Hauch, der von den Alpen bis über den Faro durch alle Schichten der Bevölkerung wehte. Seit vor 20 Jahren Tullio Massarani ein Essay über ihn veröffentlichte, wuchs sein Ruf fort und fort und dürfte jetzt wohl den Zenith erreicht haben. „Die Deutschen finden uns in bezug auf ihn ein wenig parteiisch, — sagt Bernardino Zendrini im letzten Heft der „Nuova Antologia“ — sie können eine so ausschließliche Bewunderung weder verstehen, noch verzeihen. Heine kann sich jetzt eines zahlreichen Gefolges italienischer Uebersetzer, Bewunderer und Nachahmer rühmen und

unter diesen prangen nicht wenige schöne Namen, zuletzt G. Carducci und G. Chiarini. Es ist merkwürdig, wie eine ganze Familie von Schriftstellern, die sonst in jedem Bezug sehr verschieden sind, so wunderbar in der Bewunderung eines Poeten zusammentrifft, der nicht einmal in seinem Vaterlande allgemeine Sympathie genießt und wegen seiner kühnen, nicht immer harmonischen Individualität geeigneter scheint zu trennen als zu verbrüdern."

Dieses merkwürdige Geständnis erklärt uns zum Teil die Ursache dieser Bewunderung, ich möchte sie als symptomatisch für den gegenwärtigen Zustand gebildeter Kreise in Italien ansprechen. Nicht der Dichter der kleinen Lieder allein bezaubert, noch mehr übt der Kobold seine dämonische Macht. Beide Seiten Heines entspringen aus der Wurzel eines Wesens, doch glaube ich, daß den Kobold der Dichter mehr förderte als umgekehrt, obwohl der größere Teil des Ruhmes auf Rechnung des Kobolds kommt. Dieser würde nicht so bestrickt haben, hätte jener nicht so verlockend Oberons Horn geblasen und ihm gerade dadurch die Bedeutung einer historischen Person verschafft; eine Bedeutung, die mit den Zuständen, aus denen sie floß, allerdings bereits historisch wurde und nach dem Jahre 1870 samt den schlimmen „Affensteißcouleuren" Heines auch historisch bleiben wird.

Werfen wir einen flüchtigen Blick auf Lage und Stimmung des deutschen Volkes in jenen Tagen. Auf den gewaltigen Enthusiasmus der Freiheitskriege, welcher einen Napoleon über Elba nach Helena gefegt, schüttete die Diplomatie ihren Dünger, daß er rauchend

in sich verglostete, und so ward eine ganze Generation wieder um ihre Zukunft geprellt. Die einen verzagten nicht, sie schlossen sich in das Heiligtum der Wissenschaft und gruben hier für ihr Volk neue Bronnen, die andern versanken in öden Weltschmerz, weitaus die Mehrzahl vergaß der großen Erinnerung und verduselte Jahr um Jahr im dumpfen Nichts, über welches die blutlosen Gespenster der Romantik gaukelten. Ein Geist von der sittlichen Energie Dantes hätte hier nichts gewirkt, es fehlten die großen Kontraste der Grundsätze und Individualitäten, es fehlte die religiöse Tiefe, welche wahrhaft zu erschließen ein Chateaubriand viel zu klein und elegant war. Aus der Not jeder Epoche erhebt sich endlich der Berufene, der sie bricht; diesesmal trug er die Schellenkappe und warf die Funken seines Witzes in die Gasblasen ober den faulen Sümpfen, daß sie glitzerten, zischten, platzten und spritzten, und so säuberte er die Luft und bereitete neues vor. Auf dem Markte, von dem fern zwischen Lorbeerbüschen unter dem Olymp des greisen Goethe die Marmorbüste Platens emporragte, erscholl die grelle Janitscharenmusik der Jungdeutschen, dann kamen die Philister, die sich für die Stimmführer des Volkes hielten; das verschlug aber nichts; es bereitete sich mit ernstem Ringen für seine Aufgaben vor, an deren Erfüllung es auch jetzt arbeitet und überließ die kleinen Erzeugnisse der Tagesliteratur dem Tagespublikum für den täglichen Konsum. Am Webstuhl der Zeit stehen jetzt die Staatsmänner und Gesetzgeber und Feldherren und wenn es von den Tischen der Literaten saust, ist es nicht die Stimme des Allgewaltigen.

Wenden wir uns zu den Italienern. Das Ziel, nach dem sie alle Kräfte spannten, ist vorläufig erreicht, erflogen, fast wie eine Krone im Traume. Sie haben nun den Boden frei, auf dem sie nüchternen Sinnes ihr Haus Sandkorn für Sandkorn, Ziegel für Ziegel erbauen sollen. Sie haben auch die Hände dazu frei, während die Deutschen anfangs gebunden und heimlich zur Arbeit gehen mußten. Vor die heroische Vergangenheit mit ihren Duldern und Dichtern tritt die prosaische Gegenwart, ihr helles Licht zeigt auf jenem Boden gar viel unsauberen Schlamm, der zurückgeblieben; nicht immer ernten die, welche mit Schweiß und Tränen gesäet, ein kleines Geschlecht zankt über die Linien des Grundrisses, nach dem man das Werk beginnen soll. Daher überall Unzufriedenheit, Hader, statt antiker Größe, an die man so gern erinnern möchte, kleinlicher Egoismus; wir begreifen, es kann den Leuten nicht ganz wohl sein, um so weniger, da mancher edle Mann mit stillem Schmerze empfindet, daß sein Volk den Preis des Ringens nicht durch eigene Siege, sondern das Glück aus fremder Hand erhielt.

Diesem Galgenhumor leiht Heine Worte und Ausdruck. Merkwürdig ist hier der Umstand: die Italiener waren an politischem Gemeingefühl den Deutschen lang um Dezennien voraus, hier stehen sie aber auf einer Stufe, welche die Deutschen bereits überwunden, welche ihnen bereits historisch geworden. So gibt es nichts neues unter der Sonne — scheinbar! Denn nur die Gesetze bleiben; die Verhältnisse, auf die sie wirken, verschieben sich beständig. Habe ich denn übrigens auch nicht das Recht, wie der Prophet Jonas als Pre-

diger vor ein fremdes Volk hinzutreten, so darf ich doch für die Italiener einen Wunsch aussprechen: „Klärung und Bewährung!"

II.

Die Geschichte der italienischen Poesie in diesem Jahrhunderte ist fast nur ein Teil der politischen Geschichte jenes Landes, welches jetzt das Ziel so langer Kämpfe, den Gegenstand so vieler Verse: die politische Einheit erreicht zu haben scheint. Also zumeist politische Poesie und zwar politische Poesie, welche die österreichische Herrschaft als eine fremde bestritt und mit den giftigsten Geschossen offen und heimlich überschüttete! Jetzt sind jedoch die Gegensätze vorläufig neutralisiert, wir können diese Verhältnisse zur Sprache bringen, ohne eine Leidenschaft aufzuregen; wir reißen keine Wunden auf, wenn wir mit objektiver Ruhe sagen, daß einerseits zu Wien Mißgriffe geschehen sind, und wenn wir andererseits die Lügenhaftigkeit von Gegnern, deren gemeine Waffen der Zweck heiligen mußte, unumwunden verurteilen. Oesterreich, trotzig auf materielle Kraft pochend, trug die schweren Folgen, daß es die Bedeutung des Geistes und der Literatur unterschätzte und diese Bundesgenossen an Italien und Preußen, die sie klug in Rechnung zu setzen wußten, überließ, ja durch die Mißhandlung von der Schere engherziger Zensuren gegen sich aufreizte. Wenn wir die politische Poesie Italiens mit dem flüchtigen Champagnerrausch der dreißiger Jahre in Deutschland verglei-

chen, ohne dabei auf 1812 und 1813 Rücksicht zu nehmen, so müssen wir jener doch noch den Vorzug einräumen: die „stranieri“ und die „barbari“, die man jetzt am Po und Tiber allerdings gerechter zu würdigen und, wenn auch nicht zu lieben, doch zu achten anfängt, lieferten ihr einen faßbaren Gegenstand für die Angriffe, sie brauchte nicht die herweghischen Phrasenkreuze aus der Erde zu reißen, um damit in die blaue Luft von Wolkenkukuksheim zu hauen. De Gubernatis tut recht, wenn er die Zeugnisse für diesen merkwürdigen Abschnitt der italienischen Literaturgeschichte von allen Orten sammelt; man darf sich dem Gefühle nicht verschließen, daß er allmählich zu Ende geht und bald nur mehr die Bibliotheken füllt, wenn auch Manzonis „Promessi sposi“ fortleben, wenn auch das Echo von Leopardis klangvollen Wogen nicht verhallt, wenn auch mancher Pfeil Giustis mit goldenem Gefieder in die Zukunft fliegt. Die Masse der lyrischen Produktion war ungeheuer; aber wie wenig davon wird sich auch nur neben das Sonett Filicajas retten oder höchstens als historisches Zeugnis angerufen werden! Die Flut der langatmigen versi sciolti scheint zu verebben, unverkennbar zeigt sich eine gewisse Ermüdung: da bemerken wir plötzlich unter gleichgültigen Gestalten einen Mann in der Tracht des Bauern der Maremna; gelehnt an den Steinblock einer etruskischen Zyklopenmauer, entlockt er mit nachlässigem Griff einer griechischen Leier hie und da einen Ton; plötzlich ballt er die Faust, die Stirne umwölkt sich und aus den bärtigen Lippen wettert ein sehr moderner Fluch — nicht mehr gegen die Tedeschi, sondern gegen das verlotterte Geschlecht,

das zwischen den Ruinen antiker Größe krabbelt und drapiert mit dem Purpur alter Zäsaren pose macht.

Es ist Giosuè Carducci, der als Enotrio Romano ein Bändchen neuer Poesien fliegen läßt; ein Bändchen, das manches Unbedeutende enthält und somit noch kleiner sein könnte, aber dazwischen des Originellen, ja Frappanten dennoch genug, um dicke Bücher lyrischer Sandmänner flott zu machen. Carducci hat ein Gesicht, das ihm gehört, und dieses gibt mir das Recht, den italienischen Poeten unserem Publikum vorzustellen, wobei ich eine treue Uebersetzung der mitzuteilenden Stellen einer gereimten Paraphrase, die hier wie bei jedem wahrhaft originalen Geiste nur ungenau umschrieben würde, vorziehe.

Vorwärts, vorwärts, o braunes Roß des Liedes,
Reich mir die rauhe Mähne, daß ich mich in Sattel schwinge,
Unbändig Roß!
Für uns den Staub, den athemlosen Lauf wider die Winde,
Die Funken der geschlagenen Kiesel und der Gießbäche
Einsam und wild' Geheul.

So schwingt er sich mit einer prachtvollen Strophe vor uns auf. Ist auch das Büchlein noch eine zu leichte Fracht für einen solchen Ansatz des Musenrosses, so wird seine Muse, deren Gewand von Farben funkelt, deren Glieder sich im reichsten Rhythmus wiegen, gewiß ihr Wort lösen. Sie wird den Hippogryph, der jetzt nicht immer Funken aus den Kieseln stampft, sondern manchmal auch in die Lache patscht, daß es weithin aufspritzt, zum Flug nach den höchsten Idealen zügeln, unter denen echte Kraft nie zurückbleiben darf. Das Poem Nr. XII: „Per il LXXVII anniversario

dalla proclamazione della Repubblica francese" entschuldigt sich nur mit dem Datum: 21. September 1870. Jetzt würde Carducci die weltgeschichtliche Gestalt des barba bianca, wie sie sich vom wüsten Hintergrund der französischen Revolution ehern abhebt, gewiß anders anschauen. Vom Rücken des sauro destriere wirft der Dichter einen Blick auf die italienische Gesellschaft; drastisch wirkt seine Schilderung des Buffon Mena:

. . . Der mit mißduftiger Corruption den Wanst füllt
Und mit parfümirtem Handschuh die Maulschellen von der Wange fächelt.

Und dann des optimistischen Schlingels Pomponio:

Dessen falschem Haar und gelbem pfiffigen Schmergesicht
Süße Muse, du glänzest als wie ein großer Blasengel,
Der in stuckverzierter Jesuitenkirche auf den Wolken lümmelt,
Auf den vergoldeten und versilberten Wolken, die wie von Baumwolle scheinen.

Carducci könnte solche Modelle auch unter den Linden oder auf der Ringstraße auflesen; an das deutsche Literatenwesen der Gegenwart denkt man bei der Strophe:

Mit dem schönen Königreich Italien
Wuchsen nicht die Seelen und mit dem weitern Horizont;
So wie ein kleiner Schmetterling, dessen Bildung verkrüppelt,
Flattert das Talentchen um.
Es fielen die Helden; dafür grinst und erhebt ohne Schleier
Die unflätige Stirn und die häßlichen Achseln,
Gebläut von der Ruthe des Ulysses,
Thersites auf Ajas' Grab.

Carduccis Auge reicht aber weiter als die Spanne Zeit zu seinen Füßen.

Wenn ich mich schwinge auf der Jahrhunderte Gebirg von Antlitz düster und einsam,
Erheben um meine Stirn die Strophen wie Falken den Flug.
Und jede Strophe hat eine Seele und stürzt zu Tal und hallt wieder,
Gleich der Flucht unbändiger Stuten, mit Schwert und Trompete.

Der Dichter bleibt aber stets Patriot. Keck reißt er die schmutzigen Fetzen „von den stinkenden Wunden", seine Brust zuckt voll Schmerz, wenn er mit den bizarren Grimassen des Hohnes Italien zum „Jo triumphe" und auf dem Schandmarsch nach dem Kapitol begleitet. Nur sollte er dabei die erlauchten Gestalten der Märtyrer in den Vordergrund stellen, der Märtyrer, die für die Einheit Italiens auf der Folter, der Galeere, im dumpfen Gefängnis und am Galgen Zeugnis gaben und nicht bloß bei Schützenfesten und Liedertafeln durstig brüllten und farbige Maschen trugen. Den Zäsarismus — errichtet nicht gegenwärtig Mailand Napoleon, dem Annexator Nizzas und Savoyens, eine Statue? — schlägt er mit der Geißel Catulls; ich kann die betreffenden Verse nicht abdrucken lassen; denn in Deutschland ist man, — wenn auch nicht gerade sehr keusch, doch sehr prüde.

Carducci verleugnet nicht den Einfluß deutscher Dichtung. Der weltschmerzliche Jammer der anacreontica romantica gehört in Heines Notenpult, die dramatische Szene „Su i campi di Marengo", wobei Carducci einen gelungenen Versuch mit den Alexandrinern macht, erinnert an Uhlands „Kaiser Karls Meerfahrt". Manches wurde aus dem Deutschen übersetzt, wohl am besten der „König von Thule". Heine scheint Carducci viel beschäftigt zu haben; doch

bin ich mit der Stellung, die er ihm einräumt, trotz der „kleinen unsterblichen Lieder" nicht einverstanden.

Und mit dem Beil in der Hand schlug er die Pforte,
  Rufend: Es ist Zeit, es ist Zeit!
Am trotzigen und schönen Aug' des Dichters
  Hing lachend der Gott
Thor und fragte, schwingend den großen Hammer:
  Soll ich klopfen, mein Söhnlein?

Der urgewaltige Ase hat mit Heinrich Heine nichts zu schaffen; dafür stand diesem eine zahllose Schar kleiner neckischer Kobolde zu Diensten: bei ihrem schallenden Gelächter, unter dem brillanten Feuer seiner Witze schloß er das Grab der Romantik und was dann folgte, war nicht Schweigen, sondern das wüste Charivari der literarischen Kliquen, das noch fortdauert und bei der Kritiklosigkeit des Publikums wohl fortdauern wird — in infinitum. Die deutsche Zukunft schmieden sehr schweigsame Männer bei nüchterner Arbeit, und wenn unsere modernen Afterpoeten vor den Pforten draußen bleiben, ist es auch kein großes Unglück.

Wir sind ernster geworden als unsere Väter, welche vieles mit einem Witz abzutun meinten, was kaum mit den wuchtigsten Hebeln zu rücken möglich ist. Man verwechsle nicht Ort und Zeit, Aufgaben und Personen, denn das Maß bestimmt den Wert — auch für Heine, zu dessen spielender Elfennatur das bahnbrechende Beil ebenso wenig paßt als für Carducci die Bärenhaut Atta Trolls.

Er hat es aber Heine nicht bloß abgelauscht, mit wenigen Strichen die Karikaturen des Mena und Pomponio zu umreißen, er versteht auch Gestalten, welche

unbefangen in sich ruhend den Frieden der Unschuld atmen, mit reizenden Farben zu malen. Wie hold ist die blonde Maria der Maremna! Aber wozu in solche Gesellschaft:

Die Tröpfe Welschlands und Trissotin.

Carducci ist ein Schüler der Hellenen; er lasse wie sie die Gegenstände rein wirken und meide die grellen Kontraste; was brauchen wir neben der taufrischen Rose Sarons die Erinnerung an die stinkenden Hämmel auf dem Parnasse Dantes und Ariostos!

Horaz, Lessing und der ganzen Aesthetik zum Trotz ergeben sich die „Lieblinge des gebildeten Publikums" mehr denn je dem Unfug der Schilderung, welche Idee und Plastik ersetzen soll und in ihrer Leerheit weder ein Bild, noch eine Stimmung zu erzeugen vermag. Da sollen wir zuschauen, wie ein Pfuscher ein langweiliges Mosaik zusammenstiehlt, während der Meister mit wenigen Zeilen Erscheinungen vor uns in die Luft zaubert. Ich erwähne den Hain auf Kolonos, Goethes Lieder, das Grab im Busento und könnten zu diesen Beispielen noch viele fügen. Hier hat Carducci die großen Muster der Poesie mit Erfolg studiert. Ich würde für ganze Gesänge neuester Epik gern diese zwei Strophen eintauschen:

Gedenkst du der verwitweten Küste des Tuskermeeres,
Wo sich zur duftigen unbesäeten Flur
　　Der Feudalturm neigt?
Mit dem langen Schatten des Ueberdrusses bewacht er
Vom dürren und braunen Hügel der Rhasener-Städte Todesschlaf
　　Mitten im Gebüsch,
Während im lauen Sirocco die durstigen Stauden

Der Wildfeige verlechzen, dir grünend zwischen Himmel und Meer
Wallen auf den Riesenquadern:
Den Riesenquadern, welche der tyrrhenische Kaufmann
Als Wächter erklomm, um des Phönikers rote Segel
Zu erspäh'n auf blauer Bucht.

Und das sind nicht einzelne Weizenkörner, die man aus einem Scheffel Spreu herausklauben muß, ich könnte ganze Gedichte zitieren, wenn ich eben für eine gewisse Sorte von Lesern zitieren wollte.

Folgen wir ihm noch einmal zu einer Fahrt:

Vorwärts, vorwärts, braves Roß, mein wackerer Freund!
Siehst du nicht den parischen Marmor des Griechentempels
Uns winken dort?
Siehst du nicht, o Freund, der lächelnden Angelica Schleier
Wie 'ne weiße Wolke streifen des Himmels fernsten Rand?
O Ruhm, o Freiheit!

Seine „Primavere elleniche" sind köstliche Juwelen italienischer Poesie; manche Strophen würden neben solchen Leopardis nicht verblassen. Ich möchte diese weichen Oden mit feinen Basreliefs auf Vasen aus dem schimmernden Alabaster Toscanas vergleichen.

Eine Auswahl der „Nuove poesie" verdiente gar wohl eine Uebersetzung in das Deutsche. Freilich ließe sich diese nicht handwerksmäßig abtun, wie ein französisches Lustspiel, wo alles gleichgültig ist, wird nur die Zote verstanden. Carducci ist schwer zu übertragen, weil bei ihm als einem echten Dichter jedes Wort an seiner Stelle schwer wiegt. Ich glaube hier einer internationalen Pflicht genügt zu haben, daß ich auf ihn verweise; gibt es doch bei uns und in Süd-Deutschland viele Kenner italienischer Sprache und Literatur!

III.

Die gelehrte Welt schätzt die kritische Ausgabe der Poesien des Angelo Poliziano, welche Carducci vor etlichen Jahren veranstaltete; für die schöne und billige Collezione diamante der bekannten Firma Barbera zu Florenz übernahm er Cino da Pistoja und die Zusammenstellung der Lyriker und Erotiker des achtzehnten Jahrhunderts. Eine Reihe von Aufsätzen und Vorlesungen, welche sich auf Literargeschichte beziehen, begleitete diese Arbeiten; sie liegen nun vielfach umgestaltet und ergänzt unter obigem Titel gesammelt vor.

Der Verfasser, ein geistreicher Mann, der sich durch gründliche Studien auch deutscher Werke zu orientieren verstand, bietet uns reiche Belehrung; er wirft auf den von ihm scharf gesichteten und gruppierten Stoff oft unerwartete Schlaglichter, er überrascht uns durch die Eigentümlichkeit seiner Auffassung, die Originalität der Darstellung und wenn wir bei ruhiger Ueberlegung seinen Ansichten nicht immer beipflichten, ja uns sogar zum Widerspruch herausgefordert fühlen, so weiß er uns doch stets anzuregen und so zu fördern. Freilich kann ich mich nicht darauf einlassen, ihn Schritt für Schritt zu begleiten; das möge der Leser tun, nachdem ich da und dort im Vorüberstreifen eine Stelle berührt, eine Glosse angebracht.

Der erste Essay schildert uns aus idealer geschichtlicher Perspektive in großen Linien die Entwicklung der italienischen Nationalliteratur. Aus drei Elementen,

deren Gegensatz und Vereinigung schlug sich die italienische Literatur nieder: dem kirchlichen, ritterlichen und nationellen. Schon in den Tagen der Hohenstaufen erhob die politische Muse ihr Banner; ihre ersten Laute waren lateinisch oder sie stammelte provenzalisch; wie Berchet in Mailand hetzte Pier della Caravana gegen die „tollen Hunde“, die Deutschen Friedrich des Zweiten. Dann erhoben sich der lombardische, sikulische, bolognesische Dialekt, ohne allgemeine Geltung zu erringen; dieser Stolz blieb Florenz. Unermeßlich wichtig ist die Kontinuität der Sprache von dort an bis zur Gegenwart, sodaß die alten Poeten auch jetzt noch ganz verständlich sind und sogar ein Manzoni äußern mochte: er wolle im Arno seine Lappen waschen. Anders in Deutschland, wo auf das mittelalterliche Schwäbisch das Sächsisch von Luthers Bibel folgte und sich schließlich mit der Sprache der Reichskanzlei verquickte, bis unsere Schriftsprache, vom Boden des Volkslebens losgerissen, sich zumeist aus Tintenfässern fristet und sich noch dazu gefallen lassen soll, daß die großen Literaten an Elster und Spree sich die Vormundschaft anmaßen, namentlich uns kleinen Süddeutschen gegenüber, die wir zwar weniger Dünkel, aber mehr Unmittelbarkeit besitzen.

Die Schlacht von Benevent, wo 1266 der deutsche Kaiseraar der Hohenstaufen vom Helme Manfreds in den Staub sank, bezeichnet den Aufgang der Epoche, in der die italienische Literatur die großartigste der Welt war und alle Nationen ihr das Wort ließen; 1492 begann der Boden der Halbinsel vom ehernen Schritt der „Barbari“, welche Italien gerufen, zu dröhnen;

nach dem Vertrage von Château Cambresis, der 1559 die Zügel der Herrschaft Spanien zuwarf, versank die Nation allmählich in den „unermeßlichen Zauberschlaf", den Platen beklagte, bis sie endlich von Alfieris Trompete gestört wurde. An den Gestaden des Arno wuchsen die riesigsten Bäume jener Literatur. Carducci gibt uns die Bedingungen des Bodens an; ich übersetze, obgleich nur ungern: „Seit 1282 wurde Florenz durch seine Lage zwischen Ober- und Mittel-Italien, die Schlüssel des Apennin in der Hand, mit seinet unbeschränkten Kraft der Ausdehnung, der unermüdlichen Tätigkeit — bald eine italienische Macht, der Mittelpunkt für die politische, ökonomische und künstlerische Bewegung der Halbinsel. Und bald hatte es wegen des Reichtums des Handels, der Fülle materieller und geistiger Produktion, durch sein Gedeihen und die innere Bildung, den Einfluß der Bevölkerung und Industrie nach außen gegen Ende des dreizehnten und vierzehnten Jahrhunderts nicht seinesgleichen. Als Bonifaz VIII. beim Empfang der Gesandten verschiedener fremder Völker in jenen Florentiner erkannte, bezeichnete er die Florentiner als das fünfte Element der Welt. All' die verschiedenen Elemente des modernen italienischen Lebens, die religiöse Phantasie der Etrusker, der bürgerliche Verstand Roms, das individuelle Gefühl des Germanen, der leichte provenzalische und französische Geist, der praktische und fortschrittliche Instinkt der lombardischen Kommunen: all' das zeigt sich uns zu Florenz in einer wunderbaren Verschiedenheit der Erscheinungen." Einverstanden: nur hätte man diesen Stammbaum noch über die Tusker hinaus beim Ei

der Leda beginnen können, wie manche Italiener wohl auch von „unseren Vätern, den Römern" sprechen.

Das waren freilich große und gewaltige drei Jahrhunderte von 1266 bis 1559. „Damals sprachen souveräne Geister: Dante, Petrarca, Boccaccio, von hohen und anmutigen Dingen, nach Sinn und Wort hoch und schön, zum Volke und dieses verstand und bewunderte sie. Heute versuchen mittlere Talente das Volk nachzuahmen und schneiden Grimassen und das Volk schert sich nicht um sie." — Gilt auch von Deutschland, wo das Volk diese mittleren Köpfe allerdings auch nicht beachtet, wohl aber das „gebildete" Publikum ihre Fabrikate aus der Leihbibliothek verschlingt.

Uebrigens entläuft auch Carducci hie und da eine schillernde Phrase. „Arnolfo und Giotto gehen von der Härte, der Starrheit und Verklotzung der byzantinischen und deutschen Kunst über zu den lichten und heiteren italienischen Formen." — Und gerade diese beiden bezeichnen das Aufsteigen der Gotik in Italien; Carducci selbst zählt mit langem Atem die Reihe der Bauten dieses Stiles auf, zu denen damals der Grund gelegt wurde, welche in entschiedenem Widerspruch mit aller antiken Ueberlieferung stehen. Die Baugeschichte von S. Petronio kann uns überzeugen, wie sehr die Gotik das künstlerische Bewußtsein des Volkes beherrschte, so daß die deutschen Baumeister in Italien doch nicht einer erotischen Kaprize dienstbar waren. Aus der „Divina commedia" Dantes schaut uns nicht der erst zu berechnende etruskische, sondern der innige Tiefsinn germanischen Geistes entgegen, was der Franzose Villemain richtig ahnte; und wenn auch bald nach ihm der

Decamerone die Jugend entzückte, so wirkte jener doch fort und fort auf die Kunst bis Michel Angelo, welche, wie Cornelius hervorhob, sich in dem Grade zu veräußerlichen und zu sinken begann, als sie vom großen Dichter ließ. Dann darf man für jene Zeit deutsche und byzantinische Kunst nicht mehr mit einer Schnur zusammenbinden. Schon in der zweiten Hälfte des zwölften Jahrhunderts, wo Italien noch willenlos in den Fesseln des Byzantinismus hing, hatte sich Deutschland zu künstlerischer Freiheit und Unabhängigkeit aufgeschwungen. Lang vor Niccola Pisano, der antike Elemente aufnimmt und manchmal ganz äußerlich verwertet, hatten sächsische Mönche, wie Lübke schön sagt, „getragen von einem Naturgefühl, das bis ins Kleinste der Gesichtszüge, der Hände und Füße voll Adel und Lebenswahrheit ist, antiken Schönheitssinn und deutsche Empfindung verschmolzen" und für ihre christlichen Ideen den würdigen Ausdruck gefunden. Ich verweise auf die goldene Pforte zu Freiberg, die Kapelle in Wechselburg, deren plastischer Schmuck erst jetzt in seiner ganzen Bedeutung erkannt wird, wo er durch die Restauration der Betrachtung zugänglicher wurde.

Erst später änderte sich das Verhältnis teilweise zugunsten Italiens, als die großartigen Munizipien zu welthistorischer Stellung gelangten, während die deutsche Kaisermacht verfiel und zahllose kleine Dynasten mit Gewalt und List Edelstein um Edelstein aus der Krone Karls des Großen brachen. Die Bürger bauten — nicht aus Kunstfreude, sondern aus Andacht — die Dome, herrlich wie nur einer in Italien, aber die Poesie verphilisterte; der Bauer vergaß unter dem Sat-

tel des Feudalismus Heldensage, Nibelungen und Gudrun, welche ihr Ursprung neben die Epen der Griechen rückt; die Ritter hatten seit dem Aufhören der kriegerischen Römerzüge keine höheren Ziele mehr: was sollte den rauflustigen Gesellen des Faustrechts hinter dem Fallgatter der einsamen Burg die höfische Minnepoesie? Dafür prügelten sie ihre Weiber, warfen Kaufleute nieder, jagten und soffen, bis die lurchi tedeschi das schmachvolle Sprüchwort der Nachbarn wurden.

„Die italienische Poesie gedieh langsam, wie die Nation, sie hat keinen nationellen Boden: die Commedia, der Canzoniere, der Decameron sind durch ihren Inhalt beinahe mehr europäisch, christlich oder menschlich als eigentümlich italienisch." — Das ist schief und einseitig. Nur dort erreicht eine Poesie die höchste Höhe, welche sie unter Umständen zur Weltpoesie erhebt, wenn sie die Summe der Ideen der Menschheit einer gewissen Epoche mit dem scharfen Gepräge ihrer Nationalität versieht. Nur dann atmet sie jene Fülle des Lebens, welche den Gedanken in der Form gebiert und Leben zeugt durch Jahrhunderte. Mir erscheinen Dante und Boccaccio, zwischen die Petrarca ein für alle Mal nicht gehört, nicht bloß national, sondern sogar oft lokal und dadurch nach Zeichnung und Farbe um so frischer und unmittelbarer. Bei dem Allgemeinen hört der Dichter auf und beginnt der Afterpoet. Doch nehmen wir auch auf die Zeit Rücksicht. Bei Ariosto, Tasso, Guarini, und wer noch später folgt, tritt wenigstens äußerlich auch noch das höfische Element dazu und bei der Uebereinstimmung dieser kleinen Höfe, nach Sitte, Bildung und Geschmack, ist ihr Charakter in ge-

wissem Sinne italienischer als der eines Dante, welcher trotz seiner Ritterlichkeit eigentlich nie recht hoffähig war, als der eines Boccaccio, welcher, Adel und Klerus verspottend, fast ein Vorläufer von Cervantes genannt werden könnte. Ob zum Vorteile dieser Cinquecentisten? — Nun, ein Ariosto hätte allenfalls auch die Sahara mit den blühenden Ranken seiner Phantasie überwoben.

Vom Decameron behauptet Carducci manches, was ich nicht unbedingt unterfertigen möchte. „Er ist nicht, wie eine unwissende und parteiische Kritik meint, dazu verfaßt, um Italien in liederliche Häuser zu locken: der Decameron war ein Werk der Opposition gegen das ritterliche und kirchliche Prinzip. Gegen Kavaliere und Mönche und zum Teil gegen Bürger ist in dieser großen menschlichen Komödie des certaldesischen Plebejers das Lächerliche, das Groteske, das Triviale, das Erhabene, — ja auch das Erhabene — angewendet, wie es nach Aristophanes und vor Molière niemand anwendete. Der Decameron, die menschliche Komödie des Johann Boccaccio, ist das einzige Werk, das man wegen seiner Universalität der göttlichen Komödie Dantes vergleichen kann. Aristophanes und Molière gehören gewiß nicht hieher und will man mit dem Worte „Universalität“ nicht spielen, so unterscheide man genau: die Universalität aus der Höhe von der Universalität in die Breite! Ich möchte Boccaccio überhaupt keine ausgesprochene Tendenz unterlegen; dafür war er zu seinem Glück zu unbefangen. Auch Bilderwerke an Kirchen und Passionsspiele in der Kirche spotteten des Klerus, der es sich ruhig gefallen ließ, weil er seine

Macht kannte und das gar nicht als Opposition betrachtete. Den Decameron mit Haut und Haar sittlich rein waschen zu wollen, bleibt wohl ein eitler Versuch; was auf die Zeit fällt, dafür braucht man ja Boccaccio gar nicht zu entschuldigen. Das Mittelalter vertrug eine gewaltige Dosis Unflat, ohne dabei aufzuhören, christlich-germanisch zu sein: auch Gottfried von Straßburg schwingt keinen Lilienstengel und die „Gesamtabenteuer" bringen saftige Brocken, die selbst Herr Dioneo nicht geschluckt hätte. Die Schauspiele, welche ehrsame Handwerker im Rathaus deutscher Städte vor den blauäugigen Frauen und Töchtern, deren Züchtigkeit uns moderne Dichterlinge so veilchenhaft ausmalen, aufführten, wimmelten von borstigen Zoten, wie man sie kaum noch einem commis voyageur oder einem Feldwebel aufspielen kann. Alles für seinen Ort und seine Zeit!

IV.

Carducci verfängt sich auch in der Kulturgeschichte. Er feiert die Humanisten „als die Propheten eines damals noch unbekannten Geistes, des unmittelbaren Nachfolgers vom mittelalterlichen Geist, diesem greulichen Geist, der nicht allein die Sklaverei sanktionierte, sondern auch die Weiber der Sklaven, mit deren Fleisch man die Bullenbeißer der Barone fütterte, den Mönchen zum Hexenbrand überließ". Mit dieser Schilderung könnte man die Papiermütze eines von der Inquisition Verdammten zieren! Am furchtbarsten begann man

aber gegen Hexen und Zauberer erst nach den Humanisten zu wüten und fast bis zur französischen Revolution flammten die Scheiterhaufen. Nicht die Humanisten haben den mittelalterlichen Geist mit seinem angeblichen Hexenhammer kalt gestellt, wohl aber waren der lutherische Professor Thomasius, die Jesuiten Tanner und Spee, der Theatiner Sterzinger und später der berühmte Tartarotti in Roveredo: diese waren hier die Propheten des milden neuen Geistes. Das nur nebenbei.

In diesem Essay gibt Carducci vortreffliche literarhistorische Charakteristiken. Ueber alle ragt die Zeichnung Machiavellis und so ließe sich noch manches herausheben, wollte ich mich noch mehr in das Einzelne verzetteln.

Das bengalische Feuer, mit dem Carducci schließlich Italia als Iphigenie am Opferaltar für die Zukunft der Völker beleuchtet, scheint uns zu tragisch. Die Heroenzeit Italiens endete wohl mit Ferrucci und der Rest wäre Schweigen, wenn man nicht hie und da das Gelächter des Polichinel bei der Maccaronischüssel und das Blöcken der Schäflein zur sanften Flöte der Arkadier hörte.

Ein zweiter Aufsatz: „Delle rime di Dante Alighieri" zeigt uns den großen Dichter, der nicht plötzlich, ohne Voraussetzungen vor S. Giovanni stand, im Zusammenhang mit seinen Zeitgenossen; wenn man ein modernes Wort will: als Strebenden unter Mitstrebenden; er zeigt uns den Lyriker in seinen drei Perioden, wie er auch in den Formen des Sonettes, der Ballata und Canzone Preis verdient, obwohl die „Divina commedia" diese kleine Poesie in Schatten stellte. Auch

ihm wuchs der Lorbeer nicht auf der flachen Hand; ein Dante von Maiano, dieser Fortsetzer der alten provenzalischen und siculischen Schule, glaubte ihn von oben herab anschauen zu dürfen und der geniale Lump Cecco Angiolieri, den man erst in neuester Zeit genau kennen lernte, stellte sich ihm wie ein Duzbruder aus der Kneipe an die Seite. Dadurch wird er aber nicht kleiner, daß er aus der übermenschlichen Einsamkeit in die Gesellschaft der Zeitgenossen tritt, und so fühlt man sich Carducci, von dem man einen Essay über Dantes Jugendleben erwartet, für seine Mitteilungen nur zu Dank verpflichtet, wie ich hier auch an den verstorbenen Kannegießer erinnern will, der bereits 1827 jene rime in einer trefflichen Uebersetzung veröffentlichte. Bei diesem Anlasse gestatte ich mir auch eine Bemerkung über den Prosastil Carduccis. Jede Zeile zeigt den Dichter und das kommt ihm auch bei der historischen Behandlung von Dichtern ausgezeichnet zustatten. Sein Stil ist voll Kraft und Leben, überreich an Ausdrücken, er schwillt von Bildern, welche gut zu ihrem Gegenstande passen, aber durch ihre Fülle, wie Corinna dem Alcaios vorwarf, fast ersticken. Ne quid nimes! Geben wir eine Probe: „Ma perchè fosse l'Alighieri giudice equo ed estimatore cortese dei volgari altrui, non amava però meno di perfettissimo amore il sou volgare italiano. All' affetto, onde ne parla nel Convito, sentite l'artista, che si compiace dello instrumento della sua gloria: è l'uomo di guerra, che ama la sua spada e ne guarda la lama e ne tenta il filo e ne scruta la brunitura e i lavori dell' elsa e ne fa scintillare al sole

il tersissimo acciaio; è il cavaliere che palpa il suo destrier di battaglia e gli volge come ad amico la parola; è lo scultore, che sorride al marmo entro il quale già vede la sua figura." — Das strudelt, blitzt und spritzt wie ein Wasserfall, während der Strom der Prosa ruhig hingleiten soll und der Vergleich, das Bild hier keinen anderen Zweck haben darf, als die Sache, von der die Rede ist, mit einem Schlaglicht auch dem blödesten Auge zu erhellen.

Daran schließt sich der Aufsatz: „Della varia fortuna di Dante". Mit Recht hebt Carducci in der Einleitung hervor, daß es an der Zeit wäre, einen Grund für neue Dante-Studien zu legen. „Diesen vermögen nur wohlgegliederte biographische Studien zu liefern; darauf lassen sich nach so viel marktschreierischem Enthusiasmus endlich eine kritische Ausgabe sämtlicher Werke, eine Geschichte des Dichters und des Gedichtes bauen. Diese bibliographischen Studien würden den Dünkel mindern, als ob sich Dante, wie ein Gott, nur dem neunzehnten Jahrhundert geoffenbart; man würde sich endlich des Spieles mit der Laterna magica schämen, durch welches man Dante allen Parteien und allen Ideen dienstbar machen will." — Bekanntlich machte man ja auch in Deutschland Dante zu einem Vorläufer der Reformation, ihn, der Huß und Luther ohne Frage in eine der tiefsten Höllenbulgen gesteckt hätte! Daß es nicht genug ist, immer nur Dante! Dante! zu schreien, das möge man sich nicht bloß in Italien, sondern auch in unserem gründlichen Deutschland merken.

Gelegentlich erwähnt Carducci auch Malespini. Scheffer-Boichorst versuchte 1870 in der historischen

Zeitschrift von Sybel nachzuweisen, daß Malespini ein Fälscher nach Villani sei und daher dieser jenen gar nicht benützte. Man dürfte in Italien von der Angabe Scheffers Notiz genommen haben; ich wäre begierig zu erfahren, wie sich dort die Kritik zu dieser Frage stellte.

Besonders interessierte mich die Art und Weise, wie Carducci das Verhältnis Petrarcas zu Dante auffaßt. Kleine Leute beurteilen große Männer nach sich; sie behaupten: jener habe diesem hie und da eine Feder ausgerupft, um sie den eigenen Schwingen einzusetzen. Wenn Petrarca singt:

> Von meinem Herzen, Frau! habt ihr den einen
> Und andern Schlüssel in der Hand . . . .

so sei das eine Reminiszenz an die Verse Dantes:

> Ich bin derjenige, der beide Schlüssel
> Zum Herzen Friedrichs hielt . . . .

Warum nicht gar an jenes viel ältere Liedchen einer deutschen Frau vom sluzzelin, das Wackernagel in seinem Lesebuch mitteilt? Solcher literarische Klatsch verdient wohl keine Beachtung.

Auch Haß und Neid soll Petrarca gegen Dante gehegt haben. Eine plumpe Sage erzählt: er habe ihn mit dem Fuße am Galgen aufgehängt malen lassen und behauptet, das geschehe mit Recht, denn jener habe gerade ihm jede Gelegenheit geraubt, etwas Gutes zu schreiben. Die Sache ist unglaublich von Petrarca, aber ganz im Sinne jenes Geschmeißes, welches sich des Größten und Schönsten fähig achtet, nur schade, daß es ihm bereits ein anderer vorgedacht, vorgesagt und so

antizipando an diesen edlen Enkeln ein Plagiat beging. Haßten und verkleinerten doch auch moderne deutsche Literaten Goethe und Schiller, weil sie sich als Nullen hinter diesen Ziffern wußten; Petrarca bedurfte wohl keiner solchen Mietkutsche, auf den Parnaß zu fahren. Er hat Dante wohl nie beneidet, er erkannte die Größe desselben gewiß innerlich an, wenn auch vielleicht mit jenem Widerwillen, welcher aus dem instinktiven Bewußtsein des Unterschiedes beider Naturen entsprang. Dieser Unterschied entging auch Carducci nicht. „Die moderne Kritik, welche gelegentlich die primitive und ursprüngliche Poesie zu Ehren erhob, hat für ihre großartigen Denkmale aus Granit ein bißchen zu viel von jenem Licht in Anspruch genommen, welches sie früher ausschließlich auf die parischen Marmorgruppen einer sekundären Kunst der feinen Form fallen ließ und sammelte. Gestehen wir jedoch, daß die deklamatorische Uebertreibung des Gefühles, welche seit der französischen Revolution bis jetzt öfters den Ton wechselte, aber im Grunde immer die gleiche blieb: gestehen wir nur, daß sie uns den Geschmack an jenem ruhigen, heiteren, süßen Pathos, das sich gleichmäßig über die Poesie Petrarcas ergießt, nahm. Sainte-Beuve nannte diese Poesie kristallinisch; ich würde sie dagegen in ihren Wirkungen lieber einem schönen Tage in der Mitte des Herbstes vergleichen.“

Das ist's! Die Dante und Petrarca sind nicht dem Grade, sondern der Art nach verschieden, jene schaffen in ihrer elementaren Kraft die geheimnisvolle, ewige, heilige Urpoesie, während diese bei klarem Lichte treffliche Werke machen, deren Einfluß und Bedeutung man

ja nicht unterschätzen darf, wenn auch über die Kluft, die beide trennt, und schiene sie auch nur eine Spanne breit, kein Sprung trägt. Es ist das magische Pentagramm an der Schwelle des Olympes, dessen Pforte vor einem Homer, Pindar, Aeschylos und Sophokles, vor Dante und Ariosto, vor Lope und Cervantes, Shakespeare, Byron und Goethe klingend aufsprang, so daß jeder meint, er brauche nur den Fuß aufzuheben und einzutreten, doch nur wenige sind auserwählt. Carducci bringt das schöne Gleichnis vom Herbsttag; es ist wahr auch in einem anderen Sinne, den er nicht bezweckt. Der Herbst mit den bunten Farben seiner Blätter ahmt einen Frühling nach, die schöpferischen Triebe sind jedoch erloschen und so muß ihn denn der Winter ablösen.

Der letzte Essay trägt die Ueberschrift: „Musica e poesia nel mondo elegante italiano del secolo XIV". Carducci erfreut uns hier durch die Mannigfaltigkeit des Stoffes, die geschickte Gruppierung desselben und das feine, geistvolle Urteil. Die Bedeutung des Madrigales in der Geschichte der italienischen Poesie lernen wir hier auf überraschende Weise kennen. Hören wir ihn selbst. „In der französischen Pastorelle lüftet die feudale Kunst der Natur gegenüber ein wenig die Maske und scherzt halb zynisch, halb natürlich auf Kosten des Volkes; in der provenzalischen Pastorelle legt dagegen die adelige Kunst die Bauernmaske an und ergreift einen Hirtenstab mit Seidenbändern, um in anderer Form die Subtilitäten der Liebeshöfe weiter zu spinnen; im Madrigal geht der Bürger der italienischen Kommunen ein wenig zur Erholung auf das Land und wirft dabei ohne zu große Leidenschaft einen Blick auf

die Natur; er hat Eile zurückzukehren: entweder zu seinem Geschäft oder zum Gerichtshof oder zu seinen Studien und macht sich daher mit wenigen Versen los." — Das Madrigal blühte übrigens hauptsächlich im oberen und mittleren Italien. In anziehender Weise wird uns der blinde Francesco Landini geschildert, dieser Meister des Liedes, bei dessen Spiel die Vögel verstummten und in seine Nähe flogen. Carducci teilt uns eine große Anzahl dieser kleinen Gedichte mit, wie sich die Form dem verschiedensten Inhalt anschmiegt, ernst und schalkhaft, spottend und kosend, satyrisch und zart: echte Kinder der Stimmung des Augenblickes. Die Kunst bildete die kleine Strophe mannigfach aus, man findet fast bei jedem Poeten eine oder die andere. Bei Michel Angelo zersprengt sie fast die Schwere des Gedankens.

So regt uns auch dieser Aufsatz durch seinen mannigfachen Stoff und durch die Persönlichkeit, die ihn mitteilt, lebhaft an, so daß wir mit dem Wunsche scheiden: Carducci möge seine Studj letterari bald fortsetzen. Oder beschenkt er uns bald mit einer Biographie Dantes im Rahmen seiner Zeit? Sie wäre uns hochwillkommen!

Alessandro Manzoni

Mit Parini beginnt eine Wendung der italienischen Literatur, die mit den Zeitverhältnissen von ganz Europa und den Ideen, aus denen die französische Revolution entsprang, im engsten Zusammenhange stand. Ein Buch Cantùs, geschrieben mit der frischen Unmittelbarkeit, welche ihn auszeichnet, schildert die Umgebung des Abbate, dessen feine Ironie den zierlichen Klingen glich, mit denen man damals auf Stich und Stoß duellierte. Wenn Parini lächelnd wie Horaz die Verworfenheit und den Dünkel der höheren Stände zeichnete, so stieß Alfieri in die schmetternde Tuba und schwang den Dolch „gegen die Tyrannen". Nicht seine Dichtergröße, wohl aber die Richtung seines Pathos hat sich überlebt. Eine Kluft, über die keine Brücke führt, wenn sie auch in den gleichen Boden gerissen ist, trennt ihn von Manzoni, der mit hellem Blicke die tatsächliche Wirklichkeit sah und mit liebevoller Hand wiedergab. Die Ironie verträgt das Detail, der Haß ruft nur Schlagworte, beim Stilleben waltet das Gemüt und ist es nicht ganz von seinem Gegenstande befangen, so läßt es auf ihm die leichten Lichter des Humors spielen. Man hat Manzoni und Walter Scott neben einander gestellt, der Brite ist

ihm an Reichtum der Phantasie, die oft an das Phantastische streift, an Farbenpracht der Gemälde, doch gewiß nicht an Schärfe und Reinheit der Charakteristik überlegen, das volle Gepräge der Kunst erhält jedoch ein Werk erst durch den Stil und da überbietet nichts die „Promessi sposi", sie werden so wenig veralten als „Wilhelm Meisters Lehrjahre", mit denen ich sie hier und zwar, so parador es klingen mag, aus mehr als einem Grunde zusammenstelle. Das wäre nun allerdings weitläufiger zu erörtern, gehört jedoch auf ein anderes Blatt.

Bei dieser Bedeutung Manzonis ist es von Wert, daß ein so gewandter Schriftsteller, wie Angelo de Gubernatis ein „Studio biografico" vorlegt. Das Buch verdankt seinen Ursprung einer Reihe von Vorlesungen, die der Verfasser auf Anregung von Mar Müller in Orford vor der „Taylorian Institution" hielt, ist jedoch vielfältig erweitert; ein „Studio" darf er es nennen, weil ihn die Beschäftigung mit Manzoni von Jugend an begleitet. — „Ich will Manzoni zeichnen, wie er mir erschien, nachdem ich fleißig seine Schriften und die Memoiren unserer Zeit durchforscht und es wird dann, wie ich hoffe, nicht bloß die Gestalt eines großen Schriftstellers, sondern auch die eines großen Mannes hervorgehen." — Wahr! Die makellose Lauterkeit, der reine Seelenadel Manzonis leuchten uns überall entgegen, doch wird er für seine Nation als Mensch dessenungeachtet schwerlich je die Bedeutung erlangen wie Goethe, dessen hohe Weisheit nicht im Banne des Canonico Tosi lag und dem kein geistlicher Mund ein „Quousque tandem!" zurief, für die deutsche.

Was das Werk von Gubernatis anlangt, so geht es überall mit Verständnis auf die Absichten und die Durchführung der Poesien von Manzoni ein, der auch ein großer Dichter wäre, wenn er die „Promessi sposi" nicht geschrieben hätte; Ausführlicheres wünschten wir über das Leben des Gefeierten zu vernehmen, namentlich in den Tagen des Greisenalters. Schuf auch dieses nichts von Belang mehr für die Literatur, so ist uns Manzoni doch so lieb geworden, daß wir ihn teilnehmend und dankbar gern bis an die Gruft begleiten.

Ich kann die Darstellung von Gubernatis nicht Kapitel für Kapitel besprechen, besonderer Beachtung empfehle ich die Abschnitte „Il Manzoni ed il Parini", „il Manzoni e Vincenzo Monti". Ich habe über dieses Verhältnis Manzonis zu diesen und wohl auch zu Ugo Foscolo geschwiegen, weil ich mich mit Gubernatis hier auf dem gleichen Standpunkte befinde und daher nicht berufen fühlte, eine eigene Ansicht beizufügen. — Manzoni in Paris! Jawohl, er war mit Fauriel und anderen französischen Größen im freundschaftlichsten Verkehr, er wußte selbst die französische Sprache ausgezeichnet zu handhaben, aber wie oft dachten wir bei den „Promessi sposi", welche sich so innig und warm in ein Stück Volksleben vertiefen, an unseren Grimm. Umsomehr, da Manzoni nicht bloß für die Sprache Muster lieferte, sondern auch als Theoretiker auf die lebendige Quelle in Toscana verwies, wo er seine „cenci" waschen wollte. Er hat eine Anregung gegeben, die befruchtend weiter und weiter wirkt, hier ist alles in Fluß geraten und wenn der Fremde, der seine Kenntnis und Fertigkeit aus den akademisch anerkannten Mustern holte, mit

Staunen sieht, daß manche Regeln nicht mehr überall klappen und im Lexikon manches Wort vermißt, so mag er sich bei Giusti, vorzüglich aber bei Manzoni — bedanken.

Die sogenannte „Bekehrung" Manzonis, welche so viel Gerede veranlaßte, behandelt Gubernatis mit psychologischem Blicke; eine Frucht derselben sind die „Gl' inni sacri e la morale cattolica". Mir scheint das Verdienst dieser Arbeiten, denn das sind sie im eigentlichen Sinne des Wortes, mehr auf der rhetorischen Seite zu liegen, indes waren auch sie, obwohl die Zyklen nicht abgeschlossen wurden, von großer Bedeutung für die italienische Literatur und das perus imitatorum ist nicht ausgeblieben.

Ein frischerer Luftzug weht durch die Dramen, für die Deutschen hat Goethe gesprochen, den Italienern haben sie auch eine politische Bedeutung, ebenso wie der vielumkämpfte „Discorso sopra la storia de Longobardi". Hierher gehören auch „Le strofe del Marzo 1821", welche selbst italienischen Literarhistorikern wie Settembrini entgingen, sodaß sich Gubernatis bewogen fand, das ganze Gedicht abzudrucken. Mag man hier an politische Poesie, meinethalben an Tendenzpoesie denken, so ragt über die ganze Lyrik jener Zeit in Italien „il cinque Maggio" hoch empor, wo uns Manzoni als großer und echter Mensch an das Bett des sterbenden Titanen Napoleon ruft. Darüber ist jedoch genug verhandelt worden.

Daß Manzoni im Vormärz allerlei Zensurschmerzen hatte, begreift sich, wer hatte sie nicht? — „In den Longobarden malte er nicht etwa die Lombarden, son-

dern den germanischen Stamm, die Deutschen, die Oesterreicher.“ — Es dürfte endlich an der Zeit sein, den Italienern in dieser Angelegenheit etwas zu sagen oder vielmehr das, was öfter schon gesagt, aber, wie es scheint, am Po und am Tiber nicht gehört wurde, zu wiederholen. Man sei in Italien überzeugt, daß niemand daran denkt, alte Zustände zu erneuern, man möge aber auch kein neues Unglück heraufbeschwören, indem die Irredenta nach Istrien und dem Trentino schreit, wo außer etlichen Signori niemand die grün-weiß-rote Tricolore entfaltet sehen will und Medici trotz Bronzetti den Rückgang von Pergine antreten mußte, weil sich das Landvolk nicht für ihn erhob. Für die einzelnen und für die Völker gilt als die höchste Weisheit, nur das Erreichbare erreichen zu wollen und dadurch ein tragisches Verhängnis zu vermeiden. Eingehende Betrachtung widmet Gubernatis den „Promessi sposi“. Es ist interessant, zu sehen, wie sich ein hervorragender Italiener über das Verhältnis derselben zur Sprache ausdrückt. „Er hatte begriffen, daß man hoch denken und empfinden, aber niedrig (?) — niedrig drückt hier das italienische „piano“ nicht angemessen aus — schreiben müsse und wie Dante die poetische Sprache Italiens geschaffen hatte, so gelang es Manzoni, auch wenn er es nicht beanspruchte, tatsächlich die neue italienische Prosa zu begründen. Man wird sagen: Wie denn? Waren nicht etwa Foscolo und Monti Vorläufer Manzonis? — Wohl, aber abgesehen davon, daß keiner von beiden Italien eine Prosa schenkte, so reich an Tatsachen, an Beobachtungen, an originellen Ideen, an wahren Leidenschaften und an ausgeprägten Typen,

wie die „Promessi sposi", so schrieb der eine und der andere immer mit ein bißchen rhetorischer Emphase, mit ein bißchen theatralischem Pompe, was für jeden verständigen Leser immer überflüssig scheinen mag, so wenig auch davon vorhanden sei."

Ich könnte an das verdienstvolle Werk von Gubernatis noch manche Bemerkung knüpfen, spreche aber nur einen Wunsch aus. Er möge bei einer zweiten Auflage das Verhältnis Manzonis zu Giusti, Grossi, Azeglio, diesem Manne von antikem Geiste und romantischem Herzen, den die Italiener unbilligerweise neben Cavour viel zu wenig beachten, sowie andere Schriftsteller der jüngeren Generation genau schildern. Er unterließ es, um den Umfang seines Büchleins nicht zu sehr anzuschwellen; deswegen wünsche ich eigentlich diesem Büchlein garnicht einmal eine zweite Auflage; so dankenswert es ist, beweist es uns schließlich, daß Gubernatis nicht nur durch seine speziellen Kenntnisse, sondern durch seine universelle Bildung berufen sei, uns mit einer ausführlichen Biographie Manzonis zu beschenken, denn dieser gehört nicht bloß den Italienern, sondern der ganzen gebildeten Welt.

Aleardo Aleardi

Graf Aleardo Aleardi, welcher 1814 zu Verona geboren wurde, starb 1878, nachdem der Glanz seines Namens, den er sich als Dichter erworben, fast zwei Jahrzehnte früher unter den Horizont seines Volkes gesunken war. Einst viel bewundert, erntete auch er den bekannten Weltdank; man setzte ihn herunter und zuckte fast die Achseln über seine melodischen Verse, an seinen Platz rückte ein neues Geschlecht. Mag dieses auch, den genialen Satanspoeten Carducci voran, ästhetisch höher stehen, so sollte man deswegen doch nicht an seinem Lorbeer zerren. „Die italienische Jugend, welche das Jahr 1848 wagte und 1859 focht, war, man kann das immerhin sagen, von den Dichtern erzogen und Aleardi hatte daran großen Teil.“ Er gehört also der Zeitgeschichte, die auch Oesterreich nahe berührt, und auch das ist ein Grund, warum ich hier seinen Briefwechsel, den Giovanni Trezza veröffentlichte, bespreche: Jene Ereignisse liegen so weit hinter uns, daß wir uns des menschlich Edlen und Reinen, was er bietet, umso unbefangener freuen dürfen, und wo ich tadeln muß, der Schein einseitiger Parteinahme nicht auf mich fällt. Trezza war mit Aleardi durch lange Freund-

schaft verbunden; er kennt die Kraft seiner Muse, aber auch ihre Schwäche, „wenn sie Erhabenheit erzwingen wollte und in Manierismus verfiel," er preist den Schwung seines Rhythmus, dem freilich hie und da die Idee geopfert wird, er rügt es, „daß sein Pathos zu pomphaft ist und daß er es nicht versteht, durch einen Hauch von Ironie das Gleichgewicht herzustellen." Fügen wir noch bei, daß er mehr Maler als Plastiker war, und daß gerade darin seine Vorzüge und Schwächen wurzeln. Herr Trezza war jedenfalls berufen, die Umrisse von Aleardis Bild durch Briefe zu vervollständigen; so dankbar wir ihm jedoch sein müssen, ist nicht zu leugnen, daß er in seinem löblichen Eifer des Guten zu viel, manchmal sehr zuviel getan zu haben scheint. Aleardi alle Ehre; so bedeutend war aber seine Persönlichkeit nicht, daß man jedes Papierschnitzel, welches er dem Kulte des nicht gerade immer e w i g Weiblichen widmete, abzudrucken brauchte. Auch manches andere verdient nur in einer Autographensammlung aufbewahrt zu werden. Was mir von modernen italienischen Briefwechseln vorgekommen, bleibt überhaupt so ziemlich hinter den Werken der Briefschreiber zurück, das gilt auch von Manzoni; wenigstens auf diesem Gebiete reicht er und andere nicht von ferne an Goethe, Schiller, Körner, Humboldt usw.

Herr Trezza hat die Briefe nach den Jahren geordnet; manche wichtigere, besonders aus 1848, sind vernichtet, vieles mag verloren sein. Schritt für Schritt eine Charakteristik zu geben, würde zu viel Raum erfordern, ich hebe da und dort einiges heraus.

Aleardi war eine schwermütige Natur, die nichts

von jenem Pessimismus wußte, der jetzt dem lieben Herrgott auf dem Throne ein freches Schnippchen schlägt. Hie und da klingt fast ein deutsches Gemüt an, wie er denn auch in seiner poetischen Technik manche Aehnlichkeit mit unserm Christian Schneller hat, den er freilich nicht kannte. Seinen eigenen Werken gegenüber war er tief verzagt und Trezza darf mit Recht den Vorwurf des Hochmuts zurückweisen.

Er schreibt 1841 an Luigia Balzan: „Ich weiß nichts von stolzer Bescheidenheit, sondern nur von der Empfindung, welche aus dem Studium meiner selbst entspringt, aus der leidenschaftslosen Beobachtung meiner Kraft und meines vorausgesetzten Genies. Möchten sich alle so gut kennen, wie ich mich kenne!“ — An Vincenzo Baffi 1858: „Ihr behandelt mich ja wie ein junges Bräutchen! Könnt' ich doch, wie ich gerne möchte, all das, was ich im Innern fühle, offenbaren; könnte ich jene Höhe der Kunst erreichen, welche ich fühle und sehe, zu der mich jedoch meine Flügel nicht emportragen! Wißt ihr aber, daß ich wenig Verse mache, die mir nicht nach einem Monat antipathisch werden? O! Auch diese Unbefriedigung ist ein schmerzliches Leiden.“ — An Tollio Mestre 1865: „Glaube das, von meinem Plunder bleibt in einem flüchtigen Jahrhunderte, geschweige denn in zwei Jahrtausenden, keine Spur.“ — In ähnlichem Sinne spricht er sich in dem Selbstporträt aus, welches er 1858 an Baffi schickt: „Ihr erstickt mich ja mit Artigkeit und macht mich zum Sünder aus Hochmut, ein Fehler, der unter den vielen, welche ich besitze, bisher bei mir nicht Wurzel faßte, obwohl ich mir bisweilen ein wenig davon wünschte, so viel, als genügte, mich anzu-

regen. Wißt, ich habe Tage, wo ich mich für einen Schwächling halte und wo mir das Lob anderer wie ein Sarkasmus erscheint. Ich verstehe davon einiges; erklärt mir diese psychologischen Extravaganzen. Deswegen mochte ich Eure Fragen in Bezug auf mich nicht beantworten. Nun sag' ich Euch in wenig Worten, daß ich der letzte einer der ältesten Familien meiner Stadt bin, ein Adel, den ich vor der Welt nie zur Geltung brachte; der letzte, weil ich nicht gewillt bin, zu heiraten, was auch sehr thöricht wäre, da ich jetzt 44 Jahre alt bin; ich hätte es als Jüngling gern getan, wär' ich hinlänglich reich gewesen, meine Söhne unabhängig zu erziehen, denn ich fühle mich für die reinen Empfindungen des häuslichen Lebens wie geschaffen und alle Kinder wollen mir wohl, weil ich sie alle vom ganzen Herzen liebe. Studiert habe ich sprungweise, geliebt viel und zu oft, und das bereue ich. Erfahren habe ich viel bittere Kränkungen, sodaß ich durch sieben Jahre keinen Vers schrieb. Ich habe eine eiserne Gesundheit, die Frucht meiner Vorliebe für Gymnastik, ich bin von gewöhnlicher Natur, mein Haar ist braun, das Auge blau. Das die Skizze meiner Leiblichkeit." — Die Unabhängigkeit seines Charakters spricht er in einem Briefe an Barberina 1858 aus: „Mein äußeres Leben gleicht dem aller übrigen, das meiner Seele ist ein Roman. Ich will keine Auszeichnungen, keine Festessen, nichts von Gönnern." — Bei der nämlichen klagt er über die Lage der Zeit, welche in ganz Europa höheren Werken der Poesie ungünstig sei: „Die Poesie ist die zarteste und kostbarste Blüte der Völker; wer pflanzt Blumen, wenn Stürme drohen." — Daß ihm, dem berühmten Dichter,

allerlei Verse zugeschickt wurden, begreift sich, er erwidert mit einem Anfluge von Humor: „Alles, was Ihr mir schickt, ist mir teuer — unter der Bedingung, daß ich über mittelmäßige Dichtungen kein Urteil zu fällen brauche. Denn lügen ziemt einem ehrlichen Menschen nicht und abfällig urteilen ist nicht höflich, dann ist es auch grausam, einen Freund vor ein solches Dilemma zu stellen.“

Goldene Worte schreibt er an den jungen Poeten Alessio Bessi, Worte, die man auch jedem Deutschen, welcher den Parnaß ersteigen will, zurufen könnte: „Ihr jugendlichen Intelligenzen, denen Gott die Macht des Liedes verliehen, studiert um Gottes Willen! Und sinnt; fragt euer Herz, ergießt seine Glut und Liebe nach außen, horcht den Wünschen und Seufzern eures Volkes, bereitet euch einen Schatz von Wissen, eine Sammlung feiner Beobachtungen, strengt euch an, die Formen, in die ihr eure edlen Ideen kleiden wollt, glatt, klar, frisch, frei, lebendig zu bilden.“ — Dann folgt eine liebevolle und eingehende Besprechung des übersendeten Werkes.

Mit Dichtern und Gelehrten war er vielfach in Verbindung, so mit dem unglücklichen Cesare Batteloni, dem er zuruft, bald wieder etwas zu schreiben, denn Italien bedürfe des Schönen. Canti fordert ihn auf, eine Geschichte Veronas zu verfassen, er lehnt jedoch ab und empfiehlt einen jungen Geistlichen. An den Dramatiker Girolamo Rovetta, der sich eben zu Rom aufhält, schrieb er: „Da Sie vielleicht noch einige Zeit in jener großen Stadt bleiben, möchte ich Sie bitten, mit dem Auge des Dramatikers eine ihrer vielen Jammergestalten zu beobachten; sie könnte Sie vielleicht zu einer

ernsteren Arbeit veranlassen, reich, überreich an Erschütterungen — ich meine „il jettatore, den Mann mit dem bösen Blicke," den Gegenstand allgemeiner Furcht, den jeder aus Aberglauben wie die Pest flieht." — Rovetta ließ vorläufig diesen Stoff, der sich gut für eine Komödie eignete, liegen und griff tief in die Korruption des gegenwärtigen Italien, aus dem er die traurigen Gestalten seiner „uomini pratici" holte. Wir achten den mannhaften Patriotismus des Veronesen, der sich bereits auf der Bühne mehrfach Anerkennung erwarb; was den Stoff betrifft, wollen wir jedoch den Italienern die schmutzige Wäsche im eigenen Hause lassen.

Was Aleardi über die deutsche Sprache 1871 an Fanny Pontedera schreibt, dürfte wohl den Beifall seiner Landsleute nicht finden. „Lasse Dich ja nicht von der deutschen Sprache ermüden, sie ist vielleicht in gewisser Rücksicht die schönste Europas." — Schief und engherzig ist dagegen sein Urteil über Goethe im Briefe an die Gräfin Cavazzocca 1868. „Da war Goethe der große Heide, welcher in der Wut, den Geist zu entwickeln, das Herz verloren hatte, sodaß er, wenn er in seinen Dramen und Romanen von Liebe sprechen mußte, sei es in der Freude des Glückes oder in der Angst des Leidens, davon keinen Quark verstand. Was tat er damals? Er hatte eine Reihe erlesener, gebildeter und melancholischer Deutschinnen, welche in ihn verliebt waren und die er ganz hundemäßig behandelte. Er schrieb an die eine oder andere, erregte ihre tiefsten und innigsten Gefühle und aus den tiefempfundenen Stellen ihrer Antworten machte er einen Schatz für seine dramatischen Situatio-

nen. Die Armen waren seine Goldgruben für die Empfindung." — So sollte ein Dichter nicht über einen Dichter schreiben.

Aleardi war auch den Künsten zugewendet; die Regierung stellte ihn zu Florenz als Professor für Kunstgeschichte an; auch die Musik begeisterte ihn, namentlich Beethoven. Da versteigt er sich nun der genannten Gräfin gegenüber in eine Wolke von Phrasen. „Vernachlässigen Sie Ihr Klavier ja nicht, ja nicht! Die Musik ist ein Trost, ein Vergnügen. Sie ist entstanden mit dem gleichförmigen Wellenschlage des Meeres, mit dem Rauschen der Wälder mit dem geheimnisvollen Sausen des Windes; den ersten Rhythmus klopfte das menschliche Herz. Musik und Poesie sind mit dem Menschen geboren und werden als unsichtbare Begleiter dauern, solange die Menschheit dauern wird. Töricht ist diese Zeit, die sagt, die Poesie ist tot!" Endlich ruft er selbst aus: „Barmherzigkeit, ich verfalle in Deklamation." Den Strauß von Galanterien zum Schlusse des Briefes lassen wir liegen.

Beachten wir noch sein Verhältnis zur Politik. Da faßt er oft mit dem ahnungsvollen Blicke des Dichters Personen und Verhältnisse scharf und richtig auf. Venedig hatte ihn 1848 als seinen Vertreter nach Paris geschickt, damals stand Lamartine auf der Sonnenhöhe des Ruhmes und Einflusses. Aleardi schreibt: „Dieser Mensch ist schwankend und unbestimmt, wie seine Poesie." Später macht er das unübersetzbare Wortspiel: „Man hat diesen Herrn (Messere) für den Messias gehalten." Auch die tönernen Füße der Herrschaft Napoleons sieht er bald. Ueberraschen muß das scharfe

Urteil, welches er 1862 in einem Briefe an Achille Ceresa über Italien und Garibaldi fällt: „Soweit ich die Sache verstehe, verlieren wir die Würde nach außen, die Kraft nach innen, das Gesetz ist ein Netz, das die kleinen Vögel fängt, aber Sperber und Adler zerreißen es; dieses ist der größte Schaden für ein Volk und noch mehr für ein eben entstehendes Volk. Ratazzi ist unglücklich in seinen Geschäften und zwar durch eigene Schuld. Er brauchte das Salböl Garibaldis und das Herz dieses Mannes — unklug und heilig, eigensinnig und edel wie ein Märtyrer, ohne Spur politischer Geschicklichkeit, der immer um den höchsten Preis spielt, weil er bisher immer die Partie gewann, verführbar wie ein Weib, der Künstler der Revolution und des Krieges — das Herz dieses Mannes nahm die unvorsichtigen Versprechen für ernst und will sie jetzt in Sizilien verwirklichen. Was seine Kühnheit gewonnen, wird die Hartnäckigkeit des Rebellen in Frage stellen. Und ich, der ich das Brot Brot nenne, heiße ihn einen Rebellen.

Auch die drohenden Gefahren des Sozialismus, dem die unglücklichen Agrarverhältnisse Italiens Vorschub leisten, berührt er 1872 in einem Briefe: „Wie die tragische Hand beim Mahle Belsazars läßt sich jetzt die Hand der Internationale an den Mauern der modernen Gesellschaft sehen. Der soziale Krieg wird weniger edel und grausamer sein als die Sklavenkriege Roms. Spartakus kannte wenigstens das Petroleum nicht.“ Sehr schmeichelte es ihm, daß der preußische Gesandte Brassier de Saint-Simon ein Gedicht von ihm ins Deutsche über-

setzen und an seinen Jugendfreund Bismarck senden wollte.

Von Zeit zu Zeit erwachte aber in Aleardis Brust das Gefühl eines verfehlten Lebens. „Statt der Pandekten erwählte ich den Vers; ich machte mich zum Advokaten meines Landes, unbeachtet, ohne Auftrag; ich zog mir die Irrfahrten der Verbannung zu, den düsteren Aufenthalt im Kerker; und wär's nur aus! Wer weiß, was noch kommt! Und mag es auch gut gehen, so erwartet mich gewiß ein Alter ohne Trost, ein Sterbebett ohne Tränen, ein Grab ohne Ruhm und Besuch. Mein ist die Schuld, mein die Sühne. Das strenge Gesetz menschlicher Verantwortlichkeit faßt mich und lastet auf mir; ich bin nicht ungerecht und beuge mich mit entschiedener Ergebung." In einem seiner letzten Briefe heißt es: „Das Alter klopft an meine Türe und wie mir scheint, fordert es mit der Stimme des Strafrichters Rechenschaft von meinem Leben und sagt mir, daß vielleicht der Tag nicht fern sei, wo ich diese Rechenschaft vor Gott abzulegen habe, denn seht, trotz dem Zweifel der Wissenschaft und dem Leugnen der modernen Philosophie habe ich immer an Gott geglaubt, glaube an ihn und werde immer an ihn glauben. Und Gott segne Euch, Theodora."

So scheiden wir von Aleardi: Vielleicht schreibt uns Herr Trezza noch die Geschichte des Dichterkreises, dem er angehört. Es ist ein entschwundenes Geschlecht.

Noch etwas. Man lernt gewöhnlich an Manzonis „Promessi sposi" italienisch. Für diesen Zweck dürften sich solche Briefwechsel gewiß besser eignen, die uns mitten in den täglichen Verkehr gebildeter Menschen der

neuesten Zeit führen. Dieses Verdienst beabsichtigt Herr Trezza wahrscheinlich nicht, ich glaube es jedoch, nachdem ich an seinem Buche manches gerügt, hervorheben zu müssen.

Ein italienischer Lustspieldichter

Hat auch der italienische Roman die Höhe Manzonis nicht mehr erreicht, so begegnen wir doch auf dem Felde der Lyrik mancher originellen Erscheinung und auf dem Gebiete des Dramas herrscht gegenwärtig bei der größeren Unabhängigkeit ein Leben wie kaum in einer früheren Periode. Mehr und mehr entsagen die Dichter der Akademie und der Phrase, die Komiker führen uns mitten in das Volk. In der neueren Zeit hat sich Valentin Carrera einen Namen gegründet.

Geboren 1834 zu Turin, stammt er aus einer angesehenen bürgerlichen Familie. Seine Studien machte er an den Schulen der Vaterstadt und trat dann als Praktikant ins Finanzministerium. Zu geistiger Vertiefung führte ihn aus einem ganz äußerlichen Leben ein unangenehmer Zufall, er wurde nämlich durch das Verfahren eines Vorgesetzten gegen seine Amtsgenossen zu einem lebhaften Proteste veranlaßt und infolgedessen entlassen. Tief verletzt flüchtete er aus dem Lärm der Großstadt in die Stille des einsamen Frommatales am Fuße des Simplon; hier griff er zur Büchse des Jägers und zu den lang vernachlässigten Büchern. Auch die Muse besuchte ihn; er begann die schriftstellerische Lauf-

bahn mit dem Drama „Das Lotto", welches 1859 gedruckt wurde, jedoch niemandem weder kalt noch warm machte, obwohl das edle Streben, das Volk ohne demagogische Schmeichelei, mit der manche Autoren auch bei uns die Mache würzen, mit seinen Vorzügen und Schwächen einige Beachtung verdient hätte. Er ließ das „Lotto" liegen; mehr und mehr wirkte auf ihn die Herrlichkeit der Alpen, er zeichnete eine Reihe Skizzen „Wanderungen eines Zigeuners an den Seen und auf den Alpen", welche eine zweite Auflage erlebten, was um so beachtenswerter ist, weil die Italiener, die nur ungern die Stadt verlassen, für Bergtouren wenig Sympathie haben. Sein Drama „Don Girella", das 1862 in Turin aufgeführt wurde, gefiel zwar, der Hintergrund war jedoch zu weit und die Zeichnung vermochte sich auf dem Untergange der Republik Venedig nicht abzuheben. „Die Mitgift" und „Puschkin" ernteten großen Beifall, alle diese Werke hätten aber nicht vermocht, Carrera über das Niveau der „geschätzten Schriftsteller" zu erheben. Das gelang erst dem „Quaderno di Nanni". Das Stück erschien 1870 zu Florenz und wurde rasch auf allen Theatern der Halbinsel aufgeführt; die italienische Kritik erkannte einstimmig, daß hier ein neuer Pfad betreten sei. Nanni und Bobi, die zwei Hauptpersonen des Stückes, wurden bald volkstümliche Bezeichnungen, wie bei uns s. Zt. Lumpazivagabundus. Der Erfolg dieses Lustspieles, das man als ein Genrestück im Stile der Holländer bezeichnen darf, ermutigte den Autor und er trat mit „Kapital und Handwerk" unmittelbar vor die soziale Frage. Auch dieses Werk wurde mit großem Beifall aufgenommen. Dagegen er-

hielt sein „Advokat der Zukunft" nur einen Achtungserfolg, wohl nicht nur deswegen, weil er einem reizbaren und mächtigen Stande an das Herz griff, sondern weil die Tendenz als solche zu unverhüllt auf die Bretter tritt, so daß deren Träger zu wenig echtes Leben besitzen. Die Kritik der italienischen Blätter war begreiflicherweise je nach dem Parteistandpunkte verschieden, auch die wohlwollende konnte den Mangel, den ich oben angedeutet, nicht verhüllen. In gleichem Sinne äußerten sich auch Italiener, mit denen ich über dieses Lustspiel sprach. Sein „Galateo novissimo" fand in Toskana Beifall, in anderen Städten Italiens, Mailand, Venedig, Genua verminderte die zu starke Lokalfarbe den Erfolg. Das sind ähnliche Gegensätze, wie bei uns zwischen Wien und Berlin. Allgemeinen Beifall fand wieder sein „ABC", ein Schauspiel, das in Deutschland, wo fast jeder lesen und schreiben kann, gegenstandslos wäre.

„La guardia borghese fiamminga" wirkt zwar durch die drastische Komik der Situation, ist jedoch veraltet, so wie die Soldatenspielerei der Nationalgarden, die es lächerlich macht. Carrera mußte die Szene nach Holland verlegen; die Italiener nahmen die Sache so ernst, daß sie hier keinen Spaß vertragen hätten. Sein einaktiges Stück „Scarabocchio" hatte wieder großen Erfolg.

Carreras Stücke führen uns mitten in das italienische Volksleben, das ist ein unschätzbarer Vorzug, der sie freilich zur Uebertragung auf das deutsche Theater weniger geeignet macht, doch ließen sich einzelne Motive immerhin verwerten. Im Gegensatze zu dem importier-

ten französischen Drama ist der Gehalt durchwegs ein ethischer; es scheint mir ein günstiges Zeichen für das italienische Publikum, daß es diese Stücke so beifällig aufnimmt. Die Zeichnung, wenigstens der Hauptfiguren, ist frisch und lebendig; Nebensächliches, wie etwa der Pfarrer Rocco, vielleicht nur für unsere Empfindung zu schablonenhaft, denn für den Italiener, der täglich solche Gestalten sieht, gewinnen sie mit einem Worte Fleisch und Blut. Die Raschheit des Dialogs, der sich fast Schlag auf Schlag entwickelt, ist bei einem Poeten, der von zungenfertigen Italienern Beifall erntet, ohnedem selbstverständlich.

Carrera ist Beamter im Finanzministerium zu Rom, die trockenen Ziffern werden hoffentlich seine Lust an den Gestalten des Volkslebens nicht ertöten.

Graf Civitella

Graf Giovanni Civitella, Senator des Königreichs Italien, ist in wissenschaftlichen Kreisen längst durch sein Werk über die Carraresen, welche einst Padua beherrschten, rühmlich bekannt. Jetzt bietet er uns zwei Bände allgemeineren Inhalts: „L'Italia nelle sue discordie", als deren Verleger sich die tätige Firma Münster in Verona bezeichnet. Die Uneinigkeit Italiens ist allerdings ein weitläufiger Stoff, fast so weitläufig als die Uneinigkeit der Deutschen, nur mit dem Unterschied, daß uns die Italiener stets um Kopfeslänge an politischem Scharfblick voraus waren und sicher in ihren schlimmsten Tagen eine Behandlung, wie sie jetzt Deutsche durch Tschechen und Polacken erdulden, anders aufgefaßt hätten. Civitella greift bei seinem Thema weit zurück — ab ovo Ledae! würde man früher gesagt haben — auf die Verschiedenheit des Ursprunges und der politischen Gliederung schon in den Zeiten der Etrusker und Pelasger; gerade dieses erste Kapitel ist sehr interessant, doch können wir ihm nicht Schritt vor Schritt bis auf unsere Tage folgen. Widerspruch gegen einzelne Behauptungen dürfte nicht ausbleiben, überall tritt uns jedoch ein edler patriotischer Sinn entgegen und wir

Deutsche könnten uns sehr Glück wünschen, wenn wir es zu einer Einseitigkeit dieser Art gebracht hätten. Trotz des Umfanges des Werkes muß sich der Verfasser in der Vogelperspektive halten; ergänzen kann man ihn aus den einschlägigen Schriften von Ficker, Giesebrecht, Prutz u. a., wobei wir auf die antike Geschichte gar nicht zurückgehen. So viele Klagen über die Uneinigkeit Italiens seit ältester Zeit laut wurden, hat doch noch niemand den wichtigen Gegenstand zusammenfassend behandelt; dieses getan zu haben, darf sich Civitella mit Recht als Verdienst anrechnen. Er beweist, daß der Mangel einer nationalen monarchischen Regierung von Anbeginn und dauernd durch Jahrhunderte das Elend Italiens im Vergleich zu anderen Nationen hinlänglich erklärt. Was übrigens die Unabhängigkeit der Scholle betrifft, so erscheint diese beim Verhältnis der Kolonnen noch immer nicht ganz sichergestellt. Was er bei Schilderung der Kämpfe zwischen Staat und Kirche sagt, gilt stündlich noch von der Stellung des Deutschen Reiches, das keinen bittereren Feind hat als die Kurie. Ausdrücke wie die, wo er von der „eingeborenen und ewigen Bettelhaftigkeit der nordischen Herrschaft" spricht, dürften etwas feiner sein. Man kann Sybel beistimmen, daß es besser gewesen wäre, wenn sich die Deutschen gegen Osten gewendet hätten, aber dadurch wird eine geschichtliche Notwendigkeit nicht aufgehoben. Gerne möchte ich mich bei dem letzten Kapitel des zweiten Bandes, das die Gegenwart berührt, länger aufhalten, allein obwohl Civitella ein entschiedener Monarchist ist, gestatten doch die Zustände unserer Preßfreiheit nicht, diesem Wunsche zu folgen. Für uns Oesterreicher ent-

hält es manches Interessante. So hoffe ich, daß dieses Werk auch bei uns Beachtung finde, wenn auch die Beschaffenheit desselben eine Verbreitung in weitere Kreise kaum erwarten läßt.

Ueber Zambonis „Roma"

Die alte Scholastik wollte in der Philosophie nur eine Dienerin der Religion sehen, auf ähnliche Weise beanspruchte die nationale Politik in Italien die Herrschaft über Kunst und Literatur. Die Dichtung darf man durchschnittlich als Tendenzpoesie bezeichnen, wenn man dabei auch Werken höheren Stils begegnet. Darum versank auch bereits eine so große Anzahl von Schriften in die Vergangenheit und hat nur mehr geschichtliche Bedeutung; nur Weniges besitzt zugleich so viel selbstständigen Wert, um auf eine Zukunft im Leben der Literatur Anspruch machen zu dürfen. Dahin gehört vielleicht der „Arnoldo da Brescia" von Niccolini, der die Waffen einer schimmernden Rhetorik gegen Priester und Deutsche schwang. Diese Richtung nimmt Philipp Zamboni mit bewußter Tendenz auf; er fragt: „Haben sich die Zeiten so verändert, um jetzt bei uns den Kampf in der Literatur überflüssig zu machen? Beherrscht die Kurie nicht mehr Italien, von Italien aus die Welt?" — Wir haben über diese Worte hier keine Diskussion zu eröffnen; daß die Kurie es noch immer möchte, daran zweifelt niemand, daher ist das Buchdrama des Verfassers „Roma nel mille" jedenfalls ein beachtens-

wertes Zeichen der Zeit. Zur Versinnlichung seiner Ideen wählte er die Kämpfe und den Untergang des sächsischen Kaisers Otto III.; er läßt die Personen, die er unter den Namen der Männer und Frauen jener gewaltigen Epoche vorführt und denen er auch Phantasiegestalten gesellt, vor uns reden und malt in wilden Zügen ihren Untergang. Niccolini war Toscaner; er blickte von Florenz nach Rom, Zamboni ist Römer; was er von Pfaffenwirtschaft mit eigenen Augen anschauen mußte, steigerte die Leidenschaft eines glühenden Naturells. Daher der grelle Aufschrei des Hasses, der sich von den süßen Lauten der „bella lingua di Si" nicht in Rhythmen bändigen läßt und nicht im brausenden Strom von Dantes Epik hinzuwogen vermag; daher die gigantischen Bilder, aber auch die Unklarheit mancher Stelle, daher der geniale Wurf mancher Szene, aber auch die äußere Gesetzlosigkeit des Ganzen. Die Hand, welche die Fackel grimmigen Zornes schwingt, wird nicht mit objektiver Sicherheit Charaktere zeichnen, sondern Menschen und Dinge in die Flammen einer Beleuchtung reißen, welche die Umrisse verzerrt, die Züge karikiert und oft zuckende Schatten anstatt fester Gestalten vor das erschrockene Auge bannt. Darum müssen wir einen Ezzilo als Repräsentanten des absolut Bösen zurückweisen, während wir vor der Lebenswahrheit eines Richard III. kaum aufzuatmen wagen. Das Werk Zambonis, das uns an die genialen Tage von „Sturm und Drang" erinnert, weckt jedoch unsere Teilnahme, wenn wir sie auch nicht als eine rein ästhetische bezeichnen können; diese Teilnahme für die Person des Dichters steigert noch sein „Commiato al lettore", der auch

als wichtiger Beitrag zur Zeitgeschichte Italiens von 1848 und seiner Auflehnung gegen die Hierarchie gelten kann.

Und die Sprache? — Wir müssen darüber natürlich als Fremde den Italienern die letzte Entscheidung überlassen; daß Zamboni manche Archaismen auffrischte, sucht er selbst zu rechtfertigen. „Wenn wir alle Worte zurückweisen, von denen man sagt, sie seien außer Gebrauch oder genauer, sie werden von der Plebs der Leser nicht verstanden, so verarmseligt die Sprache von Tag zu Tag mehr.“ Zamboni hat recht. Das gilt auch für uns Deutsche; nur will ich beifügen, daß sich die Sprache nicht nur durch Rettung älterer Ausdrucksweisen zu erhalten, sondern auch aus den Dialekten fort und fort zu ergänzen hat. Besonders dann, wenn es sich um Dinge handelt, die man dort, wo man sich jetzt die Diktatur über unsere Sprache anmaßen möchte, zwischen Teekesseln und Tintenfässern garnicht kennt. Es ist komisch, wenn ein Literat von der Spree oder Pleiße einen Alpler korrigieren will, der „Jöcher“ sagt und nicht „Joche“ oder das Wort „Schrofen“ ausmerzen, zum mindesten in „Schroffen“ umkorrigieren möchte, während dort, wo er literatelt, weder ein Joch noch ein Schrofen zu finden ist und er diese Dinge vielleicht gar nie gesehen hat. Und das Publikum? — Ja nun, das muß in Italien sein wie in Deutschland, sonst könnte Zamboni nicht schreiben: „Der große Fehler von modernen Lesern ist die Trägheit.“

Ueber Carduccis Rede

Von G. Carducci liegt mir eine gedruckte Rede: „Del rinnovamento letterario in Italia" vor. Sowohl die Persönlichkeit des Verfassers, der in der neuesten italienischen Literatur eine hohe Stellung einnimmt, als auch der interessante Inhalt seines Vortrages veranlassen mich, demselben einige Worte zu widmen. Er fragt: „Was war das für eine Literatur des Wiederauflebens und wie entwickelte sie sich?" Des Wiederauflebens! So übersetze ich in diesem Falle „risorgimento" und ich finde wohl in Italien selbst keinen Widerspruch, wenn ich es unmittelbar vor dieser Zeit als Land der Toten bezeichne. Carducci geht von Metastasio und Goldoni aus und zeichnet mit einfachen Linien Alfieri und Parini, die, obwohl angehaucht vom Geiste der neuen Zeit, doch im Gegensatz zu deutschen und englischen Dichtern, mit dem italienischen Volke die französische Revolution haßten. Bei Monti könnte man an Johannes v. Müller denken. Foscolo, durch dessen Schriften wildes Leben zuckt, setzte die Opposition Italiens gegen Frankreich, das der korsische Zäsar repräsentierte, energisch fort; mit Recht nennt Carducci diesen nervösen Dichter den „ersten modernen Schriftsteller

seiner Literatur". Aus den Trümmerhaufen von 1815 erhob sich einerseits die positive Restauration mit Manzoni, andererseits die melodische Verzweiflung Leopardis. „Beide wurden, indem sie zwei verschiedene Stimmungen repräsentierten, welche damals die europäische Gesellschaft bewegten, universeller als ihre unmittelbaren Vorgänger in Italien, ja sie gelangten, wie unsere alten, großen Dichter zu europäischer Bedeutung: Vielleicht ist Manzoni der beste Dichter des katholischen Romantizismus und Leopardi der wahrste des Weltschmerzes, wie es die Deutschen heißen. — Nun folgten die Tage des Kampfes: Italien trieb seine Gelehrten und Dichter in die geheimen Bünde, auf die Schlachtfelder. Die Eroberung Roms 1870 schließt diese Epoche ab. Mit sicherer Hand weist Carducci auf den Unterschied von der gleichzeitigen deutschen Literatur und auf die Ursachen dieses Unterschiedes. Was er dann über die Nachahmung der Franzosen und den Stand der Kritik schreibt, ist auch den Deutschen auf den Leib gemessen und wenn er die Frage der Sprache berührt, die am Tessin und Arno zu so heftigen Kämpfen führte, so hat er wohl recht, sie mehr für eine Frage des Stiles, ja der Kunst zu erklären, indem das italienische Volk, das eine klassische Literatur von siebenhundert Jahren besitzt, nicht erst nötig hat, sich die Zunge neu einrenken zu lassen. Bezüglich der neuesten Phase sagt er: „Lo spirito della nostra letteratura va sempre piu refreddandosi e la produzione ogni giorno rimpicciolisce, rammeschinisce, raggricchiasi." Ich übersetzte diese Stelle absichtlich nicht, sonst erklären sie gewisse Leute für einen schlechten Witz auf

Zustände nördlich der Alpen. Und dann der Realismus! Was will er mit seiner Prätension, etwas ganz Neues zu sein, allein und ausschließlich zu herrschen? Das zeigt nur, daß wir nicht mehr zu erfinden, Eindrücke durch die Phantasie zu binden wissen; wir beschreiben kleinlich und inventarmäßig und verwechseln die Photographie mit dem Gipfel der Kunst. — Später sagt er: „Die Zustände in Deutschland und Frankreich scheinen auf einen Nachlaß der Produktion zu deuten“. Für Carducci gilt als Schlagwort, als Banner: Die Renaissance im großen Stil des 15. Jahrhunderts, die lebendige Aneignung des Heldentums. Sei es auch den Deutschen gesagt! Aber so wie Goethe und Schiller die Renaissance begriffen und ergriffen und auf diesem Wege, der freilich nicht in das Gestrüpp wortklauberischer Philologen führt, müssen wir vorwärts wandern, unbekümmert um das Winseln impotenter vielbändiger Literaten, die da ihre Buden an den verschiedenen Wässerlein dies- und jenseits des Thüringerwaldes aufgeschlagen haben.

Francesco dall' Ongaro von A. de Gubernatis

Dall' Ongaro gehört nicht, wie etwa Manzoni, zu den internationalen Größen der italienischen Literatur; dazu fehlte ihm die Tiefe des Genies, während sein leichtbewegliches Talent ihm auf den verschiedensten Gebieten der Poesie und Kritik schöne Früchte zeitigte. Wir sehen ihn aber auch unter den Vorkämpfern für die Einheit Italiens. Es knüpft sich daher an ihn nicht bloß ein literarisches, sondern auch ein geschichtliches Interesse. Angelo Gubernatis, dem Biographen des modernen Italien, mögen seine Landsleute dankbar sein, daß er ihnen mit treuer Hand ein Bild der Verstorbenen schuf und am Fuße desselben eine Auswahl seiner Briefe und manche Spolie aus seinem Nachlaß niederlegte. Das Buch darf aber wohl auch bei anderen Völkern auf Teilnahme rechnen. Dall' Ongaro sah vieler Menschen Städte und Länder, stand in ausgedehnten Beziehungen zu hervorragenden Männern, zu Florenz wurde der liebenswürdige Greis von manchem Wanderer besucht, mit dem er gerne über italienische Kunst und Literatur sprach. Gerade in Deutschland wendet man jetzt italienischen Personen und Zuständen erhöhte Aufmerksamkeit zu.

Dall' Ongaro stammte aus einer bescheidenen bürgerlichen Familie von Schiffszimmerleuten, die an der Livanza, unweit Oderzo, eine ansehnliche Werfte besaß, welche nach altem Brauche stets auf den erstgeborenen Sohn überging, und dieser allein hatte das Recht, eine Frau ins Haus zu führen. Die Nachgeborenen mußten weichen, so auch unser Schriftsteller, der 1808 das Licht der Welt erblickte. Wie das in Italien oft genug vorkommt, wendete er sich dem geistlichen Stande zu, obschon sein Herz, das der Frauenliebe bis in das Alter offenstand, ihn vielleicht an den häuslichen Herd geführt hätte. Er wurde aber in allerlei Häkeleien verwickelt und beschloß, nachdem er dem Predigtamte entsagt, sich dem Unterrichte der Jugend zu widmen. Er mußte sich jedoch auf die Wirksamkeit in Privatkreisen beschränken, da er zu schlecht empfohlen war, um eine öffentliche Anstellung zu finden. Als Privatlehrer fristete er seine Existenz auch während seines zehnjährigen Exils von 1848 bis 1859; wertvoll müssen seine Vorträge über Dante gewesen sein, den er für das ganze Leben zum Heiligen erkoren.

Von seiner Tätigkeit als Journalist will ich hier nicht sprechen, den Dichter erschließt uns Gubernatis mit sinnigem Verständnis. Beim Novellisten mag die Feinheit der Zeichnung an Paul Heyse erinnern, unter seinen Dramen erfreut das „Fasma", eine artige Nachbildung Menanders. Das Hauptgewicht fällt wohl auf die Lyrik und hier ist es eine Eigenschaft, die ihn über Poeten, welche ihn an Tiefe der Weltanschauung, an Pracht der Rhetorik, durch klassisches Gepräge der Sprache weit übertreffen mögen, weghebt, ihm eine

höhere Bedeutung als diesen verleiht: Er verstand in den Formen des Volkes, aus dem Herzen des Volkes zu singen, ja zu singen! Denn seine Liedchen gingen in das Volk über und wurden von ihm wie echte Volkslieder in tausend Variationen, Verkürzungen und Erweiterungen herumgetragen. Besonders ausgezeichnet waren seine „Stornelli", so nennt der Toskaner kleine einheimische Liedchen, die meist mit dem Augenblicke entstehen und vergehen. Gubernatis sagt: „In den Stornellen, die er bei seiner ersten Reise in Toskana 1847 begann und bis zu den Tagen vor dem Tode fortführte, spiegelt sich die politische und bürgerliche Geschichte Italiens durch fast sechs Lustren ab, nicht wie sie Historiker und Libellisten jeder Art zusammenstellten, sondern wie das Volk sie empfand, sie auffaßte. — Wenn ein Buchhändler zu Mailand Ongaros Stornelli neu und vollständig herausgibt, so entspricht er einem tatsächlichen Bedürfnis, nicht bloß einer Phrase.

Dall' Ongaro starb am 10. Januar 1873 zu Neapel, an seiner Bahre stand die Armut und auch von ihm gilt das Gleiche wie von manchem andern edlen Manne Italiens: Er erntete nicht, wo er Schweiß und Tränen gesäet, während andere, die nicht gesäet, ernteten.

Allerlei aus Italien

Nur wenig ist uns von der griechischen Lyrik erhalten, ganze Gattungen kennen wir nur aus Fragmenten oder dem Echo römischer Poeten. Horaz rühmt sich dessen, daß er die lateinische Muse griechische Formen lehrte; wenn er auf Archilochos und Sappho zurückging, so folgten andere dem Muster der späteren Alexandriner, deren Rhetorik und Künstelei allerdings einer Epigonenzeit mehr entsprach. Auch Catullus betrat zuerst diesen Pfad, bis ihn sein Herz auf eigener Leier spielen lehrte und er jene Melodien sang, die ihn den ersten Lyrikern aller Zeiten anreihten. Hier war die Muse Roms originell, hier milderte sich ihre Trompetenstimme zum Flüstern der Liebe, wenn sie auch die schärfsten Pfeile der Satire nicht vergaß, der Satire, in der die Italiener auch jetzt noch die modernen Völker übertreffen. Auf Catulls Dichtung ruhte ein wunderbarer Zauber; eine Kultur, die bereits dem Weltgerichte verfallen, vor dem Untergang ihre Orgien feiert, leuchtet noch einmal in strahlender Helle; ihr Schimmer verklärt das seelenvolle Antlitz des jungen Römers, über welches bereits die leisen Schatten des Todes zittern. Wie eine alte Münze Schmutz und Rost überzieht, dar-

unter jedoch das edle Profil eines Gottes kenntlich ist, so auch bei ihm: wir verzeihen ihm alle Laster, alle Ungezogenheiten, obwohl wir sie nicht entschuldigen, wie jenem Alexander, dessen Büste zu Florenz den Beschauer entzückt, wenn auch die Züge des Hauptes, das emporgewandt das Schicksal vor den Göttern zu verklagen scheint, der Schmerz verfinstert. Bei Catullus sollte Rapisardi nicht an Heine denken, der jetzt den italienischen Parnaß zu beherrschen scheint; die Vergleiche moderner Dichter mit antiken sind überhaupt gefährlich, wenn auch zumeist nicht für diese.

Ich habe Mario Rapisardi genannt; den Italienern ist er als Dichter und Forscher wohl bekannt. Sein Werk „Catullus und Lesbia“ veranlaßte mich zu obigen Bemerkungen und so wollen wir uns kurz mit ihm beschäftigen. Sein Buch ist eine breit angelegte Studie; er sucht den Dichter aus Rom und dessen Zuständen, die Gedichte psychologisch aus dem Dichter, dem er nicht nur ein gelehrtes Interesse, sondern warmen Herzensanteil zuwendet, zu erklären. Daher verfährt er nicht als kritischer Wurzelgräber, der jede Silbe aufwärts bis zum Sanskrit zerfasert; wenn er auch andererseits nicht berechtigt ist, den Deutschen, welche den armen Catullus nicht bloß anatomisiert haben, ihre „Tedescheria“, was sich noch lange nicht mit Pedantismus deckt, vorzurupfen. Neben dem kritischen Apparat der Philologen besitzen wir auch genaue und geschmackvolle Uebersetzungen des Dichters, der freilich kaum zu übersetzen ist.

Rapisardi schildert zuerst mit brennenden Farben das Rom der Bürgerkriege, die Verworfenheit aller

Stände, das wüste Treiben der Parteien, die einen Herrn suchten und keinen ertrugen und dann auf diesem sumpfigen Hintergrund, dessen Miasmen die klassische Welt verpesteten, das Leben Catulls, insoweit es sich nach den spärlichen Angaben der Alten und seinen eigenen Mitteilungen beschreiben läßt. Darauf kommt freilich nicht viel an; Catulls Leben liegt in seinen Gedichten, aus denen uns klar und entschieden eine Physiognomie entgegenblickt und das ist mehr als all der Kram von Notizen, wie sie täglich bei uns zu Biographien verdüngert werden. Und Lesbia? Die berüchtigte Clodia, das Weib Metells, deren Lüderlichkeit Ciceros Phrasen verdonnern, deren dämonischen Reiz Catullus verflucht und ihn dennoch in süßen Versen verewigt? Ihr ist ein eigener Abschnitt gewidmet: Jede Zeile Sünde, Schmach, Ehebruch. Greifen wir nicht nach den Steinen; in dem Punkte war es zu Rom nicht schlechter als im keuschen Mittelalter, wo man auch nicht die Mädchen, sondern die Frauen anliebte und in verbuhlten Liedern besang, nur überließen Römer und Griechen diesem, das ja zur Minne den Madonnenkult erfand, die Heuchelei. Rapisardi malt grell, aber nicht unwahr, jeder Pinselstrich wird von den Schriften des strengen Tacitus, den scheußlichen Bildern Petrons und Martials, den Deklamationen Senecas und den blutigen Satiren Juvenals bestätigt.

Von den Personen geht Rapisardi zu den Poesien über, mit Catulls Liedchen in der Hand weist er das Vorurteil zurück, als hätten die Römer keine eigene Kunst gehabt. Außer den Satiren, dem Nachlaß der besiegten Etrusker, darf man mit Recht das Lehrgedicht

des Lucretius nennen; bei anderen taucht freilich die Frage auf: Anregung oder Nachahmung? Properz regte Goethe an, wie verhielt er sich aber selbst zu den Elegien des Kallimachus? Es wäre zu wünschen, daß unsere ästhetischen Wortklauber, die oft ihre Unwissenheit im Großen und Gelehrsamkeit im Kleinen verhüllen, auch die Bezeichnung „Reminiszenz“ mit mehr Vorsicht gebrauchen möchten. Bei diesem Abschnitt zeigt sich Rapisardis feiner Geschmack. Aber trotz allen Spottes auf die „Tedescheria“ kann er es auch nicht lassen, mit einem frischen Sprung sich in das Dorngestrüpp heikler und zweifelhafter „Questioni“ zu verlieren. Ich tadle es nicht, konnte jedoch ein Lächeln nicht unterdrücken. — Wie hieß Catullus eigentlich? War er zu Sirmio oder Verona geboren? Wann? Sein Todesjahr? Wie sind seine Gedichte zu ordnen? Die Behandlung dieser Frage ist übrigens eine der interessantesten Partien des Buches, weil Rapisardi nach sorgfältiger Prüfung seine Ansichten psychologisch motiviert. Wer waren Catulls Freunde und Nebenbuhler? — Lassen wir ihn hier in der Rüstung des alten Laertes stecken und verweisen noch auf die „Schicksale der Gedichte Catulls“. Indem er hier die früheren Uebersetzungen bespricht, schließt er gewissermaßen als Fazit des Ganzen seine eigenen Uebersetzungen der erotischen Gedichte an. Uebersetzungen? So würden wir „Tedeschi“ sie kaum nennen, wohl aber häufig Gedichte nach Motiven Catulls. Da findet sich allerdings vieles in seiner Art Treffliche. Er wollte „den Sinn, die Situation, den Geist seines Poeten“ wiedergeben. Würde man es aber einem Deutschen gestatten, die berühmten Verse auf den Spatzen

Lesbias in ein Sonett zu übertragen? Schwerlich! Oder die humoristische Schlußstrophe vor Nr. LI, wo sich Catullus selbst auslacht, wegzulassen? Gewiß nicht! Indes, was verschlägt es? Wer Catull im Original lesen kann — und nur so genießt man ihn echt — blättert eine Uebersetzung höchstens aus Neugier an; unser gebildeter Plebs läßt die Klassiker so wie so beim Buchhändler liegen und kauft sich, nachdem man das häusliche Budget im Stillen auf Bier und Zigarren geprüft, irgend ein illustriertes Kreuzerblatt.

Von G. Chiarini liegt uns ein neues Heft: „In memoriam" vor; Familienlust, Familienleid in schönen Versen voll wahrer Innigkeit.

Daß G. Carducci von seinen Gedichten so bald eine neue Auflage fliegen lassen konnte, zeigt, daß die Italiener weniger Scheu vor einer Poesie haben, welche nicht nach der Schablone des herkömmlichen lyrischen „Orgelum, orgelum dideldumdei" verstiftet ist, als ihre Nachbarn im Norden.

Ich reihe noch einige Werke an, die mit den erwähnten der gleiche Südwind auf meinen Schreibtisch wehte.

Da liegt: „La colonia felice". Wie Thomas Morus bezeichnet der Verfasser Carlo Dossi sein Buch als Utopia. Ein Idealist in des Wortes verwegenster Bedeutung stellt er es nicht auf den Boden gemeiner Realität, wenn er auch charakteristisch zu zeichnen weiß, er fliegt aber auch nicht in das Wolkenkukuksheim des Märchens, das ganz von den Bedingungen der Wirklichkeit abstrahiert. Ein eigenes Werk. Wir beginnen im guten Glauben eine Erzählung, merken jedoch bald, daß eigentlich alles symbolisch ist und wir vor die

höchsten Probleme der Politik, der Gesellschaft gestellt werden. Der Poet tut das im Flug, der Praktikus hat sich schon viel Schweiß von der Stirne gewischt und bis jetzt dennoch nicht die mathematische Formel für diese Größen, die sich zwar als unbekannt, aber als vollgeltend einführen, gefunden. Während Rousseau von der Unschuld eines Urzustandes ausgeht, tut C. Dossi das Gegenteil.

Eine Schar Verbrecher, jeder des Todes würdig, ist durch die Gnade des Fürsten dem Strick entronnen und wird dann auf einer unbewohnten Insel ausgesetzt. Die Teilung der gespendeten Vorräte läßt sie stillschweigend die Bedeutung des Eigentums erkennen; gegen die Gemeinschaft der Weiber wehren sich die Weiber selbst; die Frage: Wer soll Führer sein? schafft die Parteien und bringt den Krieg. Der Löwe Gualdo unterliegt schließlich dem Fuchs Aronne und muß mit seiner Nera aus der verbrannten Hütte in die Wildnis fliehen. Er ist von nun an eine Bestie, die nur nach Rache brüllt, bis er, von einem Streifzug heimgekehrt, seine Gesellin mit einem neugeborenen Kinde an der Brust trifft. Neue Gefühle erwachen in ihm; der Unschuld des Töchterleins gegenüber, welches als die Forestina aufwächst, regt sich die Stimme des Gewissens; ihre Fragen vom Meere zu den Sternen lassen ihn das Wort „Gott" aussprechen, das er bisher nur bei trotzigen Flüchen gebraucht. Die Familie führt ihn zur Gesellschaft; die Genossen, vor denen er geflohen, waren unter sich neuerdings zu blutigem Mord geschritten und dann nach allen Richtungen zersprengt. Er trifft Aronne flüchtig im Wald und versöhnt sich mit ihm. Sie be-

rufen, wer noch übrig, zu einer Versammlung, einer Konstituante. Alle kommen, jeder dem anderen nichts trauend, bis es Gualdo gelingt, sie zu überzeugen, daß sie in der Vereinsamung alle zugrunde gehen müßten und für das Zusammenleben selbstgegebener und beschworener Gesetze bedürften. Es ist der Anfang des Staates. Aronne, der kluge, wird als leitende Macht, Gualdo, der Starke, zur Exekutive erkoren. Ein Wildling, der sich nicht auf den Vertrag verpflichten will, wird später durch die Liebe zu Gualdos Tochter der Gesellschaft gewonnen. Auf jener unerläßlichen Grundlage arbeiten die Verbannten weiter und schaffen die colonia felice. Das Schiff, das sie ausgesetzt, kommt wieder, sie dürfen sich als Söhne des Vaterlandes fühlen; sie jedoch dahin zurück zu begleiten, hat Dossi weislich unterlassen und schließt mit einer Hochzeit. Der Stoff hätte sich wohl auch, freilich unter anderen Verhältnissen, komisch kondensieren lassen. Ich sage „komisch", weil ich mit dem griechischen Worte den Ausdruck „zum Lustspiel" vermeiden will, ich meine komisch kondensieren im höchsten Sinn, etwa wie die „Ekklesiazusai" von Aristophanes. Im Jahre 1874 war für Dossi allerdings die Form der Erzählung die angemessenste, nur hat er, wie mir scheint, für seinen Zweck fast zu farbig gemalt; hier und da ist wohl ein Licht zu grell, ein Schatten zu schwarz. Das tut aber nichts. An solche Gegensätze sind unsere Romanforscher längst durch Viktor Hugo und Compagnie gewöhnt, und was die Unwahrscheinlichkeiten betrifft, so hat er uns ja längst gelehrt, auf den Händen zu gehen und mit den Füßen zu essen. Wer von der Symbolik absehen will,

hat wenigstens eine spannende Erzählung und das ist für die meisten mehr als genug.

Wenden wir uns von der Poesie zur Geschichte. Venedig hat heuer (1875) im Frühjahre Daniel Manin ein ehernes Standbild errichtet; Albert Herrera, der berühmte italienische Nationalökonom, unternahm es, die Geschichte des Gefeierten zu erzählen. Schritt für Schritt spürte er den darauf bezüglichen Dokumenten nach, von denen er in der Vorrede ein ausführliches Verzeichnis gibt. Daß er namentlich für die Periode, wo gegen Oesterreich mit allen Mitteln zum Kampfe gehetzt und gerüstet wurde, und über diesen Kampf manches Wichtige, Neue beibringen werde, stand zu erwarten, und diese Erwartung wurde auch erfüllt. Wie sind aber in wenigen Jahren die Verhältnisse anders geworden! Der Oesterreicher kann jetzt sine ira et studio das wertvolle Buch zur Hand nehmen, jetzt, wo gleiche Interessen und warme Teilnahme beide Staaten verbinden, er soll es: Die Geschichte einer Vergangenheit, die so viele Herzen vom Pruth bis zum Tessin in Aufregung versetzte, darf uns nie gleichgültig werden, wenn auch die Anschauungen der Gegenwart, ihre Ziele, Haß und Liebe sich vollständig geändert haben, sodaß man fast wie in der Physik an eine Umkehrung der Pole glauben möchte.

Erinnerungen

(1891)

Ihr naht euch wieder, schwankende Gestalten
Die früh sich meinem trüben Blick gezeigt.
Goethes Faust.

Dreiundvierzig Jahre trennen uns von 1848. Die Umrisse der Begebenheiten sind fest verzeichnet, der geistige Inhalt jener schicksalsvollen Tage ist dem heutigen Geschlechte fast mythisch geworden; es lächelt im Hochmut seines praktischen Strebens über den Idealismus derselben, den es doch zur Voraussetzung hat, der wie seltene Münzen mit dem Gepräge von Götterbildern im Grundstein der Gegenwart eingemauert, oder, wie ihr sagt — für immer begraben ist. Die Männer, welche dort strebten und stritten, siegten und litten, sind der Mehrzahl nach zu den Vätern versammelt oder sie blicken als müde Greise in eine Zeit, die sie nicht mehr verstehen will, die sie nicht mehr versteht; mancher folgt freilich mit Augen, welche die Erfahrung geschärft hat, dem Zeiger auf dem Zifferblatt der Weltgeschichte und er könnte euch den Spott, mit dem ihr hinter ihm zischelt, vollauf heimzahlen.

Um so wichtiger ist es, wenn die Zeugnisse jener

Bewegung, das Strandgut jener Stürme für die Zukunft gesammelt wird und wir danken es Gherardo Nerucci, dem Advokaten in Monkalo bei Pistoja, daß er uns nach langer fleißiger Arbeit die Geschichte „del battaglione universitario Toscano alla guerra dell indipendenza italiana dell 1848" mit Porträts, Illustrationen und vielen Belegen liefert; da er zu den wackern Kriegern jenes Korps gehörte, gibt er manches aus eigener Anschauung.

Besonders zahlreich sind die Briefe, sie skizzieren ein treues Bild der wechselnden Stimmungen: Furcht und Hoffnung, Siegeszuversicht und Niedergeschlagenheit und dann all die Gerüchte, welche sich kreuzten! — In Modena, in der Lombardei war die Aufnahme des Bataillons eine kühle — vielleicht, weil man die Wiederkehr der Oesterreicher fürchtete, doch gab es stets Enthusiasten, unbelehrbar wie immer. Als schon die Sache Italiens verloren war, predigten sie noch: „Der Krieg der Könige ist zu Ende, nun beginnt der des Volkes, das wird sich erheben, wie ein Mann!" — Es regte sich aber keine Hand. Mit Recht sagt Fabio Uccelli: „Das Volk erhebt sich nicht, sondern geht zu Bette — wie ein Mann!" Unter so manchen weniger ruhmvollen Begebenheiten leuchtet der Zug der toskanischen Studenten als glänzende Episode hervor. Die Jungen haben sich bei Curtatone anerkannt sehr tapfer geschlagen; zu wünschen wäre gewesen, wenn Nerucci auch den Bericht von Schönhals aus dessen berühmtem Werke abgedruckt hätte. Da bedarf es keiner romanhaften Legende, die sich später um die Fahne von Pisa wob, es sprechen die Tatsachen. Einige wurden auch gefangen. Trefflich

und farbenreich ist die Erzählung, welche Taruggio Taruggi von seinen Schicksalen bis zu den Kasematten von Josefstadt gibt; dankbar rühmt er die liebevolle Behandlung, welche ihm und seinen Leidensgefährten in Oberösterreich und Böhmen von der gutherzigen Bevölkerung zuteil wurde. Ob den verhaßten Tedeschi in Italien das gleiche widerfahren wäre?

Der Zufall fügte es, daß zu Ala in Südtirol die gefangenen Italiener den Wiener Studenten, welche die Besatzung des Städtchens bildeten, zur Bewachung übergeben wurden. Selbstverständlich wurden sie brüderlich behandelt.

Hier muß ich jedoch einen Irrtum berichtigen: Nerucci sagt in einer Fußnote der Vorrede: „Nachträglich gab es auch andere freiwillige Studentenkorps bis zu den Wienern gegen uns; sie waren aber nicht vom Geiste des toskanischen Universitätsbataillons, sie sind nur eine blasse Nachahmung gewesen." — Das ist nicht richtig. Wir gönnen den Italienern alle Ehre; es haben jedoch weder die Tiroler Studenten in Wien, noch zu Innsbruck auch nur an die Toskaner gedacht; sie hatten das Beispiel der Väter und die uralte Sitte des Landes; der Tiroler betrachtet es stets als eine Ehrenpflicht, zum Schutze der gefährdeten Heimat den Stutzen zu ergreifen und die Erfüllung dieser Pflicht gehört zu den ruhmvollsten Kapiteln unserer Geschichte. Auch die Tiroler Studenten von 1848 haben, wie die Zeugnisse ihrer militärischen Vorgesetzten und die Auszeichnungen, die ihnen zuteil wurden, beweisen, in allen Gefechten redlich das Ihrige getan.

Wir können die kleine Heerschar, der wir unsere

volle Teilnahme zuwenden, nicht bis zu ihrer Auflösung begleiten, Nerucci darf wohl einen Vergleich zwischen „Einst und Jetzt" anstellen. Die Studenten von damals waren nicht in politische Parteien zerklüftet, sie hielten sich an das Wort Hektors: „Ein Wahrzeichen nur gilt, das Vaterland zu erretten!"

Ob das heutige Geschlecht seine Reife durch das Auftreten gegen Carducci, den größten lebenden Dichter Italiens bewies, scheint mir sehr fraglich, da ziehe ich noch immer die „Quarantottate" vor, die man jetzt nur noch mitleidig bespöttelt.

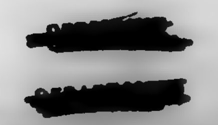
Zum Abschiede reiche ich Nerucci die Hand und grüße die noch übrigen Pisaner, die wir 1848 als Kriegsgefangene zu Ala überwachten.

Druck von Mänicke u. Jahn in Rudolstadt.






Zur
tirolischen Literatur
von
Adolf Pichler





Adolf Pichler

Zur tirolischen Literatur



Adolf Pichler

Gesammelte Werke

Vom Verfasser für den Druck vorbereitet

Band XII

Beiträge zur Literaturgeschichte
II Zur Tirolischen Literatur

München und Leipzig
bei Georg Müller
1908

Adolf Pichler

Zur Tirolischen Literatur

Der Beiträge zur Literaturgeschichte
Bd. II

München und Leipzig
bei Georg Müller
1908.

Inhalt

Zur Geschichte des deutschen Dramas

Tirol nahm an der Literatur des Mittelalters — sowohl der höfischen, als der bürgerlichen — einen hervoragenden Anteil. Was jene betrifft, verweise ich auf die große Anzahl Minnesänger, die in dem Werke Hagens erwähnt sind und auf den letzten derselben, Oswalt von Wolkenstein, dessen bunte Lieder Beda Weber dem Druck übergab. Insbesondere war es der Adel, welcher der Poesie und Kunst mit warmer Liebe zugetan war, während er jetzt meistens vorzieht, Variationen zu Bérangers Marquis Carabas oder dem Don Quixote des Cervantes zu liefern. Die Zahl der Handschriften, darunter die einzige der Gudrun, war auf den Burgen sehr groß, viele derselben hat spätere Unwissenheit vertrödelt oder als Makulatur verworfen. Den größten Schaden stiftete in dieser Beziehung die Rokokozeit, wie etwa von einem Adeligen erzählt wurde, der den Bauernjungen die wichtigsten Pergamenturkunden schenkte, um sie als Taschen zum Aufbewahren der Leimruten beim Vogelfang zu benutzen. Was die bürgerliche Dichtung betrifft, so erinnere ich an Vintlers Blume der Tugend, welche um 1411 verfaßt, deutsche und italienische Literatur verknüpft. Das Werk ist didaktisch. Kein

Zweig der Poesie wurde aber vielleicht so gepflegt, wie das Drama. Ich meine hier nicht die Bauernkomödien, welche aus der Nachahmung der Jesuitenspiele entstanden und auch jetzt noch an manchen Orten Legenden, Moritaten und Ritterspektakel darstellen, sondern jene Stücke, die Ereignisse aus dem Leben Jesu, insbesondere sein Leiden und Sterben enthalten. Nördlich des Brenners war Hall eine der wichtigsten Stätten für die Geschichte des deutschen Dramas, — das lustige Hall, welches Sigmund der Münzreiche so gern besuchte, um dort mit den Frauen zu tanzen und zu scherzen, wenn ihm die Burg zu Innsbruck mit ihren Hofschranzen verleidet war. Hier blühte das Passionsspiel, hier wurden auch schon frühzeitig Faschingsschwänke gegeben, davon jedoch wollen wir dann erzählen, wenn wir das massenhafte kulturhistorische Material, welches in den Reitbüchern der guten, jetzt allmählich heruntergekommenen Stadt aufgehäuft ist, vollständig bewältigt haben. Ueberschreiten wir den Brenner, dort an der Etsch war in den Burgen, deren zertrümmerte Wände noch Bilder aus den Nibelungen, der Tafelrunde und Tristansage schmücken, das Minnelied erwacht; in den Städten führten die Bürger die Charwoche hindurch ihre Passionsspiele auf. Zu Bozen liegt der „berüembt Notist und Bassist, auch Schulmeister Benedikt Debs, welcher eine alte Scardegge von Ingolstadt gebracht". Diese alte „Scardegge" enthielt Passionsspiele, welche zu Bozen, Fleims und Trient, wo damals das Deutsche einen besseren Kurs gehabt haben muß als jetzt, aufgeführt wurden. Debs starb 1515 und hinterließ die alte „Scardegge" dem Vigil Raben zu Sterzingen, einem Maler, welcher dann

den Passion umarbeitete und in seiner Heimat zur Darstellung brachte, wobei auch die Rollen der Frauen von Männern gespielt wurden, deren Namen uns alle erhalten sind, lauter wackere Bürger. Ihre Söhne und Nachkommen sitzen noch zu Sterzing, die Lust zum Passion ist ihnen aber längst vergangen, es sei denn, sie blättern in ihrem Schuld- und Steuerbüchlein. Wer sich über diese Dinge näher unterrichten will, den verweise ich auf das Buch: Ueber das Drama des Mittelalters in Tirol, welches zu Innsbruck erschien. Er kann sich daraus überzeugen, daß Debs und Raben kein deutscher Lope und Calderon gewesen, welche die Geheimnisse des Katholizismus mit der feurigen Pracht ihrer mystischen Poesie geschmückt, sondern ehrsame Bürger, welche die Poesie fast in der Weise des Handwerks betrieben. Dem Sterzinger Passion, sowie dem von Hoffmann mitgeteilten und anderen Dramen dieser Art lag höchstwahrscheinlich ein älteres Stück zugrunde, denn sonst könnten nicht allen ganze Reihen von Versen, sei nun die Stellung der Szene so oder so, gemeinsam sein. Dieses ältere Stück mag vielleicht dem andächtigen Geiste eines echten Dichters entsprungen sein, das schimmert sogar aus mancher Stelle durch, die späteren Ueberarbeitungen sind durchschnittlich herzlich mittelmäßig und erhielten ihr Gepräge zum Teil wahrscheinlich dadurch, daß sie sich nach den Bedürfnissen der Personen, der Zeit und des Ortes richten mußten. Sei dem aber, wie ihm wolle, das Drama des Mittelalters hatte zweifellos auf das Volk einen größeren Einfluß als der Minnegesang, der zunächst auf einen Stand beschränkt blieb und behauptet demgemäß neben

dem Volksliede und den Volksbüchern seinen Rang. Die Forschung brachte manches von diesen alten Resten zutage, doch sind wir noch ziemlich weit davon, eine vollständige Geschichte des älteren Dramas in nächster Zeit erwarten zu dürfen. Einen Beitrag zu derselben mag der Bericht über ein Manuskript des Passion, welches zu Brixen aufgefunden wurde, liefern. Es trägt zwar die Jahreszahl 1551 und auch die Schrift verweist es hierher; daher ist der Schluß erlaubt, daß es damals, vielleicht von den Schülern des bischöflichen Seminars aufgeführt worden, die Sprache jedoch, wenn auch mit Tirolismen gemischt, deutet auf einen viel älteren Ursprung. Auch hier liegt jenes Stück zugrunde, welches wir als Grundlage der Passionsspiele des späteren Mittelalters vermuten dürfen. Das Brixner Manuskript wird schwerlich jemals abgedruckt werden, dadurch mag es gerechtfertigt sein, wenn ich hier eine kurze Inhaltsanzeige und eine Probe gebe. Zuerst kündigt der Präkursor den Inhalt an:

Hört zu, alle frommen Christenleut'
Was euch hie wird vorbedeut'
Wir wollen auch zu dieser Stund'
Durch ein Figur machen kund,
Das Abendmahl unseres Herrn Jesu Christ,
Auch wie er in sein Leiden gangen ist.

Christus tritt mit seiner Mutter und den zwölf Jüngern auf und kehrt bei Simon dem Aussätzigen ein, wo ihm Magdalena die Salbe auf die Füße gießt und deswegen von Judas gescholten wird. Dann sagt jener sein Leiden und Sterben voraus; Maria erhebt sich und macht dem Engel Gabriel Vorwürfe, warum ihr Sohn,

nachdem er ihr einst in fröhlicher Botschaft angekündigt worden, sie jetzt mit solchem Schmerz erfüllen müsse. Drauf wendet sie sich sehr naiv an diesen und spricht:

Gedenk, Herr und Sun an das
Was du vorgebeten hast:
Vater und Mutter zu ehren
Und ihr Lob stets zu mehren.
Ich ermahne dich an dein Gebot,
So du leiden willt den Tod
So kehr' dein Sterben in ein andre Weis',
Denn an dem hohen Galgen, das Kreuz.

Der Erlöser antwortet, daß er von ihr nur die Menschheit habe, aber von ewig die Gottheit, drum sei er dem himmlischen Vater verpflichtet, sein Gebot auszurichten und die Menschheit mit ihm zu versöhnen. Das kann und mag nicht anders sein. Nun werden wir in das Synedrium versetzt, Judas erbietet sich, seinen Meister zu verraten und erhält dafür die bedungene Summe. Auf dem Rückweg begegnet ihm Maria und frägt ihn, ob es recht sei, daß man beschlossen habe, ihren Sohn in den Tod zu bringen. Jener leugnet es, nun empfiehlt sie ihm in rührender Weise den Sohn, er gelobt, ihn treulich zu bewahren. Solche feine Züge begegnen uns öfter unter aller Roheit. Christus verfügt sich zum letzten Abendmahle, auf dem Wege tritt ihm Maria entgegen, voll Traurigkeit fleht sie ihn an:

O Sun, mag ich's um dich erwerben
So laß mich erstlichen vor dir sterben.

Christus tröstet seine Mutter, sie geht betend ab. Folgt dann die Szene auf dem Oelberg, die Gefangennehmung Christi, sein Verhör bei Annas, wobei ihn Pe-

trus verleugnet, dann stürzt Judas, als er sieht, welchen unglücklichen Ausgang die Sache nehmen wird, verzweifelnd ab. Den Schluß macht der Präkursor, der die Versammelten zur Fortsetzung des Spieles am Charfreitag einladet.

Am Charfreitag begann der eigentliche Passion, den wieder der Präkursor mit einer Anrede einleitet, welche den Inhalt desselben kurz angibt. Nun tritt der Prophet David auf und weißt darauf hin, daß jetzt seine Prophezeihungen erfüllt werden. Christus wird zu Kaiphas geschleppt, welcher die Zeugen wider ihn vernimmt und dann vor Pilatus, um hier das letzte Urteil zu empfangen. Dieser schickt ihn zu Herodes, wo er im Königsmantel verhöhnt wird. Von da kehrt der Zug zu Pilatus zurück, wir sehen die Geißelung und Krönung, wobei die Propheten David und Jeremias als Zeugen des alten Bundes auftreten. Mittlerweile naht Judas wieder, wirft den Priestern das Geld für das unschuldige Blut hin, wird aber von ihnen verspottet. Der Satan flüstert ihm ins Ohr:

Judas, willt du dich erhenken
Nimm hin, den Strick will ich dir schenken
Den knüpf an den Hals gar vest
Und häng dich bald, das ist das best.

Du hast so schwerlich gesündt wider Gott
Dir ist nu nicht besser, denn der Tod.
Du wirst auch in der Hell ein werter Gast
Da ist dir schon bereit ein Palast.

Jesus wird von Pilatus den Juden übergeben; er nimmt das Kreuz auf die Schulter und trägt es, beweint von den „heidnischen Frawen“ zur Schädelstätte.

Dort angelangt, setzt er sich neben das Kreuz, während Jesaias zu dem Volke spricht und auf das 53. Kapitel seiner Prophezeihungen hingedeutet, wo von dem Lamme die Rede ist, welches zur Schlachtbank geführt wird. Nun folgen die verschiedenen Szenen der Kreuzigung nach dem Texte der Bibel; wenn den rechten Schächer ein Engel tröstet, dem linken ein Teufel in's Ohr flüstert, daß er seinem bußfertigen Gesellen nicht glauben solle, dieser wolle ihm nur die Vernunft rauben, so fühlt man sich unmittelbar an manche altdeutsche Gemälde erinnert, wo der gute und der böse Geist leibhaftig dargestellt sind. Die Krieger des Pilatus gemahnen vollständig an die Lanzknechte, so ist auch hier die Vergangenheit in die unmittelbare Gegenwart übersetzt, was wohl jedes Volk tut, dessen gesunde Kraft noch nicht von dem Alexandrinismus gelehrter Reflexion überwuchert ist. Die Klage des Johannes und der Maria unter dem Kreuze schließt sich vollständig an die bereits veröffentlichten berühmten „Marienklagen" an und ist nur eine Variante derselben. Vielleicht ist die alte „Marienklage" der Kern, um welchen nach und nach die andern Teile des Passion anschlossen, sie weist in den verschiedenen bis jetzt veröffentlichten Stücken mit der größten Uebereinstimmung auf einen Urtext zurück. Die „sieben Worte" singt Christus am Kreuze in lateinischer Sprache, dann wiederholt er sie in gewöhnlicher Rede auf deutsch. Nachdem er verschieden, erbittet Josef Arimathias von Pilatus den Leichnam, nimmt ihn vom Kreuze ab und legt ihn unter Beihilfe des Nikodemus in das Felsengrab. Dann kommt ein Bote des Synedriums von Damaskus und macht die

Juden aufmerksam, daß Christus sich vermessen habe, nach drei Tagen mit eigener Kraft aus dem Grabe zu ersteigen. Sie sollten daher zu Pilatus gehen und von diesem eine Wache erbitten. Nun tritt wieder der Präkursor auf und erinnert in einem kurzen Rückblick an das Geschehene:

Ein jeder Mensch das in sein Herz faß
Billig sollen ihm die Augen werden naß.

Am hl. Ostertag wurde zum Schluß die dritte Abteilung des Dramas aufgeführt, welche der Präkursor in ganz ähnlicher Weise wie die erste und zweite mit einer Rede einleitete. Die Juden, beunruhigt durch die Nachricht aus Damaskus, halten Rat und fordern schließlich von Pilatus eine Wache; dieser läßt ihnen die Auswahl unter seinen Rittern und Soldaten. Kaiphas gibt ihnen Geld, doch ist viel schlechte und falsche Münze darunter, worüber dann Streit entsteht, eine Szene, die im Sterzinger Passion fast mit den gleichen Worten bei dem Verrate des Judas verwendet wurde. Schließlich gehen die Soldaten singend an das Grab und renommieren hier noch mit plumpen Reden, bis jeder seinen Platz eingenommen. Dann erscheint der „Angelus percutiens“ und singt

Recedite recedite infideles!
Schweigt ihr Ritter und laßt eur Schallen sein
Süß schlaft Jesus, der Herre mein
Der vom Tod aufstehn soll
Laßt ihn schlafen, bis er gerastet wohl.

Die Ritter springen erschrocken auf, wenden sich aber dann zur Weinflasche und schlafen endlich ein. Das Stück hat von jetzt ab einen fast opernhaften

Charakter, der lateinische Kirchengesang beherrscht das Gespräch und verleiht dem Ganzen Schwung und Feierlichkeit. Die Wirkung muß jedenfalls groß gewesen sein.

Nachdem Christus das Höllentor gesprengt, erfolgt eine lange Unterredung mit den Altvätern, während des Chorgesanges: Te nostra vocabant suspiria führt er sie heraus und übergibt sie einem Engel der sie zum Paradies geleitet. Vor dem Tore desselben stehen Elias, Enoch und der rechte Schächer, auch sie schließen sich dem Zuge an, dem sich alsbald der Himmel öffnet. Die sich unmittelbar anschließenden Szenen mit den Marien am Grabe, Thomas, Petrus und Johannes, welche auch hier laufend ankommen, stimmen fast ganz mit denen in bereits veröffentlichten Passionsspielen, sind jedoch minder roh. Schließlich erwachen die Ritter und gehen, nachdem sie das Grab leer gefunden, unter gegenseitigen Anschuldigungen sich prügelnd ab. Den Schluß bildet eine komische Szene: Luzifer schilt die Teufel aus, daß sie Christus und den Altvätern nicht den Weg verlegt und sie unbeschädigt aus der Hölle gelassen. Um diese wieder zu füllen, steigen sie auf die Oberwelt zu neuem Fange. Da bringt der eine einen Müller, der andere eine Hexe auf dem Rücken dahergeschleppt, keiner kehrt ohne Beute zurück, an derben Späßen fehlt es auch nicht, so daß es den Teufeln des Mittelalters in der Hölle gar nicht so schlecht gegangen sein kann. Die Verteidigung der Hölle durch die Teufel ist sehr possierlich auf einem Gemälde der Brüder Rosenthaler, welche sich im 15. Jahrhundert eines berühmten Namens erfreuten, im

Kreuzgange der Franziskanerkirche zu Schwaz dargestellt. Gar drollig ist ein Teufel, welcher das Vergebliche jedes Widerstandes einsehend mit der einen Hand die Waffen wegwirft, mit der andern sich dicke Tränen aus den Augen wischt. Man tut überhaupt gut, wenn man bei diesen Passionsspielen immer auch die Schöpfungen der gleichzeitigen Künstler des Mittelalters in das Auge faßt: eines erläutert das andere.

Den Schluß macht der Präkursor nach seiner kurzen Predigt.

Darum lat von Sünden und Schanden
Und singt frölich: Christ ist erstanden.

Das Stück ist in Bezug auf Sprache ziemlich roh und formlos, von einem höheren Schwunge, wie er doch durch den Gegenstand geboten scheint, merkt man kaum eine Spur, wo wäre aber ein deutsches Passionsspiel zu treffen, welches einer auch nur bescheidenen Anforderung entspricht! Der Brixner Passion zeichnet sich von den bis jetzt gedruckten vorteilhaft durch eine größere Bedeutung in der Komposition der Szenen aus und vermeidet ziemlich sorgfältig jene Zoten und gemeinen Witze, welche andere Werke dieser Art verunstalten. Das Mitgeteilte genügt für den Freund der Literatur vollkommen, um dem Werke unter ähnlichen die gebührende Stelle anzuweisen, einen Abdruck des Ganzen halte ich für überflüssig, obwohl jetzt Liebhaber des Altertumes jede staubige Scharteke der Presse übergeben.

Was die Szenerie unseres Stückes betrifft, so war sie höchst einfach: Der Präkursor führte die Personen auf die Bühne; jede hatte ihren bestimmten Platz, wo sie sich niedersetzte und trat, wie die Reihe an sie kam, vor.

Man erinnert sich dabei an die alte Bühne der Engländer und Spanier, über welche freilich die Gestalten anderer Dichter schritten, als die waren, welche für deutsche Bürger und Bauern reimten.

Ein Weihnachtslied aus Tirol

Seit der Veröffentlichung des interessanten Buches von Professor Weinhold über Weihnachtsspiele und Lieder sind darauf bezügliche Beiträge aus den verschiedensten Gegenden der Monarchie erschienen, welche beweisen, daß die Teilnahme für Volksdichtung überall rege zu werden beginnt. In Tirol, wie zu erwarten stand, war dieser Zweig der Poesie reichlich vertreten, die Weihnachtslieder sind jedoch überall außer Gebrauch gekommen, so daß man nur noch bei alten Männern, insbesondere bei Chorregenten, etwas darüber erfahren kann. Bisweilen haben sie sich auf die Gasse als letzten Zufluchtsort verloren. So lebt in der Nähe von Hall ein altes Bettelweib, welches in den heiligen Zeiten vor den Häusern einige Strophen eines Weihnachtsliedes absingt, um dafür eine Gabe zu erhalten. Leider hat sie die letzte Hälfte des Gedichtes völlig vergessen. Von einem andern aus der Kitzbühler Gegend erfragte ich, daß es in den Händen eines Unteroffiziers beim Regiment Kaiserjäger sich befinde, der es wegen des drolligen Inhaltes hie und da seinen Kameraden vorlese. Der Grund, warum diese Lieder bei uns verdrängt wurden, ist meistens derselbe, welcher

die Abschaffung des Passionsspieles veranlaßte. Man hatte sich aus der urväterlichen Naivetät der Anschauung hinausgelebt und glaubte das Heilige werde durch Darstellungen, in welche sich profaner Scherz wenn auch gutmütiger Art mische, entweiht. Eifert man doch schon hie und da gegen die Krippen, welche vielleicht mancher zu den liebsten Jugenderinnerungen zählt, als wären sie etwas Kindisches und der Würde der Sache nicht angemessen. Das Weihnachtslied, welches ich hier mitteilen will, wurde vor 50 Jahren zu Absam in der Christnacht gesungen. Aufgezeichnet hat es ein Schmiedmeister, welcher damals Chorknabe war. Schlag zwölf schmetterten Trompeten und Pauken, dann erklang der Engelsgruß „Gloria in excelsis Deo“ und darauf wurde zu allgemeiner Freude der Jugend dieses Lied angestimmt. Es mochte davon gelten, was Weinhold von andern Liedern dieses Schlages in seinem schönen Werke sagt: „Die volkstümliche Haltung, der gutmütige Scherz, welche darin herrschen, tun, wie alle Vorurteilsfreien wissen, der Andacht des Volkes keinen Eintrag; sie wird hierdurch mehr angeregt, als durch nüchterne dogmatische Betrachtungen und heillose Polemik. — Auf blasierte Menschen und kalten Verstand wird solche Andacht freilich keinen andern Eindruck machen, als den der Lächerlichkeit, allein es gibt noch genug deutsche Herzen, die dafür empfänglich sind.“ Die Entschuldigung für den Abdruck des Weihnachtsliedes aus Tirol — wenn es überhaupt einer solchen bedürfen sollte — möge der Leser darin suchen, daß bisher aus diesem Lande nur ein einziges solches Gedicht bekannt war. Dem Literarhistoriker füge ich noch

einige Notizen bei, die zwar, streng genommen, nicht unmittelbar hierher gehören, aber von ihm vielleicht als Material bei seinem größeren Bau benützt werden können.

Das Sternsingen, von dem ich bei einer andern Gelegenheit berichtete, hat in der Gegend von Reutte, wo es noch vor 25 Jahren üblich war, fast ganz aufgehört, dagegen ziehen bei Kitzbühel noch vermummte Knaben als heilige 3 Könige herum; dramatische Aufführungen wurden auch bei Matrei und Steinach in früherer Zeit zu Dreikönigen veranstaltet. Es treten dabei die Magier auf, ihnen gegenüber Mahomet, den Götzenpriester mit allerlei stinkenden Sachen beräucherten; das Ganze stellte den Sieg des Christentums über das Heidentum dar. Den Schluß machte eine komische Szene. Es traten die „Bettelleute" auf und wie beim sogenannten Geistheidigen zu Absam wurde auch hier alles was während des Jahres Lächerliches in der Gemeinde geschehen war, in Knittelreimen durchgehechelt. Diese Szenen mit den „Bettelleuten" müssen sehr beliebt gewesen sein, denn man hängte sie auch den Niklausspielen an. Ueber den Text des Dreikönigsspieles konnte ich leider nichts Näheres mehr erfahren. — Manches Altertümliche hat sich im Sarntal erhalten. An den Donnerstagen der Adventzeit, ausgenommen den letzten vor Weihnachten gingen die auch in andere Gegenden bekannten „Klöpper" um, meistens die Ehhalten von Bauern der Gemeinde. Sie zogen vermummt von Haus zu Haus, brachten dort ihren Spruch vor, dann entwickelte sich zwischen ihnen und einem der Anwesenden ein kurzes Gefecht in Stachelversen, wel-

ches die Vorfälle des Jahres zum Gegenstand hatte; war dieses vorüber, so erhielten die Klöpper Speck, Obst und andere Gaben und nach einer gereimten Danksagung zogen sie sodann ab. In ihrem Geleite befand sich mit Strohwischen umhüllt, der „Zusselmann", dessen Aufgabe war, alle Zudringlichen fern zu halten. War der Umgang vollendet, so gingen sie nachts in ein Bauernhaus, dort die geschenkten Gaben zu verzehren. Bei ihrem Eintritte mußten allsogleich die Spinnräder entfernt werden, bisweilen zertraten sie dieselben zu vielen Stücken. Alte Bauern hielten diesen Umzug für segenbringend und würden es für ein großes Unheil betrachtet haben, wenn die Klöppler nicht zugesprochen hätten. Die mythologischen Bezüge liegen hier so nahe, daß ich nicht erst darauf hinzudeuten brauche. Doch nun möge unser Lied folgen:

Weihnachtslied aus Absam

Bartl. Holla Hiesl, Hansl, Michl
Steat nur auf und schaugs hinaus,

Hansl. O du grober, loser Schliffl
Schreist, es ist a rechter Graus.

Michl. Hiesl sag, was will der Bartl,
Daß er so entsetzlich schreit?

Hiesl. I woaß nit, er steat im Gartl,
I glab woll, er sei nit gscheid.

Chor. Ei lost diesem Narren zue
Steats nur auf, er gibt koan Rue.

Hansl. Söcht die Engl aus dem Himml
Hocken auf dem dürren Baum
Ja, der Bartl ist koa Limml
Daner schreit schon übern Zaun:
Gloria in excelsis deo
Et pax sit hominibus!
Lost, es gibt den scheanst'n Echo
Dös G'schroa macht uns koan Verdruß.

Chor. Buebn bleibt nur alle still,
Bartl gea frag was er will.

Bartl. Sei willkumm, mei liaber Engl,
Schrei nur laut, i hear gar schlecht
O du loser grober Bengl,
Bieg die Knie und buck' di recht
Er sagt: Was mier längst verloren,
Bringt er heut uns Menschen all
Der Messias sei geboren
Z' Betlehem in einem Stall.

Chor. O daß Gott! Wenn dös war so,
Warn mier wol von Herzen froh.

Michl. Kömmts und lafts nur, meini Buebn,
Rennts und springts nur alle drei,
Bringts dem Engel Kas und Ruebn,
Daß er sagt, mier kommen glei.

Butter, Krapfn, Milch und Kiechl,
Hun i füern Engl gricht,
Sigst i hun a Mehl in Tüechl
Und a Salz, sunst hun i nicht.

Chor. Weil mier nu sen all beisamm
Gean mier halt in Gottes Nam.

Hiesl. Do ist iatz der Stall zugögen
Wo der Herr geboren ist,
Ach, a Stoan möcht si bewögen
Wenn er um dia Sach'n wißt.
Söcht das Kindlein und die Muetter
Wie sie bei der Krippe weint,
Ochs und Oesl bei dem Fuetter
Von dem hellen Glanz bescheint.

Chor. Fallt vor diesem Kind zur Erd
Göbts a Gschenk, dös ist 's ja wert.

Michl. Joseph, da hast du a Gwandel
Für das Kindlein in der Kripp
Und a Pfeifl in sein Handl
Hat's a Freud so lang es ligt.
Bist etwa in andre Sachen
Ganz vertieft bei deiner Tür
Und wenn 's Kindl nit will schlafen,
Pfeif ihm grad a Gsatzl für.

Chor. Dös macht deinem Kind koan Schrick
Es schweigt still im Augenblick.

Bartl. Da san a no andri Gaben
Die mier heunt mit uns gebracht,
Dier o Heiland Dank zu sagen
Lampeln, die mier just geschlacht.
Gib uns a amal zu gnießen
Deine süeßen Himmelsfrücht
Wenn mier amal kommen müeßen
Für dein fürchterliches Gericht.

Chor. Dort o mein Gott uns verschon
Denk, was mier dier da getan.

Haug von Montfort

Die Nachblüten des minniglichen Lieder-Frühlings unter den großen Hohenstaufen bietet uns Tirol, wo auf den Ritterburgen das letzte Echo von Singen und Sagen verhallte. Daran schließt sich das nachbarliche Vorarlberg; beide Länder sind durch Natur und Geschichte innig verbunden. Der deutsche Adel hatte Artus und Iwein, Garel, Parcival, Tristan und Isolde längst vergessen, während die Hallen unserer Schlösser sich mit Gemälden aus diesen Aventiuren schmückten, Oswalt von Wolkenstein von seiner Geliebten, wie Günther, an den Nagel gehängt und der Nibelungen Lied auf Annaberg im romanischen Vinstgau gelesen wurde. Welche Ausbeute wartet da noch auf einen Kulturhistoriker!

Diesmal wollen wir uns mit Hugo von Montfort beschäftigen. Den Anlaß verdanken wir dem Werke von J. E. Wackernell, welcher die einzige Lieder-Handschrift desselben in der Heidelberger Bibliothek herausgab und mit einer Reihe gediegener Abhandlungen begleitete, die weite Perspektiven auf die ganze Zeit eröffnen.

Bregenz lehnt sich an einen waldigen Berg, dessen

Gipfel die verfallene Ruine einer Burg krönt, mit der prachtvollen Fernsicht über den ganzen Bodensee, bis Constanz und ins Höhgau. Das war der Adlerhorst der mächtigen Grafen von Montfort, dort wurde Haug 1357 geboren, dort verlebte er seine Jugend, wahrscheinlich unter der Zucht eines Burgpfaffen, der ihn nicht bloß im Lesen und Schreiben unterrichtete, sondern auch im Latein. Hugo las die Bibel, er rühmte sich seiner theologischen Kenntnisse, war aber auch mit dem ganzen Sagenkreise des Mittelalters vertraut und holte sich hier die ritterliche Schellenkappe. Für einen Novellisten wäre es ein köstlicher Gegenstand: Haug leidet bereits mit vierzehn Jahren auf „Sehnenberg" Liebesschmerzen und endlich macht er sich auf, „siner Frowe ein Geständnis abzulegen." „Ich wollt da gern schowen, wie mir meine Red glücken wollt." Aber da kam er schön an: „Die Röth mir unter die Augen schoß." Daran erkannte jedoch die Dame „fein" seinen Ernst und trug ihm auf, sich durch ritterliche Taten hervorzutun. Er zog nun mit ihrem Segen in die Welt; wohin und was er vollbracht, wissen wir nicht, doch mag man immerhin an Liechtenstein und Don Quixote denken. Dem Treiben machte bald die Ehe ein Ende.

Er trat im sechzehnten Jahre mit Margaretha, der Witwe des Grafen Johann von Cilli vor den Traualtar; ihre Mutter hatte bereits sein Vater geheiratet und durch diese doppelte Verschwägerung erwarben die Montfort das reiche Erbe der Pfannberg in Steiermark.

Das Herz hatte diese Verbindung nicht geschlossen, er war leichtsinnig und buhlte um die Gunst anderer

„Frauen und Töchterlein". Die Sprache der Liebe war dort etwas eigentümlich. Er singt:

„Gott grüß dein lieben Augen,
Dein Mund und auch dein Hirn!
Ich sag' es ohne Leugnen,
Du bist in meinem Herzen eine sehnlich liebe Dirn."

Dieses Liebesverhältnis scheint durch den Kreuzzug ins Preußenland gelöst worden zu sein. Da war noch mitten in Europa eine heidnische Oase übrig und es gehörte zum Sport der Ritter, sich dort durch Rauben, Brennen und Morden wohlfeile Vergebung der Sünden zu holen. Auch Herzog Albrecht von Oesterreich unternahm im Jahre 1377 einen Zug gegen jene halbwilden Völker ohne Wehr und Waffen. Auf dem ganzen Wege wurde bei Posaunen- und Pfeifenschall getafelt und wohlgelebt, endlich ging es an das Schlachten, zum Schluß erhielten adelige Jünglinge den Ritterschlag. Da erbarmte sich der Himmel jener armen Heiden, er öffnete seine Schleusen und die edlen Ritter wären bald im Sumpf erstickt. Diesen Kreuzzug besang Suchenwirt, er sagt: „Da reitet Graf Haug von Montfort, dem Treu noch Ehren nie gebrach."

Als jedoch Graf Wilhelm, der Vater Haugs, im Jahre 1378 starb, ging dieser in sich und trat aus den Flegeljahren als ein ernster Mann. Die österreichischen Herzoge, stets bedacht auf die Vergrößerung ihrer Hausmacht, streckten die Hand über die Alpen nach Treviso, das sich ihrem Schutz gegen die Carrara von Padua ergab. Als die Stadt bedrängt wurde, sendete Herzog Leopold der Biderbe Haug mit einer Ritterschar dahin, der ihr mehrmals Luft machte. Endlich schloß jedoch Leopold,

dem es schwierig wurde, diesen Besitz zu behaupten, mit Carrrara Friede, die treue Stadt überließ er ihrem Todfeinde. Zwei Jahre später siegten die Schweizer bei Sempach. An dieser Schlacht nahm wohl auch Haug teil, obschon er nichts davon erzählt. Allein der Ernst des Lebens vertiefte auch seine Weltanschauung; dem Sinn der Zeit gemäß wendet er sich zu der „Mutter maget hehr und ihrem Sohn, der den harten Tod willig erlitten hat". Er ruft aus: „Ich fahre auf einem bittern Meer, die Wellen haben mir mit hartem Sturmwind das Schiff der Unschuld zertrümmert, das mögen wohl die Sünden sein. Nur Reue und Buße verleihen noch einen festen Anker, doch ist der Glaube ohne die Werke nur halber Sinn." Er wendet sich vom verbotenen Minnedienst ab und seiner edlen Gattin zu, deren unwandelbare Treue gewiß großen Anteil an seiner Bekehrung hat. An sie, die traute Kaiserin, richtet er nun ein inniges Lied: „Frau, du bist mein blühender Hag, entsprossen in meinem Herzen!" Mit Recht sagt Weinhold: „Es ist gedichtet in der Erregung eines Herzens, das sich mancher Schuld bewußt ist, und im Frühlingshauche erwachender echter Liebe."

Sie starb im Jahre 1391. Er versank in düstere Schwermut, welche alle Tätigkeit lähmte, gern wär' er im Wald geblieben, um in der Wildnis von der Welt, deren Lust doch nur ein Ach! ist, frei zu sein. Aber seine gesunde Natur und die Bedrängnis der Zeit rief ihn wieder auf das Feld der Tat, wir sehen ihn in hoher Stellung am Hofe Leopolds, mit Kraft verwaltet er seine Güter; er tritt mit den Nachbarn in Verkehr und lernt auf Toggenburg die junge holde Gräfin Clementia

kennen. Aus dem Herzen des Sängers sproßt ein neuer Liebesfrühling:

„Ihr Mündlein röter als Blumenschein
Ist lieblich anzusehen,
Ihr' Zähnlein weiß und dabei fein,
Die sieht heraus man brechen.

Ihre Brauen braun bei Augen klar
Mit hellen lieben Blicken;
Diese Blumen nehm' ich wahr,
Die können 's Herz bestricken.

Ihr Haar ist gelb von Blumenschein,
Blau steht in ihrem Herzen,
Frisch ist sie wie der Klee und fein,
Das kann wohl wenden Schmerzen."

Er führt sie 1395 als Braut heim; was er dann weiter schildert, mag ein Makart malen, wir dürfen es nicht verraten, denn die Ohren der Deutschen sind keuscher als ihre — Augen. Auch die Zeichnungen von zwei Initialen der Handschrift passen hierher: in einem sitzt eine jugendlich zarte Frau, grün gekleidet, auf den grünen Kranz niederlächelnd, den sie in der Hand hält; in dem andern hat sie den Kranz auf das Haupt gedrückt. Ist das nicht fein und sinnig? Ihr widmet er seine schönsten Lieder; einige auch in Briefform; wenn er durch Wald und Feld reitet, sei es nun warm oder kalt: sie begleitet ihn wachend und schlafend. Die Melodien komponiert ihm der Knappe Mangolt.

Nicht bloß in Hugos Natur, sondern in der ganzen Epoche herrscht ein kühler didaktischer Zug; man hat auf Erden so schlecht und roh gewirtschaftet, daß man gar sehr der Gnade des Himmels bedarf, um die schwere

Rechnung zu tilgen. Ernste Menschen mußte auch der gründliche Verfall der Kirche dafür stimmen, welchem das Konzil von Basel vergebens zu steuern strebte. So predigte Haug wieder in seinen „Reden" Weisheit, Tugend, Buße — ob mit Erfolg? Es scheint die düstere Vorahnung auf ihm gelastet zu haben, daß sein eheliches Glück nicht lange dauern werde. Bereits 1401 ging ihm die heißgeliebte „Ment" im Tode voraus.

Ein Gedicht erinnert fast an Holbein:

„Ich ging eins morgens früh am Tag
In ein Häuschen, darin lag
Viel Gebein von den Toten,
Die zarten Münd' die roten
Die waren gar verblichen,
Die stolzen Leiber gestrichen,
Die waren gar vergangen
Die röselichten Wangen,
Die waren gar dahin.
Ich gedacht in meinem Sinn:
O weh, Jammer und Not
Wie entschöpfet uns der Tod!
In den Gedanken ich entschlief.
Ein Haupt mir feindlich rief:
„Wolauf und wach und geh' zu mir
Klägliche Mähr', die sag' ich dir."

Der Totenschädel einer schönen Frau beichtet ihm nun die Sünden, welche sie in die Hölle geführt: ich war ein „Wankelweib!" und sendet ihn als Boten an alle stolzen Weiber.

Nun erhebt sich der Kopf eines großen Herrn:

„Um Gut da war mir Niemand z'lieb
Die Loik trieb ich als ein Dieb!"

Dante nennt den Teufel einen loico!

Nun kommen eine tugendhafte Frau und ein gerech-ter Richter zum Sprechen; bei Sonnenaufgang kehren Beide in den Himmel zurück.

Ein anderesmal geht er, in sich selbst verloren, spa-zieren; vor einem Wald sieht er eine Veste, perlenweiß mit einem roten Rubin-Dach, liebliche Musik tönte in den Hallen. Er pochte ans Tor und bat um Einlaß, der Wart wies ihn zurück.

„Er sprach: „Und kannst du lesen,
Sieh' oben an das Tor,
Es mag schwer anders wesen,
Du bleibest auch davor.“ —
Das Tor war wohl beschlagen
Mit rotem Gold dem feinen,
Mit Buchstaben durchgraben,
Karfunkel sah ich gar löblich scheinen.“

Wir sind am Tore des Paradieses, die Inschriften besagen, wer nicht hineingehört, und was den Sündern gebührt. Drastisch sind folgende Stellen:

„Eh'brecher bei seligen Weibern
Die wollt' man zu Säuen legen,
Das mußten sie da leiden —
Am Morgen Früh mit einem Scheit aufheben.
Den Wuchrern Kröten braten
(Die mußten sie da essen)
Und dazu eine Natter,
Weil sie haben Gott's vergessen.“

Genug an diesen Proben. So treu er das Andenken Clementias im Herzen trug, veranlaßte ihn doch die Rücksicht auf Land und Leute zu einer dritten Ehe. Er heiratete Anna von Neuhaus, die Witwe des letzten Stadeckers in Steiermark, und gleichzeitig mit ihm sein

Sohn Ulrich ihre Tochter Gutta, also wieder eine Doppelehe zur Sicherung eines reichen Erbes. Haug mußte sich fest auf die Füße stellen, um den Ansturm der Feinde im Westen und Osten zurückzuwerfen. Dort brachen die Schweizer ein und belagerten sein Schloß Neuburg bei Götzes, wiegelten die Bauern auf und bedrohten die Stadt Bregenz, welche Haug's Vetter Wilhelm mit den Bürgern mannhaft verteidigte. Endlich sammelte sich der Adel und schlug am 8. Januar 1408 die Appenzeller nach schwerem Kampfe in die Flucht.

Im Osten focht Haug an der Spitze der österreichischen Ritter gegen das Slavengesindel Sokols, welches die Gegenden nördlich und südlich der Donau auf das grausamste verheerte. Als diese Gefahr abgewendet war, kehrte er nach Vorarlberg zurück, wo er von jetzt an — kleine Fehden abgerechnet — der Verwaltung seiner Güter Zeit und Kraft widmete. Er starb am 4. April 1423 und wurde in der Kirche der Minoriten zu Bruck an der Mur begraben.

Das sind die kurzen Umrisse eines reichen Lebens, welches wie das Oswalts von Wolkenstein abhängig war von der Heimat in den Alpen. Wackernell sagt mit Recht: „Es ist kein Zufall, daß gerade hier die letzten ritterlichen Sänger auftraten; noch weniger Zufall, daß Kaiser Max nach Tirol sandte, die alten Ritter-Epen aufzuschreiben und daß der „letzte Ritter" selbst mit so großer Vorliebe in Tirol sich aufgehalten habe; hier lag eben, wie sich Professor W. Scherer einmal ausdrückte, „die letzte Hochburg der Aristokratie".

Die Gedichte Montforts?

Das subjektive Element schlägt überall vor: „Ich

han es darnach gemachen, als mir do war zu Mut; denn was das Herz begehrt, tut der Mund gerne sagen." Darum weht uns auch manchmal der frische Hauch unmittelbarer Empfindung entgegen; der Inhalt seiner religiösen Erwägungen liegt dem Bewußtsein unserer Zeit zu ferne und würde unsere Aufmerksamkeit nur dann erregen, wenn er es verstanden hätte, ihn plastisch zu gestalten. Ansätzen dazu begegnen wir allerdings, so in dem Gespräche mit Parcival oder der erwähnten Vision der Totenköpfe. Das politische Leben gab ihm keine Ideen. Mit den leuchtenden Gestalten der Hohenstaufen war der Riesenkampf zwischen Kirche und Reich erloschen. Die Habsburger fühlten kein Bedürfnis, sich durch das Heraufbeschwören von Prinzipien stören zu lassen, welche sie zur katholischen Kirche in Gegensatz gebracht hätten.

Andererseits war aber die Zeit doch wieder interessant. Von allen Seiten begann es zu branden, aus den Burgen des mittelalterlichen Feudalismus brach Stein um Stein; Hugo selbst konnte erfahren, wie schwer die Hellebarden der Schweizer trafen, der stolze Pfauenschweif eines östereichischen Herzogs sank vor der Hahnenfeder eines Hirten in den Staub. Allgewaltig regten sich die Keime des neuen Geistes, an den abgestorbenen Baum setzten sich neue Knospen an und schon zwitscherten die Schwalben eines jungen Frühlings, nachdem die Nachtigallen des Minnegesanges verstummt waren. Am naivsten, am entschiedensten zeigt das freilich Oswalt von Wolkenstein, aber auch Haug von Montfort trägt diesen Charakter des Ringens.

Auch bei ihm leuchtet uns aus den geschmolzenen

Schlacken hie und da der frohe Silberblick echter Poesie entgegen.

Den absoluten Wert seiner Gedichte darf man nicht hoch veranschlagen. Heute zeigt er uns das greise Gesicht eines Epigonen. Er ahmt die Strophe Titurels nach, begeistert sich für Parcival und drückt sich nach der Schablone der Minnesänger aus, aber unbeholfen und schwerfällig, ohne inneres Verständnis des kunstvollen Baues ihrer Strophen. Er beweist eben nur die Richtigkeit des Gesetzes, wie es für alle Künste gilt: Wenn sich eine Zeit ausgelebt hat, so wirken auch ihre herrlichsten Werke nicht mehr als Muster. Oder hat vielleicht Raphael und Michelangelo die Barbarei des Zopfes abgewendet? Wir könnten unsere Sonde auch in die Gegenwart legen, aber — der Rest ist Schweigen.

Morgen läßt er uns wieder den frischen und schelmischen Brustton des Volksliedes anklingen, wie es Mädchen beim Brunnen sangen oder lustige Gesellen auf der Straße vor sich hinträllerten, so daß Gervinus, der unsern Dichter aus der Handschrift kannte, wohl sagen durfte: „Der Duft der frischen freien Natur liegt über Hugos Dichtungen ausgebreitet“. Auch Uhland kannte ihn und verweist auf seine Farben-Symbolik. Haug war sich übrigens seiner Schwächen wohl bewußt und entschuldigt sich damit, „er habe große Sachen zu schaffen“. Wenn er stellenweise auf die Alliteration verfiel, so fragt wohl am Ende Mancher: „Hat er zurück- oder vorgegriffen?“

Seine Metrik ist verwildert. Die Gesetze derselben, so wie sie auch bei andern Dichtern dieser Zeit in Uebung waren, hat Wackernell klargestellt und es ist ein

Hauptverdienst von ihm, in diesem Gestrüpp Bahn gebrochen zu haben.

Das Bild jener Epoche ist unklar und verworren. Wackernell verdanken wir es, daß eine hervorragende Gestalt sich deutlich vom Hintergrunde abhebt. Möge zur Ergänzung bald die Geschichte Oswalts von Wolkenstein und die kritische Ausgabe seiner Gedichte folgen; denn wir kennen keinen bedeutenderen Repräsentanten des ausgehenden Mittelalters als den kühnen und tapferen Minnesänger vom Eisak.

Oswalt von Wolkenstein

Die Erörterung der Frage über Walthers Heimat scheint vorderhand zu ruhen und dürfte wohl kaum je entschieden werden. Umso löblicher ist es, wenn sich tirolische Forscher dem unbestrittenen Besitz des Landes zuwenden und diesen nach allen Seiten durch historische Untersuchungen aufhellen. Obschon im dreizehnten Jahrhundert unsere Minnesänger mit anderen Nachtigallen die Stimme erhoben, so tritt Tirol noch selbständiger im vierzehnten auf, wo sich ja auch eine schöne und reiche Blüte der Kunst entfaltete, welche die Säle der Burgen und die Wände der Kapellen mit zahlreichen Temperabildern schmückte. Es genügt, auf die Gemälde zu Runkelstein und den Zyklus aus der Katharinenlegende bei Tiers zu verweisen.

Damals war eine Zeit von Sturm und Drang, das Mittelalter löste sich auf und neue Zustände traten an dessen Stelle; kein Wunder, wenn der Adel, dessen Macht dem Landesherrn unterlag, mit Herz und Seele in die Tage des ungebrochenen Feudalismus zurückgriff, seine Gestalten und Ideen als Bundesgenossen aus der Gruft rief, sich auf die Namen der Ritterepen taufte und eine späte Nachblüte einer gewaltigeren entschwun-

denen Zeit zu erneuern suchte. Jede Restauration ist aber auch Revolution, weil sich auf dem neuen Boden der alte nicht mehr herstellen läßt und sich das Eine mit dem Andern auseinandersetzen muß, sei es auch mit der Schneide des Schwertes.

Es ist daher vollständig verfehlt, wenn Gervinus die Lieder Oswalts von Wolkenstein als den Altweibersommer des Minnegesanges bezeichnet. Geistreich ist nicht immer wahr. Dieser größte Dichter des scheidenden Mittelalters, der noch nicht nach allen Beziehungen richtig gewürdigt ist, bewegte sich freilich vielfältig in den Formen, wie sie ihm überliefert wurden. Der Inhalt durchbricht sie jedoch überall, und zwar gerade durch die Richtung auf das Volksmäßige, wie es in der Strömung der Zeit lag. Das Kosen der Minne wechselt bei ihm mit dem Wutschrei des Kampfes, der leichte Scherz mit dem grimmigen Hohn, den er wie einen vergifteten Bolz dem fliehenden Feind nachschießt. Nur ihn, der Brust an Brust mit dem Habsburger ringt, kann man mit dem stolzen Troubadour der Provence vergleichen, auch in bezug auf die Stellung im Leben. Er gehört auch politisch zu den hervorragendsten Männern jener Tage und es ist daher wichtig, daß seine Züge in das helle Licht kritischer Untersuchung gestellt werden. Sein treffliches Porträt in der Handschrift des Grafen Arthur Wolkenstein zeigt einen Dickkopf von großer Aehnlichkeit mit dem Luthers. Kühn, trotzig, entschlossen, aus dem hellen Auge leuchtet List, aber keine Bosheit. In voller Rüstung stellt ihn ein Basrelief 1408 in Brixen dar. Die Ausgabe seiner Gedichte durch Beda Weber ist ziemlich wertlos: Ignaz Zingerle bereitet eine neue vor; die Biographie, welche

ebenfalls Jener verfaßte, besteht nicht vor der kritischen Sonde, wie denn die Angabe, daß Oswalt zwei Frauen gehabt habe, in Nichts zerfällt; er blieb seiner Margarethe von Schwangau über das Grab hinaus treu, was Moriz Schleifer so schön schilderte. Vorerst gilt es, den Apparat für eine Biographie aus den Urkunden der Archive beizubringen.

Mit dieser mühseligen Arbeit hat Herr Anton Noggler begonnen. Als Grundlagen einer künftigen Geschichte Oswalts kann man seine zwei Abhandlungen betrachten; die eine behandelt den Streit der letzten Starkenberger mit Herzog Friedrich von Oesterreich, und zwar gibt der erste Teil, welcher als Programm des Gymnasiums zu Innsbruck erschien, einen Abriß der Geschichte des Starkenbergschen Hauses, welches sich an Macht und Einfluß fast neben die Landesfürsten stellen durfte. Es handelt sich hier weniger um einen bewußten Gegensatz von Prinzipien, denn diese Zeit hatte kaum noch Ideale, als um den Besitz und da müssen wir es, ohne den Rechtsstandpunkt zu prüfen, als ein Glück betrachten, daß der hochmütige, gierige Adel den Einheitsbestrebungen Friedrichs erlag. Eine höfische Geschichtsschreibung hat ihn als einen großen Volksfürsten in den Vordergrund gestellt, man kann seinen Verdiensten gerecht werden und dabei die Ueberwundenen, auf deren Häupter jedenfalls der Glanz der Poesie fällt, in ein helleres Licht rücken, und das geschieht eben durch die Sprache der authentischen Urkunden. Der Ritter und der Fürst verfolgten das gleiche Ziel: Die Größe und Macht ihres Hauses; höhere staatsmännische Gesichtspunkte darf man weder bei dem einen noch bei dem andern voraussetzen. Die

Starkenberger und die Eppaner gäben Stoff zu Tragödien mit viel weiterer Perspektive, als etwa Götz von Berlichingen; die Deutschen haben jedoch hier kein rechtes Geschick. Die zweite Abhandlung: „Der Wolkenstein-Hauensteinische Erbschaftsstreit und dessen Austragung unter Oswalt von Wolkenstein", wurde auf Kosten des Ferdinandeums gedruckt. Er führt uns die rohen Zustände des Faustrechtes gegen Ende des vierzehnten Jahrhunderts vor Augen und hat auf das Schicksal unseres Minnesängers entscheidenden Einfluß genommen. Roh und gewaltsam mißachteten die Wolkensteiner jeden Anspruch der Jäger auf die Veste Hauenstein, deren Trümmer noch mitten aus den Tannen unterhalb des Schlern emporragen. Die Ehe mit Sabina Jäger sollte den Streit begleichen. Sie war bereits mit achtzehn Jahren ohne Rückhalt seine Geliebte; die Leidenschaft loderte mit der vollen Glut des Südens; er schildert ihre goldenen Locken und die braunen Augen gleich schimmernden Rubinen in der Julisonne, die langen schmalen Hände und den kleinen Fuß, mit all den geheimen Reizen ihres gleich flüssigem Silber leuchtenden Leibes — und ihre Launen, welche wechselten wie die Monde im Jahr. Seine Treue verleidete ihr, sie schickte ihn nach Palästina und heiratete indeß einen reichen alten Bürger von Hall, neben dem sie sich der üppigsten Liebe hingab. Oswalt machte den Römerzug Rupprechts mit, heimgekehrt ließ er sich von Sabina ins Garn und in die Gefangenschaft locken. Ihre Liebe war in Haß umgewandelt, wie Brunhild den Günther ließ sie ihn eine Nacht an einem Nagel hängen, daß er vor Schmerzen pfiff wie eine Maus. „Nach langer Haft wurde der Dichter frei und dann ein

zweites Mal von Friedrich von Vellenberg — mit dem er in der Jugend als lustiger Geselle manches Lied gesungen; die Erinnerung daran mag ein milderes Urteil bewirkt haben — in Bande gelegt, bis endlich der unglückliche Streit beglichen war. All diese Stürme klingen in Oswalts Gedichten wieder, die harte Tatsächlichkeit zerbricht oft die Schranken der Kunst und man sollte daher nicht seine Aehnlichkeit mit den Minnesängern, sondern vielmehr den Unterschied betonen. Auf Grundlage des flüchtigen Werkes von Beda Weber hat Hermann Schmid seinen Roman „Fridel und Oswalt" verfaßt; auch Tiroler Dichter suchten seine Schicksale dramatisch zu verwerten; das Schönste, was über ihn gesungen wurde, sind wohl die Verse Hermanns v. Gilm. Sie spielen auf die Sage an, daß man bisweilen im öden Gemäuer der Burg, wo Oswalt am 2. August 1445 als Greis von 78 Jahren starb, leisen Harfenklang höre. Ich gebe sie zum Schluß in der ursprünglichen Form; denn leider sind sie in der Ausgabe von Gilms Gedichten verschnitzelt, wie seine Feile meistens mehr verdarb als besserte.

Hauenstein.

Lockt Dich der Jubel nicht vom alten Schlosse
Vierhundertjähriger Tiroler Skalde?
Dort auf der Weide wiehern wilde Rosse
Und Ernteluſt tönt vom Kastanienwalde.

Willst Du allein in Hauensteins Ruinen
Die Harfe rühren? Darf Dich Niemand hören?
Willst Du Dir einen Epheukranz verdienen
Und harz'ge Tränen pressen aus den Föhren?

Nicht wollen wir Dein Ritterschwert, das scharfe —
Das Vaterland fleht Dich, das liedentwöhnte —
Oswalt von Wolkenstein um Deine Harfe,
Die liederreich durch diese Berge tönte.

Nimm einen Lorbeerkranz für deinen Orden
Von Aragon: O schweige nicht mehr länger!
Seit jener Zeit ist Alles anders worden,
Wir haben Taten, aber keine Sänger.

Doch mußt Du festgebannt in diesen Räumen
Dich nächtlich um verlor'ne Liebe grämen:
Ich tausch' mit Dir; ich werde nichts versäumen
Und d'rum den Dienst des Wächters übernehmen.

Hippolytus Guarinonius

Das Gebiet der deutschen Literaturgeschichte ist von Berufenen, welche mit Brille und Winkelmaß arbeiten, und Unberufenen, denen die Papierscheere genügt, nach allen Richtungen eingeteilt und dabei mancher Kranz von Zeitungspapier verschenkt worden.

Kreuz und quer führen die Wege zu Denkmalen und Tempeln, wo sich die Hierophanten versammeln und dem Gefeierten das Weihrauchfaß an den Kopf schwingen.

Es gibt aber auf diesem Gebiete manchen Pfad, der von unseren gelehrten Thebanern noch nicht abgegrast ist; ein solcher führte den geistreichen Wilhelm Scherer zum Pater Kochem, dessen „höllischer Gestank" mir bereits als Knaben in die Nase stieg; es gibt ganze Provinzen, wo selbst einheimische „berühmte" Germanisten noch nicht beim 18. Jahrhundert angelangt sind. Sonst bliebe Alois Weißenbach nicht im Dunkel; er wird zwar hie und da in einem Aufsatz erwähnt, aber was nützt das bei den Forschern, denen man mit Vierundzwanzigpfündern in Buchform auf den Leib rücken muß! Das gleiche gilt von Hippolyt Guarinoni, der sich endlich langsam Bahn zu brechen scheint. In den Vierziger Jahren hielt der alte Professor Pfaundler einen Vortrag über ihn,

G. Obrist veröffentlichte dann 1867 einen Aufsatz. Jansen erwähnt ihn in seiner Geschichte der Reformation, auch Erich Schmidt gedachte seiner, und mit Recht bezeichnet ihn Johannes Meißner in seinem trefflichen Buche: „Die englischen Komödianten zur Zeit Shakespeares in Oesterreich“ als einen der hervorragendsten und originellsten Schriftsteller unmittelbar vor dem dreißigjährigen Kriege. Er hat jedoch auch diesen überlebt; in einer ungedruckten Handschrift sagt er uns: „Und ob den klugsinnigen Leser ein Gedanke anfechten möchte, wie doch mir selbsten über Achtzigjährigen sei — eben zugegen und in dieser Stunde, als ich dieses zwischen zwölf und ein Uhr in der Nacht gegen das morgige Fest des heiligen Sebastian des 20. Tages Jänner dies Jahr 1652 aus Gnaden Gottes schreibe? — Dem will ich nicht verhalten:

Daß mich gar nit g'luft zu sterben,
Mit Arbeit Nutz z' erwerben!“

Hippolytus Guarinonius zu Hoffberg und Volderthurn, kaiserlicher Rat und Hofmedikus, Comes palatinus, Stadtarzt von Hall und des königlichen Damenstiftes, stammt aus einer alten mailändischen Familie und wurde 1571 zu Trient geboren. Der Name läßt sich fast auf einen longobardischen Warino zurückbeziehen, wie denn auch der Typus unseres Helden entschieden germanisch ist und auch nicht einen romanischen Zug hat.

Trient war damals eine deutsche, jetzt ist es eine italienische Stadt. Zu jener Zeit war das „Trentino“ mit seinem Schmerzgeschrei noch nicht erfunden, und Guarinonius, der deutsch fühlte und dachte, war stolz darauf,

ein Deutscher zu sein; er trat überall entschieden für die Ehre und den Ruhm des deutschen Namens ein.

Sein Vater Bartholomäus, dessen Biographie wir in Zedlers Werk finden, ohne daß der größere Sohn erwähnt würde, war Leibarzt des Kaisers Rudolf II. zu Prag, wo er 1616, achtzig Jahre alt, starb. Der junge Hippolytus wurde nach Mailand an den Hof des Cardinals Carolus Borromäus gesendet, dem er einige Jahre als Page diente. Damals war die Kinderzucht rauh, ja brutal; Guarinonius erzählt: „Ich bin von einem Schultropfen mit einer Geisel, so drei lederne, dicke, schneidende Riemen gehabt, nicht ein-, zwei-, zehn- oder zwanzig-, sondern wohl über die fünfzigmal im siebenten und achten Jahre meiner Kindheit dermaßen gegeiselt worden, daß mir tiefe Löcher ins Fleisch hineingehauen und aus meinem Hemd, zerhauenem Fleisch und unterlaufenem Blut ein Zelten (Kuchen) worden und in ander gebacken, daß ich weder gehen noch sitzen können, welche Zeichen und Masen ich noch heut an meinem Leib trage." — Er trat später gegen solche Mißhandlungen der Kinder sehr entschieden auf, obwohl er die Rute nicht verbrannte, wie unsere wehleidigen Pädagogen. Besonders drang er auf anständige Haltung in der Kirche.

Ihr beiden Knaben tret' herfür,
Weil ihr so wol euch z'schwatzen traut,
Richt' euch zum Stuhl dort hinter der Tür,
Empfangt den Lohn von Birkenkraut.

Von Mailand kehrte Guarinonius nach Prag zurück, wo er die öffentlichen Schulen besuchte, jedoch statt der lateinischen Grammatik lieber den Ritterroman Amadis

las, bis ihn der Lehrer ertappte. Seine Meister waren die Jesuiten, denen er stets dankbar blieb.

„Ich bin ihrer Zucht und schäme mich dessen gar nicht, werde mich dessen auch, so lange ich lebe, bei niemand, er sei wer er wolle, weder mit Wort noch mit Werk, noch mit der Feder schämen; ihre Zucht besteht vor Gott und der Welt, trotz dem, der ihr ein Härlein krümmt!"

Sie pflanzten ihm einen tiefen Haß wider den Protestantismus ein; mit Hohn und Spott zieht er im Stile jener Zeit gegen die „Predikauzen und Suppenschlerfendenten" los. Die Art seiner Polemik ist unflätig, grobianisch, wie denn die religiösen Konfessionen in dieser Beziehung sich nichts vorzuwerfen haben. Geben wir eine ungedruckte Probe. Er läßt zwei Prädikanten eine germano-lateinische Franzosen- und Kolbenkur angedeihen und nennt sie dabei predikauzisch, ludersche, lottersche, groß-, lang-, breit- und krummgoschete Wortsknechte.

Luther, Zwingli und Calvin
Sind die gleichen Teufelssöhn',
Was der eine sch . . . t, der andere frißt,
Des Seelenmordens keiner vergißt.

Die theologischen Streithähne krähten damals im Süden und Norden Deutschlands und verunglimpften sich gegenseitig auf das Gröblichste, bis sie mit ihren Zungen den Brand des dreißigjährigen Krieges entfacht hatten, der unser Volk auf Jahrhunderte ins Elend brachte.

Später hielt Guarinoni bei seinen Fahrten den Kindern Christenlehre, um sie vor der Ansteckung durch eingeschmuggelte Ketzerei zu bewahren.

Er wurde jedoch nicht trübsinnig, sondern behielt ein offenes Auge für die Herrlichkeiten der Welt und begeisterte sich für alle Künste, auch für die Bühne.

Eine Stelle ist hierfür wichtig: „Derzeit sind in Deutschland Schau- und Hörspiel zu finden, Komödianten aus den Nieder- und Engelländischen Städten ziehen von einem Orte zum anderen herum und verrichten ihre lächrigen Possen und Zauberspiel ums Geld denen, so es zu sehen und zu hören begehren.“ Ueber Alles gingen ihm jedoch die Theater, welche die „treuherzige, hochverständige, hochgelehrte, tugendreiche, geistliche, gottselige Gesellschaft Jesu mit sondere Gnad und Mitwirkung Gottes vielen tausend frommen Seelen zu Nutz von Anfang erweckt, ins Werk und treffliche Uebung gebracht.“

Nachdem er elf Jahre an den Schulen in Prag gewesen, ging er nach Padua, um dort den Doktorgrad zu holen. Hier interessierte ihn die italienische Komödie, er lernte die italienische Literatur kennen, preist Petrarka und sah auch die Medusa des Atheismus; doch spottet er über jene, „welche unter dem Titel eines Christen das verdammte Heidentum samt der Tyrannei einführen, dergleichen ein gottlos wälscher florentinischer Vogel mit Namen Macchiavelli (heißt auf deutsch Schleierbeschmutzer — Machia-velo) getan, das ist ein Gräuel der gräulichen, erzgräulichen Gräueln.“

Hier streifte er aber auch die Sage von Shakespeare's Portia. Mit Recht heben Elze und Meißner hervor, daß der Engländer eine „merkwürdig genaue Bekanntschaft mit dem venezianisch-paduanischen Leben am Ende des 16. Jahrhunderts aufweist.“

Von der zeitgenössischen deutschen Literatur kennt Guarinoni wenig, vielleicht mag er die Protestanten der schlesischen Dichterschule nicht nennen, ihre durchbildeten Werke hätten wohl auch auf seine volksmäßige Sprache kaum Einfluß genommen. Doch wollte er „auf deutsch von den Deutschen verstanden werden." Deswegen las er die Sprichwörter aus dem Munde von Bürgern und Bauern auf; er weiß, daß letztere noch von dem Berner Dietrich erzählen, der jetzt ganz verschollen ist, und führt auch Stoffe an, welche später moderne Dichter bearbeiteten.

So den von Schiller's Handschuh im 28. Kapitel vom schädlichen Liebgrewel der unsinnigen Jugend: „Frevel in der Lieb betreffend ist unter vielen kundbar von jenem Herzogen von Mantua, Galeatio, da er bei einer Brucken ein Mägdelein, die er liebte, angetroffen und mit ihr Kurzweil halber geredet hätte, sprach das heillos Mägdelein zu ihm, wann er sie dermaßen liebe, warum er nit aus Lieb über die Brucken samt ihm das Roß sprengete? Welches da der Fürst kaum erhört hatte, spornte er mit Ernst das Roß und sprang über die Brucken hinab, allda das Roß tot blieben, er aber mit harter Mühe aus dem Wasser geschwummen. Ein dergleichen Geschicht soll vor etlichen Jahren in der Still vorübergangen, doch nachher ihr vielen kundbar worden sein: da ein welscher Edelmann in eine schöne böhmische Jungfrau verliebt war, die sich seiner nicht gar viel achtet, wartet er ihr allenthalben auf den Dienst. An einem Feiertag kundschaft er aus, daß sie hinter das Geschloß über die Brucken hinaus und das Löwenhaus, so anderseits der Brucken nicht gar weit

gelegen, die Löwen samt ihrer Mutter zu sehen gangen wäre; ging hinauf, allda man in den Hof zu den Löwen herabsiehet, daselbst der Jungfrauen auf den Dienst wartend. Da sie ihn ersieht, wendet sie das Gesicht von ihm wie sonsten; über ein kleines (nicht weiß ich ob es zu sonderm Fleiß, den Jüngling zu versuchen, oder aus Unglück geschahe) ließ sie ihrer Handschuh einen hinab in Hof fallen, allda die Löwen nieder anlagen. Der Jüngling hat das kaum ersehen, sprang über die Stiegen hinab, überredt den ein' Löwenknecht, daß er ihm das Gatter eröffnet, gab ihm eine stattliche Verehrung, entblößt sein Rapier und hielt's hinter den Rücken, schleicht endist hinein, und mit großer Schnelle zuckt den Handschuh von der Erden, und weilen der ein Löw sich von der Erd erheben will, eilt er hinter die Tür hinein, läßt das Gewicht fallen und sperrt den Löwen hinaus. Ging hinauf, küsset und beut den Handschuh der Jungfrauen dar, welche samt der Mutter ob Schricken einer Leich gleich worden, die fing von selber Stund an, den Jüngling herzlich zu lieben. Ebnermaßen, aber mit anderem Ausgang, ist in Hispanien mit einem Galano geschehen, welchem sein Lieb zu sonderm Fleiß den Handschuh unter die Löwen geworfen, welchen er zwar geholt, aber ihr zu Lohn ein gut Backenstreich geben und gar recht getan hat."

Es fragt sich nun: Welche Quellen hatte Guarinoni? Die Jugend verbrachte er allerdings in Prag; für seine Erzählung dürfte sich jedoch schwerlich ein Gewährsmann finden, wahrscheinlich ist sie nur eine Umbildung der spanischen Ballade, deren Inhalt er am Schlusse erwähnt. Diese verdankt er wohl den Jesui-

ten, seinen Lehrern, die ja mit der Heimat Loyola's gewiß in engem Verkehr standen und von dort auch noch anderes bezogen.

Der Seifensieder Hagedorns tritt uns als rußiger Schlosser entgegen, dem der Zufall ein Glück in den Schooß warf. Auch wir kennen die Geschichte vom Landsknecht, welchem Italiener zu Trutz und Spott ein Stück aufführen, wo die „beweinten" Deutschen verhöhnt werden. Er ladet auch sie ein und läßt ihnen eine Komödie spielen.

Ein deutscher Wanderer trifft Nachts mit dem Geiste Julius Cäsars zusammen; er erschreckt diesen durch den Knall der Pistole und führt neben dem Pulver auch andere treffliche deutsche Erfindungen auf. Als Quelle nennt Guarinoni den deutschen und namhaften Poeten Buchananus. In Prag besuchte er mit seinem Vater die Kranken; dann wurde er vom Erzherzog Maximilian zu Olmütz als Leibarzt angestellt, bis er auf den Wunsch seines Vaters in den Dienst der Erzherzoginnen Marie und Lenore trat, welche als Stiftsdamen zu Hall 1607 das Gelübde abgelegt hatten. Als ihr Andenken bewundern wir einen kostbaren Kelch in der Klosterkirche, in welchen sie, nachdem sie den Schleier genommen, Goldringe und Broschen einfassen ließen; Anderes wurde verschleudert.

In ihrem Auftrage unternahm er 1613 eine Wallfahrt nach Rom, um dort Reliquien für die neue Stiftskirche in Hall zu erbitten. Papst Paul V. empfing ihn freundlich und übergab ihm auf Verwendung des berühmten Kardinals Bellarmin Ueberreste der Märtyrerinnen Vincentia und Lea. Bei der Rückkehr erwartete

ihn vor den Toren der Stadt eine ungeheure Volksmenge, die aus allen Gegenden zusammengeströmt war; unter Glockenklang begleiteten ihn der Klerus, die Zünfte und Bruderschaften mit wallenden Fahnen zur Kirche, wo zwei Prälaten den Gottesdienst feierten. Das war der Ehrentag im Leben Guarinoni's, den sein Biograph, der Jesuit Schmidt, ausführlich beschreibt. Wir besitzen von ihm eine Schilderung seiner italienischen Reise, welche in der Zeitschrift des Ferdinandeums abgedruckt wurde, wohl die erste von einem deutschen Schriftsteller. Freilich kümmert er sich nicht um die Wunder der Kunst, sondern nur um die Mirakel der Kirche, und man darf daher nicht an Goethe denken, wenn auch charakteristische Züge aus dem Leben jener Zeit nicht fehlen. Es wehte damals die Luft der Gegenreformation, von der uns auch Beda Weber ein Bild entrollt, und für die Geschichte derselben ist die religiöse Genossenschaft Guarinoni's nicht ohne Bedeutung. Sein Schwager, der Salinenbeamte Georg Thaler, wurde Klausner im Walde, neben ihm fand der Pfarrer Christoph einen Platz. Mit dem ekstatischen Kapuziner Fra Tomaso, den Erzherzog Leopold an den Hof von Innsbruck berief, verband ihn eine innige Freundschaft. Sein Siegelring trug das Bild des Erlösers, ein Lappen vom Gewande des heiligen Canisius sollte den Arzt vor der Ansteckung durch Seuchen schützen. Er vor Allen wirkte für die Verehrung tirolischer Heiliger durch Wort und Schrift. Ihm verdanken wir die Biographie zweier frommen Knaben: Matthäus Furtner und Maccabäus Trojer, zu Anfang des 17. Jahrhunderts; er feierte diese „zwo köstlichen

Blumen tirolischen Gebirges" auch in einem lateinischen Gedichte. In einer langen Schrift setzt er der frommen Dienstmagd Notburga auf dem Eben, die vor etlichen Jahren heilig gesprochen wurde, ein Denkmal, desgleichen dem Simon von Trient und dem Anderl von Rinn.

Guarinoni lebte von nun an zu Hall, dessen schöne und gesunde Lage, dessen milde Luft, durchsäuert von Salzdämpfen, er vielfach pries, stieg hoch an Ehren und Würden, hielt aber auch auf seinen Stand und beklagt den Wechsel der Zeit; vordem seien die Doktoren im Talar einhergeschritten, jetzt trügen sie sich wie die Kavaliere, mit Degen an der Seite. Dafür schwänden auch die doktorlichen Tugenden und statt dem herrsche die Geldgier. Drollig schildert er das Verhältnis zu den Kunden:

Der Doctor hat drei Angesichte:
Dies, wenn er kommt, ist engelisch,
Bald d'rauf, wenn er hilft aus Noth,
Macht man aus ihm ein' halben Gott;
Soll sich der Krank' mit Dank einstell'n,
Scheint Doctor ein Teufel aus der Höll'n.

Das ist wohl gleich geblieben.

Hier verfaßte er sein großes Werk: „Grewel der Verwüstung menschlichen Geschlechtes, zu sonderen Nutz, Glück, Heil, Wolfahrt, langem Gesundt, zeitlich und ewigem Leben, ganz hochlöblicher teutscher Nation neulichst gestellt durch Hippolyt von Guarinonium. Ingelstatt bei Andres Angermayer 1610." Die erste Widmung gehört „der allerheiligsten, großmächtigsten und

unüberwindlichsten Fürstin und Frauen, Jungfrauen Maria, gekrönten Kaiserin des himmlischen Reiches, Großherrscherin der neun englischen Heerscharen, geborenen Königin zu Israel, Churfürstin des gelobten heiligen Landes, Fürstin aus Juda, triumphirenden Zerknirscherin der alten Schlangen, Ueberwinderin der Heiden, siegreichen Verwüsterin der Ketzer, allermächtigsten Frauen der ganzen Welt, jungfräulichen Gespons und Mutter des allerhöchsten, meiner nach Gott allergnädigsten Kaiserin und Frauen." Die zweite dem „allerdurchlauchtigsten, großmächtigsten, unüberwindlichen Fürsten und Herrn, Kaiser Rudolpho dem andern." Man hat das umfangreiche Werk mit Recht als eine polyhistorische Makrobiotik bezeichnet, es ist aber auch eine der ergiebigsten Fundquellen für deutsche Kulturgeschichte in jeder Richtung, und wenn es einmal ein deutscher Starmatz ausfindet, so erhalten wir wohl ein Buch darüber, so dick wie jenes. Prosa wechselt mit Versen, aus großer Plattheit leuchtet hie und da eine hochpoetische Stelle, der Dialekt des Unter-Inntales schlägt überall herein, und so ist auch dem Sprachforscher gedient. Eine Zusammenkoppelung von Worten, der man jetzt häufiger als bei den Klassikern begegnet, bringt auch er: „Oder aber!" Allerdings kommt das schon in der hochnotpeinlichen Halsgerichtsordnung Karl V. vor; vielleicht auch früher.

Bald verheiratete er sich mit Charitas Thaler; sie schenkte ihm mehrere Söhne, deren einer, Seraphinus Ignatius, sein Nachfolger als Arzt wurde, und einmal Drillinge, die auf den Namen Christina getauft wurden und sogleich nach der Geburt starben. Sie sind im

Dreifaltigkeitskirchlein auf Georgenberg begraben; voll Poesie und Gefühl ist ihre Grabschrift:

„Den vierten Tag Märzen 1604 Jahr
Charitas oder Lieb' uns Drei gebar:
Drei Christinas, drei Schwestern, drei Gottesgab',
Die zumal beschloß ein Leib, jetzt beschließt ein Grab.
In einer Stund' sind wir geboren und lebten und starben zugleich
Und fuhren von Lieb' zu Lieb' ins Himmelreich."

Die Ehe war eine glückliche, doch scheint seine Frau ihm hie und da Kifferbsen vorgesetzt zu haben, wenigstens bringt er den Spruch:

„Man erlangt kein Ehr, wenn man thut streiten
Mit Wirthen, Weibern und Schiffleuten."

Ein Freund schrieb an sie: „Du hast einen Mann nach dem Herzen Gottes. Ueberwinde ihn in der Liebe Gottes, treib' ihn an zum göttlichen Lobe."

Einen Blick in seine Kinderstube gestattet die schöne Stelle über die Musik: „Es ist für sich selbst verwunderlich und doch allenthalben gemein und wohl bekannt, daß die kleinen und neugeborenen Kindlein, deren Weinen, Klagen und Anliegen man sonst nit verstehen kann, durch das einfältige Gesang, oft schädliche Geplärr und Heulen der alten Weiber dennoch zum Essen, zum Trinken, zum Schlaf und ihres Schmerzes zu vergessen bewegt werden. Ist in dem aber verwunderlich, wenn sie jährig und auch noch darunter sein und kaum die Füßlein ein wenig brauchen oder sich darauf steuern mögen, wann man ihnen etwas vorsingt oder auf einem Instrument, Zither, Laute oder Pfeife, etwas spielt, sie ihren Füßlein, Aermlein, Haupt und ganzen Leib dem Gesang und Lied oder Tanz nachwenden und

hüpfen. Erst heut' an diesem Abend, als ich doch dieses schreibe, hörte ich meine Köchin in der Küche etwas hacken, wobei sie mit beiden Hackmessern eine Melodie und Tanz nachmachte. Allda mein kleines und erst jähriges Töchterlein selbigem Hackwerk und Melodie nach das Haupt, die Füßlein und den ganzen Leib, ja die Augen selbst neigte und hüpfte mit meiner höchsten Verwunderung. Ist mir eingefallen, daß eben unser Leib nichts anderes, denn eine schöne, künstliche Musik, welche aus mannigfaltigen schönen Hauptpartien, so all' unterschiedlicher Natur und Art: die eine subtil als des Lebens Geister, die andere mitter als das Geblüt, die dritte etwas gröber als das Fleisch, die vierte als die gröbste in das Gebein zusammengesetzt und getragen sei, deren die

Lebendigen Geister den Discant — so das Feuer,
Das Geblüt den Alt — so die Luft,
Das Fleisch den Tenor — so das Wasser,
Das Gebein den Baß — so die Erd'

vertreten. In welchen vier Stimmen die ganze Musika geschlossen und in den Oktaven, gleichsam in einen Ring, wiederum reichen tut. Aus solchen subtilen und groben und widerwärtigen Stücken der menschliche Leib zusammenstimmt. Dergleichen Musik haben die Alten in den Himmeln und im ganzen Erdkreis vermeint zu sein. Und erst glaub' ich, meine Meinung betrüge mich nit, weil nit allein die Menschen, sondern auch alle unvernünftigen Tiere, so aus obgedachten vier Hauptstücken: aus Geistern, Geblüt, Fleisch und Bein, erschaffen, durch die Musik ebenmaßen und sehr wunderlich bewegt werden. Die Schafe und Gais, wenn ihnen der Hirt

pfeift, weiden mit besserer Lust, nehmen besser zu, geben mehr Milch und Nutz. Ich hab' nächst verschienenen Tag mit Fleiß zugesehen, als ich nach Schwaz hinabritt. Ein Hirtenbub saß in der Einöd auf der andern Seite des Innstromes an dem niedern Gestade, der eines seiner Hirtenliedlein mit schöner, heller Stimme sang. Seine Kühe, deren teils im Wasser, teils hervorstunden, hielten allsam die Köpfe über sich, vergaßen Weide und Trank und horchten ihrem singenden Hirten mit sonderbarem Fleiß und meiner höchsten Verwunderung zu. Allgemach traten sie Schritt für Schritt zu ihm näher und standen all' um ihn herum. Darum spricht der hoch- und weitberühmte Weltweise Aristoteles: „Die Musik hat in sich eine natürliche Lieblichkeit, dermaßen sehr, als wäre sie eine Meisterin und Bewegerin menschlicher Geberden und Sitten zur Tugend und allen guten Dingen." Guarinoni hätte nach Aristoteles auch die χρυσεα φοζμυγξ Pindar's anführen können.

Unser Guarinoni steht nicht unter dem geistigen Niveau seiner Zeit, in vielen Dingen überragt er sie. Der Hexenhammer wütete im protestantischen Norden ebenso schrecklich wie im katholischen Süden, ja noch schrecklicher, und die gepriesenen Humanisten Italiens waren mit ihrem Neuplatonismus, der überall Geister sah, Hauptträger dieses blutigen Wahnwitzes. Er glaubte zwar auch an die Gabel- und Bockfahrer, seine Praxis hatte ihn jedoch Vorsicht gelehrt. Wie der Ehefrauen überhaupt gegen die groben Männer, nahm er sich insbesondere der gefährdeten alten Weiber auf edle Weise an. „Was soll das für eine schöne männliche Kühnheit und Kurzweil sein, diejenigen beleidigen, die vorhin

genug beleidigt sind; die uns empfangen, mit Treue getragen, mit großen Schmerzen geboren, mit höchster Treue ernährt, mit großer Mühe erzogen und alles Gute und Liebe an uns vollbracht haben? Was ist es für eine Ehr, diejenigen zu verachten, so in der Natur und in der Jugend, geschweig jetzt im Alter die Schwächsten sein?" Den Mädchen rief er zu: „Der Schlüßel der Jungfrauschaft ist die Geschamigkeit." Manchmal ist er aber auch ungalant: „Das allergeübteste weibliche Glied ist die Zung; diese ist in der Behendigkeit dermaßen schnell und hurtig, daß sie keinem Enten- noch Gansschnabel nichts bevorgibt und nicht zu fürchten, daß ihnen dieselbe inner der Zähne verroste." Köstlich schildert er die Gecken und Frauenknechte jener Zeit; ich teile nur ein Bruchstück mit, weil es sich mit einer Stelle in Shakespeare nahezu deckt. „Einige tragen ein Zahnstürer sonderlich Nachmittag bis zu Nacht in Händen und stieren stets in den Zähnen herum, können die köstlichen überbliebenen Schiefer nicht aus den Zähnen bringen. Ich trag Sorg, es freß mancher den Zahnstürer selbsten vor Hunger; oder er steckt ihn auf das Ohr, oder gar auf den Hut, wie auch etwa einen langen Zimmtzucker, damit man meinen soll, wie sie nur so stattlich ob der Tafel gelebt haben, als etwa auch diejenigen, so die Federn von Reb- und anderen Hennen über das Fenster hinab werfen, oder ein Fuß von Rebhuhn hinter das Ohr stecken, oder die Semmelbrosen auf den Bart streuen und den ganzen Tag daran zu säubern haben, bis sie die Brosamen herausbringen." Neben vielen ungedruckten Stellen aus Handschriften gebe ich zum vollständigen Bilde diese und andere gedruckte; wenn auch nicht die

Orthographie, behalte ich doch die Eigentümlichkeiten der Sprache bei.

Sein heller Blick durchschaute die Torheit der Astrologie, welcher damals die berühmtesten Männer huldigten, „die lügenden Wahrsager, Planeten- und Geburtssteller, Handpropheten, Wund- und Suchtsegner. Tapp jetzt mit deinen Tatzen drein, daß kein Himmel noch Gestirneskraft dich zu deinem langen oder kurzen Leben bewältigen kann, weil kein Gestirn so edel, so stark, so frei als du bist; ja nit so vermöglich, daß es sich selbsten bewegen, geschweige die vernünftige Seele gewältigen könnte. Wie die heidnischen Weltweisen aus dem Licht der Natur allein des Himmels Ohnmacht gemerkt und frei bekannt, derselbe sei nit so mächtig, daß er sich selbsten bewegen, sondern müsse von den Engeln und Geistern stets herumgewalgt werden. In maßen du jetzt das Kinderspiel leicht vernehmen magst, daß die Himmel von Engeln und nit die Engel, Geister oder Seelen von den Himmeln beherrscht werden." Er erinnerte sich bei dieser schönen Stelle wohl an Dantes Paradies. Auch mit den Edelsteinen, denen man damals mystische Eigenschaften beilegte, beschäftigte er sich, psychologische und physische Studien schlossen sich an; die Erdbeben suchte er zu erklären: „welche aus hitzigen, subtilen und kalten und feuchten zusammen treffenden und geschlossenen Dämpfen entstehen, die, demnach sie einander nicht leiden können, nit anders als Feuer und Büchsenpulver, mit unglaublicher Macht durch den Erdboden fahren, bis sie einen Ausgang gewinnen."

Guarinonius verdient auch einen Ehrenplatz in der Geschichte der Botanik. Er legte das älteste öster-

reichische Herbar an, welches sich gegenwärtig im Museum zu Innsbruck befindet und dadurch wichtig ist, daß er den lateinischen Namen der Pflanzen überall die deutschen, wie sie das Volk noch anwendet, beifügte. Um Kräuter zu suchen, stieg er in das Hochgebirge. Er ist vielleicht der Erste, der seit Petrarka's berühmten Ausflug auf den Monte vento einen solchen schildert. Im Jahre 1609 wagte er einen solchen zum Wettersee, und auf die Tarntaler Köpfe. Ich kann hier nur darauf verweisen, er verdient in einer Chrestomathie abgedruckt zu werden. Es zieht ein Hauch tiefen Naturgefühles, moderner Empfindung durch diese Beschreibungen; er war begeistert vom Hochgebirge. Im Kapitel vom Bergsteigen, Jagen des Wildes und Besuch der köstlichen Birgkräuter sagt er: „Das Gebirg ist in dieser runden Welt nichts anderes, als ein gespitzter Diamant und Edelstein im guldenen und runden Ring. Das Gebirg ist ein Zeiger Gottes, so in die Höhe zeigt, wer sein und unser Schöpfer und Erschaffer sei, denn mit dem, daß wir das Birg ansehen, kehren wir weit öfter unsere Augen gen Himmel und zu Gott. Wer es nur mit einfältigen, gemeinen Augen ansieht, dem kommt es wegen seiner fürtrefflichen und besonderen auswendigen Gestalt nicht anders vor, als ein edlerer, ansehnlicherer, herrlicher, verwunderlicher, beständiger, tugendlicherer und kostbarerer Teil dieser untern Welt, darum ihn auch Gott und die Natur vor allen seiner Vortrefflichkeit wegen weit über das andere Erdreich erhebt und nichts anderes als einen König und Kaiser in seinen höhern Thron gesetzt, aus welchem er das andere unvollkommene, niedere Erdreich unter seinen Augen hätte und darüber

herrschte. Die Birgleut sind den kühnen Riesen gleich, von welchen die Poeten fabulieren, daß sie sich unterstanden, mit dem Abgott Jove zu kämpfen, sie aber dennoch nicht wichen."

Er war ein ausgezeichneter Arzt, sein Ruf drang über Berg und Tal, bei schweren Fällen holte man ihn in die entlegensten Gegenden, und er hatte da manches Abenteuer, selbst Lebensgefahren zu bestehen. Er verstand sich auch auf rationelle Kuren. Hier ein ergötzliches Beispiel: „Zu Schwatz hatte ein hungriger Alchymist einem frommen einfältigen Weib geweissagt, sie werde innerhalb neun Monaten sterben; solle ihre Sachen richten. Das Weib, so noch stark, frisch und wohlgefarbt, nahm dieses zu Ohren und Herzen, bekümmert und grabt sich dermaßen ab, daß dieselbe inner vier Monaten ihr selbst nimmer gleich gesehen, und wäre sie in solchem Glauben fortgefahren, würde sie die neun Monate bei weitem nicht erreicht haben. Bin dessen durch ihren betrübten Mann im Vertrauen berichtet worden und habe sie auf meine Anstiftung durch ihn und andere bereden lassen: ich seie ein fürtrefflicher Planetenleser, Sterngucker und Weissager; sie sollte sehen, ob ich mit dem vorigen zu und beistimmte. Die laßt mich mit Verlangen auskundschaften, als ich zu Schwatz im Wirtshause bei Hans Thernhauser gelegen. Ich ließ sie für mich kommen, schaue ihr in die Hand und sage ihr nacheinander her, wie daß sie große Herzbetrübnisse habe, stecke in traurigen Gedanken Tag und Nacht, genieße sie keine Freud, fürchte den frühen Tod. Letzlich, daß sie von einem Landfahrer wäre in große Müheseligkeit gestürzt worden, darauf das gute Weiblein einen starken Seufzer getan.

Ferner zeig' ich ihr an, sie werde solchem Betrug entgehen, wiederum gesund und stark werden, glücklich leben und das siebzigste Jahr ihres Alters erreichen. Darauf das Weib unversehens mit beiden Armen und Händen zum Himmel gefahren und mit weinenden Augen und heller Stimme aufgeschrien: „O vergelts euch Gott, mein lieber Herr, habt ihr mir so treulich die Wahrheit gesagt." — Habe sie also auf ihrer guten Meinung und Glauben bleiben und heimgehen lassen und über vierzehn Tagen zu meiner Wiederkunft wiederum zu mir beschieden und verordnet gut Speiß und Trank: alle Morgen ein wenig Malvasier, zur Mahlzeit aber einen guten Traminer. Da ich aber über vierzehn Tagen wiedergekommen, ist das Weib dermaßen schon verwechselt gewesen, daß ich sie schier nimmer gekannt. Da die neun Monat vorüber und sie trefflich wohl gewesen und bei ihren Kräften war, ruft ich sie und zeigt ihr das Gaukelspiel meines Weissagens an, daß sie durch ihren leichtsinnigen Glauben verdorben und wiederum durch den guten und leichten Glauben genesen war. Dessen sie sich zwar nicht wollte bereden lassen, sondern ich mußte, wie noch heutigen Tages, bei ihr ein Weissager sein. Wie dann viel andere Weiber von ihr herauf gen Hall zu mir gewiesen worden, ja auch etliche Männer, denen ich hätte weissagen sollen." — Das ist doch ein ganz hübsches Genrebild.

Dem scharfen Auge Guarinonis entging bei seinen Fahrten nichts. Unsere Touristen, müde der jämmerlichen Hotelwirtschaft, werden zustimmen, wenn er sagt: „Ein redliches Gasthaus ist ein Kleinod, darum es auch die alten Deutschen nach dem Gast und nicht nach dem

Wirt genannt, damit man wüßte, daß es fürnehmlich für den Gast und nicht für den Wirt gestiftet sei. Bei den allermeisten hat sich aber die Sitte samt dem Namen verwechselt und aus dem Gasthaus ist ein Wirtshaus worden." Wie würde Guarinonius jetzt jammern; der Tugendspiegel, den er im 66. Kapitel seiner Greuel den Wirten vorhält, wäre manchem Raubritter an der Straße auch heute noch zu empfehlen, wenn solche Dinge hülfen. Doch hatte schon er über Biervergiftung, Branntweinsuff und Weinfälschung zu klagen; auch er kannte bereits die verderblichen Wirkungen des Absinth. Sehr fein nennt er irgendwo die Spitäler die Wirtshäuser Christi. Wir können uns auf diesem Gebiete nicht weiter beschäftigen; Guarinonius wurde von einem Wiener Professor mit Recht als der erste Deutsche bezeichnet, der den Grund zur medizinischen Polizei legte, dessen tüchtige Ratschläge leider in vielen Dingen auch jetzt, wo wir es doch so herrlich weit gebracht, noch nicht verwirklicht sind.

Sein Beruf führte ihn in alle Gesellschaftskreise: von der Hütte des Tagelöhners in den Ansitz des Edelherrn, vom Bette im Spital, „wo die Läuse beißen", an den seidenen Armstuhl der Erzherzoginnen. Voll warmer Teilnahme für Alles, wußte er gut aufzufassen und dabei den Ernst durch Humor zu mildern, wenn auch oft der helle Zorn aufloderte.

Der Adel bildete damals eine „Kränzelbruderschaft". Guarinoni beschreibt einen lustigen Ausflug desselben: Tracht und Sitte des dreißigjährigen Krieges, wie ein Gemälde von Wouverman, wenn auch die Metrik sich auf „Reim' dich oder ich freß dich" beschränkt.

„Die ganze Rott' stolz auf zu Pferd,
Jeder Cavalier mit seiner Dam',
Reiten herein in gespitzten Bärt'
Und schlampeten Stiefeln g'nau zusamm'.
Das G'spräch' ist lauter Cortesei,
Mit eingelegten Venuswerk;
Der Cavalier bald wendet sich
Und tummelt auf dem Feld das Pferd.
Und wenn auf solcher lieben Reis'
(Dahin man auch vornehmlich zielt)
Ist Fischerei oder Jagens Preis,
Der ganze Zug sich da aufhält.
Nachdem vollend't die Feldkurzweil,
Sein Cavaliere schon bereit,
Den Damen z'helfen auf die Gäul'
Und lustig z'reiten über das Feld.
Es springt Lakai, es gumpt der Gaul,
Es laufen und bell'n alle Herrenhund',
Ist alles frisch und niemand faul
Und vergißt sich, wer zu ihn' kummt.
Aus Sammt, Seiden und Goldstuck
Der Cavalier und Damen Kleid,
Der Damen Köpf' mit Feder Geschmuck,
Der Bisamg'ruch die Nasen freut.
Als nun beinahen an das Schloß
Der schöne Zug gelanget wär',
Empfängt man sie mit Freuden G'schoß
Und reit' entgegen Knecht und Herr,
Die Cavalier' vom Pferd behend
Und jeder seiner Dame zue,
Hebt sie vom Pferd auf beiden Händ,
Daß sie kein Stein behellen thue.
Da gab's viel schönen Willigkumm
Der eitlen Wort und Lustes voll,
Mit g'sprengtem Gaul im Cirkel um
Und gegen Krachen der Pistol'n.
Das war die schöne Procession

So man dem Abgott Bacho z'Ehr'n
Zu sammt der Venus stellet an
Der G'stalt und Weis', wie man wird hören." —

Wir wollen die Gesellschaft nicht zur Tafel begleiten, wo sich die Männer zutrinken und dann „klaffen, daß das Maul geht, wie der Klapperstecken in der Mühle". — Wir sind nun beim „Gräul der altgewohnten und noch gewöhnlichen, leichtfertigen und ärgerlichen Fraß, Banket, Tafel und Schlampfrechheit" angelangt. Es ist das eines der wüstesten Kapitel in der Sittengeschichte des damaligen Deutschland, und schwerlich entwirft Jemand ein so drastisches Gemälde wie Guarinonius. „Wenn du ein Exempel einer Hochzeit nur eines gemeinen Edelmannes hören willst, so geb' ich dir ein nagelneues von einer Hochzeit, welche erst in dieser Woche zu Hall feierlich und frißländisch gehalten worden. Sieben Tafeln sind gewesen, jede gar wohl mit Hochzeitleuten besetzt; hat zwei Tage gewährt; auf jeder Tafel vier Trachten, jede Tracht mit dreizehn ansehnlichen Gerichten; tut auf eine Tafel 52, auf sieben Tafeln 364, zu zwei Mahlzeiten 729, auf zwei Tage 1456 Richten."

Ueber den hochzeitlichen Fraß der Bürger zu seiner Zeit berichtet Guarinoni, daß „so gleichwohl keine solche Menge der Tafeln und der Gäst, wie bei den Edelleuten, aber an Richten, Hoffart und Ueberfluß der Speisen ihr Mutwillen verbringen. Ich will dir zum Exempel das Gebratene aufschreiben, so bei bürgerlichen Hochzeiten also beschaffen:

Ein Viertel aus einem Kalb,
Dazu ein Kitz oder Lämmlein halb,

Oder zum Kalb vom Schöps ein Schlägel,
Benebens zwei oder drei große Wildvögel,
Sammt zwei Hähnen oder feisten Koppen,
Damit thun sich die Freßnarren schoppen.

Das ist Alles in einer Schüssel und nur ein Richt; wenn du auch ein Fischricht wissen willst, ist sie also beschaffen:

Von drei oder vier Pfund einen Karpfen groß
In Essig und Salz gesotten bloß,
Mit zwölf oder mehr Aeschen und Forchen umringt,
Man zusammen auf ein Teller herein bringt." —

Das Menu einer Bäuerin im Kindsbett lautet:

„Nicht weniger als acht Eier
Reich her, spricht die Bäuer
Zur Pflegamm', und ein Pfund heiß Schmalz,
Geuß Waizentaig und Milch drein, daß 's schnalz,
Mach mir ein kleines Gemüse,
Ist schier ein ganze Stund, daß ich nichts iße!
Und lang mir dazu ein Viertel Traminer,
So dürft mich in einer Weil nimmer." —

Glaubte man mit dem Essen fertig zu sein, so kam plötzlich eine neue Richt: „Schröck den Gast!" und dazu floß der Wein immer reicher, in Yhrn, wie das alttirolische Maß hieß. Ueber die Schilderung der Festtänze ziehen wir den Vorhang; was die Kinder anlangt, so galt auch damals schon der Spruch: „Wie die Alten, so die Jungen." Da wird freilich mancher verständige Mann gebetet haben:

„O Herr Gott, ich schrei zu Dir,
Weib und Kreuz hast geben mir,
Nimm's Kreuz von mir und 's Weib zu Dir,
Nichts liebers möcht' geschehen mir."

Zum Schluß gibt er einen „einfältigen Ueberschlag, wie viel in einer kleinen oder mittleren Stadt" — er meinte wohl Hall — „außer der genugsamen Notdurft unnützig verschwendet wird", wobei wir an die studentischen causas bibendi erinnern.

„In Kindsbettscher Fresserei 80 000 Richten; an Kindsmahlen oder Kindstauffressen 2000, an gerichtlichen Fressereien 4000, an Verträgen 800, an Raitungen 2600, an Gerhabschaften 9600, an Leihkauf 6000, an Todfällen 7000, an Handschlag 2000, an Hochzeiten 22 000, an Hausfressen 3000, besondere Händel 1000. Summa verworfenen und zu eigenem Schaden verschwendeten Geldes in einem einzigen Land und Jahr 490 610 Gulden!" Da ging es lustig zu! Nun, man hatte es damals: der Ueberfluß goß sein Füllhorn über Tirol, wie früher und später niemals; auf schönen Hügeln, am Rande schattiger Wälder, an Quellen und Bächen erhoben sich neue adelige Ansitze, wo überall die heiterste Gastfreundschaft waltete. Wer unser Bild im Süden ergänzen will, dem empfehle ich „Bozen" von Beda Weber, der überhaupt zur Kenntnis Tirols so viel beigetragen hat, als irgend Jemand, wenn er auch nicht immer nach Anerkennung jammerte. Der Segen endete mit der letzten Habsburgerin; dann kehrte die Armut ein, Kriege verwüsteten die Täler, und auch unter den Bauern erloschen nach und nach die alten Bräuche bei Hochzeiten, das Weissat am Wochenbette, die Totenmahle.

Mit dem Reichtum zogen aber auch Ueppigkeit und Laster ein. Guarinoni schilt die langhaarigen, kurzsinnigen Weiber; „Frau Venus ist eine wehe Nuß, die Frau

der Narrheit. Sag' an, wo ist die deutsche Starkmütigkeit? Wo die sittliche Kühnheit? Wo die mannhafte Beständigkeit? Wo die löbliche Tapferkeit? Wo die allenthalben gepriesene Treue? Ist alles hin, ist alles verschwunden? Wer hat sie zergänget? Niemand anders, als Frau Venus, sie hat alles erweicht und vernichtet. Tag und Nacht, alle Winkel und Gassen laufen die Jungfrau Knechtlein auf und ab, hin und wieder, gaffen beiderseits die Fenster aus, und gucken und zucken bald der bald jenet Poppen das Hütlein und machen jetzt da, jetzt dort ein Kußhändlein." Auch damals kannte man schon die Sommerfrischen und Bäder, wo die „geilen Wald-, Wust- und Venusesel den Weibern nachsteigen." Guarinoni eifert gegen die Zigeunerart in der Ehe, die sich das Gebot geschöpft:

„Es könne ein Ehmann neben seiner Ehefrauen
Wol auch eine Andere lieben im Vertrauen;
Es mög' eine Ehfrau neben dem Eheherrn
Wol auch einem Andern ihr Lieb gewähr'n."

Sein Hauptwerk ist eine der wichtigsten Quellen für deutsche Kulturgeschichte jener Zeit: „Die Grewel der Verwüstung des menschlichen Geschlechts", aus dem ich bereits manches mitteilte, ein dicker Foliant von 1330 Seiten.

Er schließt es so: „Das morgen eingehende 1610 und viel Hunderttausend künftiger Jahr der ganzen hochlöblichen deutschen Nation von Gott dem Allmächtigen neu, glückselig und aller bisher erzählten Gräueln und Uebeln frei aus Grund meines Herzens wünschend und dieses mein neues in diesem 1610 Jahr ausgehende Büchlein zu ewigem Andenkzeichen meiner untertänigen

und schuldigen Lieb und Treu verehrend — Guarinonius!" Das ist die Sprache Abraham a Sancta Claras! Die Sprache Abrahams a Sancta Clara ist die Guarinonis! sagen wir, denn jener wurde erst 1642 — zehn Jahre vor dem Tode des 83jährigen Arztes — geboren, es ist die süddeutsche Sprache jener Zeit, daraus erklärt sich die Verwandtschaft. Guarinoni gebührt ein Platz neben, ja vor Abraham, denn er ist der tiefere, der vielseitigere Geist. Andere Druckwerke von ihm, meistens lateinisch und für uns ohne Belang, zählt Ludwig Rapp im zweiten Bande der „katholischen Blätter aus Tirol" 1858 auf. So die mit Knittelversen unterspickte Hydrogamia triumphans, die Chilosophia und anderes.

Aus den Handschriften, die bisher von Niemandem geprüft wurden, haben wir bereits da und dort eine Stelle gepflückt; auch als Politiker fordert Guarinoni unsere Aufmerksamkeit in dem Bruchstücke „Der christliche Weltmann". Er begann es am 23. Juni 1626. Schon im „Gräuel" hatte er nicht selten Dialoge eingeschaltet; hier bringt er ein kleines Drama. Ein edler Fürst, dem das Wohl seines Staates anliegt, wandelt mit seinen Hofräten in der Einsamkeit: den „Herren Affert v. Blödenberg, Eigennutz v. Liebdichselbst, Placet v. Streichenfuchs, Idiotes v. Spreizdichgroß, Polistimus v. Bernstock". — Dieser rät: „die alten Zölle und Steuern zu bestätigen und etliche neue einzusetzen auf alle Häupter nach Gelegenheit des Standes, vorab Geistliche, Klöster und Ordensleute nicht vergessend, die wohl von ihrem Einkommen etwas geraten mögen." — Eigennutz „erbietet sich gehorsamlich, die Auflagen einzubringen".

Affert empfiehlt die Alchymie: „Wer weiß, wo's Glück steckt!" — Der Fürst antwortet: „Wer weiß, wo's Unglück steckt!" — Da tritt ein Greis auf, wie Johannes der Täufer im schwarzen Kleide, „seine Augenblicke wie Blitze", so daß die Räte, die der Fürst an ihn schickt, zittern. Er würdigt sie keiner Antwort. — Nun geht der Fürst zu ihm: „Vielleicht bedürfen wir Eurer Gnade und Hülf! Euer Ansehen erfüllt mein Herz mit Freude, obwohl wir Euch nit kennen und aus was Ursach Ihr eines so fürchterlich ehrwürdigen Ansehens, daß Ihr in der Welt würdet wie ein Gott verehrt, Euch verborgen in dieser Wildnis aufhaltet." — Man habe ihn aus der Welt vertrieben. — Er ladet nun den Fürsten ein, „auf diesem grünen Bichl niederzusitzen, ich will mich, an diesem Baume lehnend, behaben." Die weltlichen Räte heißt er gehen. Nun teilt er dem Fürsten mit, daß er schon die guten Könige der Juden und die der Christenheit gesalbt habe: er ist eine symbolische Figur für die Weisheit christlicher Regierung. Der Fürst lädt ihn an den Hof; er verspricht zu kommen und dort vier Tagsatzungen zu halten. Da redet er zuerst von den Herren, welche mit ihren unziemlichen soldatischen und anderen Lustbarkeiten nie genug tun und, nichts achtend, sich selbst und ihre Untertanen in äußerste Not oder Trübsal zu stürzen. Wir können diesen Anti-Macchiavell nicht weiter ausbeuten, zur Charakteristik Guarinonis verdiente er, abgedruckt zu werden.

Noch im achtzigsten Jahre wollte er einen zweiten Band „Gräuel" schreiben, kam jedoch nicht zu Ende. Wir kehren hier wieder zu unserem Ausgangspunkte zurück, zum Schauspiele. Er zuerst berichtet von den Eng-

ländern in Oesterreich, wir erfahren aber auch durch ihn von einem Stoffe, welcher die deutsche Kunst vielfach beschäftigte: Don Juan! Freilich verändert und umgewandelt in majorem dei gloriam! — Wahrscheinlich eine Jesuitenkomödie. Das Jahr der Aufführung läßt sich nicht ermitteln, sie fällt gewiß vor 1652; das Thema wurde vielleicht von einem Pater aus Spanien gebracht — denn Molières Stück datiert erst von 1665 — und läßt el burlador de Sevilla im Hintergrunde erkennen. Die Wichtigkeit des Gegenstandes gestattet eine ausführlichere Angabe. „Wie der wohlehrwürdige P. Paulus bezeugt, hat man zu Ingolstadt eine Komödie (vielmehr Tragödie) zu guter Warnung im Beisein ansehnlicher Zuschauer gehalten. Dem gottöden und lastervollen Macchiavelli ist ein Graf Leontius in die Zucht übergeben worden. Also hat der gute Jüngling alle Lustbarkeit abgewartet mit des viehischen Epicuri Meinung:

Iß und trink, büß alle Lust,
Nach dem Tod ist aus der G'nuß.

Dem hat nun zu seinem üppigen Leben der edle Grafenstand und große Reichtum wohl getaugt und hat allen Lustbarkeiten den Zügel gelassen und oft Mahlzeiten mit Einladung Ansehnlicher von Adel angestellt. Den Morgen hat er sich mit Spiel belustigt und als es Zeit, die Gäste zu empfangen, hat er, ungefähr durch einen Friedhof gehend, einen Totenkopf angetroffen, welcher ihm in seinem lustigen Sinn nit eben war. Dem hat er, verdrießlich mit dem Fuß einen guten Stoß gebend, spöttisch zugesprochen:

Hör mich an, du dürre Hirnschal
Und gib mir Antwort auf meine Frag;

Ist's auch wahr, was da glauben all:
Ein unsterblich Geist der Mensch beitrag?
Und der Leib vom Geist all's Gute empfang';
Lieber im Fall Du auch ein' hast g'habt,
Sag, lebt er, oder ist er zugrund g'angen,
Ob er zu sein'n Leib Verlangen hat?
So er lebt, sag wo und was Ort?
Sag, ist er selig oder leidt er Pein?
Ist auch eine Ewigkeit und Hölle dort?
Soll Gott Richter über Gut und Bös' sein?
So sei dann g'laden auch zu Essen,
Damit Du antwort'st auf die Frage,
Wie ja von Alters schon gebräuchlich
Ein Todtenkopf auch aufzutragen.

Nun ging der üppige Jüngling fort zum Empfang seiner Gäste. Als die Mahlzeit bereits mit fröhlichem Zutrinken und Gespräche mußte auf die Mitte kommen, siehe, eine unverhoffte Botschaft verwirrt die ganze Lustbarkeit. Des Grafen laufender und schnaufender Diener tritt zur Tafel und zeigt an, wie vor der Palasttür eine fremde Person, welche mehreres einem leibhaften Toten als einem Menschen gleich, warte und Einlaß und Audienz begehre. Ob solcher unlustigen Zeitung entsetzten sich alle Gäste, vörderst aber der Graf, er befiehlt dem Diener den Fremden zu fragen, wer er sei und was sein Begehr? Als der Diener den Befehl nachkommen, wird ihm geantwort: Er sei einer aus den Geladenen, und zwar von seinem Herrn selbsten heut morgen, als er über den Freithof gegangen, gerufen worden und ob er schon nicht zugesagt, so komme er dennoch:

Damit er auf die kecken Fragen,
Die ihm sein Herr heunt aufgegeben,
Ihm eine Antwort könne sagen;
Wird angenehm sein bei gutem Leben.

Als der Graf dieses angehört und sich des Totenkopf im Durchgang des Freithof erinnerte, schickte er etliche seiner Diener, welche die abscheuliche Larven wieder abschaffeten: es wäre unter diesen ansehnlichen Gästen kein Sitz für ihn, mit bemerken, die Tür wohl zu versichern. Nun aber war das Gesperr vergebens, als Alles wie von einem Windstoß aufgegangen und das Gespenst hinauftrat in das Zimmer und geraden Ganges dem Grafen zu, sich an seine Seite setzend und den Gästen zusprechend, sich nicht irren zu lassen, sondern in ihrer Lustigkeit mit Essen und Trinken guten Mutes fortzufahren. Es sei bereits lange Zeit verflossen, in welcher er weder gessen, weder trunken und sich allein mit der Oede gespeist; wie dem aber, sei er als ein Geladener herbeikommen, den Anderen zuzusprechen, lustig zu sein, „und hat angefangen, ihnen vorzutrinken".

Als aber die Geladenen nicht lustig, nachzutrinken, denen die schüche Gestalt nicht viel Gutes bedeuten wollen, suchten sie vielmehr Gelegenheit, wie sie der Gefahr entweichen möchten. Massen dann einer nach dem anderen, wie behender sie möchten, sich aus dem Zimmer hinausgedrängt und Niemand an der Tafel bei dem Leontio als sein Lehr- und Kostmeister mehr übrig war, welcher eben auch sich zur Flucht rüstete, ungeacht sein Lehrjunge ihn ernstlich gebeten, ihn in solcher Gefahr nicht zu verlassen, da er von ihm viel Guttaten empfangen. Aber weil die macchiavellische Lehr vermeint, daß man nicht schuldig sei, Jemanden Treue und Glauben zu halten, hat er sich davon geschrauft und den Leontium im Stich allein verlassen. Welcher letzlich auch sich mit der Flucht versichern wollen, den aber das schüche Ge-

spenst stark gefaßt und also angeredet. — Der Geist beantwortet die Fragen, die er auf dem Friedhof getan und schließt: „Ich bin dein Ahnherr und du mein Enkel, aber ach weh: beidsam unglückselig! Denn ich wegen meiner begangenen Laster schon lang in der höllischen Flamme brinne, wollte Glück, daß ich einstmals zu Aschen möcht verbrannt werden. Nun aber ist das Feuer mir ein ewiges Feuer und das Leben allzeit neu zu ewiger Pein nach Befehl Gottes, welches eben dich, meinen Enkel, leider treffen wird. Sintemalen du mit hintangesetzter Vernunft, ohne Gesetz, ohne Gott und ohne Gewissen dich in allerlei Laster Abscheulichkeit eingelassen.

Nun aber wirst weit tiefer jetzt fallen
 Zu vielen Andern hinab in die Höll,
Richt' Dich, mein Blutfreund, zur Reis' dermalen
 Von dieser Welt zur ewigen Stell'.
Und daß die Reis' Dir nicht schwer falle —
 Will Dich auf mein' Armen hintragen.

Als dies die Larven gesprochen, hat sie den zitternden Grafen Leontium bei der Mitte gefaßt und mit aller Macht an die Wände geschlagen, daß das blutige Hirn daran geklebt und der fröhlichen Mahlzeit dies leidige End gewesen und weil des Grafen Leib nirgends gefunden worden, halte man dafür, er sei von dem Gespenst in der Höll begraben worden."

Guarinonius hinterließ ein Denkmal, das weithin sichtbar ist: die Kirche an der Brücke zu Volders, welche er dem Andenken des heiligen Carolus Borromäus widmete.

Er legte am 2. April 1620 den Grundstein unter großen Feierlichkeiten, bei denen Erzherzog Leopold und die

zwei Erzherzoginnen aus dem Damenstift anwesend waren. Der Bau schleppte sich durch mehrere Dezennien; Guarinoni selbst half nicht selten in der Tracht eines gemeinen Maurers mit und erhielt einst von einem Bauern einen Groschen als Taglohn. Dieser fragte ihn, wie er heiße? Er antwortete: „Meister Pölten!“ Der Groschen wird im Kloster noch aufbewahrt. Auch die Wunder fehlen nicht. Vom Gebirge kollerte ein Felsblock herab und blieb auf seinen Befehl stehen, ohne Jemanden zu beschädigen; er ist in der Kirche als „der Stein des Gehorsams“ hinterlegt, vielleicht eine Erinnerung an das Stück einer Gewölbrippe zu S. Croce in Florenz, wo man Aehnliches erzählt. Den Plafond des Baues und das Gewölbe schmückte Knoller mit herrlichen Fresken aus dem Leben des Titelheiligen.

Vor den Stufen des Dreikönig-Altares liegt die Leiche Guarinonis unter einer einfachen Marmorplatte, welche dem Fußboden eingefügt ist.

Er starb am 31. Mai 1654.

Franz Adam Graf von Brandis

Die Literatur-Geschichte eines Volkes möchten wir mit der Karte des Landes, das es innehat, vergleichen. Zuerst werden nur die hauptsächlichsten Gebirgszüge, die größten Flüsse und Städte verzeichnet, daran schließen sich immer mehr Einzelheiten, dunkle Gebiete werden erhellt, Manches ist umzuarbeiten, und schließlich fordert der neue Inhalt einen neuen Rahmen. Wir sehen, wie hervorragende Richtungen die Zeit beherrschen, wie sich durch sie geistige Strömungen befruchtend oder verheerend ergießen; die Mittelpunkte der Literatur werden sichtbar, und allmählich erkennen wir, daß auch abgelegene Täler der Wellenschlag der Ideen erreicht, wenn auch meistens etwas später.

Süd-Bayern und Oesterreich hätten da Vieles nachzutragen. In der neueren Zeit ist auch hier viel geschehen, es wäre aber zu wünschen, daß endlich ein österreichischer Forscher mit weitem Blicke eine deutsche Literatur-Geschichte schriebe, und wäre es nur, um bekannte Dinge an den ihnen eigentlich zukommenden Platz zu rücken. „Eplucher la queue de lion", das ist doch allmählich ein langweiliges Geschäft!

Franz Adam Graf von Brandis, über den ich

hier einige Mitteilungen machen will, hat keinen Einfluß auf die Literatur seiner Zeit genommen, ergänzt jedoch das Bild derselben nach einer Richtung, wo sie bisher keine Vertreter hatte. Er stammt aus der uralten Familie gleichen Namens, welche bei Lana an der Etsch ihre Heimat hatte, und war der erste Graf dieses freiherrlichen Geschlechts. Geboren am 18. Juli 1639, trat er schon mit 9½ Jahren als Hauptmann einer Kompagnie in den Dienst des tirolischen Erzherzogs Karl und war dann vielfach in Landes-Angelegenheiten, besonders in Steuersachen tätig. Schon im zwanzigsten Jahre verheiratete er sich mit der Bayerin Katharina von Aschau, welche ihm dreizehn Kinder gebar. Er war, wie seine Familie bis zum heutigen Tage, sehr fromm und stiftete das Klösterchen Josephsberg bei Meran, das, später aufgehoben, jetzt zur Sommerfrische dient. Am 7. September 1696 starb er auf seinem Schlosse und wurde in der Pfarrkirche zu Tisens begraben. Wer sich über ihn weitläufiger belehren will, dem empfehlen wir das „Familienbuch der Grafen von Brandis", das stolze Denkmal eines Geschlechtes, wie schwerlich viele bestehen dürften.

Besondere Rücksicht verdient er als Schriftsteller — nicht wegen seines „fruchtbringenden österreichischen Lorbeerzweiges, gedruckt 1675 zu Augsburg", welchen er der Kaiserin Claudia widmete. Er versucht hier eine Geschichte des Hauses Oesterreich von den ältesten Zeiten bis auf den Kaiser Leopold. Seinen Ruhm verdankt er dem Buche: „Des tirolischen Adlers immergrünendes Ehrenkränzl, Botzen 1678." Diese altväterische Geschichte unseres Ländchens stand noch bis in den Anfang

unseres Jahrhunderts in Ehren, sie war weit verbreitet und viel gelesen. Als Knabe habe auch ich mich damit beschäftigt. Sein „Deutsches Münzrecht, Botzen 1693", welches er dem Kaiser Leopold widmete, und „Streitbare Waffen und der damit erhaltene Ehrenpreis des sel. Bruders Paschalis von Baylon aus dem Wälschen übersetzt, Botzen 1676" und einiges Andere lassen wir unbeachtet bei Seite. Handschriftlich besitzen wir von ihm die viel benützten „Adelige Geschlechter der fürstlichen Grafschaft Tirol".

Wichtiger sind für uns seine Dramen. Es sind deren zwei; beide Manuskripte in der Bibliothek des Ferdinandeum.

Das erste hat den Titel: „Gestürzter Hochmut und gekrönte Einfalt oder das Grab vor dem Tode. Ein Schauspiel vom Grafen Franz Adam von Brandis". Es zeigt uns eine Reihe Greuelszenen aus der byzantinischen Kaisergeschichte. In der ersten Szene tritt der Schatten des zur Hölle verdammten Kaisers Basilius auf. Dann kommt der Zauberer Euphemius mit dem Kaiser Zeno. Dieser spricht: „Verratet mich nicht, sondern verschleiert mich unter hagelschwarzem Gewölk, ungeladene Sternenlichter! Wisset, die orientalische Sonne will ihren Schimmer unter nächtlichem Duft verhüllet und von keines Menschen Aug' dero Mild' erkannt haben; nicht wenig liegt mir an der Vermummung: denn unter diesem Deckmantel sucht das geängstigte Gemüt seine Ruh', weil es mit Sterbgedanken immer beunruhigt wird. Lebendig komm' ich mir tot vor, treibt hernach die Morgenröte ihren Purpurwagen oder die Nacht ihre schwarzen Pferde durch die Luft um, so wäl-

zet sich mein Gemüt halt immerdar in fürchterlichen Einbildungen, als habe Zeno den letzten Tag gesehen."

Das Stück ist in Prosa verfaßt. Voran geht ein Prolog und eingeschaltet sind Arien, beides gedruckt. Das Stück wurde nämlich im Monat Oktober 1732 aufgeführt. Wo? erfahren wir nicht. Der Prolog gibt ein Rätsel auf; er meint das „Glück — Fortuna!" Ich füge ihn bei, weil sich das Hochdeutsch mit dem Dialekte mischt und überall volkstümliche Wendungen und Sprüche eingeflochten sind.

Prologus. Choragus:

Wer Lust und Freude hat ein Räthslein aufzulösen,
  Ob ich zwar sunst
  In dieser Kunst
Kein Sphynx jemals gewesen,
  Der hör den Inhalt, was ich spiel
  Und such' der Hacken ihren Stiel.

Man sieht es nit, man greift es nit,
  Will's jeder doch ertappen,
Kein Hut, kein Schopf tragt's auf dem Kopf,
  G'fallt doch ein jedem Lappen.
Wann's steht, so geht's; wer wünscht, er hätt's,
  Hat's vor er's find't, verloren,
Den, der es findt, macht's gerne blind,
  Setzt ihm am Kopf die Horen.

Zu Land und Meer geht's hin und her,
  Ein Dörch'rin kunnt' ich's heißen,
Wie mehr man's zieht, deß weiter's flieht,
  Der's hat, der mag sich spreißen.
Ist Blei und Gold; jetzt grimm, jetzt hold,
  Geht langsam, thut g'schwind fahren,
Hat scharfe Zähnd', wen's einmal blendt,
  Dem stech man g'schwind den Staren.

Ein um und um, trutz! der's bekumm,
Wie vielen dreht's ein Nasen,
Ein bleischwer's Ding und Federring'
Wollt's übers Dach ausblasen.
Wind-Wassersucht ist's Ding sein Frucht,
Der Kukuk mag's curieren,
Doch wen's anhaucht, kein Trankl braucht,
Kann d'Leut schon selbst lariren.

Halb link, halb recht — ist's von Geschlecht,
Gleicht dem Aprilenwetter,
Bald süß, bald saur, bald kommt der Schaur,
Bald regnet's Rosenblätter.
Bald kommt es, wie die Alpenküh',
Stolzirt mit Band und Büscheln.
Bald legt es dir die Hechten für,
Mir laßt's die Schneiderfischeln.

Dem g'schwillt der Kopf, der kriegt ein Kropf,
Weil er's nit kann verschlünden,
Daß es bald lacht, bald G'sichter macht
Als wollt's den Teufel schinden:
Fahrt aus und an — ist wie der Mon;
Hex — kunnt ich's billig nennen,
Dann macht es aus der Gans ein Strauß,
Macht Pfauen aus den Hennen.

Mit einem Wort, bald da, bald dort
Jetzt winkt's, jetzt zeigt's Ei'm d'Feigen,
Das Deuxelsvieh stimmt Euch und mich;
Still, still, jetzt muß ich schweigen.
Der Wolf ist g'nennt, drum kommt er g'rennt;
Seht die wird's Spiel heut führen,
Bitt' nur um Huld, seht mit Geduld,
Wenn's wird das Häfele rühren.

Brandis behandelt die Sprache des 17. Jahrhunderts nicht gerade schlechter als andere Poeten jener

Zeit und zeigt eine verhältnismäßige Gewandtheit in der Metrik; er ist ein Spätling der zweiten schlesischen Dichterschule, deren Einfluß man überall deutlich bemerkt, und man darf daher den Schwulst nicht bloß auf seine Rechnung schreiben; er bewunderte ihn wahrscheinlich schon bei Lohenstein und folgte dessen Spuren — auch bei der Wahl des Stoffes. Ob ihm „die Camönen", wie er hofft, den Lorbeer auf die Allongeperrücke drückten, — darüber haben wir keine Nachricht.

Wer die neunbändigen Romane der Gegenwart durchbringt, mag es auch gelten lassen, daß das zweite Stück unseres Dichters bei 600 Seiten Folio füllt. Die mit Schnörkeln reich verzierte Aufschrift lautet:

„Alidarci und Selindae Khöniglicher Lustgarten Volkthümener Zufriedenheit. Mit deutschen Reimen bepflanzet von Franz Adamen Grafen von Brandis". Voran geht eine Geschichts-Erzählung:

> „Unter Heroino, König in Caramania und Sillantes, dem Szepterführer in Syria, flammte ein solcher Widerwillen und blutsaugender Kriegesschwall, daß sich der ganze Götterrat selben zu hintertreiben unfruchtbar bearbeitet, bis endlich der fürbringenden Venus beigefallen, wie Heronius mit einem in Tapferkeit gepriesenen Sohn Alidarco und Sillantes mit einer in Schönheit unvergleichlichen Tochter Selinda beglückseliget sei; diese mit Liebesbanden zu verstricken und dadurch den Frieden wiederum zu erneuern, sollte man ihren Sohn Cupido mit solcher Verrichtung durch die Wolken abfertigen. Das Mittel aber zur Behauptung dieses Zielzweckes bedünke sie, daß Cupido in

fremder Gestaltsart die Bildniß Alidarci Selindae derselben sollte verehrgeben. Diesen Vortrag beschahe mit einhelliger Stimm der Beifall."

Ich kopiere nicht weiter; voraussagen läßt sich der Erfolg und der Friedensschluß, welcher in neun „Handlungen" mit zahlreichen „Eintritten" herbeigeführt wird. Eingeflochten sind allerlei Schäferszenen im Stile jener Zeit. Auch das Echo, welches die Schlesier der italienischen Hirtendichtung entlehnten, wird aufgeboten. Mit den klappenden Alexandrinern wechseln Arien in reicher Folge im buntesten Rococo, Amaryllis mag uns eine Strophe vorsingen:

Ei, Göttin Flora, deine Macht
Hat den Feind der grünen Auen,
Endlich in die Flucht gebracht,
Daß wir jetzund wieder b'schauen.
Aller Bäum' und Blumen Zier,
Göttin Flora, kummt von dir!

O du Schaubühn' aller Lust,
Berge, Wiesen, Thal und Felder
Nähren sich von deiner Brust,
Die von Schnee bedeckten Felder
Haben jetzt ein and'res G'sicht
Und kein Wind verhindert's nicht.

Hatte denn unser Dichter gar keinen Sinn für die Wirklichkeit unmittelbar vor seinen Augen: das herrliche Alpenleben mit den Sennern und Sennerinnen?

Selbst auf die Gefahr hin, von irgend einem gründlichen Quellenfinder wieder als unkritisch verschrien zu werden, muß ich gestehen, daß ich diese vielen tausend und tausend Verse nicht alle gelesen, sondern ganze

Reihen von Blättern nur flüchtig überblickt habe. Das genügte für meinen Zweck. Vielleicht findet es gelegentlich Baron Waldberg, dem wir ein interessantes Buch über die Lyrik der Renaissance mit Bezug auf die erste schlesische Dichterschule und eine Abhandlung über die galante Poesie der zweiten verdanken, der Mühe wert, dem Zusammenhange der Schäferlieder unseres Grafen mit der Literatur jener Zeit nachzuspüren.

Für die Literatur-Geschichte von Tirol ist nun ein gewisser, wohl nur oberflächlicher Zusammenhang seit den Tagen der Gegenreformation bis auf unsere Tage gefunden.

Voran steht der treffliche Hippolyt Guarinoni; sein „Greuel des menschlichen Geschlechtes" ist für den Kulturhistoriker eine unerschöpfliche, noch kaum berührte Quelle: so finden wir in ihm den Stoff des „Don Juan" und des „Handschuh" von Schiller. Er weist nach Form und Art in die Zeit vor der ersten schlesischen Dichterschule zurück. Diese vertritt wohl das „Jaufnerbuch des Hans Jakob Neuhaus 1600", dessen Veröffentlichung wir von Baron Waldberg erwarten. In die zweite führt uns Graf Brandis. Darauf folgt Friedrich Primisser, Aloys Weißenbach, Johann Senn, die Alpenblümler und die anderen Poeten des Vormärz. In den Tagen des Vormärz wurzelte bereits ein neues Geschlecht, welchem der Hölty Tirols Sigmund Schlumpf, die reizende Walburga Schindl, Johann Pfeifer und Aloys Meßmer angehören; fast alle sind tot, und es wäre wohl an der Zeit, über sie eine zusammenfassende Skizze zu veröffentlichen. Die Gegenwart, in welcher Karl Doma-

nig, Angelica von Hörmann und Christian Schneller emporragen, lasse ich unberührt.

Ein verschollener Dichter

Das Geschlecht der Primisser wurzelt am Fuße des Orteler im Dorfe Prad. Es zählt fünf Gelehrte, deren hervorragende Verdienste uns der kaiserl. Rat Joseph Bergmann in einer Monographie schildert. Von drei derselben kennen wir auch deutsche Gedichte. Johann Baptist Primisser, geboren 1739 zu Prad, starb 1815 in Wien als Custos der Ambraser Sammlung. Wie Denis besang er Maria Theresia, wichtiger ist seine Tragödie: „Der rasende Ajax" in sechsfüßigen, mit Spondeen, Anapästen, Daktylen und Tribrachen untermischten Jamben. Ausführlicheres über die Zeit der Entstehung und das Verhältnis zu den Werken unserer großen Dichter erfahren wir wohl gelegentlich von seinem Enkel Franz Unterkircher. Der Anfang der Vorrede des Stückes lautet: „Hier erscheint der rasende Ajax", ein Trauerspiel, welches weder Original, noch Uebersetzung, weder Nachschreibung, noch eigene Erfindung oder vielmehr Alles zugleich ist. Der Dichter läßt am Schlusse nicht die Atriden und Odysseus erscheinen, sondern den Priester Kalchas, welcher den König Agamemnon zur Rücknahme des Befehles, den Leichnam des Feindes Hunden und Vögeln zum Fraße vorzuwerfen, bewogen hatte. Dem

Ajax wird ein Grab vergönnt, und Tekmessa, seine Sklavin und Gemahlin, stirbt gleich ihm durch eigene Hand." — Ihm folgte als Custos sein Sohn Alois, der, geboren 1794, bereits 1827 starb. Von ihm besitzen wir geistliche Gedichte, eines auf das Bild der heiligen Dreifaltigkeit von Dürer. Vater und Sohn erhalten wohl in der Geschichte der Wissenschaft einen Platz, schwerlich in jener der Poesie.

Hier gebührt ein solcher dem Johann Friedrich Primisser. Geboren am 21. August 1757, war er der Sohn eines Webers zu Prad und starb als Registratur-Direktor und Archivar am 1. März 1812 zu Innsbruck. Das sind sehr dürftige Umrisse; von seiner Entwicklung, seinen geistigen Beziehungen wissen wir so viel als nichts. Die Männer, welche die gewaltigen Zeiten vor Ausbruch der französischen Revolution an durchlebten und sich an den furchtbaren Kämpfen, die sie verursachte, beteiligten, sind fast verschollen; ihre Bilder verblaßten im Sturme der Ereignisse; dann erhoben sie sich nicht über den Gesichtskreis ihres Stammes und dichteten in der Sprache desselben, so daß sie nur ein vorübergehendes Interesse in ihren Tagen beanspruchen dürfen. Darum beginnt auch mit Weißenbach, der einen höheren Standpunkt einnahm und nach Form und Inhalt von den bedeutenden deutschen Dichtern beeinflußt wurde, die Geschichte der neueren deutschen Poesie in Tirol, obwohl auch er sich oft und innig an die Heimat anschloß und ihr Stoffe entlehnte. Man kann ihn den deutschen Dichtern der Befreiungskriege anreihen; die Anrede, welche der Schatten des ermordeten Andreas Hofer an den Kaiser Franz richtet: daß er ihm eine

Scholle Erde gönnen möge, ist schwunghaft und in jedem Sinne wohlgelungen, sie sollte in keiner deutschen Anthologie fehlen, wenn diese nicht mit der Schere gemacht würden.

Kehren wir wieder zu Primisser. Bergmann sagt: „Zwei Stücke von ihm waren auf der vaterländischen Bühne nicht unbekannt: „Friedrich mit der leeren Tasche" und „Martin Sterzinger, oder der bayrische Einfall ins Tirol 1705". — Auch Gödecke erwähnt sie. Vom ersten ist nirgends eine Spur zu finden, das zweite liegt — in mehreren Exemplaren gedruckt 1782 bei Wagner — in Innsbrucker Bibliotheken; vielleicht auch zu Wien. Die fünf Aufzüge dieses vaterländischen Schauspieles „zeigen die Aufeinanderfolge der Szenen ohne Unterbrechung und wahren so die Einheit der Zeit im weiteren Sinne des Wortes, fast möchten wir auch sagen: die Einheit des Ortes, denn dieser wechselt in der Nähe von Zirl. Das Vorbild dürfen wir schwerlich in der deutschen Literatur, sondern bei den Tiroler Bauernspielen suchen; daß Primisser Goethes „Götz" oder Schillers „Räuber" gekannt habe, wüßte ich nicht zu beweisen, obschon sich auch hie und da Kraftstellen finden.

So sagt Graf Buchenheim zum Kurfürsten Maximilian: „Das Landvolk ist sehr erbittert, es wagt Alles!"

Dieser antwortet: „Und ich fürchte Alles — Freund, mir schwindelt: keine Nachrichten aus Etschland, Gott weiß, wie es dort zugeht; meine Boten werden aufgefangen, durchaus Alles verhackt und im ganzen Lande kein Spitzbube anzutreffen — das ist unerhört! Einen

Tiroler zu bestechen, hab' ich nicht Geld genug. Ich sehe keinen Feind, und doch ist das Land unüberwindlich. Gott hat den Tirolern starke Mauern gebaut; betrachtet diese Felsen — dieser dort heißt die Martinswand — seht Ihr, dort, wo das Kreuz steht, mitten in der Felsenwand steht, litt der große Kaiser Todesangst. Er jagte einer Gemse nach, stieg so weit hinein, bis er nicht mehr zurückkonnte. Man sagt, ein Engel habe ihn herausgeführt. Gott! wer wird mich da hinausführen?"

Buchenheim: „Unser Mut!"

Maximilian: „Graf, ich kann Euch versichern, mir ist nicht wohl bei der Sache. Steigen wir gegen den Fluß hinauf. Ich kann sagen, das Ufer dieses Flusses hat so was Anziehendes, das klare, schnell fließende Wasser erregt in mir, — was seh' ich? Das Unglück zerschmettert uns an diesen Felsen! Seht, dort schwimmt eine Leiche herab! Seht dort wieder eine! Himmel! da ein ganzer Schwall — von meiner Mannschaft — halb erschlagene Bayern liegen auf den Toten! Heiliger Gott! Graf! eilet, entfernt die Mannschaft vom Ufer, sonst tötet sie Furcht und Grausen."

Buchenheim: „Ich eile, den Befehl zu vollziehen!"

Maximilian: „O Tirol! Deine Berge sind die Grabsteine meiner schönsten Armee!"

Koppenhaggen, der Anführer der Tiroler, beginnt an seiner Tochter Marianne zu zweifeln. Er ruft: „Kind, komm her; du gleichst deiner Mutter, das war ein Weib, wie nicht zehn unter der Sonne sind, du bist immer deines Vaters Augapfel gewesen und bist es noch wirklich, mein Wunsch (indem er ihre Hand in die Sterzin-

gers legt) bleibt der alte, aber find' ich dich schuldig, liebst du den Bayern, der deine armen Landsleute in die Klippen verscheucht oder den Vögeln in der Luft zur Speise vormetzeln will; — liebst du diesen, so könnt' ich deine Seele langsam aus dieser Hülle martern, die mir das Leben schuldig ist; könnte sie dann verfolgen — in die Ewigkeit bis zum Richterstuhle Gottes und dort, dort deines Verbrechens dich anklagen. Tochter, hüte dich und liebe nicht den, der auf das Blut deines Vaters lauert; folge mir, sonst umarmt dich dein Vater heut' das letzte Mal!" — Später hat auch ihr Bräutigam Sterzinger Sorgen; er sagt: „Ja, der Gedanke nagt mir am Herzen! Sie muß, sie muß unschuldig sein, — das Verbrechen ist zu groß, als daß es ein Mensch auf ein Mal ersteigen könnte, ohne eine Leiter von begangenen kleinen Verbrechen. Vater, Ihr habt diese Tränen nicht gesehen, ihre Schwüre nicht gehört, ihre Leiden nicht gefühlt, o daraus muß man den Engel erkennen, Vater!" — Ist das ein Nachklang von „Sturm und Drang"?

Lassen wir noch den Schützen Spielhan die Schlacht schildern, da redet der echte Tiroler: „Die Steinplatten dort auf den Felsen, die wir überm Wege hergericht, haben trefflichen Dienst getan. Ha ha ha! hab' lachen müssen; der Tambour, der seinen Leuten den Tod zugetrommelt, war ungemein geschäftig; da wirft ihm einer mit einem Stein die Trommel vom Bauch weg, er d'rauf hin, und weil die Trommel schwerer war als der Tambour, riß sie ihn mit sich den Berg hinab. Indessen lassen wir oben den Verhack los. Wie eine Schneewand ist der Teufel all auf die ganze Schar hinabgeritten. Nicht die Hälfte hatte Zeit genug, Reue und Leid zu machen.

Aber dann wären wir doch auch bald zum Handkuß gekommen; uns gegenüber kamen auf einer Anhöhe andere Scharen mit dem schweren Geschütze herfür, und da kamen gählings Kugeln her; ich lüge nicht, wie mein Hut groß. Ist mir ein wenig warm geworden, aber zu unserem Glücke ist es meistens über uns hinausgeflogen; zwei Telferer hats beim Kopf genommen, sonst ist weiter nichts geschehen."

Will man Sprache und Stil Primissers beurteilen, um ihn mit Anderen zu vergleichen und ihm seinen Platz in der Literatur-Geschichte anzuweisen, so behalte man stets die Jahreszahl 1782 im Auge, möglicherweise kann das Stück früher entstanden sein. Rücksicht muß man auch darauf nehmen, daß es ein patriotisches Schauspiel ist. Es verflicht die kriegerischen Ereignisse von 1703, ohne sich an die Geschichte zu binden, mit dem Schicksale des Brautpaares Martin Sterzinger und Marianne Koppenhaggen. Diese gerät durch verschiedene Zufälle in den Verdacht der Untreue, der lüsterne Graf Buchenheim will sie erst überreden und dann mit Gewalt fortschleppen, ihre Schuldlosigkeit wird bewiesen, und als Koppenhaggen durch Sterzinger aus der Gefangenschaft befreit wird, bei der Siegesfeier das Paar vereinigt. Der Aufbau und die Gliederung ist hie und da etwas unbeholfen, die Charaktere mehr angedeutet als psychologisch entwickelt; hervorzuheben ist der frische Realismus, der keck ins Tiroler Leben greift und mit derber Wahrheit Züge desselben wiedergibt. Man darf wohl darauf hindeuten, daß in allen Tiroler Dichtern bis auf den heutigen Tag ein scharfer, starker Erdgeruch zu spüren ist. Sie sind, wenn und wo sie sich auch auf

den Standpunkt des allgemein Menschlichen erhoben, nur selten in den bekannten abgegriffenen Phrasen und platten Gemeinplätzen der Tagesliteratur verlottert. Das verleiht ihnen eine gemeinsame Physiognomie, wie sie kaum ein anderes deutsches Gebiet zeigt, mögen sie sonst die verschiedensten Richtungen einschlagen, ja sich bekämpfen.

Tirolische Kriegslieder

Mehr und mehr verschwinden die Ueberreste alten Volkslebens; sei es nun, daß dieses, zum Teil in sich abgestorben, der Zeit verfallen ist, oder daß der moderne Staat es äußerlich hemmt und die Neuschule die Schößlinge erstickt. Dem natürlichen Verlauf der Sache nach muß dieses Aussterben in der Ebene weit früher erfolgen: Hier breitet sich schon tiefe Dämmerung aus, während hoch über den Bergen noch das lichte Abendrot schwebt. Aber auch die Gebirge können mit ihren trotzigen Wällen den einbrechenden Untergang nicht abhalten; es braucht nicht eine Reihe von Dezennien, schon wenige Jahre genügen, das Erlöschen volkstümlicher Züge, wie sie oft fratzenhaft, oft in ehrwürdiger Kraft hervortreten und den Uebergang von einer markanten Bauernphysiognomie zum nichtssagenden Allerweltsgesicht eines Fabrikarbeiters zu zeigen.

Wer hätte nicht schon vom Tiroler Bauernspiele gehört? Und doch besteht es nicht mehr, wie es einst bestanden, die alten Formen sind größtenteils zerbrochen und über die Bretter der Dorfbühne stolpern die verkappten Gestalten der städtischen Theater. Nur Greise erzählen noch von den dramatisierten Legenden aus ihrer

Jugend, die gar so schön gewesen seien und rezitieren wohl auch einen oder den anderen Knittelreim, der sich besonders tief ins Gedächtnis prägte. Die Landecker beabsichtigten vor einigen Jahren, ein solches Stück neu in Szene zu setzen, stießen jedoch auf höheren Widerstand, wie jener Müllermeister in Thaur, der vor kurzem die Passion zur Aufführung bringen wollte und sein Manuskript sogar nach Rom zur Begutachtung sandte. Noch vor fünfzig Jahren ertönten in der Christmette die Hirtenlieder, Aufgeklärten freilich zum Spaße, Bauern und Sennern jedoch, welche in diesen Vorbildern aus Betlehem ihr eigenstes Wesen erkannten, zu aufrichtiger Erbauung. Der Himmel war mit der Erde noch nicht in einem solchen Gegensatz, daß die seligen Chöre derselben durch einen naiven Scherz beim gloria in excelsis deo gestört worden wären. Jetzt hört man hie und da schon sogar von den Kanzeln gegen die Krippen eifern, welche das kindlich fromme Gemüt des hl. Franziskus v. Assisi, der vielleicht so asketisch war, als unsere sauerblickenden Ultramontanen neuesten Datums zu sein vorgeben, vor Jahrhunderten eingeführt hat. Wer die Sache ohne Vorliebe für die eine oder die andere Partei betrachtet, fühlt freilich, daß sich all diese Gebräuche mit der kalten Reflexion der Gegenwart nicht recht vertragen und für das jetzige Geschlecht nach und nach zu Anachronismen werden. Von diesem Standpunkt verfällt das Ganze dem Naturgesetz von Sein und Vergehen; der Freund geschichtlicher Entwicklung wird jedoch gern den schwindenden Schatten der Vergangenheit das Auge zuwenden und wahrlich, es ist jetzt die höchste Zeit, ehe sie noch ganz verblassen, ihre flüchtigen Umrisse zu zeichnen.

Nicht bloß das Schauspiel, an welchem die Gesamtheit des Volkes teilnahm, ist dem Untergange verfallen, nur die Lyrik, — freilich das Subjektivste, was sich denken läßt, blüht noch da und dort. Wenn übrigens jemand äußerte, der lustige Tirolerbua mit seinen Schnadahüpfeln werde bald selbst eine Sage sein, so ist dies nicht so ganz ohne Wahrheit. Im Garten Tirols, an den Rebenhügeln der Etsch, blühte diese Art Dichtung nie sonderlich üppig, (und wenn auch, so vergeht jetzt den Bauern wahrlich alle Lust zum Singen), im Oberland, wo ohnehin ein härteres Geschlecht mit dem steinigen Boden ringt, heißt die Not allmählich den Lerchenschlag des Jodlers verstummen. Am hellsten erschallt er noch auf dem Sonnwendjoch und dem Kaisergebirge im Unterinntale, dessen schöne reiche Alpentriften ein heiteres und sorgenfreies Leben, wie der Tourist gern davon träumt, am ehesten gestatten. Nördlich von diesem vereinzelten Gebirgsstocke streichen die Kalkwände Achentals, Brandenbergs und der Tiersee dahin und verlaufen in die bayrische Ebene, südlich lagern auf Gneis und Glimmerschiefer die Gletscher der Zentralkette, fruchtbare Täler, bewohnt von gutmütigen heiteren Leuten, dehnen sich an den Abhängen aus, so das lustige, sangreiche Zillertal; was hier gesungen wird, geht von dort übers Joch nach Taufers und Pustertal, wo selten ein neues Lied ertönt. Ich habe viele hundert Schnadahüpfln aus diesen Bezirken gehabt, die besten derselben sind häufig nur Variationen von einander. Sehr irren würde übrigens, wer denselben wie so manchen Volksliedern hohes Alter zuschreiben wollte, es sind Kinder des Augenblicks: wie jeder Sommer neue Alpenblumen blü-

hen und welken läßt, erweckt er auch in Scherz, Spott und Liebe neue G'sangln und läßt sie wieder verwehen. Art und Weise dieser kurzen Strophen ist hinlänglich bekannt, sie flogen in zahlloser Menge hin und her, als noch der Senner die Zither spielte, jetzt eifert der Klerus, besonders der jüngere gegen dieses Werkzeug, mit dem der Teufel die Seelen lockt und so mancher Bauernbursche mußte mit feuchtem Auge zusehen, wie der Ortsgeistliche mit heiligem Ingrimm die Saiten zerriß und das geliebte Instrument zerschmetterte. Diese Strenge mag freilich dort, wo der Unfug der Winkeltänze stark eingerissen hat, einige Rechtfertigung ansprechen, doch wäre es auch hier gut, das Sprüchlein: „Abusu non tollitur usus" oder „Allzu scharf macht schartig" nicht aus dem Gesichte zu lassen.

Verwandten Ursprung und ähnliches Schicksal wie die Schnadahüpfeln haben die Schmählieder, welche oft viele Strophen zählen und nach eintöniger Melodie gesungen werden. Irgend ein komischer Vorfall, wo sich jemand lächerlich macht, gibt den Stoff, einige Burschen setzen sich in den langen Winterabenden zusammen und machen ein Gedicht daraus, welches dem Betreffenden und dann nach der Reihe jedem, der es hören will, vorgetragen wird. Diese Lieder wechseln mit der Zeit und das Interesse daran schwindet, sowie ein neuer Vorfall neuen Stoff liefert; manche, die noch vor wenigen Jahren sehr beliebt waren, sind jetzt vergessen wie jenes berühmte „Burgel gea hear zu miar und laß dir sag'n"; es war zu Anfang dieses Jahrhunderts in ganz Zillertal verbreitet, die Aufzeichnung des Landrichters Stolz wurde zufällig erhalten.

Das eigentliche Volkslied, wie es im übrigen Deutschland gang und gäbe war, kommt bei uns nur in spärlichen Ueberresten vor, wahrscheinlich war es auch nie so verbreitet. Simrocks Sammlung enthält das Lied „Innsbruck ich muß dich lassen"; die Melodie dazu komponierte angeblich ein Kapellmeister des Kaisers Max, sie ging, wie versichert wird, auf das protestantische Kirchenlied „O Haupt voll Blut und Wunden" über.

Fremde, welche das Land besuchen, fragen bisweilen, ob denn keine Kriegslieder aus der tatenreichen Vergangenheit des Landes übrig seien. — Davon weiß niemand zu sagen. Die große Niederlage auf der Malserheide, wo die Bauern, obwohl von allen Seiten umringt, ritterlich kämpften, so daß ihrer 4000 mit Wunden an der Brust die Wahlstatt deckten, während der Adel sich hoch zu Roß in schimpfliche Flucht warf, hat keinen Sänger gefunden, die Not der Witwen und Waisen im Etschlande zu beklagen, nur in jetzt unverstandenen Sagen klingt der Schrecken jener Tage nach. Ueber die Eroberung Kufsteins durch Kaiser Max wurde ein Lied durch Deutschland getragen, es hat jedoch in seinem ganzen Wesen zu wenig Tirolisches, als daß wir es uns aneignen dürften; vielleicht verfaßte es irgend ein Schwartenhals von Landsknecht, „der auch mit dabei war". Der bayrische Rummel von 1703, wo Taten geschahen, die sich mit denen der Schweizer wohl messen dürfen und überdies größere historische Beglaubigung haben, hätte wohl einen Halbsuter verdient; er hinterließ weniger Spuren, als man billig erwarten sollte, im Gedächtnis des Volkes, doch haben wir das Spin-

geserlied. Die Dipaulische Bibliothek, die im Museum hinterlegt ist, enthält zwar einen Band Kriegslieder aus den Zeiten von 1796 bis 1801. Als ich sie zuerst entdeckte, war ich hocherfreut und glaubte mich schon am Ziel langgehegter Wünsche, fand mich jedoch sehr bald enttäuscht. Wenden wir diesen fliegenden Blättern, wie sie der Sammler zu einem Band vereinigte, kurze Aufmerksamkeit zu; wenn sie auch dem echten Volksliede mehr oder minder fern stehen, so charakterisieren sie doch die Zustände jener Epoche und die Auffassung von Männern, die sie handelnd oder leidend miterlebten. Ueber jene Tage, die zu den ruhmvollsten deutscher Geschichte zählen, ist ohnehin jenseits der Berge, wo man vor dem Glanze von 1809 die Helden von Spinges und am Strubpasse übersieht, weniger bekannt. Die in Rede stehenden Lieder sind ungefähr der Art, wie man sie auch jetzt noch bei Leichenzügen und öffentlichen Gelegenheiten austeilt; sie werden gelesen, aber selten gesungen. Nicht die Bauern, denn diese dachten lieber an's Dreinschlagen, sondern Herren im „Spatzenfrack" betätigten so ihre gute Gesinnung; diese Gedichte sind daher, wie sich Fall für Fall nachweisen läßt, städtischen Ursprungs und meist für städtische Kompagnien bestimmt. Einige versuchten Ton und Dialekt der Bauern beizubehalten, wie Staudacher, der Chorregent von Schwaz und der gelehrte Primisser; ihre Reime sind weitaus am besten und auch heute noch lesbar. Von jenem stammt ein Lied: „An die frischen Tiroler bei Gelegenheit des Franzosenkrieges. Mit Begleitung der türkischen Musik abgesungen am 3. Juli 1796 auf der Schießstätte zu Schwaz." Noch besser ist ein Gedicht Primissers, das f. Z. großen Bei-

fall und weite Verbreitung gefunden zu haben scheint, weil ältere Leute noch davon zu erzählen wissen und Stellen daraus angeben können. Besonders löblich darin ist die Charakteristik der verschiedenen Stämme Tirols, wie sie nacheinander zum Streit ausrücken, durchweg zeigt sich ein rascher, männlicher Gang. An den Stil der Bauernkomödie erinnert ein Patriot von Innsbruck, der „Die getreuen Tiroler zum Vaterlandsschutze" in steifen Alexandrinern aufmuntert:

„Auf, auf, du lieb's Tirol! Du Pflanzstatt wahrer Treu,
Zeig, daß noch Mut und Herz in deinem Busen sei.
Blick tröstlich auf die Zeit und Beispiel deiner Ahnen,
Auf ihr' durch Tapferkeit erworbne Siegesfahnen,
Auf Gottes Macht gestützt, ergriffen sie die Waffen,
Um den sehr stolzen Feind aus ihrem Land zu schaffen usw.

Diese Lieder, wie gesagt, sind noch erträglich, ja sogar nicht ohne Verdienst, wie wahre Don Quixotes nehmen sich aber die „G'studierten" aus, wenn sie den Pegasus besteigen und als echte Ritter der Hippokrene zu buhurdieren anfangen. Ein Bozener stellt einem „Lied der wackeren Etschländer, die zur Verteidigung des Vaterlandes an der Grenze stehen" als Motto die Verse aus Horaz, Ode XII lib IV voran:

Genaunos implacidum genus
Brennosque ocloces et arees
Alpibus impositas tremendis
. . . . immanesque Rhaetos,
Devoto morti pectora liberae.

Dann singt er:

Unser Schwert, das soll euch's lohnen
Zügellose Legionen
Daß wir haben müssen fort

Heulten Mutter, Weib und Basen
Und das Mädchen sah die Gaßen
Tränend uns und traurig nach.

In hohem Grade komisch wirkt das Gedicht: „Landesdefensionszug und Abschied der Tiroler". Darin kommt wörtlich folgendes vor:

Uns führet Gott im Schlachtgewühl
Wo Höllenhorden stehen
Bei unserm Katapultgebrüll,*)
Verknüpft mit Lahn und Berggerüll**)
Muß Roß und Mann vergehen.
Trotz Schwärmer Dir, trotz dir Huron***)
Wie stark du immer seist
Wir fechten für Religion
Denn sie ist unser Trost und Lohn
Mit Stutzen und mit Fäust."

Wieder ein anderer glaubt die an der Grenze stehenden Tiroler Scharfschützen in folgender Weise zur Tapferkeit aneifern zu müssen:

Nein Freiheit, du bist's nicht imstande
Vergebens bemühst du dich so
Zu heilig, zu eng sind die Bande
Geh, packe dich über den Po.
Du findst nicht in unserem Lande
Verblendete Liebhaber hier;
Pfui! Rhätien hielt' es für Schande
Dies sage, dies bürge ich dir.

---

*) Eine gewisse Maschine, womit ehedem die Römer große Steinmassen schleuderten.

**) Ein technologischer Bergwerksspruch, bedeutet lockeres Gebürg, das immer nachfällt.

***) Wie Voltaire war. (Anmerkungen des Dichters).

Die Innsbrucker Bürger werden mit folgendem Aufruf ins Feld kommandiert:

Auf, Mavors gebeut zur Fahne
Bürger Innsbruks, zieht in's Feld
Tretet mutig an die Bahne
Feinde rasen durch die Welt.

Auch Baron Hormayr, der so gern den Volksmann spielte und im Jahre 1809 sehr zweideutige Lorbeern erntete, machte einen Anlauf zum Reimen. Probe davon ist das „Volkslied, den tapfern Tiroler Schützen und Landleuten, welche im Begriff stehen, ihr Vaterland wider die alles zerstörenden Frankreicher mutig zu verteidigen, von einem Gutgesinnten geweihet. Am ersten des Brachmonat 1796". — Hormayer versuchte später in einem eigenen Werke alle Strahlen des großen Tiroler Aufstandes um sein Haupt zu sammeln und den Märtyrer von Mantua als Plumpsack und Hampelmann hinzustellen; dies ist aber gänzlich mißlungen, der selbstgeschaffene Nimbus erlosch wie ein Irrlicht im Sumpfe, sogar der kümmerliche Rest, der vielleicht hie und da noch übrig war, ist durch das jüngst veröffentlichte Quellenwerk Rapps vernichtet worden. Bei den Bauern, welche sich um die von den „Herren" fabrizierte Geschichte nie bekümmerten, stand Hormayr ohnehin stets im schlimmsten Andenken. Sein Lied ist übrigens gerade so geschwollen bombastisch und von gelehrten Phrasen durchwebt wie die, über welche wir bereits referierten, übertrifft sie aber alle an endloser Länge; — bleibe es dem Staub und den Motten überlassen. Gleiches Schicksal wünschen wie der Ode in Asklepiaden, welche ein Bozener im Denis Klopstockschen Bardenstil den anrückenden Fran-

zosen entgegenbrüllte. Nachdem der Sieg errungen war, dichtete der K. K. Oberfeldarzt Al. Weißenbach, dessen Stücke auf den Wiener Theatern eine Zeitlang beliebt waren, eine Kantate „Das gerettete Tirol", von der ich die erste Strophe zur Belustigung des Lesers anführe:

Die Hände an die Felsenwände klammernd
Und nassen Auges Berg und Tal durchjammernd
Stand gleich der Tantalide Rhätia
Den jungfräulichen Schleier halb zerrissen
Mit wunden, blutenden und matten Füßen
Hoch auf des Brenners Schneegefilden da.

Auch die dramatische Muse wollte ihre Kränze auf den Altar des Vaterlandes legen, leider bestehen sie fast ganz aus welkem Laube. Ein Stück blieb uns erhalten, welches im Innsbrucker Museum aufbewahrt wird. Die Aufschrift lautet: „Der Landsturm oder der Ausmarsch der Tiroler gegen die Franzosen. Ein nach der wahren Geschichte bearbeitetes Schauspiel. Aufgeführt von einigen dabei gewesten Landesverteidigern 1798". Es ist im Dialekt der Innsbrucker Gegend geschrieben, ohne gerade sehr volksmäßig zu sein; der Text des eingelegten Liedes ist für die Melodie des bekannten „Freut euch des Lebens" von Usteri bearbeitet. Wir geben eine Probe:

Ein Bauer:

Nun geht's und hockt's enk nieder
Und stimmt's fein alle z'samm,
Wir singen von Prinz Karl
Dem lieben braven Mann.

Alle singen:

Freut euch des Lebens
Weil noch Prinz Karl lebt

Er lebt und kämpft,
Der Franzmann sieht
Des Helden Tapferkeit und flieht.
So flieht er einst vor uns, der Feind
Wenn uns Prinz Karl führt usw.

Die Bozner wollten auch nicht zurückbleiben. Sie führten im Fasching des Jahres 1798 ein ländliches Singspiel mit Duetten, Terzetten und Rezitativen auf: „Der Tiroler Landsturm im Franzosenkriege, ein vaterländisches Schauspiel mit Musik in 2 Aufzügen. Verfaßt und in Musik gesetzt für die Gesellschaft der Tonkünstler in Bozen und von diesen gewidmet dem Publikum der Stadt Bozen".

Seit 1801 sind nicht einmal mehr fliegende Blätter vorhanden; der Lieder, welche bis dahin für Scheibenschießen und andere Schützenfeste gemacht wurden, will ich, weil sie völlig wertlos und strohern sind, gar nicht gedenken. Bald darauf wurde Tirol bayrisch, da fehlte der ländlichen Muse jede Ursache zum Ergusse von Gesängen. Wohl kenne ich aus dieser gährenden Zeit einige Schnadahüpfln auf die Bayern und ihren König, ich wage jedoch nicht, sie mitzuteilen, so gemein und roh sind sie! Indes bemühten sich die offiziellen Federn, zu verkleistern und erklärten, während bereits dumpfes Grollen durch das Volk ging, alles, was nicht zu ihrem Servilismus paßte, als Widerspenstigkeit von etlichen einflußlosen und törichten Uebelgesinnten. Wer sich davon überzeugen will, lese die im Innsbrucker Museum aus jenen Tagen hinterlegten Journale, wir wollen darüber schweigen und zwar um so lieber, weil bald darauf unsere Bauern mit dem ganzen Troß Montgelas-

scher Komissäre den lustigen Kehraus tanzten. Nachdem das Volk sich in der Riesenkraft und Majestät seines Willens erhoben und die Dränger über den Hang der Alpentäler lawinengleich hinabgeschleudert hatte, da duckten die Männlein von der Feder, welche sich im Frieden des Berufes zur Herrschaft anmaßen, gar mausig in einem Winkel, denn sie wußten, daß die Bauern die Herren nicht viel mochten und lieber bei einer Flasche Terlaner, als von Tintengeschirren Begeisterung holten. Nur ein junger Praktikant bei der Baudirektion, namens Zoller, ließ hie und da ein Gedicht fliegen, die Bayern versetzten ihn zur Strafe aus seinem Vaterlande Tirol nach München. Trotz aller Bemühung konnte ich keines dieser Blätter erlangen, sie scheinen spurlos verweht. Man hatte damals nicht recht Zeit, sich mit derlei abzugeben, selbst der größte Genius würde die drängenden Ereignisse kaum erreicht, noch viel weniger, wie es künstlerische Gestaltung erfordert, beherrscht haben. — Hat aber nicht der Bauer selbst dem fliehenden Feinde Spottlieder nachgeschleudert? Hat er nicht seinen Siegesjubel hinausgejauchzt über die Berge? Nur spärliche Kunde ist davon geblieben. Die Ereignisse folgten wie Wunder Schlag auf Schlag, zu stürmisch und gewaltig, so daß sie kein Lied begleiten konnte, ehe dieses fertig geworden und Verbreitung gefunden, wäre schon wieder Perspektive und Szenerie anders gewesen: Freiheit und Sieg loderten wie Blitze hell auf den Bergen, um dann ohne Abendrot in die Nacht zu sinken. Die Eindrücke konnten sich nicht zu jener Ruhe abklären, welche Grundbedingung des historischen Gedichtes ist. Das Volk wurde neuerdings unterjocht, der Untergang aller Hoffnungen,

die Enttäuschung war zu furchtbar, als daß man unter der feindlichen Regierung mit Freude hätte daran denken mögen, alte Erinnerungen im Liede festzuhalten. Als Tirol an Oesterreich zurückkam, war mit der ersten Frische der Erlebnisse auch der rechte Augenblick und die Stimmung für das Lied dahin. Jetzt ist kaum mehr viel zu finden. Die Männer jener Tage, welche man wohl mit den Marathonkämpfern, deren Verscheiden Aristophanes so bitter beklagt vergleichen kann, starben allmählich aus; auf den Gräbern wandelt ein neues Geschlecht, das seine Gegenwart, seine Bedürfnisse hat, die Klänge aus jener Zeit werden immer seltener, wenn auch außerhalb der Berge und allmählich innerhalb derselben Dichter ihrem Schatten kunstvolle Lieder weihen.

Ein Lied von 1809 kann ich mitteilen. Die Erzählung, wie ich es erhalten, dürfte für die Echtheit derselben Bürgschaft leisten. Zu Absam hörte ich von einem alten Soldaten, der 1809 mitgefochten habe und jetzt noch im Wirtshause, wenn er erst ein paar Gläser getrunken, mit andern Veteranen ein Lied vom Speckbacher singe. Ich ließ ihn, weil ich es zu erhalten wünschte, zu mir einladen, allein er meinte, man wolle ihn nur vexieren und erst der freundlichen Wirtstochter gelang es, ihn endlich vom Gegenteil zu überzeugen. Ich ersuchte ihn nun, das Lied vorzusagen, damit ich es aufschreiben könne, er jedoch erwiderte auf meine Bitte: „Mit dem Sagen ist es nichts, man muß es singen, denn die Arie gehört auch dazu." Nun trug er es mit einer etwas rostigen Stimme vor. Als ich ihn um den Ursprung desselben fragte, gab er an, er habe es im Neunerjahr zu Hall von Pfannhäusern — so heißen dort die Salinen-

arbeiter — gehört, die es oft gesungen hätten. Das Lied ist auch in anderer Beziehung interessant. Ich erwähnte oben des Buches von Rapp. Es ist jedenfalls einer der schätzenswertesten Beiträge zur Geschichte jener Tage, sowohl durch die Menge von Urkunden als auch, weil der Verfasser, welcher gewissermaßen Hofers Finanzminister war, in bezug auf das Geldwesen vielfache Aufklärung geben konnte. Leider hat sein Werk einen Flecken. Um seinen Vetter Straub, der Kronenwirt in Hall war und bei den Ereignissen jener Epoche mitwirkte, ins hellste Licht zu rücken, drängt er Speckbacher gegen alle historische Ueberlieferung ganz in den Hintergrund, ja, nennt ihn kaum und dann nur nebenbei. Dieses Lied, welches zu Hall oder in der Umgebung entstand, ist nun ein vollgiltiges Zeugnis für Speckbacher; denn das Volk läßt sich die Helden, die es besingen soll, nicht oktroieren, es weiß sie mit richtigem Instinkt selbst zu finden.

Lied.

Frisch auf, frisch auf, Tirolerbue!
Geh richt' dir jetz dein' Stutz'n zue
Hast du ihn nit im Hause mehr
So hol' ihn nur vom Wald daher.

Franzos'n und Baiern, kommt nur herein
Mier wöll'n eure Begleiter sein,
So lang mier hab'n Pulver und Blei
Bleib'n mier den Kaiser Franz getreu.
Der Kaiser Franz, der liebt uns wohl
Das wissen mier alle in Tirol
Drum hab'n mir uns auf's neu erwählt
Den Speckbacher zum Kriegesheld.

Den Speckbacher zum Kriegesheld!
Als Obrist ist er b'stellt in's Feld
Er lebet noch, er lebet noch
Im Voldertal auf einem Joch.
Von dorten kommt er glei hervor
Mit lustigem Tirolerkor
Er fangt a wieder z'schlag'n an
Und schwingt auf's neu den Kriegesfahn.

Tiroler streiten für's Oesterreicher Haus
Und zeichnen sich als Sieger aus
Damit sie werden einst befreit
Von ihrer harten Dienstbarkeit.

Johann Senn

Frommen Sinnes errichtet der Aelpler an dem Orte, wo ein Wanderer vom Felsen stürzte oder, von einer Lawine in den Abgrund geschleudert, unter der Last des Schnees erfror, einen Pfahl mit der Darstellung des Unfalls und empfiehlt die abgeschiedene Seele dem Gebet der Vorübergehenden. So möchte auch ich dem Tiroler Dichter Senn, welcher auf den Pfaden des Geistes verkam, wo mehr Klüfte gähnen und Klippen drohen, als in der schreckenvollsten Oede des Hochgebirges, eine solche Martersäule errichten — nicht als stolzes Denkmal, sondern zur Sühne dessen, was die Heimat an ihm versäumt, um wenigstens, so weit es an mir, das Gedächtnis seines Namens zu retten.

Johannes, Sohn des Pflegrichters Senn, dessen Name in der Geschichte Tirols mit Ehren genannt werden muß, wurde zu Pfunds am 1. April 1795 geboren. Das Datum bezeichnete er nachträglich oft im Scherze als schlechte Vorbedeutung. Die Mutter, welche nach wenigen Tagen starb, habe ihn in den April geschickt. Sein Leben machte den Scherz zur bitteren Wahrheit. Die ersten Eindrücke, welche der Knabe empfing, gingen von der großartigen Natur Tirols aus; die Aufregung

der Kriegsjahre und die Heldengestalt des Vaters prägten sich tief seiner Brust ein, sie bildeten den männlichen Sinn, das trotzige Gefühl der Unabhängigkeit, welches aus seinen Liedern widerklingt. Einen Teil seiner Gymnasialstudien vollendete er zu Innsbruck. Nach dem unglücklichen Ausgange des großen Kampfes von 1809 folgte er dem Vater nach Wien, wo er bald als elternlose Waise sich selbst überlassen geblieben wäre, hätte er nicht durch die Vorsorge des Kaisers Franz eine Stelle in einem Konvikt erhalten. Dort beschloß er auch seine philosophischen Studien und wendete sich dann der Rechtswissenschaft zu. Den Unterhalt mußte er sich, wie so mancher andere, durch zeitraubendes Stundengeben verdienen, was anderseits, da er den besten Häusern empfohlen war, dazu beitrug, seine Unbeholfenheit in der Gesellschaft abzuschleifen. Bald schloß sich an den feurigen strebsamen Jüngling ein Kreis gleichgesinnter Altersgenossen. Senn schreibt darüber:

„Die deutschen Befreiungskämpfe 1813—1815 hatten auch in Oesterreich eine bedeutende geistige Erhebung zurückgelassen. Unter andern hatte sich damals in Wien gleichsam instinktartig ohne alle Verabredung ein großartiger geselliger Kreis von jungen Literaten, Dichtern, Künstlern und Gebildeten überhaupt zusammengefunden, desgleichen die Kaiserstadt schwerlich bis dahin je gesehen und der nach seiner Auflösung nach allen Richtungen Samen der Zukunft streute.

Viele der Genossen nahmen in der Folge in Wissenschaft, Kunst und Poesie, wie im Staat ehrenvolle Stufen ein. Einige trug der neue Umschwung der Dinge seit März 1848 auch in der politischen Welt empor: Fischer

wurde Statthalter in Oberösterreich, Doblhof Minister. In diesem Kreise dichtete Franz Schubert seine Gesänge, die später durch Liszt zu europäischem Rufe gelangten, und sang Johann Meyrhofer seine Gedichte, an denen nachher Feuchtersleben Patenstelle vertrat, — anderer zu geschweigen, welche zu nennen hier nicht der Ort ist.

Auch meine Gedichte, von denen Schubert manche in Noten setzte, entstanden in diesem Kreise zum Teil, oder stehen in Beziehung zu demselben, oder sind als Nachklänge zu betrachten, wenn auch die wechselvolle Gegenwart ihr Recht behielt. So wenig dieselben würdig sind, den oben angedeuteten Erzeugnissen anderer an die Seite gesetzt zu werden, so verleugnen sie doch meist nicht ihren Ursprung im engern und weitern Sinne des Wortes, den sie häufig auch durch ihre Einkleidung bekennen, und dürften insofern wenigstens einiges bildungsgeschichtliches Interesse darbieten.

Uebrigens war auch jene Zeit eine Epoche der „Errungenschaften".

Die Freiheit nach außen war durch die Vernichtung der Fremdherrschaft wirklich erkämpft, die innere Freiheit durch feierliche Verheißungen, wie es schien, verbürgt, welche so ziemlich alles in sich faßten, was die Schlagwörter der Gegenwart andeuten.

Diese Verheißungen wurden schon hier und da erfüllt, und man konnte der gänzlichen Erfüllung noch mit Vertrauen entgegensehen. Man ruhte auf Lorbeeren und Rosen, leicht gab man sich der erkenntnisreichen Beschaulichkeit, dem Gedankenleben hin, und in dem stolzen Bewußtsein gesicherter Berechtigung mochte man sich und andere schon etwas gelten lassen. Die Freiheit ent-

fesselt die Seele zum Geist und macht den Menschen zum Gott, und der Olymp senkt sich auf jede Stätte nieder, wo freie Menschen sich versammeln.

Aber ach — welche Enttäuschung! Das nur noch Verheißene wurde vorenthalten, das schon Gegebene zurückgenommen oder verkümmert, das Vertrauen hintergangen, die Stätten der Erde wurden Kerker, die Menschen zu Gefangenen. Aus war es mit dem beschaulichen Götterleben und übrig blieb nur die Klage, die Ergebung, die männliche Fassung im Hinblick auf die denn doch unausbleibliche schönere Zukunft.

Die Freuden und Leiden einer Generation spiegeln sich gewissermaßen in den individuellen Erlebnissen eines einzelnen, wie sie in meinen poetischen Denkblättern sich angedeutet finden. Von diesem Gesichtspunkt gewinnen die letzteren, so geringfügig sie sonst sein mögen, die Bedeutung wahrer Zeitgedichte, und zwar nicht nur in Hinsicht auf die bezügliche Vergangenheit, sondern auch auf die Gegenwart. Sie sind gleichsam eine Botschaft von jener an diese des Inhalts: „Durch meinen Schaden gewitzigt, lege die Hände nicht in den Schoß! Gedenke stets, daß die herrlichen Errungenschaften auch jetzt den Völkern nur gezeigt, nicht in vollen Besitz gegeben sind und daß sie in Wahrheit erst noch errungen werden müssen. Arbeit tut not und Wachsamkeit. Der Preis ist der Mühe und der Sorge wert. Du wirst die Freiheit besitzen und den Himmel nicht über den Sternen suchen, du hast ihn auf der Erde!"

So schrieb Senn, der Vergangenheit gedenkend, am Silvesterabend 1849.

Die geistreiche Gesellschaft kam hie und da in einem

Wirtshause zusammen, sei es nun, daß sie einen Tisch für sich in Beschlag nahm oder ein eigenes Zimmer aufsuchte. Dieser Umstand und weil hier nicht nach Wiener Brauch von Dirnen, Theater, Backhändeln und derlei amüsantem Nichts, sondern von Kunst, Wissenschaft und Philosophie die Rede war, — genügte, um die argwöhnische Aufmerksamkeit einer kleinlichen Polizei zu erregen. Ein Denunziant wagte, sich einzudrängen, wurde jedoch als nicht zur Gesellschaft gehörig zu verschwinden ersucht und, als er grob erwiderte, zur Tür hinausgeworfen. Aus Rache zeigte er sie wegen hochverräterischer Umtriebe an. In jener Nacht rasselten die Fiaker mit Polizeisoldaten auf den Rücksitzen durch alle Straßen von Wien, um die Verschwörer aus dem Neste zu holen. Da jedoch schon die erste Voruntersuchung ihre Unschuld herausstellte, wurden sie mit väterlichen Warnungen entlassen. Senn war bei jenem Auftritte zufällig nicht anwesend und daher dem Schicksal der Genossen entgangen, um einem noch härteren zu verfallen. Die Polizei hatte sich auch der Schriften der Verhafteten bemächtigt. In dem Tagebuche eines Freundes hieß es nun: „Senn ist der einzige Mensch, den ich fähig halte, für eine Idee zu sterben.“ — Eine Idee, für die man stirbt! — das konnte nur die Republik sein, und Senn war verhaftet. Trotzig berief er sich beim Verhör auf seine beleidigte Ehre und stellte dort, wo man vielleicht Bitten und Tränen erwartet hatte, das Recht, ihn gefangen zu halten, in Abrede. So zog man ihn im Anfange hin und her, schien dann seiner zu vergessen und ließ ihn ein Jahr und drei Monate im Kerker schmachten. Der Kommissar gab als Schlußakt der Untersuchung

das zweideutige Gutachten ab: „Er ist ein Genie.“ Man hielt ihn vielleicht gerade deshalb im Oesterreich jener Tage für gefährlich und lieferte ihn auf dem Schub nach Tirol, obgleich er dringende Vorstellungen machte, daß er sich nur zu Wien durch Lektionen Unterhalt verschaffen könne.

Da stand er hülflos, ohne Freund, er stand gebrandmarkt in den Bergen seiner Heimat. Um nicht zu verhungern, mußte er 1821 Abschreiber bei dem Advokaten Alfons Widmann werden, der ihm schließlich das schriftliche Zeugnis gab, er habe Jahr und Tag in seiner Kanzlei gearbeitet und während dieser Zeit natürliche Fähigkeit, Bildung und Rechtschaffenheit in gleich hohem Grade bewährt. — Wie sollte jedoch Senns feuriger Geist in so untergeordneter Stellung, wo er nirgends einen Hebel ansetzen konnte, um etwas zu leisten, lange aushalten? Verzweifelnd sah er sich jede Zukunft abgeschnitten. Aus Wohldienerei wollte ihm kein Vorstand eines Amtes die Kanzlei öffnen; den juridischen Doktorgrad zu nehmen, fehlten ihm alle Mittel, und was hätte er ihm auch genützt! Man würde es zu vereiteln gewußt haben, daß sich ein so gefährlicher Mensch, in dessen Brust der bitterste Groll kochte, als Advokat selbständig niederlasse. Da nahm er 1823 Einstandsgeld für ein Muttersöhnchen und wurde im Regiment Kaiserjäger gemeiner Soldat. Mit kurzen Worten zeigt er es einem Freunde an: „Während du dich in Kleinigkeiten erschöpfst, habe ich meinem Leben eine große Entscheidung gegeben — ich bin Soldat geworden. Adieu!“ — Oesterreichischer Soldat in jener Zeit! man muß wissen, was das heißen will. Mit stummem Fleiße lernte er alle Ein-

zelheiten eines kleinlichen Gamaschendienstes; daß er jedoch auch hier nach einer seinem Sinn angemessenen Wirkungssphäre strebte, wird ihm niemand verargen. Ein Freund, der ihm eine Lehrerstelle in einem militärischen Erziehungshause verschaffen sollte, antwortete ihm: „Sie waren schon für das Erziehungshaus in Hall auserkoren. Der dortige Direktor aber sagte, Sie wären zu geschickt für jene Anstalt, Sie würden das Ganze zu sehr übersehen, also mehr einsehen, als man wünscht, daß gesehen werde. Dieser Grund war nicht zu widerlegen."

Später wurde er Lehrer der Kadettenschule des Regiments; als er zu einem anderen Zwecke verwendet wurde, überreichten ihm seine Zöglinge eine Dankadresse. Im Jahre 1827 begegnen wir ihm als Oberjäger in Innsbruck, 1828 hatte er sich trotz der gegen ihn bestandenen Vorurteile zum Offizier emporgearbeitet. Er marschierte 1831 nach Italien, besuchte Dantes Grab und beschäftigte sich, soweit es bei einem Feldzug möglich, mit Machiavelli. Ueber einzelne Ereignisse, welche ihn auf dieser Fahrt betroffen, ist wenig mehr zu erfragen; was sein geistiges Leben anlangt, so konnte er unter den Verhältnissen, welche ihn nach Italien führten und dort festhielten, freilich nicht zu jener Abklärung des Innern gelangen, wie andere vor ihm, doch ist in den Stoffen seiner Gedichte die Anregung nicht zu verkennen, die er aus seiner Umgebung schöpfte; wir erinnern an „Dame und Schleier", worin er in origineller Weise die Armee mit den ihr vorausfliegenden leichten Truppen schildert. Mehr und mehr durchzuckte ihn das furchtbare Gefühl eines verlorenen Lebens.

Er schreibt an den Pater Seraphikus Bruchmann zu Würzburg, der im Jahre 1819 Genosse des oben erwähnten Wiener Jünglingsvereins gewesen war:

„Sie haben sich in Erniedrigung, Gefahr und Not stets auf eine Art in Wort und Tat zu mir bekannt, daß die Welt ein Beispiel darin finden würde, wenn sie es wüßte. Ich aber stehe zwischen den Ruinen meines Lebens; — soll ich mir auf diesem Grund und Boden einen Genius Salvator krönen und ihm aus diesen Trümmern einen Thron bereiten? Sie sind des entsetzlichen Hohns nicht fähig, das zu verlangen, obwohl vielleicht ich, es zu tun. Ich will es aber nicht tun, sondern zu einer Art von Dank Ihnen offenherzig sagen, daß ich die Rechte dieser Stätte des Untergangs kenne, in deren Bereich der Name der Freundschaft auf jeder menschlichen Lippe zu verstummen schuldig ist. Gleichwie mir nur das Höchste im Leben unerreichbar geblieben ist, so wirft dieser Umstand einen Schatten auf meine Welt, in welchem mir der Glanz aller Dinge erlischt, meine eigene Existenz wie die Wahrheit aller erhaltenden Beziehungen mir verschwindet, ja die äußere Realität der letzteren bloß wie zum vollendeten Spott sich mir aufdrängt, welche grausame Mystifikation, darauf eingehend, zu erwidern dann eine eigene Art von Zeitvertreib abgibt, wobei ich mich durch diesen Brief freiwillig unterbreche, zu dem aber übrigens Götter und Menschen weinen könnten, ohne sich zu schämen. So wie nun aber meine falsche Existenz noch bei Leben ist und außer ihrer eigenen Falschheit alle Uebel mit dem übrigen Dasein teilt und augenblicklicher Linderung fähig wie bedürftig ist, so zähle ich im Geiste die vielen Momente, die Sie mir

verschönert oder über die Sie mir freundlich hinweggeholfen haben, und alle Merkmale der Schätzung und des Wohlwollens, womit Sie mich überhäuft. Ich rechne hierher Ihren schönen Brief und die namhafte Summe, womit Sie mir letzlich beisprangen. Glauben Sie, daß ich fühle, was Sie je Unwürdiges von mir fern gehalten und was Sie je Würdiges über mich verbreitet haben."

Senn grünten übrigens beim Militär keine Lorbeeren mehr; er kränkelte fast ein ganzes Jahr und mußte den Abschied nehmen — mit der Pension von 200 Fl., die 1856 auf 250 Fl. erhöht ward. Zu wenig um zu leben, zu viel um zu sterben! Auch die Verleumdung heftete sich noch an seinen Fuß; man sagte, daß er, lebend in einer phantastischen Welt, zum Dienst unbrauchbar gewesen und deswegen beiseite geschoben worden wäre. Man sucht eben in Tirol jedem, dessen Streben sich nicht in kirchlichen Bahnen bewegt, eins anzuhängen; was jedoch Senn betrifft, so sind wir in der Lage, diese Anschuldigung gründlich zurückzuweisen. Wir haben das Zeugnis seines Obersten, des Grafen Sickingen, in Händen, und dieses lautet so: „Dem k. k. Herrn Leutenant Johann Senn, welcher 9 Jahre 11 Monate in dem unter meinem Kommando stehenden Kaiserjägerregimente gedient hat und wegen der sich im Allerhöchsten Dienste zugezogenen physischen Gebrechen am 16. Mai 1831 in den Pensionsstand versetzt wurde, erteile ich hiermit das Zeugnis, daß derselbe vom Jahre 1823 bis 1831 in der Kadettenschule des besagten Regiments als Lehrer der deutschen Sprache, des Geschäftsstils, der Geschichte und Geographie verwendet wurde, wobei derselbe nicht nur seine eigenen umfassenden Kenntnisse in

den besagten Gegenständen an den Tag legte, sondern auch einen Eifer und eine Tätigkeit entwickelte, wodurch seine Lehrvorträge den günstigsten Erfolg hatten und ihm die besondere Zufriedenheit und den Dank des Regimentskommandos erwarben. Da ferner dieser Offizier mit einem tiefdenkenden Geiste und einer ausgebreiteten wissenschaftlichen Bildung auch einen sehr rechtlichen Charakter verbindet, so rechne ich es mir zur angenehmsten Pflicht, ihn allerorten, wo er sich allenfalls wegen seiner dermaligen Verhältnisse zur Verbesserung seiner Lage um irgend eine Anstellung bewerben sollte, bestens anzuempfehlen." Man wußte also beim Militär seinen Wert sehr wohl zu schätzen, und nach diesem Zeugnisse gereicht es nicht ihm zur Schande daß er es in zehn Jahren nur zum Leutnant brachte, sondern denen, welche seine ausgezeichnete geistige Kraft nicht besser verwendeten.

Wie sollte er sich aber jetzt sein Stücklein Brot erwerben? Er trat als Concipient in die Kanzlei seines Jugendfreundes, des Dr. Fischer in Salzburg, des nachmaligen Statthalters, und verblieb daselbst bis 1836, wo ihm diese Art von Erwerb, nachdem er mit seinem Chef in Zwiespalt geraten, von Seiten der Militärbehörde unter der Drohung verboten wurde, ihn einer kommissionellen Untersuchung zu unterziehen und dem Hofkriegsrat anzuzeigen, weil kein Offizier Privatdienste für Geld versehen dürfe. Zu Salzburg vergeudete er seine herrlichen Kräfte, denen jedes würdige Ziel fehlte, in sinnlichen Ausschweifungen, doch gab ihm Dr. Fischer das schriftliche Zeugnis, „daß er teils in seiner Kanzlei, teils zu Hause für dieselbe als Concipient in Gegen-

ständen des adelichen Richteramtes, Grundbuchsachen, in politischen und Rechtssachen nebst jeder Art von Korrespondenz zu seiner vollsten Zufriedenheit gearbeitet. Er nahm species facti auf und arbeitete wichtige Schriften mit Selbständigkeit aus und hat sich in jeder Hinsicht als ein ausgezeichneter Geschäftsmann bewiesen."

Statthalter Fischer bestätigte mir nachträglich mündlich, „daß seine Kanzlei vorzüglich den Leistungen Senns Glanz und Ansehen verdankte." Senn bemühte sich nun um eine Anstellung beim Kriegsarchiv; sein Freund Meyrhofer, dessen Verwendung er begehrte, erklärte ihm jedoch, daß er zuvor 1—3 Jahre unentgeltlich praktizieren müßte. Wie sollte er aber unterdeß für seinen Unterhalt sorgen? Er gab dieses Projekt auf und ging nach Innsbruck, in der Hoffnung, dort eher praktische Verwendung zu finden.

Gedrängt von Not, ließ er sich 1836 zum Tagschreiber bei der Bezirksverwaltung machen und konnte nur durch das absichtliche Uebelwollen eines Kameralrats, welcher ihm ohnehin seine baldige Entlassung weissagte, dahin gebracht werden, das Prävenire zu spielen und auszutreten. Später bewarb er sich um eine Diurnistenstelle bei der Gefällsverwaltung sowie bei der Bezirksverwaltung in Feldkirch, jedoch ohne Erfolg. Vor diesen Tatsachen verschwindet das Geschwätz, „er habe nichts tun und unabhängig leben wollen". Senn kannte die Welt zu gut, als daß ihm je so etwas in den Sinn gekommen wäre, er durfte seinen Gegnern ruhig in das Antlitz schauen und mit männlichem Stolze darauf hinweisen, „er habe sich stets das bißchen Leben redlich sauer werden lassen". Wer ein Haus bauen will, bedarf

des Bodens, wer eine Statue meißeln will, des Marmors; was konnte Senn dafür, daß er, Zeit und Ort verfehlend, nirgends eine Handhabe für seine Kraft fand? Wo das Glück ausbleibt, hilft kein Wollen. Senn seufzte unter dem Drucke, der damals auf ganz Deutschland bleischwer lastete, er löckte wider den Stachel und drückte ihn tiefer in das Fleisch. — Von jetzt an lebte er zu Innsbruck als Winkelschreiber, von den Advokaten, welche Schlagfertigkeiten fürchteten, vielfach angefeindet, in beständigen Häckeleien mit der Militärbehörde, welche diese Art von Geschäftsbetrieb dem ehemaligen Leutnant nicht gestatten wollte.

Als Journalist konnte er auch nichts verdienen, denn das brachte in Tirol, ja damals in ganz Deutschland weder Geld noch Ehre. Aber warum wandte er sich denn nicht nach dem außerösterreichischen Deutschland? Hätte er aus Tirol Korrespondenzen geliefert, so wäre ein Zusammenstoß mit dem Absolutismus jener Tage, der sich durch Zensur und Verletzung des Briefgeheimnisses zu fristen wähnte, unvermeindlich gewesen; er hätte seine Pension verloren und wahrscheinlich auf einer Festung gebüßt. Aber warum floh er denn nicht über die schwarzgelbe Grenze? Hungern konnte er in Tirol so gut wie in Leipzig; dort blieb ihm wenigstens als letzter Notanker die Pension erhalten, hier bezahlte sich nur seichte Modeschreiberei, und Senn dachte stets zu groß, um den Götzen des Tages zu fröhnen. Aber warum geschah denn in Tirol nichts für ihn? Du lieber Gott! Hier galt ein Zeitungsschreiber und ein Hanswurst gleichviel, nur für ergötzliche Späße warf man beiden allenfalls einen Brocken hin; den wohlfeilen Hausbedarf deckte der Ka-

lender und den Frauen genügte Goffines Gebetbuch. Als sich der verstorbene Schuler eine Bibliothek anzulegen begann, die nicht bloß die ihm nötigen juridischen Fachschriften enthielt, schüttelten die Leute über eine solche unnütze Verschwendung bedenklich das schwere Haupt. Ultramontane wurden für sein Seelenheil besorgt, und als er gar das Gift an strebsame junge Leute auslieh, hätte man ihm wohl am liebsten die Schränke mit dem Zeichen des Lammes versiegelt. Polizeispione lauschten an den Fenstern, wenn er abends im Erdgeschosse Besuch hatte und gaben gelegentlich einmal, indem einer den andern wegen des Verdachts von Einbruch festnehmen wollte, zu einem sehr drolligen Intermezzo Anlaß.

Kurz vorher, ehe Senn nach Innsbruck kam, war ein schönes Unternehmen an der Teilnahmslosigkeit des Publikums gescheitert. Ich meine die „Alpenblumen aus Tirol“, welche 1828 beginnend, nur dreimal erscheinen konnten. Dieser Almanach vereinigte die aufstrebenden jungen Talente und enthielt nicht bloß hoffnungsreiche Keime, sondern auch sehr tüchtige Leistungen, unter denen Schulers Novellen über alle hervorragten.

Zu diesem Kreise zählten: Der Orientalist Pius Zingerle, der Dichter Beda Weber, dem bei einer zu üppigen Phantasie nur das Maß fehlte, J. Lertha, welcher in etwas nüchterner Weise meistens tirolische Stoffe besang, und J. Streiter, der wenigstens das Verdienst besitzt, in Tirol außer dem Liede auch noch andere Gattungen der Poesie angebaut zu haben, wenn auch seine Versuche nach allen Richtungen der Windrose fremden Mustern, insbesondere Shakespeare und Byron, nach-

flattern. Schon lange vor Senns Ankunft war dieser Kreis gesprengt. Er trat bloß mit Schuler in einige Beziehung, der ihm freilich ebenso wie Flir, der geistreiche Aesthetiker, nur geistige Anregung und Bücher, aber keine tatsächliche Unterstützung bieten konnte. Streiter leitete später einen Briefwechsel ein, zunächst um eine Reihe polemisierender Sonette zu erlangen, welche Senn gegen seine ultramontanen Gegner und ihr unduldsames Haupt Giovanelli in Bozen, der vorzüglich die Austreibung der protestantischen Zillertaler bewirkt hatte, je nach Gelegenheit schleuderte. Von diesen Seiten konnte Senn wenig Förderung kommen; dafür wirkte er selbst manigfach auf Hermann v. Gilm, dessen glänzendes lyrisches Talent auch nicht alle Blüten trieb, die man unter andern Verhältnissen zu erwarten berechtigt war. Dieser schrieb am 1. April 1845 wegen eines Artikels in der „Augsburger Postzeitung", wo damals eine Reihe ultramontaner Denunziationen aus Tirol, als deren Verfasser man lange Zeit irrtümlicherweise Beda Weber bezeichnete in wahrhaft perfider Weise zur größeren Ehre Gottes gegen die Liberalen gerichtet waren, an Senn: „Wir waren lange Kameraden und sind viele traute Stunden zusammengesessen. Jahre sind vergangen, und wir stehen wieder Arm in Arm auf dem — Pranger und über uns weht die verfemte Fahne Jungtirols. Diese Denunziation, diese boshafte Verleumdung im Namen des Katholismus hat meine Anstellung unmöglich gemacht. Ich muß etwas tun und ich weiß nicht was. Alter Löwe, rühren Sie sich. Ich bin Ihnen viel verpflichtet. Sie haben eigentlich mich erst zu meinem poetischen Bewußtsein gebracht."

Aus diesen Mitteilungen kann sich der Leser eine Skizze der damaligen geistigen Zustände Tirols zusammensetzen; die deutsche Literaturgeschichte, wenn sie sich einmal um die Kulturverhältnisse südlich des Main mehr kümmern wird als bisher, wird sie nicht außeracht lassen dürfen.

Von den üblen Vorbedeutungen nicht entmutigt, beschloß Senn 1838, seine Gedichte herauszugeben. Das war freilich, vorzüglich weil die Zensur von den Händen beschränkter Geistlicher geübt wurde, eine schwere Zangengeburt; manches Epigramm fiel der Schere und ein harmloses Trinklied sollte gestrichen werden, denn es könnte „zu Fraß und Völlerei Anlaß geben". Endlich war auch diese Klippe, wenn auch mit verstümmeltem Maste und zerrissenem Takelwerk überwunden, die Wagnersche Buchhandlung ließ sich bewegen, den Verlag zu übernehmen, und Senn bot alle seine Freunde zur Pränumerationsjagd auf. So gelang es mit Mühe, die Kosten zu decken. Senn meinte, die paar hundert Exemplare würden bald abgesetzt sein, und schwärmte bereits 1841 von einer neuen Auflage. Ein Brief Gilms vom 3. November 1841 kühlte jedoch seine Hoffnungen ab, sodaß er den Plan vorläufig aufgab. Jener schrieb: „Mit dem Subskribentensammeln geht es schlecht. Ich habe alles, was nur einigermaßen auf Bildung Anspruch hat, angeredet und allenthalben mit einem recht langweiligen Gesicht ein langweiliges Nein erhalten. Ich weiß nicht, warum sich ein so unaussprechliches Ennui aller Gesichter bemeistert, wenn von Poesie die Rede ist. Ich glaube nicht zu irren, wenn ich das ganze Publikum in zwei Klassen teile: der einen ist alle Poesie schon von

Haus aus ein Abscheu, und das hat seinen Grund in der mönchischen Erziehung; die andere Klasse, die sogenannten „Aufgeweckten", bringen ein Vorurteil mit gegen jedes Buch, das einen vaterländischen Verfasser, oder einen vaterländischen Verleger hat." Der Erfolg oder vielmehr der Nichterfolg seiner Gedichte war nach dem Gesagten leicht vorauszusehen. Außerhalb Tirols kümmerte sich niemand darum, denn was sollte wohl aus Nazareth Gutes kommen?

Senn gehörte keiner literarischen Coterie an und wurde daher nicht ausposaunt; zu streng für Rhetorik, zu ernst für Sentimentalität, machte er nicht in Tendenz für Halbmänner und in Empfindelei für breiweiche Frauen. Seine Gedichte gewinnen erst Relief, wenn man sie öfters und mit eingehender Betrachtung liest; auf ihrer Oberfläche liegt wenig, aber viel in der Tiefe, und wer mag sich im Zeitalter des Dampfes damit belästigen! Die Literaten denken ohnehin jeder nur an sich. In Tirol wird man ihn doch endlich jetzt, und wär' es nur wegen seines herrlichen Liedes vom Tiroleradler, geehrt haben?

Nun, das Lied vom Tiroleradler wird wohl außerhalb Tirols gesungen, in Tirol rümpft man über solchen „Schund" höchstens die Nase, wenn man überhaupt dafür einen Blick hat. Eine Korrespondenz in der „Augsburger Postzeitung" bezeichnete Senn als „einen obscuren Pensionär, von dem kein Mensch weiß und spricht", Schuler, der Redakteur des „Tiroler Boten", brachte nicht einmal eine Anzeige der Gedichte, er hatte zu viel Rücksichten zu nehmen und mochte gegen niemand verstoßen. Er legte sogar eine Rezension, die ihm zugesandt

worden, beiseite, weil sie ihm nicht genüge und er, was freilich nie geschah, selbst eine tiefere schreiben wolle. Senn schrieb nun an deren Verfasser: „Was mich betrifft, so bin ich ein großer Verehrer der Tat und ein Verächter des Geschwätzes, und ich weiß Ihnen innigen Dank für Ihre Rezension und die Versendung derselben schon an und für sich, und dann für die sehr gütige und mir höchst schmeichelhafte Meinung, welche sich darin so großdenkend ausspricht.

Da ich Sie aber allzuhoch schätze, um nicht aufrichtig gegen Sie zu sein, und ein großes Zutrauen in Ihre Mannhaftigkeit habe, so sage ich Ihnen ohne Bedenken, daß Ihre Rezension auch mir nicht genügt. Nachdem Sie mich schon einmal würdigten, meine zwar nicht der Tendenz, wohl aber der wirklichen Leistung nach unbedeutenden und nur relativ beachtenswerten Gedichte so hoch zu stellen, als ob das Vaterland sich deren rühmen könnte, so will ich Ihnen meinen Dank dafür durch meinen Freimut beweisen, wie es Ihnen und mir gleich gut anstehen dürfte. Es sagte mir nämlich keineswegs zu, mich in Opposition gegen die praktische Richtung der Zeit gestellt zu sehen, wie es in der Rezension geschieht. Eben diese praktische Richtung ist es, welche mir über alles geht, indem ich die Poesie nur als die Blüte derselben betrachte. Es gibt keine Poesie der Poesie, sondern eine Poesie der Prosa. Ich bin froh, daß die Welt praktisch ist, weil ich einzig und allein dadurch mich berechtigt fühle, poetisch zu sein, und nur weil ich selbst praktisch bin, kann ich poetisch sein.

Die Wirklichkeit ist der Grund und Boden aller Poesie; daher denn auch nur die wirklichen Erlebnisse des

eigenen Herzens und Geistes in sich oder durch schöpferische Teilnahme an Leben und Welt „mit urkräftigem Behagen“ den Sinn an sich zu zwingen im Stande sind. Mit einem Wort, es gibt nur eine praktische Poesie und jede erdichtete Dichtung ist sogleich geistlos. Daher ist denn auch die wesentliche Tendenz meiner Gedichte keineswegs Opposition gegen die Zeit, sondern nur mitunter auch gegen die verkümmerte Seite derselben, hauptsächlich aber die Verklärung alles dessen, was sich einer Realität erfreut in Genuß, Freude und Bewunderung, wie in Sehnsucht, Schmerz und Vermissung. Minder erheblich ist mir der Punkt, daß Sie mich bloß als Epigrammatisten darstellen, obwohl ich auf mehr Anspruch mache und glaube, daß das Register der Menschenbrust in meinen Gedichten mit Rücksicht auf den beschränkten Umfang ziemlich mannigfaltig gezogen erscheint.

Ebenso leicht nehme ich es, daß Sie meinen Gedichten bloß Witz und Tiefe der Auffassung zugestehen, während die Form des geistigen Cubus darin nicht zu verkennen sein dürfte, wodurch ich mich zwar großer aber gleichmäßiger Fakultäten gerühmt haben will, welche einander decken.“

Auch eine Kritik Feuchterslebens befriedigte ihn nicht, sondern forderte eine ziemlich herbe Erwiderung von seiner Seite heraus, welche, in der dritten Person verfaßt, Senns Gedanken über Form und Inhalt in der Poesie darlegt. Feuchtersleben sagt am Schlusse seines Aufsatzes: „Senns Gedichte stammen, wie man leicht bemerkt, von einem bedeutenden Manne her, der es sich aber nicht nur nicht angelegen sein läßt, uns über sein Wesen durch ein vollständiges Bild desselben aufzuklä-

ren, sondern es sogar vorzieht, sich noch mehr zu verhüllen, und indem er aus einem zusammengefalteten Mantel nur manchmal die Augen hervorblicken läßt, uns ein gründliches Urteil über ihn unmöglich zu machen.

Die Empfindungen, die er ausspricht, die Gedanken, die er mitteilt, sind meistens tief, oft großartig, stets anregend und bedeutungsvoll — aber nur selten werden sie zur lebendigen Gestalt. Ueberall blickt ein Erlebtes durch — aber es ist selten so ins Allgemeine durchgearbeitet, daß es auch andere als den Dichter und seinen Freund lebhaft beschäftigen, daß es auch andern als ihnen frommen könnte, und wenn der Verfasser mit Wahrheit von seinen Liedern sagen kann: „Ich habe sie gelebt und nicht gedichtet!" so bleibt es doch eben bei Gedichten immerhin wünschenswert, daß sie auch gedichtet seien. Dasjenige, was an diesen Gedichten einseitig und unvollkommen erscheint, wird man einer geistigen Einsamkeit, in welcher ihr Verfasser vielleicht lebt, zuschreiben müssen. Jedenfalls sind sie sein Eigentum und wir sehen ihn, frei von dem Einflusse früherer oder gar der gegenwärtigen poetischen Mode, rein und selbständig eigene Bahnen wandeln."

Wie erwähnt, fand sich Senn zu einer Entgegnung, in der dritten Person geschrieben, veranlaßt; sie hat folgenden Inhalt: „Der Kritiker Feuchtersleben geht von dem Grundsatz aus, „daß in der Dichtung die Kunst, die Form, die Verkörperung, die Gestaltung alles — hingegen der Stoff, der Inhalt, der Gehalt ein rein Gleichgültiges sei". Diesem theoretischen Grundsatze huldigte Feuchtersleben auch praktisch, indem er selbst ein renom-

mierter Dichter, nämlich eine Espèce Goetischaner und gestaltungsseliger Kunstpoet war.

Ganz anders hatte Senn in dem Vorwort zu seinen Gedichten, herausfordernd genug, sich gerühmt, er habe seine Lieder gelebt und nicht gedichtet, d. i. nicht nur gedichtet, nicht erdichtet, sondern wirklich erlebt, wovon jene selbst für den Kenner sattsames Zeugnis geben. Hiermit hatte er die Nichtigkeit der hagestolzen Kunst proklamiert und ihr, ohne Vermählung mit dem Leben, alle Kraft und Würde abgesprochen.

Es kann für Senn eine Genugtuung sein, daß seine übrigens ganz anspruchslosen Gedichte die Aufmerksamkeit eines Mannes wie Feuchtersleben erregten, während in der Heimat namentlich die bisherigen Organe der Publizität kein Sterbenswörtchen von Urteil über die Erzeugnisse des Dichters verloren, gleichsam als wären dieselben eben unter aller tirolischen Kritik. Eine noch größere Genugtuung für Senn dürfte aber darin liegen, daß Feuchtersleben dessen obenbezeichnete Herausforderung nicht nur im Innersten verstand, sondern auch sich würdigte, dieselbe anzunehmen und den Fehdehandschuh aufzuheben. Feuchterslebens Kritik ist nichts anderes, als Feuchterslebens Selbstverteidigung, welche aber freilich ihrerseits auch wieder offensiv wird.

Es handelt sich hier jedoch nicht so sehr um Individuen als um die Sache, die sie vertreten. Es ist der Gegensatz von Leben und Kunst in der Dichtung, die hier zur Sprache kommt, wodurch der Streit ein allgemeineres Interesse gewinnt.

„Es gibt Lyriker — und ihre Zahl ist Legion — welche

arm an innerm und äußerm Leben, und doch begierig, sich wo möglich interessant zu machen, allerlei Schicksale, Situationen, Gefühle, Freuden und Leiden fingieren und dieselben, in gute und schlechte Verse gebracht, dreist als ihre eigenen wirklichen Erlebnisse der Welt oktroyieren, indem sie ganz unbefangen in erster Person davon sprechen. Wie unerquicklich ein solches Zeug ist, sobald man einmal die Lüge heraus hat, was unausbleiblich erfolgt — könnte am besten derjenige sagen, welcher dem Schlage der Nachtigall zu lauschen vermeinend, zu seinem größten Verdruß einen Bausback von Schnurpfeifer im Gebüsch entdeckt. Hier ist Kunst, Form, Verkörperung, Gestaltung in Ueberfluß und meinetwegen so regelrecht, glatt und glänzend, als man nur will, und dennoch, welcher klägliche Erfolg! Sodann — um ohne weiteres gleich auf den Mittelpunkt der Sache loszugehen — ist nicht der poetische Stoff selbst das maßgebende Prinzip der Gestaltung und Jeder gibt zu, daß die Form nach der Verschiedenheit des Stoffes auch verschieden sein muß. Diese Notwendigkeit hat ihren tiefen Grund. Wie die Seele sich ihren Leib bildet, so organisiert sich das Gefühl, der Gedanke in dem Leibe des Wortes. Die Weisheit des Dichters besteht einzig darin, diese ebenso notwendigen als charakteristischen Formen zu erkennen und Respekt davor zu haben. Seine Tätigkeit beschränkt sich darauf, dieselben zu enthüllen und sie von aller fremdartigen Zutat so viel wie möglich rein zu halten, auf daß sie in der Blöße ihrer Schönheit volle Wirkung ausstrahlen. Zu dieser Mäßigung gehört freilich eine Enthaltsamkeit, eine Selbstverleugnung, die nicht jedem gegeben ist, von welcher aber gerade die eigentümlichsten

Gedichte Senns zu ihrem Vorteile die unverkennbarsten Spuren zeigen. Hier ist Gestaltung, aber doch nicht im Ueberfluß, sondern in strengster Oekonomie; wahr ist es aber, daß diese Gestaltung nicht so sehr malerisch als plastisch ist.

Es ist kein Wunder, daß ein Kritiker auf dem Standpunkte Feuchterslebens, der in Gestaltung und abermals Gestaltung keineswegs ein Verdienst, sondern eben den Hauptmangel aller Mängel erblickte, ja dieselbe so arg mißverstehen konnte, daß er sie zum Teil aus Geheimtuerei zu erklären suchte.

Dagegen trifft freilich der Tadel der Mäßigung im Gestalten diejenigen nicht, welche, die wahre Form verkennend, in ellenlangen Gedichten Strophen auf Strophen häufen, weil sie immer das rechte Wort suchen, aber nicht finden. Oder welche, wenn sie ja einmal zufällig das rechte treffen, es doch nicht lassen können, wie es ist, sondern erst ihre Brühe darüber abgießen müssen, um es, wie sie glauben, genießbar zu machen. Oder endlich welche, von Eitelkeit getrieben, gar in dem Gedichte gleich einen Kommentar dazu niederlegen, damit das kostbare Kleinod ja nicht unbeachtet bleibe, wobei sie sich übrigens im stillen erst noch vorbehalten, einst auch eine Art „Wahrheit und Dichtung" zu schreiben, um den letzten Rest der poetischen Illusion in prosaisches Wasser aufzulösen. In der Tat ist Verschlossenheit nicht der Fehler von Leutchen dieses Schlages. Eine entzückende Offenheit macht sie so liebenswürdig! Man weiß durchaus, woran man mit ihnen ist. Sie lassen nicht etwa nur die Augen aus dem verhüllenden Mantel hervorgucken, nein! sie zeigen auch das ganze Gesicht und

wohl auch, nachdem sie Mantel und Inexpressibles weggeworfen, noch mehr.

Für das Kompliment rücksichtlich der Tiefe und Bedeutung des Inhalts der beurteilten Gedichte dürfte Senn dem Kritiker schwerlich einen großen Dank schuldig sein, insofern dieser, gemäß seiner Grundansicht von der Gleichgiltigkeit des Stoffes und Gehaltes, dem ersteren nur ein sehr sekundäres Lob zu spenden vermeinte. Abgesehen von dieser Meinung hat Senn von seinem eigenen deklarierten Standpunkte aus alle Ursache, damit zufrieden zu sein, und man kann ihm nur raten, dasselbe zu Nutzen anzunehmen."

Uns liegt Senns ganzer poetischer Nachlaß vor, wie er ihn — Gedrucktes und Ungedrucktes — wahrscheinlich für eine neue Auflage, die er 1848, wo der Umschwung der Dinge auch ihm die Freiheit zu bringen schien, beabsichtigte, zusammengestellt hat. Bald jedoch erstarrte alles wieder im alten Banne; von nun an zu lebenslänglichem Schweigen verurteilt, zog er sich finster und hoffnungslos auf sich selbst zurück, ohne die neue Wendung der Dinge in Oesterreich und die allmähliche Anerkennung seiner Gedichte in der Heimat zu erleben. Man möchte ihn wohl den Grabbe der Lyrik nennen. Mehrere Epochen der Literatur gingen, bis er ergraute, an ihm vorüber, man kann ihn jedoch bei seiner Selbstständigkeit unbedingt keiner derselben anreihen. Er berührt sich hier und da mit den Romantikern, ohne von ihrem nebelhaften Zauber gebannt zu werden. Als in der elenden Zeit der zwanziger Jahre Heine seine Ruhmesernte hielt, war Senn bereits vollkommen in sich gefestet und abgeschlossen, und jener erlangte keinen Ein-

fluß auf ihn. Glich auch der metrische Bau mancher Gedichte Senns dem von Heine mit solcher Virtuosität zur Vollendung durchgebildeten, so sei doch den Rezensenten, welche gleich mit der Schablone zur Hand sind, bedeutet, daß der Tiroler die Verse in dieser Manier fertig hatte, ehe vielleicht jener Meister des Spottes daran dachte, sie zu versuchen. Wenigstens größtenteils! Wenn Heine dieser Form so glänzenden Erfolg verdankt, daß sie jetzt als ihm eigentümlich betrachtet zu werden pflegt, obwohl ihre Gesetze lange vor ihm bekannt waren, so konnte das für Senn kein Grund sein, sie aufzugeben. Daß sie nun auch nach Heine niemand anwenden soll, weil ein Schwarm ohnmächtiger Nachahmer sie mißbrauchte, ist einer der vielen lächerlichen Alexandrinismen moderner Kritik, die nicht wie jene Lessings das Schaffen fördert, sondern hemmt. Von den Werken des ein wenig jüngeren Platen kannte Senn sehr wenig, höchstens die Ghaselen; diese waren jedoch seiner Natur zu heterogen, um auf ihn zu wirken. Dies ist zu bedauern; Platens vollendete Technik hätte Senn, der für alles Gediegene ein feines Auge besaß, gewiß angespornt, die Verse feiner zu ziselieren und zu feilen, wenn er sich auch nie dahin verirrt haben würde, eine derartige Geschicklichkeit mit dem Vermögen der Poesie zu verwechseln. Man darf Senn, weil ihm die Werke eines so trefflichen Dichters fremd geblieben, nicht der Teilnahmlosigkeit an dem edleren Streben seiner Zeit beschuldigen; nur ein Zufall hätte sie ihm während seines Militärdienstes in kleinen deutschen und italienischen Garnisonsstädten in die Hand geben können, und wäre er auch darauf aufmerksam gemacht worden, wo sollte

der arme Soldat das Geld hernehmen, sie zu kaufen? Selbst Schulers Bibliothek enthielt keine Gesamtausgabe von Platens Schriften, und der Schreiber dieser Zeilen darf es sich wohl als ein Verdienst anrechnen, daß er seit 1849 die studierende Jugend vielfältig auf Platen verwies und sie anregte, sich mit ihm zu beschäftigen. Erst dadurch wurde dieser in Tirol weiteren Kreisen vermittelt. Die spätere politische Dichtung eines Herwegh beachtete Senn wenig; er hatte zu viel echte Bildung, forziertes Trommelgerassel je für eine Symphonie zu halten. Noch weniger konnte man dem ehernen Manne, nachdem ihm bereits das Alter die Haare gebleicht, zumuten, sich um das süßliche Gelispel reaktionärer Neuromantik zu kümmern; er brauchte Moses und die Propheten nicht erst zu suchen, und die „Amaranth" überließ er gern den Innsbrucker Fräulein, wenn sie aus Dietramzell oder Lauterach zurückgekehrt waren. Fort und fort nährte er sich von dem Mark der Alten, die er in der Ursprache las, was er freilich auf keinem der österreichischen Gymnasien, wie sie damals waren, gelernt hatte. Daher trägt seine Poesie auch den vollen Ausdruck einer spröden in sich geschlossenen Männlichkeit; von der Oberfläche ist bei ihm leicht und flüchtig nichts abzuschöpfen, gründlich muß sich mit ihm beschäftigen, wer ihn verstehen und genießen will. Die Form ist eng und knapp, kein Wort überflüssig, Reim und Vers, wie bei den meisten Dichtern seiner Zeit, nicht immer tadellos. An Schärfe des Gepräges übertrifft er sehr viele, und ich schätze diese mehr als die Glätte, welche manchem als erstes Zeichen eines Kunstwerks gilt, wenn ich diese auch genau zu würdigen weiß. Vorzüglich ge-

lang ihm das Epigramm und wahrhaft furchtbar sind die Sonette, die er auf einige Dunkelmänner, wie Josef Giovanelli, welcher die Austreibung der Zillerthaler veranlaßt hatte, schleuderte. Sie wurden handschriftlich weit verbreitet. Sein bedeutendstes Werk ist gewiß „Napoleon und das Glück", ein sonderbarer Zyklus, reich an erhabenen Gedanken und doch wieder ermüdend durch seine Länge und den Mangel an Fortschritt. Es gleicht einem Lavastrom, die Oberfläche in rauhen Zacken und kantigen Trümmern erstarrt, während sich innerlich noch die feurig-flüssige Masse vorwärts wälzt. Napoleon besungen zu haben, möge ihm niemand vorwerfen; er gehört deswegen nicht zu jenen Deutschen, welche die Füße des Unterdrückers küssen, und hatte insbesondere durch seine Adlerlieder den Beweis geliefert, daß die Bewunderung des feindlichen Genius, die Erkenntnis von dessen weltgeschichtlicher Rolle in ihm die Vaterlandsliebe nicht erstickt. Im ganzen zeigen Senns Werke einen tiefen Geist, der sich meistens, ohne gegen den Sprachgenius zu verstoßen, einen eigentümlichen Ausdruck schuf und sich durch keine Schwierigkeit der Darstellung abschrecken ließ. In manchen Sonetten beeinträchtigt der philosophische Gehalt das Recht der Poesie und dieses jenen, sodaß die haarscharfe Grenze, welche die Gebiete scheiden und die Gattungen umschreiben soll, manchmal zugunsten des einen oder des anderen Prinzips verborgen erscheint. Blieb übrigens dem Unglücklichen die letzte Läuterung versagt, so soll man doch mit scheuer Ehrfurcht an dem Stamm vorbeigehen, dessen blühende Wipfel der Blitz des Schicksals in den Sumpf geschleudert. In Tirol ist dafür gesorgt, daß die Bäume nicht in

den Himmel wachsen! Die meisten Talente erliegen den Verhältnissen und der Armut, Kleriker und Beamte insbesondere ihrem Stande, viele verlieren die beste Zeit im Kampfe gegen den spröden Stoff ihrer Umgebung, und ringt sich einer los, so geht es ihm wie dem gefangenen Fuchs, welcher sich nur durch den heroischen Entschluß, daß er den Fuß abbeißt und in der Schlinge zurückläßt, befreit, und dann für den Rest des Lebens halb lahm in der Welt herumhinkt.

Senn war durch den geringen Erfolg seiner Gedichte, wenn er ihn auch voraussehen konnte, sehr verstimmt. Er wendete sich fast ausschließlich wissenschaftlichen Arbeiten zu. Der Vollständigkeit wegen erwähne ich die bereits 1832 im „Oesterreichischen Archiv für Geschichte, Erdbeschreibung, Kartenkunde, Kunst und Literatur" erschienene „Orographische Skizze der Oetztaler Herner". An diese schloß sich ein Aufsatz: „Die große Wasserscheide der europäischen Westküste". Die „Oesterreichischen Blätter für Literatur und Kunst" enthielten 1846 eine weitläufige Abhandlung über das „hydrographische System von Morea". Man muß diesen Arbeiten Beherrschung des Materials und Uebersichtlichkeit der Darstellung nachrühmen.

In seinem Nachlasse findet sich handschriftlich eine Reihe „Etymologische Belustigungen", worin er eine große Anzahl deutscher und fremder Namen nach ihrem oft vermischten Ursprung zu erklären suchte; dann eine kleine Anzahl Schnadahüpfeln, die er wohl meistens im Oberinntal aufgelesen; einzelne Notizen über deutsche Dichter, über die tragische Schuld in „Romeo und Julia", ein kurzer Aufsatz: „Sokrates und die Athener",

worin er nachweist, daß diese „griechischrecht", jene „weltrecht" hatte; ferner Bruchstücke einer philosophischen Abhandlung über das Bewußtsein und eine andere vollständige: „Begriff und Bedeutung von Hegels Phänomenologie des Geistes". Diese Arbeiten, ein Zeugnis seiner rastlosen Tätigkeit, seines vielumfassenden Blickes, wurden in den letzten Lebensjahren zu Innsbruck, wo ihm die Universitätsbibliothek zur Benutzung offen stand, ausgeführt. Am interessantesten sind wohl seine „Glossen zu Goethes „Faust", den zürnenden Goethomanen und den nicht zürnenden Manen Goethes gewidmet". Sie fallen in die Jahre 1840—1842 und erschienen nach seinem Tode in der Wagnerschen Buchhandlung in zweiter Auflage. Diese Glossen stehen in naher Beziehung zu des Verfassers Studien der modernen Philosophie, namentlich Hegels, und kränken in ihrer Weise selbst einseitig, aber in dieser Einseitigkeit nicht ganz ohne Berechtigung, gewiß manches Vorurteil. Julius Große bezeichnet das Büchlein als ein pikantes Kuriosum, deshalb merkwürdig, weil der Verfasser einen negativen Standpunkt gegen Goethe einnimmt und mit scharfer kritischer Analyse die Widersprüche in Faust's Charakter nachzuweisen versucht, und zwar nicht von dogmatischem, sondern von philosophischem Standpunkte aus. Es versteht sich natürlich, daß diese Kritik, welche den Faust als Idioten, als Halbwisser und Polyhistor hinstellt, dem es mit der wahren Philosophie doch kein rechter Ernst ist, nur eine einseitige sein kann, und daß Senn der eigentliche Schlüssel des Faustschen Charakters völlig entgangen ist. Dieser liegt eben darin, daß sein Streben niemals befriedigt werden kann, niemals be-

friedigt werden will. Mit dem ersten Augenblicke dieser Enthüllung: mit dem Tode des Strebens, hat der Teufel die Wette gewonnen. Gleichwohl bietet dieser Aufsatz vielfache neue und anregende Gesichtspunkte. Auf diese Glossen bezieht sich das Gedicht Senns: „Weisheit und Seligkeit“; es spiegelt seine positive Weltanschauung und schließt sein Urteil ergänzend ab. Eine seiner letzten Poesien entstand es wahrscheinlich bald nach 1842. Diese Arbeiten konnten ihm in jener Zeit nicht viel abwerfen; die Wiener Journale brauchten anderes Futter: lahme Witze in der Manier des Hansjörgel oder tränenfeuchte Erzählungen à la Bäuerle. Damit konnte Senn nicht aufwarten, und wahrscheinlich hätte er nicht bloß keine Ehre gewonnen, sondern auch noch Zeit und Papier umsonst vergeudet.

Werfen wir noch einen Blick auf seine letzten friedlosen Tage. Tief und tiefer senkte sich auf ihn der Schmerz eines verfehlten Lebens, des Erlöschens jeder Hoffnung, je einen Wirkungskreis zu erlangen, der seinem Talent, seinem Ehrgeiz entspräche. Hielt ihn auch die Energie seines Charakters lange aufrecht, so verdüsterte sich sein Geist doch allmählich, er wurde schroff und unverträglich und suchte bei der Rumflasche Trost, ohne daß man ihn je betrunken gesehen hätte. Nach und nach verfiel er ganz, wahrhaft dämonischer Hohn und Menschenhaß waltete über seinen Gedanken und prägte sich in den Zügen des fahlen Antlitzes aus. So saß er schweigend oft stundenlang vor einem Gläschen im Kaffeehaus; ein kleiner breitschultriger Mann mit großem Kopfe, die hohe Stirn von schwarzem Haar, das sich zuletzt sehr mit Grau mischte, wild umflogen, unter

den buschigen Brauen loderten unheimlich die dunklen Augen. Wagte sich, was wohl auch geschah, irgendein Philisterchen an ihn, um ihm zu Spaße die Würmer aus der Nase zu ziehen, so schnalzte Senn ihn gewiß so treffend ab, daß er, mit einem Schafsgesicht, lange Zeit nicht bloß für seine Kameraden, die ihn vielleicht gehetzt, lächerlich blieb, sondern zum Spott der Stadt wurde. Begreiflicherweise ging ihm dieses Gelichter bald ganz aus dem Wege und verdrehte, da er ja auch als Freigeist berüchtigt war, höchstens hinter seinem Rücken die Augen. Schloß sich um ihn ein Kreis Studenten, deren er viele aus der Bibliothek kannte, wo er gewöhnlich über Hegel brütete, so ließ er sich auch wohl bewegen, ein oder das andere seiner Gedichte, am liebsten „Napoleon", vorzutragen. Es geschah mit eigentümlich dumpfem Dröhnen der Stimme. Dann versank er leicht in Sinnen, schüttelte den Kopf und rief mit schmerzlichem Lächeln: „Glaubt mir, es ist alles nichts, es ist alles nichts, nichts, nichts!"

Im Sommer 1857 erkrankte er und ward in das Militärhospital gebracht. Je näher dem Tode, desto ruhiger ward seine Seele; er verschied am 30. September. Von seinem Heimgang nahm fast niemand Notiz. Warum auch? Er war ein „Dichter ohne Geld, ein Gelehrter ohne Anstellung, ein Mensch ohne Orthodoxie". Nur ein obskures Winkelblättchen machte den Versuch, ihm einen Eseltritt zu geben. Es war dies zunächst die Veranlassung, daß ich, empört über eine solche Gemeinheit, bei einigen Freunden der Muse innerhalb und außerhalb Tirols eine Sammlung anregte, deren Ertrag genügte, um Senn auf dem Militärfriedhofe ein anständiges

Denkmal zu setzen. Eine weiße Marmorplatte mit dem Relief des Tiroleradlers, der auf einer Lyra ruht. Wohl nur weil kein Kreuz, sondern nur ein Stein darüberschwebt, wurde sie von roher Hand öfters beschmutzt und endlich so vielfach beschädigt, daß sie nicht mehr als Denkmal des Dichters, sondern nur fanatischen Unverstandes gelten kann. Das ist die letzte Illustration, welche seine Gedichte in Tirol erhielten.

Was soll ich noch beifügen? Das es sich hier um keine „Ehrenrettung" im Sinne rhetorischer Kunststücke dieser Art handle, wird der Leser wohl bemerkt haben. Ich war bemüht, das Material so zu gruppieren, daß man ein klares Bild von der Individualität des Verstorbenen gewinnen, daß man darüber entscheiden könne, inwiefern Senn sein Elend selbst verschuldet habe, inwiefern es aus den Verhältnissen seiner Zeit entsprang.

Möge von ihm erhalten bleiben, was licht, gut und edel; für seine Fehler, seine Schwächen hat er mehr als genug gebüßt durch seine Leiden.

Clemens Graf Brandis

Geboren 1798, gehört Clemens Graf Brandis einer Familie an, welcher Beschäftigung mit Kunst und Wissenschaft auch in älteren Zeiten nicht fremd war. Ein Brandis schrieb im Rokoko ein Schäferspiel: „Selindas von Alidarsi Lustgarten"; dem Baron Brandis verdanken wir „des tirolischen Adlers immergrünes Ehrenkränzlein", welches 1678 erschien und lange hoch in Ansehen stand. Clemens schrieb unter Benützung archivalischer Quellen „Tirol unter Friedrich von Oesterreich" (1823), und im 25. Bande der „Zeitschrift des Ferdinandeum" einen Aufsatz: „Johann Nepomuk Graf von Welsberg." Er ist sehr wichtig für die Geschichte der Kämpfe Tirols gegen die Franzosen am Schluß des 18. und zu Beginn des 19. Jahrhunderts; namentlich möchte ich die Darstellung der Schlacht von Spinges empfehlen. Damals behauptete der Volkswitz, die Tiroler und die Franzosen seien vor einander davongelaufen, wie Papageno und der Mohr in der „Zauberflöte". Graf Clemens war ein Hochtory reinsten Blutes, darum fegte ihn auch der Sturm von 1848 von seinem Posten, doch fand er dann eine Stelle im Haushalt des

Kaisers Ferdinand zu Prag. Man hat ihn viel geschmäht und verhöhnt, lassen wir die Gassenbuben pfeifen und erwähnen dafür, daß er nicht bloß wie Andere den Gehalt seines Postens bezog und verschiedene Akten unterfertigte, sondern auch für das Land ein warmes Herz hatte. Mit Recht prangt sein Bild in der Rotunde des Ferdinandeums an hervorragender Stelle. Hellweger hat das kleine Männchen im krebsroten Matrikelfrack gemalt, das Haupt mit den feinen Zügen sitzt ihm steif im Nacken, mit der Hand zeigt er auf ein Bild des Museums, für dessen Bau er so Vieles getan.

Er wendete sich aber auch jedem Talent der Heimat zu, suchte zu fördern und zu unterstützen, wofür er freilich von Manchem des Teufels Dank erhielt.

So war er mit dem Lyriker Hermann von Gilm im Verkehr. Dieser wollte sich, in Verkennung seines herrlichen Talentes für das Lied, plötzlich den Kothurn anschnallen. Brandis belehrt ihn nun über das Verhältnis des Dichters zur Geschichte, freilich in einer Art, mit der die Aesthetiker kaum einverstanden sind, wenn man auch vielleicht Lessings Ansichten jetzt modifizieren muß. Der Briefwechsel des Gouverneurs mit dem Praktikanten ehrt Beide, wenn auch Letzterer die Stoffe liegen ließ, die ihm Jener bezeichnete, und sich an dem Streit der Aebtissin Verena von Sonnenburg mit Sigismund dem Münzreichen versuchte. Auch ein Tendenzdrama begann er später, wo ein poetischer Praktikant Oswald durch ein Jesuitenlied Braut und Zukunft verlieren soll. Beide blieben Fragmente. Den Brief von Brandis gebe ich zur Charakteristik des vielfach mißkannten Mannes.

Innsbruck, 25. Jänner 1844.

Lieber Herr v. Gilm!

Sie berühren in Ihrem Brief vom 2. d. Mts. einen Punkt, der für mich sehr viel Interesse hat und mich veranlaßt, Ihnen darüber meine Ansicht mitzuteilen. Die historische Dichtung, der Sie sich zuwenden wollen, ist ungemein anziehend für den Dichter und für den Leser, sie hat aber auch ihre gefährlichen Klippen. Bei den Gebilden Ihrer Phantasie sind Sie niemand eine Rechenschaft schuldig als dem guten Geschmacke, dagegen ist es aber auch überaus schwer, ersonnene Begebenheiten so anziehend darzustellen, daß sie dem Leser Interesse einflößen. Bei Darstellungen aus der Geschichte, wenn sie lebendig und treu sind, haben Sie gleich zu voraus den Leser und bei dem Drama den Zuschauer gefesselt — wie bei einer Landschaft das Ideal, wenn es nicht ein hohes Meisterwerk ist, kalt läßt und eine oft mittelmäßige Darstellung einer Gegend anzieht. — Die wesentliche Bedingung bei der historischen Darstellung ist die Treue; während Sie einem König Arthur was immer für einen phantastischen Mantel umhängen können, gibt es nichts Aergerlicheres für einen treuen Kenner der Geschichte als ein Mißgriff in ihrer Auffassung und Darstellung. Ich bin weit entfernt, die Poesie zur Geschichte machen zu wollen, die Phantasie daraus zu verbannen. Die Anforderung, die ich stelle, ist, daß die Tatsache, die den Stoff liefert, wahr, das ist aus verläßlichen Quellen geschöpft sei, daß die Hauptcharaktere wahr seien und daß der Dichter die gesamten Zeitverhältnisse richtig auffasse. Wenn ich bei den vorkommen-

den Charakteren auf Wahrheit dringe, so verstehe ich darunter, daß man einem in der Geschichte bekannten Manne nicht eine ganz falsche Richtung zuweise. So erhielt ich unlängst von einem bayerischen Dichter Löhle ein dramatisches Gedicht über Herzog Friedrich von Tirol, wo Oswald von Wolkenstein zum Freunde des Herzogs und Anführer der Volkspartei gegen den Rottenburger gemacht wird, während Letzterer lange schon tot war und Wolkenstein ganz umgekehrt an der Spitze des Adels stand. Kömmt so was in der Folge auf, so hat das Stück um die Hälfte weniger Interesse und erzeugt immer einen gewissen Ekel.

Unsere Geschichte ist sehr reich an dramatischem Stoffe, sehen Sie sich darin um, und sind Sie um Quellen verlegen oder nicht ganz sicher die richtigen getroffen zu haben, so schreiben Sie mir, ich werde Ihnen entweder selbst antworten oder antworten lassen und mit meinen eigenen Kenntnissen und denen meiner Umgebung hier gern nützen. Wenn Sie noch keinen Stoff gewählt haben, so will ich Ihnen einige andeuten: Der Ueberfall der päpstlichen Gesandten durch die Grafen von Eppan 1158 und ihre Züchtigung durch den Herzog Heinrich den Löwen (Hormayr Bd. II); die Erstürmung von Meineck bei Botzen durch Herzog Meinhard 1292 (Tiroler Almanach 1824); die Bekämpfung der Starkenberger durch Herzog Friedrich — der Sturz der Gradner unter Erzherzog Sigmund.

Wenn Sie eine Wahl getroffen haben, so schreiben Sie mir darüber und skizzieren Sie mir die Sache und die Charaktere, vor Allem aber lesen Sie etwas Verläßliches über die Zeit, aus der Sie ein Faktum wählen,

um den Geist der Periode zu treffen. Es sollte mich freuen, wenn Sie etwas Anziehendes in diesem noch brach liegenden Felde förderten.

Ich verbleibe

Ihr ergebener
Gf. Brandis.

Ich hatte ebenfalls die Ehre, mit dem Grafen Brandis in Verbindung zu stehen. Der Naturforscher Dr. Stotter, welcher 1848 zu Lavis als Schützenoffizier starb, führte mich ihm vor, als ich — das Jahr wüßte ich nicht mehr anzugeben — in die Ferien nach Innsbruck kam. Der stolze Gouverneur schrieb dem unbedeutenden Studenten wohl auch und dieser hat es trotz des Jahres 1848 nie verleugnet, daß er ihm zu Dank verpflichtet war. Ich schickte ihm ein Büchelchen nach Prag und die Antwort mag ebenfalls als Beitrag zu seiner Charakteristik hier stehen.

Prag, 12. Jänner 1851.

Wohlgeborner Herr!

Als ich Ihr wertes Büchelchen über das Drama des Mittelalters in Tirol erhielt, hieß es, Sie wollen mir nächstens schreiben; da wartete ich auf Ihren Brief und säumte Ihnen für Ihre sehr werte Gabe zu danken, bis die ersten Tage des Jahres mir Ihren Brief brachten.

Das wissenschaftliche und Kunstleben in unserem Vaterlande lag mir immer sehr am Herzen und mit Freude höre ich Alles, was darauf sich bezieht, ist es

mir auch selbst nicht gegönnt, manche Pflanze zu pflegen, wozu ich den Keim in die fruchtbringende Erde gelegt habe. Das Museum hat durch die Ereignisse des Jahres 1848 und deren Folgen, insbesondere die immer fühlbarere Entfremdung Südtirols einen sehr empfindlichen Schlag erlitten. Stotters Verlust, wie Sie selbst bemerken, ist für dasselbe sehr verhängnisvoll gewesen. Dieser harmlose Enthusiast für die Natur ist durch die Bewegung zu einem politischen Schwärmer geworden und hat den Tod dabei gefunden — und Sie, ein Dichter, den Ihre Freunde vor wenigen Jahren als künftigen Dramaturgen begrüßten, sind durch dieselben Ereignisse zu einem prosaischen Professor der Naturgeschichte geworden! Nun trösten Sie sich, ich hätte mir auch nicht träumen lassen, einen Hofdienst annehmen zu müssen! Die Ereignisse haben mehreren Leuten so mitgespielt.

Möge Ihr neuer Beruf Ihnen viel Gelegenheit geben, Ihrem Vaterlande zu nützen; es wird mich freuen, die Erwartung erfüllt zu sehen, die ich mir von Ihnen hegte.

Mit aller Hochachtung

Ihr ergebenster
Brandis.

Daß er sich auch mit Poesie befaßte, ist bisher so ziemlich unbekannt geblieben; denn wie viele wußten, daß der 2. Jahrgang der „Klio", eines Taschenbuches, das 1821 zu Wien erschien, seinen „Mönch von Clausen, ein dramatisches Gedicht in 3 Abteilungen" enthielt? Es schildert uns in symbolischer Form nicht ohne Rühr-

seligkeit die Kämpfe Tirols 1809 auf dem Hintergrunde der Schlucht des Eisak bei Oberau. Brandis, geboren 1798, war damals 23 Jahre alt. Man kann seinen Gedichten ebenso wenig wie denen Perthalers Talent absprechen; er wandte sich jedoch sehr bald ausschließlich dem Staatsdienste zu und hier begleitete ihn die Muse nicht weiter. Sein Sohn, Graf Anton, hat mir aus seinem Nachlasse alles Poetische mitgeteilt, es kann wesentlich beitragen zur Charakteristik des interessanten, für die Geschichte des Vormärz in Tirol bedeutenden Mannes.

Schon 1816 hatte er im Theresianum zu Wien mit drei Jugendfreunden einen poetischen Bund geschlossen, wie deren in Tirol trotz aller Verschiedenheit der geistigen Strömungen öfters auftauchen. Das Denkbuch der Freunde liegt vor mir; es enthält keine auch nur halbwegs beachtenswerte Leistung und es ist daher kaum der Mühe wert, Namen anzuführen. Von Brandis haben wir noch ein patriotisches Gedicht in 3 Abteilungen: „Der Greis auf der Malserheide", welches die bekannte Schweizerschlacht von 1499 behandelt. Dramatisches Leben und scharfe Charakteristik vermissen wir auch hier, doch begegnen wir manchmal begeistertem Schwunge, der aus der Liebe zu seiner Heimat Tirol entspringt. Auch bei ihm sehen wir einen Zug, der sich fast bei jedem tirolischen Dichter findet: den starken Partikularismus, der tief in den Alpenhöhen wurzelt. Ihm verdankt Brandis wohl sein bestes Gedicht „Der Druide und die Adler", eine Art Kantate zu Ehren des roten Tiroleraares. Daß hier und an andern Orten mit ein bißchen Deutschtum gerasselt wird, will ich nur an-

deuten; in Form und Vorstellung stand jene Jugend noch auf dem Boden Klopstocks, wie ja auch noch später Josef Lertha in der vergangenen Manier dieses Poeten stecken blieb. Ueberraschen dürfte Manchen „Der Schweizer am Rütli“:

Der Schweizer ist ein freier Mann,
In schlägt kein Vogt mehr auch in Ketten,
Greift, wenn ihr's wagt, greift ihn nur an,
Gott und die Freiheit wird ihn retten.

Hier in dem Herzen flammt sie stät,
Der deutschen Freiheit Oriflamme,
Und eh' als die, als die vergeht
Vergeht ihr Vögt mit eurem Stamme.

Vergeht, Verräter, nur! — Doch nein,
Geht eure Weg' die ihr gekommen
Und laßt uns Schweizer Schweizer sein
Und uns're Freiheit unbenommen.

Frisch auf, Genossen, Hüt' geschwenkt
Hoch soll die Freiheit, Freiheit leben!
Und wem es warm im Herzen drängt
Der ruf': Es soll die Freiheit leben!

Wer dieses liest und dabei denkt, daß Brandis später als Reaktionär in Verruf war, traut wohl kaum seinen Augen, ihn hier als Freiheitsdichter zu finden. Aber man darf ihn nicht mit dem Maß der Märztage, die ihn von seinem Posten fegten, bemessen. In dem Tirolertory wehte bereits der Hauch des Fortschrittes, wenn auch nicht des modernen Liberalismus. Ich habe dies schon früher angedeutet. Unter den lyrischen Poesien finden sich auch religiöse, sie zeugen vom Geiste wahrer Gläubigkeit, und erotische — Urväter-Hausrat! Man

gelangt rückwärts bei Gleim an, — doch sei eine Probe gestattet:

Die Huldigung

Was willst du, Röschen! denn mich fliehen
Nur einen einz'gen Kuß von Dir!
Den darfst du mir doch nicht entziehen,
Ich geb' dir hundert ja dafür!

Was zürnst du denn, du kleine Lose?
Dein Mund so lieb, so zart und fein,
So schön, wie eine junge Rose
Lad't mich ja selbst zum Kusse ein.

Und ich will dir ja blos nur zeigen,
Wie mir dein Mündchen wohl gefällt,
Und du, statt ihn zu mir zu neigen, —
Bald hättest du wohl gar geschmält.

Nur einen Kuß, mir zu Gefallen
Und einen Blick nur Stern an Stern
Dann geb' ich auch, dir zu Gefallen
Sie hundertfach dir beide gern.

Aehnlich mutet uns auch „Hermann und Thusnelda in Walhalla" an; in der Manier einer Nachahmung von Schillers „Hektor und Andromache". Mit diesem Dichter schließt Brandis überhaupt ab; er sagte mir gelegentlich, daß er von Platen, Lenau, Grün und dem übrigen modernen Nachtrab überhaupt nichts mehr kenne. — So sehr wußte sich dieser Mann zu beschränken, nachdem er einmal die Aufgabe seines Lebens erfaßt hatte.

Michael Stotter

Die Ideen von 1848, welche so viele Herzen entflammten, sind fast ganz unter den Gesichtskreis gesunken; das neue Geschlecht überzeugte sich im harten Kampfe um das Dasein von ihrer teilweisen Unausführbarkeit und ließ sie daher abstrakt gegenüber der historischen Entwicklung fallen; es ist kälter, praktischer geworden; ja es betrachtet sogar jene, die sich voll selbstloser Begeisterung, Parcivals Schellenkappe über die Ohren gestülpt, dafür einsetzten, nicht bloß gleichgültig, sondern mit überlegener Ironie. Die Jünglinge und Männer von damals, denen die Gegenwart, wenn sie gerecht sein will, doch gar vieles verdankt, sind Greise geworden; es schlagen aber ihre Pulse höher, wenn sie von jenen Zeiten erzählen, sie erwärmen sich an ihren Erinnerungen im Alter und betrachten sie als einen heiligen Schatz. Wenn sie, getragen vom allgemeinen Aufschwung, glaubten, manche Fesseln seien für immer zerbrochen, so müssen sie jetzt mit Wehmut anschauen, wie man sie wieder zu schmieden trachtet, sie denken sogar an Metternich und sein System nicht ohne Achtung; weh' dem, der unter dem Kaiser Franz die Reichseinheit, welche die große Kaiserin Maria Theresia begründete, anzutasten gewagt hätte! Mit seinen strengen blauen Augen hätte

er nicht bloß die schwarz-rot-goldene Fahne, die man jetzt verbietet, niedergeblitzt, sondern auch die übermächtige slawische Trikolore; noch einmal weh' dem, der die eine oder die andere erhoben hätte: er konnte in Muncacz neben Ypsilanti oder auf dem Spielberg in der Gesellschaft Marvacellis und Pellicos über sein unbesonnenes Unternehmen nachdenken.

Auch auf unsern Bergen ruht noch das stille Abendrot jener Vergangenheit; in Tirol brach zuerst der Kampf gegen Absolutismus und Ultramontanismus los. In der Vorderreihe begegnen wir hier Michael Stotter; sein Name wurde im Schlachtenlärm von 1848 bald vergessen, so daß ihn selbst Wurzbach nicht anführt, und dennoch hatte er mehrfach eine Bedeutung, die auch jetzt noch im Stillen nachwirkt. Er verdient daher gerade in einem Blatte, das seit langen Jahren Berichten über unsre Zustände gern die Spalten öffnet, wieder aufgeweckt zu werden, um so mehr, da manche Parallelen naheliegen. Ich beschränke mich bei der Angabe des biographischen Teiles auf das wesentlichste, um dafür, wie es hier mehr am Platze, Ausblicke auf allgemeine Verhältnisse zu eröffnen, die sich vielfach mit den heutigen verketten.

Michael Stotter, der Sohn eines Kaufmannes in der oberen Sillgasse zu Innsbruck, wurde am 13. November 1813 geboren; ihm folgte ein Bruder Joseph, welcher sich um die Stadt manches Verdienst erwarb, und eine Schwester Anna, der jener die vollste Liebe zuwendete und deren Geist er in jedem Sinne zu bilden versuchte, so daß sie ihm stets ein dankbares Andenken bewahrte.

Michael trat 1824 am hiesigen Gymnasium ein — unter Professor Norbert Oberhauser mit weniger Erfolg, bis er erwachte und aus den philosophischen Jahrgängen glänzende Zeugnisse heimbrachte.

Im Herbste 1833 widmete er sich zu Wien dem Studium der Medizin, das er in Padua fortsetzte, den Doktorhut holte er 1839 zu Pavia. Für ihn bezeichnend sind zwei Thesen bei der Disputation am 23. März. Die eine lautet: „Minera tempore crystallisationis vivunt," die andere: „Amor, non impetus venereus mentis' animi corporisque vitam ad altiorem extollit potentiam." Jene deutet auf sein fleißiges Studium der Naturphilosophie, welche ihn allerdings nicht zum groben gedankenlosen Materialismus mancher modernen Forscher führte. Das Gemüt des edlen Mannes war, wie seine Briefe beweisen, religiös im höheren Sinne des Wortes, obschon er sich zu manchem „Gsatzl" des Katechismus nicht bekennen mochte. Die zweite konnte wohl auch Petrarca oder irgendein schwärmerischer Neuplatoniker der Renaissance zur Aufschrift wählen. Stotter blieb den Frauen gegenüber immer Idealist und weihte ihnen eine Huldigung, wie es die weltkundigen Aerzte nicht oder höchstens mit einem Anflug von Ironie zu tun pflegen. Daß sich seine Tätigkeit nicht bloß auf die Rezepte am Krankenbette beschränkte, wenn er auch manchmal der Aurea praxis eine humoristische Seite abgewann, zeigen manche Entwürfe seines Nachlasses; so die „Gedanken über die Kunst der Griechen und des Mittelalters"; an den Druck hat er wohl nie gedacht.

Seinem Berufe widmete er sich mit Eifer und hatte

namentlich als Augenarzt schöne Erfolge. Unter den Naturwissenschaften wählte er Mineralogie und Geologie zu seiner Nebenbeschäftigung, die jedoch bald alles andere in den Hintergrund drängen sollte. Der scharfe Professor Mohs in Wien hatte ihn vor dem Zerflattern bewahrt und mit logisch mathematischer Strenge auf den richtigen Weg gewiesen.

Es hatte sich in Tirol ein geognostisch-montanistischer Verein gebildet, mit der Aufgabe, das Land zu untersuchen, Erzfunde zu prüfen und zu verwerten und schließlich als Ergebnis der Forschungen eine große Karte herzustellen. Kommissäre wurden für alle Täler besoldet, Handstücke gesammelt und im Landesmuseum hinterlegt, wo sie in vielen Kästen aufgestellt, Zeugnis von dieser ausgedehnten Tätigkeit geben und ein Sekretär bestellt, der die Fäden zusammenfassen und in einem Gesamtbild vereinen sollte. Die Wahl Stotters 1844 war eine sehr glückliche zu nennen. Schon die Ferien früherer Jahre hatte er benützt, das Land nach allen Richtungen kennen zu lernen, so daß er über die verwickelten Verhältnisse dieser Gebirgsstöcke und Ketten einen Ueberblick besaß, wie sonst Niemand. Die Karte erschien erst nach seinem Tode; ein Werk wie keine andere Provinz Oesterreichs, kein deutsches Land ein solches aufzuweisen hatte. Vollauf genügt hier das Zeugnis Leopolds v. Buch; diese Karte ist die Grundlage geblieben, auf welcher spätere Forscher weiterarbeiten, jetzt ist sie freilich überholt: ein Schicksal, dem sich alle naturwissenschaftlichen Werke fügen müssen: sie sind nur Bausteine für einen erhabenen Tempel, der immer höher emporwächst, aber nie vollendet werden kann. Bei

seinen Arbeiten wurde er wesentlich durch den damaligen Statthalter Clemens Graf Brandis gefördert. Dieser verrufene Reaktionär war allerdings ein charakterfester Hochtory und dabei schwarz in der Wolle gefärbt, er besaß jedoch für alle Interessen des Landes ein warmes Herz, suchte sie zu fördern, wo er konnte und hat hie und da der Polizei Zügel angelegt, wenn sie plump dreintappen wollte. Er unterstützte Talente jeder Art, mancher hat denn freilich, als das Wetter umschlug, roh und undankbar nach der Hand des Wohltäters geschnappt.

Wie viel Stotter die berühmten Sammlungen des Ferdinandeum verdanken, deute ich nur kurz an; einen ganzen Winter arbeitete er täglich mehrere Stunden in den ungeheizten Sälen trotz der Warnungen besorgter Freunde, die eine Lungenkrankheit befürchteten; sie hat ihn nach einigen Jahren hingerafft und er holte sich wohl hier den Todeskeim. Unterstützt wurde er dabei von einer Schar junger Freunde; er verstand es, die Studenten an sich zu ziehen, machte mit ihnen im Sommer Ausflüge auf das nahe Gebirge, abends saß man dann in einem Bierkeller, und es wurde dabei nicht bloß über die „Stoaner" geredet, man verhandelte auch über andere Dinge, die man sonst damals kaum zu berühren wagte. Diesem Kreise gehörte Joseph v. Schnell an, der mit offenem Auge für die Natur den Orient bereiste; nach ihm wurde eine neu entdeckte Pinie aus Kleinasien benannt. Den Hammer, welcher dem Freunde entsunken war, hob ich auf und wirkte seit langen Jahren als Geologe.

Besonders tätig war Stotter auch für die literari-

schen Abendunterhaltungen, welche den Winter hindurch jede Woche einmal im großen Saale des Museums abgehalten wurden und den freien Gedankenaustausch über verschiedene Fragen auf allen Gebieten des Wissens vermittelten. Sie haben längst aufgehört, wie denn das Museum jetzt kaum mehr dieselbe Bedeutung für das geistige Leben Tirols hat, wie im Vormärz; doch erinnern sich alte Männer auch jetzt noch gern an die Genüsse, die Anregung, welche ihnen jene Stunden boten.

Stotter veröffentlichte in seinem Fach auch einige gediegene Werke. Ein Ausflug, den er mit seinem Freunde L. von Heufler in das Oetztal unternahm, gab den Stoff zu einer kleinen Abhandlung, „Geognostisch-botanische Bemerkungen auf einer Reise nach Schnals". Wichtiger war das folgende Werk; das allmähliche Vorrücken des Vernagtferners erregte bange Sorge, indem durch das Stauen des Rofner-Sees dem ganzen Oetz- und Inntale bei einem plötzlichen Ausbruch die größte Gefahr drohte. In solchen Fällen schickt man bekanntlich Kommissionen, um sich amtlich mit großen Kosten von dem zu überzeugen, was jeder Hirtenbube weiß: daß nämlich nicht zu helfen ist! Stotter wurde beigezogen. Die wissenschaftliche Frucht seiner Beobachtungen war ein Büchlein: „Die Gletscher des Vernagt-Tales in Tirol und ihre Geschichte. 1846." Fachmänner wie Leonhart sprachen sich sehr anerkennend darüber aus; die Aufeinanderfolge der Tatsachen und ihre Entwickelung ist klar dargestellt und durch eine treffliche Karte erläutert. Zwei wissenschaftliche Fragen, die namentlich von den Schweizern viel umstritten wurden, sind hier auf verläßliche Weise gelöst: es wurde nämlich das

Vorrücken der Gletscher auch im Winter nachgewiesen und der Zusammenhang dieses Vorrückens mit vorausgegangenen nassen Jahren sichergestellt. Eben damals tauchte die Frage der Eisenbahn über den Brenner auf. Stotter gab eine Uebersicht der orographischen Verhältnisse des Passes, bis zum ersten Spatenstiche vergingen aber noch Jahrzehnte. Für die Zeitschrift des Museums gab er 1847 ein sehr fleißiges zum Teil auf neuen Messungen beruhendes Verzeichnis tirolischer Gebirgshöhen. Zwei große Abhandlungen über die Oetztaler- und Silvrettamasse veröffentlichte ich aus seinem Nachlasse 1859 in der Zeitschrift der Anstalt.

Stotters Streben richtete sich nun auf die Lehrkanzel der Naturgeschichte an der Universität, welche unbesetzt war; seine bisherigen Leistungen rechtfertigten den Anspruch. Er unterzog sich dem Konkurse, welcher damals für solche Aemter vorgeschrieben war; die Ernennung erfolgte, das Dekret traf ihn nicht mehr unter den Lebenden.

Daß ein Mann, so vielseitig begabt wie Stotter, auch regen Sinn für Poesie habe, läßt sich voraussetzen; er betätigte ihn nicht bloß dadurch, daß er von Beda Weber Beiträge tirolischer Volksdichtung für die Zeitschrift des Ferdinandeum verlangte, er machte auch selbst Versuche, wie auf die geliebten Alpen, am Parnaß emporzuklimmen — mit ebenso viel Geschick, wie manche Tiroler Poeten, denen man gedruckt begegnet. Die Zeit, von diesen Versuchen etwas drucken zu lassen, ist um vierzig Jahre vorüber. So mögen seine Balladen, zu denen meist tirolische Sagen und Geschichten den Stoff lieferten, unter den vergilbten Handschriften bleiben,

bis auf ein paar kleine Proben, welche eine Wochenschrift bringt; zugänglich ist ein romantisches Drama: „Die Eisfräulein im Oetztal“. Es wurde 1851 im „Phönix“ abgedruckt und beifällig aufgenommen.

Vielleicht hätte Stotter auf der Bühne Erfolge gewonnen; auf einer wenigstens gelang es ihm: auf dem Kindertheater zu Natters. Wir wenden uns nun einem anmutigen Bilde zu. Wie eine Lichtgestalt schwebt uns aus den Nebeln der Vergangenheit die schöne Gräfin Therese Sarnthein entgegen. Sie hatte sich mit dem Gatten, einem schlichten, geraden Manne aus alter Familie bei Bozen, in früher Jugend vermählt; bald umgab sie eine Schar blühender Kinder. Blond, mit klaren Augen, schlank und hochgewachsen, war sie die deutsche Frau, an die wir bei Walthers „durchblüemet und durchsüezet“ denken dürfen; fröhlich von Natur, ließ sie sich wohl auch auf eine kleine Neckerei ein, ohne daß je ein unreiner Hauch ihr Wesen berührte. Ueber die „gartenlaubige“ Prüderie der modernen deutschen Damen, welche ihre Bildung aus der höheren Töchterschule holen, hätte sie in ihrer lauteren Unbefangenheit nur gelächelt — eine Prüderie, die man freilich nur dem deutschen Schriftsteller gegenüber heuchelt. Auf ihre Bildung hatte Johannes Schuler, der Gatte ihrer Schwester, wesentlichen Einfluß; mit feinem Gefühle wußte sie zu erkennen und zu unterscheiden, so daß auch Männer auf ihr Wort hörten und ihr Urteil achteten. Ihre Schwägerin war die edle Cornelie Schuler, deren Briefe, reich an Geist und Gemüt, wohl zum Schönsten zählen, was deutsche Frauenhand schrieb. In der Stadt, wo die Gräfin das Erbhaus der Familie

bewohnte, und in der Sommerfrische von Natters waren der Psycholog Sebastian Ruf, der Philosoph Georg Schennach, Alois Flir, der sie nach ihrem Tode 1855 zu Rom in einer Vision verklärt zu schauen glaubte, oft und gern gesehene Gäste; ich durfte an die fromme, aber nicht bigotte Frau meine zwei ersten, tiefernsten, skeptischen Hymnen richten; der geistreiche satirische Josef Daum war der Lehrer ihrer Kinder. Ich erinnere mich an manchen schönen Abend, wo die bunte Gesellschaft durch Feld und Wald wanderte; die Kinder pflückten einen Strauß Feldblumen, der dann zu Füßen des Kreuzes am Eingange des Dorfes niedergelegt wurde; wenn die Sterne in der Dämmerung schimmerten, begann sie wohl mit der reinen, hellen Stimme ein passendes Volkslied, wer konnte, sang mit, die Männer brummten den Baß.

Für ihre Kinder dichtete Stotter seine anmutigen Dramen; aufgeführt wurden sie im Stadel. Vor dem weit offenen Tor auf der Wiese versammelten sich die Bauern mit Weib und Kind, lachten ob dem Zwerg Puzimann, wie ihm der Bart eingeklemmt und vom klugen Schneeweißchen abgestutzt wurde, und heulten bei den unglücklichen Schicksalen des „verschwundenen" Prinzen. Diese kleinen frischen Dinge verdienten gar wohl den Abdruck in einer Jugendzeitschrift; freilich ist auch für die Kinder von heute die Romantik ein überwundener Standpunkt.

Im Frieden dieser Idylle hörte man jedoch manchmal ein Murren, ein Grollen, ein Rollen, welches auf das Herannahen eines Gewitters deutete. Wenn ich hier die Kämpfe, welche im Vormärz die gebildeten Kreise

Tirols gelegentlich aufregten, berühre, geschieht es nicht, um die Asche von Kohlen wegzublasen, welche seit mehr als einem Menschenalter verglommen sind; wie ich bereits öfters hervorgehoben, bin ich unabhängig von jeder Partei des Landes, und werde daher keiner zu Nutz, keiner zu Trutz schreiben, wohl aber will ich die Tatsachen unverfälscht andeuten, wie denn jede Gegenwart der Vergangenheit gegenüber das Recht auf volle Wahrheit hat.

Es ist bisher viel zu wenig hervorgehoben worden, daß sich in Tirol zuerst von allen Kronländern eine, wenn auch kleine Partei gegen den Ultramontanismus und Absolutismus bildete. Zwar die Beamten, die Aerzte, Advokaten und viele Bürger waren schon damals das, was man liberal nannte, sie blieben jedoch wie Sandkörner ohne Zusammenhang. Da sammelte sich um den hochgebildeten Johannes Schuler, welcher — o Ironie des Schicksals! — den amtlichen „Tiroler Boten" redigierte, eine kleine Gruppe von Männern; um vor den „Naderern" sicher zu sein, trafen sie sich in seiner Bibliothek, Küche und Keller besorgte die Hausfrau. Da klomm einmal ein solcher Kerl an der Wand empor, sein Antlitz leuchtete wie der Vollmond ins Zimmer, man packte ihn und übergab ihn unter allgemeinem Gelächter einem anderen „Naderer", der zur Deckung im Hintergrunde einer Hausecke lauerte, als Einbrecher. Ihr lacht? Vielleicht haben wir wieder nicht weit zu solchen Zuständen: darf man doch jetzt schon beim objektiven Verfahren an die alte Zensur denken, und von der lex Liechtenstein, welche hohen Herren gewiß sympatisch ist, haben wir keinen großen Schritt zum Konkordat. Hier

sei noch eines Nichttirolers — wir meinen Fr. Lentner — gedacht, der heiter und anregend in Meran wirkte.

Als 1838 die Zillertaler ausgetrieben wurden, sah man erschrocken alle Errungenschaften moderner Humanität mit Füßen getreten, was hatte man nicht noch alles zu erwarten! Schon im Landtage erhob der Bürgermeister Maurer Widerspruch, vermochte aber nichts gegen J. Giovanelli, dem sich Alles beugte. Dieser galt den Liberalen bald als lächerlicher Schuhu, gar Mancher „naggelte“ jedoch, wenn er die buschigen Brauen zusammenzog oder die hohe Stirn runzelte. Der Mann war nicht so unbedeutend, als man ihn darstellen wollte, sonst wäre nicht Görres sein Freund gewesen und hätte zahlreiche Briefe mit ihm gewechselt. Gegen ihn schleuderte der finstere Senn seine grimmig groben Sonette, und war stolz genug, sie nie zu verleugnen. Später schilderte Ludwig v. Schnell das Schicksal der Auswanderer in einer Broschüre; H. v. Gilm gedenkt ihrer in den „Liedern eines Verschollenen“, ich widmete ihnen ein Gedicht, das noch jetzt in Anthologien nachgedruckt wird. Noch höher gingen die Wellen, als die Jesuiten berufen wurden. Auch hier galt J. Giovanelli als Mauerbrecher, Unterrichtete behaupten jedoch, daß er nur vorgeschoben wurde, wie man denn überhaupt in Oesterreich an das Wort Guicciardinis denken darf: „Man liebt es, den Stein zu werfen, aber die Hand, die es tut, soll nicht gesehen werden.“

Der leidenschaftlich übersprudelnde H. v. Gilm dichtete sein „Jesuitenlied“, zu dem er sich, um die Karriere nicht zu gefährden, weder jetzt noch später offen bekennen durfte, welches er sogar in den Tagen der Reaktion

beim Rektor des Ordens als eine Jugendarbeit entschuldigte.

Auch der schneidige Josef Streiter in Bozen, welcher auch in den „Grenzboten“ manchen Böller losließ, schrieb eine Broschüre, die einen gewaltigen Lärm hervorrief, ohne daß es der heiligen Hermandad, die nach allen Windrichtungen schnüffelte, gelang, den Verfasser auszuspüren. Wehe ihm, wenn es geschehen wäre! Stotter dichtete seine „Nebeljungen“, ein komisch satirisches Epos, über welches man damals viel lachte: es ist mit dem größten Teile seines Nachlasses verschollen.

Wie haben sich die Zeiten geändert! Im Nachmärz wurde den Jesuiten die theologische Fakultät übergeben, welche heuer mehr Zuhörer, und darunter sehr viele aus dem deutschen Reiche, versammelt, als jede andere, sie verwalten eine prächtige Kirche, die frommen Frauen strömen in die Mai-Andachten und Predigten, wer kümmert sich aber darum? Die Zahl ihrer Anhänger und Gegner hat sich verhältnismäßig wohl kaum vermehrt, dem Geschlecht von heute brennen jedoch ganz andere Fragen auf den Nägeln, aber auch hier erinnern wir an den Spruch Salomons: „Es gibt nichts Neues unter der Sonne!“ Und wer weiß, ob nicht in Oesterreich, gegenüber dem Wutgeheul von Hebbels Karyatidenvölkern, welche mit den schwarzen Tschechen verbunden sind, bald wieder der alte Schlachtruf des Liberalismus erschallt, den Viele bereits als abgetan betrachten. Vielleicht regen diese Zeilen da oder dort zum Nachdenken an.

Am höchsten stieg die Flut der Aufregung, als die Jesuiten ein Knabenkonvikt bauten, wie sie ein solches

zu Kalksburg und Feldkirch besitzen. Als der Grundstein gelegt werden sollte, verweigerte die Bürgergarde den Ausmarsch, in der Grube fand man eine Visitenkarte, wie das Veilchen des Nithart, Spottverse flogen hin und her.

Stotter schrieb 1845 an mich nach Wien:

„Zwei Forts werden jetzt an der kleinen Sill gebaut: das Museum schützt die Stadt, die Jesuitenschule bedroht sie. Wir haben eine breite Treppe gelegt und drei Tore für den Eingang geöffnet. Kommt, kommt, hier seid Ihr zu Hause! Wir haben nur e i n Stockwerk aufgesetzt und überragen schon die drei Etagen der finsteren Trutzveste da drüben. Die Bürger stehen mit verschränkten Armen auf der Straße und schauen empor zum roten Aar an der Spitze der Attika und sagen: Das ist unser Museum. Da bewahrt man unsrer Väter Geschichte; da glänzen die Reichtümer unsrer Berge und ergötzen uns die Gedanken unsrer Künstler! Da ist Tirol und dort jenseits des Wassers — wenn doch die kleine Sill sich zum stillen Weltmeere ausbreitete! — ist die Reitschule der Jesuiten, in der unsre Söhne dressiert werden sollen, dort erklärt man Naturkunde und Kunst für sündige Dinge. So steht es mit dem Museum, und dies ist seine Wirksamkeit!" —

Der Enthusiast!

Zum Teil parallel mit dieser Bewegung oder sie vielfach durchdringend, lief eine andere. Die Beilage der „Augsburger Allg. Ztg." hatte im Dezember 1844 den Aufsatz von Josef Streiter „Poetische Regungen in Tirol" gebracht. Beda Weber nahm den Handschuh auf, die alten Freunde begegneten sich zwar mit geschlosse-

nem Visir, wurden aber leicht erkannt und rannten sich ohne gegenseitige Schonung an. Bald griff die „Augsburger Postzeitung“ ein und brachte nun eine Reihe von Aufsätzen, worin alles, was sich mit dem Liberalismus in Tirol berührte, herabgerissen, verhöhnt und denunziert wurde. Das war damals allerdings ungefährlich, umsomehr, da den Angegriffenen die Mittel der Gegenwehr mangelten. Da erzitterte gar mancher, der sonst wacker gegen den Ultramontanismus mitgekämpft, mitgesungen; der alte Senn lachte höhnisch über den allgemeinen Wirrwarr. Als Verfasser bezeichnete man Beda Weber; lange Jahre nach seinem Tode pflanzte ihm noch kleinliche Gehässigkeit Nesseln auf das Grab, wir wissen aber jetzt mit voller Bestimmtheit, daß er zwar in der „Augsburger Postzeitung“ mitarbeitete, jene Schmähartikel jedoch nicht aus seiner Feder stammten. Wollte ich den alten Kohl aufwärmen, so könnte ich das fromme Männlein bezeichnen, das sie verbrochen; es tat, als ob es nie ein Wässerlein getrübt hätte.

Im Herbste 1846 erschienen die „Frühlieder aus Tirol“ von mir; hier wagte eine neues Geschlecht die ersten schüchternen Flügelschläge, obwohl jedoch Geistliche, wie der geniale Alois Meßmer, beitrugen, witterte die Feme in Oberbozen doch den satanischen Schwefelstank der Revolution und tat das harmlose Büchlein in den Bann.

Dem Froschmäuslerkrieg machte die Nachricht über die Märztage in Wien ein plötzliches und unerwartetes Ende. Baumgarten und Stotter traten, als die anderen Professoren zagten und selbst Flir mundtot blieb, an die

Spitze der Bewegung unter den Studenten. Jener schrieb im Volksdialekt, den er meisterhaft zu behandeln wußte, nach dem Beispiele Castellis drei Briefe an die Bauern, um sie über die Bewegung aufzuklären; sein letztes Werk! Es gibt Zeugnis seiner schönen Hoffnungen, es dringt aus der Tiefe eines Gemütes, das für die höchsten Ideale schwärmte. Vor der Enttäuschung, welche der schmähliche Kankan einer verblödeten, unverständigen Reaktion für uns brachte, bewahrte ihn das Schicksal; wir sahen auch diese schimpflich zusammenbrechen, wir sehen wieder eine finster heraufziehen, möge Gott verhüten, daß dann mit ihr nicht andere, wichtigere Güter unter den Trümmern des Sturzes begraben werden! Der ganze Rummel wurde aber durch die Ereignisse an der Südgrenze in den Hintergrund gedrängt; die Welschen rückten an, Klerikale und Liberale scharten sich einmütig und mannhaft um die alte Tirolerfahne.

Auch die Studenten bildeten Kompagnien, wobei sich Stotter die Anerkennung des Erzherzogs Johann verdiente, wie ein Brief bezeugt. Er rückte als Oberleutnant aus, kam jedoch nur bis Lavis, wo ihn am 12. Mai eine tückische Lungenentzündung auf die Bahre streckte.

Seine Gestalt zeigt uns ein Oelgemälde im Museum, für das er so viel leistete, und eine Lithographie von Tobias Grieser. Er ist vorgebeugt, die Arme verschränkt, im Knopfloch das geliebte schwarz-rot-goldene Band, darunter lesen wir den Spruch:

„Nicht ob der Väter Ehre ziemt es stolz zn sein,
Spannst du nicht selbst den Bogen, ist er nicht dein.

Was willst du mit der Todten versunkener Ehre,
Mit eigenen Wogen nur geht der Strom zum Meere."

Seine Gebeine sind längst vermodert; wenigstens soll das Echo des Namens eines edlen Menschen, der sich nicht bloß um Tirol Verdienste erwarb, bleiben, bis auch dieses verklingt, wie aller irdische Ruhm!

Das Schwanken von einem Pol zum anderen hat uns weder Heil noch Frieden gebracht, möge man als höchstes Ziel das Gleichgewicht in der Mitte zwischen beiden aufrichtig anstreben, damit man nicht im Unglück wieder vor einer allerneuesten Aera kapitulieren muß.

Sigmund Schlumpf

So mancher wird es für zwecklos halten, in der wilden Jagd einer rastlosen Gegenwart über einen Jüngling ein Wort zu sagen, der durch keinen neuen Gedanken auf dem Meer der Zeit Bewegung hervorbrachte. Es mag sein! Dennoch ist er vielen lieb gewesen, weil sein Herz reich war an Liebe. Es glich einer Aeolsharfe, sie hat nur einen Mollakkord, aber dieser eine ist voll, tief und rein!

Sigmund Schlumpf gehört zu den Jünglingen, auf deren Stirn ein Strahl der Morgenröte des Vormärz von 1848 ruhte. Der Sohn eines bekannten Schützenhauptmanns, der sich auf dem Bergisel auszeichnete, wurde er 1818 zu Waidring geboren. Sein Vater hatte eine Anstellung als Mautbeamter, daher begenen wir ihm an verschiedenen Grenzposten, so auch zu Zollhaus bei Erl. Hier schlossen wir eine Jugendfreundschaft, bis eine Versetzung der Väter uns trennte. Der junge Schlumpf überholte mich bei der raschen Entwicklung seines Geistes sehr bald, so daß wir uns, als ich ihm ins Gymnasium nachrückte, bereits fremd waren. Als Schlumpf auf die Universität überging, begann Flir zu wirken und einen Kreis enthusiastischer Jüng-

linge zu sammeln, zu denen auch der später rühmlich bekannte Arzt Christian Schlechter zählte. Schlumpf stand bei seinen Genossen in hohem Ansehen, seine Lieder erfreuten sich großen Beifalls. Wenn jemand, führte er ein den Musen geweihtes Leben, indem er alles Bedeutende auf sich einwirken ließ und es auf das zarteste zu ergreifen wußte. Das Studium warf auch in seine Brust den Zweifel an der Offenbarung; die Schönheit des Katholizismus, wie sie ihm Flir darstellte, half ihm nicht über den Riß im Gemüte weg. Bald jedoch gewann er sich den Glauben an die heilige, unvergängliche Weltseele.

Allwesen du, mir nah und fern,
Das durch des Lebens Tiefen zieht,
Bist du nicht Abendrot und Stern
Und stille See, unsterblich Lied?

Nach Vollendung der philosophischen Kurse wandte er sich der Medizin zu. Das praktische Leben, in welchem er beginnen sollte, als Arzt zu wirken, hätte ihn jedoch aufgerieben durch den herben Widerspruch zwischen Ideal und Wirklichkeit, den irgend zu vermitteln ihm jede Anlage fehlte. Von Jugend an kränklich, fühlte er den Keim des Todes in der Brust und mit tiefer Sehnsucht horchte er den Ahnungsstimmen aus einer andern Welt; das Gedicht, worin er dieses ausspricht, wird niemand ohne Rührung lesen:

Ahnung

Ein Glöcklein hör' ich öfters läuten
Von fremdem, selt'nem Wunderklang,
Doch was das Glöcklein zu bedeuten
Hab ich umsonst geforschet lang.

Ich hör' es nur in heil'ger Stunde
Zumeist in stiller Mitternacht
Wenn alles schweigt in weiter Runde
Kein and'res Menschenaug' mehr wacht.

Auch hör' ich ernste, heil'ge Lieder
Ein andres Leben öffnet sich
Dann sinkt der Schlummer schwer hernieder
Und Träume viel umschweben mich.

Kommt dann die Sonne klar und helle
Nimmt alles seinen alten Lauf
Nur mir ist einsam um die Seele
Als stünd' ich aus dem Grabe auf.

Das hat er in Wien niedergeschrieben. Dann reiste er nach Padua, dort seine Rigorosen zu machen, vielleicht mit der Hoffnung, daß der freundliche Himmel Italiens ihm einige Tage zulegen, wenn auch nicht die volle Genesung gewähren werde. Um einige Studien zu machen, besuchte er das Spital und dort war es, wo die innigste und letzte Liebe sein Herz ergreifen sollte. Unter den Kranken befand sich ein Mädchen, das nach der Erklärung aller Aerzte unrettbar an einem Brustleiden darniederlag. Ein Freund Schlumpf's, der sich gerade zu Padua befand, hat sie uns geschildert. Als der sonst kalte und nüchterne Mensch von ihrer Geduld, von ihrer sanften Ergebung und all der Schönheit, welche ihren hinsinkenden Leib wie Morgenlicht einer heiligen Zukunft verklärte, in beredter Begeisterung sprach, konnte ich mir leicht vorstellen, welchen Eindruck sie auf Sigismund gemacht habe.

Letzte Bitte

Du mit dem dunklen Lockenkranz
Mit deiner Augen Himmelsglanz

Ach wende du mir, holdes Du
Dein bleiches Antlitz zu!

Ich bin so krank, der Busen brennt,
Ich fühl's, ich fühl's, es geht zu End'!
Ach wende du mir, holdes Du
Dein bleiches Antlitz zu.

Er mußte sie sterben sehen; allein die Erinnerung an ihr Hinscheiden erhellte seine letzten Stunden, man fand ihn eines Morgens tot, Lächeln wie vom Weihegruß der Ewigkeit im milden Gesicht. Die geschlossene Hand barg ein zerknülltes Blatt, mit den Versen, die ich oben mitgeteilt. An seiner Bahre vereinigten sich Deutsche und Italiener zu inniger Teilnahme. Das war im Frühling 1844. Er hatte beabsichtigt, mit einem Freunde, Bernhard Moser, der ihm bald ins Grab folgte, ein Heft Gedichte herauszugeben. Seinen kleinen poetischen Nachlaß erhielt ich zur Durchsicht und nahm jene Gedichte, die sich durch Innigkeit auszeichneten oder das Bild des Verstorbenen ergänzten, in die „Frühlieder" auf.

Einige Jahre später besuchte ich auf einer Reise seine Eltern. Sie lebten zu Waidring in Pension. Der Vater, altersgrau und verwittert, drückte mir, dem Jugendfreunde seines Sohnes, herzlich die Hand. Ich erzählte ihm, daß die Erinnerung an Sigismund bei vielen jungen Männern, die er einst durch seine Begeisterung für Wissenschaft und Kunst entflammte, noch nicht erloschen sei. Da gingen dem Alten die Augen über, er seufzte schwer und sagte, mich lange anblickend: „Er wäre jetzt in Ihrem Alter; Sie stehen gesund und kräftig da — er liegt in Wälschland unter der Erde — wer

hätte das gedacht!" Die Mutter nebenan konnte die Tränen nicht zurückhalten, wie denn beide sehr gemütliche und brave Leute waren. Sigismund blieb der Mutter stets mit Wärme zugetan.

Dies zeigt ein Gedicht, das hier folgt:

An meine Mutter

In meiner Kindheit frühen Jahren
War ich ein kranker, bleicher Knab',
In meinen gold'nen Lockenhaaren
Sollt ich zur dunklen Gruft hinab.

Mein Brüderlein von sonn'ger Weide
Bracht' mir viel Blümlein mit nach Haus,
Die Mutter lieb an meiner Seite
Band sie still weinend mir zum Strauß.

O Mutter, hättest du gewunden
Ums junge Haupt den Totenkranz
In deinem Arm hätt ich gefunden
Der Engelskrone lichten Glanz.

An deines Herzens Heiligthume
Von deinen Thränen sanft bethaut
Im Lockenhaar die zarte Blume
Hätt' ich des Himmels Glanz geschaut.

Mögen die Frauen dem fast frauenhaft weichen Dichter, der so früh abgerufen wurde, ihre freundliche Teilnahme nicht versagen! Er mahnt an Hölty. Es ist eine Aehnlichkeit im Lebenslauf Beider, im übrigen sind sie aber weit verschieden, was man leicht herausfühlt. Mög' er sanft ruhen unter den Lorbeeren und Myrthen Italiens!

Hans Perthaler

Unsere Zeit läßt über den Gräbern verdienter Männer schnell Gras wachsen; man liest den Nekrolog irgend eines Journales und legt ihn dann zu den Akten. Perthaler, der im Jahre 1862 starb, gehört daher schon zu den längst Vergessenen, und doch verfaßte er die wichtigsten Staatsschriften, Thronreden und Rundschreiben, welche die weitesten Kreise berührten und in den weitesten Kreisen verhandelt wurden. Wenn auch andere auf der Bühne standen, wirkte er doch in erster Linie bei der Gründung unserer Konstitutionen; aus seiner Feder stammt eine Reihe von Gesetzen, die noch heute gelten; er focht, wenn auch mit geschlossenem Visir, für Oesterreich in den Journalen, namentlich in der „Augsburger Allgemeinen", und warf Broschüren, wie die Palingenesis und die neun Briefe darüber, in das Publikum. Als „Erfinder des österreichischen Nationalbewußtseins" mußte er Spott und Anfeindung erleiden; was er wohl etwa unter den gegenwärtigen Verhältnissen erlebt hätte? Ob er sich hineingefunden hätte? Das kleine Männchen war zwar geschmeidig, aber auch zäh; die Fahne des österreichischen Staatsgedankens, wie er ihn

mit Schmerling verstand, hätte er wohl nie aufgegeben. Das sind jedoch müßige Fragen.

Seine Biographie gibt Wurzbachs Lexikon, freilich nur in Umrissen, die vielfach der Ergänzung bedürfen; nur den Politiker und Staatsbeamten behandelt es. Sein umfangreicher Nachlaß verdiente auch in dieser Beziehung gründlicheres Eingehen und Schritt für Schritt der Zeitgeschichte, wie einem Faden folgend, könnte man sein Eingreifen in dieselbe schildern; bleibt er auch an Bedeutung hinter Gentz, mit dem er den Geschäftskreis teilte, weit zurück, so ist seine Persönlichkeit doch interessant genug, um zu einer solchen Arbeit aufzufordern.

Ich überlasse sie einer gewandteren Hand und beschränke mich nur darauf einiges nachzutragen und beizubringen, was bisher weniger berührt oder auch ganz unbekannt war.

Perthaler gehört zu den wenigen Menschen, welche sich zum vorhinein über das Ziel und den Zweck ihres Lebens klar sind und beides trotz verschiedner Gegenströmungen nie aus dem Auge verlieren.

Er wollte Jurist werden, Jurist im höheren Stile und verlegte sich daher nicht bloß auf das Brotstudium der Vorlesungen; er wollte sich die Bahn des Staatsmannes eröffnen, und was man damals in Oesterreich meistens übersah, begriff er sehr bald, daß dazu eine tiefe philosophische Vorbildung gehöre. Auf diesem Gebiete ließ er sich nichts entgehen; er kannte die Alten; dann finden wir Auszüge und Bemerkungen über Spinoza, Schelling, Baader; seiner dialektischen Natur entsprach aber am meisten Hegel, der vor 1848 in Tirol

viel von jungen Leuten studiert wurde. Das war überhaupt damals ein merkwürdiges Geistesleben in Tirol; ich erinnere mich gerne daran, wie die Jünglinge, burschikos, mit offener Brust und dem Ziegenhainer, das Käppchen schräg auf dem Kopfe, zwar ohne Bierzipfel, aber doch frisch unter den Kastanien der Wirtsgärten, mit dem alten J. Senn über Sätze der Phänomenologie disputierten und einer oder der andere wohl ein griechisches Zitat aus Plato oder Aristoteles dazwischen warf. Der alberne Bierkommers und die Prügeleien mit Schlägern waren damals unbekannt, man war wohl in geistiger Gährung, aber bei der faulen noch nicht angelangt. Selbst der leichtfüßige Poet, der Herr v. Gilm, naschte an Hegel und mutete in einem komischen Gedichtchen sogar den Schwalben zu, es zu tun. Auf Perthaler übte dieser Philosoph den entschiedensten Einfluß nicht bloß stofflich, sondern noch mehr formell, wie sich das an verschiedenen Aufsätzen bemerken läßt.

Ab und zu begleitete er die Zeit mit Aufzeichnungen, von denen mehrere Hefte vorliegen. Er faßte die Ereignisse zusammen und prüfte sie auf ihre Resultate, sein Scharfblick ist oft überraschend, weit über sein Alter hinaus. So finden wir zwei Bände publizistischer Studien aus dem Jahre 1841. Die Einleitung vom ersten Jänner spricht sich über die Absicht aus. Wir geben sie als Probe:

„In diesem Buche will ich beschreiben, wie die Geschichte der Gegenwart in der täglich wachsenden Entfaltung mich bewegt. Eine neue, eine große Zeit hat begonnen, Umwälzungen bereiten sich vor, wir hören mächtig tönen den Flügelschlag der nahenden Epoche,

alle Kraft, alles Leben drängt sich zum Ausgang, wo die Völker der Halbheit unangemessenen Daseins zu entkommen hoffen, jenseits dessen das Germanengeschlecht seine wiedergeborene Welt baut. Kriegerisch bebt jedes Mannes Herz, denn es gilt! Die große Frage der Geschichte stellt sich an die Nationen, ob ihre Kraft zu bestehen vermag. Wo die Macht des höchsten Willens aus dem Kern eines Volkes schlägt, dort ist der Sieg! Es rüsten die Völker sich zu ihrem Lebenskampf.

Indem ich immer tiefer hineindringe in die Kenntnis dessen, was die edelsten Männer, die herrlichsten Völker von Recht und Staat dachten, fühle ich mich von freudigem Erstaunen ergriffen. Die Unermeßlichkeit könnte beunruhigen, wenn mich nicht eine tiefe Zuversicht belebte; — und was mir immer klarer wird: es ist nicht Widerspruch, was die Einzelnen einander gegenüber stellt, es ist das alles nur ein herrlicher Bau, an dem der denkenden, betrachtenden, ordnenden Menschheit immer neue Seiten klarer sich darstellen. O du unendlicher Geist, laß diesen Mut der Zuversicht nicht altern in mir; bleibe, werde lebendig — o, du mein einziges reichstes Glück: Zuversicht männlichen Strebens verlaß mich nie! — Auf's Tun ist mein Inneres, mein Grund und die Lust des Lebens gerichtet. Mein Fehler ist, daß ich's Allen in Allem gleich oder noch lieber zuvor tun möchte. Ich weiß aber wohl, in der Beschränkung ist Weisheit, denn in ihr ist das Große."

Diesen Idealismus atmete nicht nur Perthaler, er schwellte damals die Brust der besten Jünglinge, die noch nicht den Brotkorb als das höchste Ziel des Strebens betrachteten. Perthaler war nur Einer von Vielen;

erst nach dem Jahre 1848 begann jener zynische Realismus, der nur noch das Evangelium des Stoffes hört und vor dem goldenen Kalbe kniet.

Ungefähr in die gleiche Zeit fällt eine Prophezeihung, die im Munde eines so entschiedenen Oesterreichers ganz eigen klingt und uns, nachdem sich so viele Geschicke erfüllt haben, sonderbar berühren muß:

„Im Königreiche Preußen scheint sich Deutschland zu regenerieren; die ganze Geschichte Preußens zeigt dies. Noch ein paar kräftige Herrscher — und in Deutschland, in der Mitte Europas, steht die erhaltende, stärkende, einigende Idee der Freiheit auf."

Das Fest zu Köln feierte er mit einem Gedichte.

Der 4. September 1842.

So lauten sie, des königlichen Mannes Worte:
„Kein Prachtbau, nein, ein Werk dem Brudersinn geweiht,
Erhebe herrlich hier sich dieses Domes Pforte,
Die Pforte einer neuen, guten, großen Zeit.

Die Zeit, wo alle Stämme innig sich verschmelzen
Zum großen Horte mitten zwischen allen Landen,
Daran die Wogen, die sich her von Westen wälzen
Und auch von Osten fruchtlos wieder rückwärts branden.

Denn alle Gauen, alle Lande, alle Stände,
Sie werden jetzt sich brüderlich zusammen finden.
Zum Bau des Vaterlandes helfen alle Hände
Und in Vergessenheit gesenkt sind alte Sünden!"

Daß er die Märztage von 1848 mit Jubel begrüßte, brauchen wir kaum zu sagen; mit Ekel und Widerwillen wendete er sich jedoch von der Anarchie des Oktobers ab. Er sah ein, daß hier die Bombe dreinschlagen müsse, er erkannte die Notwendigkeit einer ehernen Zucht; auf

die Greuel des Belagerungszustandes war er nicht gefaßt. Mehr ein klarer ruhiger Beobachter der Dinge, brauste er jetzt heftig und leidenschaftlich auf, flammender Zorn durchbrach die kühle Schale der Reflexion. Er schrieb 1849 ein Gedicht „Zum Gedächtnis des 18. und 19. März 1848." Es wurde ohne seinen Namen in der „Torgauer Zeitung" abgedruckt und erschien als fliegendes Blatt in Druck und Verlag der Volksbuchdruckerei W. Körting und Schienert. Auf dem mir vorliegenden Exemplar hat er eigenhändig seinen Namen „von Dr. Johann Perthaler" hingeschrieben. Wenn Jemand geahnt hätte, daß er der Verfasser dieser wilden stürmischen Verse sei! — Obwohl sie jetzt nur noch den Wert einer geschichtlichen Urkunde haben, wage ich dennoch nicht, sie dem Leser vorzulegen.

Damit hatte sein Zorn ausgetobt. Die persönliche Anhänglichkeit an das Haus Habsburg-Lothringen hat er nie aufgegeben und als das bekannte Attentat versucht wurde, lieh er seinen Gefühlen lebendigen Ausdruck:

„Das ganze Reich ein Dom!"

Das Gedicht trug seinen Namen in die weitesten Kreise und stellte ihn auf dem Gebiet der loyalen Poesie neben Hermann von Gilm. Daß er in hervorragender Weise bei der Gründung der Votivkirche beteiligt war, erzählt uns Wurzbach.

Auch in seine ästhetischen Betrachtungen schlägt die Politik. Aus dem Jahre 1842 liegt uns ein Essay über den Sohn der Wildnis von Halm vor, der wohl abgedruckt zu werden verdiente, wenn nicht der Dichter und das Drama bereits vergangen wären. Ueberall erhebt

er sich zu allgemeinen Geschichtspunkten; einige Stellen darf ich wohl mitteilen, denn sie tragen wesentlich zur Charakteristik seiner Weltanschauung bei.

„Unverkennbar ist die Sehnsucht des deutschen Volkes, ein nationales Drama aus seinem fruchtbaren dichterischen Boden emporblühen zu sehen. Wie Lynceus steht es auf der Warte, nach dem Aufgang der Sonne spähend, auf manchem Punkte sah mans aufleuchten, man glaubte das Morgenrot zu gewahren, allein es war nur ein Mondschein, und so schmerzlich auch die Wahrheit ist, wir müssen sie uns doch gestehen, das nationale Drama ist noch nicht da! An ein Publikum, das sich vormals eine der ersten Bühnen Deutschlands erzog, kann man die Forderung stellen, daß es nicht das schwankende „Gefallen" und sentimentale Regungen zum Maße seines Urteiles mache, man kann die Forderung stellen, daß es höchste Standpunkte gewinne und mit klarem Bewußtsein von der hohen Aufgabe der dramatischen Poesie, mit lebendiger Ahnung der geistigen Metamorphosen der Nation und ihrer Wendepunkte über die Hervorbringungen seiner strebenden Kräfte das ernste Amt des Richters übe. Nur so ehrt sein Beifall den Dichter, der ungern die Ironie über sich ergehen läßt, einen unreifen Kranz aus den Händen einer weiblichen Menge empfangen zu sollen. Dem „Sohn der Wildnis" hat das Publikum ungewöhnlichen Beifall nicht versagt; ist es dabei von jenem höheren Standpunkte ausgegangen — und dürfen wir demgemäß in ihr einen Strahl des Morgenrotes begrüßen? Nein! — Auf diesem Wege kommen wir zu dem, was uns not tut, zu dem, wonach der Drang des deutschen Genius ringt, nicht.

Das ist kein Drama, wonach die nationale Sehnsucht ringt; davon wendet sich der deutsche Sinn mit Unwillen ab. Das Drama hat die Tendenz, auf die Gegenwart zu wirken; wohlan! so denke man sich: Die Jugend habe wie Ingomar den Ehrgeiz, durch Abtrünnigkeit den Sieg der Zivilisation darzustellen. Diese Konsequenz ist vollkommen unausweichlich! Man gestehe sich ein, daß ein Drama, welches die Rechtfertigung solcher Gesinnung durch die Weichlichkeit eines betörten Herzens — unzweifelhaft ohne des Dichters Absicht — enthält, von der Nation verleugnet werden muß. Es ist das Produkt jener krankhaften Stimmung der Zeit, welche zur Schonung subjektiver Empfindsamkeit alles, was Bestand haben soll, Sitte, Pflicht und Gesetz, zum Opfer fordert."

Das sind die Worte eines echten Staatsmannes, der nicht von der Hand in den Mund lebt, sondern nach geschichtsphilosophischen Standpunkten urteilt. Freilich hat ihn die Zukunft desavouiert.

Wenden wir uns mehr der Persönlichkeit Perthalers zu. Man darf wohl fragen, wie stellte er, der geborene Tiroler, sich zu dem Glauben seiner Väter? Wie alle seine Landesgenossen, die sich zu geistiger Freiheit emporrangen, mußte er schwere Kämpfe bestehen.

Jahr 1840. Rückerinnerung an 1830. „Religiöse Schwärmerei! Advent in der finsteren Kirche. Dem Himmel mich mit innigster kindlicher Glut hingebend, ist er golden über mich herabgeschwebt; ich schaute ihn an und war wunderselig. Die Gräuel der Verwüstung in jenem Evangelium vom Untergange Jerusalems und die Beziehung auf den Untergang der Welt.

Schlaflose Nächte, furchtbare Aufregung.

> Ich hör' das heilige Glöcklein läuten
> Das wird die heilige Meß' bedeuten,
> Ich kann nicht in die Kirch' hinein;
> D'rum heiliger Schutzengel mein,
> Geh' Du für mich an meinen Ort
> Und hör' das göttliche Wort,
> Dann komm Du wieder her zu mir
> Und bring das heilige Wort mit Dir!"

Den Umfang seiner Lektüre beweisen die gesammelten Notizen aus allen Fächern der Wissenschaft und Kunst. „Fleißiges Schreiben und Sammeln fördert", bemerkte er einmal. Aus dem Geräusch der Großstadt heimgekehrt, ruft er: „Studierstube, Schlafkammer der Leidenschaften, die Brautkammer des Geistes, Konzertsaal der schönsten aus allen Zeiten und Plätzen versammelten Stimmen." — Es waren die Größten, die ihn besuchten — voran der alte Homer. „Ich habe Licht angezündet, ich will ein Totenopfer feiern — des alten Homers feierliche Nεχυια Welch eine große Idee des herrlichen Griechensängers, wie er die Toten beschwört und sie stehen auf vom Geiste bezwungen und wandeln vorüber, die grauen Geister, die Luftgebilde!"

So versammelte der Student im engen Stüblein einen Olymp der besten und größten aller Jahrhunderte, aller Völker. Er versuchte metrische Uebersetzungen aus Byron und Petrarca; des Italienischen war er so mächtig, daß er selbst ein Sonett wagte.

Die bildenden Künste beschäftigten ihn vielfach; wir treffen Auszüge über Geschichte der Malerei, überall sind Notizen eingestreut über das, was er gesehen,

manchem Bilde widmete er Strophen. So der heiligen Justina von Moreto im Belvedere, vor welcher ein schöner Mann kniet.

„Sieh, hier werf ich mich zu Füßen
Dir und schaue in die Höhe,
Laß des Himmels mich genießen,
Den in Deinem Aug' ich sehe;
All mein Leiden, all mein Leben
Soll an Dir sich frei erheben.“ —

„„Nicht zu mir, zum Himmel wende
Deine Blicke, Dein Vertrauen!
Dorthin falte Deine Hände,
Dorthin mußt Du sehnend schauen, —
Willst aus Fesseln Du Dein Leben
In der Liebe Freiheit heben!““

Die Musik war in seiner Familie durch die berühmte Klaviervirtuosin Karoline Perthaler, eine Cousine von ihm, vertreten. Sie suchte er zu München auf. Dort erzählte sie ihm, wie sie vor Goethe gespielt, der mit schneeweißem Haupte ruhig auf dem Sopha saß und ihr zum Danke eine Medaille mit seinem Bilde sandte.

Das Verhältnis unseres Freundes zur Kunst drückt symbolisch ein sinniges Sonett aus.

Von dem buchtenreichen Meeresstrande
Schaut der Cecropide mit Behagen,
Gegen Osten, wo der Sonnenwagen
Hell empor sich hebt am fernen Rande.

Heiter blüh'n ihm seine schönen Lande,
Doch im Innern mahnt ein drängend Fragen —
Eine zweite Sonne soll ihm tagen,
Lösen ihm die Nacht der Geistesbande.

Und es taucht vor seinen trunknen Blicken
Aphrodite aus dem Meeresschaume
Wunderbar! — mit jubelndem Entzücken.

Rufet wie erwachend aus dem Traume
Laut der gottbegeisterte Hellene:
„Was ich suche, sieh, es ist — das Schöne!“

„Was willst du mir, du stilles Trauern der Seele? Herz, was kommt dich an? — Ach, es fehlt dir so Manches, es fehlt dir die Geliebte, es fehlt dir die That!“ — Diese Zeilen seines Tagebuches sollen uns auf sein Verhältnis zu den Frauen führen. Auch er verehrte schon als Studentlein eine Madonna, der er manchen Reim, manchen Stoßseufzer widmete. Amor führte ihn in die ganze mythologische Gesellschaft ein, von Aeolus bis Zeus; die Holde hieß Ninni, wer sie gewesen, konnte ich nicht ermitteln und so muß sie auf den Platz neben Beatrice und Laura verzichten. Stets zog ihn das Ewig-weibliche an, aber auch er die Frauen, wie sie einem edlen Schwärmer gern einen freundlichen Blick gönnen. Als er auf der Bahre lag, trat eine tiefverschleierte Dame zu seiner Leiche und blieb dort lange, lange; niemand erkannte sie.

Geheiratet hat Perthaler nie, doch schrieb er im Jahre 1840 am Palmsonntag einen überschwänglichen Brief „an meine künftige Frau“. Soll ich die Einleitung hersetzen? — Vielleicht bedauert dann manches Mädchen, daß es jetzt keinen solchen Konzipienten mehr gibt.

„O Du bekanntes oder unbekanntes Wesen, herzgeliebtes Liebchen und mein eigenstes Liebchen (denn Frau mag ich Dich nicht gerne nennen; — mein bist Du

in der Liebe, Frau bist Du dem Gesinde) — heut', am Tage, an dem wir den Triumphzug des Herrn in der Stadt Gottes feiern — jenen letzten Zug, da ihm das Volk Palmzweige streute, — heute feiere ich Deinen Einzug in mein Herz! Wie gesagt, ich kenne Dich, oder ich kenne Dich nicht, das macht aber ganz und gar nichts, Du Schöne, Holdselige, Lieblichste aller Lieblichen; Du ziehst hier ein und ich habe dann darüber eine unendliche Freude."

Vielleicht hätte für ihn am Traualtar die Marterwoche begonnen; auf den Palmsonntag der Charfreitag, wie das bei solchen überschwänglichen Naturen gewöhnlich der Fall ist. Ich habe Perthaler gut gekannt, auch jetzt kann ich ihn mir wohl als feurigen Liebhaber aber nicht als nüchternen Ehemann vorstellen.

Lassen wir diese Madonna im Empyreum und setzen wir uns mit Perthaler ins Theater neben Magdalena, „ein Grauweibchen, das echte Bild des Kummers, nicht des äußerlichen, sondern des inneren Seelenkummers; blaß, verständige Augen, eine dünne Locke über die Wange herunter; die Sirenenkünste wurden angewendet, um den Busen aus dem ausgeschnittenen Kleide hervorzuheben, aber hinter diesen Bewegungen der Schmerz des Zwanges der Not; die hagere Hand fuhr dann zu Zeiten über das umwölkte Gesicht neben der Locke herab und das ist eine Attitude, die mir immer in die innerste Seele dringt — die echte Geberde des tiefsten Leidens oder der Entwürdigung vor sich selbst. Als auf der Bühne Julie kosend an der Brust Heinrichs hing, ein Moment, alles Glück der reinen knospenden Liebe in sich schließend, da trat eine Träne in's Aug' des

armen, verlassenen, gesunkenen, geknickten Wesens neben mir und da dachte sie wohl: so jung, wie ich bin! aber die Hoffnung solchen Glückes ist mir entschwunden! — Die aufrichtige Träne im Aug' der Hetäre ist mir eine wahre Tragödie."

Perthaler beschäftigte sich viel mit der sozialen Frage, mehrere Druckschriften beziehen sich darauf. Um seine Persönlichkeit zu zeichnen, habe ich ihm selbst das Wort gegeben, mögen diese Bruchstücke das Bild des Staatsmannes ergänzen, wie es uns Wurzbach entwirft, auf den ich auch bezüglich seiner äußeren Schicksale verweise.

Den Dichter berührt er gar nicht, wir wollen uns zum Schlusse kurz mit ihm beschäftigen. Am 10. März 1840 schreibt er in sein Tagebuch: „Im Stadtgraben unter einer Allee wandelnd, habe ich heute viel gedichtet; ich war schon lange nicht mehr so begeistert. Neben mir die ernste düstere Mauer der Schanze; ganz einsam, denn es war regnerisch, so schritt ich unter den Pappelbäumen hin und her. Lange horchte ich auch dem anschlagenden Sterbeglöcklein und hing melancholischen Träumen nach. Du mein Liebchen über den Bergen, wohl hundert Meilen fern, auch du erschienst mir vor der Seele! Liebchen mit den wunderschönen Blondlocken, gute Nacht!"

Perthaler hielt sich für einen Dichter, er griff nach dem geweihten Lorbeer, konnte ihn jedoch nicht pflücken, denn er war eben nur ein gebildeter Mann, der dichtet, aber kein Dichter in sich und aus sich. Allerdings auch hier nicht ohne Talent und gar manches Poem, das er verfaßte, könnte sich im Schutz berühmter moderner

Namen mit Ehren sehen lassen. Bereits aus seinem fünfzehnten Jahre finden wir Verse, das geht so fort bis zum fünfundzwanzigsten, sechsundzwanzigsten, wo die lyrische Quelle fast zu versiegen begann. Dieser Nachlaß würde mehrere Bände füllen; das erste Heft, das süße Lirum-larum gewöhnlicher Studienpoesie voll Herz und Schmerz, Sehnen und Tränen, Liebe und Triebe, Sonne und Wonne, Lust und Brust, voller Humpen unter der deutschen Eiche — wer kennt diese Jugendbummelei mit ihren süßen Torheiten nicht? Später wurden seine Poesien gehaltvoller, doch legte sich ein Hauch von Reflexion darüber; Einfälle, Stimmungen, Gedanken, nur keine Gestalten, selten ein Aufsprudeln unmittelbaren Gefühles! Er scheint an den Druck gedacht zu haben; sie sind nach dem Stoffe sorgfältig in Hefte geteilt. Nach Form und Ausdruck ist er meistens von Goethe abhängig. Eine sorgfältige Auswahl von berufener Hand könnte „in memoriam" veröffentlicht werden, die Erinnerung an ihn auffrischen und seinen Namen vielleicht da und dort in einer Anthologie retten. Gedruckt ist wenig; etliche überließ er mir für die „Frühlieder aus Tirol", welche 1846 als erstes Zeichen einer neuen Generation, die von den Klerikalen bald als „Jungtirol" denunziert wurde, erschienen. Die Schicksale dieses kleinen Album sind im österreichischen Literaturblatt geschildert, Perthaler trägt die Chiffre H. P. Vor ihm steht sein Jugendfreund Bernhard Moser, der bereits 1838 starb.

Perthaler wollte nicht bei der Lyrik bleiben; er machte Entwürfe zu Trauerspielen und Komödien, auch an ein Epos „Mrako Bozzaris" dachte er. Aufgeschrie-

ben fand sich nichts, vielleicht erkannte er bei steigender Reife des Geistes, daß er die Summe seiner Tätigkeit auf einem anderen Gebiet zu ziehen habe. Oesterreich, Tirol darf ihn zu seinen besten Söhnen zählen und soll ihn nicht vergessen.

Pius Zingerle

Die Männer, deren Tätigkeit den Wiederbeginn geistigen Lebens in Tirol auf so schöne Weise anregte, waren alle am Wendepunkt des 18. und 19. Jahrhunderts geboren. Ihre Namen kennt jede genaue Literaturgeschichte: Johann Senn, Beda Weber, Josef Streiter, Alois Flir, Johann Schuler und Pius Zingerle, welcher als der letzte noch übrige Vertreter dieser Tafelrunde am 10. Jänner 1881 auf die Totenbahre gelegt wurde. Gegen Ende der Zwanziger und zuAnfang der Dreißiger Jahre sehen wir sie zu einem Bunde vereinigt, dessen Hauptaufgabe darin bestand, der großen deutschen Literatur die Tore unserer Alpen zu öffnen und durch eigene Schöpfungen Tirol in derselben einen Platz zu erobern. Von diesem rühmlichen Streben gibt ein Almanach: „Die Alpenblumen aus Tirol" Zeugnis, wenn auch das Unternehmen nach drei Jahren an der geringen Teilnahme des Publikums scheiterte. Auch die Genossen trennten sich, um hie nud da im heftigen Gegensatz aufeinander zu platzen, wie es die Strömungen der Zeit mit sich brachten. Nur der milde Pius ließ sich nicht in das Getümmel des Kampfes hineinreißen; ihm eine kurze Biographie zu liefern, scheint mir eine

Ehrenpflicht, der ich nach Kraft und Maß hier nachkommen will.

Er wurde am 15. März 1801 zu Meran als Sohn eines wohlhabenden Kaufmannes geboren. Der Aufstand des Jares 1809 spielte vor den Augen des Knaben, in dessen Hause sich die Anführer zur Beratung versammelten. Eines Abends sagte der Alte den Kindern: „Betet fleißig fürs Land, itzt gehts los.“ — Und es ging los, daß die Weltgeschichte noch davon erzählt. Im Herbst 1810 trat der junge Zingerle, der vorläufig Jakob hieß, in das Gymnasium ein, wo er sich durch regen Fleiß hervortat. Bei dem damaligen Studienplane blieb Zeit genug zu Seitensprüngen. Er las emsig, was von deutschen Dichtern aufzutreiben war, und machte bald selbst poetische Versuche. Die letzten Ferien nach der sechsten Klasse wagte er mit seinem Bruder eine Fußreise nach Venedig, von wo sie zum Schrecken des konservativen Vaters mit abgeschnittenen Zöpfen heimkehrten. Die philosophischen Kurse tat er zu Innsbruck ab und da er sich der Medizin nicht zuwenden konnte, so schlüpfte er 1819 zu Marienberg in die Kutte des Heiligen Benedict, den bisherigen Namen mit Pius vertauschend. Gleichzeitig bestand mit ihm dort Beda Weber sein Noviziat, bald verband sie innige Freundschaft.

Die theologischen Studien begannen zu Innsbruck, wo besonders der Orientalist Professor Feilmoser, welcher später nach Tübingen berufen wurde, auf ihn wirkte. Hier lernte er auch jene Männer kennen, mit denen er später den der „Alpenblumen“ schloß. Im Jahre 1824 feierte er zu Meran sein erstes Meßopfer;

er kehrte nicht in das Kloster zurück, sondern wurde in das hinterste Passeyr nach Platt als Hilfspriester versetzt. Ein stimmungsvolles Gedicht erinnert an diesen Aufenthalt, dessen Einsamkeit er vorzugsweise zu orientalischen Studien benützte. Bereits 1827 veröffentlichte er eine Uebersetzung der „Zwei Briefe an die Jungfrauen", welche der Heilige Clemens von Rom verfaßt haben soll. Darüber entspann sich nun ein langer Streit der Theologen, welcher schließlich gegen Clemens entschied. Das nächste Jahr wurde er als Professor an das Gymnasium zu Meran berufen, er war aber auch als Prediger weit und breit gesucht und verehrt.

Verständlichkeit und Wärme zeichneten seine Vorträge aus. Trotz Mühe und Anstrengung arbeitete er fleißig auf dem Gebiete der orientalischen Sprachen. Von 1830 bis 1837 veröffentlichte er bei Wagner in sechs Bänden eine Uebersetzung aus dem Syrischen: „Eine Auswahl der Werke des Kirchenvaters Ephrän und der letzten heiligen Märtyrer des Morgenlandes". 1837 wurde er wieder als Cooperator nach St. Martin in Passeyr gesandt, wo er zwei Blütensträuße orientalischer Poesie pflückte: „Die Harfenklänge von Libanon" (Innsbruck bei Rauch 1840) und „Festkränze aus Libanons Garten" (Villingen 1846). Später — 1853 — gab er eine Auswahl aus dem Festbreviere der Maroniten des Libanon und den Schriften des heiligen Ephrän: „Die Marienrosen aus Damaskus" heraus, welche bald in zweiter Auflage erschienen. 1840 wurde er wieder als Professor nach Meran berufen, 1852 übernahm er das Direktorat des Gymnasiums. Hier beteiligte er sich an der Herausgabe der „Sämmtlichen

Kirchenväter", welche der Buchhändler Kösel in Kempten veranstaltete. Eine echt klösterliche Arbeit ist das „Leben des Simon Stylites" 1855 (Innsbruck bei Rauch) — eine Ehrenrettung dieses wunderlichen Büßers, mit dem selbst der humane Herder nicht zurechtkommen konnte.

Nehmen wir den Faden seines Lebens wieder auf. Bei einer Reise an den Rhein, die er 1856 unternahm, fand er in Gelehrtenkreisen überall ehrenvolle Aufnahme, andere Auszeichnungen bezeugen den weitverbreiteten Ruf des schlichten bescheidenen Tiroler-Mönches. So ernannte ihn 1846 die deutsch-orientalische Gesellschaft zu ihrem Ehrenmitgliede; als die Universität Freiburg 1854 ihr Jubiläum feierte, sandte sie ihm das Diplom eines Ehren-Doktors, zum 70. Geburtstag verlieh die Universität Innsbruck dem „Nestor der Syrologen" den gleichen Rang, 1862 erhielt er den Franz-Josefs-Orden. Im März dieses Jahres wurde er als Professor der orientalischen Sprachen an die Sapienza nach Rom berufen. Hier verkehrte er viel mit Gelehrten aller Sprachen; in Gesellschaft des österreichischen Botschafters am päpstlichen Hofe, des Baron Bach, besuchte er die herrlichen Umgebungen Roms. Später übernahm er die ihm versprochene Stelle eines Scriptors an der Vaticana, wo ihm die reichen Handschriftenschätze orientalischer Kirchenväter zur Verfügung standen, und er manche Werke, die man längst verloren glaubte, neu entdeckte. Er war jedoch kein Weltmann, daher sehnte er sich wieder in seine stille Zelle nach Marienberg zurück. Hier hoffte er die Muße seiner alten Tage den Studien widmen zu können. Der Prälat, wel-

cher für die Wissenschaft keine Neigung hatte, nötigte dem greisen Gelehrten eine Supplentenstelle am Gymnasium auf, wo er Schülern des fünften Kurses Latein und Griechisch einzubläuen hatte, „während Leute, die beim Examen zweimal durchgefallen waren, in den oberen Kursen Sophokles vortrugen". — Unter einem solchen Vorgesetzten versumpfte die einst so blühende Anstalt bald; erst nach seinem Tode erfreute sie sich neuen Aufschwunges.

Nun lebte Pius Zingerle mehrere Jahre in Meran; sein siebzigster Geburtstag wurde festlich begangen, nicht bloß aus Tirol erhielt er Zeichen ehrenvoller Teilnahme. Die Schwächen des Alters verschonten auch ihn nicht, betagter und betagter sah er der Auflösung entgegen, welche an dem angegebenen Tage erfolgte.

Von dem Dichter Pius Zingerle zu reden, habe ich mir für den Schluß aufgespart. Schon die „Alpenblumen" brachten von ihm einiges; die erste Sammlung erschien 1843 bei Rauch zu Innsbruck. Sie enthüllt das Bild eines schönen Seelen- und Gemütslebens, das freilich noch nicht den individuellen Ausdruck gefunden hatte und bei einer gewissen Unbeholfenheit der Form uns in die Tage von Mathisson und Salis zurückversetzt. Einzelnes Gelungenes konnte dem Büchlein nicht die Beachtung weiterer Kreise zuwenden. Noch weniger bekannt sind seine Gedichte: „Geistliches und Weltliches aus Vergangenheit und Gegenwart", welche in Holzwarth's „Katholischer Trosteinsamkeit" 1860 in Mainz bei Kirchheim erschienen. Hier hat er vielseitig seinen eigenen Ton gefunden; er behandelt Vers und Reime freier und melodischer. Innigkeit des Gefühls, Zartheit

des Seelenlebens und schlichte Einfalt sind freilich Vorzüge, welche die Gegenwart weniger beachtet, doch wünschten wir, daß Professor Ignaz Zingerle, der Neffe des Toten, „In memoriam" eine sorgfältig gesichtete Auswahl dem Drucke übergäbe. Da die Gedichte von Pius Zingerle zwar gedruckt, aber nahezu unbekannt sind, so brauche ich mich wohl nicht zu rechtfertigen, wenn ich zwei derselben mitteile.

Des Einsamen Trost.

Treibt's Dich immer ohne Ruh'
Aus der stillen Klause?
Laß' die andern zieh'n und Du
Bleib', o bleib' zu Hause.

Kannst daheim im engen Raum
Auch den Himmel finden,
Daß Dir wie ein schöner Traum
Tag und Jahr entschwinden.

Wolken, Vögel, Wellen sind
Glücklich wohl zu preisen,
Weil so leicht sie wie der Wind
Durch die Länder reisen.

Aber sieh', wie stillbeglückt
Auch die Blumen leben,
Wie sie süß in sich entzückt
Ihre Düfte geben!

Ros' und Veilchen wandern nicht
Blüh'n in Thal und Garten,
Um mit heit'rem Angesicht
Liebe zu erwarten.

Also kannst Du stillbeglückt
Fern vom Weltgetriebe
In des Himmels Schau'n entzückt
Fühlen Freud' und Liebe.

Die letzte Liebesgabe.

Wie lieb ich diese Blumen habe
So welk auch bald die armen sind!
Sie sind die letzte Liebesgabe
Von Dir Du stilles schönes Kind.

Du wirst nun bald dahin mir gehen,
Wo Dir so fremd die Menschen sind,
Werd' ich Dich einmal wieder sehen,
Nur einmal noch, Du stilles Kind!

Von Deinen Blumen wird bald jagen
Die dürren Blätter weg der Wind;
Doch immer werd' ich um Dich klagen,
Nach Dir mich sehnen, stilles Kind.

Albert Jäger

Am 10. Dezember 1891 starb der letzte von den Tirolern, welche die geistige Bewegung im Vormärz 1848 einleiteten und fortführten: Albert Jäger, der 2 Tage vorher den einundneunzigsten Geburtstag feierte. Im Tode waren ihm A. Flir, Johannes Schuler, Joseph Streiter, Beda Weber, Seb. Ruf, Joseph Thaler, Pius Zingerle und andere vorausgegangen, sodaß er eine stattliche Reihe von Namen schließt, die auch über die Grenze des Ländchens hinaus bekannt waren.

Er stammte aus einer Bäckerfamilie zu Schwaz und wurde am 8. Dezember 1800 geboren. Seine ältesten Erinnerungen reichen zurück in die Tage Andreas Hofers, er erzählte, wie er mit anderen Knaben am 31. Mai 1809 dem Landeskommandanten in die Franziskaner-Kirche nachdrängte, bis dieser sich umdrehte und drohend rief: „Z'rug ös Buabn!" — Nachdem er das Gymnasium und die philosophischen Studien beendet hatte, nahm er das Ordenskleid des Heiligen Benedict im Stifte Marienberg, wo damals Männer von wissenschaftlicher Bedeutung wie Weber und Zingerle wirkten. Er wendete sich mit Eifer und Vorliebe der Geschichte des Landes zu; wenn er hier sehr Tüch-

tiges leistete, so ist das um so höher zu veranschlagen, weil er ohne fachliche Schule den mühsamen Weg des Autodidakten wanderte. So gab er eine Abhandlung über die Grafen von Tarasp, die zur Gründung seines Klosters beigetragen hatten, heraus. Bald darauf übernahm er die Stelle eines Hofmeisters bei den Söhnen des Statthalters Grafen Brandis; die Kanzel der Geschichte an der Universität wurde ihm ohne Konkurs, wie er damals vorgeschrieben war, verliehen.

In das Jahr 1844 fällt sein Buch: „Tirol und der bayrisch-französische Einfall 1703"; die treffliche Leistung erwarb ihm auch die Anerkennung des Erzherzogs Karl. Auf die bewegte Bühne des Parteilebens trat er bald darauf am 6. Dezember mit seinem Vortrage über die Erziehung der Jesuiten, die sich damals in Tirol ansiedelten. Er behandelte den Gegenstand auf Grund von Akten und Urkunden; wie Briefe aus jener Zeit von J. Schnell, M. Stotter und Anderen bezeugen, war das Aufsehen, das er erregte, ein ungeheures, um so größer, weil er als Hausgenosse des Statthalters hervorgetreten war. Der kühne Benediktiner wurde in Vers und Prosa gefeiert, doch ließ ihm, wie man erzählt, der Führer der Tiroler Klerikalen, der hochangesehene und gefürchtete Josef von Giovanelli, dessen Söhne er in Bozen unterrichtet hatte, sagen: „Er solle die Kutte ausziehen und lutherisch werden." Das war nicht notwendig, Jäger blieb stets zwar ein freimütiger, aber treuer Sohn der katholischen Kirche und erhielt sogar den Titel Monsignore. Damals wurde er auch in den langwierigen Kampf hineingezogen, zu dem Josef S t r e i t e r mit einem Aufsatze: „Poetische Regungen

in Tirol“ (Beilage der „Allgemeinen Zeitung“, Dezember 1843), das Zeichen gab. Der Gegensatz der Parteien bestand freilich schon früher, wie J. Senns grimmige Sonetten bezeugen. Der Streit dauerte in ausländischen Blättern lange fort; die „Augsburger Postzeitung“ brachte eine Reihe von Schmähartikeln, als deren Verfasser Beda Weber, Bewederba, wie ihn Senn spottweise nannte, gebrandmarkt und noch später von L. Steub im „Tiroler Sängerkrieg“ verunglimpft wurde. Beda mochte sich verwahren, wie er wollte — es half nichts. Jetzt darf auch ich reden; ich weiß aus dem Munde Albert Jägers, daß Beda jene Aufsätze nicht schrieb, und er bezeichnete mir auch zuverlässig den Verfasser, den ich vorläufig nicht nennen will. So löste sich die Verfeindung, die zwischen den alten Freunden eingetreten war, und sie erneuerten ihren gemütlichen Verkehr wieder; nur Josef Streiter blieb fern, hier wirkten jedoch andere Ursachen von früher her: „où est la femme?“ Dieses mag wohl beigetragen haben, daß ihn 1848 sein Prälat von der Lehrkanzel der Universität an das Gymnasium zu Meran als Direktor berief, wo er wöchentlich vierundzwanzig Stunden zu geben hatte. Da erlöste ihn 1850 der Unterrichtsminister Graf Thun, indem er ihn zum Professor der Geschichte an der Universität Wien vorschlug, später gestattete ihm der Papst den Uebertritt in den Stand der Weltgeistlichkeit. Auch in der Fremde hielt Albert Jäger treu an der Lebensaufgabe, die er sich gestellt, und vollendete 1861 sein großes Werk: „Der Streit des Kardinals Nikolaus von Cusa mit Herzog Sigmund von Tirol“. Wie immer und überall arbeitete er auch hier ohne jede Tendenz nach

rechts und links nach den Quellen der Archive, und das Bild des berühmten Kirchenfürsten fiel so wenig schmeichelhaft aus, daß Eiferer bereits von Index sprachen. In Rom war man jedoch weiser und machte ihnen diese Freude nicht.

Nach dem Gesetze trat Albert Jäger 1870 in den Ruhestand, die Feder ließ er jedoch nicht ruhen. Schon im nächsten Jahre veröffentlichte er ein Werk: „Tirols Rückkehr an Oesterreich und seine Bemühungen zur Wiedererlangung der Landesrechte". Das teuerste Vermächtnis, das er uns hinterließ, ist jedoch die „Geschichte der landständischen Verfassung von Tirol". Der erste Band erschien 1880, der dritte und letzte 1886.

Andere Schriften von ihm, wie den „Engadeiner Krieg", die „Breonen" usw., übergebe ich hier.

Ueber sein Verhalten im Landtag und Reichsrat, wo er mit Josef Greuter und Ignaz v. Giovanelli — freilich vergebens — dem Kompaß der Zeit eine andere Richtung weisen wollte, zu schreiben, ist wohl überflüssig. Die Reden sind wirkungslos verhallt, es ist über den Gegenstand dieser Kämpfe bereits Gras gewachsen — wer erinnert sich noch derselben? Die Geschichte hat wichtigere Aufgaben.

Albert Jäger war als Lehrer von großem Einflusse, er hat tüchtige Schüler herangebildet; klar, schlicht und gründlich im Vortrage, wußte er sie anzueifern und bei dem Gegenstande zu erhalten. Der Stil seiner Schriften ist einfach, verständlich und gerade dadurch anziehend. Im Umgange war er fein und liebenswürdig, bescheiden und überlegt, ich möchte sagen, von jener

Pastoralklugheit, wie wir sie bei höhergebildeten katholischen Priestern in so angenehmer Weise finden. Alles in Allem: Er war ein edler Mensch!

Franz Grillparzer und Joseph Streiter

Der Ort, wo ein hervorragender Mensch weilte, ist geweiht für immer, es fällt aber auch auf die Häupter Jener, die mit ihm verkehrten, ein heller Lichtstrahl, der sie von der namenlosen Menge unterscheidet. Darum darf ich hier auch Josef Streiter einführen, um so mehr, weil ihm ein Platz in der Geschichte des geistigen Lebens von Oesterreich gebührt, den ihm ein künftiger Geschichtschreiber nicht versagen wird, obwohl vorläufig auf seinem Grabe das Gras wächst.

Sein Vater war ein vermöglicher Kaufmann zu Bozen, dem 1804 auf dem Landsitze Paiersberg in der Nähe der Stadt unser Josef geboren wurde. Dieser wendete sich dem Studium zu, scheint aber im Gymnasium der Franziskaner nicht viel Anregung gefunden zu haben, und er wurde so ziemlich das Gegenteil von dem, was die mönchische Erziehung bezweckte, so daß er später als Führer der Liberalen an der Etsch auftrat. Als Autodidakt erwarb er sich allseitige Bildung, er lernte italienisch, französisch, englisch, ja sogar spanisch und beschäftigte sich viel mit der einschlägigen poetischen Literatur. Aber auch der Stern der Dichtung leuchtete

ihm auf seinem Pfade zum juridischen Doktorhute in Padua; er begleitete ihn in die Kanzlei des Advokaten und geleitete ihn bis an das Grab. Als Dramatiker wollte er einen Platz auf der Bühne erobern, dafür konnte ihm Bozen, das kleine Bozen fast an der deutschen Sprachgrenze, freilich keine Hilfsmittel bieten.

Wir wollen uns mit seinen Werken nicht eingehender beschäftigen; großen Einfluß gewann auf ihn Byron — auch er dichtete ein Myster — im Gegensatze zum „Kain" des brittischen Himmelsstürmers. Erfreut uns auch manches Motiv, manches anmutige Bild, mancher schöne Gedanke in den Versen Streiters, so läßt er doch wie die meisten Tiroler die reine Durchbildung der Form vermissen; ihn jedoch zu verspotten, dazu hatte man in Bozen kein Recht, wenn man nicht die Gleichgültigkeit oder Abneigung gegen jede Poesie als solches gelten lassen will.

Primisser, Weißenbach, Zoller dichteten bereits am Schlusse des vorigen Jahrhunderts, in die große Strömung deutschen Literaturlebens wurde Tirol erst um die dreißiger Jahre gerissen. Es war Josef Streiter, welcher kaum 24 Jahre alt, Genossen für einen Dichterbund warb, der 1828 festgeschlossen mit dem Album „Die Alpenblumen" vor die Oeffentlichkeit trat. Sie fanden in der Heimat wenig Verständnis, und so verwelkten sie schon 1830. Später fanden die drei Bändchen mehr Anerkennung, und auch jetzt noch greift man hie und da mit Vergnügen auf sie zurück. Streiter ließ sich jedoch nicht entmutigen; wir begegnen da und dort einem Feuilleton von ihm — freilich in deutschen Blättern als Zensurflüchtling; 1839 gab er als Berengarius Ivo

sein Märchendrama „Die Lebensquelle" heraus, und dann 1843 seine Dichtungen, welchen 1844 das Trauerspiel „Heinrich IV." und dann Allerlei in Prosa folgte.

Bisher waren unsere Tiroler Hainbündler ohne Unterschied der Parteien, aber ziemlich unbeachtet, einmütig unter der weißgrünen Schützenfahne marschiert, man konnte nicht viel Bewegung verspüren; da riß unser streithafter Ivo am 6. Dezember 1843 in der „Augsburger Allgemeinen Zeitung" die Janus-Tore auf. Sein Artikel „Poetische Regungen in Tirol" fiel wie eine Bombe in die Idylle unserer friedlichen Alpen. Der Sturm für und wider ergriff alle Kreise, und die Bewegung hat sich fortgepflanzt bis in unsere Tage, vom ehernen Johann S e n n zu Angelica von H ö r m a n n, der wir das schöne erzählende Gedicht „Oswald von Wolkenstein" verdanken; sie berührt sich hier im Stoffe mit dem gleichnamigen Drama Streiters.

Lassen wir das! Der Held unseres kleinen Aufsatzes spielte jedoch auch als politischer Parteimann vor und nach 1848 eine Rolle. Damals gingen die Wogen sehr hoch. Jene Kämpfe gehören jetzt nur noch der Geschichte. Streiter griff durch eine anonyme Broschüre „Die Jesuiten" ein, die selbst bei den zahmeren Liberalen, wie Dr. Johannes S ch u l e r, Entsetzen erregte. Feurig und rasch überschritt er freilich hie und da das Maß, nicht bloß der Billigkeit, sondern auch der Gerechtigkeit und benützte Klatsch aller Arten, den man ihm zutrug, nicht immer mit streng sachlicher Kritik, darum kann man seine „Studien eines Tirolers", die sehr oft ins kleine und kleinliche gehen, nur mit großer Vorsicht als Quelle

benützen. Der ehemalige Zögling der Franziskaner war ein leidenschaftlicher Kämpe für den Fortschritt geworden.

Nahezu zehn Jahre war er Bozens Bürgermeister; sparsam und umsichtig führte er das Amt; die Stadt verdankt ihm Manches; es wäre an der Zeit, daß an seinem Grabe, das keine Inschrift bezeichnet, endlich der Zank der Parteien verstummen möchte. Er ist jedenfalls der geistig bedeutendste Mann, der zu Bozen geboren wurde; hier entstehen neue Straßen, könnte man nicht eine mit seinem Namen nennen, wie die Lienzer ihrem Beda Weber die Ehre erwiesen, könnte man nicht an einer Ecke seine Büste aufstellen und so dem Beispiele von Innsbruck folgen?

Daß ihm die Luft zu Bozen hie und da etwas schwül vorkommen mußte, begreift sich, er konnte nicht immer Natur — kneipen, und die Kanzlei, das Familienleben — sei es auch noch so glücklich! — kann die Tätigkeit eines geistig strebsamen Mannes nicht völlig umschließen. Er sehnte sich nach dem Gedankenaustausche mit kongenialen Geistern, es zog ihn in die Ferne — nach Norden — und so griff er endlich zum Wanderstabe.

In einem Bande Reiseblätter, der handschriftlich zu Bozen liegt, schildert er Erlebnisse und Eindrücke; er mochte an den Druck gedacht haben, jetzt ist es für diese Dinge freilich zu spät, wenn sich auch Manches als Beitrag zur deutschen Literatur-Geschichte verwerten ließe. Wir möchten seiner Familie raten, diese und andere Blätter aus dem Nachlasse des Vaters der Bibliothek des „Ferdinandeums“ zu übergeben, ehe sie in alle

Winde zerstreut sind, so bleiben sie auch noch in späteren Tagen einem Forscher zugänglich.

Im Juni 1839 begegnen wir unserem Pilger zu Wien, er sah im Burgtheater „Der Traum ein Leben" und berichtet ausführlich darüber. Am nächsten Morgen suchte er den Dichter auf. „Grillparzer nahm mich mit so vieler Zuvorkommenheit und Freundlichkeit auf, daß ich vor einem alten Bekannten und Freunde zu stehen glaubte. Er entschuldigte sich, daß er mir nicht geantwortet über mein Stück „Die Lebensquelle". Ich unterhielt mich lange mit ihm über „Der Traum ein Leben" und bemerkte ihm Einzelnes, was mir aufgestoßen. Er nahm es gut auf und stand mir überall Rede und Antwort. Sein Umgang hat etwas ungemein Angenehmes und Liebreiches; er lud mich ein, mit ihm in nähere Verbindung zu treten, fragte mich um meine Wohnung, und da ich ihm bemerkte, daß er mich schwer treffen dürfte, nahm er mir das Versprechen ab, ihn noch einmal zu besuchen. Ich kann nicht leugnen, daß mich diese Behandlung von Seite eines Mannes, den ich für den ersten lebenden Dramatiker Deutschlands halte (da Tieck nichts Dramatisches mehr schreibt), ungemein erfreute, und zwar um so mehr, je weniger Anerkennung mir in meinem Vaterlande geworden. Ich habe den ganzen Tag recht freudig und vergnügt verlebt."

Die Bozner bezeichneten seine „Lebensquelle" spottweise als das „kühle Bründl", nach dem Namen einer Quelle in der Nähe der Stadt.

Am 19. Juni schreibt er: „Mit Grillparzer war ich noch zweimal zusammen. Das ist ein eben so talent- und einsichtsreicher als gutmütiger Mann. Alles

was er sagt, ist tief aufgefaßt und das Ergebnis eines reifen Studiums. Dabei ist er so einfach und schlicht, so liebreich und herzlich, daß man ihn bei jedem Worte umhalsen möchte."

Dann am 22. Juni aus Prag: „Den Abend vor meiner Abreise verbrachte ich noch recht angenehm mit Grillparzer, der mir in dieser Stadt, wie begreiflich, der interessanteste Mensch war. Er äußerte sich, im heurigen Herbste noch Tirol durchstreichen zu wollen, wenn er nicht Konstantinopel und Athen besuche, und versicherte mich, bei mir einige Tage zu bleiben. Etwas rückhaltig und mißtrauisch scheint er durch den Umgang mit Menschen geworden zu sein, sonst ist er wirklich durchaus liebenswürdig."

Streiter reiste dann nach Nord-Deutschland, wo er in Dresden mit dem von ihm hochverehrten Ludwig Tieck in nähere Beziehung trat. Im Jahre 1841 besuchte er diesen in Berlin. „Wir sprachen von Grillparzer. Die „Ahnfrau" hält er trotz ihrer Manier noch für das Beste, „Ottokar" sei völlig schwach, die Personen ohne deutliche historische Charaktere!" — Dieses Urteil aus dem Munde eines Ludwig Tieck, der alle Kritiker jener Zeit durch feines Verständnis der Poesie weit überragte! Lernen wir Bescheidenheit und überlassen wir den Enkeln die Entscheidung über den Wert unserer Gegenwart. Die Zeit allein ist der letzte richtige Probierstein für Alles; wie viele bewunderte Werke habe ich im Laufe meines langen Lebens schon als welkes Laub unter die Füße fallen gesehen, wie viele Kronen, welche die Reklame verteilte, waren nur aus Papiermaché!

Es läßt sich noch einiges über Streiters Beziehungen zu Grillparzer beibringen. Jener schreibt am 24. August 1840 an Johann Schuler: „Badenfeld hatte im vorigen Jahre den Plan, einen dramatischen Almanach herauszugeben, und wir gingen beide zu Grillparzer, ihn zu ersuchen, die Dedikation desselben anzunehmen, was er auf eine sehr freundliche Art tat. Der Plan ist jedoch zu Wasser geworden, da der Buchhändler zurücktrat. Er wollte nämlich lauter kleine Gelegenheitsstücke und Vaudevilles. Hierzu hatten natürlich weder Badenfeld, noch ich Lust, und die Dedikation solcher Ware wäre in der Tat auch eine Sottise gewesen. Vielleicht bist Du bereit, diesen Gedanken wieder aufzunehmen. Der erste Jahrgang kostet Dich keine Mühe; Du kannst Deine „zehn glücklichen Tage" geben; ich werde mit „Himmel und Erde" auftreten."

Streiter sendete 1841 sein Myster „Himmel und Erde" an Grillparzer; er ließ sich bei ihm durch Adolph Berger um den Erfolg erkundigen. Dieser antwortet am 16. März: „Ich habe es herzlich gern übernommen, Ihren Auftrag bei unserem trefflichen Grillparzer zu besorgen. Ihre Sendungen sind ihm richtig zugekommen, nur mögen Sie ihm verzeihen, daß er Ihnen bis jetzt keine Notiz davon gegeben, aber vorbehalten hat er sich's, Ihnen auf jeden Fall zu schreiben, und ich beneide Sie jetzt schon um den gewiß interessanten Brief, dem Sie entgegensehen dürfen. Wir sprachen mancherlei über Poesie und Poeten überhaupt, dann von Ihnen und Ihrem „Himmel und Erde" insbesondere. Er meinte, Ihre isolierte, von der literarischen Zentralisation einer Hauptstadt entfernte Lebensstellung sei ge-

rade eine poetische und die Quelle Ihrer Poesie, weil von fremdartigen Einflüssen wenig oder gar nicht infiziert, eine reinere und darum auch Wahrheit spendende. So sprach der liebenswürdige und geistreiche Mann meine eigenen Behauptungen aus, und ich wünsche nur, daß Ihnen recht viel des inneren ungetrübten Dichterglückes würde. „Himmel und Erde" bezeichnete Grillparzer in vielen Beziehungen als byronisch im Grundton, und ich fügte hinzu, daß auf der anderen Seite wieder eine gewisse seraphische Hymne durch das Ganze walte, was Grillparzer nicht verneinte."

Am 30. August 1841 fragte Berger: „Hat Ihnen Grillparzer noch nicht geschrieben? Er führt ein wahrhaft poetisches Stillleben; man hört und sieht nichts von ihm. Er hat sich wohl den Herderschen Spruch: „bei Verdienst Unsichtbarkeit" — zur Richtschnur genommen, und am Ende hat er wohl recht; um sein Glück zu behüten, dürfte es vielleicht am geratensten sein, unsichtbar und unbeachtet zu bleiben. Grillparzer soll mit dem jetzigen unheiligen literarischen Treiben durchaus unzufrieden, ja empört sein, und in der Tat: wer wär' es nicht, der es redlich mit der Kunst meint?"

Im Jahre 1844 hatte Streiter sein Trauerspiel „Heinrich IV." — aus Rücksicht auf die österreichische Zensur anonym in Stuttgart — erscheinen lassen. Selbstverständlich schickte er ein Exemplar an Grillparzer, Freund Berger mußte ihm wieder die Antwort holen:

Wien, den 26. Februar 1844.

„Grillparzer ist längst im Besitze Ihres ihm per-

sönlich von mir übergebenen Briefes. Er gestand offenherzig seine Verlegenheit Ihnen gegenüber ein und kreuzigte sich darüber ab, Ihnen bis zur Stunde nicht geantwortet zu haben. Er sei seit geraumer Zeit durch einen Zusammenstoß von Umständen in einen solchen embarras hineingeraten, daß er sich nicht anders helfen könne, als selbst gegen Diejenigen, die er von ganzem Herzen hochachte, zufolge seines Schweigens undelikat zu erscheinen. Gerade den Freunden oder überhaupt liebenswürdige Persönlichkeiten gegenüber dünke ihm eine bloß schriftliche Expektoration ungenügend, und Briefe seien ihm immer als Lügen erschienen. (Gewiß eine sehr charakteristische Aeußerung!) Sie sollen aber versichert sein, daß er Sie recht sehr achte und sein Unrecht durch einen persönlichen Besuch in Bozen gutzumachen bemüht sein werde, zumal er seinen heurigen Sommer-Ferialausflug ins schöne Tiroler-Land zu richten gedenke.

Hier also, verehrter Freund, des trefflichen Mannes fast wörtliche Aeußerung, die auch mir denkwürdig bleiben wird. Er fügte noch hinzu, Ihren „Heinrich" habe er zwar zu lesen begonnen, sei aber durch seine Reise unterbrochen worden und müsse nun wieder Alles rekapitulieren. Ich gratuliere Ihnen im voraus zu dem Genusse, den eben so sehr als Mensch, denn als Dichter ausgezeichneten Grillparzer bei sich zu sehen und vielleicht wohl gar durch geraume Zeit sein Hospes zu sein. Solche Momente sind mir grünende Oasen in der Wüste des Lebens."

Streiter beauftragte auch mich, bei Grillparzer Nachfrage zu halten; wenn auch etwas kürzer, sagte mir

dieser fast wörtlich dasselbe wie Berger. Ob in späteren Jahren noch ein mittelbarer oder unmittelbarer Verkehr zwischen beiden stattfand, darüber liegt nichts vor. Ich möchte es bezweifeln, weil bei Streiter die Poesie zurücktrat. Vielleicht finden sich seine Briefe in Grillparzers Nachlaß, sie böten eine wünschenswerte Ergänzung dieser kleinen literar-historischen Skizze.

Zur neueren deutschen Dichtung in Tirol

Ναρθηκοφοροῖ μεν πολλοι, βακχοι δε παυροι.
Plato.

Tirol beteiligte sich schon in alter Zeit lebhaft an der Entwickelung der deutschen Poesie. Die Heldensage hatte eine Heimat in unseren Bergen, im Etschtal blühte Laurins Rosengarten, dort fiel der Riese Egge von den Streichen des Berners und am Inn erzählte man noch in den Tagen Guarinonis vom hörnenen Seifrit. Die Säle unserer Ritterburgen schmückte Künstlerhand mit den Heldengestalten der Nibelungen, des Arthurkreises, der Liebenden Tristan und Isolde; die Ritterharfe klang zum Minnelied und die Wiege manches gefeierten Sängers stand hier. Am Eisack hauste Luitold von Sabene, an der Drau der Burggraf von Lienz, an der Etsch Heinrich von Rubein und von Schloß Gresta blickte der Ahnherr der stolzen Castelbarco hinüber zum Garda. Das sind nur einige Namen, wenn wir auch den Vogelweider nicht in Anspruch nehmen. Dann der langweilige, bürgerlich lehrhafte Vindeläre und in seiner Nachbarschaft Oswald von Wolkenstein, dessen Gedichte noch immer einer würdigen Ausgabe harren, obwohl in neuerer Zeit Uebersetzungen die Aufmerksamkeit auf ihn lenkten. Mag man ihn immer den letzten Minnesänger nennen oder

nicht: er übertrifft sie alle an wilder Kraft, an Reichhaltigkeit der Töne, an Eigenart und Derbheit, wie denn jeder Reim von ihm einen Erdgeruch verbreitet, den man bei jenen nur zu oft vermißt. Gewiß ist er der bedeutendste Dichter seines Jahrhunderts, er weist aber zugleich auf eine neue Zukunft des Gesanges. Daß die Bürger von Sterzing, Bozen, Hall Passionsspiele aufführten, ist bekannt, wir haben aus jener Zeit eine reiche Sammlung von Handschriften, an die sich die groben Schwänke des Vigil Raber anschließen.

In der ersten Hälfte des sechzehnten Jahrhunderts erlosch dieses rege Leben; einerseits wurde es erstickt durch die Scheiterhaufen und das Henkersschwert der Gegenreformation, andererseits welkte es unter dem Einfluß der Renaissance, die mehr und mehr Kräfte gewann. Die Träger dieser Richtungen waren die Jesuiten, der Hof von Innsbruck lieh ihnen seine mächtige Hülfe, aus ihren theatralischen Aufführungen entwickelten sich dann die Bauernkomödien, die auch jetzt noch, angepaßt den Wünschen eines modernen Publikums im Inntale aufgeführt werden. Vom Schnadahüpfl haben wir keine Kunde, daß unsere Bauernbursche stets ihren Dirndln zu Ehren, Gegnern zum Trutz sangen, darf als ausgemacht gelten, wenn man es auch nicht beweisen kann.

An der Wende des sechzehnten zum siebzehnten Jahrhundert erhebt sich die ernste Gestalt des Haller Doktors Hippolyt Guarinoni, dessen Bedeutung für die Sitten- und Literaturgeschichte erst jetzt allmählich anerkannt wird. Ob die erste schlesische Schule in Tirol einen Widerhall fand, erfahren wir vielleicht aus dem Jaufner

Dichterbuch, zur zweiten mag man den Grafen Adam v. Brandis zählen, dessen langatmiges Schauspiel „Alidarci und Selindae königlicher Lustgarten“ in der Bibliothek des Museums begraben liegt. Zu Hall lasen die Bürger in ihren Trinkstuben Schauspiele von Birken und Anderen, die sie als Kaufleute von den deutschen Märkten heimgebracht hatten. Triebkräftige Schaffensfreude ist allerdings nirgends zu spüren und kein altes Kollegienheft verrät uns, daß irgend ein Professor an der vom Kaiser Leopold gestifteten Universität sich um deutsche Literatur gekümmert hätte. Freilich war es im übrigen Deutschland nicht besser. Nachdem wir so in einer Einleitung diese Verhältnisse oberflächlich gestreift haben, gehen wir zu unserer eigentlichen Aufgabe über, die Poesie der Neuzeit etwa bis 1848 kurz zu schildern.

Wollten wir bis in unsere Tage vorrücken, so hätten wir mehr als ein Jahrhundert geistigen Strebens, heftiger Kämpfe zu beschreiben, eine ganze Galerie von Charakterköpfen zu zeichnen — begabte Männer und Frauen, wenn sie auch selten zur Vollendung reiften und nur einzelnes von ihnen eine Anthologie schmücken würde.

Kaum ein zweites österreichisches Kronland zählt eine solche Fülle von Talenten und das ist desto beachtenswerter, je weniger Teilnahme sie beim großen Publikum fanden. Man erschrickt fast über die Menge von Namen, die uns Ambros Mayr in seinem so verdienstlichen, für die Literaturgeschichte wichtigen Album vorführt.

Beginnen müßten wir wohl im Pustertal, dort bil-

dete sich, wie uns der um Kulturgeschichte hochverdiente Pfarrer Ludwig Rapp erzählt, etwa in den Zwanziger-jahren des achtzehnten Jahrhunderts eine literarische Gesellschaft, die sich ab und zu in Mühlbach versammelte. Wahrscheinlich beschränkte man sich auf das Lesen deut-scher Dichter, eigene Poesien liegen meines Wissens keine vor, einen ausführlicheren Bericht ist uns Rapp leider noch immer schuldig.

Später tritt uns Ferdinand Reisner entgegen. Wir erfuhren von ihm nichts, als daß er der Gesellschaft Jesu angehörte. Das Museum besitzt mehrere seiner Dramen, die 1765 bis 1789 bei Wagner gedruckt wurden. So „Thomas von Kempen, ein zuvor lauer, hernach eifriger Diener der seligen Jungfrau in lateinischer Sprache und deutschen Reimen verfasset.“ — Dann „Die bü-ßende Seele, vorgestellt in einer Betrachtung über das Klagelied des Propheten Jeremias“ und „Der büßende Petrus“. Diese Stücke sind in Alexandrinern verfaßt, auch allegorische Gestalten werden uns vorgeführt. Der poetische Wert kommt kaum in Anschlag. Ein Singspiel: „Die Bekehrung Augustins“ wurde aus dem Welschen in deutsche Reime gebracht. Den kühnsten Schwung ver-sucht Reisner mit „Rebekka die Braut Isaks, bei höchst beglückender Vermählung des durchlauchtigsten Erzher-zoges Petri Ludovici Josefi, nebst einem in deutscher, lateinischer und griechischer Sprache verfaßten Sing-spiele“. Hier wagt er sich an die schwierigsten Aufgaben der Metrik, so „eine trochäische Ode mit jambischen und amphibrachyschen Versen vermenget“. Wo nahm der Jesuit zu Innsbruck diese Dinge her? Kannte er die Versuche Klopstocks oder hielt er sich an antike Sche-

mata? Eine Nachwirkung seiner Poesien läßt sich nirgends beobachten.

So manches Zeichen deutete darauf hin, daß sich die Geister zu regen begannen, die Strömungen, welche die Völker Oesterreichs bewegten, ließen sich von unseren Alpen nicht ganz ausschließen.

Kaiser Josef hatte auch bei uns ein neues Zeitalter eingeleitet und es ließ sich trotz des besten Willens die Flut nicht mehr zurückstauen. Wer sollte meinen, daß im glaubenseinheitlichen Tirol sogar Freimaurerlogen eröffnet wurden: 1777 eine solche zu Innsbruck, deren Siegel das Ferdinandeum bewahrt, 1780 zu Bozen, dann im bischöflichen Brixen? Sie vereinigten Männer aus den besten Ständen, Gelehrte, Adelige, Priester. Unter der Regierung des höchstseligen Kaisers Franz wurden sie 1794 geschlossen. Ihre Geschichte schildert ausführlich Ludwig Rapp in einem 1867 bei Wagner erschienenen Buche. Diesem Kreise gehören wohl auch die Singtexte aus der Operette, betitelt: „Das wohlverwandte Almosen oder die unvermutete Hochzeit, von einem Freunde der Aufklärung. In Musik gesetzt von Herrn Ferdinand Angerer 1789". Wir wollen sie nicht mehr hören.

Eine eigentümliche Erscheinung ist der Servitenpater Freiherr Karl von Güntherode. Er war Professor der Philosophie im Ordenshaus zu Innsbruck, wurde dann in das abgelegene einsame Kloster auf der Waldrast verbannt, 1779 jedoch von dort auf die Kanzel der Kirchengeschichte an der Universität berufen und hier 1783 in eine Untersuchung verwickelt. Man legte ihm Sätze zur Last, die sich allerdings nicht mit den römischen Dogmen vertrugen, zudem hatte er durch seine

scharfe Satire manchen verletzt. So bestritt er die Ohrenbeichte, den Ablaß, das Fasten, den göttlichen Beruf zum Mönchsstande und spottete über die Konzilien. „Dem Kirchenrat zu Trient ist der heilige Geist von Rom aus in einem silbernen Felleisen zugeschickt worden, um die versammelten Väter von der Reformation der römischen Kurie abzuhalten. Dieses Wunder wäre unterblieben, wenn nicht vorher so viele goldene Felleisen aus Deutschland nach Rom gekommen wären." Er trat mannhaft für seine Behauptungen ein, wurde abgesetzt und in ein Kloster zu Gradiska verwiesen. Ein Tiroler Dichter feuerte ihm eine Stinkbombe nach, und zwar im Odenstile Klopstocks. Ich gebe ein paar Strophen:

Schändlicher, frecher Witzling! — Dir — irrender
Flattergeist, Schwärmer! — Dir, der Gelehrten, der
Priester, der Mönche Schmach und Schande! —
Dir — tönt die Harfe, Du bist mein Lied!

Ha, wie gewaltig schnaubet vor Rache mein
Saitenspiel! Ha! wie schauert die Stimme des
Zornes zurück! — wie starren meine
Finger getränkt in Gall' von Dir!

O, Du Geschirr des Tempels voll gräßlichen
Unflaths', unwürdiger Diener des Heiligthums
Auch gar vom Koth trieft Deine Gosche,
Frage man Stadt- und Bauernschenken.

Im Juni 1793 kam ein englischer Lord Lovat Hanson nach Innsbruck, in seiner Gesellschaft befand sich als Kammerdiener ein Italiener Ferrari, der jedoch in Wirklichkeit sein Freund und Vertrauter war. Dieser zog junge Leute aus Südtirol an sich und suchte sie für die Grundsätze der französischen Revolution zu gewinnen.

Sie stifteten einen geheimen Bund, dessen Aufgabe es unter anderem war, die Vereinigung Welschtirols mit Italien zu bewirken. Die Sache wurde verraten, es erfolgte am 8. August 1794 bei Nacht unter Mithilfe von Militärpatrouillen die Verhaftung der 20 Geheimbündler, die jedoch verhältnismäßig mild behandelt und zu wenigen Monaten Arrest verurteilt wurden. Einen Bericht über diese Ereignisse gibt die Zeitschrift „Europäisches Magazin für Geschichte, Politik und Kriegskunst, Nürnberg 1813, Bd. 1". Handschriftliche Quellen aus der Feder eines früheren Mitgliedes konnte auch L. Rapp zur Broschüre „Eine Jakobinerverschwörung in Tirol. Innsbruck 1876" benutzen. Das waren allerdings nur kleine Blasen, sie verschwanden vor dem Sturm, der bald alle Stände Tirols bis in die abgelegensten Täler aufregte. Die französische Revolution warf ihre Heere auch in unsere Alpen, der Volkskrieg begann 1797, die letzten Zuckungen zeigen sich im Jahre 1812, als Oesterreich sich dem Kriege gegen Napoleon anschloß. Die Nachwirkung war bei uns eine viel tiefere als in irgend einer Gegend Deutschlands; der Ruhm jener Kämpfe begeisterte bis zum heutigen Tage die Dichter Tirols, ja ist mehr oder weniger ein Element ihrer Poesie. Von ebenso großem Einfluß war der Charakter des Landes und seiner Bewohner. Von zerfließender Weltbürgerlichkeit ist bei uns wenig zu bemerken, wir sind Tiroler im guten — meinethalb auch im schlechten Sinne des Wortes, wenn man an die Hoftirolerei denken will, wie sie eben manche Streber betreiben. Darum kann man die Tiroler nicht unter die österreichischen Dichter einreihen, sie bilden eine streng geschlossene Gruppe nach

außen, wenn sie sich auch am eigenen Herd als liberale und ultramontane befehden.

Die poetischen Schöpfungen Tirols seit nahe hundert Jahren beginnen wir mit Karl Franz Zoller, der am 4. September 1748 zu Klagenfurt geboren wurde und am 4. November 1829 als erster Adjunkt der k. k. provisorischen Landesbaudirektion zu Innsbruck starb. Sein Vater war ein geachteter Maler aus Telfs, den sein Beruf an verschiedene Orte führte, so daß wir in Kirchen manchem Altarblatt, manchem Fresko von ihm begegnen. Der Sohn studierte zu Innsbruck und verlegte sich, wie es sein Beruf forderte, eifrig auf Mathematik. Einen weitläufigen Nekrolog bringt der „Tiroler Bote" 1831. Von seinen Werken erwähnen wir nur „Geschichte und Denkwürdigkeiten der Stadt Innsbruck". Bleib' es einer fleißigeren Hand überlassen, sein und der anderen Tiroler Poeten Leben und Wirken entweder monographisch oder in einem Gesamtwerke zu schildern; über das, was etwa allgemein interessiert, hinauszugehen, fühle ich mich nicht berufen. Einiges bietet auch Wurzbach. Zoller dichtete das viel gerühmte Spingeser Schlachtlied, das auch jetzt noch, wie es Kapellmeister Lutz eingerichtet, bei öffentlichen Anlässen gesungen wird.

Sein „Tirolerschütz auf dem großen königlichen Freischießen zu Innsbruck 1808" erinnert durch seinen lebhaften Rhytmus fast an Burns:

„Der Langes ist ummer, der Summer ist da,
Weib hol miar mein Stutzen, i muaß gean durcha,
Zu Sprugg iß a Schiaß'n dös bild'st Dir nöt ein,
Der Künig giebt's selber, wie prächtig muaß' sein."

Auch 1809 trat er als Tyrtäus auf; er gibt der

Freude, daß jetzt die Zeit der Abrechnung mit Franzosen und Bayern gekommen sei, lebhaften Ausdruck. Von einiger Bedeutung ist ein kleines Volksstück: „Der Tiroler Kirchtag, ein Nationallustspiel mit Gesang in zwei Aufzügen. Innsbruck bei Wagner 1819". Er suchte hier im Gegensatz zum beliebten Tiroler-Wastel und dem lustigen Tiroler Gärtner, der Volkssprache ihr Recht zu schaffen und zeigt dabei eine ziemliche Kenntnis unserer Mundarten.

Zoller gleich gestimmt ist Johann Friedrich Primisser. Geboren am 21. August 1757 zu Prad war er der Sohn eines Webers und starb als Registratsdirektor und Archivar am 1. März 1812 zu Innsbruck. Mehr wissen wir von ihm nicht. Sein „Friedrich mit der leeren Tasche" ist spurlos verschwunden, das zweite Drama „Martin Sterzinger oder der bayrische Einfall in Tirol 1703" wurde 1782 bei Wagner gedruckt. Sein Vorbild waren vielleicht die Bauernspiele; die Stücke von „Sturm und Drang" scheint er gleichfalls gekannt zu haben. Manche Szene ist bewegt und lebendig.

Auch dem Landsturm der Neunzigerjahre widmete er Lieder, wobei er sich nicht genau an den Unterinntaler Dialekt hält und manchmal in unerquicklicher Weise an das Hochdeutsch streift. Eines erhielt sich lange in mündlicher Ueberlieferung, dieses liegt jetzt mit seinen wertlosen Gelegenheitsgedichten in der Bibliotheka Dipauliana. Es überrascht uns durch den Ausdruck derber Kraft, mit der es die verschiedenen Tiroler Stämme zeichnet und erinnert uns dabei an den gleichzeitigen Maler Pl. Altmutter, dessen Bedeutung für das deutsche Sittenbild jüngst H. Schmölzer in anregender Weise

hervorgehoben hat. Vielleicht kann man Primisser auch als den Verfasser eines Singspieles in drei Abteilungen bezeichnen, das 1798 bei Wagner erschien. Es trägt den Titel: „Das durch die göttliche Vorsehung und Fürbitte Mariä gerettete Tirol". Erster Teil: Tirol in der Grotte als eine Jungfrau schlafend, ein französischer General schleicht mit einigen Soldaten übers Gebirg. Gefesselt. Schutzgeist verweist sie auf Maria. Zweiter Akt: Der Landsturm bricht los.

Schießt von dem Gebirg hinab
Durchstreichet die Berge und Hügel
Erschlagt sie mit knotigem Prügel.
Durchstecht sie mit giftigen Lanzen,
Laßt sie in der Höhe schön tanzen,
Kehrt um eure Büchs'n und Stutzen
Zerstoßt sie mit freudigem Jutzen:
Hier hast, o Franzose, Dein Grab.

Der dritte Akt zeigt den Sieg. Es treten Abgeordnete der Schützenchöre auf, Tirol führt sie in die Kirche, wo der Altar von Maria-Hilf steht, sie knien nieder und singen ein Dankgebet.

Das Andenken des Serviten Benizi M a y r hat sich lang in Tirol erhalten, ich erinnere mich noch, wie man mir als jungem Menschen von ihm erzählte: er verstand es, Religionsfeinde siegreich zu bekämpfen und Ungläubige auf dem Todbett zu bekehren. Sein Vater war Bergschaffer zu Hall; ihm wurde der Sohn am 17. Dez. 1760 geboren. Er trat 1777 in den Orden, wurde 1804 Professor der Religionsphilosophie, unternahm 1816 eine Reise nach Italien, um Kunststudien zu machen und starb am 15. Juni 1826. Eine Marmortafel in der Vorhalle der Jesuitenkirche erinnert an ihn. Man besitzt von ihm

mehrere Gelegenheitsgedichte, sein Trauerspiel: „Andreas Hofer oder das getäuschte Tirol, Trauerspiel in sechs Aufzügen zur Rettung der Ehre des Vaterlandes" kann als historisches Zeugnis gelten, wie der Mann von Passeier, mit dem er viel verkehrte, auf seine Zeitgenossen wirkte; manche Stelle würde jetzt wohl dem Staatsanwalt verfallen.

Ungedruckt sind noch zwei Idyllen: Innsbruck und Hall, poetische Schilderungen von Land und Leuten. Dem Weltklerus gehörte Alexius Mayr an. Er war ebenfalls ein Unterinntaler, sein Geburtsjahr weiß ich nicht anzugeben; wir finden ihn 1814 in der Scharnitz, am 18. November 1822 starb er zu Rattenberg als Frühmesser. Seine humoristischen Gedichte waren weit verbreitet, Abschriften finden sich im Ferdinandeum. Auch Zeitereignisse besang er. So den Durchzug des Königs von Bayern durch Rotholz am 11. Januar 1808. Ein Bruchstück mag ihn charakterisieren:

Die Königin hat, wie man sagt,
Sehr vielen Appetit
Zu Haselnüssen, darum bringt
Ihr einen Sack voll mit.
Doch werfet einen großen Stein
Sie aufzuklopfen ihr hinein,
Denn sonst verliert sie ihre Zähn'
Dann wär' sie nicht mehr schön.

Aus der Scharnitz erließ er ein „Trostschreiben an den nicht sonderbar wohl geborenen und noch weniger ehrsamen Napoleon Nikolaus Bonaparte, Exkaiser von Frankreich und wirklichem Ungeziefer auf der Insel Elba."

Er rät ihm unter anderem Fledermäuse zu fangen. Das Behagen bei diesen Gedichten ist jedenfalls größer als der Witz. Ein oder das andere Stück könnte man übrigens wohl abdrucken.

Hier reihe ich auch Karl von Lutterotti ein, ich gönne über ihn Herrn Johann Engensteiner das Wort, wie er ihn trefflich im Programm der städtischen Bürgerschule von 1872 schildert:

„Unter den tirolischen Dialekts-Dichtern nimmt Karl von Lutterotti unbedingt den ersten Rang ein, sowohl in bezug auf ursprüngliche poetische Begabung, als auch auf genaue Vertrautheit mit dem Volksleben und auf Fertigkeit im Gebrauche der verschiedenen Mundarten. Karl von Lutterotti zu Gazzolis und Langental, der Sohn des Gubernialrates Johann von Lutterotti, wurde in Salurn am 10. Februar 1793 geboren. Er brachte einige Zeit auf den väterlichen Gütern zu, studierte dann zu Innsbruck, wo er am 12. April 1809 bei Erstürmung der Stadt durch die Bauern einen Schuß in den Fuß erhielt. Die Erinnerung an dieses denkwürdige Jahr lebte ungeschwächt in ihm fort und bildet den ernsten Hintergrund mancher späteren Gedichte. Nachdem er seine Studien zu Landshut beendigt und beim Gubernium in Innsbruck praktiziert hatte, wurde er zum Kreisamte nach Imst versetzt, wo er fortan blieb. Im Jahre 1854 als Kreisamtssekretär pensioniert, genoß er noch eine längere Muße; nach andauernder Kränklichkeit, die aber seinen guten Humor nicht zu beeinträchtigen vermochte, starb er am 20. Juli 1872.

Lutterotti, mit dem feinsten Ohr für die Klänge der Volkssprache und mit scharfer Beobachtungsgabe aus-

gerüstet, hatte von früher Jugend an lebhaften Anteil am Leben und Treiben des Volkes genommen und schon während seines Aufenthaltes in Südtirol die dortigen Dialekte genau kennen gelernt. Später durchstreifte er als eifriger Fußwanderer und Bergsteiger Tirol nach allen Richtungen und verfolgte dabei zunächst wissenschaftliche Zwecke; er beschäftigte sich nämlich, angeregt durch einen Jugendfreund und Studiengenossen, den Sohn des bekannten Botanikers Laicharding, mit Pflanzenkunde und brachte von seinen zahlreichen Ausflügen manches seltene Alpenkraut heim, womit er sein Herbar bereicherte; auf diesen Exkursionen wurde er durch eigene Anschauung und Erfahrung mit den verschiedenartigen Bewohnern seiner Heimat vertraut, übte sich durch den lebendigen Verkehr mit den Bauern in ihrer Sprache und las aus dem Munde des Volkes einige originelle Lieder auf.

Auch auf die Volkstrachten, deren allmähliches Verschwinden er in mehreren Gedichten, wie z. B. in dem Gespräche: „Bei dem Wiederemporkommen des Schießstandswesens" auf das lebhafteste beklagte, richtete er sein Augenmerk und legte als geschickter Zeichner eine reichhaltige Trachtensammlung an; die Huldigungsfeier im Jahre 1838 benutzte er zum eifrigen Studium der Nationalkostüme. Er konzentrierte übrigens sein Interesse nicht ausschließlich auf tirolisches Volksleben, sondern war auch bemüht, durch Lektüre mit den Aeußerungen fremden Volkstums bekannt zu werden und seine kleine Bibliothek bestand größtenteils aus den Werken bedeutender Volksdichter. Als Frucht seiner vielseitigen und angestrengten Bestrebungen erschienen im Jahre

1854 bei Felican Rauch in Innsbruck die „Gedichte im Tiroler Dialekte", die später eine zweite Auflage erlebten. Lutterotti darf den besten deutschen und österreichischen Dialektdichtern an die Seite gestellt werden, manche seiner Gedichte werden noch deklamiert; berühmt ist der „Auszug der Milizkompagnien von St. Nikolaus 1809 nach Kochel in Bayern", ein Meisterstück in seiner Art, wie wir kein ähnliches kennen.

Von seinen Gedichten bereitet nun unser Universitätsbibliothekar L. v. Hörmann jetzt die dritte Auflage vor. Der Bauer Obrist Hans von Stans, geboren 1789, war zuerst Gärtner und stand zu Mannheim längere Zeit bei Bethmann Hollweg in Diensten. Dann übernahm er das väterliche Gut zu Stans. Er ließ „Zither und Pflug, Zeitbilder des Jahres 1848" drucken, nicht im Dialekt, wie man erwarten sollte. Am berühmtesten ist wohl sein Auswandererlied, wo er der Mißstimmung des Landes scharfen Ausdruck verlieh. Die Polizei schnüffelte an allen Ecken und Enden nach dem Verfasser, seine Name war Tausenden bekannt, aber Niemand verriet ihn, so daß er 1882 unbehelligt starb.

Als Kunstdichter im höheren Sinne tritt uns zuerst der hochbegabte Aloys Weißenbach entgegen. Der Sohn eines Bauern, wurde er am 1. März 1766 zu Telfs im Oberinntale geboren. Nach vollendeten Studien trat er als Unterarzt in die österreichische Armee und machte verschiedene Feldzüge mit, bis er endlich 1804 als Professor der Chirurgie an der neu errichteten Universität Salzburg angestellt wurde. Er vermählte sich bald mit Aloisia von Dornfeld, der Tochter eines ge-

achteten Beamten zu Linz. Die Ehe blieb zwar kinderlos, scheint aber glücklich gewesen zu sein, wenn es auch bei der Reizbarkeit Weißenbachs nicht an kleinen Gewittern fehlte — einmal warf er beim Essen die Teller auf die Straße. Das erste uns bekannte Gedicht von ihm feiert den Kampf bei Spinges, wo 1797 Tiroler Schützen die Franzosen unter Joubert zurückwarfen. „Das gerettete Tirol" zeigt den Einfluß Klopstocks, der auch in Oesterreich das deutsche Nationalgefühl mächtig anregte. Gelungen ist die Schilderung des Landsturmes.

„Das ist der Racheruf von einem Volke,
Jetzt hebt es sich; wie eine schwarze Wolke
Sieht man es jetzt die Berge überzieh'n.

Wie Gottes Racheruf in Ungewittern
Ertönt's, die Feinde schau'n empor und zittern,
Die Königsmörder zittern, ha! — und flieh'n.

Sie flieh'n und ihnen nach im Gemsenschritte
Eilt der Tiroler, bis er in der Mitte
Der Feinde steht, — das thut dem Stürmer wohl!

Er ficht, dringt vor und heißt auf Welschlands Grenzen
Des deutschen Adlers gold'ne Banner glänzen —
Triumph, Triumph! gerettet ist Tirol!"

Im Jahre 1810 veröffentlichte Weißenbach ein Drama: „Der Brautkranz"; es schildert in blumenreicher Sprache die unglückliche Liebe des Dogensohnes zur Ziehtochter des Malers Palma. Goethe antwortete auf die Zusendung desselben freundlich. Ein anderes Trauerspiel: „Die Barmeciden", scheint auf einer Wiener Bühne zur Aufführung gelangt zu sein, es blieb un-

gedruckt; das Manuskript soll in Salzburg liegen, ist aber nirgends zu erfragen.

Es war die gewaltige Zeit der großen napoleonischen Kriege. In hellen Flammen loderte Weißenbachs deutsches Gefühl; man sollte ihn nicht vergessen, wenn man die Sänger der Befreiungskriege preist. Manche Strophen des Gedichtes auf die Schlacht bei Leipzig gehören zum Erhabensten, was die Poesie jener Tage schuf. Er zeichnet Napoleon, auf den das Volk damals die Züge der Apokalypse anwandte, ja sogar seinen Namen aus dem Apollyon derselben deutete, mit wilder Leidenschaft:

„Jetzt ist der Bann, der Kreis vollendet
Rings um das grause Ungetüm!
Wohin es grinsend auch sich wendet
Und schnaubt und krallt, begegnet ihm
Ein Volk, deſſ' Herzblut es gesogen,
Ein Fürst, deſſ' Thron es abwärts riß,
Und überall im ganzen Bogen,
In jedem Aug' die Nemesis!
Aus hunderttausend Feuerläufen
Sieht es den Finger Gottes greifen!

Der still nie stand, — jetzt muß er stehen!
Und immer enger wird der Kreis,
Die Trommel schallt, die Fahnen wehen,
Das Feuer glüht die Lüfte heiß!
Und Flammen schlägt aus Erd' und Gründen
Der Völkerzorn mit Pferdeshuf
Und aus sechshundert Feuerschlünden
Umbrüllt das Tier der Racheruf!

— — Es fällt! und Wall und Türme krachen!
Den Minotaurus trifft der Streich!

Und blutend mit gesenktem Rachen,
Zerschelltem Schuppenpanzer, bleich,
Den Krampf in seinen Schlangenschweifen
Muß flüchtig, irr das Untier schweifen.

Und wie sich nun der Sieg der große
Entschieden hat, die Feinde flieh'n,
Da sprengt der Feldherr-Fürst zu Rosse
Vor die gekrönten Häupter hin,
Und dreimal grüßt er mit dem Degen
Und Tränen glänzen ihm im Blick
Und jubelnd ruft er: „Heil und Segen,
Mit uns ist Gott, und Recht und Glück'."

— — Zum Dome wird die blut'ge Erde,
Das Schlachtfeld wird zum Hochaltar,
Zu Priestern werden die Monarchen,
Das Wort, in dem einst Gott der Herr
Herabsank auf die Patriarchen,
Zum Betspruch: „Mit dem ist der Herr!"
Zum Opfer die gelösten Ketten,
Auf die die Sieger niedertreten.

Das Heer vom Augenblick entglommen
Dem größten aus dem Zeitenmeer,
Vom Wort erfaßt, so es vernommen,
Ruft kniend: „Mit dem ist der Herr!"
Und alle Feuerläufe neigen
Sich abwärts, keine Fahnen weh'n
Und die metallnen Schlünde schweigen,
Die zügellosen Pferde steh'n!
Europa kniet, nichts darf sich regen
Als nur das Herz mit seinen Schlägen.

Und lautlos steht die Völkerrunde;
Die Thräne, die vom Auge fällt,
Giebt Zeugnis, daß in dieser Stunde
Der höchste Feldherr Heerschau hält!"

Auch ein zweiaktiges Märchendrama: „Die Erlösung der Teutonia" dichtete er; den Stoff liefert die bekannte Sage vom Untersberg. Im Jahre 1814 befand sich Weißenbach zu Wien; ihn wie so viele andere hatte das Schauspiel des Kongresses in die Weltstadt gelockt. Er beschrieb seine Begegnisse in einem Buch unter dem Titel: „Reise zum Congreß, Wahrheit und Dichtung". Die „Wahrheit" besteht in sehr wenig Stofflichem, zur „Dichtung" gehört eine Episode bei Melk, eine Vision im Stile Jean Pauls. Während seines Aufenthalts zu Wien verherrlichte er den Kongreß in einer Kantate: „Der glorreiche Augenblick", die der große Beethoven komponierte. Endlich gab er seine patriotischen Gedichte gesammelt heraus: „Teutonia. Ein Denkmal der vergangenen und Taschenbuch der neueren Zeit. Wien 1815 bei Anton Strauß." Diese Teutonia ist ein wichtiges Denkmal des deutschen Geistes, der damals — unter der berüchtigten Zensur! — in Oesterreich wehte.

Zu den schönsten Gedichten Weißenbachs zählt: „Andreas Hofer's Schatten an seinen Kaiser und sein Vaterland am Huldigungstage 1816." Frei und offen wendete er sich an den Fürsten, er möge dem Gebein Hofer's eine Handvoll heimischer Erde gewähren. Kaiserjäger schaufelten die Leiche Hofers zu Mantua heimlich bei Nacht aus und brachten sie nach Tirol. Sie wurden in Untersuchung gezogen; dem Helden von 1809 konnte man jetzt freilich ein Denkmal nicht mehr versagen.

Noch haben wir von Weißenbach ein beschreibendes Gedicht zu erwähnen: „Aigen!" Es wurde 1817 gedruckt

und schildert den berühmten Park des Fürsten Schwarzenberg mit viel Sentimentalität in den verschiedensten Metren, an welche man freilich nicht den Maßstab des späteren Platen anlegen darf. Beachtenswert ist folgende Stelle:

„Aber, o Mensch, dem vierten der Urelemente, dem Feuer,
Nahe Dich nicht; denn es ist körperlos, irdisch nicht mehr!
Und es duldet den Stoff auch nicht, den die Erde geboren,
In der Vernichtung nur drückt es die Göttlichkeit aus.
Ewig nach aufwärts strebt es und nimmer vermagst Du's zu wenden:
Kehrst Du die Fackel hinab, lodert die Flamme hinauf
Seinem Vaterland zu. So der Herr sich zeiget dem Erdball;
Und der Donner ihm jetzt gehet als Herold voran,
Trägt er dies Element, dies furchtbar erhabne als Purpur
Und es erzittert die Welt, schlägt an die Wolken der Saum
Von dem Mantel des Herrn; darum darf niemals des Menschen
Finger berühren das Feuer, denn es ist Gottes Gewand."

Weißenbach verschied am 26. Oktober 1821 und liegt auf dem Friedhofe des Johannisspitals zu Salzburg begraben. Sein Denkstein zerfiel im Laufe der Zeiten, einige Tiroler ließen ihn vor etlichen Jahren neu herstellen. Den Worten Stafflers in dem Werke „Tirol und Vorarlberg" stimmen auch wir bei: „Hätte Weißenbachs Talent eine frühzeitige und sorgsame Pflege erhalten, er würde ein gefeierter Dichter Deutschlands geworden sein." An Korrektheit steht er wohl den Alringer, Collin, Denis nach, an Schwung und Reichtum der Phantasie übertrifft er sie vielfach. Einen ausführlichen Aufsatz und sein Bild bringt: „Der Alpenfreund, Bd. IV, Heft 1, Gera bei Eduard Amthor 1871". Angefügt sind zahlreiche Proben aus seinen Ge-

dichten, was um so dankenswerter ist, da sie nie gesammelt erschienen und die ursprünglichen Ausgaben auf den meisten deutschen Bibliotheken fehlen dürften.

Man sollte Weißenbach nicht vergessen. Möchte eine berufene Hand sein Leben schreiben, die besten Gedichte auswählen und das Ferdinandeum zu Innsbruck den Druck besorgen! — Die Büste des Malers Josef Schöpf hat man zu Telfs als Denkmal aufgestellt, der Dichter verdiente wohl die gleiche Ehre.

In Tirol zitterte noch die Bewegung von 1809 nach. An die Libera Germania erinnert sich niemand mehr; die letzten Mitglieder dieses Bundes an der Innsbrucker Hochschule sind verstorben, vielleicht findet sich in den Akten der Polizei noch eine Aufzeichnung. — Libera Germania! So nannten sich anfangs der Zwanzigerjahre etliche Studenten, zu denen unter anderen A. Fischer, 1848 Statthalter von Oberösterreich, Josef Haselwanter, seit 1848 Staatsanwalt zu Innsbruck, und der nachmalige Freiherr Andreas von Gredler in Wien gehörten. Sie sangen deutsche Lieder, traten mit deutschen, ja sogar italienischen Universitäten in Verbindung, bis sie ein pflichteifriger Polizeikommissär ausspürte. Verhaftungen fanden statt, die jedoch zu keinem Ergebnis führten, doch verließen manche das Rechtsstudium, weil sie befürchteten, in Oesterreich keine Anstellung zu erhalten. Ihr Fechtmeister war Johann Senn, und so tritt uns der einsame und düstere Schatten dieses Dichters hier zum erstenmale entgegen. Johann Senn! er wurde an einem Tage übler Vorbedeutung, am 1. April 1792, zu Pfunds im Ober-Inntale

geboren. Sein Vater, der Landrichter, wurde für seine Teilnahme an den Kämpfen von 1809 als kaiserlicher Rat zu Wien angestellt, starb jedoch, ehe er die Erziehung des Sohnes vollenden konnte. Dieser studierte die Rechte, den Unterhalt mußte er durch Stundengeben verdienen. Er schloß sich einem Kreise trefflicher Jünglinge an.

In diese Gesellschaft traf die Philosophie Schellings wie ein Blitz, Senn war der begeisterte Priester des Ἓν καὶ πᾶν. Er besingt es in einem ungedruckten Sonett, das seine Kraft, auch den sprödesten Stoff zu bändigen, bekundet.

Ἓν καὶ πᾶν.

Ich hab's gewagt, es wollte mir gelingen
Dem hochgewalt'gen Geiste nachzudenken,
Hinab in seine Tiefen mich zu senken
Und sel'ge Klarheit mit an Tag zu bringen.

Ich sah, als diese Schachten mich umfingen,
Die Welt in ihren Fugen und Gelenken
Und wie sie in sich greifen und sich renken:
Ich bin zurück und staun' ob keinen Dingen.

Da hab' ich auch die Stelle ausgefunden,
Von wo das Bild der Schöpfung unverschoben
In ursprünglicher Harmonie zu fassen.
Ich sah da nichts entzweit, geschweige hassen,
Mein Name selbst war von dem All verschwunden,
Denn ich war mit dem All in Eins verwoben!

Eine ganze Reihe ähnlicher Gedichte zeigt, wie mächtig Schelling auf Senn wirkte, und bestätigt die Schilderung der geistigen Trunkenheit, welche diese Philosophie

nach den Angaben von R. Haym in seiner Geschichte der Romantik hervorbrachte. Später ging Senn, eine grüblerisch in sich arbeitende Natur, durch Fichte zu Hegel über; treu begleitete er alle Phasen deutscher Philosophie und gelangte dadurch auf einen Standpunkt geistiger Freiheit, wie ihn in Tirol nur der Kaplan des Irrenhauses, Sebastian Ruf, erreichte.

Aber das Verderben war nahe. Die Gesellschaft, der Senn angehörte, erregte den Verdacht der Polizei. Die Mitglieder wurden abgefangen und verhört. Senn blieb über ein Jahr in Untersuchungshaft und wurde endlich, ohne daß man einen Verdacht begründen konnte, mit gebundener Route nach Tirol abgeschoben.

Seine Zukunft war vernichtet. Arm, hilflos mußte er sich als Abschreiber verdingen, endlich nahm er Einstandsgeld für ein Muttersöhnchen und wurde im Regiment Kaiserjäger gemeiner Soldat. 1828 erhielt er als Leutnant das Portepee; 1838 machte er den Feldzug in Italien mit. Das Gedicht: „Dame und Schleier" malt in origineller Weise die Armee mit den voranfliegenden Plänklern. Nebenbei beschäftigte ihn Dante und Macchiavelli. Durch klimatische Einflüsse kränklich geworden, mußte er den Abschied nehmen; man gab ihm ein rühmliches Zeugnis, das alle Verleumdungen widerlegt, und — 250 fl. Pension. Um sich zu fristen, trieb er das elende Geschäft eines Winkeladvokaten und verbitterte dabei ohne Hoffnung auf die Welt innerlich mehr und mehr.

Aber seine Gedichte! Trotz der Zensur, welche damals von zwei bornierten Priestern, dem Katecheten David Moriz und dem Gubernialrat Jakob Probst,

geübt wurde, beschloß er sie 1838 zu veröffentlichen. Sie wanderten arg verstümmelt in die Wagner'sche Buchdruckerei, die Subskriptionen deckten eben nur die Herausgabe. Er hatte wenig Freude dabei. In Tirol betrachtet man großenteils den Poeten als ein sehr überflüssiges Möbel der Hausordnung, Verse kann man weder essen, noch trinken, noch anlegen; man geht protzig vorüber und zuckt höchstens die Achseln. Schuler, der Redakteur des offiziellen „Boten", brachte nicht einmal eine Anzeige dieser Gedichte, er hatte zu viel Rücksichten zu nehmen und mochte gegen niemand verstoßen. Ein Korrespondent der „Augsburger Postzeitung" bezeichnete Senn „als einen obskuren Pensionär, von dem niemand nichts weiß." Nur Josef Streiter erhob in der „Allgemeinen Zeitung" für ihn, „dem wir das Gediegenste, was Tirol an vaterländischer Poesie in der Lyrik aufzuweisen hat, verdanken," die Stimme. Feuchtersleben bezeichnete ihn als einen „bedeutenden Menschen, der, frei von dem Einflusse früherer oder gar der gegenwärtigen poetischen Mode, rein und selbständig eigene Bahnen wandelt." — Senn ist kein liebenswürdiger Poet, der mit einem Lächeln anlockt; er hatte zu viel wahres Elend getragen, um mit dem Weltschmerz zu kokettieren, die gedrungene, oft rauhe Form seiner Verse besticht nicht, wer sich aber in ihn hineinliest, wird durch einen reichen Gehalt tiefer Gedanken belohnt. Populär wie kein anderes Gedicht eines Tirolers ist nur sein „Tiroler Adler", der von Verschiedenen komponiert, häufig gesungen wird und selbst strophenweise auf den Köpfen von Tabakspfeifen angebracht ist.

Der Tiroler Adler.

Adler, Tiroler Adler!
Warum bist du so rot?
Ei nun, das macht, ich sitze
Am First der Ortlerspitze,
Da ist's so sonnenrot,
Darum bin ich so rot!

Adler, Tiroler Adler!
Warum bist du so rot?
Ei nun, das macht, ich koste
Von Etschlands Rebenmoste,
Der ist so feuerrot,
Darum bin ich so rot.

Adler, Tiroler Adler!
Warum bist du so rot?
Ei nun das macht, mich dünket,
Weil Feindesblut mich schminket
Das ist so purpurrot,
Davon bin ich so rot!

Adler, Tiroler Adler!
Warum bist du so rot?
Vom roten Sonnenscheine,
Vom roten Feuerweine,
Vom Feindesblute rot,
Davon bin ich so rot!

Senns Gedichte sind vergriffen, warum erschien keine zweite Auflage zur Zentenarfeier seiner Geburt? Ueber und von Senn bringt der „Alpenfreund" von Eduard Amthor zu Gera im vierten Hefte des vierten Bandes, S. 232, manches. Sein Porträt findet sich im

Nachlasse Kupelwiesers, mit dem er bekannt war. Der Kopf gleicht auffallend dem Beethovens.

Im Nachlasse Senns, der im Museum liegt, traf man auch jenen Zyklus „Napoleon und das Glück", auf den er selbst so großen Wert legte und ihn oft vor den Studenten, welche ihn besuchten, deklamierte. Es weht der Geist Fichtes darin, doch ist die Komposition unklar, das Metrum rauh und schlackig, der Grundgedanke, daß Fortuna die Braut Napoleons sei, bizarr. Großartig sind zwei Stücke des Zyklus, sie verdienen erhalten zu werden.

Napoleon und das Glück.

Hab ich nicht in der Brautnacht
Fortunas Wesen erkannt?
Hat sie nicht ihrer Seele
Mysterien mir bekannt?

Wie sie im Himmel geheißen
Mit Namen Harmonie.
Den ihr der Weltgeist selber
Bedeutungsvoll verlieh?

Wie sie nur dem erscheine,
Deſſ' Werk geht Hand in Hand
Mit dem Riß der künftigen Dinge
Im göttlichen Verstand?

Wie nur dem Gott gelinge
Und nur dem Schicksalsmann,
Der des Gottes Werke wirket,
Erwitternd den ewigen Bann?

Wie der die Welt durchschreitet,
Groß wie kein Sterblicher ist,
Als wär' ihm angeschnallet
Ein Kothurn an seinen Rist?

Und ein Visir vor das Antlitz,
Ein Uebermenschen-Gesicht
Vom Odem angehauchet
Deß', der in Wettern spricht?

Bis 1840 bestand zwischen Klerikalen und Liberalen wenigstens äußerlich der Frieden, weder die einen noch die anderen konnten sich unter dem Druck des herrschenden Systems regen. Senn gewinnt dadurch geschichtliches Interesse, daß er in jenem Jahre den Kampf eröffnete, der von dort an bis jetzt ununterbrochen fortdauert und um so heftiger ward, je mehr sich die Gegensätze verschärften. Er warf eine Granate, deren Splitter weithin und lange furchtbar wirkten: eine Anzahl Sonette gegen die Zensoren Probst und Moriz, zumeist jedoch gegen Joseph v. Giovanelli in Bozen gerichtet. Dieser Mann beherrschte den Landtag und mit dem Landtag Tirol; man glaubt, er habe die Vertreibung der protestantischen Zillertaler bewirkt; andere sagen, er sei nur das Werkzeug für eine höhere Hand gewesen, die man nicht sehen sollte. Ebenso wird ihm die Berufung der Jesuiten an das Gymnasium zu Innsbruck, sowie die Gründung ihres adeligen Konviktes zugeschrieben. Giovanelli war jedenfalls eine bedeutende und auch durchgreifende Persönlichkeit. Weh' dem, der ihm widersprach! Der arme Leutnant packte den Stier bei den Hörnern; die Sonette waren ein Ereignis, welches alle Parteien aufregte.

Manche Poetlein schlugen an die Brust und wuschen demütig die Hände in Unschuld; wer hätte ihnen auch diese vernichtende Satire zugetraut? — Der eherne Senn verleugnete seine Verse nicht und spottete der Feinde

mit kaltem, grimmigen Hohn. Eines dieser Sonette mit den grotesken Reimen war im Munde aller und erlangte eine gewisse Berühmtheit. Wenn ich es hier einschalte, geschieht es weder den Klerikalen zum Trutz, noch den Liberalen zum Nutz, sondern weil historische Tatsachen und Denkmale ein volles Recht auf Oeffentlichkeit haben.

Der Ultra.

Ich bin der Zionswächter der Tiroler,
Kein Arg birgt meinem Argusblicke sich,
Die Lärmtrompete blas' ich meisterlich,
Im Bergland wiederhallt es um so hohler.

Nie war der eitle Geist der Zeit frivoler,
Ein crasser Hyperkatholik bin ich,
Des Fanatismus Wut begeistert mich,
Kann ich verfolgen, ist mir um so wohler.

Auf Geisteswerke laß ich gift'gen Geifer,
Die Zillertaler spürten meinen Eifer,
Der Kaiser Franz war mir noch zu Josephisch.

Die Klerisei ist mir zu wenig pfäffisch,
Der Papst auch ist mir nicht genug Papist
Und Christus selbst mir fast zu wenig Christ.

Senns Haupt war von nun an verfemt; nur Studenten, in denen sich der Trotz der Freiheit bereits zu regen begann, schlossen sich dem finsteren, schroffen Greise an, dessen bittere Orakel bei ihnen, wie sie dann in den Märztagen bewiesen, nicht verloren gingen. Der unglückliche Dichter versank mehr und mehr in Schwermut, bis ihn am 30. September 1857 der Tod von sich

und der Welt befreite. Niemand kümmerte sich um ihn; die literarischen Kliquen in Deutschland hatten nie an ihn gedacht, nur Heinrich Kurz widmete ihm im 4. Band seiner Literaturgeschichte S. 33 etliche Zeilen, welche ihn gut charakterisieren. Hierzu kommen noch die Mitteilungen über ihn im „Oesterr. Literaturblatt" und die Briefe Gilms an ihn.

Freunde errichteten ihm einen Grabstein. Jedoch Bubenhand schändete auch diesen. Im Herbst 1871 ward dem marmornen Tiroler Adler der Kopf abgeschlagen, die Platte mit Kot beschmutzt. Hatte Tirol für den Sänger des „Tiroler Adlers" nur diesen Dank? Er gehört auch Oesterreich durch seine Adler-Lieder, einen Zyklus im „Nibelungenmaß", worin er den einst deutschen Kaiseraar der Habsburger herrlich besang.

An Weißenbach und Senn reihe ich einen Dichter, der ihnen zwar an Bedeutung nicht gleicht, aber durch seine Persönlichkeit Interesse verdient. Es ist der Geistliche Anton Plattner. Sein Lebensbild malt uns Alois Meßmer im dritten Band der „Reiseblätter"; ich gebe eine kurze Skizze.

Anton Plattner, geboren 1787 zu Zirl, war der Sohn dürftiger Eltern, so daß er sich als Schafhirt verdingen mußte. Dann studierte er zu Hall das Gymnasium, 1809 machte er als Schützenhauptmann alle Kämpfe mit, 1810 bettelte er sich quer durch Bayern nach Böhmen, fand in Prag Unterstützung und kehrte

nach Abschluß des Krieges in die Heimat zurück. Er studierte Theologie und erhielt 1818 die Priesterweihe. Wir finden ihn von jetzt an als Kooperator im Inntal hoch begeistert für Natur und Bibel, besonders die Psalmen. Er war ein trefflicher Prediger voll Schwung und Originalität; 1829 wurde er jedoch geisteskrank; er suchte die Einsamkeit des Gebirges bei Zirl: „Es gibt eine Art Naturbesessenheit oder Naturtrunkenheit, die ihre traumhaften Fittige sehr wohl über einen Menschengeist werfen kann." Er lebte dort als Einsiedler. Das brachte Aufregung unter die Amtsbrüder; er wurde nach Brixen zitiert und dort zurückbehalten. Sein Heimweh ohne Maß und Grenzen drückt die „Klage des egyptischen Josef" aus. Endlich konnte er es nicht mehr aushalten; er flüchtete und tauchte halbverwildert in den Alpen bei Zirl auf, wo er sein Einsiedlerleben wieder begann.

Das war 1839. Der Geist des Hochgebirges fesselte ihn mit dämonischer Kraft; in seinem Tagebuch finden wir eine Reihe Zwiegespräche mit der Natur und ihrem Wesen, zum Teil hochpoetisch, zum Teil wirr phantastisch.

Die Amtsbrüder benahmen sich gegen den Armen nicht brüderlich, sondern kieselhart: „Was nun tun", ruft er, „von Allen verlassen? Von allen Hilfsmitteln entblößt, selbst der notwendigsten Kleidungsstücke entbehrend, krank, 52 Jahr alt! Was tun?" — Da dichtete er wieder ein tief inniges Marienlied, welches das Volk nicht vergessen hat.

> Hier kniet vor Deinem Gnadenthron
> Ein tiefgebeugter Erdensohn.

Er beugt sich wie ein schwaches Schilf
Und ruft: Maria hilf!

Es wankt sein Geist, es wankt sein Sinn
Verwirrt und schwach bald her und hin,
Als wie vom Wind bewegtes Schilf,
Er ruft: Maria hilf!

Er wendet sein zerknirschtes Herz
Zu Dir Maria, himmelwärts;
O stütze das gebroch'ne Schilf,
Es ruft: Maria hilf!

Es drücket ihn fast jede Noth,
Es naht sogar der bleiche Tod;
Wo aus, wo an ich armes Schilf?
Ich ruf': Maria hilf!

Du bist zunächst an Gottes Thron
Und nennest Jenen Deinen Sohn,
Der alles schuf, die Eich', das Schilf;
Darum: Maria hilf!

Er ward endlich abgefangen und nach Brixen geliefert. Dort kam er in das Gleichgewicht, ja er wurde sogar in der Seelsorge verwendet, und zwar zu Bruneck. Wieder faßte ihn das Heimweh; er floh in das Gebirge von Zirl und dann ohne Paß, ohne Geld über die bayerische Grenze, um Missionär in Amerika zu werden. So wanderte er bis Mainz, wo er bei einer Missionsgesellschaft Unterstützung hoffte. Diese jedoch hatte kein Geld in der Kasse, und so kehrte Plattner heim. Dann wirkte er als Hilfspriester; endlich siedelte er nach Brixen über, wo er als „Vogeldoktor" beliebt wurde und sein Naturleben friedlich und harmlos fortsetzte, bis er im Januar 1855 starb, still und selig.

Diese Männer konnten auf Einzelne wirken, aber

keine geistige Bewegung in Tirol einleiten, das blieb jüngeren Kräften vorbehalten. Wir sehen nun beim Beginn der Zwanzigerjahre an der Universität zu Innsbruck einen Kreis von Jünglingen, welche, begeistert von der Natur, dem Volk und der Geschichte ihrer Heimat, die Devise „Tirol über alles!" zu Ehren bringen wollten. Wären ihre Leistungen nach Form und Inhalt nicht so verschieden, könnte man sie wohl eine Schule nennen, sie haben aber nur jene Devise gemeinsam, im Uebrigen gehen sie weit auseinander, befeinden sich später und führen mit gegenseitiger Verkennung einen heftigen Prinzipienkrieg. Die Devise unterscheidet sie aber auch von den österreichischen Dichtern im engeren Sinne des Wortes. Diese standen stets zu Wien in einer gewissen Beziehung, jene zeigen einen partikularistischen Zug, sie sind Tiroler, ja wollen Tiroler sein, das Tirolische ist ihnen häufig nicht Mittel zum Zweck, sondern Zweck. Im Hintergrunde steht Deutschland, von dem sie geistige Anregung empfingen: auf den deutschen Namen sind auch sie stolz, und wir begegnen später einem oder dem anderen im Parlament zu Frankfurt. Kann man sie nur im weiteren Sinne — wenn man will, geographisch — als österreichische Dichter bezeichnen, so erleichtert es jene Devise, sie zu vereinigen, ihr Wirken und Schaffen darzustellen. Doch muß man eine ältere Gruppe tirolischer Dichter von einer jüngeren unterscheiden. Man möchte Erstere die des Vormärz nennen. Nicht daß die Märztage eine scharfe Grenze ihrer Tätigkeit bildeten, wohl aber liegt der wichtigste Teil ihrer poetischen Leistungen vor dem Umschwunge von 1848, den sie mittelbar oder unmittelbar heraufführen halfen. Der Ver-

fasser dieses Aufsatzes kannte jene Männer persönlich, war mit manchem verbunden, über ihre Ziele hat er sich jedoch vielfältig zu allgemeineren Standpunkten hinauf gelebt und darf daher immerhin den Versuch wagen sine ira et studio ihr Bild im Rahmen deutscher Nationalliteratur zu skizzieren, wenn er nicht daran denkt, eine tirolische Literaturgeschichte zu schreiben. Reiche Hilfsmittel boten Briefe, deren Benutzung ihm gestattet wurde, und die er benutzen will ohne Rücksicht auf irgend eine Partei. Eine Periode, welche in sich fertig vor mehreren Dezennien abschloß, hat mit den leidenschaftlichen Pamphleten der Tagesliteratur nichts zu schaffen, sie fordert objektive Wahrheit.

Zu jenem Kreise gehörten in erster Linie Johann Schuler, Josef Streiter, Beda Weber; in zweiter Magnus Beyrer, Josef von Lama, Simon Strobl und andere noch unbedeutendere. Einfluß hatte auf ihren Bund der Gymnasialprofessor Karlmann Tangl. Durch die Wahl des Berufes oder eines anderen Studienortes wurde dieser Bund jedoch bald gesprengt, nur wenige Freunde blieben zu Innsbruck. J. Schuler schrieb am 17. Januar 1824 an B. Weber nach Brixen: „Freund, glauben Sie mir, ich liebe mein Vaterland nicht weniger als Sie, wenn mir Gott auch nicht die Gabe verliehen hat, mein Gefühl in glühende Lieder zu ergießen, aber darin liegt eben mein Jammer. Ich habe mich in die schönsten Träume künftiger Geistesgröße gewiegt! ich habe in meinen Zeitgenossen mit Jauchzen einen zweiten Göttinger Verein gesehen, dem Hölty, die Stollberge und so viele andere Unsterbliche entsprossen; seit sechs Jahren habe ich in diesem Traum gelebt; aber

täglich stellt sich in mir mehr und mehr seine Nichtigkeit dar, eine Rakete um die andere, ein Brillantfeuer nach dem anderen erlischt, und ich sehe nur das hölzerne Gerüste, an dem so viele tausend Feuer mit den Sternen wetteifernd spielten."

Schon öfters hatte man davon gesprochen, die jungen Kräfte Tirols in einem Almanach zu versammeln, welcher dort, wo man bisher, wie Schuler an Flir schrieb, mehr dem Nützlichen und Starken als dem Schönen und Wahren einseitig nachgestrebt hatte, das Interesse für Literatur und Kunst wecken, dann den idealen Zusammenhang mit Deutschland vermitteln sollte. Im Jahr 1828 erschien der erste Band und von seinem Erscheinen datiert das Erwachen Tirols aus langem Schlafe und die Teilnahme am geistigen Leben der Gegenwart. Beachtenswerte Talente leiteten die Bewegung ein, sie geht fort bis in unsere Tage und ist durch manches schöne Werk bezeichnet, an welchem eine Literaturgeschichte, welche die Tatsachen ins Auge faßt und es nicht aus Interesse für eine Klique oder aus blödem Dünkel übersieht, nicht stumm vorbeischleichen darf.

Das Album: „Die Alpenblumen aus Tirol" vereinigte die vorhin Genannten. Senn gab zwar nicht seinen Namen, wohl aber ein Sonett „Macchiavelli", dessen Gedankenschwere unter all dem lyrischen Grünzeug einen eigentümlichen Eindruck hervorbringt. Man fühlt: dieser ernste, harte Denker gehört nicht zu den schwungvollen jungen Männern, die er an Tiefe und Wissen weit übertraf. Alois Flir, damals Mediziner zu Wien, lehnte die Einladung Schulers ab: „Ich freute mich gewiß innig, als ich sah, daß die Bestrebun-

gen für Kunst und Wissenschaft, die schon seit geraumer Zeit da und dort wie einzelne Blitze aufzuglühen angefangen, vorzüglich sich durch Ihren Eifer gemeinsam fanden und verbanden, und ich betrachtete den Almanach als den ersten Ansatz der neu beginnenden, freieren, selbsttätigen Bildung, von wo aus dann diese immer höher und weiter sich entwickeln und ausbreiten werde. Ich selbst aber erbot mich weder zur Teilnahme daran, noch folgte ich einer mündlichen Mahnung; bloß deshalb, weil ich — in Wahrheit — meine Erzeugnisse für ungeeignet hielt, zum Vergnügen oder zur Aufregung eines anderen ans Licht zu treten. Denn ohne alle Rücksicht auf andere, aus einem gewissen Trutz meines Gemütes entsprungen, sind sie mehr wild als schön und wohl mehr abstoßend als anziehend. Es ist nun zwar schon seit ziemlicher Zeit das Gefühl der Ruhe, Ordnung und Formschönheit in mir entstanden, und es beginnt sich leise in meine Aufsätze, die ich hie und da noch immer versuche, zu ergießen, aber noch hätte ich mich in dieser stillen Entwickelung etwa zwei Jahre zurückgehalten und dann erst ohne Scheu und Zögerung mich Ihnen angeboten und zu Ihrem Chore gestellt." Auch einige Nicht-Tiroler schlossen sich an.

Die „Alpenblumen" blühten jedoch nur drei Jahre. Das heimische Publikum war zu wenig zahlreich, um die Kosten zu decken. Deutschland wurde damals von zu großen politischen und sozialen Interessen aufgewühlt, als daß man dem Erwachen des Lenzes in den Bergen hätte viel Aufmerksamkeit widmen mögen. Zudem enthielt das Album mehr Gras als Blumen: warum sollte man mittelmäßige Gedichte lesen, weil sie von Tirolern waren

oder Tirol besangen? Solche partikularistische Poesie läuft stets Gefahr, daß die Landesfahne den Gehalt vertreten soll und schwache Köpfe eine Kokarde für genügend zur Reise auf den Parnaß erachten. Die Stammeseigentümlichkeit kann den echten Dichter heben, wenn er ihre Farben und Töne zur Individualisierung des Stoffes benutzt, er muß jedoch auf der Höhe seines Volkes stehen, sonst verkümmert er in dorfkirchlicher Beschränkung.

In dem Album ist keine Spur der Gegensätze zu bemerken, die später das Ländchen erschütterten; die Vorkämpfer der verschiedenen Parteien bewegten sich friedlich nebeneinander und schienen ein Ziel zu verfolgen. Die Klerikalen ahnten jedoch bald mit dem ihnen eigentümlichen feinen Instinkt die Gefahr, welche diese so harmlosen, von der Zensur gestutzten Büchlein durch das Erwecken geistigen Strebens über sie brachten. Beda Weber schrieb 1828 an Schuler: „Josef Giovanelli in Bozen ist ganz fürchterlich auf unseren Almanach losgebrochen und schickt einen stolzen Priester nach Meran, laut beim Superior zu klagen über meine und Pius' Teilnahme; die Tendenz desselben sei verrucht und gotteslästerlich." Da trafen freilich Senns scharfe Pfeile so recht ins Schwarze. Als das Album einging, gaben die Giovanelli ihrer Freude, ihrem Hohne unverhohlen Ausdruck. Indes die Wirkung blieb nicht verloren; J. Streiter sagt mit Recht: „Das Unternehmen erlosch zwar, wenngleich nicht die Flamme, die sich daran entzündet und genährt." Die „Alpenblumen" werden in Tirol noch immer gern gelesen, vielleicht jetzt sogar häufiger als bei ihrem Erscheinen.

Es ist nun an mir, über die Beiträger zu den „Alpenblumen" zu berichten und sie wenigstens flüchtig zu charakterisieren.

Josef Thaler aus Ulten, geboren 15. Oktober 1798 widmete sich dem Priesterstande und erhielt 1824 die Weihen. Seine Gedichte, die er als „Edelrauten aus Tirol" veröffentlichte, erinnern an die Bardenpoesie, mehr Anerkennung fand seine Geschichte von Tirol, die jetzt veraltet ist. Er starb am 27. Dezember 1876 als Pfarrer in Kuens bei Meran.

Pius Zingerle, dessen Vater Kaufmann in Meran war, wurde 1801 am 17. März geboren. Er trat in den Benediktinerorden und fand zuerst als Seelsorger, dann als Professor am Gymnasium zu Meran Verwendung. Dann ward er an die Sapienza zu Rom berufen, kehrte aber wieder an das Gymnasium zurück, dessen Direktor er 1852 wurde.

Als Poet erinnert er an die Manier von Mathisson und Salis. Ruhm und Anerkennung brachten ihm seine Studien der orientalischen Sprachen, namentlich der syrischen, aus der er die „Maienrosen" übersetzte. Hochgeehrt starb er am 10. Januar 1881.

Magnus Beyrer, geboren 1804 zu Pflach am Lech wurde Jurist und starb am 4. September 1857 zu Innsbruck als Landgerichtsrat. In den Dreißigerjahren versuchte er, eine belletristische Zeitschrift herauszugeben; ohne Erfolg, sie ist spurlos verschwunden. Seine Gedichte erschienen nicht gesammelt.

Mit Simon Strobl, Josef von Lama, Josef Matzegger wollen wir uns nicht befassen; Gedichte außerhalb des Kreises der Alpenblumen veröffentlichte J. G. Lin-

denburg, so nannte sich der Herr v. Goldegg, Karl v. Riccabona und Franz Freiherr v. Unterrichter; dieser war reich genug, seine Werke, die niemand las, in mehreren Bänden zu Frankfurt drucken zu lassen. Sollte sich jemand mit ihm ausführlicher beschäftigen wollen, so verweise ich auf Ambros Mayr und die Bibliothek des Ferdinandeum. Ich gebe ja nur eine Skizze!

Keiner von den hier Genannten hatte auf die weitere Entwickelung des literarischen Lebens in Tirol Einfluß; von Bedeutung blieben für die Zukunft nur noch Schuler, Streiter, Weber. Sie gingen Hand in Hand. Streiter und Weber schufen rüstig, Schuler vertrat die Stelle eines ästhetischen Gewissensrates, denn zum Dichten fehlte ihm die Spontaneität. Ein lebhafter Briefwechsel vereinigte die Getrennten, die verschiedensten Fragen der Kunst und Poesie wurden berührt, wenn auch dabei weder hohe Gesichtspunkte entdeckt noch neue Gedanken zu Tag gefördert. Was Jeder für sich geleistet, wird später zu besprechen sein, hier erwähne ich bloß ihre gemeinsame Stellung zur Literatur ihrer Zeit. Sie wurzelte ohne Frage in der Romantik; gegen die sogenannte jungdeutsche Schule erklärten sie sich mit einer Entschiedenheit, welche damals als Ketzerei gelten mochte, von der unbefangenen Kritik späterer Tage jedoch vollständig gerechtfertigt wurde. Schuler sagt: „Die meisten Poeten des sogenannten jungen Deutschlands verstehen nur zu machen, nicht zu schaffen. Ihre Erzeugnisse gleichen auf ein Haar dem Homunculus. Was diese Leute, die das deutsche Volk durch und durch regenerieren wollen, auszeichnet, ist nebstbei ein totaler Mangel an wissenschaftlicher Tiefe, daher sie fortwährend

Eier ausgackern, die sie nimmermehr zu legen im Stande sein werden. Als die Schlegel reformatorisch auftraten, gesellte sich eine große wissenschaftliche Reife zu ihrer niederschmetternden Kühnheit, daher hatten auch ihre kritischen Bemühungen einen nachhaltigen und ausgezeichneten Erfolg.“ Ebenso scharf äußerte er sich in einer Vorlesung, wobei er jedoch das poetische Genie Heines lebhaft anerkennt. Das läßt auch Weber gelten und bedauert nur, daß man „bei so viel Poesie so jüdisch niederträchtig, so hündisch unsauber, so liberal lotterhaft sein könne.“ Streiter meint, Schuler habe das Buch der Lieder überschätzt. Er bezeichnet die Jungdeutschen als Leute, „welche ihre angeblichen Lorbeern nicht durch Schöpfungen, sondern durch Verwerfung alles bisher Geschaffenen erwarben. Ich sehe an ihnen nichts als ein Haschen nach Originalität, um Aufsehen zu erregen. Man nenne mir ein einziges Produkt von ihnen, das nicht den widerlichsten Eindruck auf Verstand und Herz zurückläßt.“ Senn erzählt eine Fabel: er habe im Frühling mit größtem Entzücken einer Nachtigall zugehorcht, als er jedoch hinter den Busch sah, Heine gefunden, der die Melodien nachpfiff, und sich mit Ekel abgewendet. Das schroffe Urteil begreift man bei Senn, der von seinen Versen rühmte:

„Ich habe sie gelebt und nicht gedichtet.“

Die Unwahrheit in manchen Gedichten Heines mußte ihn abstoßen, der am Elend des Daseins schwer genug trug. Hermann von Gilm schreibt 1844: „Der gegenwärtige Zank der jungen Dichter in Deutschland ist zwar unerfreulich und man könnte weinen, wenn sie von dem Baum der Freiheit die unreifen Knospen reißen

und die Zukunft um Blüte und Frucht betrügen. Aber doch ist es viel besser als bei uns. Denn dieser Baum ist von unendlichem Wachstum und ich möchte sagen: je mehr man ihn mißhandelt, desto üppiger treiben seine Zweige. Bei uns ist die Atmosphäre verpestet und die Sonne verbaut, und unsere künftigen Dichter werden lange, lange Schutt führen, ehe der Boden urbar ist." — Diese tirolischen Dichter sind wohl kaum dadurch gefördert worden, daß sie sich dem Strome der Modeliteratur, welcher die Papierschifflein so leicht dahinträgt, die man ihm überläßt, entgegenstemmten.

Das Triumvirat der Tiroler Poeten trug jedoch den Keim der Auflösung in sich, wenn auch die Risse und Sprünge oft geleimt wurden.

Weber neigte von Natur zur Mystik; er war durch seinen Stand und dessen esprit de corps gefesselt. Schuler hatte eine religiöse Erziehung genossen, noch als Dreißiger suchte er bei Herzensangelegenheiten Trost im Beichtstuhl, die Seherin von Prevorst führte ihn später zum „einfachen Glauben der Väter" zurück, bis er nach langen Kämpfen einen freieren Standpunkt erklomm. Streiter war nach dem Tode seiner Frau 1838 dem Pietismus verfallen; darüber wurde Schuler stutzig, dem wieder Weber seinen Pantheismus vorrupfte. Nur schied Streiter das Miasma bald aus und ging in der Selbstbefreiung noch weiter als Schuler, der bei der Wahl ins Parlament zu Frankfurt mit dem Dekan im Widum zu Innsbruck transigierte. Noch weniger vertrugen sich Weber und Streiter. Jener schrieb schon 1840 an Schuler, „daß sich die Freundschaft mit Streiter nur mehr als Bekanntschaft fortschleppe." Streiter spottete

bereits 1835 über Weber, „er sei in Görres und Phillips, mit denen er herumziehe, vernarrt," noch schärfer drückt er sich im April 1844 aus: „Schon seit langer Zeit finde ich in unseren Ansichten — literarischen, religiösen, philosophischen, politischen — keine Sympathie mehr vor; wie soll ein freundschaftliches Band bestehen, wenn die Interessen so sehr voneinander abweichen?" Dazu kamen Verstimmungen, welche aus den Verhältnissen Webers und Streiters zu einem Fräulein entsprangen, und auch Zwischenträger mögen hier, wo es sich um ein Weib handelte, geschadet haben. Das streift an den Tratsch und bleibt am besten unter dem Moder der Vergangenheit.

Vielleicht wäre noch ein Ausgleich möglich gewesen. Da veröffentlichte Streiter am 6. Dezember 1843 in der „Augsburger allgemeinen Zeitung" einen Aufsatz „Poetische Regungen in Tirol." Damals glich Tirol noch der braven Frau, von der Niemand redet, man war an ein freies Wort nicht gewöhnt, jede Aeußerung in einem öffentlichen Blatte hallte durch alle Berge wieder, so daß uns jetzt dieses Echo fast unbegreiflich scheint. — „Wer hat das gewagt? Wer hat das geschrieben?" lag auf allen Zungen. Man hatte Den und Jenen in Verdacht. Fr. Lentner sagte scherzend zu Weber: „Da hat einer im Land eine saure Brühe gekocht, die Brocken werden erst noch nachkommen. Gott verzeih dem armen Sünder!" Bald kriegte man diesen heraus, und zwar auf amtlichem Wege, was in den Tagen der Zensur kein Spaß war. Wir verzeihen ihm von Herzen, denn er hat Tirol in die deutsche Journalistik eingeführt, und wir vergeben ihm auch, daß er sich selbst besprochen. Er

mußt' es tun, obschon er an Eigenlob vielleicht mehr brachte, als ihm Unbefangene zugestehen. Er erlaubte sich jedoch auch die anderen olympischen Götter zu rezensieren. Noch übler wurde es genommen, wenn er von einem schwieg. Ihm war ein kecker Wurf gelungen; nachdem er jedoch das Eis gebrochen, gings in allen Blättern los; das wichtigste politische Ereignis warf nicht so viel Staub auf, als dieser Poetenrummel in Tirol, wo man sonst nur „Gebeter" sprach und den Kalender las. Auch das wäre spurlos vorübergegangen, wie auf einem Sumpf, den zufällig ein Stein gestört, bald wieder Ruhe eintritt. Da erschien 1844 eine Reihe giftiger Artikel in der „Augsburger Postzeitung"; die Liberalen wurden schmählich verhöhnt und denunziert. Man rief Beda Weber als Verfasser aus. Dieser widersprach auf das entschiedenste. Doch abgesehen davon, lagen sehr gewichtige Gründe vor, ihn freizusprechen. Daher stellte sich auch das alte Verhältnis zu Schuler, Flir und anderen Freunden bald wieder her. L. Steub fand es angezeigt, nach langen Jahren noch Webers Grab zu beschmutzen. Was er verbrochen haben sollte, ließ sich jedoch leicht widerlegen und als ich Steub erwidern konnte, daß ich nun auch den Namen des Verfassers wisse, wenn ich ihn auch vorläufig nicht angebe, mußte er ganz schweigen.

Aber auch Schuler und Streiter zerwarfen sich bei den Bewegungen von 1848. Jener knüpfte überall an das Gewordene an, er war eine reformierende, keine revolutionäre Natur. Die geschichtliche Entwickelung galt ihm als das Natürliche, das Gesunde; alles sollte genetisch folgen und manches Verwerfliche geduldet

werden, bis es von selber abfaule. Dadurch kam in seinen Charakter, der für Ruhe und Frieden gestimmt war, eine gewisse Unsicherheit; Mancher fragte, ob er Fisch oder Fleisch sei? Männer, die ohne weitere Rücksichten nur nach Prinzipien entschieden, mußten sich von ihm, der im Sturm schwankte, abwenden, ihm entgegentreten, wo er tätig eingriff. Streiter war ein solcher Mann; wenn Schuler „sowohl als auch" sagte, rief er drohend: „entweder oder!" Man kann seiner festen Gesinnungstüchtigkeit, seiner unerschütterlichen Konsequenz die volle Achtung nicht versagen, nirgends gilt aber mehr der Spruch: „Summum jus, summa saepe injuria!" als hier. Schneidig, mit juridischer Schärfe beurteilte er Wort und Tat; er glaubte sich dazu berechtigt, weil er im langen harten Kampfe nie gewichen, auch nicht ein Pünktchen seiner Ueberzeugung geopfert, und so gab er die „tirolischen Studien" heraus, die wegen der Einseitigkeit und Schonungslosigkeit von Kritik und Darstellung eher den Namen Pamphlete als Geschichte verdienen. Eine fast zu verletzende Erwiderung blieb nicht aus. Ueber diese Zwiste mag Gras wachsen, ein jüngeres Geschlecht erkennt gern die Verdienste dieser drei Männer, jedes in seiner Art.

Was Schuler anlangt, so enthält die etwas überschwängliche Biographie aus der Feder des Anton von Schullern, die der zu Innsbruck bei Wagner 1861 gedruckten Ausgabe seiner „gesammelten Schriften" vorangestellt ist, zuverlässige und genaue Daten, denen ich nur einiges zur Ergänzung beifüge. Er war am 11. Dezember 1800 zu Matrei geboren. Sein Vater, der Marktrichter, erhielt bald darauf die Professur des rö-

mischen und Kirchenrechtes an der Universität zu Innsbruck, wo 1803 seine Frau starb. 1810 verehelichte er sich zum zweitenmale und wurde nach Salzburg versetzt, dort begann der Sohn die Studien, zu deren Vollendung er 1820 nach Wien geschickt wurde. Er geriet bei dem bekannten Gesangslehrer Tomaselli in die Gesellschaft von Schauspielern und wurde zum Verdruß des ernsten frommen Vaters mehr und mehr dem Rechtsstudium entfremdet. Was der Jurist verlor, gewann freilich der Mensch an allgemeiner Bildung. Zu Wien lernte er E. Enk, den Bruder Michael Enks kennen, innige Freundschaft und die Liebe zu dem nämlichen Mädchen, einer Emilie, die im Spital der Elisabethinerinnen an Lungensucht starb, vereinigte Beide. Auch Schuler erkrankte und mußte nach Tirol zurück. Er beschloß ins Kloster zu gehen. Enk schrieb ihm damals: „Der Freiheit soll sich der Mensch nie begeben, der erst ins Leben treten soll. Das Kloster ist eine Ruhestätte für Greise, nicht für Jünglinge und Männer. Schon der Vorsatz, dort den Wissenschaften zu leben, beweist, daß Du keinen Beruf dazu hast; verzeihe mir, ich halte es für eine Herabwürdigung der Religion: sie will den ganzen Menschen. Du erreichst so keinen von Deinen Zwecken. Zur Wissenschaft fehlt Dir die notwendige Freiheit des Geistes, zum beschaulichen Leben die Einheit der Seele. Es ist etwas Schreckliches um einen unwiderruflichen Schritt! Bedenke Dein Schicksal; wenn er Dich reuen sollte, wie unglücklich müßtest Du Dich nicht fühlen? Und den Menschen kennst Du zu gut, als daß Dir sein Wechsel unbekannt sein sollte. Die Zeit übt eine grausame Macht über uns. Ich selbst bin Dir ein Beweis davon. Wie fest war

ich damals mit Dir entschlossen, wie glaubte ich damals in meinen und deinen Unfällen eine geheime Führung der Vorsehung zu erkennen, die uns diesen Weg anweise. Und nun glaube ja nicht, daß ich jetzt bessere Aussichten habe als damals; ich habe auf Lebensglück mehr als je Verzicht geleistet. Auch mein Verhältnis zu Emilie fängt an mich zu beunruhigen; sie interessiert mich sehr, und es ist nur ein neuer Zuwachs von Unglück, auch sie nicht glücklich zu wissen. Je mehr man Menschen kennen lernt, desto trauriger! Sind es gute, so quält uns ihr Schicksal, sind es schlechte, so ist es ohnehin elend genug!" So schrieb Enk am 18. August 1822, bald darauf trat Schuler als Noviz „Innocenz" ins Kloster Fiecht bei Schwaz. Er fand dort nicht, was er suchte, und verließ es bald wieder, um zu Innsbruck die Studien fortzusetzen, die er zu Padua mit dem Doktorhut endete. Er kehrte nach Innsbruck zurück; hier schloß sich jener Dichterkreis, hier begann die Herausgabe der „Alpenblumen". Außer einer unbedeutenden „Skolie" gab er drei Erzählungen: „Liebeswahnsinn", die „Teufelsburg" und „Jakob Stainer". Sie sind einfach und klar komponiert, gewandt und flüssig geschrieben, aber für unseren Geschmack veraltet. Der Einfluß Hoffmanns ist unverkennbar, originell die Schilderung tirolischer Gebirgsnatur. Der „Liebeswahnsinn" ist durch und durch krankhaft, „Stainer" mag man auch jetzt noch mit Befriedigung lesen. Etwas später schrieb Schuler eine Oper: „Die zehn glücklichen Tage", zu der eine Novelle Fouqués den Stoff lieferte. Von Schindelmeißer komponiert, wurde sie mit geringem Erfolg zu Graz, mit größerem zu Innsbruck aufgeführt. Schuler fühlte übrigens gar wohl, daß er nicht

zum Dichter geboren sei, und entsagte daher weiterer Produktion. Noch 1840 schrieb ihm Streiter: „Laß' Dein schönes Talent auch wieder einmal im Schaffen vor den Menschen leuchten und mach Deinen Freunden und der Nachwelt die Freude, zu sehn, wie das, was Du erlebt und erlernt, nicht mit Dir zu Grabe geht!" Auch Flir drängte vergebens. Wegen dieser scheinbaren Untätigkeit schalt ihn Streiter scherzweise den „großmächtigsten Sultan im Schlaraffenland". Er blieb übrigens nicht zurück, das mußte selbst der bissige Streiter zugeben: „Schuler scheint zumeist aus den uns bekannt gewordenen Literaten mit dem Geist der Zeit vorgeschritten zu sein. Seinem unausgesetzten Studium der neueren Literatur verdankt nicht nur der ihn unmittelbar umgebende Kreis die Bekanntschaft mit dem Gediegensten daraus, sondern auch der Verein des Ferdinandeums zu Innsbruck mehrere in seiner Mitte gehaltene Vorlesungen." Diese sind gedruckt und zeigen das feine Verständnis, den klaren Sinn des Mannes. Er besaß eine schöne Bibliothek; in dieser „Giftbude" fand man alle von der Zensur verbotenen Bücher, und er lieh sie bereitwillig aus, auch an Studenten. Besonders anregend wirkte sein persönlicher Umgang ohne daß man ihn jedoch als den Patriarchen eines Schwarmes von Dichterlingen bezeichnen darf. Der arme Senn überreichte ihm allerdings seinen „Napoleon", um eine kleine Geldunterstützung zu erhalten. Schuler pries die Lieder Gilms, der seiner Anregung ohnehin nicht bedurfte, von dem jüngeren Geschlecht widmete er nur meiner Poesie anfangs einige Teilnahme, in späteren Jahren sah er meine Arbeiten nicht früher als sie gedruckt waren.

Nach seinem Tode verödete der geistige Verkehr zu Innsbruck mehr und mehr, man denkt mit Wehmut an seine Gesellschaften, welche im Vormärz auch die Polizei so lebhaft interessierten, daß sie Alle, die das Haus besuchten, sorgfältig aufzeichnete. Daß Schuler zu Innsbruck nicht versauerte, zeugt von der unbezwinglichen Elastizität seines Geistes; das angemessene Feld der Tätigkeit hätte er nur in der Stellung eines Genz gefunden. Dafür wurde er 1828 Redakteur des amtlichen „Tiroler Boten" — wer lacht da? — und endlich 1831 durch F. Giovanellis Einfluß, der, voll Begeisterung für Tirols Geschichte, den begabten Mann gewinnen wollte, ständischer Archivar.

Schuler dankt mit Wärme und schreibt: „Eingedenk Ihres Abschiedswortes habe ich fleißig gesammelt und vorbereitet für die Geschichte von 1809. Mit den handschriftlichen Quellen sieht es etwas mager aus, doch habe ich Hoffnung, worüber ich mir nächstens mehr zu berichten erlauben werde. Ich habe bereits die äußeren Umrisse aufgezeichnet, demnach dürfte die Geschichte in vier Bücher zerfallen: 1. Des Kampfes Ursache, Veranlassung und Beginn bis zur Kapitulation in Wilten. 2. Des Kampfes Fortgang bis zur offiziellen Verkündigung des Friedens. 3. Des Kampfes Höhe bis zum letzten Angriff am Berge Isel. 4. Auflösung und Ende. Ein Anhang müßte noch die Tragödie fortführen bis zum Jahre 1844, da mit Hofers Tod und der Teilung des Landes dieselbe noch nicht hinlänglich abgeschlossen erscheint." Allein schon 1834 hatte sich Schulers Sinn geändert. Er schreibt an einen Freund in Bruneck: „Ich will meinen Landsleuten nicht Unrecht tun, aber bisher

habe ich immer mehr Fähigkeit des Machens — d. h. technische — an ihnen entdeckt, als Geist und tiefes Gemüt in der Auffassung und Komposition. — Gott bessers! — Das scheint überhaupt unser Los und dürfte mit der Natur unseres Landes zusammenhängen. Unsere Natur, nämlich die, in der wir leben, und die uns umgibt, ist genial, dafür sind wir in der Regel höchstens talentvoll; wir können unsere kühn getürmten Berge nicht übersehen, daher heftet sich unser Blick gern an die Sohle des Tales. Hohe Berge isolieren den Menschen nach den durch sie gebildeten Talzügen, sie umgrenzen fast unersteiglich den Talbewohner, daher dieser so leicht zum Partikularismus, zur Beschränktheit neigt; der enge Fleck, auf dem er lebt, wird ihm die Welt. Diese Ansicht von der Denkart meiner Landsleute ist es, welche mich größtenteils der Bearbeitung der tirolischen Geschichte abgeneigt macht. Jeder möchte viel lieber die Geschichte seines Dorfes als die des Landes. Deshalb haben wir auch bisher nur unbedeutende Monographien und keine Geschichte. Für eine solche hat der größte Teil noch keinen Sinn.“ Diese Charakteristik der Tiroler hat in mancher Beziehung so viel zutreffendes, was auch noch heute im ganzen Umfang gilt, daß ich mir nicht versagen konnte, sie ganz mitzuteilen. Die Ursache, warum Schuler die Geschichte nicht schrieb, ist vorzüglich in seiner Abneigung gegen trockene Quellenforschung und systematisches Arbeiten und da war er froh, sich vor sich selber entschuldigen zu können.

Schuler hatte auch in politischer Beziehung großen Einfluß. Zunächst durch seine Persönlichkeit auf den Kreis seiner Bekannten. Er galt als Führer der Libe-

ralen. Um das in den Tagen der Reaktion vor und nach dem März 1848 zu sein, brauchte man nicht sehr weit links zu stehen. Sein politisches Glaubensbekenntnis liegt in den „Tirolischen Gedanken“, die ihm, obwohl er nur für Einführung beratender Stände sprach, in den Tagen des Absolutismus manche Anfeindung eintrugen, und im „Frieden von Villafranca“, wo er Oesterreichs Aufgabe auch in Bezug auf Deutschland behandelte. Seine kleinen Schwächen verhülle der Mantel der Liebe; — der Liebe, ja! das ist das wahre Wort, abgesehen davon, daß bloßer Klatsch nicht meine Aufgabe sein kann.

Er starb, allgemein betrauert, am 12. Oktober 1857.

Ihm folgte schon am 28. Februar 1858 Beda Weber in das Grab — als Stadtpfarrer von Frankfurt. Die Umrisse seines Lebens gibt H. Kurz im 4. Bande seiner Literaturgeschichte, S. 34; ausführlicher Moriz Brühl in dem Werklein: „Beda Weber, Lebens- und Literaturbild. Regensburg bei Pustet 1858.“ Abziehen muß man freilich auch hier alles, was der Verfasser, wenn auch in redlichster Absicht, zur Verschönerung beifügte. Webers Mund blieb bis zum Tode geschlossen. Erst seine Briefe an Schuler, aus denen Edlingers Literaturblatt bezeichnende Stellen brachte, enthüllen die tiefe Zerrissenheit seines Innern. Wir werfen einen Blick voll tiefsten Mitleides in dieses Herz, das so heftig und leidenschaftlich schlug, und sein Geheimnis nicht offen aussprechen konnte. Nichts ist so tragisch als ein Geist, der auffliegen will zur Sonne, aber schwer unter die Krähen niederfällt und einstimmen muß in ihren Chor.

Ob er später zum Frieden gelangte, dafür liegen keine Zeugnisse vor.

Die prosaischen Schriften Beda Webers verzeichnet Moriz Brühl in dem genannten Buche, S. XXXV. Seine geschichtlichen Werke sind schwungvoll, nur zu oft schwülstig, sie leiden an Mangel von Objektivität und Verständnis der Urkunden. Ebenso fehlten ihm für die Ausgabe Oswalds von Wolkenstein die sprachlichen Kenntnisse. Wir wenden unsere Aufmerksamkeit auf seine Poesie. Die „Lieder aus Tirol" erschienen 1842 bei Cotta. Ihnen folgten 1850 bei Fromman in Jena die „Vormärzlichen Lieder aus Tirol". Brühl sagt S. XXXVI: „Zu bemerken ist, daß die vormärzlichen Lieder aus Tirol, wenn auch unter Webers Namen erschienen, doch nur wenige Gedichte von ihm enthalten." — Herr Brühl hat das Büchlein wohl gar nicht gesehen, sonst wüßte er, daß es ohne Namen erschien, und daß es nicht bloß „wenige" Gedichte von Weber enthalte, sondern daß alle seine vaterlos ausgesetzten Kinder sind. Weber hatte guten Grund, die Autorschaft zu verleugnen. Da wären Berge über ihn gefallen, hätte man erfahren, er habe sie gedichtet.

Man kann Beda Weber unbedingt der zweiten romantischen Schule einrechnen. Es ist nicht zu bestreiten, daß er eine poetische Ader besaß. Auf Gedichte, wie das „Bergmannslied", „Vaterschmerz" oder das „Communistenlied an Maria", „S. Nikolaus", „Sylvesterabend", „Die Ehen im Himmel geschlossen", der „Spatz" und anderes, mache ich besonders aufmerksam.

Das sind jedoch Ausnahmen; Webers Muse ist krank

im innersten Mark; weil sie sich nicht frei aufschwingen konnte, verkroch sie sich in die dunklen Gänge der Mystik und sagte verstockt der schlichten Einfalt ab,-indem sie narkotisiert im Opiumrausch schwelgte:

Unlogisch mich zu nennen
Sind alle drauf und dran,
Die heißen Adern brennen,
Es reißt mich himmelan.

Die Ungewitter segeln
Unlogisch durch die Luft,
Lebt wohl ihr kahlen Regeln!
Die Gottesstimme ruft.

Im Blitzesrosenpflücken
Erfind ich mein Gedicht,
Die Logik kann nur flicken,
Erfinden kann sie nicht."

Nur schade, daß mit der Logik auch der Kunstverstand verduftete und mit dem Schwulst der Unsinn, mit der Verschrobenheit der Manierismus begann.

„Das streif'ge Ei des Lied's ranunkelt,
Von dir umglüht in meiner Brust;
Durchs zarte Schalgehäuse dunkelt
Die junge Frucht, sie lockt und funkelt
Ans goldene Licht der Frühlingslust!"

Es braust und stürmt in einemfort von Feuer, Flammen, Funken, Gluten, Blitzen, das sind aber nur Speiteufel, die verpuffen und ein bißchen Gestank hinterlassen. Die Zeitgenossen waren in ihrem Urteile über die

„Lieder aus Tirol" so ziemlich einig. Streiter rezensierte sie scharf, aber richtig im Zuschauer; er fühlte, daß von Weber kein Fortschritt zu erwarten sei, und er blieb auch in der Tat bis an sein Ende auf der gleichen Stufe. Wenn nicht der Stoff die Zeitbestimmung ermöglicht, sieht man keinem seiner Gedichte das Datum des Ursprungs an. Streiter schreibt: „Es hieße die nun einmal zur Natur gewordene eigentümliche Weise des Dichters ändern wollen, wenn man ihn ermahnte, sich klarer, einfacher, kürzer zu fassen; dem Leser wird freilich vieles mißfällig sein, was mit jener auf das innigste verwebt ist." Entschiedener drückt sich Hermann von Gilm in einem Briefe vom 3. April 1843 aus: „Ich habe die „Lieder aus Tirol" von Beda Weber mit Unmut aus der Hand gelegt, obgleich manche Stellen von unbeschreiblicher Schönheit sind. Die Tendenz des Buches und der poetische Glaube desselben sind heillos. Es ist eine Sünde an der Menschheit, ihr unbestreitbares Recht der Gegenwart an die Zukunft zu weisen und ihr endliches Heil so unendlich weit hinauszuschieben, und ekelhaft ist es, alle Hoffnungen durch die Schauer des Grabes und den Prozeß der Verwesung zu führen."

Dem Publikum, dem man kaum zumuten darf, sämtliche dieser tirolischen Poeten zu lesen, und diesen Poeten selbst wäre am besten geholfen, wenn eben eine geschickte Hand eine Auswahl veranstaltete und in Druck gäbe.

Ueber Josef Streiter, der im ehrwürdigen Alter 1873 starb, darf ich mich kurz fassen, indem ich hauptsächlich nur über die Poesien, die er entweder ohne oder unter dem Namen Berengarius Ivo erscheinen ließ, spreche. Die Daten zu einer weitläufigeren Biographie

sind erst zu sammeln, einen Nekrolog brachte bald nach seinem Tode die „Augsburger Allgemeine Zeitung“ aus seiner eigenen Feder.

Von seinen Verdiensten als Vorkämpfer der liberalen Partei schweige ich hier, der Broschüre „Die Jesuiten in Tirol“ gebührt ein hervorragender Platz in den Kämpfen jener Tage, ebenso wie der Vorlesung, welche Pater Albert Jäger, damals Hofmeister desStatthalters Grafen Brandis, im Nachwinter 1844 für die Mitglieder des Ferdinandeums gegen den gefürchteten Orden hielt, der im Jahre 1839 das Gymnasium und Theresianum zu Innsbruck übernommen hatte. Das Büchlein Streiters, dessen Druck Schuler, ein Mann des Friedens und der Ruhe, verzögerte, schildert nun die Tätigkeit der Pater in Tirol vom liberalen Standpunkte. Es erschien 1845 anonym bei Wilhelm Hofmeister in Heidelberg. Das Geschrei und den Lärm in jenen Tagen der Zensur kann man sich leicht vorstellen. Geistliche und weltliche Spitzel fahndeten nach dem Verfasser, ohne ihn zu ermitteln. Streiter war mittlerweile Advokat zu Bozen geworden; kurz gemessene Ferien verwendete er auf Reisen, um literarische Verbindungen anzuknüpfen; wir sehen ihn in lebhaftestem Verkehr mit Theodor Hell, dem Redakteur der „Abendzeitung“ in Dresden, für die er eine Reihe kritischer Aufsätze widmete; mit Tieck, der ihm einen sinnreichen Spruch unter sein Porträt setzte; mit David Strauß und anderen hervorragenden, wenn auch eben nicht zensurfähigen Schriftstellern. Viele nahmen in seinem gastfreien Hause Einkehr; Franz Grillparzer hatte sich für den Sommer 1844 angesagt, war aber verhindert, nach Tirol zu reisen.

Zahlreiche Beiträge gab er für die „Alpenblumen“. Legen wir den „Schauspielern“ und dem Fragment „Friedrich mit der leeren Tasche“ weniger Wert bei, so befremdet es uns, daß er die trefflich komponierte und durchgeführte Idylle „Das Fensterln“ trotz der holperigen Hexameter nicht in die „Dichtungen“, die er pseudonym als Berengarius Ivo 1843 bei Wagner herausgab, aufnahm.

Die Zahl der lyrischen Poesien ist gering und erhebt sich kaum über das mittelmäßige, wertvoller sind jedoch die Erzählungen, auch die eingelegten Reimstrophen sind schön und schwungvoll. Der Einsiedler sollte in keiner Sammlung fehlen. Streiter überragt die Genossen in den „Alpenblumen“ weit und darf den ersten Platz von ihnen beanspruchen. Jedenfalls ist er der geistig bedeutendste Mann, den Bozen hervorgebracht, die Vaterstadt, die jetzt neue Gassen baut, könnte wohl eine auf seinen Namen taufen.

Ueber das dramatische Mysterium sagt Streiter selbst: „Dieses Gedicht beabsichtigt eine dem Byronschen „Kain“ entgegengesetzte Weltansicht darzulegen; wie sich dort an die Gebrechen unserer Kräfte und die vielen uns drückenden Uebel der Zweifel an eine weise Vorsehung knüpft, wird hier auf das Mißverständnis der „wahren und größten Kraft des Menschen, des Gefühls“ hingewiesen, womit er weit mehr als mit seinem Verstand, dem Vorzug höher begabter Geister, geeignet sei, sich der Anschauung des Urquells alles Schönen zu nähern.“ — Das Gedicht entstand 1840. — Etwas früher fällt das orientalische Märchendrama „Die Liebesquelle“. Es ist stellenweise nicht ohne Reiz, die Kom-

position jedoch zwiespältig und das didaktische Element zu stark betont. Das Trauerspiel „Heinrich IV." veröffentlichte Streiter 1846 ohne seinen Namen zu Heidelberg, die Zensur der hochwürdigen David Moritz und Jacob Probst hätte den protestantischen Geist desselben schwerlich zugelassen. Anonym erschien auch 1860 das matte Lustspiel „Der Assessor" zu Berlin. Von den Festspielen 1863 will ich lieber ganz schweigen.

Schuler zeichnet Streiter in einem Briefe: „Halte dich an Streiter! Unter einer nicht sehr einnehmenden, ziemlich derben Außenseite liegt sehr viel Bildungstrieb, eine sehr große Liebe zur Literatur und noch mehr Gutmütigkeit des Charakters. Seine Büchersammlung ist sehr gewählt."

Zu dem Kreise Schulers gehörte auch Sebastian Ruf, der Schmied von Absam, der 1877 als pensionierter Kaplan des Irrenhauses hochbetagt im Surergarten zu Hall starb. Er war in erster Linie Philosoph, seine psychologischen Werke fanden durchaus Anerkennung, wenn er auch als Priester das letzte Wort nicht aussprechen durfte. Die Aphorismen, welche zum Teil gereimt in Zeitschriften erschienen, bieten einen reichen Schatz von Lebensweisheit.

Dr. Michael Stotter starb 1848 im 35. Jahre als Oberleutnant der akademischen Schützenkompagnie zu Levico. Er hat neben einem liberal satyrischen Gedicht „Die Nebeljungen" verschiedene Kinderschauspiele verfaßt, sein Hauptverdienst liegt jedoch in der geologischen Erforschung Tirols, deren Ergebnisse eine große Karte veröffentlicht; ihm vor Anderen gebührte ein Platz unter den Büsten an der Front des Museum, sein An-

denken wird aber auch ohnedem in der Geschichte der Wissenschaft fortleben.

Nach Zeit und Alter gehört Ludwig Heufler Freiherr von Hohenbühel neben ihn. Er beschäftigte sich viel mit Botanik, seine zahlreichen Distichen sind nicht immer ohne Gehalt, doch fehlt meist die Vollendung der Form.

Von den edlen Frauen dieses Kreises, der Gräfin Therese Sarnthein und den zwei Schwestern Schulers, Mathilde und Cornelie, sprechen wir bei anderer Gelegenheit. Die Briefe der letzteren gehören zum schönsten, was deutsche Frauenhand geschrieben.

Ueber Hermann von Gilm sind jetzt die Akten wohl auch geschlossen. Die Ausgabe seiner Gedichte bei Liebeskind und die Biographie im gleichen Verlage entsprechen dem heutigen Stande der Kritik nicht.

Seit Professor Emanuel Winder das Büchlein „Hermann von Gilm" herausgab, hat wohl aller Streit ein Ende. Gilm kehrte in späteren Jahren vollständig auf den Boden der katholischen Kirche zurück, und da ergab es sich von selbst, daß er sein Jesuitenlied bedauerte und noch ein Jahr vor dem Tode auf seinen Wunsch aus den Händen des Kapuziners Angelicus andächtig die Sakramente empfing.

Daß er an den entscheidenden Märztagen nicht mitgetan hat, sondern nur Augenzeuge war, beweist sein eigener Brief vom 16. März; die Volksbewaffnung wurde am 14. März bewilligt, da erhielt auch er seine Muskete und konnte dann sagen, er habe sie seit drei Tagen getragen.

Bei seiner Stellung als Staatsbeamter, die er nicht

riskieren durfte, begreift sich das von selbst, obwohl auch seine Natur nicht zum Kampfe angelegt war, wie er denn auch später in einer Audienz beim Minister Bach den Liberalismus der Jugendjahre entschuldigte. Wird der alte Fuchs verständnisinnig geschmunzelt haben!!

Das hat eigentlich mit Gilms Poesie wenig zu tun. Die Angriffe von Theodor Storm und Emil Kuh sind ganz ungerechtfertigt, am besten dürfte ihn wohl Richard Werner als genialen Dilettanten bezeichnen. Genial, ja! Aber unter seinen Gedichten befinden sich einige, welche dem größten Meister Ehre machen würden, es sind unvergängliche Juwelen im Schatzkästlein der deutschen Muse.

Gilms eigentliche Bedeutung fällt vor das Jahr 1848, später hat er weit weniger gedichtet; er war durchaus loyal geworden und verherrlicht den Kaiser Franz Josef und seine Armee. Auch hier waren die liberalen Anwandlungen überwunden. Als ich ihn um einen kleinen Beitrag zum Grabmale Senns ersuchte, gab er keine Antwort. Darum war es schwer, von seinen Gedichten eine Ausgabe zu machen; in dem Bande, den er zusammenstellte, fehlt sehr wesentliches.

Im Jahre 1894 waren die dreißig Jahre vorüber, die seine Poesien im Bann hielten, vielleicht erleben sie nun, um die flotten Briefe vermehrt, eine Gesamtausgabe, die auch für die Literarhistoriker wertvoll ist.

Nach ihm könnte man Heinrich Perthaler nennen; Ambros Mayer veröffentlichte aus seinem Nachlaß zwei Bände; er nimmt als Staatsmann und treuer Gehilfe Schmerlings einen Platz in der Geschichte des konstitutionellen Oesterreich ein, seine Ge-

dichte sichern ihm, um ein modernstes Wort zu gebrauchen, einen Achtungserfolg.

Johann Schöpf war mit keinem der Genannten in näherer Beziehung; er gehört jedoch wenigstens äußerlich der Zeit nach zu ihnen und verdient gar wohl Erwähnung. Geboren am 30. April 1811 zu Oberhofen bei Telfs, studierte er Theologie, wurde 1841 zu Brixen ausgeweiht und wirkte seitdem an verschiedenen Orten als Seelsorger, seit 1868 als Kurat zu Inzing. Man könnte ihn den Auerbach Tirols nennen, nicht deswegen, weil er 1857 bei Manz in Regensburg zwei Reihen „Dorfgeschichten" drucken ließ, sondern weil die Manier Auerbachs, den er jedoch an treuer und wahrer Auffassung des Volkslebens übertrifft, auf ihn Einfluß hatte, während sich die anderen Tiroler gegen denselben ganz ablehnend verhielten. Diese Erzählungen verdienten gar wohl weitere Verbreitung: es hat sie allerdings ein tirolischer Priester geschrieben, aber nur törichtes Vorurteil kann sie deswegen zurückweisen. Sein „Spiegelkalender", Innsbruck 1856 bis 1861, fand trotz manchem trefflichen Zug wenig Beifall. Der Versuch, Dante für die Tiroler Bauern zu popularisieren, war ein Anachronismus. Schöpf führt ihn so ein: „Es hat einmal ein Poet oder Dichter gelebt, in Wälschland drin, und dieser hat einen Marsch gemacht durch Hölle, Fegfeuer und Himmel, durch alle drei Provinzen. Dichter kommen überall hin, wenn sie auch nie aus ihrem Zimmer gehen. Nun weiß auch dieser Dichter, er heißt Dante, von seiner Reise allerlei zu sagen und zu erzählen. Freilich ist alles nur ein Gedicht, und der Mann ist so wenig in der Hölle und im Himmel gewesen, als ich und du. Indeß

ist vieles, was er uns sagt, nicht übel und wohl beherzenswert, und man kann sich dabei immerhin seine guten Gedanken machen und gehört eben nicht viel Verstand dazu, um sich herauszuklauben, welch ernste Wahrheiten der dichterischen Einkleidung zu Grunde liegen." Statt Dante lesen unsere Bauern den Pater Kochem, der ein gar duftiges „Capitel über den höllischen Gestank" eingeschaltet hat. Schöpf verfaßte auch Trauerspiele. Die „Heilige Elisabeth" erschien 1856 zu Innsbruck; „Gudrun" 1858 zu Brixen. Zu Ochsengarten und Inzing wird man ebensowenig ein dramatischer Dichter als zu Bozen. All diesen Männern fehlte nicht das Talent, wohl aber das Hoftheater und ein Enk, der Halm dressierte, soweit ein Poet Dressur braucht.

Alois Flir wäre dem Alter nach vor Gilm und Schöpf zu stellen, er öffnet jedoch das Tor einer neuen Epoche geistigen Lebens und darum schließe ich mit ihm. Auch über sein Leben teilt uns H. Kurz im 4. Band seiner Literaturgeschichte S. 34 das Nötige mit und zählt seine Werke mit gewissenhafter Kritik auf. Ein wichtiger Beitrag zur Biographie sind die zu Innsbruck nach Flirs Tod erschienenen Briefe aus Wien und Frankfurt und aus Rom. Letztere machten viel reden, denn er schwätzte sehr unbefangen aus der ultramontanen Schule. Was das Drama „Regnar Lodbrock" anlangt, so schrieb Flir bereits 1834 an Schuler: „Ich empfinde einen gewaltigen Drang, meinen Regnar, wie ich ihn nun fühle und zum Teil schon vor Augen habe, zu bewerkstelligen. — Aber bald sehe ich wohl wieder, daß ich entweder meinen heiligen Pflichten untreu werden oder vom Dichten einstweilen ablassen muß. Und

wer weiß, ob dieses „Einstweilen“ nicht gar zu lange dauert, bis die Jugendkraft bricht, das Feuer erlischt und die Bilder in trübe, gestaltlose Dämmerung zusammenfließen. Wie Gott will!“

So viel Schönes und Gelungenes Flirs Schriften bieten, weit mehr wirkte er als Lehrer. Er wurde 1835 Professor der Philologie und Aesthetik an der Universität zu Innsbruck und blieb hier, bis er 1853 als Rektor der deutschen Kirche all' anima nach Rom berufen ward. Schuler schreibt an Streiter: „Flir, der neue Professor der Aesthetik macht hier durch seine geistvollen und begeisterten Vorträge Aufsehen. Es ist viel Streben, besonders nach der Tiefe in ihm und er weiß seine Zuhörer mächtig anzuregen. Ich hoffe die besten Erfolge von seinem Wirken auf die Jugend. Wie wenig wird davon bleiben, wenn einmal die Brotstudien und dann die über alle Beschreibung dürren und trostlosen Praktikantenjahre kommen. Ich glaube, es ist aus Furcht vor dem Ertötenden unseres Staatsdienstes, daß sich gerade die besten Köpfe meist der Theologie zuwenden.“

Und wodurch gab denn Flir einen so gewaltigen Anstoß? Er war kein strenger Fachgelehrter, der wie Heliogabal die Gäste unter Blumen, seine Zuhörer mit Text und Glossen erstickt hätte. Wo sollt' er es auch hernehmen? Eine deutsche Universität hat er nie besucht, er war nur Dilettant, ein bißchen Autodidakt.

Er gab der Jugend nicht einmal den liberalen Flitter, mit dem sich ehrgeizige Professoren auf wohlfeile Art populär machen. Flir war Priester, Katholik aus innerster Ueberzeugung und mit der vollsten Wärme seines Gemütes, enthusiastisch gestimmt durch die Schönheit

seiner Kirche, sodaß er manchen phantasievollen Jüngling in die Theologie sprengte und dann als Urheber verfehlten Berufes Vorwürfe hören mußte. Er war so katholisch, daß er einen jungen Philosophen, der dem Tod nahe war, in den letzten Stunden quälte, er möge die Sakramente empfangen.

Und dennoch dieser Einfluß!

Flir war eine dichterische Natur, voll Feuer und Leidenschaft, Spott und Ironie gegen die ledernen Paragraphenzähler, das reine Gegenteil von den Vogelscheuchen, die man bisher Professoren nannte. „Auch früher gab es brave Lehrer, bei denen man sich für ein Fach gut vorbereiten konnte, es tat aber ein Mann not, der sie anhauchte mit dem Hauch der Begeisterung, der sie durchglühte mit der Liebe zum Idealen, sodaß auch der Mittelmäßige einen Augenblick in die Himmel Platons ragte; es tat ein Mann not, der die Schranken der Zunft niederbrach, und die Jugend vor dem Altar des Guten, Schönen und Wahren selbstlos ohne Seitenblick auf den Futterkorb opfern lehrte. Der Mann kam zu rechter Zeit; die lange Reihe seiner Zuhörer, die er an sein warmes Herz zog, wird, und mögen sie was immer für einen Weg wandeln, sich dankbar der herrlichen Stunden erinnern, die sie bei ihm verbracht; sie wird es dankbar anerkennen, daß mit Flir an der Universität in Tirol eine neue, nie dagewesene Aera begonnen habe." So schilderte ich ihn nach Jahren.

In jener Zeit herrschte eine lebendige Gährung unter der Jugend; sie wurde von Flir genährt; diesen Aufschwung ersetzt kein Fachstudium.

In der Mitte der Dreißigerjahre vereinigten sich

Studenten zu einer Gesellschaft, die sie nach ihrer Kneipe „Bierfranzlia“ benannten; sie verhandelten literarische und poetische Fragen. Zu diesem Kreise gehörte der wildgeniale J. Obertimpfler, der aus dem Benediktinerkloster zu Salzburg in die Schweiz entfloh, wo er in Zürich eine Kaltwasserheilanstalt gründete und wahnsinnig starb. Von seiner übersprudelnden Poesie hat sich leider nichts erhalten. Dann der tiefsinnige Arzt Christian Schlechter, der lustige Poet Bernhard Moser, den ein früher Tod hinraffte, der klerikale Agitator Simon Moriggl und andere. Diese Gesellschaft zerfiel bald. Aus ihr rekrutierte ich einige Mitglieder für die „Frühlieder“, zu denen sich dann jüngere Kräfte gesellten.

Dieses jungtirolische Album wurde 1846 zu Wien gedruckt, — der Verleger Schumacher, welcher das Geld gab, aber auch den offiziellen Tirolerboten druckte, wagte gar nicht, sich auf dem Titelblatte zu nennen. Die katilinarische Verschwörung setzte Cicero und seine Getreuen nicht mehr in Unruhe, als dieses Bändchen großenteils harmloser Sentimentalitäten unsere Hermandad. Monatelang blieb es bei der Zensur liegen, oder vielmehr es wanderte zwischen Innsbruck und Wien hin und her, man strich die Vorrede und jedes Ströphchen, das auf die Dunkelmänner bezogen werden konnte.

Wir führen den Leser auf den Friedhof und zeigen ihm die Totenkreuze von Heinrich Perthaler, Franz Hochegger, Adolf Purtscher, Sigmund Schlumpf, Gottlieb Putz, Walburga Schindel, Aloys Meßmer, Johann Pfeiffer, Cölestin Gschwari, Adolf Wildgruber, Vincenz v. Ehrhart, Ludwig und Josef v. Schnell, über

den S. M. Prem einen literar-historisch interessanten Essay im Tirolerboten veröffentlichte, dann Josef Praxmarer, dessen Autobiographie „Aus den Flegel- in die Mannesjahre" auch Lagarde in Göttingen vollen Beifall zollte.

Von jedem dieser Poeten, die meistens auch im Leben eine hervorragende Stellung einnahmen, kennen wir ein oder mehrere treffliche Gedichte, wollte man sie sammeln, es gäbe eine vorzügliche Blumenlese.

Wohl wäre es an der Zeit, auch diese Dichter im Zusammenhang zu schildern, und ihre Werke kurz zu charakterisieren. Meine alte Hand ermüdet jedoch, möge eine jüngere diese Skizze weiterführen und vollenden.

Auf die Frühlieder folgte ein jüngeres Geschlecht. Auch von diesen sind schon manche tot, so Anton von Schullern und Hans v. Vintler, deren Gedichte bei Liebeskind erschienen, endlich der unglückliche Dramatiker und Schauspieler Ludw. Schenk. Sie alle überragt Angelika v. Hörmann, deren farbenreiches und psychologisch fein durchgeführtes erzählendes Gedicht „Oswalt v. Wolkenstein" wohl zum Besten gehört, was von dieser Gattung seit langer Zeit auf dem deutschen Büchermarkt erschien. Auch ihrer stimmungsvollen, wenn auch nicht auf Knalleffekte berechneten, lyrischen Gedichte möchte ich erwähnen. Dann Ludwig v. Hörmann, dessen Hauptverdienst auf dem Gebiete tirolischer Volkskunde liegt, Peter Moser, Josef Maurer, Patriz Anzoletti, der treffliche Lyriker Bortolo Delpero, der gemütvolle Ambros Mayer, Adolf Povinelli, der Dichter des „Ahasver", der hochbegabte Josef Seeber, der auch als katholischer Literarhistoriker wirkte, Isidor Müller, und etwa noch Richard v. Strele,

der uns nicht mehr zu lang auf die Biographie Weißenbachs warten lassen möge.

Von der jüngsten Generation wüßte ich nur den talentvollen Franz Kranewitter, A. v. Wallpach und H. Lechleitner zu erwähnen; möge ihnen ein günstiger Stern leuchten; ich aber bitte zum Schluß um Entschuldigung, wenn ich einen der zahlreichen Namen auf dem Tirolerparnaß übersehen haben sollte.

Zur deutschen Kulturgeschichte

Wenn ich die Aufschrift „deutsch" wähle, obwohl Herr Egger in seinem Buche „Die Tiroler und Vorarlberger" auch Welschtirol einbezog, so geschieht das deswegen, weil das Gebiet an der unteren Etsch als Bistum bis zur Säcularisation durch den Kaiser Franz deutsches Reichsland war, vor der Gegenreformation fast das deutsche Element überwog, und es auch jetzt noch zum deutschen Kronland Tirol gehört. Freilich ist im „Trentino", wie der vor nicht vielen Jahren ad hoc erfundene Name lautet, die Anziehungskraft nach Süden noch immer mächtig; wie jedoch in diesen Gegenden seit Jahrhunderten Flut und Ebbe zwischen Deutsch- und Weltschtum wechseln, so kann wohl auch ein Umschlag eintreten, daß an jenen vielbestrittenen Pässen die „Gemsenwacht" wieder von deutschen Bauern besorgt wird. Welschtirol mußte Herr Egger in seinen Kreis ziehen; ob er bei der Ueberfülle des Stoffes nicht besser getan hätte, Vorarlberg, das in mancher Richtung Aehnlichkeit mit einem der Urkantone bietet, nur oberflächlich, insoweit ein geschichtlicher Zusammenhang mit Tirol eintritt, zu behandeln, lassen wir dahingestellt.

Das Buch Egger's ist einer der schätzbarsten und

reichhaltigsten Beiträge zur deutschen Kulturgeschichte, zu welchem jahrelanger Fleiß und ameisengleiche Sorgfalt, die keinen Splitter verschmäht, die Bausteine herbeitrugen; eine Leistung, für die man ihm nicht genug danken kann. Ich halte dieses Lob, welches ich nicht als Phrase betrachtet wissen will, ganz allgemein; es zu begründen, muß ich Fachblättern überlassen, wie denn der „Tiroler Bote" bereits von kundiger Hand eine Reihe Aufsätze begonnen hat. Dieses vorausgeschickt, beschränke ich mich auf einzelne Tatsachen, welche ein größeres Publikum interessieren, und erlaube mir wohl da und dort eine kleine Berichtigung, jedoch stets den Hut in der Hand, wie es Egger's Verdiensten ziemt. Die zahlreichen, oft sinnstörenden Druckfehler meine ich freilich nicht; da hat sich der Korrektor des Herrn Karl Prochaska in Teschen einen üppigen Kranz von Bockschwänzlein gewunden, und es gäbe ein Verzeichnis fast so lang, wie das der Orts- und Personennamen, das ich leider am Schluß des Werkes schmerzlich vermißte, wodurch dessen Brauchbarkeit vielfach beeinträchtigt wird.

Die Frage nach den Urbewohnern Tirols ist trotz alles berufenen und unberufenen Scharfsinnes noch immer nicht erledigt, die starkknochigen Dickschädel, welche man häufig in Beinhäusern findet, werden den Abkömmlingen der Rhäter zugeteilt, welche mit den Etruskern ein Volk bildeten, bis es der gallische Keil dem Po entlang auseinandersprengte. Ob man gewisse Eigenschaften der heutigen Tiroler auf jene Väter zurückführen darf, hat Herr Egger nicht angedeutet. Die Etrusker erfanden bekanntlich die Tuben, diese scheinen allerdings unsere Ultramontanen in die modernen

Zions-Trompeten übersetzt zu haben, und die Ambarvalien, welche die Nonsberger zu Ehren des Saatengottes hielten, setzen sich wohl mit ihren Schmäusen in den Kirchtag fort. Wenn dabei Lieder und Musik ertönten, darf man wohl an unsere Schnadahüpfeln und Zithern denken, welche jetzt in den Widums und Klöstern verboten sind und dafür dem stummen Tarok den Platz geräumt haben. Auch das Heidentum der Römer hinterließ seine Spuren, manche Erzstatuette im Ferdinandeum, manches kleine Amulet, das jetzt keine Jungfrau mehr an den Hals hängen würde, obwohl es in Greuters Heimat gefunden wurde, zeigt davon, und die weisen Auguren scheinen auch heutigen Tages nicht ausgestorben. Mit mannhafter Entschiedenheit spricht sich Egger gegen das politische Treiben der Klerikalen aus, wodurch mancher Widum zu einem Herd der Agitation wird, welche schließlich das Rad der Zeiten doch nicht aufzuhalten vermag, wenn dieselbe auch stets mächtige Hände unter dem Tisch zu fördern trachteten. Am meisten zu bedauern ist der Einfluß auf die Sittlichkeit; manche Bergpredigt, die man jetzt hört, stimmt nicht mit der des Erlösers, und die Saat, welche in die Furchen der Gemüter geworfen wird, gleicht nicht selten jener, die der böse Feind ausstreute, als der Herr des Feldes schlief.

Aus dem deutschen Altertum sind zahlreiche Gebräuche auf uns übergegangen, wer kennt nicht die Sonnenwendfeier und die liebliche Legende der Bauernmagd Nothburga, welche ihre reizendsten Züge dem Mythus der Hertha entlehnte? Im Pusterthal wanderten auch Slaven ein; sie erlagen deutscher Kraft, wie

überall, wo diese nicht durch politischen Mißverstand gelähmt wird; das „häßliche" Deutschtum herrscht jetzt freilich in Sitte und Sprache an der Drau, vielleicht findet sich aber doch so viel Slovenisches, um zu Windischmatrei ein Gymnasium zu gründen.

Das Kapitel über die Entwicklung der kirchlichen Verhältnisse und des Volkes religiösen Sinn empfehle ich besonderer Beachtung. In Tirol war es allerdings nicht immer so wie jetzt, unter Sigmund dem Münzreichen trotzte das Volk dem Kirchenbann; die Firmung, welche Oswalt von Wolkenstein dem Bischof von Brixen erteilte, bleibt unvergessen und erst der Gegenreformation gelang es mit den gräßlichsten Mitteln von Henkerbeil, Scheiterhaufen und Folter den Protestantismus, dem sich fast die ganze Bevölkerung zugewendet, auszumorden. Die Geschichte derselben ist noch nicht geschrieben und wenn sie geschrieben ist, dürfte sie ein österreichischer Verleger schwerlich in Druck nehmen. Die Folgen derselben schildert Egger mit anerkennenswürdigem Freimut. Sie war eine der Ursachen, daß der Bergbau verfiel, weil die lutherischen Knappen auswanderten. Auch andere Gebiete der Volkswirtschaft zeigten einen Rückgang. „Die Gegenreformation entriß durch die vielen Hinrichtungen mehr als tausend, und die erzwungenen oder freiwilligen Auswanderungen dem Land Tirol viele Arbeitskräfte: was aber noch viel schlimmer war, sie verminderte Einsicht und Tatkraft, Selbstvertrauen und Neuerungslust, stärkte den Wunderglauben, bevölkerte die Klöster und vermehrte die Zahl der Feiertage." Wir treiben keine Konjekturalpolitik auf Wolkenkuckucksheim! welche Stellung jedoch

Oesterreich ohne die Gegenreformation in Europa einnähme, das zu malen braucht es wahrlich nicht viel Phantasie. Seit jenen Tagen trägt unser Volk die schwarze Patina, die ihm aber nicht so gut zu Gesichte steht, wie den berühmten Mandern in der Hofkirche, und liberaler Spülicht wird sie wohl auch nicht so bald wegwaschen. Von der Gegenreformation blieb nur der Schaden, und zwar zumeist jenen, welche dabei ihren Vorteil suchten; die Ideen vermochte sie nicht zu bezwingen, sie unterliegt ihnen allmählig auch in den letzten Schlupfwinkeln. Das ist eben der Hohn der Geschichte: die Mühlsteine Gottes mahlen langsam aber sicher!

Sehr lehrreich ist das Material, welches Egger über die Lebensweise, Sitten und Gebräuche des Volkes zusammenstellt. Hier kommt zunächst der Bauernstand in Betracht, der in Tirol eine viel größere Mächtigkeit erlangte, als in irgend einem Kronlande Oesterreichs, und dessen wehrhafte Faust in erster Linie durch freie Taten die Geschichte des Landes geschaffen hat. Hier konnte er allerdings die reichen Vorarbeiten Zingerles und Hörmanns benützen. Ueber italienische Volkspoesie besitzt Schneller eine reiche Sammlung, die er bald in ebenso gediegener Weise verwerten wolle, wie er es mit den Märchen und Sagen aus Welschtirol getan. Im Rendenatal sind freie unabhängige Bauern, gerade hier blüht der Volksgesang; man erstaunt über die Fülle poetischer Motive, mit denen man zehn deutsche Lyriker, welche nur auf Stimmung arbeiten, ausstatten könnte. Echt national ist ein Liedchen, das ich hier zum vorhinein mitteile:

„O Kamerad, thu' wie ein Bruder mir, (fratello)
Lass' stehen mir mein Mädchen, (stare)
Sonst hab' ich ein gutes Messer in der Scheide,
Und zittern müßtest du vor seiner Schneide;
Doch willst du schau'n ins Herz hinein:
Du hast das Paradies, ich Höllenpein.
Zum Weib geb' ich die Schwester dir,
Doch du lass' steh'n mein Mädchen mir."

Der Bürger tritt gegen den Bauern in den Hintergrund; in Nord-Tirol bewahrte wohl Hall am längsten seine Physiognomie; Bozen erinnert sich an die Tage großen Reichtums und Wohllebens, als es noch zwischen Deutschland und Venedig vermittelte und daher in seinen Zuständen einen Januskopf zeigte.

Sehr belehrend ist, was Egger über den Adel sagt. Aus seiner mittelalterlichen Stellung neben dem Landesfürsten sank er tiefer und tiefer; dann strebte er im Dienste der Habsburger, welche seine Kraft gut zu verwenden wußten, nach Besitz und Ehre, später zog er sich auf seine Güter zurück, lebte ausschweifenden Genüssen und glaubte sich schon durch den Stammbaum hoch über alles erhaben, bis ihn auf diesem Wege die Armut und mit ihr die Geringschätzung einholte. Ich weiß mich noch wohl aus meiner Jugend zu erinnern, wie man solche Herren damals mit einem landläufigen Wort achselzuckend abfertigte: „Ist halt ein adeliges Kalb". Allmählich gelangte jedoch der Adel zur Einsicht in seine Verhältnisse, man begegnet nirgends weniger als in Tirol einem protzigen Junkertum; um sich als Kavalier aufzuspielen, ist man zu wirtschaftlich geworden; reich freilich nicht, denn der adelige Grundbesitz in Tirol nimmt zwar von achtundsechzig zehn Landtagssitze ein, obwohl

er nach der Liste des Jahres 1881 nur zweihundertund-zehn Mitglieder zählt, welche die erforderliche Grund-steuer von fünfzig Gulden erlegen. Die Mehrzahl dieser Herren huldigt einem bescheidenen Fortschritt, anderer-seits gehören die Giovanelli und Dipauli zu den Vor-kämpfern des Ultramontanismus. Ueber den Ursprung und die Zusammensetzung unseres Adels möge man Egger nachlesen. Auf wie leichte Gründe hin derselbe unter den tirolischen Erzherzogen manchmal verliehen wurde, erzählt uns Herr von Goldegg, der zu den älte-sten Familien der Freisassen gehört.

Egger bietet uns eine Fülle von Anregungen und erschwert uns so die Wahl, irgend einen Faden anzu-knüpfen. Die Frage der Ortsnamen: etruskisch, keltisch, romanisch, deutsch — wird wohl durch die Untersuchun-gen von Christian Schneller einer Lösung näher ge-führt werden, er ist vor allen andern durch seine Ver-trautheit mit der italienischen Sprache und ihren tiroli-schen Dialekten, durch seine Stellung als Landes-Schul-rat, wo er sich zum gründlichsten Kenner tirolischen We-sens heranbilden konnte, dazu berufen. Er hat viele Tausende von Ortsnamen nach der Aussprache des Vol-kes gesammelt und geht dabei zugleich auf die älteste Schreibweise der Urkunden zurück.

Von hier wäre der Uebergang auf das Verhältnis von Deutschen und Italienern in Südtirol leicht. Das hat jedoch bereits Dr. Angerer ausführlich geschildert.

Am Schlusse der Entwicklung der ethnographischen Verhältnisse beim Ausgange des Mittelalters spricht Egger auch von der Romanisierung, und ich kann mir nicht versagen, ihm hier das Wort abzutreten.

„Unter allen Ereignissen der neueren Zeit sind keine so einflußreich geworden als Reformation und Gegenreformation, sie haben auch großen Einfluß auf das tirolische Volkstum genommen. Die reformatorische Bewegung wurde zwar bald gewaltsam unterdrückt; aber nun hielt die Gegenreformation aus dem Süden ihren siegreichen Einzug. Das für die Verbindung mit Deutschland so wichtige Land mußte um jeden Preis dem Katholizismus erhalten bleiben. Die Beherrscher Tirols gaben sich bald ganz den Ideen hin, die vom Konzil zu Trient ihren Ausgang nahmen und wurden der Hort des Katholizismus."

Wie nun aber die Reformation ein deutsches Ereignis war und das Deutschtum hob, so hatte die Gegenreformation romanischen Ursprung und bedeutete den Sieg des Romanismus. Die religiöse Idee trug den Sieg über die nationalen und politischen Ideen davon. Die tirolischen Landesfürsten traten nun in den lebhaftesten Freundschaftsverkehr mit italienischen Fürstenhäusern, holten von dort ihre Gemahlinnen, ihre Gewissensräte und ihre Vertrauten; von dort die Männer, von denen sie die Hebung des kirchlichen Lebens und der Sittlichkeit und Bildung des Volkes erwarteten. Auf diese Weise gewann der Hof zu Innsbruck einen ganz italienischen Charakter und die bisher kerndeutsche Stadt Innsbruck ein italienisches Aussehen. Schon Erzherzog Ferdinand setzte seinen Hofstaat und seine Regierungs-Kollegien größtenteils aus Italienern zusammen; bei dem Bau der Franziskaner-Kirche und der Burg Amras verwendete man vorzüglich Italiener; noch

viel weiter gingen darin Erzherzog Leopold V., seine Gemahlin Claudia und ihr Sohn Ferdinand Karl. Adalbert Tscheveller bemerkt in den handschriftlichen Annalen des Klosters Wilten: Claudia habe einen Haufen welscher Bedienter von Florenz mit sich gebracht und auch andere Italiener seien gefolgt; meistenteils müßige Leute, die sich auf das Jagen und Vogelfangen verlegten. Aber auch die einflußreichsten Stellen am Hofe bekleideten damals Italiener; in dem von Karl Ferdinand erbauten Theater wurden nur italienische Stücke gegeben. Die Sprache, welche die Behörden führten, zeigt viel italienische Ausdrücke und Fügungen. Entließ dann auch sein Bruder einen ganzen Schwarm solch' italienischen Hofgesindels, die Italiener behaupteten doch noch unter ihm und unter den nächstfolgenden Grafen von Tirol eine Reihe wichtiger, ja mehrere gerade der einflußreichsten Posten bei der Innsbrucker Regierung." — Wir haben dem nichts beizufügen, Tatsachen lassen sich nicht bestreiten und Eggers Loyalität ist über jeden Zweifel erhaben; die angeführte Stelle könnte sogar in den „Tiroler Stimmen" Platz finden. Ausführlicher mag man sich über diese Dinge in Eggers „Geschichte von Tirol" belehren, und es ist ein Hauptverdienst desselben, daß er sie aus den Akten der Archive darstellte. Die Gegenreformation schildert auch Beda Weber; wer da will, ergötze sich an seinen fanatischen Korybanten-Sprüngen um die lodernden Scheiterhaufen, die blutigen Schaffote. Auch Greuter und Kripp machten historische Versuche auf diesem Boden, geweiht durch den Tod so vieler Märtyrer. Hermann Schmid entlehnte ihm mehrfach Stoffe zu Romanen, seine Natur war jedoch zu

mild, um all' die fanatischen Frevler an der Menschheit an den Galgen der Poesie zu nageln.

Viel Raum nimmt in der zweiten Abteilung von Eggers Werk Kunst und Wissenschaft ein. Trotz aller Monographien war er doch zumeist darauf verwiesen, durch eigene Forschung die Bahn zu brechen und den Versuch zu wagen, Grundzüge einer historischen Entwicklung festzustellen. Man könnte hier schärfer und tiefer einsetzen, ohne jedoch das Verdienst Eggers zu unterschätzen, der die ersten Pfähle für einen Neubau eingerammt. Trotz des Anspruches auf Vollständigkeit würde es sich gerechtfertigt haben, die schöne Literatur in italienischer Sprache nicht unter dasselbe Fach zu bringen. Die Poeten Weltschtirols reihen sich denen Italiens an, ohne daß es einer gewaltsamen Annexion bedarf, sie unterscheiden sich von diesen durch keinen eigentümlichen Zug der Physiognomie, sie bilden keine Gruppe für sich. Warum soll man einen Fusineto, einen Preti bei den Tirolern aufzählen, weil zufällig ihre Wiege in Tirol stand, während sie sich selbst stets nur als Italiener wußten, als solche fühlten und ihr Lied ihrem Volke weihten? Bei den Deutschtirolern verhält sich die Sache anders, schon Emil Kuh betonte es wiederholt, daß man sie nicht zu den Deutsch-Oesterreichern stellen dürfe, weil sie sich von diesen nicht bloß durch den Erdgeruch ihrer Schöpfungen unterscheiden. Schon bei Oswalt von Wolkenstein treten die Lokalfarben stark hervor, ich möchte beifügen: auf naive Weise; die späteren berufen sich mit einem gewissen Stolz auf ihr Tirolertum, sie suchen häufig ihre Stoffe in der Geschichte und Natur

des Landes. Die Besten derselben haben sich aber auch stets als Vorhut des deutschen Volkes gegen Italien betrachtet und an der Macht, Größe und Herrlichkeit ihres Stammes immer den regsten Anteil gezeigt; in den Liedern von manchem flammten die Freudenfeuer deutscher Siege. Man lese die Gedichte oder die „Teutonia" des alten Weißenbach, die Verhandlungen für den Beginn jenes Almanachs „Die Alpenblumen", die Verse Ehrharts oder, um einen der neueren zu nennen: Zingerles, der sich ja auch durch die Sammlung von Sagen und Märchen, durch die Herausgabe von Schriftdenkmalen Verdienste um die deutsche Sprache erwarb. Der Erdgeruch mag übrigens die Ursache sein, daß manche tirolische Werke nicht die Verbreitung fanden, welche sie verdienten. Hermann von Gilm gehört ohne Frage zu den bedeutendsten deutschen Lyrikern der Neuzeit, und ich spreche das unbefangen aus mit dem Beisatze, daß man von dem Birnbaum keine Kirschen und vom Kirschbaum keine Birnen fordern, oder sie überhaupt vergleichen solle, was sich gewisse Leute in Tirol merken mögen. Sein „Jesuitenlied", seine „Georgine" wird sich aus dem modernen Teegeschlapper in die Zukunft retten, wenn einmal die Arche deutscher Kritik mit den echten Schätzen deutscher Poesie wieder einen Ararat findet.

Was den Zusammenhang betrifft, von dem Egger redet, so wäre zuerst zu erörtern: Wie verhalten sich die Tiroler zu den geistigen Strömungen des großen deutschen Volkes, dem sie angehören? Wie zu ihren Vorgängern? Wie zu ihren Mitstrebenden? — Er wollte keine Literaturgeschichte schreiben und ließ sich daher auf diese verwickelte Frage nicht ein. Anstatt Charakteristiken ein-

zelner Dichter gibt er ein Verzeichnis ihrer Werke und wohl auch Beurteilungen derselben, denen man in den meisten Fällen zustimmen mag, obschon sie für den Hauptzweck des Werkes vielleicht überflüssig sind. Welche Mühe gab er sich, Jeden auszuspüren, Jedem nachzugehen, um die Früchte vom Strauch zu pflücken, die manchmal recht saure Beeren sind. Wird er mir deswegen die kleine Bosheit verübeln, wenn ich beifüge, daß sein A. Lois eigentlich Schenk heißt und vor Kurzem als Schauspieler starb; wenn ich ihn frage, warum er nicht Walburga, die Dichterin trefflicher Ritornellen, genau würdigte, ebenso wie den Musiker Rufinatscha, von dem mehrere Symphonien vorliegen, welche zu Wien, wo er jetzt als Greis lebt, mit Beifall aufgeführt wurden? Ich hätte da noch Mehreres im Schnappsacke, will aber nicht in ein Nest von Hornissen fahren, was Jedem geschieht, der in das irritable genus vatum greift. Hatt' ich doch einmal bei so Einem hervorgehoben, daß er mit Erfolg Goethes „Hermann und Dorothea" zum Vorbild genommen, und siehe da, er meinte: das tät' ich aus Neid, um ihn herabzusetzen. Ja, meine Herren, es ist oft schwer, ein — Rezensent zu sein! Weil ich schon in unverschämter Weise bei mir angekommen bin, so muß ich mir erlauben, mit Herrn Egger noch ein Hühnchen zu pflücken. Er schreibt: „Pichler munterte durch Wort und Beispiel seine Freunde und Mitschüler zu poetischer Produktion und zur Publikation auf, durch seinen Unterricht aber und freundlichen Zuspruch weckte er die Lust und Liebe in den Herzen seiner jugendlichen Schüler und jüngeren Freunde." Das muß ich ein bißchen einschränken. Allerdings habe ich mich in

den Tagen der Vorzeit auch mit lyrischen Jünglingen zusammengetan und Herz auf Schmerz gereimt. Nachdem ich aber die nötige Anzahl Hosen auf den Schulbänken zerschlissen, kam ich bald zur Einsicht, daß ich Niemand zu einer so brotlosen Kunst, wie die deutsche Poesie, verführen dürfe, und wenn mir später Jemand, obschon selten, seine ersten Seufzer zur Begutachtung brachte, habe ich ihn nicht gleich, wie das leider hie und da Flir getan, für ein Genie erklärt, sondern ihm ehrlich und unumwunden die Meinung gesagt, so daß er meistens später ausblieb. Ich kann, wie Apollo, der Vater der Poeten, beim Styx schwören, daß ich ganz unschuldig daran bin, wenn in Tirol schlechte Verse verbrochen wurden; hab' ich mich doch immer nur auf die Bemängelung des Technischen eingelassen! Allerdings war ich stets bemüht, in den Herzen meiner Schüler die Begeisterung für die Meisterwerke deutscher Literatur und ihre großen Geister zu erwecken, mehr Verdienst darf ich jedoch nicht in Anspruch nehmen und will es auch nicht.

Nach dieser Oratio pro domo mea möchte ich noch für unsern Balthasar Hunold zwar keine Lanze brechen, denn das verbietet Kürnberger, wohl aber einen Tropfen — Tinte verspritzen. Egger stellt ihn mit Vonbank zusammen; das ist wohl nur die Form des Sonetts der tertium comparationis; Vonbank steht hinter Hunold an Gedankeninhalt weit zurück, seine Sonetten, die in Kanonenstiefeln daherstolpern, werden wohl nur eine Kuriosität bleiben.

Daß Fremde beigetragen hätten, den entglommenen Funken geistigen Lebens in Tirol zur hellen Flamme aufzublasen, muß ich geradezu bestreiten. Wohl haben

sich ein Lewald, ein Spindler, ein Lentner und andere neben Tirolern manches Verdienst um Tirol erworben, die ältere Generation war jedoch bereits zu voller Tätigkeit entwickelt; manche wie Senn, Schuler hatten sogar die Hauptleistungen hinter sich, als jene Fremden in das Land kamen, und das jüngere Geschlecht glühte und loderte in den Tagen des Vormärz bereits von selber, so daß Egger es schwer hätte, irgend eine Tatsache für jene Behauptung vorzuführen.

Das sind Einzelheiten. Aber auch mit einem allgemeinen Satze Eggers kann ich mich nicht einverstanden erklären. Er sagt: „Indeß war die Periode Bachs eingetreten, in der ein strenger Absolutismus und Bureaukratismus alle freieren Regungen der Völker Oesterreichs und damit auch deren poetisches und literarisches Leben unterband. Weit günstiger sind demselben die letztern Zeiten gewesen, seitdem auch die österreichisch-ungarische Monarchie einer konstitutionellen Verfassung sich erfreut." Hier ist Voraussetzung und Schluß gleich irrig. Die Staatsform in Oesterreich hat Leuten, welche nicht mit der Mundsperre auf die Welt kamen, wohl die freie Bewegung gehemmt, aber ihnen doch nicht die Sehnen abgeschnitten. Ein Lenau, ein Grün setzten über die österreichische Grenze, innerhalb deren ein Grillparzer, ein Stifter noch Raum genug fanden, Meisterwerke zu schaffen; der Versuch Bachs, mit Konkordat und Gendarmerie eine Gegenreformation anzubahnen, ist kläglich gescheitert. Was die Zustände von heute für einen Einfluß auf die Poesie haben sollen, wissen wir nicht zu erraten. Egger meint doch nicht, daß jemand auf die Schlacht von Kuchelbad ein Epos dichten solle? — Eine Pflicht

bleibt unsern Dichtern und Denkern allerdings: Im Vorkampfe für die Rechte der Deutschen, welche Oesterreich geschaffen haben, nicht zu ermatten und sich der Flut des andringenden Slaventums mit kräftiger Brust entgegenzustemmen, auch auf die tragi-komische Gefahr hin, sich von Schmutzfinken tschechischen oder leider auch deutschen Schnabels „Preußenseuchler" nachpfeifen zu lassen.

Die Geschichte der Poesie in Tirol ist durch eine scharfe Grenze in zwei Abschnitte zerrissen, zwischen denen eine lange dunkle Zeit liegt, aus der nur das ehrwürdige Haupt Hippolyt Guarinonis an der Scheide des sechzehnten und siebzehnten Jahrhunderts emporragt. Auch hier leitet die Gegenreformation die finstere Oede ein und ist die Ursache derselben.

Das führt uns wieder in das Allgemeine.

Als die herrliche Maria Theresia den Thron der Habsburger bestieg, waren alle Keime geistigen Lebens eingestampft und festgefroren, und nur von den Wänden der Kirche hallte noch das späte Echo der tollen Jure eines Abraham a Sancta Clara. Dem Volke mochte Hanswursts grüner Hut genügen, am Hofe hatte man doch feinere Bedürfnisse, und man berief Metastasio! So müssen es sich die Italiener gefallen lassen, daß der Name der großen Habsburgerin ihrer Literaturgeschichte eingeschrieben bleibt und sie täten gut, hier das kindische Geschrei „Fuori lo straniero!" verstummen zu lassen. Sie fand leider nicht einmal die Anfänge einer deutschen Literatur, erst unter ihr regte es sich allmälig schüchtern wieder und sie brachte einem Denis, einem Sonnenfels mehr Teilnahme entgegen, als Friedrich II. Lessing und

Klopstock, deren Schriften Taten für Preußen wurden. Der Same, welcher in Oesterreich auf fruchtbaren Boden fiel, stammte jedoch von protestantischen Aeckern. Man mußte erst anlernen und mittelbar gewinnen, was nicht unmittelbar von selbst gewachsen war.

Bis man auf diesem weiten Weg zum Ziel gelangte, war es längst zu spät, und als endlich die Deutschen in Oesterreich den übrigen Deutschen geistig ebenbürtig zu werden begannen, trat eine neue Epoche der Erstarrung ein, die man irrtümlich mit den Namen Metternichs bezeichnet: die edelsten Männer wandten sich trotzig ab, es begann jenes Frondieren in der ausländischen Presse, das uns Allen in jeder Beziehung geschadet hat. Wer zuletzt den Gewinn erntete, brauchen wir nicht auseinanderzusetzen; so leiden spätere Geschlechter unter der Schuld und dem Irrtum längst vergangener Jahrhunderte, und ich wünsche nur, daß man endlich begreife, welch' eine mächtige Waffe, welch' gewaltiger Bundesgenosse die Feder in der Sprache großer Kulturvölker ist. Mit der Wissenschaft will ich mich gar nicht, ganz kurz mit den bildenden Künsten befassen. Auch hier möchte ich das italienische Element nur insofern berührt sehn, als es fruchtbare Ableger in unsere deutschen Gegenden sendete, ja, in einer eigenartigen Entwicklung des Barock die ganze Monarchie beherrschte. Was soll uns der berühmte Alessandro Vittoria, wenn er auch zu Trient geboren wurde? Die Kunstgeschichte Tirols, wo sich einem Strom entlang Deutsch und Italienisch begegneten und zum Teil ausglichen, ist von hoher und allgemeiner Bedeutung; ehe sie geschrieben wird, bedarf es freilich noch einer Menge Einzelarbeiten, welche das

Ferdinandeum dadurch unterstützen möge, daß es die Tempera-Bilder des Etschlandes bausen läßt. Es könnte mit wenigen Mitteln eine unschätzbare Sammlung gründen; freilich ist es die höchste Zeit, daß nicht pfuscherischer Unverstand die letzten Reste unseres Besitzes verrestauriere. Eggers Fleiß überschüttet uns auch hier wieder mit einer Masse von Stoff, der die Hand des Kunstforschers herausfordert, ihn zu gliedern. Bei der Malerei mag man wohl mit den Bildern der Schloß-Kapelle zu Eppan aus dem dreizehnten Jahrhundert beginnen, einen zweiten Punkt bezeichnet der Katharinen-Zyklus zu Tiers 1384 und die ungefähr gleichalten, an Kunstwert jedoch geringern „Runkelsteiner Fresken", dann das Kirchlein zu Altenburg 1440 und die Madonna an der Pfarrkirche zu Bozen, endlich die späteren Bilder von Scheel, wo es allmälig die Renaissance gewinnt, bis zum Barock, welches in Plastik, Architektur und Malerei Tirol mit Prachtwerken schmückte und schließlich dem Geist des Volkes so entsprach, daß es sich zu Pfaffenhofen gegen die Wiederherstellung der Kirche ins stilgemäße Gotische auflehnte und erst der Bischof es beruhigen mußte. Die tirolischen Meister standen damals in erster Linie und wirkten von der Akademie in Wien wieder auf Tirol zurück.

Später gründeten die meisten nicht mehr dort ihren Herd; sie blieben entweder in der Heimat, wie Schöpf und Mader, oder fanden fern von Wien eine Stätte, so Knoller, Knabl, Koch, Defregger.

Bei der Plastik — doch ich will aufhören, wo ich anfangen wollte: bei dem Standbild des Mithras, welches ein Basrelief, und zwar nicht aus grobkörnigem

Sand, sondern aus Marmor ist und eine phrygische Mütze trägt.

Herrn Egger müssen alle zu Dank verpflichtet sein, welche sich mit dem Lande Tirol beschäftigen wollen, sein Werk reicht aber auch an Bedeutung weit über die Grenzen der Provinz hinaus; es seien der Politiker, der Ethnograph, der Kunsthistoriker darauf verwiesen.

Zur tirolischen Geschichte

Wer die Bibliotheca Dipauliana des Ferdinandeums zu Innsbruck durchmustert, wird erstaunen über die Masse von Monographien und Abhandlungen, welche sich auf verschiedene Zeiträume tirolischer Geschichte beziehen, aber vielfach kritischen Wertes entbehren. Einer brauchbaren Geschichte von Tirol begegnet er jedoch nirgends. Das mit Wärme geschriebene Werk von Josef Thaler, dem wackern, im höchsten Alter verstorbenen Pfarrer zu Kuens bei Meran, ist vergriffen; man konnte es vom Anfange an nur als einen wohlgemeinten Versuch bezeichnen, für die Gesichtspunkte der neueren Zeit ist es völlig veraltet. Die akademischen Vorlesungen über tirolische Geschichte von Rudolf Kink reichten nur bis zum Jahre 1363, immerhin eine Periode, über welche verhältnismäßig am wenigsten nachzutragen ist.

Man darf also hier in der Tat von einem dringenden Bedürfnis sprechen. Diesem kam die Wagnersche Buchhandlung, deren ausgedehntes Verlagsgeschäft in jedem Sinne volles Lob verdient, auf die bereitwilligste Weise entgegen und sie fand in Professor Egger eine Kraft, welche sich an die schwere Last wagte. Der erste Band erschien 1872. Das Vorwort verspricht, nicht ein gelehr-

tes, sondern ein populäres Werk zu liefern. Mir scheint nun das Werk, welches drei dicke Bände umfaßt, allerdings mehr gelehrt als populär zu sein.

Der Verfasser sagt: „Die Leser werden hier manches Neue finden, was sie in älteren derartigen Büchern vergeblich suchen.“ Das klingt sehr bescheiden; man darf ruhig behaupten, Herr Egger hat für gewisse Abschnitte unserer Geschichte geradezu die Bahn gebrochen. Nicht eben für die ersten, da fand er wenig neue Entdeckungen vor, und noch immer starrt uns die rhäto-etruskische Frage als Sphinx entgegen. Doch hat seitdem die Ethnographie manchen schätzbaren Beitrag erhalten, der Boden lieferte Münzen, Waffen, Geräte, so bei Ampaß aus der ältesten Bronze-Zeit, Steinbeile wurden ausgegraben und da sie aus dem Materiale unserer Gebirge sind, lassen sie auf die Kultur der Urbewohner schließen. Hier verdanken wir dem Franziskaner Florian Orgler vieles. Von anderer Seite greifen Riezler mit seiner Geschichte Bayerns, und Peez mit den Monographien über die Chiemsee-Klöster und die wirtschaftlichen Verhältnisse, besonders den Bergbau, tief in unsere Alpen. Seine Charakteristiken können als Muster gepriesen werden, und sein Versprechen bezüglich des industriellen Gebietes der Herrschaften Hohenaschau an der tirolischen Grenze hat er vortrefflich gelöst. Nur solche Arbeiten fördern die Länderkunde. Ich widerstehe der Verlockung, hier über diese ausgezeichneten Bücher, welchen die weiteste Verbreitung gebührt, mehr beizubringen.

Ganz besondere Aufmerksamkeit beabsichtigte Herr Egger den Verfassungsverhältnissen zuzuwenden. Er hat es getan; sein Bemühen ist jedoch durch ein umfassendes

Werk von Albert Jäger überholt worden; Fleiß, Gründlichkeit, Gediegenheit und sorgfältiger Benützung der Urkunden begegnen wir auf jeder Seite; das hundertbändige Staatsrecht unserer Klerikalen mit polnisch-tschechischen Randglossen hat aber auch er bis jetzt nicht entdeckt und wird es auch im zweiten Band nicht neben „die vernewerte böhmische Landesordnung" auf den Tisch zu legen imstande sein.

Der erste Teil Eggers reicht bis zum Jahre 1490 und umspannt eine der interessantesten Perioden Tirols, reich an Romantik, an ritterlichen Kämpfen und an Pracht adeligen Lebens, wie es sich in dieser Zeit wohl nirgends in Deutschland entfaltete. Wir nennen nur Oswald von Wolkenstein und seine Lieder, Runkelstein mit dem berühmten Fresken-Zyklus. Die Walter-Frage war, als Egger den ersten Band veröffentlichte, noch nicht aufgeworfen; mir scheint sie für Tirol durchaus nicht so endgiltig entschieden, um sich bereits das Vergnügen einer Denkmals-Fererei zu gestatten.

Am tiefsten setzte der Verfasser den Pflug im zweiten und dritten Bande ein. Jener geht bis 1740. Ueber die Gegen-Reformation, wie sie mit dem Henkerbeil und auf dem Scheiterhaufen unter Mithilfe der Jesuiten ad majorem Dei gloriam durchgeführt wurde, kann sich Herr Egger freilich nicht mit voller Schärfe aussprechen, das ist in Oesterreich vorläufig nicht möglich; daß aber damals das Deutschtum Tirols in das Herz getroffen wurde, unterliegt keinem Zweifel. Fast neu zu bearbeiten war die Zeit der Claudia von Medici und ihrer Söhne; die Schilderung der welschen Wirtschaft jener Tage, wie die der tschechischen von heute, bildet ein interessantes

Kapitel, auf welches unser Geschichtsschreiber hindeutete, ohne es mit voller Ausführlichkeit zu malen. Hermann Schmid bemächtigte sich des Stoffes für seinen schönsten Roman „Der Kanzler von Tirol", der gerade in Tirol zu wenig gelesen wird.

In den dritten Band fällt der Aufstand des Jahres 1809. Die Erzählung desselben gehört zu den besten Partien des Buches. Herr Egger beherrscht das zugängliche Material — und es ist sehr groß — vollständig, wägt die Stimmen unparteiisch gegeneinander ab und bemüht sich redlich, jedem sein Recht widerfahren zu lassen. Das war sehr schwierig; für die kirchlichen Verhältnisse lieferte allerdings der bayrische Professor Sicherer aus den Münchener Archiven eine Darstellung, welche den wichtigsten Nerv jenes Ereignisses bloßlegt.

Ich sprach oben absichtlich von zugänglichem Materiale; vieles, was vielleicht diesen oder jenen hohen Herrn kompromittiert hätte, ward bei Seite geschafft. Wenn eine Familie Briefe und Akten aus jener Zeit besaß, so kam wohl ein befreundeter Beamter, der aus „Neugier" diese Dinge durchmustern wollte — nur aus „Neugier"! — Man hatte kein Arg; wenn man jedoch später zufällig nachsah, war dies und jenes spurlos verschwunden. Ein solcher Forscher, der sich in Passeier ganz besondere Verdienste dieser Art erworben hatte, wurde zu einem höheren Posten befördert. Viele Fäden liefen in Bozen zusammen — bei der patriotischen Partei, wie Egger sagt, — den „Chinesen", wie sie damals von ihren Gegnern genannt wurden. Man bezeichnet sie wohl auch als den Klub zur Revolutionierung Tirols; einschlägiges dürfte sich im Nachlaß Josef Giovanellis befinden,

der vom Kaiser Franz zum Baron erhoben wurde. Es bleibt somit in der Geschichte des Jahres Neun noch vieles dunkel — ob es je aufgeklärt werden wird? Vielleicht öffnen einmal die Erben des Erzherzogs Johann ihr in dieser Beziehung gewiß sehr reichhaltiges Archiv.

Ueber die weltgeschichtliche Bedeutung jener Kämpfe ist wohl kein Zweifel mehr; in erster Linie hat sie Häusser hervorgehoben, die Helden desselben schildert Egger, in ihrer Größe und in ihrer Schwäche, leidenschaftlos, ihnen voran Andreas Hofer; es ist unnötig, solchen Flachköpfen, die ihn herunterdrücken wollen, weil er den Rosenkranz betete, anstatt, wie sie, die Messe zu schwänzen, entgegenzutreten. Das historische Urteil fußt eben auf einem höheren Gesichtspunkte, als auf den Phrasen eines seichten Doktrinarismus, der nicht einmal sich selbst versteht. Jene Männer waren Vorkämpfer der Freiheit gegen welsche Zwingherrschaft; Vorkämpfer des deutschen Volkes, wenn sie auch nie ein Lied von Arndt sangen, wie denn Gilm, Senn und andere mit den Waffen des Liedes gegen den Ultramontanismus, der aus dem Frankreich Lamennais' und de Maistres importiert wurde und jetzt neuerdings seine behagliche Heimat in Oesterreich aufgeschlagen hat, ankämpften.

Egger schildert uns auch den Tod Andreas Hofers. Die letzten Worte desselben konnte er freilich nicht mitteilen, sie sind nur wenigen, aber diesen zuverlässig bekannt und lauten: „Dös hab' i 'm Kaiser Franzl zu danken." Wo mögen wohl die Akten seines Prozesses liegen? Auch auf die Verse verweise ich, mit denen der gleichzeitige Dichter Wordsworth in den Terzinen eines Sonettes der Entrüstung Europas Ausdruck verlieh, daß

man sich in Wien beim korsischen Imperator, der gerade Marie Louise freite, nicht um die Amnestierung Hofers verwendete, sondern ihn dem französischen Blei preisgab.

Es waren Offiziere des Regiments Kaiser-Jäger, welche heimlich die Gebeine ihres ruhmvollen Landsmannes in Mantua ausgruben und nach Tirol zurückführten. Kaiser Franz ließ sie für diese Eigenmächtigkeit kriegsrechtlich behandeln, dann aber auch dem Toten in der Hofkirche ein Marmor-Denkmal errichten.

Warum hat uns Egger nicht den begeisterten Sänger jener Kriegsjahre, warum hat er uns nicht Alois Weißenbach, der gewiß eine umständliche Würdigung verdient hätte, vorgeführt? Jedenfalls gehört er in den Reigen der Sänger deutscher Befreiungskämpfe, und Oesterreich sollte gerade jetzt, wo die Slavenflut über die Ufer schwillt, seine geschichtlichen Rechte auch hier geltend machen.

Herr Egger hat uns auch versprochen, „auf ein Element großes Gewicht zu legen, das bisher etwas stiefmütterlich behandelt wurde: auf das kulturhistorische". — Das hält er nur in geringem Maße und so sehr ich die Verdienste seines Werkes, welches wenigstens in keiner Bibliothek fehlen sollte, anerkenne, muß ich leider sagen, daß es in letzterem Sinne schwach ist.

Die Minnesänger, vor allen Oswald von Wolkenstein, gestatteten, forderten eine ganz andere Behandlung als ein flaues Zitat aus einer Schrift von Ignaz Zingerle; die Passionsspiele, welche am Schlusse des Mittelalters Bürger und Bauer am Inn und an der Etsch erbauten und unterhielten, waren ausführlich zu

erwähnen; die borstigen Schwänke und Possen des Sterzinger-Malers Vigil Raber, der mit dem „beruembten Bassisten und Notisten Debs aus Ingelstadt" bereits seinen Platz in der Literaturgeschichte einnimmt, war nicht zu übergehen. Es hat nicht jeder Tiroler Zeit, sich diese Dinge aus der zweiten Auflage von Wackernells großem Werk zusammenzuklauben.

Auch eine Darstellung der Kunstgeschichte vermisse ich, rechne aber das Herrn Egger nicht zum Vorwurf. Fängt man doch in Oesterreich erst jetzt an, einem seiner vorzüglichsten Ruhmestitel die gebührende Aufmerksamkeit zuzuwenden: wir meinen den Architekten, Bildhauern und Malern des Barock und Rokoko, zu denen Tirol eine Reihe der hervorragendsten Meister stellte. Rom wurde nicht in einem Tage erbaut, und um es zu erbauen, waren viele Hände tätig; das Gleiche muß auch von einem solchen Geschichtswerke gelten.

Egger schließt es mit der feierlichen Erbhuldigung, welche die Stände dem höchstseligen Kaiser Franz leisteten; sie besiegelte die Rückkehr des Landes zu Oesterreich. Der Vorhang ist gefallen; in welcher Lage, in welcher Stimmung befanden sich aber jene, welche in Tirol bei dem großen Welt-Drama mitgespielt hatten?

Wer dieses in einem solchen Geschichtswerke darzustellen unternähme, müßte an vielen Klippen scheitern. Man konnte zu Wien das Jahr 1809 nicht gerade verleugnen, vermochte es aber auch nicht völlig mit dem Prinzip der Legitimität in Einklang zu setzen: Waren die Tiroler Rebellen oder nicht? Das Volk hatte sich monatelang „salt" regiert und die Sache kaum schlechter gemacht als die k. k. Hofräte; es hatte mit den Waffen nicht bloß

unter der Führung nicht exerzierter Bauern gesiegt, sondern auch einem unbefähigten Gamaschenhupfer, der einmal bereits die Parole „Retirieren!" ausgegeben, tatsächlich den hohen Tressenhut angetrieben.

Nach dem Jahre 1816 herrschte in Tirol großes Mißvergnügen; man schimpfte, obwohl Kaiser und Regierung einiges getan hatten, über Undank; wahrscheinlich wäre es dem besten Willen schwer geworden, all' den Ansprüchen für wirkliche oder auch angebliche Verdienste zu genügen, und ich selbst hörte aus dem Munde manches alten Landesverteidigers: „Hätt' ich gewußt, was wir kriegen, ich hätte den Stutzen am Nagel gelassen!" Die Leute sagten wohl auch: „Wären wir doch lieber bayerisch geblieben." Jedenfalls wäre das Tirol etschaufwärts nicht in dem Maße verwelscht worden, wie es dann unter der Regierung der Enkel deutscher Kaiser geschah.

Die Bauern meinten eben, man solle ihnen die Versprechen halten, die Erzherzog Johann, den man später nur noch als den . . . hansel bezeichnete, in der Not gegeben, das war aber etwas anderes! In einem Memorandum, das er 1813 an den Kaiser richtete, sagte er geradenwegs, man solle den Tirolern nur allgemeine Verheißungen machen, so daß man später tun könne, wie man wolle.

Es ließen sich viele drastische Anekdoten erzählen; ich will aber Herrn Egger nicht vorgreifen, wenn er sein Werk einmal bis zum Jahre 1848, mit dem eine neue Epoche beginnt, ergänzt. Die Regierung stellte freilich die aufgehobenen Klöster wieder her und führte die vertriebenen Mönche in die Zellen zurück; sie gestattete

neben allerlei alten Mißbräuchen auch wieder das Wetterläuten, mochte den dummen Sakristanen der Blitz in die Schädel fahren oder nicht; das genügte jedoch den Bauern nicht, sondern sie schrien nicht selten anstatt „Vivat" — „Viel fahlt!" Ich bin nun nicht gesonnen, die bekannte „Wirtschaft" zu entschuldigen, aber man muß gerecht sein: sie konnte die Forderungen des modernen Staates nicht abweisen; das gemütliche, patriarchalische Alttirolertum ließ sich diesem gegenüber unmöglich aufrechterhalten, obwohl man vielleicht auch mit weniger Mandarinentum ausgekommen wäre. Im Lande wurde es still, sehr still; Immermanns Trauerspiel und die Schriften Hormayrs schlichen verboten von Hand zu Hand; als die Gebeine Haspingers, welcher im Jahre 1858 starb, nach Tirol geführt wurden, mußten sie bis zum Anbruch der Nacht in Mühlau bleiben, „um jede Aufregung zu vermeiden". — Nun hat der Tiroler im Jahre 1848 und bei spätern Kriegsstürmen überall bewiesen, daß er die Ehre seines Landes mit seinem Blut zu verteidigen bereit sei; aber man kann immerhin Lenau Recht geben, wenn er singt:

„Verschwunden ist der alte Geist
Von Achtzehnhundertneun!"

Mit dem „Saltregieren und dem Heara derschlog'n" war es auch aus. Im Frühling versammelten sich die Landstände und verteuerten die Spargeln; bald waren sie ein Gegenstand des Volkswitzes. Jagg und Sepp reisten nach Innsbruck, um zu sehen, wie es die Väter trieben. Mit gespanntem Ohr horchten sie an der Tür des geschlossenen Saales, wo jene tagten; endlich fragte Jagg den Sepp: „Host was g'hört?" — „Na." — Sie

horchten wieder ein paar Stunden, da rief Sepp plötzlich: „Jatz wohl!“ — „Was denn?“ — „An . . . !“ — Ein Welscher wurde eingesperrt; man hatte ihn angestiftet, seine Gipsfiguren mit den wackelnden Köpfen als „Landstände“ auszubieten. Uebrigens sollte man jene wackeren Landesvertreter nicht gar so herunterputzen, sie nickten allerdings zu jedem Begehren der Regierung ein gehorsames „Ja!“ — das war jedoch das kürzeste. Es gab ja Parlamente, wo die Phrasen prasselten wie die Räder eines Feuerwerkes und die Titane der Opposition den Ossa über den Pelion schiebend gegen den Olymp der Minister-Fauteuils stürmten, um schließlich ganz andere Dinge zu bewilligen, als die harmlosen Pagodeln von Tirol. — Zwei Verhandlungen freilich haben ihnen in der Geschichte ein trauriges Denkmal gesetzt. Vielleicht darf man sich aber hier an das erinnern, was Guicciardini von Clemens VII. sagt: „Er warf den Stein, man sollte aber die Hand nicht sehen, die ihn geworfen.“ Oder an das Nibelungenlied, wo Gunther schien und Siegfried tat. Die Vertreibung der Zillertaler gehört jedenfalls zu den beklagenswertesten Ereignissen des österreichischen Vormärz. Man bezeichnet Josef Giovanelli als den Urheber derselben. Das wird von kompetenter Seite bestritten, obgleich man schwerlich leugnen darf, daß er als Ultramontaner die Maßregel billigte, wie er ja deswegen Maurer, den freisinnigen Bürgermeister von Innsbruck, verdonnerte. Senn und Streiter gaben Giovanelli dem Gelächter preis, das hebt aber seine persönliche Bedeutung, für welche unter anderm der Umstand spricht, daß ihn Josef Görres seiner innigen Freundschaft würdigte, nicht auf, und eine gute Bio-

graphie desselben, wie sie etwa Cölestin Stampfer schreiben könnte, wäre ein wertvoller Beitrag zur Geschichte jener Tage.

Dann die Berufung der Jesuiten! Diese entfesselte jedoch den Sturm im Lande; zahlreiche Gegner, und zwar nicht bloß unter den sogenannten Freimaurern erhoben sich und ein Kampf begann, in dessen Schilderung der sonst mehrfach verdiente Josef Streiter leider nur zu viel Klatsch und Bosheit mischte. Das mag immerhin hervorgehoben werden, daß in Tirol vor allen anderen Provinzen das Banner des Liberalismus gegen die Ultramontanen erhoben wurde. Dieses war in jener Zeit immerhin etwas gefährlich, und nur zu oft mußte die List über die Schlingen der Polizei weghelfen; allein man galt damals noch nicht für liberal, wenn man am Freitag zum Frühstück statt des Kipfels ein armseliges Pfäfflein, zu Mittag auf dem Kraut einen roten Frack, und abends beim Kalterer eine hübsche Kellnerin verspeiste. Nun, es ist eben in Tirol vieles anders geworden!

Egger hätte aber auch zu schildern, wie sich unter der starren Eisdecke das geistige Leben zu regen begann. Die Männer des Vormärz holten zum Teil ihre Begeisterung aus dem Jahre 1809, ohne Unterschied der Farbe strebten sie den Strom deutscher Bildung in diese Alpen, wo bisher der Kalender, das Kochbuch u. dergl. den meisten Bedürfnissen genügt hatten, zu leiten; später trennten sie sich freilich in friedlicher Gesinnung, und es galt auch hier das Feldgeschrei: „hie liberal, hie klerikal!“ Wenn man aber dort den feurigen Gilm, den boshaften Streiter, den feinen Schuler rühmt, so darf man hier auch nicht einen Flir, Weber und Meßmer totschwei-

gen. Diese Zustände und Personen wurden von mir bereits auf grund schriftlicher Quellen eingehend geschildert und wenn hier darauf verwiesen wird, so geschieht es nur, weil man gewisse Dinge nicht oft genug sagen kann. Freilich auf die Gefahr hin, daß uns ein Parteimann zuruft: „Du bist so gerecht nach allen Seiten, daß du schon ungerecht wirst." — Sei's! Wer keiner Partei etwas zu danken hat, braucht auch keiner nach dem Maul zu reden.

Angelika v. Hörmann

Die neuhochdeutsche Poesie beginnt für Tirol mit Aloys Weißenbach, dem nur die höhere Schule abging, um einen Platz neben den bedeutenden Namen der deutschen Literatur zu gewinnen. Seit ihm erfreut sich das Landl eines so reichen Blütenstandes von Dichtern, wie kaum eine andere Provinz des weiten Oesterreich. — Dichtern? Nun, wie alle, die Reime drucken ließen, wenn auch viele sonst nicht auf den hohen Namen Anspruch machen dürfen. Die Frauen sind verhältnismäßig wenig beteiligt, wir könnten nur drei nennen, voran Angelika v. Hörmann, die allerdings einen hervorragenden Platz bei den weiblichen Namen in Deutschland verdient. Ihr Leben ist sehr einfach: Die Tochter eines Universitätsprofessors J. Geiger wurde sie zu Innsbruck 1847 geboren. Hier wuchs sie auf, bis sie sich mit dem Bibliothekar Dr. Ludwig v. Hörmann vermählte. Ueber ihre äußeren Schicksale ist kaum viel zu sagen, auf vielseitige innere Erfahrungen deuten ihre Gedichte. Die Natur der Heimat, des Volkes wirkte mächtig auf sie, ihre Bildung hat sie sich nicht bloß aus der „Gartenlaube" geholt, sie ruht auf dem Grunde reicher Kenntnisse, die sie, mit der Zeit fortschreitend, erwarb. Darum unterscheidet sie sich

auch von unseren zahllosen Schriftstellerinnen, die in Masse den Markt unsicher machen. Von ihrer Erzählung „Die Trutzmühle" sehen wir ab, mit Gedichten trat sie 1869 im Verlage von Ed. Amthor auf. Diesen „Grüßen aus Tirol" folgten 1893 „Neue Gedichte" bei G. Liebeskind. Das ist echte, reine Lyrik, schlicht und einfach, ohne jeden rethorischen Prunk, es gibt sich eine Frauenseele, die dessen nicht bedarf; zart, tieffühlend, manchmal glühend findet sie in dem scheinbar engen Kreise ihres Daseins eine Fülle von Motiven, die sie künstlerisch verwertet. Daß ihr die Welt des Gedankens nicht verschlossen bleibt, zeigen unter anderm die gehaltvollen Ghaselen, Ein Gedicht legt sie auch auf das Grab des früh verstorbenen Hans v. Vintler nieder, das freut mich um so mehr, weil man in neuerer Zeit dessen Andenken heruntersetzt. Wir wissen es: er gehört nicht zu den Größten, gehören aber alle „Modernen" dazu? — Lassen wir das auf sich beruhen und wenden wir uns wieder zur Angelika. Reinheit der Form sollte 1896 eigentlich selbstverständlich sein, ist es jedoch bei unseren Oesterreichern nicht immer, aber auch draußen führt die Originalitätswut in den Irrgarten der Phrase, man geht auf dem Kopf und verrenkt die Glieder, wie uns Dante manchen Verdammten vorführt. Davon hat sich Angelika fern gehalten, wenn sie auch gelegentlich über neue Bilder und Wendungen verfügt. Ich könnte manche Probe bringen, für die Frauen setze ich nur ein Gedicht bei:

An meinen Knaben.

Oft inmitten heit'rer Tage,
Wann die Lust aufschäumt in Wogen,

Kommt mir wie ein Geistergrüßen
Leis' ein Schatten angeflogen.

Wie ein Ton aus fernen Zeiten
Mahnt es tief in meiner Seele:
„Mutter, kannst du Blumen pflücken,
Wenn ich, deine Rose, fehle?“ —

Feucht umflort sich meine Wimper,
Einsam in dem frohen Schwarme,
Faßt mich Sehnsucht nach der Stimme,
Nach dem Druck der kleinen Arme.

Mit dem Bündel wollt' ich wandern
Bettelarm und unverdrossen,
Fänd' ich wo die Kinderaugen,
Die sich mir zu früh geschlossen.

Daß in einer Sammlung von Gedichten nur Gleichwertiges zu einem schönen Strauße verbunden sei, darf billigerweise niemand verlangen, es ist jedoch eine oft vergessene Pflicht der Kritik, den Poeten nach seinen hervorragenden Leistungen zu beurteilen. Da hat sich Angelika wahrlich nicht zu fürchten.

Diese Gedichte empfehlen sich aber auch den Musikern; einige derselben sind bereits, und zwar öfters, komponiert worden. Angelika tritt uns aber auch als Erzählerin entgegen. Bereits 1876 erschienen „Die Saligen“; jetzt wird eine zweite Auflage bei G. H. Meyer in Leipzig vorbereitet. Sie entlehnte den Stoff der reichen Sagenwelt unserer Alpen und hat eine gute Wahl getroffen; er ist reizend und zugleich von großer sittlicher Tiefe.

Die „Saligen“ sind Naturwesen etwa wie die Oreaden oder Nymphen, man mag auch an die schöne Melusine denken. Sie meiden die Beziehungen zu den Menschen nicht, ja sogar die Liebe rührt ihr Herz, doch ist der Ausgang oft tragisch. Der junge Bauer Florian sieht am Tage seiner Hochzeit ein solch wunderbares Fräulein und entglüht zu ihr. Er vernachlässigt sein braves Weib und geht dann elend zugrunde. Angelika verfügt über kräftige Züge, über satte Farben der Palette, die Erzählung ist gut aufgebaut; schön versteht sie den Zauber des Hochgebirges zu schildern, wie ja eigentlich die „Saligen“ uns den dämonischen Reiz desselben zur Anschauung bringen. Diesem Gedichte wüßte ich wenig an die Seite zu setzen, es verdient neben Christian Schnellers „Alpsee“ einen Platz, wie denn überhaupt diese zwei Poeten nach der Zeit der „Vormärzler“ in erster Linie zu nennen sind. Dann dichtete sie den „Oswald v. Wolkenstein“ 1891. (Dresden, Ehlermann.)

Dieser minnigliche Sangesheld beschäftigte unsere Poeten mehrmals. Ich nenne Strobl, Chr. Schneller, Hermann Schmid, Herm. v. Gilm und M. Schleifer, der in einem ergreifenden Gedichte seine alten Tage schildert. Als Abenteurer raufte er in allen Ländern mit, rückte auf der Vogeltenne den Gatter, derb sinnlich verschmähte er keine Dirn und besang die Liebe, ohne irgendwie zu erröten, unbändig roh gab er dem Bischof von Brixen eine Ohrfeige, die mit dem Stahlhandschuh sehr kräftig ausgefallen sein mag. Nur Bertrand de Born hat ein solches Schlachtlied gesungen, wie er auf Greifenstein. Da erreicht ihn kein früherer. Seine Kunst

steht nach Inhalt und Form an der Schwelle einer neuen Zeit — wenn man ihn auch als den letzten Minnesänger nennt. So wie er war, mußte man ihn ein bißchen ins Düsseldorferische übersetzen, das Recht dazu hätte auch der strenge Lessing bei seinen Ansichten über die Verwendung geschichtlicher Stoffe unserer Angelika schwerlich bestritten. Wir beschränken uns auf einige allgemeine Bemerkungen. Ist es nicht altmodisch, wenn man heutzutage von Komposition zu reden wagt? — Immerhin! Der Aufbau unseres Gedichtes verdient volle Anerkennung: Stein an Stein schließt und fügt sich harmonisch zum Ganzen. Vor allem muß jedoch die psychologische Folgerichtigkeit gerühmt werden, so bei dem Verhältnis Margarethas zu einem edlen Ritter Michael Wolkensteins. Die Charaktere entwickeln sich überall nach den gegebenen Voraussetzungen; dramatisch lebendig ist das Zwiegespräch zwischen dem gefangenen Oswald und der falschen Sabina. So könnte ich noch manches anführen, was Lob verdient: die reizenden Waldbilder aus der Brautwerbung, Friedels Fest in Meran, die Rückkehr nach Hauenstein, ich will jedoch nüchtern bleiben und nicht die Trommel der Reklame rühren. Kommt aber nicht hintendrein ein „aber“ nachgehinkt? Als Naturhistoriker hätte ich einige Kleinigkeiten zu bemängeln, mag sich auch Frau Angelika wehren, wie sie will. Doch genug, ich empfehle das Gedicht schon im Gegensatz zu der Ware, die uns Norddeutschland liefert.

Vielleicht bespreche ich ein anderesmal den wackeren Christian Schneller, den Dichter des „Alpsees“. Es

fehlt in Tirol nicht an Leuten, die sind aber meistens zu unbeholfen, um den verdienten Platz zu erringen. Geht nach Berlin und lernt dort.

Ein Verkommener

Das rauhe Tal zwischen dem Arl und der Martinswand hat manche Männer gezeugt, die in der geistigen Geschichte des Land'ls einen Platz verdienen. So in Telfs Alois Weißenbach, zu Ober-Miemingen Kaspar Speckbacher, Prutz nennt den düsteren Johann Senn, dem man jüngst eine Denktafel aufstellte, er überragt alle und hat auch geschichtliche Bedeutung. In Landeck wurde A. Flir geboren und dann Isidor Müller vor 71 Jahren zu Bruggen nebenan. Von ihm will ich hier kurz reden.

Er hätte es sich wohl nicht träumen lassen, daß er einmal als Kostgänger des Kapferer'schen Versorgungshauses am 21. Juli 1900 im Stadtspitale zu Innsbruck sterben würde. Und doch erfüllten seine Jugend stolze Hoffnungen, die ihn über die Schwelle des elterlichen Bauernhauses an die Hochschule trugen, wo er sich dem Studium der Rechte widmete. Seit Jahren hatte ich von ihm nicht mehr gehört, nur einmal erblickte ich ihn von fern an einem Lesetische des „Ferdinandeum"; kahl und verwittert, erkannte ich ihn kaum mehr. Ohnehin hatte ich zu ihm nie nähere Beziehungen: er war ein grober Zoch, mit dem man nicht leicht verkehren konnte, ja

wegen seines ungebührlichen Benehmens hatte ihn das Gericht einmal zu einundzwanzig Stunden Arrest verdonnert.

Da erhielt ich in der Sommerfrische zu Barwies einen Brief: „Arm und verlassen wie er lebte, starb am 20. Juli hier Dr. Isidor Müller. Ich erzähle Ihnen von seiner Beerdigung. Er wurde in ein jetzt übliches Schachtgrab gelegt, in einer gewöhnlichen Spitalkiste, drei Menschen folgten seiner Leiche, eine mir unbekannte Frau, der von mir zu diesem Zwecke eingeladene Schneider und ich. Nicht einmal ein Holzkreuz bezeichnet seine Ruhestätte. Ich habe über seine Werke kein Urteil, denn ich besitze nur die allernotwendigste Schulbildung, aber Herr! wenn Sie dieses Begräbnis gesehen hätten . . . das war wirklich nicht zeitgemäß! Ich kannte ihn seit zwei Jahren, er war verbittert, wenn aber jemand mit ihm über Dichtung sprach oder gar von seinen Werken, so war sein Herz voller Freude, und bei einem Gläschen Wein quoll die Rede aus seinem Munde ununterbrochen. Es kam manchmal vor, daß er die Uhr überhörte und dann, weil sich um 8 Uhr die gastlichen Tore des Armenhauses schlossen, manche Nacht im Freien zubringen mußte. Und wie oft geschah es, daß er in der Hitze des Gespräches das einzige Gläschen, das er sich gönnen konnte, umstieß, denn sein Geldbeutelchen war so mager wie er selbst! Da habe ich ihm manches Gläschen nachfüllen lassen, von seinen Werken gekauft, ihn zum Grabe begleitet und lasse ihm nun ein hölzernes Kreuz setzen. Er sollte nicht ganz der Vergessenheit gehören. Vielleicht wird sein Nachruf besser als sein Ruf." — Diese einfachen Zeilen schrieb ein schlichter Bürger:

Vincenz Senoner. Sie machen seinem Herzen volle Ehre.

Schon als Student huldigte „Doris“ den Musen. Das Drama „Friedrich mit der leeren Tasche“, ein Stoff, der fast jeden Tiroler Dichter anzog, ist echt volkstümlich in Sprache und Charakteren. Es wurde 1863 zu Innsbruck aufgeführt und verdiente wohl eine Rückkehr auf die Bretter größerer Bühnen. Dann folgte in acht Gesängen „Die Braut des Kaiserjägers“. Eine Rolle spielte der fernhintreffende Hupfauf, der sich 1848 auf dem Dache des Mailänder Domes eingenistet hatte und von hier aus auf die Verteidiger des Broletto schoß. In die Zeit des Urchristentums versetzt uns der Roman „Alcestis“, zu dem ihn vielleicht die Fabiola des Kardinals Wiseman anregte. Sein Meisterstück ist jedoch das „Christeli“, eine Erzählung aus Valgenair. Auf dieses treffliche Werk muß die Literatur-Geschichte, wenn sie einmal sichtet, zurückkommen. Seine Tiroler Alpenbilder bieten lebendige Skizzen aus dem Volksleben; wir verweisen auf den Neaser. Voll Humor ist die „Tanzlektion auf der Alm“. Man denkt an Defregger. Er verfügte jedoch auch über die scharfe Waffe der Satire, wie sein „Doktordiplom“ beweist. Dieser unglückliche Mann verdiente wohl eine Monographie, die sich ausführlicher mit seinen Schriften beschäftigen sollte, ihm gebührt eine Denktafel neben Johann S e n n.

Seine Schicksale? Als Notar in Silz dürfte er in dieser Stellung allerdings nicht den richtigen Ernst und die unbedingt erforderliche Gewissenhaftigkeit an den Tag gelegt haben. Tatsache aber ist, daß ihm auch ungerechterweise viele Schwierigkeiten bereitet worden

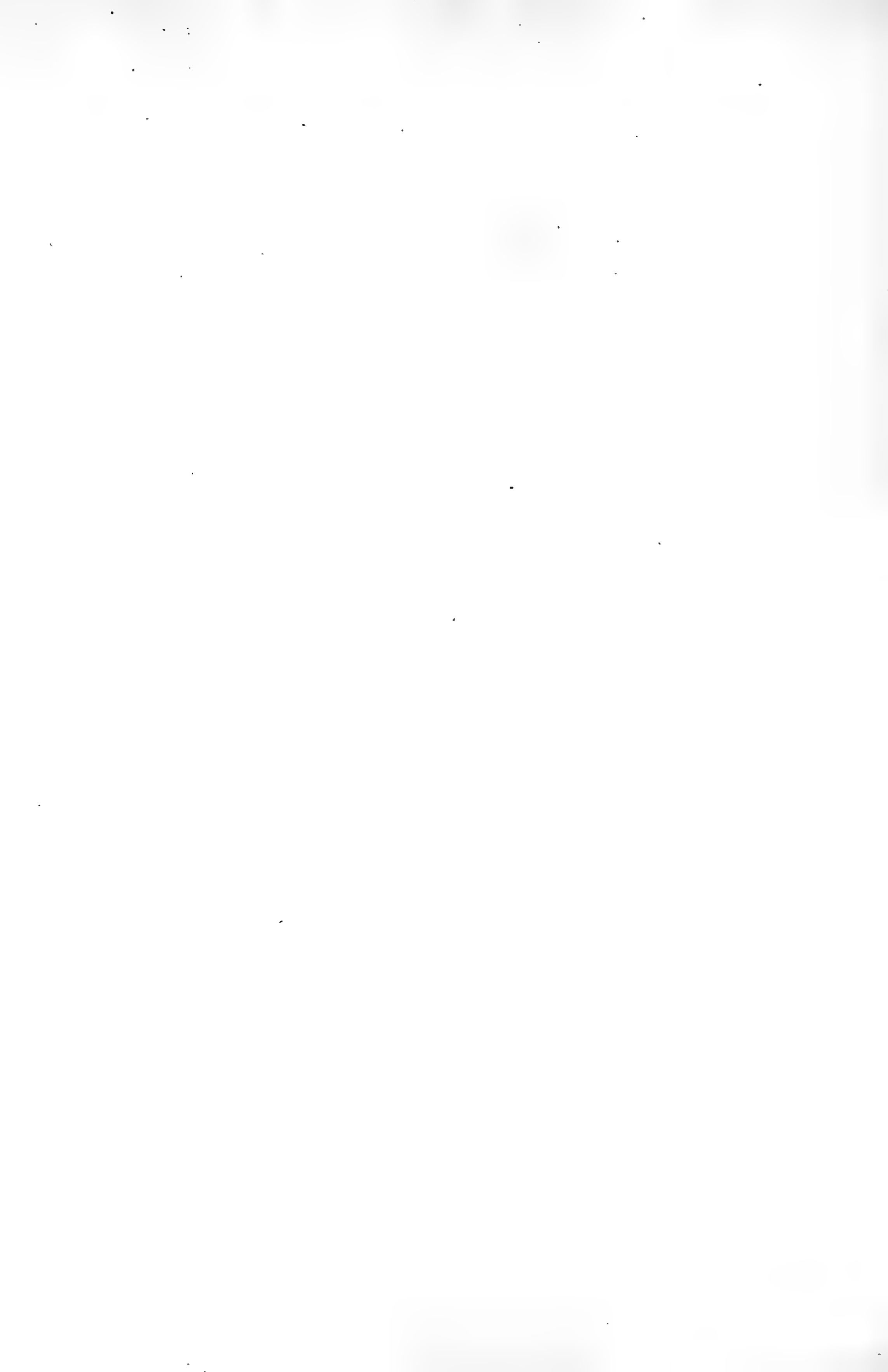
sind. Er wurde schließlich, als sich die Beschwerden gegen ihn mehrten, in Disziplinar-Untersuchung gezogen und — obwohl ihm nichts Unehrenhaftes nachgewiesen werden konnte — vom Notariat enthoben. Seine Gattin ließ sich damals von ihm scheiden. Das gab dem Unglücklichen den letzten Stoß. Finster, verbissen irrte er herum, jahrelang kehrte er jeder ordentlichen Arbeit den Rücken. Auch im Irrenhause war er einige Zeit. Seine Geisteskräfte erstarben unter allzu großem Alkoholgenuß, er brachte sich nur mehr mit Unterstützung seiner Verwandten fort. Viel tat für ihn seine Schwester: die alte „Haidwirtin". Er verbummelte mehr und mehr. Im Sommer reiste er überall herum und kolportierte seine Werke, im Winter bot ihm das Kapferer'sche Armenhaus einen Unterschlupf, wo jener Bürger freundlich mit ihm verkehrte.

Allmählich kam die Ruhe in seine Seele, er nahm das Schicksal als etwas Unabänderliches und sagte wohl: „Ich habe das Leben in seiner Schönheit gekannt, habe gesehen und genossen, was es Herrliches an Natur und Kunst bietet, und ich habe seine Kehrseite im Gefängnis, im Narrenhaus und im Armenhaus kennen gelernt. Und ich bin befriedigt davon." Sein größter Schmerz war es, daß er manches ungedruckt liegen lassen mußte. Vielleicht erwirbt das Museum zu Innsbruck seinen Nachlaß. Im Winter erkrankte er an einer Speiseröhren-Entartung. Er war mittelgroß, kurzköpfig und blond, und am Kinne stand ein kleines Bockbärtlein, in das er den Rauch seiner Zigarre blies.

Er ruhe in Frieden!

Die Literatur-Geschichte ist an ihm übrigens nicht stumm vorübergegangen. H. Kurz erwähnt ihn in seinem großen Werke öfters mit Anerkennung; möge Tirol den Unglücklichen nicht vergessen!

Druck von Mänicke & Jahn, Rudolstadt






Marksteine
von
Adolf Pichler





Adolf Pichler

Marksteine



Adolf Pichler

Gesammelte Werke

Vom Verfasser für den Druck vorbereitet

Band XIII

Marksteine

München und Leipzig
bei Georg Müller
1906

Adolf Pichler

Marksteine

Gesammelte Dichtungen

Der Marksteine Band I/II

Dritte vermehrte Auflage

München und Leipzig
bei Georg Müller
1906

Inhalt

Marksteine Bd. I. Lyrische Gedichte.

Marksteine Bd. II.

Seite

Deutsche Tage:

Marksteine I

Lyrische Gedichte



Im November

Still, mein Herz, was trauerst du?
Die Natur geht jetzt zur Ruh,
Legt die roten Blätter ab,
Daß sie wirbeln auf ihr Grab.
Laß sie ruhen, ist sie müde,
Heilig sei ihr sanfter Friede.

Herz, was schlägst du bang und trüb?
Hegst du hoffnungslose Lieb';
Ist es aus mit deinem Lenze,
Sind für dich nur Efeukränze?
Magst du noch so heftig schlagen,
Ruhe quillt nur aus Entsagen. —

Zeigt nur Dornen das Geäst, —
Rosenknospen weckt der West,
Weckt sie zu des Frühlings Preis,
Sprengt die Rinde rings von Eis,
Und die Schwalben kommen wieder,
Singen fröhlich Osterlieder.

In dem dichten Rosenhag
Heller Nachtigallenschlag!

Sanft verhüllen Blüt' und Blatt,
Was der Strauch an Zacken hat,
Aus dem weichen Morgentaue
Schwebt die Lerche in das Blaue.

Wird dann enden diese Pein,
Wird für dich ein Frühling sein?
Sei's darum! Verzage nicht,
Wenn kein Lenz dir Kränze flicht,
Aus der Wüste ohne Halme
Ragt zum Himmel stolz die Palme.

Aussicht

Gelehnt auf meinen Stutzen
Rast' ich an steiler Wand,
Schau weithin auf die Berge,
Schau weithin auf das Land.

Die alten Klippen ragen
Die Stirne blank von Eis,
Im Sturze brausen nieder
Die Ströme silberweiß.

Dort liegen goldne Saaten
Und Dörfer nah und weit,
Laut singen Schnitterscharen
Das Lied der Erntezeit.

Ich halt allein die Ernte
Auf Felsen schroff und kahl,
An mich denkt keine Seele
Da drunten in dem Tal.

Es klinget aus der Tiefe
Die Glocke hell und rein,
Sie läutet dreimal Ave,
Zur Kirche lädt sie ein.

Ich möchte knien, beten
Ein flammendes Gebet,
Weil für mich keine Seele
Zu ihrem Gotte fleht.

Es schweigt die Flur, am Gletscher
Verblaßt das rote Licht,
Wie sich um Königslippen
Ein stolzes Lächeln bricht.

Da winken die Gebirge
Von ferne geisterbleich,
Es wogt von düstern Träumen
Um mich ein weites Reich.

So steh ich jeden Abend,
Schau hin auf Flur und Land,
Und eine Träne netzet
Den Stutzen in der Hand.

Bewirtung

Mich liebt kein Mensch, mich schirmt kein Haus,
Ich bin ein Vagabund,
Drum schleich' ich in den Wald hinaus,
Die Brust von Kummer wund.

Und wenn ich durch die Bäume geh,
Da rauscht's vernehmlich laut:
Wir sind — was trägst du solches Weh? —
Zum Hause dir gebaut!

Und wenn mich hungert, summet schnell
Die Hummel über's Land,
Und tröpfelt Honig, golden hell
Mir auf der Lippe Rand.

Und wenn mich dürstet, willig schenkt
Die Lilie mir ein,
Aus ihrem Silberkelche tränkt
Sie mich mit Frühtau rein.

Und wenn ich seufz': Wer liebet mich?
Einsam mit schwerem Sinn,
So rufet Gott vom Himmel: Ich!
Weil ich die Liebe bin.

Erhebung

O laß mich längst Entschwundenes erneuen
In leichten Zügen rein und luftig klar,
Wie einst zu klagen, wieder mich zu freuen: —
Mir wird das Leben nur als Dichtung wahr!
Doch diese wird sich ewig jung bewähren,
Und bittres Leid Erinnerung verklären!

Weißt du es noch? Wir wandelten im Garten,
Es wogte Nebel flockig durch das Tal,
Von Licht umzittert neigten wie Standarten
Die schlanken Pappeln sich dem Morgenstrahl,
Die braunen Knospen schienen aufzuleben,
Im Tale rings ein träumerisches Weben.

Es kündete von frischem Grün umschränket
Des Frühlings Sieg der Bach geschwätzig laut,
Du horchtest hin und bargst das Haupt gesenket,
Das Aug' von einer Träne sanft betaut.
Ich mochte nicht um dein Geheimnis fragen,
Und mein Geheimnis wagt' ich nicht zu sagen.

Doch diese Trän', als wäre sie geflossen
Einst mit des Paradieses goldner Flut,
So volle Keime hat sie mir erschlossen,
Die kaltem Stolz verborgen lang geruht:
Ein Frühlingsbrüten traurig und voll Ahnung,
Und wonnig doch als wie der Zukunft Mahnung.

Da war's zuerst, wo schauernd ich empfunden
Das große Wort, das lebend Leben schafft,
Und das zu hören, hält sie schmerzgebunden,
Die Welt empor sich ringt mit letzter Kraft,
Denn wo sie quillt der Liebe warme Träne,
Neigt der Erlöser sich zur Magdalene.

Weißt du es noch? — schon dunkelten die Blätter
In Sonnenglut, es war der Lenz vorbei,
Am Himmel ferne grollend stieg ein Wetter,
Es schlug der Sturm den Fittich wild und frei.
Wir wandelten im Wald auf schmalem Steige,
Die Blitze zuckten feurig durch die Zweige.

Mild lächelnd schlangest du im leichten Bogen
Dann einen Lärchenzweig und tratst zu mir:
„Die Locken zähm' ich, die im Winde wogen,
Und fess'le sie mit dieses Kranzes Zier!"
Du sahst im Auge nicht die Träne steigen,
Die ich zerdrückte weggewandt mit Schweigen.

Du sahst sie nicht — und keine war so bitter,
Die jemals noch von meinem Auge rann,
Du weihtest mich für harten Kampf zum Ritter:
Einsam die Eiche, einsam auch der Mann!
Der Eiche wird die Myrte nie sich einen,
Laß mich die letzte Abschiedsträne weinen.

Doch ob dämonisch Kräfte sich entfalten,
Sie fügen sich in schöner Harmonie,

Zerstörend nicht, wie vorher stets, zu walten,
  Weil deine Hand im Kranz den Sieg verlieh.
Es legen sich die Königin zu grüßen
Der Wüste Leu'n gebändigt dir zu Füßen.

Weißt du es noch? — Ich stand bei dir am Flieder,
  Zur Nische war um dich gewölbt der Strauch,
Es wehte kalt, die Blätter fielen nieder,
  Von Purpur rot, zerstreut von Herbstes Hauch,
Du wiesest auf die Astern, späte Blüten,
Als sollten sie das Grab des Lenzes hüten.

„Mit deinem Namen will ich diese nennen,
  Die sich auf schlankem Schafte wieget hier!"
Ich mußte mich — verbannt für immer — trennen,
  Gebrochen reichtest du die Blume mir.
Du sprachest: „Zieht der Frühling in die Ferne,
So streut er scheidend auf die Erde Sterne."

„Und sieh' nur, wie sie freudig rings entsprossen,
  Sie fragen nicht, ob nah' der Winter schon?
Sie steh'n wie Helden todeskühn entschlossen,
  Und sprechen seinem kalten Sturme Hohn.
Was einmal blühte, bleibt uns unverloren,
Was einmal liebte, wird stets neu geboren!"

So hast entfremdet du mein tiefstes Wesen,
  Doch nur, daß ich in dir es schöner fand,
In deiner Seele Spiegel konnt' ich lesen,
  Was ich in Lebenswirrung nicht verstand:

Was flüchtig war und nebelgleich zerronnen,
Es hat Gestalt und Form durch dich gewonnen.

Wie soll ich einsam nun das Leben tragen,
  Wenn fern geschieden blieb ein Leben mir,
Soll meine Klage an den Himmel schlagen? —
  Es ist umsonst, mein Himmel ist bei dir!
Ich kann nicht seine Sterne ihm entraffen,
Und eine Welt mir neugestaltend schaffen.

So ist es tiefe Nacht ringsum geworden,
  Ich finde nirgends Stütze mehr noch Ziel,
Dem Schiffer ähnlich, dem vom hohen Norden
  Sein Stern verlöschend, untergehend fiel;
Es läßt des Leidens Schwere mich empfinden,
Was du mir warest, Trost kann ich nicht finden.

Doch nein! — es regt der Geist die kühnen Schwingen,
  Der phönixgleich der Asche sich entrafft,
Zu fühlen tiefsten Schmerz, mit ihm zu ringen
  Ist einzig Maß von hoher Götterkraft:
Der Heros litt und in dem Schmerzensbrande
Zerschmolzen, die gefesselt ihn, die Bande.

Ist's Täuschung nur? — Auch du nahst freundlich wieder,
  Wie dich das Aug' der Liebe einst geschaut,
Die Wolken wogen sanft um deine Glieder,
  Die Brücke steht aus Sternen hell gebaut,
Aus starrem Eise sprudeln Lenzesquellen,
Die Zweige wehen und die Knospen schwellen.

Du nahest mir, so freundlich anzuschauen,
Daß eins mit dir sich fühlet mein Gemüt,
Und dann so hehr und groß wie an dem blauen
Gewölb' des Himmels eine Sonne glüht;
Daß mir in eig'ner Brust nichts dunkel bliebe,
Sollt' es in dir verklären reine Liebe!

Du schwebst vor mir im hellen Ätherlichte, —
Wie du gewesen immer gut und rein,
Vor Geistes Freiheit wird der Schmerz zunichte,
Das Wahre blieb, was unterging war Schein,
Und was die Brust mir innerst tief durchklungen,
Hab' ich zu ewigem Besitz errungen!

Sturmesode

Frei brause durch die Wolkennacht,
Stürm' her in wilder Kraft,
Bis deinem Odem blätterlos
Sich beugt der alte Schaft.

Verwirble nur das gelbe Laub
Im Kreise durch die Luft,
Zerrissen, zarter Liebe Schmuck,
Streu's auf der Erde Gruft.

Es hat der holde Lenz ihr nicht
Gelöst sein Blumenwort,

Er steht am Berg und ziehet weit,
Weit mit den Schwalben fort.

Schwingst du den Wolkenmantel Sturm
Hoch über Berg und Tal?
Ein weites Grab nur! — singe du
Des Totenamts Choral.

Ich schaue durch den Wolkenriß,
Da strahlet klar und mild, —
Du reißest es vom Himmel nicht, —
Der Dioskuren Bild.

Da strahlt und strahlt in Ewigkeit
Das hehre Jünglingspaar,
Da strahlt die Krone, — raff' sie fort, —
Aus Sternen licht und klar.

Vorfrühling

Ein leises Frühlingsahnen weht
Mit unsichtbarem Flügel,
Es schmilzt das Eis, der Schnee zergeht,
Das Veilchen keimt am Hügel.

Zerrissen ist das Nebelgrau
Wie eine Knospenhülle,
Vom Himmel klar und wonnig blau
Strömt neue Lebensfülle.

Auch mir erwacht in tiefster Brust
Wie mit der Schwalbe Schwingen
Des Wanderns sehnsuchtsbange Lust:
Ins Weite fortzudringen.

Schneeglocke hebt die Blüte fein
Am Hag aus grünem Moose,
Ich werde in der Fremde sein,
Bricht auf die erste Rose.

Und wenn das letzte Blatt entfliegt
Verweht von Herbstes Winden,
Mag dein Gedanke sturmgewiegt
Mich auf dem Meere finden.

Und schwimmt das letzte Blatt vorbei
An meinem Kiel, dem schnellen,
So frag' ich wohl: was treuer sei:
O Lieb', ob Meereswellen?

Tiroler Frühling

Das Land trägt Wappenfarben,
Sie stehen ihm so wohl:
Der Lenz hat nun entfaltet
Die Fahne von Tirol.

Durch Nebelstreifen ragen
Die Gletscher weiß von Schnee,

Und auf der Matte drunten
Da grünt der frische Klee.

Die Schwalbe folgt der Fahne,
Sie gründet ihren Bau,
Der Himmel spannt darüber
Das lichtverklärte Blau.

Der Fahne folgt der Senner
Im neuen Hemd von Lein,
Er treibt zur Alm die Herden
Und Glocken klingen drein.

Da darf der Schütz nicht zaudern,
Er putzt den Stutzenlauf,
Und klimmt durch wilde Schrofen
Zu Gems und Aar hinauf.

Die Fahne

Die Fahne flattert hoch voran,
Die Fahne weiß und grün;
Ihr Schützen auf! — Der Ehre Bahn
Mit frohem Mut zu zieh'n.

Zur Hahnenfeder auf dem Hut
Steht Edelweiß gar fein;
Heut gilt das Spiel, heut zielet gut,
Ums Ehrenbest' zu frei'n.

Heut gilt es auf dem Scheibenstand
  Zu rittern Schuß um Schuß,
Ein andres Mal fürs Vaterland
  Dem Feind zum Todesgruß.

Da wallt die Fahne stolz voran,
  In Rot färbt sich das Weiß,
Ihr robelt auf der Ehre Bahn
  Kühn um den Siegespreis.

Sprengt mit dem Stutzen wild und frei
  Vom Berg der Feinde Reih'n,
Und ist verschossen dann das Blei
  Schlagt mit dem Kolben drein.

Sei dunkel auch des Kampfes Nacht, —
  Ihr kennt die Farbe wohl!
Noch fliegt wie bei der Iselschlacht
  Der Adler von Tirol!

Am Hechtsee

  Auf wilder Höhe liegt ein See,
Er spiegelt hell der Alpen Schnee,
Oft rauscht er auf, wie eine Sage
Tönt rings der Bäume Flüsterklage,
Als wär's ein Schmerz, ein tiefes Wehe,
Daß er verlassen, einsam stehe!

Der Abend kommt, das Purpurlicht
Sich in den krausen Wellen bricht,
Dann löst die Nacht das dunkle Haar
Und blickt aus Sternenaugen klar:
Ob in der rauhen Felsenwiege,
Beruhigt jede Welle liege.
Der Spielhahn hoch im Wipfel lauscht,
Wenn eine Woge träumend rauscht,
Die Berge steh'n, die ernsten Greise,
Gar still ist's dann in diesem Kreise!

Der Tänzer

Auf kahler Klippe nahm ich meinen Stand
Und schaute ruhig über Flur und Land,
Die Ferse grub sich in den Boden ein,
Daß niederfiel das bröckelnde Gestein;
Nie lernt' ich aber auf Parkettenbohlen
Hingleiten mit den glattbeschuhten Sohlen.

Mit fester Hand faßt ich den Stutzen an,
Spürt' ich der Gemse steile Wolkenbahn,
Und wankte nicht, wenn donnernd durch die Schlucht
Der Schuß sie niederwarf auf rascher Flucht;
Nie lernt' ich doch die Maid im Arme wiegen
Und Brust an Brust gelehnt im Rhythmus fliegen.

Gar oft sah ich in stiller Nacht empor,
Wenn oben wandelte der Sterne Chor,

Sie blickten deutungsvoll vom Himmel her,
Und niemals fand ich ihre Sprache schwer;
Nie lernt' ich aber, wie zwei Sterne blinken,
Wenn spielend sie mit holdem Gruße winken.

Ich lernt' es nie! — und ob ich's lerne je,
Wie ich mit straffen Sehnen vor dir steh?
Ob je ich lerne, atmend Brust an Brust
Hinwirbeln mit der Maid in heißer Lust? —
Das müßten mir wohl andre Sterne sagen,
Als ich gewohnt mit Forscherblick zu fragen.

Abendtrunk

I.

Es ragt in den Himmel
Der eisige Fern,
Ihn krönet der Abend
Mit Rose und Stern.

Das blühet und sprühet!
Ich stehe allein,
Und schwinge den Becher
Mit funkelndem Wein.

Ihr Berge der Heimat
Wie prangt ihr so klar!
Euch bring ich zum Gruße
Den Becher heut dar!

II.

Still ist es im Grabe,
Es dunkelt die Nacht,
Kein Wein wird getrunken
Im düsteren Schacht.

Doch senkt mich gelassen
Hinab in den Schlund,
Mein Herzblut treibt Leben
Aus innerstem Grund.

Da knospet die Rebe
Aus meinem Gebein,
Es schwellen die Trauben
Von feurigem Wein.

Still ist es im Grabe,
Es dunkelt die Nacht,
Doch sei noch dem Tode
Der Becher gebracht!

III.

Gar weit ist der Himmel,
Viel Sterne entbrannt,
Ich schwinge den Becher
Hoch auf in der Hand.

Fern über der Erde
In Frieden gestillt,

Aus heiligem Bronnen
Das Leben entquillt.

Dort herrschet kein Tod mehr,
Er waltet nur hier,
Die Sterne sind Geister!
Tief ahn ich's in mir.

Den Bergen der Heimat,
Der dunkelnden Nacht,
Euch Sternen vor allen
Den Becher gebracht!

Die Nachtigall

Ich klammre mich ans Gitter fest
Und blicke stumm hinaus,
Von weitem schlägt die Nachtigall
Im engen Vogelhaus.

Die sehnt sich in den grünen Wald
Zum Nest, von dem sie schied,
Und weil die Schwinge matt und lahm,
So sendet sie ihr Lied.

Sie singet fort, ich träume fort,
Es wachen nur wir zwei,
Und droben durch den Himmel geh'n
Die Sterne klar und frei.

Daß keine Wetterwolke fährt,
Kein Blitz wildlohend sengt,
Und meinen, deinen Käfig ach!
Erlösung donnernd sprengt!

Wanderlied

Mich trägt in die Fremde
Der irrende Fuß,
Doch folgt auf der Straße
Dem Wandrer kein Gruß.

Mich segnet kein Vater
Mit stillem Gebet,
Am Haustor beim Scheiden
Kein Mütterchen steht.

Da klirret kein Fenster,
Kein Liebchen wird wach,
Und schaut in die Ferne
Voll Sehnsucht mir nach.

Ich steh auf der Grenze,
Laut ruf ich in's Tal,
Ade denn! entgegnet
Das Echo zumal.

Ade denn! gäb dieses
Zurück nicht mein Wort,
Ich wäre gegangen
Ohn' Abschied sofort.

Ohne Abschied gegangen,
Nicht ohne Geleit:
Es steiget die Sonne,
Die führet mich heut,

Die führet mich morgen,
Und sinkt sie zur Ruh,
Erwachen die Sternlein
Und winken mir zu.

Da leg ich den Bündel,
Den Stab aus der Hand,
Da träumt mir, ich hätte
Ein heimisches Land.

Toast

Es blinken unter Blumen Becher,
Hell perlt der Wein bis an den Rand,
Und scherzend heben ihn die Zecher
Zum Festtoaste mit der Hand.

Ob einer dies, ob jenes meine
Tiefinnerst in der Brust bewegt; —
Zwei Mädchen trinken: „Hoch der eine,
Den liebend deine Seele hegt!"

Weil nun die Becher läuten, blinken,
Wem bringe ich den meinen zu,
Wem doch! — auf dich will ich ihn trinken
O Dämon gottentstammter du!

Der du vom Himmel niedergleitend
Vors Aug' dich siegverkündend stellst,
Und ob der Stirne vorwärtsschreitend
Als Flämmchen mild den Weg erhellst.

O führe du mich segnend weiter,
Den trüben Blick mach du ihn rein,
Schweb du mir vor, ich folge heiter
Und dankbar stets den Spuren dein,

Bis wir auf höchster Höhe stehen,
Durch Nacht ein Himmelsmorgen dringt,
Und freie Lüfte kühlend wehen,
Der Sieg die Osterfahne schwingt!

Das Veilchen

Das Veilchen blüht am Quellenrand
Und neigt den Kelch zur Flut,
Wie einsam mit dem Krug zur Hand
Ein Mädchen sinnend ruht.

Es netzt das Bächlein klar und rein
Mit Tau das Veilchen hold,
Das glänzt im lichten Sonnenschein
Wie Edelstein und Gold.

Die Rose

Wenn das Röslein schlummert
In der Knospe grün,
Nachtigall fragt singend:
Willst du noch nicht blüh'n?

Und in Lenzesahnung
Öffnet es den Mund,
Hat das Wort vernommen,
Rot wird's bis zum Grund.

Hüllet sich in Blätter
Wie in Schleier ein,
Tief im Kelch die Träne
Möcht verborgen sein.

Sende dir mein Mädchen
Liedeswerbung zu,
Willst du nicht erblühen
Holde Knospe du?

Mittag

Die Ähre senkt das schwere Haupt,
Die vollen Halme wanken,
Ich ruh vom Haselbusch umlaubt
Still sinnend in Gedanken.

Mir ist, als wolle Gott der Welt
In Herrlichkeit sich zeigen,
Daß gläubig jetzt in Wald und Feld
Die lauten Vögel schweigen.

Mir ist, als woll' im Sonnenstrahl
Die Liebe niederschweben,
Daß alle Keime in dem Tal
Sich leise zitternd heben.

Mir ist, als ob das goldne Licht
In meine Seele fließe,
Und dann bei Nacht als ein Gedicht
Zum Himmel wieder sprieße.

Diebstahl

O dürft' ich dich küssen
Mein herziges Lieb
In duftiger Laube
Verstohlen ein Dieb!

Doch hast du als Wächter
Die Äuglein bestellt,
Die Hand dann die feine
Mich ferne stets hält.

Wenn schlummernd du lägest,
Ich schliche hinzu,
So leis nur ein Traum je
Umspielt deine Ruh.

Ich wollte dich küssen
In schweigender Lust,
Die Wange lind neigen
Hinab auf die Brust.

Und wärst du erwacht dann,
Du sagtest zu mir:
Mein Trauter! es träumte
Mir eben von dir.

Folgerung

Auf den Samstag der Sonntag,
Aufs Äuglein ein Kuß
Ist längst schon im Brauche
Wie's Laden beim Schuß.

Drum weg mit dem Finger
Von Wange und Mund,
Sonst strafe ich lügen
Dein Äuglein mit Grund.

Schützenliebe

Mein trautes Liebchen glaubst du wohl,
Daß ich dich einzig frei'?
Es gibt noch, was ich lieben muß,
Des Schönen mancherlei.

Siehst du den Stutzen an der Wand
Mit stahlgezognem Rohr?
Er ist's, dem ich weit früher noch
Als dir die Treue schwor.

Mein Stab, mein Freund, gefällt er dir
Du holde Schützenbraut?
Er schlief so manche Nacht im Wald
An meiner Seite traut.

Siehst du die Berge schneebedeckt
Umhüllt von Wolkenflaum?
Sie hüteten gar väterlich
Des Knaben Wiegentraum.

Nun trete würdig ich als Sohn
Vor ihre Stirne hin,
Ja würdig, stark an Sehnenkraft,
An freiem Mannessinn.

Und steig ich zu der Alpe auf,
Sie streuet Blumen mir,
Ich bücke mich und pflücke sie
Zum Strauß mein Liebchen dir.

Den senden dir die Berge zu
Als einen frohen Gruß,
Drum, daß ich anders liebe, gib
Auch du den Sühnungskuß!

Die Zeugen

Es liegt dein Haupt auf Lilien,
Auf Rosen schlummerst du,
Ich schleiche hin und beuge mich,
Du schläfst in holder Ruh.

Ich neige mich und breche still
Die Lilie, die Ros',
Ich küsse sie und lege dann
Sie sanft auf deinen Schoß.

Du lächelst wohl, wenn du erblickt
Die Blumen ausgestreut,
Streckst deine weißen Hände aus,
Und nimmst sie still erfreut.

Doch hör der Rose süßes Wort
Aus vollem Purpurmund,
Neig deine Stirn der Lilie,
Blick in des Kelches Grund.

Die Rose spricht von Liebe viel,
Doch Zeugen braucht es zwei;
Drum liegt als Zeuge fromm und rein
Die Lilie dabei.

Mondnacht

Draußen legt sich Nacht und Stille
Auf die schwarzen Giebel schwer,
Droben bricht die Wolkenhülle
Mondesschimmer klar und hehr.

Und verloren still in Sinnen
Steh am Fenster ich allein,
Seine milden Strahlen spinnen
Tiefer mich in Träume ein.

Wie sie wallen, wie sie fließen,
Bauen sie um mich ein Zelt,
Holde Silberblumen schließen
Einen Bogen glanzerhellt.

Durch den off'nen Bogen blinken
Himmelsblau und Sternenschein,
Deine Augen seh ich winken,
Und du schwebst zu mir herein.

Tausend Strahlen weben, schließen
Sich zur Wölbung still und kühl,
Und die Silberblumen sprießen
Schwellend uns zum Hochzeitspfühl.

Wie sie steigen, wie sie wallen,
Zieht Gewölk am Himmel blau,
Ach die Silberblüten fallen,
Duft und Luft verschwimmt der Bau.

Noes Taube

Die Taube fliegt aus Noes Schiff
Und flattert hin und her,
Der Lenz fand keine Stelle noch,
Die Länder deckt das Meer.

Die Wellen brausen wild empor,
Kein grünes Zweiglein winkt,
Eh dieses sprosset, müde bald
Der Silberfittich sinkt.

Sie kehret wieder um zum Schiff,
Das Schiff entschwand ihr wohl,
Weithin die Fläche grau und öd,
Die Wogen gehen hohl.

Spann dich o Silberfittich straff,
Lenk aufwärts deinen Flug,
Wo über Nebeln holdverklärt
Hinschwebt der Engel Zug.

Spann dich o Silberfittich straff,
Brich Liedesschwinge nicht,
Hier ist es öd, dring aufwärts auf!
Zur Heimat in das Licht.

Emma

Entschuldigung

1848.

Es schwand die Zeit, wo Lieb' mit süßem Bangen
Zur bleichen Mondesscheibe seufzend schaute,
Wo sie noch horchte, wie die Vögel sangen
Und ihren Schmerz den Veilchen anvertraute.

Die Freiheitsmütze trägt sie wild und blutig
Jetzt auf dem Haupt mit trotzigen Geberden,
Ihr Auge schleudert Blitze todesmutig,
Sie ruft: „Es soll ein Tag der Rache werden!"

Sei's immerhin! sie wird euch stets berücken,
Sie bleibt ja doch die Königin der Herzen,
Ihr müßt euch stumm vor ihrem Throne bücken,
Verhängt sie Wonnen oder bitt're Schmerzen.

Und fallen endlich ab der Kette Glieder, —
Was bleibt zurück dann, als die kalte Trauer?
Drum heft' ich still entsagend diese Lieder
Als Weihgeschenk an ihres Tempels Mauer.

1847.

I.

Was liegt daran, ob sie auch tückisch grollen
Und uns zu trennen zieh'n die schwere Kette,
Den herben Trunk, den sie uns keltern wollen,
Sie schlürfen ihn noch selbst, — es gilt die Wette!

Sie haben nie vom Geiste was vernommen,
Wie sollten sie? das ist verlor'ne Kunde!
Sie wissen nicht: wo Liebe treu entglommen,
Daß Geister Zeugen sind dem festen Bunde.

Laß sie's nur wagen, sind mit mir verschworen
Die Erde und des Himmels weite Räume!
Die Nachtigallen flöten tauben Ohren,
Dir bringen sie des Liebsten Frühlingsträume.

Und wärest du im tiefsten Turm verschlossen,
Ich hieße dann den Efeu aufwärts ranken;
Die Blätter lispeln, die ums Gitter sprossen
Und künden meine innersten Gedanken.

Und muß der Efeu ihrem Messer weichen,
So werden dir die Sterne Botschaft bringen,
Was wissen sie von diesen hehren Zeichen,
Den Harmonien, welche Sterne singen!

Und würden sie den Himmel dir verhängen
Mit schwarzem Flor, so wird mein Lied erklingen
Und des Verlieses dunkle Wände sprengen,
Dir meiner Liebe Friedensgruß zu bringen.

II.

Wie ist das Leben reich an Gegensätzen,
Die keine Weisheit je vermag zu klären!
O, glücklich jener, den sie nicht verletzen,
Dem milde Götter leichten Sinn gewähren!

Der rauhe Kiesel hält das Licht gebunden,
Das edle Gold verlarven schlechte Erze,
So hab' ich meine Lilie gefunden
In einem Sumpfe mir zum bitt'ren Schmerze.

III.

Ich weiß es wohl, sie streuen ihre Samen
Und pflanzen Kraut mit wohlverstand'ner Pflege,
Die Beete schließt der grüne Buchs als Rahmen,
Die kahle Mauer zieht sich ums Gehege.

Sie dulden da und dort auch eine Blume,
Wie sie die Liebe dulden in dem Leben.
Die knappe Wirtschaft rechnen sie zum Ruhme;
Die Blüte kann ja später Heu noch geben.

Ich seh' es wohl, wie sie bedenklich schweigen,
Weil ich gelernt nicht, ihnen mich zu fügen,
Es mögen aufwärts meine Keime steigen,
Ich mag sie nicht um ihren Lenz betrügen.

Aus meinem Herzen soll die Liebe blühen,
Wie an des Lavaberges heißen Räumen
Der wilden Rebe volle Beeren glühen,
Daß die Pokale von dem Feuer schäumen.

IV.

Sie drohen schweren Fluch und lange Reue,
Wenn du noch ferner wagest mich zu lieben,
Doch unerschüttert fest bleibt deine Treue,
Sie ist kein Spruch, auf Schiefer hingeschrieben.

Nichts ahnen sie von deiner Seelengröße,
Sonst würden sie vor dir im Staub sich neigen;
Doch nur Geduld, in ihrer ganzen Blöße
Wird deines Herzens Lauterkeit sich zeigen.

V.

Dieselbe Sonne weckt das Ungewitter,
Die aus der Erde lockt des Veilchens Blüte,
O schilt mich nicht, erschein' ich herb und bitter,
Wenn dich beseelen Harmonie und Güte.

Durch uns ist unser Wesen nicht geworden,
Der Zufall bildet es aus tausend Quellen!
Es fließt dein Strom an lichten Blumenborden,
Der meine braust in sturmgejagten Wellen.

VI.

Als ihre schwersten Flüche dir erklangen,
Erhobest du gleich einem Heil'genbilde
Die Hände zum Gebete, riefst mit Bangen:
„Verschone Gott die Ungerechten milde!"

O sage mir, wie kann ich dich verehren?
Ich lege meine Waffen dir zu Füßen,
Du brauchst sie nicht, ein Strahl kann dich verklären
Und Engel werden dich als Freundin grüßen.

VII.

Je heftiger geschwungen wird der Hammer,
So stärker wird er ab vom Amboß prallen;
Ihr Drohen macht mir schwerlich großen Jammer,
Es wird ein Nichts vor meinem Ohr verhallen.

Doch eines ist's, das fürcht' ich stets mit Beben:
Sie treffen dich mit ihres Bannes Strahlen,
Da bin ich jeder Wunde bloßgegeben
Und nichts beschützet mich vor Todesqualen.

VIII.

Sie haben recht, daß sie mich schuldig nennen
Und mir den Stab mit strengem Urteil brechen,
Wenn sie das Schandmal auf die Stirn mir brennen,
Ich werde, stolz und kalt, nicht widersprechen.

Zu keck bin ich auf anderm Weg gegangen,
Als den sie spröd' mit strenger Sitte zogen,
Wo sie ans Pförtchen pochen scheu mit Bangen,
Hab' ich die Schranken frevelnd überflogen.

Wenn sie mich scheltend einen Sünder heißen —
Mir liegt nicht viel am Lobe und am Tadel,
Nur eines will mir fast das Herz zerreißen:
Daß sie beflecken deiner Seele Adel!

IX.

Dämone fliehen vor des Kreuzes Zeichen,
Die Geister werden von dem Geist gebunden,
Wo aber wird die Waffe, der sie weichen,
In diesem schweren Kampfe wohl gefunden?

Es ist umsonst, mich wider sie zu stellen;
An ihrer Roheit, ihre Herzens Härte
Muß jede Klinge hoffnungslos zerschellen, —
Sie greifen nach dem Kot, statt nach dem Schwerte.

X.

O schweiget still von Edelmut und Güte,
Daß euch der Gott der Liebe nicht verdamme!
Wenn ihr von allen Zweigen streift die Blüte,
Was bleibt wohl übrig noch dem nackten Stamme?

Euch zu versöhnen, soll ich ihr entsagen,
Von ihrer Huld wie Kain mich flüchtig wenden,
Nicht darf sie hören meines Liedes Klagen,
Ihr wollt ja Trost mit zartem Wort ihr spenden!

Ob dieses mir nicht Edelmut verkünde?
Man möchte fast für Spott die Frage nehmen!
Ich werde nie verleugnen meine Sünde,
Doch eures Edelmuts würd' ich mich schämen.

XI.

Sie haben mich im tiefsten Schmerz gesehen,
Das Auge feucht von ungewohnten Zähren,
Sie wandten höhnisch sich von meinem Flehen
Und mochten keine Schonung dir gewähren.

Ich dacht', wie jener rief mit bleichem Munde:
Mein Gott, mein Gott, was hast du mich verlassen!
Und seufzte still in dieser schweren Stunde:
Ich will sie deinetwegen nicht mehr hassen.

XII.

Sie hetzten mich aus deiner trauten Nähe;
Ich zählte fliehend nicht der Wand'rung Stunden,
Ich habe eines nur: der Trennung Wehe,
Doch nicht des Körpers Müdigkeit empfunden.

Die Sohle blutig und das Kleid zerrissen
Saß ich am Tisch, vom Schmerz ein satter Zecher,
Die Wirtin stellte auf den kargen Bissen
Und Alpenwasser in dem Zirbelbecher.

Ich konnte nicht die starren Blicke wenden
Im Winkel dort von des Erlösers Bilde,
Gebräunt von Rauch, mit ausgespannten Händen
Neigt' er zu mir voll Gnade sich und Milde.

Da ist der Sinn davon mir aufgegangen:
Daß nur der Dulder fasse Christi Lehren,
Ich deckte mit den Händen meine Wangen
Und mochte nicht den heißen Tränen wehren.

XIII.

Wann bat ich euch, ihr sollet mich beraten,
Wie zu bezwingen meine herben Qualen?
Ihr rechnet mit der Liebe nach Dukaten
Und wollt die Lust, den Schmerz mit Gold bezahlen.

Nur jener Mann der Bibel konnt' es fühlen,
Was ihr mit eurem Trost nicht wißt zu fassen:
Er sah die Schweine in den Trebern wühlen
Und seine Perle mußt' er ihnen lassen.

XIV.

Es stieg die Nacht vom Sternenhimmel nieder,
Auf Erden ihres hehren Amts zu walten,
Der Schlummer schloß auch mir die matten Lider
Und öffnete das Tor den Traumgestalten.

Auf einer Heide, traurig und verlassen,
Schritt ich dahin, du schwebtest mir entgegen,
Ich wollte freudig deine Hände fassen,
Doch wie gefesselt konnt' ich mich nicht regen.

Da gingest du mit leisem Gruß vorüber,
Ich sah dir nach, durchzuckt von wildem Leide,
Zu Häupten ward der Himmel trüb' und trüber
Und düst'rer noch erschien die braune Heide.

XV.
(1850.)

Wie viele Stunden sind seitdem entflogen,
Als ich voll Schmerz die Verse hingeschrieben,
Beruhigt sind der Leidenschaften Wogen, —
Vorüber alles! — nur das Lied geblieben!

Gleich einem Schatze will ich es behalten,
Die Schlacke ist's von einem heißen Leben,
Wird trüb' das Aug' und will das Herz erkalten,
So mag es von Vergang'nem Kunde geben.

Und auch dein Bild, von Duft und Glanz umwoben —
O daß es nie vor meinem Sinn verblasse,
Ward auch die Mauer zwischen uns geschoben
Erbarmungslos von ihrem feigen Hasse!

Es steh'n auch sie gezeichnet in dem Liede,
Und dieses sei des Dichters ganze Rache:
Der Jungfrau Haupt umspielen Licht und Friede,
Doch ihr zu Füßen liegt der Höllendrache!

Sturmlied

Wenn sich entfalten die Blüten,
Im Walde die Vögel brüten,
Im Mai, im Mai
Da zieh'n wir vorbei!

Die Federn am Hute wallen,
Kriegslieder feurig schallen,
Wie flammt und blitzt der Stahl
Weithin durch das Tal.

Noch einen Blick zum Geleite,
Dann einen Blick in die Weite,
Vorbei, vorbei
Am blühenden Mai.

Unsere Rosen vom Blut naß,
Unsere Lilien vom Tod blaß,
Vorbei, vorbei
Am blühenden Mai!

Maria

I.

Noch einmal möcht' ich fühlen Schmerz und Lust,
Wie sie einst wild durchwogten meine Brust,
Noch einmal möcht' ich in dein Auge seh'n,
Dann will ich gern in die Verbannung geh'n.

Dort ragt ein Fels so starr und wettergrau
Empor in deines Himmels lichtes Blau,
Doch wenn im West' die Sonne still erglüht,
Ist er von Flammenrosen hell umsprüht.

Zur Seite dir umfließt der Abendtau
Ein Rosenknöspchen in der grünen Au,
Es dehnt sich schwellend, bis die Hülle springt
Und in den Kelch die Frühlingssonne dringt.

Noch einmal möcht' ich fühlen Schmerz und Lust,
Wie sie einst wild durchwogten meine Brust,
Noch einmal möcht' ich in dein Auge seh'n,
Dann will ich gern in die Verbannung geh'n.

II.

Oft folgten meine Blicke deinem Gang
Und Wehmut füllte meine Seele bang':
Du bist ein Strahl aus einer andern Welt,
Der freundlich durch Gewitterwolken fällt.

Die ruhende Lawine an der Wand
Ruft auf zum raschen Sturz ein Körnchen Sand:
Was längst in meiner Brust entschlummert war,
Das weckt dein blaues Auge tief und klar.

Oft frag' ich mich im stillen: „Ist's ein Traum?" —
Die Antwort wag' ich dann zu geben kaum,
Ein schmaler Strich trennt Ideal und Sein:
Die Wonne kurz, zu lang' nur währt die Pein!

O, eine Träne nur! du ahnst es nicht,
Warum sie plötzlich aus dem Auge bricht:
Laß dieses Lied die Nachtviole sein,
Du bleib' mein Stern am Himmel klar und rein!

III.

Wär' mir geschenkt doch jener Zaubersang
Mit dem der Grieche die Natur bezwang,
Daß Feld und Berg in schöner Harmonie
Sich willig ihm zu treuem Dienste lieh!

Da rief' ich schnell durch diese Wundermacht
Die Edelsteine aus des Berges Schacht,
Den Blumen rings geböt ich auf der Flur,
Zu blüh'n allein auf deines Weges Spur.

O, wär' mir dieser Zaubersang verlieh'n,
Die Sterne selbst würd' ich vom Himmel zieh'n,
Als Schmuck zu flechten dir ums blonde Haar,
Ein Diadem aus Sternen licht und klar.

Und wo du wandelst, soll mit lautem Schall
Begrüßen dich das Lied der Nachtigall,
Die Lerche, die entschwebt dem grünen Mahd,
Laut jubelnd dich begleiten auf dem Pfad.

IV.

Die Nachtviole sendet ihren Duft
Des Abends wie ein Opfer in die Luft,
Die Sterne glänzen ernst und still herab,
Doch morgens fällt verwelkt die Blüte ab.

Du wandle unberührt vom Erdenstaub,
Wird dieses Herz der bitt'ren Qualen Raub;
Wenn mir kein banger Seufzer auch entwallt,
Steh' ich am Morgen stumm vor dir und kalt.

Im Walde

Ich wanderte im Waldesgrunde,
Es hing das Laub schon welk und fahl,
Der Nebel spann sich um die Felsen,
Erloschen war der Sonne Strahl.

Mir war so bang, so bang und traurig,
Schwer drückte mich die Einsamkeit,
Und was vergangen: Lust und Liebe,
Das lag vor meinen Blicken weit.

Der Adler

I.

Der Adler schwingt im Felsengrunde
Sich von der toten Gemse auf,
Die Wolke dämmert dunkel, dunkler,
Es sprüht der Blitz am Felsenknauf.

Er zuckt und greift ins Glanzgefieder
Dem Aar mit kecker Roblerhand,
Und wirft ihn flammend aus den Wolken
Zur Gemse an der Felsenwand.

Es strömt herab auf beide Leichen
Der Alpenregen kühl und fein;
Ich dachte nachher oft im stillen:
Wohl möchte ich der Adler sein!

II.

Es greift der Blitz ins Prachtgefieder
Dem Aar mit kecker Roblerhand
Er sinkt und stürzt aus Himmelsnähe
Getroffen nieder auf das Land.

O könnt' ich jemals diesem gleichen, —
Ein Tod so frisch — voll Jugendmut!
Eh in den Adern noch des Greises
Beginnt zu stocken träg das Blut.

Sei's immerhin, den Kuß der Liebe
Möcht' ich dafür entbehren gern,
Doch nein! Untreue will ich niemals
An dir begeh'n, mein holder Stern.

Spätes Finden

Ich habe dich erst spät gefunden
Nach mancher Lust, die mich entzückt,
Nach mancher Spur von alten Narben,
Die mir das Leben eingedrückt.

Schon ging ich einsam und verschlossen
Auf grauer Tage öder Bahn,
Da ward es Licht: die Blumen knospen,
Du blickst mich hell und freundlich an.

Die schönste Blüte

Und hab' ich dich auch spät gefunden,
Nicht schelt' ich meines Lebens Fahrt,
Daß ich das Höchste ganz erkenne,
Blieb bis zuletzt es aufgespart.

Des Juli Sonne sengt die Blüten,
Das welke Gras bedeckt der Staub,
Oft grüßt im Herbst die schönste Blume
Bescheiden dich aus grünem Laub.

Am Bergsee

Verborgen in des Waldes Mitte
Ein Alpensee so kühl und rein;
Der Nebel schwand, die Sonne glänzte
Aus seiner Flut mit hellem Schein.

Seelilie stieg auf vom Grunde
Im weißen Kelche lichtes Gold:
Da mußt' ich freundlich deiner denken,
O meine Liebe treu und hold!

Die Lawine

Es senkt sich auf die Felsenzinnen
Der Himmel wie ein ehern Dach,
Die Sonne küßt mit Flammenatem
Die donnernde Lawine wach.

Sie stürzt und braust im Riesensprunge
Gleich einem Sieger stolz und groß,
Bis sie auf Veilchen und Narzissen
Sich ruhig legt in Tales Schoß.

Und ihre kalten Eiskristalle
Zerfließen sanft zu klarem Tau,
Was lockte sie von ihren Höhen
Herab, herab zur grünen Au?

Christus am Ölberg

I.

Die Berge tragen abends
Das gold'ne Prachtgeschmeid,
Die Alpenmähder prangen
Im grünen Frühlingskleid.

Am Hage hat die Drossel
Das weiche Nest gebaut,
Und lockt mit hellem Schlage
Ins dunkle Laub die Braut.

Dort auf des Hügels Spitze
Im Grase hingestreckt
Ruht des Erlösers Bildnis
Die Stirne blutbedeckt.

Er hebt das Aug', als wollt' er
Im Lenze aufwärts fleh'n:
„Ach lasse noch mein Vater
Den Kelch vorübergeh'n!"

Doch naht kein Engel traurig
Und beut ihn seinem Mund,
Nur Blütenkelche steigen
Empor aus dunklem Grund.

II.

Da rauscht es in dem Laube,
Die laute Drossel schweigt,
Ein Mädchen naht und knieet
Zum Bilde fromm geneigt.

Sie hat die schönsten Blumen
Zu einem Kranz gereiht,
Den sie mit Windlingsranken
Des Dulders Bilde weiht.

Aus vollen Kelchen fließet
Der Tau ihm auf das Haar,
Es spiegeln Mond und Sterne
Darin sich wunderbar.

Im Felde

Auf grüner Wiese steht die Primel
Die bunte Anemone blüht,
Und fern vom klaren Abendhimmel
Das Gold in tausend Rosen sprüht.

Ja Frühling, Frühling ist es worden,
Es tönt sein Ruf so laut und rein,
Es stimmt in freudigen Akkorden
Der Chorgesang der Vögel ein.

Und du auch wandelst mir zur Seite
Umschlingst mich mit den Armen weich;
Wo Lenz und Liebe im Geleite
Da öffnet sich das Himmelreich.

Der alte Turm

Wie Träume zieh'n die Wolken
Des Abends still vorbei,
Und auf des Turmes Zinne
Legt seinen Kranz der Mai.

Einst wallte von der Spitze
Das Banner weiß und grün,
Es blickten durch die Scharten
Tirolerschützen kühn.

Mit grellem Pfiffe flogen
Die Kugeln hin und her,
Und mancher sank am Hügel
Um aufzusteh'n nie mehr.

Wie ist es anders worden!
Die Biene baut ihr Haus,
Es ziehen durch die Lucken
Die Tauben ein und aus.

Die Maienblüten fliegen
Empor zum Mauerrand,
Du blickst aus dunkeln Augen
So froh auf Flur und Land.

Und singst mit leiser Stimme
Ein Lied im Abendstrahl:
Wie goldne Träume gleiten
Die Wolken übers Tal.

Am Strome

Ich gehe hin an deiner Seite
In Sinnen tief und schwer,
Wenn auch die Wellen sind im Streite,
Du führst sie doch zum Meer.

Die goldne Abendsonne sendet
Ihr Licht auf meine Bahn,
Vielleicht ist, wo sie ruhig endet,
Schon nah der Ozean!

Botschaft

Ich sandte dir den Sonnenstrahl
Als raschen Boten zu,
Er suchte dich in Wald und Tal,
O sprich, wo weilest du?

Drauf zog die Wolke sturmgejagt
Dahin vor meinem Blick,
Ich hab ihr einen Gruß gesagt,
Sie bracht' ihn nicht zurück.

Drauf schimmerte das Abendrot
Von Berg zu Berg gespannt,
Was ich zu sagen ihm gebot,
Es blieb dir ungenannt.

Und jetzt der Sterne holdes Licht —
Ja ja, die trafen dich!
Sie winken heimlich mir Bericht,
Daß still du liebest mich.

Seefahrt

Es schäumt und braust die Welle
Und trägt dahin mein Schiff,
Die Liebe lenkt das Steuer,
Wo Klippe droht und Riff.

Doch sind die Fluten ruhig,
So schwebet hehr und mild,
Gleich einem weißen Schwane
Vor mir dein holdes Bild.

Auf der Wanderung

O Schwalbe reg' die Schwingen
Und zieh nach Süden fort,
Der Trauten sollst du bringen
Des treuen Wand'rers Wort.

Und ist sie heiter, sag ihr
Von meiner Wiederkehr,
Dann glänzt verklärt von Freude
Ihr lichtes Aug' noch mehr.

Und ist sie traurig, zwitschre
Von Lust und Liebesglüh'n,
Bis ihre bleichen Wangen
Wie rote Rosen blüh'n.

Bei Nacht

Der Nebel schleicht durchs öde Moor
In sternenloser Nacht,
Zur Klage ist im welken Rohr
Der kalte Wind erwacht.

Ich raste stumm auf einem Stein
Die Brust von Leid durchwühlt,
Ach doppelt trägt er jede Pein,
Der sich verlassen fühlt.

Ich habe Tränen ausgestreut
Schon lang als reiche Saat,
Wann darf ich hoffen still erfreut,
Daß meine Ernte naht?

Der Nebel schleicht durchs öde Moor
In sternenloser Nacht,
Zur Klage ist im welken Rohr
Der kalte Wind erwacht.

Herbstlieder

I.

Der Winter naht, die Berge blinken
Vom jungen Schnee am Sonnenstrahl,
Die letzten Blumenkronen sinken,
Das letzte Blatt verweht im Tal.

Wie soll die Tage ich verbringen,
Die langen Nächte freudenleer?
O nahe du mit Zauberschwingen
Und gieße Frühling um mich her!

Dein Sänger ruft dich, Liebe! wieder,
Was zauderst du? o nahe schnell!
Er ruft dich mit dem Bann der Lieder,
Schmück' ihm die Halle farbenhell.

Laß trunken Blick in Blick ihn senken,
Wenn Nebel jeden Stern versteckt,
Von linden Armen ihn umschränken,
Wenn starrer Frost die Blumen deckt.

Und küßt er wie die Biene lose
Zwei volle Lippen rot und weich,
Mög' er vergessen, daß die Rose
Vom Strauch gesunken todesbleich.

Mög' er vergessen, was im Kreise
Von Erd und Himmel — Lust und Pein,
Spinn mit Marienfäden leise
Ihn bis zum Lenz in Träume ein.

II.

Falsch hat die Liebe mich verlassen,
Eh noch verstummt des Dichters Lied,
Eh noch die dunkeln Locken blassen,
Eh noch von mir die Jugend schied.

Vergebens harr ich, Stund um Stunde
Schleicht mir vorüber träg und matt,
Wie langsam zu des Waldes Grunde
Im Herbste sinket Blatt um Blatt.

Wohlan es sei! ich laß dich fliehen,
Kehr nimmermehr mein schönster Traum,
Nie wag ich, dich zurück zu ziehen
Von deiner Himmelswolke Saum.

Blieb eines doch! füllt mir den Becher
Bis an den Rand mit dunklem Wein,
Er spiegle jetzt dem stillen Zecher
Die alten Bilder klar und rein.

Von deiner Lippe Funk' auf Funken
Trank ich der Liebe Feuerkraft,
So wie ich jetzt in mich getrunken
Mit langem Zug den Rebensaft.

Der Becher leer, du bist geschieden,
Und einsam zieh ich meine Bahn;
Wie immer auch, geh hin im Frieden,
Mir aber füllt den Becher an!

Im Frühling

Lang harrten wir! — er ist gekommen
Der Lenz mit seiner Osterpracht,
Die reinsten Lichter sind entglommen,
Die schönsten Blumen auferwacht.

Die Biene summet hin und wieder
Mit ihrer süßen Honiglast,
Schon prüft die Lerche ihre Lieder,
Die Amsel schlägt auf grünem Ast.

Des Winters letzte Fesseln springen,
Der Felsenborn wogt hell und rein,
Im Tal ein Singen und ein Klingen,
Es zieht der Lenz als Sieger ein.

Nur eine Blüte schön und prächtig
Ruht in der Erde dunklem Schoß,
Ertönt auch seine Stimme mächtig,
Sie ringt sich nicht zum Lichte los.

Ich weiß es wohl, er ruft vergebens,
Nicht wiederkehrt, was einmal schied,
Drum auf den Sarg des reichsten Lebens
Leg ich voll Schmerz dies Weihelied.

Vermittlung

Es trägt der Berg in seinen Adern
Das Gold und manchen Edelstein
Ummauert mit den Felsenquadern,
Und schließet streng den Reichtum ein.

Nur wer die Gerte weiß zu lenken
Nach hohem Zauberspruch gefeit,
Dem müssen sich die Schranken senken,
Dem öffnen sich die Tore weit.

Wie Gold und Edelsteine blühen
Die Alpenblumen wundersam,
Sie locken zwar, doch schirmend ziehen
Die Wände steil den Felsendamm.

Nur wer es wagt hinauf zu klimmen
Wenn in der Morgensonne Glanz
Die Fernerkanten rötlich glimmen,
Erwirbt den vollsten schönsten Kranz.

Willst du zum höchsten Ziel dich heben,
Wag dich hinab zum tiefsten Schacht,
Was schön und kräftig schmückt das Leben,
Entstammt der Göttermutter Nacht.

Doch wie aus dunkler Schlucht die Quelle
Mit lautrer Flut sich Pfade bricht,
So dringe kühn empor zur Helle,
Was du errungen, birg es nicht.

Es mag sich blumengleich entfalten
Der rauhe Kern in Formen klar,
Und tausend herrliche Gestalten
Verkünden dann, was ewig wahr!

Am Achensee

Ich schreite einsam durch die dunkeln Föhren,
Es rauscht der See heran mit lautem Schlage,
Als wollt' er spielend die Gedanken stören,
Die mich geleiten in entschwund'ne Tage.

Den Pfad verschränkt der Farren dicht und dichter,
Es schwillt das Moos am tröpfelnden Gesteine,
Und durch die dunkeln Zweige zittern Lichter
Am Boden hin mit ungewissem Scheine.

Der Schmetterling kost um die Blütendolden,
Mit süßem Dufte lockt die Alpenprimel,
Die Abendwolken schweben licht und golden
Von Felsenzacken auf zum blauen Himmel.

Wer könnte widerstehn dem sanften Zuge?
Allmählich sinkt der Geist in tiefes Sinnen,
Vergangenheit und Zukunft sieht im Fluge
Er schwermutsvoll an sich vorüber rinnen.

Das Abendrot ist still dahin gezogen,
Im Walde sind verstummt der Amsel Lieder,
Wie Geister taucht es aus den dunkeln Wogen
Und schwebt im Mondesglanze auf und nieder.

An große Herzen, wie sie einst geschlagen,
Mag ich dann gern mit stillem Leide denken,
Wie jener Sänger in der Vorwelt Tagen
Die Schritte hin zum Orkus durfte lenken.

Ein finst'res Rätsel ist, was einst gewesen,
Und was uns bleibt, ist eine große Lüge,
Wer mag des Zufalls wirre Zeichen lesen?
Des Lebens Wahrheit bergen Aschenkrüge.

Auf den Klosterruinen im Halltale

Umwallt von Flechten ragt in Witwentrauer
Die alte Tanne aus des Waldes Mitte,
Zu Schutt zerfiel an ihrem Fuß die Mauer
Und staunend hemmt der Wanderer die Schritte.

Da fängt es an zu flüstern in den Zweigen,
Und leise gibt sie von der Vorzeit Kunde,
Die Alpenrosen still errötend neigen
Sich auf das feuchte Moos im Waldesgrunde.

„Wo du jetzt ruhst, — vor vielen hundert Jahren
Stand hier ein Kloster freundlich anzuschauen,
Es dienten fromm dem Herrn der Engelscharen
Im heiligen Verbande reine Frauen.

Nachts übertönte gottgeweiht die Mette
Des Baches Brausen unten tief im Tale,
Und kam der Morgen, sangen in die Wette
Sie mit den Vögeln bei dem ersten Strahle.

Im Sommer bei des Mittags dumpfer Schwüle
Da ruhten sie versammelt hier im Kreise,
In meinen Schatten lockte sie die Kühle,
Und Labung bot die karg gemeßne Speise.

Wenn dann im Abendrot die Berge glühten,
Sah ich sie beten jedes Knie gebogen,
Wie Sarons Lilien und Rosen blühten
Und auf zum Himmel ihre Düfte zogen.

So manche Nonne ist dahin geschieden,
Ihr folgten andre nach auf Gottes Wegen,
Wer zählt die Jahre, die voll Himmelsfrieden
Vorüber zogen reich an hehrem Segen!

Da kam ein Tag, — ich denke sein mit Bangen,
Es zogen Knappen her mit bunten Fahnen,

Noch hör ich, wie Musik und Lieder klangen,
Nach Erzen wollten sie die Schächte bahnen.

Was mußten sie an diese Tore pochen!
Den Nonnen ward's zu eng in ihrer Zelle,
Sie haben keck Gelübd' und Schwur gebrochen,
Ich mußt' es sehen, hier an dieser Stelle.

Soll wiederholen ich die alte Sage?
Sie lernten küssen bald mit blassen Lippen,
Leichtsinnig scherzend bei dem Trinkgelage
Vom roten Wein aus vollem Kelche nippen.

Und wenn du willst, du findest eingeschnitten
An meinem Stamm aus jener Zeit zwei Herzen,
O laß mich schweigen, was ich da gelitten!
Dem tiefsten Mark entquoll das Harz vor Schmerzen.

Sie flohen fort, nicht Eine blieb von allen
Das Heiligtum zu wahren und zu hüten,
Da stürzten nach und nach die Bogenhallen,
Der Frühling deckt den Schutt mit seinen Blüten.

Der Nebel zieht, wo einst im weißen Schleier
Die Frauen gingen durch die grünen Tale,
Der Gießbach rauscht nicht mehr zur heil'gen Feier,
Er eint dem Sturm sich brausend zum Chorale.

Nicht viele Jahre mehr, so sind verschwunden
Die letzten Spuren von der letzten Mauer,
Vielleicht hat mich bis dort ein Blitz gefunden,
Längst bin ich müde diese Witwentrauer."

Der Tirolerwein

Im leichten Scherze schlingen sich zur Laube
Der Weinstock und des Efeus zarte Ranken,
Der bunte Falter folgt dem Duft der Traube,
Ein leiser Hauch, die Blütenkelche schwanken.

Die letzte Abendglocke ist verklungen,
Schon wallt der Nebel an des Berges Fuße,
Doch auf den Höh'n sind Rosen noch entsprungen,
Als böt' er sie dem Abendstern zum Gruße.

Granat und Pfirsich liegen in der Schale,
Sie locken frisch wie rote Mädchenwangen,
Der dunkle Wein glüht ruhig im Pokale
Und hält den Sinn mit süßem Duft gefangen.

Oft sang ich dir Tirolerwein! zum Preise,
Du birgst die Kraft gebunden in den Wogen,
Wie jene Bauern, die mit ernstem Fleiße
Am sonnig warmen Hügel dich gezogen.

Ob auch, wenn üppig blaue Trauben winken,
Die volle Beere gern ein Mädchen koste, —
Du bist zu feurig stark! nur Männer trinken
Mit frohem Sinn von Etschlands Rebenmoste.

Die Sage spricht vom Könige der Zwerge;
Er trug an seiner Krone den Karfunkel,
Der lodernd in dem tiefen Schacht der Berge
Mit Zauberglanz erhellte rings das Dunkel.

Dem gleichest du! — in deiner lautern Welle
Gelöst des Liedes Edelsteine rinnen,
Bist du bei mir, mein starker Trautgeselle,
Dann mag ich gerne Abends einsam sinnen.

Im Spätherbst

Die blaue Beere nickt am dürren Strauche,
Im Sturme sind die Blätter längst zerstoben,
Und sorgsam hat sich vor des Winters Hauche
Die Raupe schon das Schlummerkleid gewoben.

Hoch aus den Lüften tönt es durch die Tale
Wie lauter Sang auf Karavanenpfaden,
Die Vögel ziehn beim letzten Sonnenstrahle
Nach Süden hin zu fernen Meergestaden.

Sie streben fort mit raschen Flügelschlägen,
Den letzten birgt schon eine dunkle Wolke,
O könnt ich so wie sie die Schwingen regen
Und eilig wandern mit dem frohen Volke!

Da tritt der Winter auf des Berges Scheitel,
Er ruft ins Land wie Salomon der Weise:
„Es ist der Traum von Lenz und Liebe eitel!“
Und alles Leben stockt im starren Eise!

Die Linde

Auf ödem Feld fleht traurig eine Linde
Zum Himmel auf mit hochgehobnen Zweigen,
Daß er gebiete mild dem rauhen Winde
Und bald den Frühling heiße niedersteigen.

Da flicht der Winter in den stolzen Wipfel
Um sie zu trösten seine Strahlenkrone,
Von Ferne grüßen sie der Alpen Gipfel
Gleich Königen auf hohem Sternenthrone.

Sie aber denkt, wie einst beim lauen Weste
Die Blüten sich aus brauner Knospe hoben,
Die zarten Blätter um die schlanken Äste
Das leicht bewegte Frühlingskleid ihr woben.

Und wie die Wellen dann mit leichtem Kosen
Ihr Bild verklärt am Maientage zeigten,
Das Veilchen nickte und die wilden Rosen
Sich ihr zu Füßen leise flüsternd neigten.

Und als ihr süßer Atem sich ergossen,
Da schwebten froh die Bienen auf und nieder,
Die Vögel bauten in den jungen Sprossen
Und sangen um das Nest die Liebeslieder.

Sie denkt zurück wie bei des Juli Brande
Die Wolken dunkel durch den Himmel zogen,
Die Blitze weithin leuchtend durch die Lande
Vergebens in die grüne Krone flogen.

Es schwieg der Sturm, da schwebt' im Abendrote
Der Friede traulich durch die dunkeln Räume,
Am Berge stieg der Mond, sein liebster Bote,
Und wob um ihre Zweige Märchenträume.

Sie denkt zurück und steht im tiefen Leide
Gleich jener hehren Mutter schmerzbefangen,
Unwillig schüttelt sie das Eisgeschmeide
Vom Stamme und die lichtbeglänzten Spangen.

Schmetterling und Blume

In weiter Scheune liegt das Korn geborgen,
Es sind die Fässer voll von jungem Moste,
Der Senner denkt der Herde ohne Sorgen
Und ruht gesichert vor dem herben Froste.

Verlassen steht auf hoher Felsenscharte
Nur eine Blume blickend in die Weite,
Als ob sie hoffend auf den Frühling warte,
Der sie verloren aus dem Festgeleite.

Du blühst umsonst! — Verhauche deine Düfte
Als Todesgruß in's öde Nebelgrauen,
Wenn durch die Wälder sausen kalte Lüfte,
Wer sollte deinen Farbenglanz noch schauen!

Doch sieh! da kommt ein Schmetterling geflogen,
Kaum mag er noch die bunte Schwinge regen,
Er ist um seinen Lenz wie du betrogen,
Der Sturm wird bald ins gleiche Grab euch legen!

Doch euer Los, wem darf es traurig scheinen,
Daß ihr euch einzig und allein gefunden?
Weil euch das Leben nicht vermocht zu einen,
So hat der Tod auf ewig euch verbunden.

Der Pilger

Ich zähle zu dem Pilgerorden
Und ziehe fort von Land zu Land,
Mir ist kein andres Erbe worden
Als hier der Stecken in der Hand.

Wohl seh' ich unter Lauben winken
Den Rebensaft im Goldpokal —
Nicht darf ich rasten, darf nicht trinken,
Mich treibt es vorwärts ohne Wahl.

Manch Auge leuchtet mir entgegen, —
Mich trägt vorbei der rasche Schritt,
Doch nehm ich gern als Himmelssegen
Ein holdes Bild zum Abschied mit.

Wie oft sah ich die Sonne steigen
Und sinken in das Wellengrab:
Doch wann darf ich die Stirne neigen,
Wann leg' ich weg den Wanderstab?

Fort

Alle Blumen sind verblüht
Auf der fahlen Heide
In der Abendsonne glüht
Hell des Reifs Geschmeide.

Lustig klingen Becher an
Voll von jungem Moste,
Lebet wohl! Ich zieh' die Bahn, —
Sei's bei starrem Froste.

Endlich reift im Faß der Wein
Tief in Kellers Grunde,
Wieder blüht ein Röselein
An des Gletschers Schlunde.

Kehr' ich in die Heimat dann
Fest von Wetterstreichen,
Mag' ein Mädchen gern dem Mann
Wein und Blumen reichen.

Der Enkel

Dort der Ahnherr, würdig bieder
Den Perrück' und Tresse schmückt
Hier die Ahnfrau, vor das Mieder
Lächelnd eine Ros' gedrückt.

Und der Enkel schaut mit Sinnen
Zu dem wackern Paar empor:
Mocht er trinken und sie minnen
Beiden tu' ich's leicht zuvor.

Blickt aus eures Himmels Frieden
Segnend still auf mich herab,
Reb' und Rose mög' hienieden
Zieren meinen Pilgerstab.

Die Biene

Willst du mir Bienchen sagen:
Warum so eilig heim?
„Zur Wabe muß ich tragen
Den klaren Honigseim." —

Wo hast du ihn gesogen,
Wo stehn die Blumen hold? —
„Vom Wald komm' ich geflogen
Dort blüht es rot und gold." —

„Dort bei den grünen Buchen
Im braunen Heidekraut
Magst du dein Mädchen suchen,
Das singet süß und traut."

„Das trägt mit froher Miene
Den schönsten Blütenstrauß;
Da flattert Bien' an Biene
Und saugt den Honig draus."

Der Ring

Eh ich den Wanderstab ergreife,
Zu fliehen fort vom Heimatland,
Nimm hier im schlichten goldnen Ringe
Der treuen Liebe Unterpfand.

Blitzt aus des Steines dunkler Tiefe
Geheimnisvoll der lautre Strahl,
So denk', ich sei in deiner Nähe,
So denke mein viel tausendmal.

Meinem Sohne

† 25. Oktober 1893.

(Zu einer Zeichnung von Fr. Preller.)

Schon brach sie an die Ferienzeit,
Du jubelst laut, mein Knabe!
Du möchtest gerne wandern weit
Und greifest rasch zum Stabe.

Bald öffnet sich der Alpen Tor
Den froh erstaunten Sinnen;
Keck steigst du auf dem Pfad empor
Nach ihren stolzen Zinnen.

Die Wände schließen sich zur Schlucht
Und selt'ne Blumen locken,
Zum Abgrund nimmt die wilde Flucht
Der Bach, zerstäubt zu Flocken.

Du pflückest dir das Edelweiß,
Das ziemt dem kühnen Klettern!
Der Gletscher dort im blanken Eis, —
Frisch auf trotz Sturm und Wettern!

Bald blaut der Himmel wieder klar,
Du stehst im Sonnenstrahle,
Und Glockenklänge wunderbar
Sie grüßen aus dem Tale.

Siehst du den Aar, der aufwärts schwebt,
Als trüg' er auf den Schwingen
Zu ihm, in dem nur lebt, was lebt,
Der Täler Beten, Singen?

Du zitterst, Sohn? — Es ist der Geist,
Der führt auf hohe Bahnen;
Der Aar, der zu der Sonne kreist,
Er soll zum Flug dich mahnen.

Und ist die Seele still und rein,
Dann folg' des Baches Borden,
Und lernst du Mensch bei Menschen sein,
Ist dir der Kranz geworden!

Scirocco

So bist du wieder aufgewacht
Und brausest übers Meer,
Wie Geister wallen durch die Nacht
Die Wolken regenschwer.

Gieß rauschend an der Felsenwand
Den Bach hinab ins Tal.
Als Frühlingsbotschaft übers Land
Flieg' hell dein Feuerstrahl.

Doch wenn du meinem Mädchen nahst,
So säus'le sanft und mild,
Erzähl' ihr, wie du blühen sahst
Hesperiens Gefild.

Von Lorbeerhainen schattig kühl,
Wo bunt der Falter schwebt,
Wo auf des Rasens weichem Pfühl
Die Hyazinthe bebt.

Doch eines flüst're leise nur:
Daß von des Lenzes Hauch
All überall auf Berg und Flur
Schon blüht der Myrtenstrauch.

Gebet

O gold'ne Sonne, diese Nacht
Hab' ich in Sorgen bang' durchwacht, —
Nun sendest du den hellen Strahl,
Und schmückst den Berg und schmückst das Tal:
O Himmelskönigin!

Es flicht der lichte Morgenglanz
Um meine düst're Stirn den Kranz,
So wie du wandelst hehr und rein,
Laß auch den Tag mir heilig sein:
O Himmelskönigin!

Und was er mir an Glück nicht schenkt, —
Es sei auf Weib und Kind gelenkt,
Mir gönn' den Abend still und frei,
Daß wert mein Werk des Friedens sei: —
O Himmelskönigin!

In der Weinlaube

Ruhend unterm Rebendache
Blick' ich auf zur vollen Traube,
Heiter sinnend, ward der Zeit auch
Meine Jugend längst zum Raube.

Von dem Stock, der mich beschattet,
Ward gekeltert mir der Becher,
Lieg' ich lang' schon tief im Grabe,
Schlürft den Wein ein and'rer Zecher.

Mög' er fröhlich mein gedenken,
Denken jener, die geschieden,
Und so mögen viele rasten
Sinnend, trinkend hier im Frieden.

Philemon

Dem Strome bin ich nachgestiegen,
Der aus dem Gletscher sprang,
Und wie ein Knabe, lustig spielend,
Sich durch die Schrofen zwang.

Er brauste nieder in die Täler
Dem leichten Jüngling gleich,
Er schmückte seine grünen Borde
Mit einem Blütenreich.

Dann goß von oben Regen nieder,
Von unten quoll der Schlamm,
Daß er im Zorne grimmig brausend
Zerbrach den letzten Damm.

Bald floß er ruhig durch die Fluren,
Ein Mann in ernster Kraft,
Der Tag und Stunde pflichtbeflissen
Des Segens Fülle schafft.

Mit unsrer Liebe war's das gleiche:
Zuerst ein Gruß, ein Blick,
Dann Glut und Sturm, bis uns verbunden
In Treuen das Geschick.

Und wie sich seine Wogen glätten
Im Meere still und breit,
So mag begleiten uns die Liebe
Zum Meer der Ewigkeit.

Der Regenschirm

Blitze flammten, Donner rollten,
Nieder goß des Himmels Flut,
Unter meinem Regenschirme
Fanden wir uns wohlgemut.

„Siehst du, Mädchen, Schillers Hütte
Brauchen heut' wir beide kaum:
Unter diesem seid'nen Dache
Haben wir zum küssen Raum."

Auf dem Joche

Ich bin emporgestiegen,
Da ward der Himmel klar,
Wo jetzt die Wolken fliegen
Um Stirne mir und Haar.

Und wie die Wolken trübe,
So ist mir Herz und Sinn,
Es ist für mich die Liebe,
Die Liebe ist dahin.

Und wenn die Wolken fliehen,
So ist es klar und mild,
Doch durch die Seele ziehen
Mir Träume schwer und wild

Die Wolken ja verwehen
Zur schönen Sommerszeit,
Dich werd' ich nie mehr sehen
In alle Ewigkeit.

Im Oktober

Ob sich auch das Haar schon färbe,
So verdenkt's mir nicht,
Möcht ich gern noch, eh' ich sterbe
Schau'n ein lieb Gesicht.

In des Herbstes Astern weben
Eine Rose rot,
Himmelwärts das Aug' erheben
Frei von Schmerz und Not.

Daß mir hell die Sterne winken
Einer andern Welt,
Dann mag ruhig niedersinken,
Was dem Staub verfällt.

Einer Klavierspielerin

Ich gleiche nur der alten Harfe, —
Stumm hängt sie an des Saales Wand, —
Doch tönt sie leise nach, wenn kräftig
Die andre rührt des Meisters Hand.

Du weckst Beethovens Symphonien,
Die in dem Saitenspiel geruht:
Erinnerung vergangener Tage
Wie Mondlicht auf des Sees Flut.

Und klingt ein Lied aus meiner Seele, —
Der Nachhall ist's der Harmonie'n,
Die deine Finger zart, doch mächtig,
Den ehr'nen Saiten heut gelieh'n.

Poesie

Die Poesie ist Äther,
Der durch das Weltall fließt
Und in des Dichters Busen
Sich klar und rein ergießt.

Und leise klingt und lauter
Ein Strom von Melodie'n,
Die wieder in das Weltall
Als Offenbarung zieh'n.

Bruchstück

Des Lebens Rätsel löst das Leben nicht
Und Antwort gibt dir nicht der stumme Tod.
Wir stehn am Rand der ewigen Finsternis
Die uns verschlingt, die selber sich verschlingt,

Doch gaukelnd, spielend werfen Träume wir
In ihren Schlund und glauben ihn gefüllt,
Wenn sie zurück uns bleiche Schatten wirft.

Das Paradies

Willst du ins Paradies? — Du schleichst erschreckt
Von seinem Tore, das die Nacht verdeckt.
O bleib! und wag' es durch den Spalt zu schau'n,
O bleib, o bleib! — Warum das feige Grau'n?
Das Paradies ist dort, wo jede Hoffnung schweigt,
Das Morgenrot verblaßt, das sie gezeigt,
Der Glaube selbst erlischt im weiten Meer,
Das die Unendlichkeit erfüllet groß und hehr:
Das Paradies! Du wirst vom Leid genesen,
Wenn du vergessen hast, was du gewesen.
Das Paradies! — In seine heil'ge Stille
Führt dich entsagend nur ein reiner Wille,
Der wie ein Flämmchen in die Höhe schwebt
Und selbstlos dich ins Reich der Liebe hebt!

Abend

Hab ich erstiegen einen Gipfel,
Oft blutig Hand und Fuß,
So winkt mir schon aus weiter Ferne
Ein anderer den Gruß.

Ob er nun steht in Donnerwolken,
Im Sonnenlichte klar,
Es treibt mich ohne Ruhe vorwärts,
Ist auch ergraut mein Haar.

Den letzten hab ich überstiegen
Ich steh an einem Meer
Am Abend schon, es bringt sein Rauschen
Mir eine Botschaft her.

Und Platons Schwingen fühl' ich keimen, —
Darf ich es wagen wohl?
Als Führer steigt vor meinen Augen
Ein heller Stern am Pol.

Wiedersehen

Wie glüht der erste Kuß, den wir
Am Abend spät getauscht!
Der letzte sei es, wie die Flut
An uns vorüberrauscht.

Für mich gibt's weder Halt noch Rast
Ein Pilger bin ich ja!
Und in die Ferne rückt mir heut,
Was gestern mir so nah.

Gedenken magst du meiner dann,
Wenn auch die Zeit entfliegt,
Doch bleibst du rein von Erdenstaub,
Der sich ans Höchste schmiegt.

Mit goldnem Zeiger mag die Uhr
Begleiten deine Bahn,
Daß du am Tor der Ewigkeit
Nicht klagst um falschen Wahn.

Dort reiche lächelnd mir die Hand,
Es sei mein erster Gruß,
Und auf die Stirne hauche dann
Zum Willkomm einen Kuß.

In Tränen

Warum stehst du leise weinend,
Stumm an meine Brust gelehnt?
Hast du nicht so lange, bange
Diesen Augenblick ersehnt?
Durch die Tränen lächelnd hebst du
Deine Stirne schmerzbefreit
Was ein Zeichen sonst der Trauer,
Wird es jetzt der Seligkeit.

Sonette

I.

Gleichgültigkeit und Haß! Ihr ließt mich stehen,
Ich suchte meine Zuflucht in der Wüste,
Wo mich der Blitz an schroffer Wand begrüßte
Und Donner rollten in des Sturmes Wehen.

Allein mocht' ich auf Alpenmähdern gehen
Und schau'n wie fern die Sonne sank zur Rüste; —
Hin auf der Adria blaue Wogen sehen
Wenn ich vorbeischritt an des Lido Küste.

Kühn war mein Denken stets und tief mein Fühlen
Und wenn Gemeinheit an mir haften blieb
So war es, nahm ich Platz auf euren Stühlen.

Ihr Heuchler, prüft mich nur mit eurem Sieb;
Mag Reue, Schmerz mein Innerstes zerwühlen,
Nie war für euch geschrieben was ich schrieb.

II.

O Land Tirol, du darfst dich nicht beklagen,
Daß ich verunehrt dich, ein schlechter Sohn:
Als deinen Grenzen drohte welscher Hohn,
Hab ich die Waffen treu für dich getragen.

Wo deine Schrofen stolz zum Himmel ragen
Und eine Urwelt liegt, versteinert schon,
Hab ich zum Schmuck für deinen hehren Thron
Erlösend aus den Blöcken sie geschlagen.

Ich habe dir manch hohes Lied gesungen,
Und bin ich tot, so ist es nicht verklungen,
Fort tönen soll es in der Zeiten Strom!

Umsonst hab ich nach deinem Dank gerungen,
Doch meinen Namen ruft mit tausend Zungen
Die Inschrift einst an deinem Felsendom.

Zur Feier der silbernen Hochzeit des Kaisers von Österreich

24. April 1879.

„Willkommen holder Frühlingstag!“
Erscholl es durch die Lande,
Die Veilchen blickten aus dem Hag
Am grünen Donaustrande.

Wie hell sang Öst'reichs Lerche dort
Vor fünfundzwanzig Jahren,
Die Musen stimmten ein sofort
Mit Myrten in den Haaren.

So tönt es am Gestade laut
Des Stroms der Nibelungen,
So ist der schönen Kaiserbraut
Der Willkomm dort erklungen.

Und dann die holde Maienzeit —
Zu rasch ist sie entflohen:
Den Kaiser ruft der Feind zum Streit
Und dunkle Wolken drohen.

Wie braust der Sturm, wie wogt die Flut,
Wie tobt des Krieges Wetter! —
Sei's immerhin! — Der Stamm ist gut,
Es fielen nur die Blätter.

Der Sturm, die Wolken sind dahin,
Es flüstert in den Zweigen,
Die Lerche darf mit frohem Sinn
Ins Blaue wieder steigen.

Von echtem Golde rein und klar
Ist Öst'reichs Kaiserkrone,
Es ist ein echter Kaiseraar,
Der Aar an seinem Throne.

Er wird mit seinem breiten Flug
Vor jedem Feind ihn decken,
Mit scharfem Auge List und Trug
Zur tiefsten Hölle schrecken.

Ja, das uralte Kaiserschwert
Hält er in einem Fange:
Des Friedens Ölzweig unversehrt —
Daß er im andern prange!

So möget ihr die Zukunft schaun
An Segen reich und Ehre,
Daß sich zum Edelweiß das Braun
Des Scheitels dann verkläre!

Mag dann der Enkel heit're Schar
Zum Feste sich versammeln,
Urenkel euch im Lockenhaar
Den Glückwunsch freudig stammeln.

Mag wieder mit Tiroler Wein
Ein Hoch! die Muse bringen,
Und hoch! und hoch! und hoch! darein
Aus allen Ländern klingen!

N—n

Ja hoch! Wenn eines Kaisers wert
Du stets Dich wirst bewähren,
Sonst tilge Dich des Fluches Schwert,
Mög' Schande Dich verzehren.

Und flüchtig ziehe Dein Geschlecht
Wie Stuart und Bourbonen,
Beneiden mög's den ärmsten Knecht
Und in der Tiefe wohnen.

Und auf den höchsten Galgen soll
Dich Klios Griffel schreiben
So singt der Dichter von Tirol,
So ists, so soll es bleiben!

Auf die Einladung des Männerturnvereins

18. März 1899.

Turner halb gelähmt und schwach,
Wird mir nichts gelingen
Auch im Tanze kann ich nicht
Holde Frauen schwingen.

Wackre Recken, ein gut Heil
Will ich heut Euch senden
Möge sich zu deutscher Ehr'
Alles glücklich wenden.

Zum Turnfeste in Asch

11. April 1899.

Frei die Brust, die Sehnen stark
Rüstet Euch zum Streite
Und der deutsche Gott wird treu
Stehen uns zur Seite.

Wenn die Welt voll Slaven wär'
Soll'n sie uns nicht zwingen,
Schwarzrotgold voran! du wirst
Stets den Sieg erringen.

Zum Huttenfeste

2. Mai 1900.

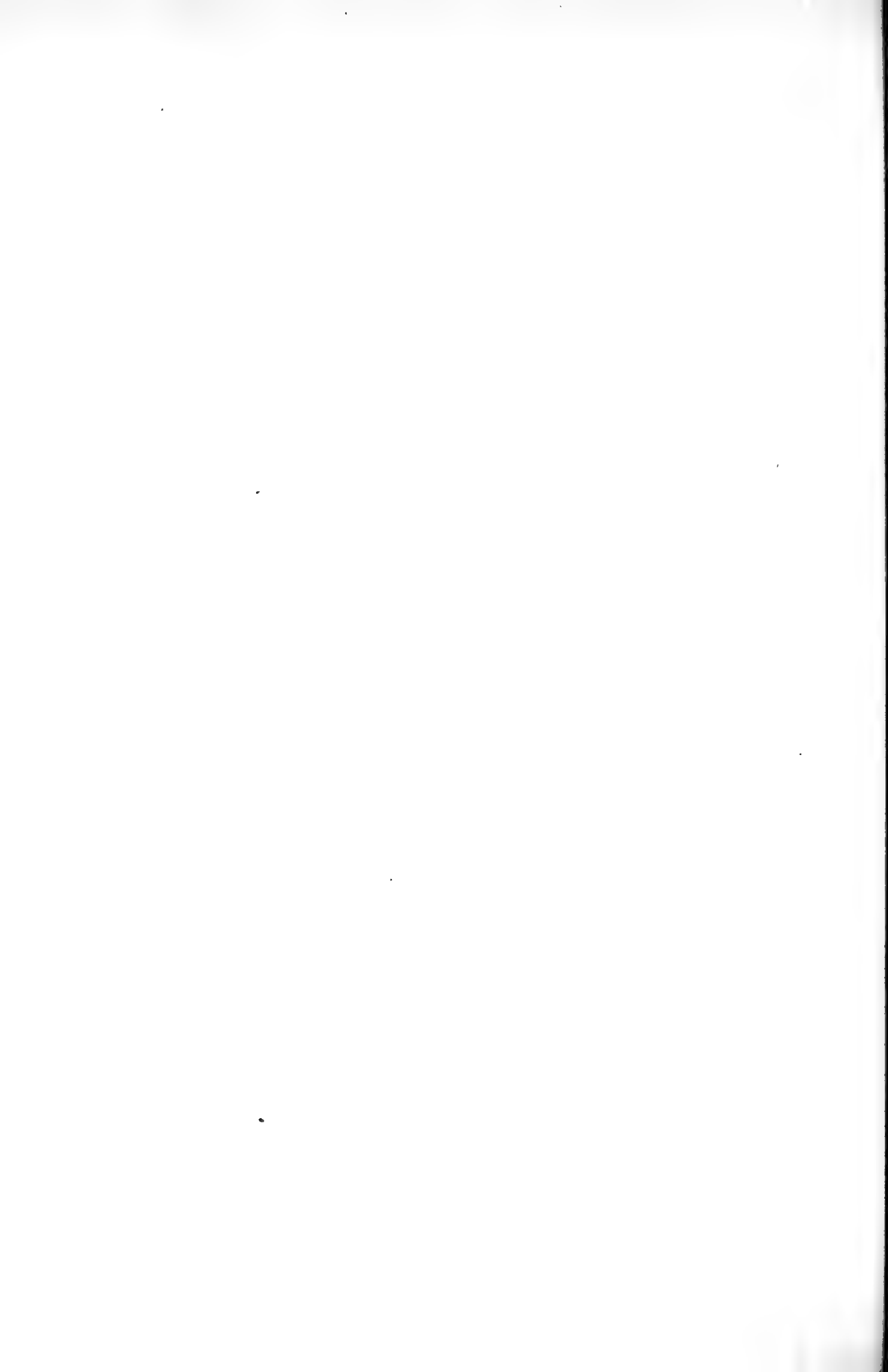
Du hast's gewagt! Was dürfen wir verzagen,
Wenn durch den Himmel schwarze Wolken jagen?
Dein Wort — Ein Blitz in dieser finstern Nacht,
Es ruft auch uns zur kühnen Freiheitsschlacht.

Ja Hutten hoch! — Schweb unsern Reihn voran,
Es sei gewagt! — wir folgen Deiner Bahn!

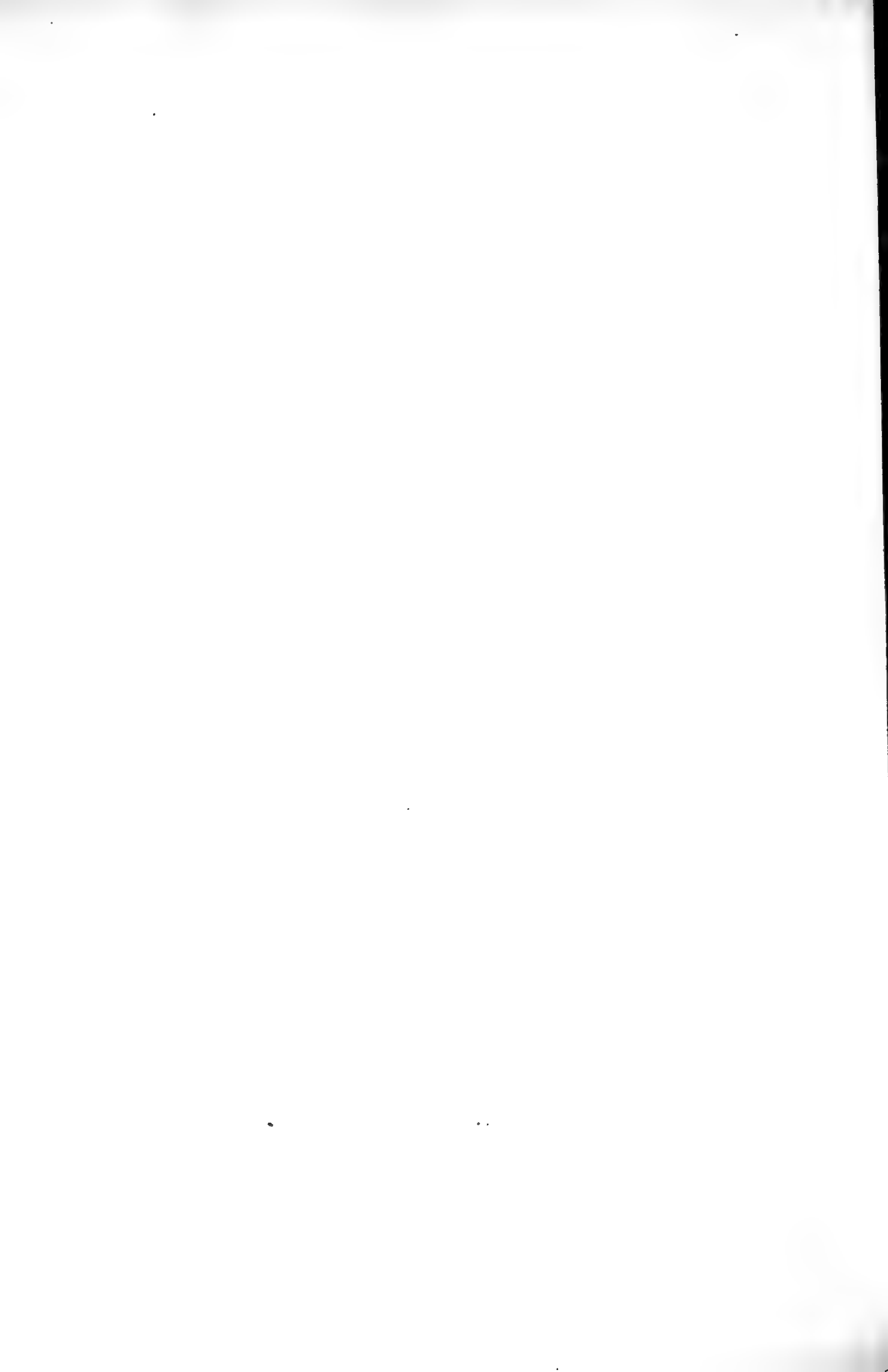
Egon Ebert

(Zum 80. Geburtstage.)

Die Alpen decken Schnee und Eis,
Sonst holt ich gern Dir Edelweiß,
Doch ob auch heuer frostig sei
Der sonst so wunderschöne Mai: —
Ein warmes Herz, eine warme Hand
Grüßt Dich aus dem Tirolerland!
Wenn auch der Tscheche finster grollt
Du trag das Banner schwarz-rot-gold
An Jahren und an Ehren reich,
Den Sängern vor in Österreich!



Hymnen



I.

Menschenlos

(An die Gräfin Therese Sarnthein.)

Wie ein Kind am lieblichen Strom
Reifte die Menschheit ans Licht
Aus dem Dunkel Geschlecht an Geschlecht.
Wohin eilet die Flut, die Sonne wohin?
Ahnend schaut das Aug' empor, doch bald
Verstummen die Fragen, dem Blick
Öffnet sich schwellend des Lebens üppige Knospe.

Nicht als Märchen blüht nur im Lied
Golden und glanzhell die Zeit
Gesegneten Friedens. Entschwand
Sie auch längst schon zu schauen nie mehr:
Selig träumen Jüngling und Jungfrau noch
Im Lenze der Liebe. Da naht
Düster und ernsthaft die Sphinx und kündet ihr Rätsel.

Ach, vor dem Schatten des Lebens
Welkt das Leben dahin, öde,
Klanglos und grau liegt die Welt!
Unter des Flüchtigen Fuß
Entweicht unsicher der Boden, während hoch

Auf dem Scheitel der Berge Gewölk
Drohend sich sammelt. Ein Blitz — und es erdröhnen
Wild empört Erd und Himmel im Sturm, —
Königlich waltet der Tod!

Weinend bebt im Staube der Mensch,
Seufzt und verstummt und ergibt
Sich höherer Führung. — Die Kraft
Entspringt herrlich der Schwäche, Götter bezwingt
Fest und treu der Glaube, er bringt herab
Vom Himmel die Hoffnung und spannt
Heiter und siegreich die lichte Bahn zu den Sternen.

Neu geboren, wieder versöhnt
Strahlt jetzt das Weltall, es schlingt
Sich um Götter und Menschen ein Band!
Seitab stehn die Titanen, ihr Blick —
Unter Blumen sieht er das Grab, jenseits
Der Sterne das Dunkel der Nacht;
Fernhinweg sehnt sich ihr Herz nach Tod und
Vernichtung.

Kein Trost entsproßt je der Wahrheit:
Groß und hehr und unabweisbar
Gleicht sie dir, Notwendigkeit,
Die du mit eherner Hand
Des Daseins wechselnde Lose wechselnd bestimmst.
Wer das Rätsel gelöst, wie ein Stern
Leuchtet er; doch flammend in feuriger Zerstörung
Stürzt er hin durch die Wolken und sinkt
Langsam hinab in die Nacht.

II.

Am Achensee

Du ewig waltender Geist!
In seliger Einheit strömst du durch das Weltall,
Die Wogen der Unendlichkeit verebben in dir
Wie des Abends still die Meerflut.
Du leuchtest als Licht aus funkelnder Steine Pracht,
Du lächelst aus der Blume lieblichem Antlitz
Und dem Nachtgewölk entfliegt dein Blitz.

Mich hast empor du geführt
Aufs höchste Gebirg, wo kaum an wilder Felswand
Die Föhre sich noch festgeklammert, ruhig und stolz
Prangt das Edelweiß am Vorsprung.
Du sendest die Nacht versöhnend und mild herab
Und deine Sterne — sie verkünden im Reigen
Ihr und dein Gesetz: die Harmonie.

Doch aus dem Tale dringt Glockenton noch
Wie Hauch des Friedens sanft empor
Und tief durchbebt die Seele heiliger Liebe Gruß.
Eins in dir mit der Welt laß wandeln mich dort auch,
Wo der Kahn hingleitet auf dunkler Flut
Und sich die Schifferin spielend zur Welle neigt.

III.

Auf der Hochiß

Du hast sie gerufen!
Schon schweben sie her deine Geister,
Dunkel, grauenvoll und düster;
Noch einen Blick von ragender Bergesspitze
Send ich mit dem letzten Strahl der Sonne hinab, —
Rasch umhüllt mich finstere Nacht.

Wer leitet die Schritte,
Wo Nebel den Pfad birgt dem Auge?
Flammend zucken deine Blitze!
Doch ist es schön zu steh'n in den dunkeln Wolken,
Wenn des Donners Widerhall dem Brausen des Sturms
Und des Bergstroms Tosen sich eint.

Donnere mit Macht!
Frei schau ich auf zu dir und bebe nicht!
Denn deines heiligen Feuers ist es ein Funke,
Der in dieser Stirne glüht
Und mit kühnem Stolze freudig lodert,
Wenn du ihn schleuderst, den herrlichen Glutstrahl.

IV.

Noch eine Blume! sie prangt zwar,
Wo jach die Wand zum Abgrund schießt,
Doch keine wiegte so stolz die goldene Krone
Hoch im Blau des Himmels, keine
Strömte noch in diesem Lenze süßeren Duft.

Sei es gewagt denn! im Schwung stürzt
Laut krachend Steingeröll ins Tal, —
Aufwärts gewendet das Auge! nahe und näher
Winkt der Preis, es pflückt die Hand ihn
Und der Alpen Fürstin ziert den herrlichsten Strauß.

So lang ihr leuchtet Dioskuren der Nacht:
Schönheit und Kraft! will ich wandeln dahin
Unter Blumen im Äther mit klarem Auge,
Und wird zum Guten das Beste gegönnt,
So sei es ein Herz, das sinnig und still
Nach dem Glanze nicht, nach der Tiefe nur
Den Wert des wechselnden Lebens mißt.

V.

Auf dem Sonnwendjoch

Edelweiß.

„Wir entringen uns dem harten Gestein
Und blicken schüchtern, doch stolz zugleich ins Tal.
Umweht uns lauterer Äther nicht?
Vor allen begrüßt uns das Morgenlicht
Und Stern an Stern, silbern und rein,
Blühen wir verwandt den ewigen Sternen."

„Eines Dichters Lied vergleichen wir uns:
Es tönet frei in die Nacht hinaus und kühn,
Die Wehmut selber verleiht ihm Kraft,
Wie unseren Knospen der Gletscherbach.
Sein Klang — er schwebt auf mit dem Duft,
Der des Abends steigt aus unseren Kelchen."

„Wir nahen huldigend dir,
Und blüh'n wir auf am Glanz deines reinen Auges,
O, gedenk unseres Freundes auch,
Der vielleicht hinwallt durch dunkle Föhren
Und versunken in sich von der Lenzespracht
Der ersten Alpenrose träumt."

VI.

Auf Schloß Thauer

Aus dem Abendgold ragt einsam der Hügel
Mit seinen Föhren und leise flüstert
In der Waldrebe sinkendem Laub,
Wie der Seufzer verborgener Schwermut,
Am alten Turme der Herbsthauch.

Mit gesenktem Blick kehrst du von den Trümmern,
Es sprachen Geister entschwund'ner Zeiten
Zu dir wohl? — Ruhig hebst du den Strauß
Von gebrochenen Ranken und Blumen
Und schlingst sie schweigend zum Kranze.

Krönt erhabener Dichter Stirn der Efeu
Mit dunkelm Blatte, o, so winde du auch
Sorglos ums Haupt den geweihten Schmuck.
Denn gleich hehr sind die Schönheit und das Lied
Und verbunden auf ewig; wer wagt es wohl
Mit frechem Sinn zu scheiden Sonne und Tag?

VII.

O zürne nicht, wenn der Fremdling,
Den Zufall und Wille des Lebens Bahn
Einsam geführt, der Anmut Lockung folgt
Und in den stillen Kreis deiner Blumen,
Deiner Blüten duftendes Reich tritt.

Nach kurzem Gruß will ich scheiden,
Fromm pflege die kospenden Keime du,
Während ins Weite vorwärts drängt mein Sinn.
Noch darf ich ruhen nicht, doch begleite
Deines Friedens heiteres Bild mich.

Stern um Stern zieht schweigend
Durchs unendliche Blau und niemand weiß: Woher?
Wenn flammend im Donner aufjauchzt
Der Wolke Sohn, wer darf fragen: Wohin?
Zwar schläft im Sand die Perle, der Erde Schoß
Birgt des Veilchens zarte Wurzel: doch Großem nur
Beugt sich des Mannes ernste Stirn und frei
Wie seine Seele bleib auch sein Lied!

VIII.

Am Achensee

Ich jauchze hinaus über die Flut
Und empor spritzt weißen Gischt die Welle,
Wie Edelweiß spielt im raschen Windhauch
Auf des Berges luftigem Grat.

Gewaltiger! du hast ihn erfaßt:
Vom Gebirg steigt wogend Nebel
Und nieder weht kühl dein reiner Odem
Aus des Äthers glänzendem Blau.

Ungetrübt von Begier und Kampf
Ruht in der Seele mir das heitre Bild
Deiner Schönheit, gleich der Alpenrose,
Die noch feucht von Wogenbrandung
Am Fels spiegelt der klare See.

IX.

Früh naht der Abend schon und hüllt
In mattes Grau die schwellende Beere
Des Weinstockes, das goldene Korn.
Ferne steigen am Abhang
Des Berges düstere Tannen, darüber
Wie aus der Asche des Tages auf Brandaltären
Lodern purpurn die Gletscher.

Mild weht dein Hauch mich an wie Duft
Der letzten schönsten Blume im Herbste
Und voll Innigkeit leuchtet der Blick.
Könnt ich wandeln mit dir einst
Von Rosen heiter die Stirne umschlungen,
Wallende Nebel zu Füßen im Tal, hoch oben
Schweben Adler im Lichte.

Dem Menschen jedoch blieb es versagt,
Lange zu stehn auf seliger Höhe,
Oder gleich Göttern mit leichtem Tritt
Von olympischer Spitze emporzuschweben.
Ob das Morgenrot die stolze Stirn umfließt,
Ob du hinschleichst in trüber Dämmerung:
Bald schauen still und ernst auf Moder
Mit ewig klarem Auge die Pilger des Himmels
Und wallen vorbei in heiliger Nacht.

X.

Goldener Wein von Meran!
Wie zeigst du die feurige Kraft im Kreise
Der Jünglinge, welche die Mondnacht
Versammelt am moosigen Baumstamm
Zu Scherz und frohem Gelag.

Heiter erschallt der Gesang
Und tönet hinaus zum Geläut der Becher
Ins mächtige Rauschen des Bergstroms, —
Wie senket in Auge sich Aug' schon
Und glüht mit freudigem Glanz!

Ich lehne mich still zurück am Tisch,
Da schwebt dein Bild mit der Rebe Duft
Auf luftigen Ranken her zu mir;
Du winkst und gern folg ich,
Umweht von ambrosischen Träumen, dir nach;
Schon dämmert der See und es ragt der Berg
Ins Abendgewölk aus der Flut auf.

Schaukelnd empfängt uns der Kahn,
Wir gleiten vorüber im Flug an Schluchten
Und Felsen, von denen im Windhauch
Zur Primel des sonnigen Ufers
Die Alpenrose sich neigt.

Wieder erhebst du die Hand,
Wir landen im Schatten des grünen Ahorns.
Du wählst dir zum Sitze den Felsblock,
Und bring' ich dir Blumen und Efeu,
Begrüßt mich freundlich der Blick.

So pflück' ich noch feucht von frischem Tau
Des Daseins lieblichste Blüten ab
Und reiche sie spielend dir zum Schmuck. —
Was kommen mag? still, Herz!
Ich hebe den Becher mit funkelndem Wein
Und trink ihn begeistert entgegen dir.
O Genius heiliger Zukunft!

XI.

Auf weicher Wolke träumt still der Mond
Und hört nicht des Baches Klage,
Der hinauszieht in die öde Fremde
Und sein Heimweh des Waldes Bäumen singt.

Du schlummerst sanft und nicht ahnest du's,
Daß ich durch die Nacht noch wandle,
Schlaflos aufblickend zum dunkeln Himmel,
Wenn der Fuß auch ermüdet Ruhe heischt.

Doch meine Seele schwebt empor zu dir
Auf heiligen Schwingen der Poesie
Und ich schaue dich an mit ernstem Geisterauge,
Zur Melodie wird deine Schönheit mir,
Deß Atems leiser Hauch von Stern zu Stern
Fließt er hin als ewiges Lied.

XII.

Laß ihn wirbeln den Schnee
Im wilden Tanz um den zackigen Berg,
Mich kümmert Frost und Nebel nicht mehr
Und des Stromes stockende Welle, die langsam
Wie zum fernen Grab hinführt
Welke Blumen ins unendliche Meer.

Hell in düsterer Nacht
Aufleuchtend lächelt Erinn'rung an dich
Wie Morgenröte freundlich mich an,
Wo du waltest, zaubert der Frühling noch Rosen
Auf das bleichste Antlitz selbst
Und den Nebel durchstrahlt sonniger Tag.

Aus feuchtem Glanze grüßt dich mein Auge
Voll Sehnsucht, trittst du zu mir
Ruhig in holder Anmut.
Nicht streckt nach dir zu dämonischem Raube
Fessellos den Arm die Leidenschaft empor:
Der Vollendung Krone ist das Maß
Und zu göttlicher Schönheit wird gebändigte Kraft.

XIII.

Scheu flieht der Vögel Schar vor dem Sturme hin
Und die Blumen zittern im Wind,
Ahnend den Reif. Umsonst rang der Frühling
Und brachte den Brautkranz der Erde,
Spottend zerreißt ihn schon der Herbst.

Ihr Berge aber steht unbewegt und groß,
Euren Schmuck entraffte der Nord
Wirbelnd hinweg, Eis umzieht die Stirn euch,
Doch glänzt sie wie vordem im Lenze
Feurig und hell am Sonnenstrahl.

Ich wende das Auge, das bang
Und düster Schmerz des Todes umzog,
Zu euch voll Sehnsucht empor.
Sinkt auch in Staub des Daseins Blütenpracht,
So welken die Sterne des Himmels nicht
Und leuchten des Friedens ewige Zeichen,
Troſtreich im Dunkel der Einsamkeit.

XIV.

Ich hör deine Stimme,
Du Geist der Alpen! Mit grellem Schrei
Schwebst du einsam, es flattert
Dein Nebelgewand an zackiger Klippe
Aus Schmerz, daß er schon starb,
Der herrliche Frühling.

Und gern horch ich dir zu,
Im Herzen Trauer. — Vergebens irrt
Gleich der Schwalbe das Auge
Im öden Dunkel der Herbstnacht, welkende Blüten
Nur findet es; fern wich
Die Fülle des Lebens.

Dir will ich mich einen! Du singst
Brausend dein Lied, ich steh' am Abgrund,
Wo der Bach im Eise des Winters stockt.
Kommt der Lenz, so reichst du mir wieder
Aus Alpenblumen den duftigen Kranz
Und lächelst im Morgentau freundlich mich an.

XV.

An August von Mövenstein

Schon ruft zur Ferne, o Freund!
Dich mit strengem Gebot Pflicht hinweg, —
Ernstes Schweigen im fröhlichen Kreis —
Ein Kuß noch! — der Alpen letzte Spitze
Verschwimmt bald dir in bläulichem Duft.

Es dehnt vor deinem Blick sich
Am Gestade der Donau das Land
Reich und üppig wie Kanaans Flur,
Gebräunt von der Sonne naht zum Gruße
Der Tschikosch schon auf flüchtigem Roß.

Bei guten Menschen bist du heimisch schnell
Und gleiche Sterne führt hier und dort
Die Nacht vorüber dem Auge dir,
Bald vielleicht kredenzt Purpurwein
Eine Maid dir mit feurigem Blick.

Ich aber wandle sinnend,
Wo mit funkelndem Eisschild der Berg
Deckt die breite gewaltige Brust.
Von Ost zieht und West die graue Wolke
Und ruht sanft auf dem mächtigen Haupt.

Des Mantels Faltenwurf schmückt
Alpenrose und taufeucht der Strauß
Edelrauten mit duftigem Speik,
Doch er sendet sengend seine Ströme
Und still lächelt er abends ins Tal.

Ich schüttle von mir ab der Erde Staub,
Denn meine Seele ist stolz und neigt
Vor dir allein sich, du Ewiger!
Der du mich anblickst ernst und mild
Aus des Himmels unendlichem Rund.

XVI.

Erinnerung

Ernst schweigend rollt die Nacht
Aufwärts zum Scheitel deiner Berge
Die blaue Flut. Langsam schwellend,
Allversenkend tragen ihre Wogen
Vom letzten, höchsten schon
Die Rosenkrone in das Wolkenmeer.

Stets will ich denken dein,
Schwand auch im Glanz der Morgenröte
Das Leben dir! Klar und ruhig
Strahlte in die Seele mir den Frieden
Dein Auge. Andern Wunsch —
Es trug ihn nie der sonst verwegne Sinn.

Nimmer im Ätherschwung hemmt
Des Veilchens Duft und der Flamme Glut Erden-
wucht: —
Du mußtest ziehn! Doch floh'n mit dir
Durch alle Himmel meine Ideale
Gleich Wolkenschwänen, wenn die Sonne sank.

Kaum gleitet mehr zurück
In längst entschwund'ne Zeit das Auge
Des Mannes je! Kein Gold schmückte
Meiner Kindheit Wiege, was dem Jüngling
Erschien beneidenswert,
Als Staub entglitt es bald der müden Hand.

Zufall und Wahn beherrscht
Wie Mondeswechsel Meereswogen
Den lauten Markt. Meist ringt umsonst
Manneskraft nach Mannestat, wenn lüstern
Nach fremdem Lorbeer greift
Gemeiner Sinn und seine Götzen schmückt.

Drückt auch im engen Kreise mich
Mit rauher Fessel der Tag, so naht still die Nacht
Und löst den Bann. Auf reinem Glanz
Der Sterne schweb' o Heilige, hernieder
Und hauch' den Friedenskuß auf meine Stirn.

XVII.

Auf dem Balle

Adler des Himmels über Wolken hoch!
Matt und schwer hebst du den dunkeln Fittig
Und senkst ihn langsam wieder,
Aus offener Brust tropft Blut in die Schlucht,
Aber kein Schrei verrät die tödliche Qual,
Die zuckend durchflammt deine Brust.

Feurig erlischt die Sonn' im fernen West,
Noch einmal raffst du dich auf, es trinket
Schon trüb dein Aug' einmal noch
Ihr herrlich Licht, rot glühen die Höh'n,
Doch du sinkst hin am Fels; wie kühlender Tau
Dich sanft umfließt, du fühlst es nicht.

Im seligen Tanze fliegt Paar an Paar
Bei rauschenden Rhythmen durch den schimmernden
Saal,
Vor meiner Seele aber steigt dein Bild,
Du sterbender Aar; es flieh'n die Gedanken
Auf finstern Schwingen und um die Brust
Legt Einsamkeit sich heilig und still.

XVIII.

Verhängnis

Was du verhängst, ich trag'
Ruhig es, denn die Kraft wächst mit dem Schmerz
Und erkennen lernt' ich, daß Entsagung
Allein den Göttern gleich uns macht.

Du thronst im Lichte, stumm
Fällt zurück jeder Fluch, den Übermut
Frech emporgeschleudert aus dem Tale
Des Todes durch das Nachtgewölk.

Wir sind Staub und treiben spielend
Im Sonnenglanz kurze Zeit, bis uns der Sturm
Hinwirft durch alle Weiten, doch die Blume
Weiß nicht, daß Tränentau sie tränkt
Und ihre Wurzel tief in gebrochne Herzen dringt.

XIX.

Wem vergönnt ist zu wandeln den schmalen Pfad,
Der hinführt von der Wiege zum Grab
Mit bescheidenem Sinn, der findet vielleicht
Und pflückt die seltene Blume
Der ruhigen Zufriedenheit.

Wer den Blick zu entsenden gewagt jemals
Hinaus über die Schranken der Bahn
In verwegenem Mut, wohl mag er schauen,
Was nur den Göttern erlaubt ist,
Doch hebt er umsonst seine Hand.

Zu dulden hab ich gelernt und zu schweigen,
Wenn äußerste Qual die Seele bedrängt,
Und gefällt es dem Schicksal, so kann ich sterben,
Wie jener Fechter, der in sich gefaßt und stumm
Hinsank auf den blutigen Schild.

XX.

Von hoher Eiche hebt sich der Aar
Aufwärts mit mächtigem Flügelschwung
Und sucht durch Nebel, die noch dein Auge,
O strahlende Sonne des Ostens, verhüllen
Mutvoll und sicher die Bahn.

Ich strebe nach auf schwindligem Pfad,
Schon sinkt in Dämmerung Feld und Wald,
Der Bergstrom donnert stäubend durch Schluchten,
Die Nebel zerrinnen, — ein Sprung! — auf dem Gipfel
Umfließt mich rosig das Licht.

Was ich verloren, mag es ruhen
Wie die Perle tief im Meeresgrund,
Hier ziemt nicht Seufzer der Wehmut!
Wo uralt in unentweihtem Glanz
Die Diademe der Alpen leuchten und der Fels
Mit goldenen Dolden schmückt die rauhe Brust,
Da sei die Seele klar, ruhig und still!

XXI.

Selig preist euch Tote ein altes Lied:
Daß ihr ruhet tief in der Erde Schoß
Und nicht mehr schauet Tag und Nacht
Und nicht mehr dem Los in rollender Jahre Lauf,
Das Schmerz und Lust den Sterblichen verhängt,
Mit banger Angst entgegen bebt.

Wer im Sturm umsonst nach dem Ziele ringt,
Mit der Kraft verliert er des Lebens Mut
Und die Hoffnung verstößt er selbst,
Die mit sanftem Wort auf finsterer Flut ihm naht,
Matt sinkt die Hand, zagenden Gemüts
Ersehnt er stumm den Untergang.

Eine Träne zu weinen
Menschlichen Schicksals denkend geziemt wohl;
Was er gesucht, wird manchem erst bei den Schatten,
Liebe windet den Kranz für die Bahren oft
Und den Lorbeer erlaubt spät der Neid;
Doch den meisten spendet der Tod auch dies nicht.

Hegen darf ich freudig den höchsten Wunsch:
Nicht zwar reifen üppige Saaten mir

Und des Weinberges Trauben nicht,
Nach dem Myrtenzweig, zu schmücken die Stirn
Griff umsonst ich, während mir die Brust
Zu oft des Schmerzes Sturm bedrängt.

Aber frei schau ich von dem Staub der Bahn,
Wo nur List begierig und Leidenschaft
Um des Zufalls Geschenke ringt,
Zu der Schönheit hehren Gestalten auf.
Aus den lichten Höh'n tönt Gesang
Zu Harfenklang von Geisterhand.

Laßt mich wandeln, ihr Götter! —
Nicht wie der Bacchant taumelt von Lust zu Lust, —
Sondern wie er hinschwebt der pythische Sieger
Auf den sonnigen Höhen bei Saitenklang,
Bis des Schicksals unwendbarer Schluß
Mich und meine Lieder hinabzieht zur Gruft.

XXII.

Lang, lang hast du gezögert,
Der wunden Seele einziger Freund,
O tröstender Frühling!
Ich suchte vergebens deine Spur auf dem Gebirge,
Umsonst ach! wenn der Nebel zerriß,
Die dich verkünden, leuchtende Sterne!

Ja, du bist es! die Schwalbe,
Sie zieht voran mit eiligem Flug
Als heitere Botin.
Schon schwingt sich vom Feld die Lerche auf, dich zu begrüßen,
Und du schüttelst vom Abendgewölk
Segnend auf mich die duftenden Blüten.

Mit Silberscheiteln winken ins grünende Tal
Freundliche Greise, die Berge herab.
Oft stieg ich empor zu den Höhen,
Wo Einsamkeit sinnt in schweigendem Ernste,
Manch' Geheimnis lehrten die Blumen mich,
Nicht blieb mir stumm der zackige Gletscher, —
Das Lächeln der Liebe lockt mich nicht mehr!

Doch schon dämmert der Abend,
Von weitem schallt der Mädchen Gesang
Aus blühendem Flieder.
So lange der Odem schwellt die Brust, schwellt sie die
Sehnsucht,
Wenn schon Hoffnung ins Dunkel entwich,
Weckt sie das Bild entschwundener Zeit.

Nicht schlägt heftig das Herz mehr
Und kaum noch weckt den feurigen Wunsch
Hold prangende Schönheit.
Wo brausend der Sturm gejagt die Flut, leise verzittert
Dort auf ruhiger Fläche der Blitz
Fernen Gewitters, — sei es das letzte!

Entsagung lehrt das Leben, den ehernen Zwang,
Schwerlich zerreißt ihn die mächtigste Faust!
Ihr aber, erhabene Griechen,
Habt ruhigen Mut gelegt in das Herz mir:
Stolz und neidlos saht ihr auf Land und Meer,
Noch einmal auf zur Feste des Himmels
Und schiedet hinab zu Acherons Strom.

XXIII.

Umhüllt mich ihr Wolken,
Und wenn ihr aufschwebt von silberner Höhe der Alpen,
Tragt mich freundlich empor, daß meine Träne
Sich mische eurem lauteren Tau und an der glühenden
Brust
Eurer Wogen kühle Brandung sanft verfließe.

Geist ewigen Lebens,
Du bist es, du nahst! es öffnet der heiligen Botschaft
Jede Tiefe der Seele sich; erhaben
Ist deine Gegenwart, es entquillt ihr aber tröstend
zugleich
Wie ein Ostertag der höchsten Liebe Segen.

Lang vergaß ich dein bei nichtigem Spiel,
Bis ich wiederkehrte zur Einsamkeit
Und dich suchte; deine seligen Schmerzen
Sandtest du in die Brust erschütternd mir,
So wie der Sänger begeistert die Harfe
Ergreift, daß sie zitternden Schwungs bebt, bis herrlich
im Einklang
Durch des Tempels Säulen rauscht der Akkord.

Auf nächtlichem Pfade
Von dir geführt wall' ich hin, es verhallen mir klanglos
Unten ferne der Erde laute Klagen,
Der laute Jubelruf. — Ist es Sternengold? ist's zuckend
der Blitz?
Aus den Flammen, in den Flammen blickst du mich an.

Dein Wesen . . . ich atm' es
Wie es dahinbraust, als Licht sich ergießend im Weltall
Und gesänftiget blinkt im Tropfen Taues
Ein Funke leise zuckend am Blatt! — O deines mächtigen Seins
Tief Gefühl, es möge glüh'n in dieser Brust stets!

Gleich dem Kinde, dem aus lässiger Hand
In des Abends Stille das Spielzeug sinkt,
Während dämmernd Schlummer fließt auf das Auge,
Leg' ich willig den Schmuck des Lebens hin;
Du laß mich ruhen in dir wie die Lilie
Am Bord des unendlichen Weltmeers; es strömen die
Wogen
Auf und an und wiegen träumend ihr Haupt.

XXIV.

Tief unten im Tale dumpf und schwül
Liegt auf dem Wald Ahnung des Sturms.
Er schwillt, er braust! — es lehnt Stamm zagend an
Stamm
Und verschlungen die Zweige, stöhnen sie auf
Zum dunkeln Himmel aus banger Not.

Auf mächtiger Wand im Wolkengrau
Ragt ungebeugt, kraftvoll und hehr
Die Wettertanne. Zwar rauscht zornig der Sturm,
Zuckend splittert der Blitz die Äste herab,
Doch ruhig harrt sie, bis kehrt das Licht.

Du hast sie selbst gewählt, stolzes Herz,
Dieser Berge schweigende Einsamkeit,
Aber du zagst nicht! Begeistrung trägt
Dich über Trug und Wahn mit freiem Fittich
Zu Bildern ewiger Schönheit.

XXV.

Auf dem Solstein

Hellas.

Sonnenhell steigt Berg an Berg, bis fern
Dem Blick der Strom verdämmert im Flachland,
Zum blauen Himmel auf und kein Hauch
Wiegt des Enzians taugefüllten Kelch,
Der auf des Mooses bräunlichem Rasen vor mir
Aus bunten Flechten prangend sich hebt.

Schweigen rings; kaum schallt des Hirten Ruf
Empor zu mir, da schwingt sich ein Aar auf
Und schwebt mit weitem Fittich südwärts,
Schon verschwimmt er am Berge fern in Duft,
Weiter und weiter folgt ihm der Blick, es spinnt Traum
Aus Traum sich leicht in luftigem Spiel.

Dumpf rollt der Flut Gewoge zu mir
Und das Vorgebirg springt steil aus dem Meer,
Die Hochburg überragt den Zypressenhain, —
Ist's Hellas? — Land der Liebe, des Wunsches du!

Oft, — dacht' ich dein, — trübte den Blick mir Sehnsucht,
Deiner Helden Reigen enttauchte der Nacht
Und versank stumm wieder in traurige Nacht.

Liedeston klagt aus dem Myrtenbusch
Zum Saitenspiel der zärtlichen Sappho,
Es feiert — welche Göttin ihr Lied?
Durch die zitternden Schatten naht sie schon
Lächeln im Blick, den spitzigen Pfeil, es wägt ihn
Ihr holder Sohn mit kundiger Hand.

Wie die Nacht mit dunklem Auge schwebt,
Den Thyrsus schüttelnd, Tänze beschwingend,
Der schöne Gott im Kranz von Weinlaub. —
Dürft' ich weilen bei euch, wo Jugendreiz
Blüht und nie welkt! — ihr wendet euch scherzend hinweg,
Athenes Bild nur winket von fern.

Ruhmvoll, der Stadt gepriesener Schutz
Glänzt auf hohem Fels weitschauend ihr Thron,
Um ihn steht marmorn dorischer Säulen Pracht
Wie Griechenreih'n am Morgen von Marathon.
Doch sie bewegt leise des Speeres Erzwucht,
In der Hand zersplittert dem Perser das Schwert
Und er stürzt fort, knirschend, in schmählicher Flucht.

Nebelgrau dehnt hin sich Asiens
Gestad, — es ragt aus Wolken der Ida . . .

Verschone Zeus uns mit dem Glutstrahl, —
Wirfst du zornig ihn, neig' die Locken nicht,
Sonst — in den Hades stürzt es hinab das Erdrund
Und grau erlischt der farbige Tag.

Aber du prüfst unbewegt das Los
Des Tods; ein Wink entsendet's auf Hektor, —
Und stürzt in Staub die Säule Trojas, —
Unermeßlich erhebt sich Klagelaut
Aus der verlass'nen Stadt und das gold'ne Stirnband
Entsinkt des alten Priamus Haar.

Wild schleift Achills unbändige Kraft
Hektors Leiche, nicht denkt er noch daran,
Daß Hochmut ahnde rächender Götter Fluch.
Wie Rauch entsteigt die Nemesis grauenvoll
Der Nacht und stellt neben den höchsten Gott sich,
Ungesehen spricht sie den schrecklichen Bann, —
Es verhallt bang trotziges Siegesgeschrei.

Von des Feiglings Pfeil getroffen liegt
Er und verhaucht die Seele am Meerstrand
In banger Qual, vergebens naht ihm
Mild die Mutter! es retten Götter selbst
Ihrer Geliebten Haupt von dem Todesspruch nicht:
Ein gleich Geschick ist allen verhängt.

Traurig, doch schön tönt der Chorgesang
Aus Musenmund ins Rauschen der Meerflut

Und bändigt selbst die Macht der Parzen
Weihend Sterbliches für Unsterblichkeit.
Aber die Göttin tränenden Blickes klagt sie
Zu Zeus und gern erhört er ihr Fleh'n.

Er schickt den Schlummer, mit ihm den Tod,
Und den Helden trägt sanft über die Flut
Zum Heimatland der Sel'gen ihr weicher Arm,
Wo nimmermehr der wonnige Tag erlischt.
Nie wechselnd füllt Größe und hehre Schönheit
Stets der Götter Herz und was herrlich und groß —
Untergehn läßt nimmer es rettende Huld.

Scharf und kalt weht schon die Luft, wohin
Ihr Träume noch? — den Abend begrüßt schon
Im Dunkel heller Sterne Lichtglanz; —
O, geleitet ins Tal mich treu zurück,
Feurige Funken streut in der schwarzen Waldschlucht
Und Tauesperlen glühender Stirn.

Dieses Lied, das heut die Muse mir
Gleich einem Kranz aus Zweigen des Lorbeers
Und Alpenrosen flocht, es sei nicht
Eitlem Sinne geweiht zum Spiele nur,
Wie sich ein Mädchen Blumen ins Lockenhaar steckt
Und welk sie wieder tändelnd verwirft.

Ich bringe dir's o Muse zurück,
Du erkennst allein nie wankenden Wert

Und nie schmückt Kleines je dein hoher Sinn.
Wo große Tat gediegene Manneskraft
Voll Mut gewagt oder wenn Frauenschönheit
Sich zum Dufte geistiger Blüten erschließt,
Soll das Lied auch prangen bei anderem Schmuck.

XXVI.

Odysseus

Zerschellt schaukeln des Schiffes Trümmer
Auf wogender Flut und mit nacktem Arm
An den Mast geklammert, den stolz mein Auge
Mit purpurnem Wimpel geschmückt schon ragen sah
Im freundlichen Hafen, treib ich dahin.

Als wild lodernd der Blitz zersprengte
Die splitternden Balken, — ich zuckte kaum;
Wenn die Brandung zornig Gischt schleudert auf mich,
Nicht wird mir erlahmen die Kraft, doch eines nur
Erflehe ich noch zu erschauen, das Licht!

Sanft wie Mondglanz schimmert ein Strahl fern
Über dunkle Wolken, empor spritzt
Der weiße Schaum und sinkt
Perlenstäubend zur Flut. Leukothea!
O, dem Aug' leuchtet der Wellen holder Stern
Und von heiliger Stirn reichst du trostesmild
Den reinen Schleier mir segnend herab.

Er rauscht faltig empor und trägt leicht
Dahin wie der Fittich des Schwanes mich

Auf dem grauen Meer, voran zieht dein Bild mir
Gleich Silbergewölk und es glänzt schon Morgenrot
Vom Saume des Himmels über die Flut.

Im Duft bläulicher Ferne taucht auf
Die Küste, und über die Wogen strömt
Mir entgegen Blumenhauch, hoch erheben
Granaten die feurigen Blüten, spielend nickt
Im Walde der Palmen fiedriges Blatt.

Vom Gestad beutst rettend die Hand du,
Und ich weih zu ewigem Dienst mich
Du Hehre dir! es fließt
In die Seele wie Tau die Ahnung mir
Deiner Huld, deiner erhab'nen Schönheit Licht
Füllt gleich Nektar die Brust; — o Leukothea!
So stammelt betend und bebend der Mund!

XXVII.

Pindar

„Mild und weich töne das Lied
Gleich dem West, der mit sanftem Anhauch
Des Schwans Gefieder kräuselt,
Und über die schattigen Hügel und Auen
Siziliens flüsternd dahinzieht."
„Noch einmal, Lyra! erkling'
Zum Gesang mir, wie bei dem Festzug
Des Sieges Kranz dich schmückte,
Dann ruh' an der marmornen Säule des Tempels
Als Weihegeschenk dem Apollon."

„Euch aber, ihr Götter, die vom Olymp ihr
Niederschaut in seligem Frieden,
Euch ziemt vor allen der Dank.
Ihr habt mir aufgetan das goldene Tor
Und ließet schauen mich eure Herrlichkeit
Und hören mich des Titanen Wehschrei,
Der vergebens in Ätnas Schluchten sich bäumt."

„Ihr habt voll Güte gelenkt
Auf der Bahn mich zu Delphis Lorbeer

Und ließt die herbe Knospe
Verschlossener Kraft an dem Hauche der Liebe
Aufblühen in feuriger Schönheit."

„Drängte mich stürmische Qual,
So ward durch euch der Seufzer Wohllaut,
Daß still entfloh'n die Schmerzen.
Und kämpft' ich, entsprang aus dem Sande der Wüste
Auf euer Geheiß mir ein Born noch."

„Um eines erlaubt ihr Götter zu flehen,
Eh' zum Reich des Todes mein Schatten
Hinwallt den traurigen Pfad.
Laßt noch einmal den Greis sich freuen am Glanz
Des Festes, welches ihn oft zum Lied entflammt,
Wenn Hellas Jugend sich hob zum Wettkampf
Und Gespann an Gespann hinstürmt an das Ziel."

Pindar sang's! — Mächtig und breit
In den Vorhof des Tempels zog schon
Des Volkes Schar zur Feier,
Die Jünglinge blickten empor zu dem Greise
Und neigten die Stirne voll Ehrfurcht.

Doch sein Aug' leuchtete hell,
Als der Kampfruf erscholl und weithin
Entflog der Staub zum Himmel.
Horch! Jubelgeschrei! und der herrlichste Jüngling
Entbeut ihm errötend den Festkranz.

Da rauschte die Lyra fern in dem Tempel
Und erklang in lauten Akkorden
Machtvoll zu Musengesang.
Schnell stieg und tausendstimmig Jubel empor,
Die Priester flochten den Kranz ins Silberhaar,
Er aber, Ruhe im hehren Antlitz,
Legt ihn ernst auf den Schoß des waltenden Zeus.

XXVIII.

Sonnenwende

(Julfeuer.)

Funk' an Funken elfengleich
Schwebt irrend aus der Lilie Kelch
Hin durch die Dämmerung, sanft
Zittert im Tau der Rosenknospe
Freundlicher Sterne mildes Licht.

Plötzlich lodert Feuer hell,
Ruft all die Flammen wach in dem Tal,
Ruft auf den Bergen sie wach
Wo aus des Gletschers blauem Tor
Brauset im Sprung der junge Strom.

Dir lohen sie heut, du herrlicher!
Der du emporhältst den Blütenkranz
Über das weite Land, daß niedertaut
Des Reichtums Fülle, und froh
Wie Lerchengesang aus üppigem Kornfeld
Dich begrüßt des Volkes jauchzender Chor.

Leise weht im Abendhauch
Herab der Rebe Duft vom Gebirg,
Bald schwillt die Traube am Stock
Saftig und voll in deinem Lichte,
Schäumend erfüllt die Keltern Most.

Kindlich scherzt das Mädchen noch,
Du blickst herab vom goldnen Gespann,
Sie neigt errötend die Stirn
Und es entflieht der erste Seufzer
Schüchtern der Jungfrau tiefster Brust.

Denn Herrscher bist du des Lebens ja,
Und selbst die Allmutter Nacht legt stumm
Nieder zu Füßen dir das Diadem,
Ihr sterndurchflochtenes, wenn du
Nahst auf den reinen Wogen des Frührots
Und der Erde Dank entgegen dir steigt.

In der grünen Laube sinnt
Einsam der Dichter, aber du lehrst
Mit hellem Aug' Genuß ihn
Flüchtiger Stunde und enthüllest
Ernst ihm die Spur entschwundner Zeit.

Mit dem Volke preist er dich,
Daß du verliehn die heitere Kunst,
Und wie die Flamme sich schwingt
Hoch vom Gebirg, so steigt die Hymne
Feiernd empor zum Ruhme dir.

Doch wandelst du, wo der Lorbeer grünt
Auf Südens Flur und die Palme prangt, —
Deiner gedenkt er in Winters Sturm,
Wenn still sein Mädchen ihn küßt
Und aus dem vollen Becher mit Lächeln
Dein Geschenk ihm beut, den feurigen Wein.

XXIX.

Der Gott des Feuers

(Am häuslichen Herde.)

Hoch im Gebirg wie Götter sonst
Ruht' ich auf weichem Blumenpolster
Und was den Sinn stürmisch ergriffen einst,
Weggehaucht vom warmen Äther sank
Es nebelschwer hinab zu Tal.

Zogst du heran im Nachtgewölk
Feuergott! auf des Blitzes Schwinge,
Zu beugen uralten Titanentrotz
Stolzer Berge mit dem Flammenwurf:
Frei sah entgegen dir der Blick.

Die Tanne faßtest du, wild taumeln brach
Sie von der Wand, daß laut der Waldstrom jauchzte
Von Berg zu Berg und — ach! es sucht umsonst
Den lang gewohnten Horst der Aar, du jedoch lächelnd
Im Zorn, spanntest farbenbunt den Bogen,
Wenn unten noch im Dunkel lag der Abgrund.

Schlummernd im Schnee begraben träumt
Edelweiß jetzt und Alpenrose

Vom warmen Mai, während am Fenster mir
Glitzert hell von Eis der Blütenschmuck
Und rauh die Flocken streut der Sturm.

Aber es flieht mir einsam nicht
Hin der Tag freudenlos, die Liebe
Entfacht am Herd traulicher Flamme Glut,
Du verklärst des Hauses Frieden und
Gedenkst des Wolkenflugs nicht mehr.

Nun bist du heil'ger mir, seit willig du
Dich fügst der Liebe Dienst und glanzhell segnest
Ihr Glück, ein Gott, der oft verkannt und still
Des Lebens Seele glüht im Weltall; doch du loderst,
Du steigst himmelan, des Himmels Bürger
Und ziehst empor in lichtem Schwung die Sehnsucht.

Sei aus dem reinen Becher dir
Dargebracht fromm die erste Spende
Wie einst, als voll freudiger Zuversicht
An den Herd zum frohen Opfermahl
Die Seinen rief der graue Ahn.

Hektor erhob die Schale auch,
Von Trauer feucht den Blick; er kannte
Des Hauses Fluch, aber er trug den Schild
Treu der Vaterstadt im Wechsellos
Und fiel der trauten Heimat Hort.

Doch gerne nennt der Mann ihn vor dem Herd
Im Vaterhaus; es blickt die Gattin sinnend
Empor zu ihm und freut des Starken sich.
In Schweigen sinkt er und gedenkt voll Ernst der
Helden,
Die gleich deinen Brüdern hoch am Himmel
Vom Staube unberührt den reinen Pfad ziehn.

XXX.

Die Sonne sinkt, es ruht das Land
In Schönheit, während purpurne Glut
Aufglänzt, auslischt und wieder lohend flammt.
Hoch von Berg zu Berg entschwebt Gewölk
Gleich dem Geläut des Abends im Tal.

Wie der Stein, den leichten Tritts
Des Schäfers Fuß berührt im Gebirg:
Er rollt, er stürzt, er saust im Riesenschwung,
Bis den Sturmflug hemmt das weiche Moos
Seh' ich entflieh'n die Stunden, o Freund!
Dunkel schwebt heran die Nacht und schweigend!
Laß sie nahen, ob sie auch bald vielleicht
Auf immer ruhen heißt die schaffende Hand.
Nicht ohne Arbeit floh der Tag mir, das genügt —
Wenn Menschen nicht, — ewigen Göttern doch!

Markſteine II



Der Wildschütz

Der Purpur bleicht am Gletscher,
Der stille Abend graut,
Von steiler Felsenkuppe
Der Wildschütz sinnend schaut.

Im Antlitz scharfe Furchen,
Die Wangen braun gebrannt,
Er schraubt am Flintensteine,
Es steht der Hahn gespannt.

Da schwebt im tiefen Himmel
Der Aar die Schwingen weit,
Und das es widerhallet
Er an die Wände schreit.

Der Schütz dort auf dem Felsen
Ruht in des Adlers Nest,
Ha, glaube fast, er selber
Hat weder Heim noch Nest.

Der Adler schlägt die Schwingen,
Die Fänge spannt er aus,
Als wollt' er zornig stürmen
Sein altes Felsenhaus.

Da fährt aus seinen Träumen
Der Wildschütz rasch empor,
Er zielt mit festem Arme,
Und weithin kracht das Rohr.

Die breite Schwing' gebrochen,
Das Herz zum Tode wund
Fällt röchelnd aus den Lüften
Der Adler auf den Grund.

Der Schütz ergreift die Schwinge,
Noch flammt des Adlers Blick,
Mocht' an die Sonne denken,
Die ihm nie kehrt zurück.

Der Jäger wurde trüber,
Er lehnt sein Rohr zur Wand:
„Daß in dein Herz, Geselle!
Den Weg die Kugel fand!

Oft hab' ich dich geschauet
Den Flug in stolzer Ruh,
Hab' mich daran geweidet,
Frei war ich ja, wie du!

Bei Gott! fast möcht' ich weinen,
Daß ich gezielt so scharf,
Mein sichres Blei dich schnöde
Herab vom Himmel warf."

Und eine Trän' zerdrücket
Im Aug' der Schütze wild,
Sah er vielleicht im Adler
Des eignen Lebens Bild?

Polnisches Lied

Pole:

Was steht die alte Tanne
 Hier an der Grenz' allein,
Was färbt die schwarzen Zweige
 Mit blutigrotem Schein?

Tanne:

Von Osten kommt die Sonne,
 Die malt mich blutigrot;
Von Osten kommt der Russe,
 Bringt die den blassen Tod.

Pole:

So laß den Russen kommen,
 Bewehrt die Sklavenhand,
Siehst du die Polen ziehen? —
 Sie zieh'n fürs Vaterland.

Tanne:

Einst sah ich Kosciusko, —
 Wie flog er in die Schlacht!
Doch sah ich ihn nicht wieder,
 Stumm sank er in die Nacht.

Pole:

Laß sterben uns wie Helden,
 Sein Geist ruft zum Gefecht, —
Hurra! Kanonendonner, —
 Eh'r tot, als feiger Knecht!

Der letzte Priester der Isis

Es ragen hoch des Tempels Hallen
Verklärt vom lichten Abendschein,
Doch keine Opferzüge wallen
Durch seine Pfeiler aus und ein.

Die Sphinxe ruhn im Sand der Steppe
Als Wächter vor dem offnen Tor,
Durch ihre Reihen steigt zur Treppe
Der letzte Priestergreis empor.

Das weiße Kleid umfließt die Glieder,
Ernst schaut er auf zur Sternennacht,
Er summt für sich die alten Lieder,
Lobpreisend seiner Göttin Macht.

Dann gießt er stumm die goldne Schale
Zum Rande voll mit dunklem Wein,
Als stünd' er bei dem Opfermahle,
Und seine Träne fließt hinein.

So harrt er an der Schwelle Stufen,
Es naht kein Beter zum Myster,
Er möcht' es an die Herzen rufen,
Doch hört die Worte niemand mehr:

„Ein schwerer Traum hält euch gefangen,
Daß sich der Sinn auf Moder lenkt,
Zu einem Gott ans Kreuz gehangen,
Die Stirne todesbleich gesenkt.

Der ruft euch jetzt mit offnen Armen
Von Erdenschmerz Erlösung zu,
Und bietet segnend mit Erbarmen
An seinem Bruderherzen Ruh.

Dem Leben müßt ihr kalt entsagen
Zu finden Christi Lebensquell;
Den Blick zur Erde niederschlagen,
Dann werd' es euch im Busen hell!

Das Heilige sei nicht hienieden,
Und Geisterzüge wunderbar,
Sie winken von den Sternen Frieden
Und laden euch in ihre Schar.

Doch nicht im Himmelsraum dort oben
Wohnt nur der Geist, er webt auch hier:
Ist euer Gott emporgehoben
Zum Himmel, die Natur bleibt hier.

Vergaßt ihr denn die alte Kunde,
Die Flammen atmend zu euch spricht:
Der Geist, das Leben sind im Bunde
Nur dort, wo Isis sie verflicht?

Darum erwacht! folgt nicht den Fahnen
Zu jenes dunklen Grabes Schacht;
Entschwundner Träume süßes Ahnen,
Es ruf' euch zu: Erwacht! erwacht!" —

So stand er wartend auf den Stufen,
Die Stille war wie Grabesruh, — —

Doch horch, was soll das wilde Rufen,
Wer wallt so spät dem Tempel zu?

Ha! Mönche sind's im langen Zuge
Beleuchtet von der Fackeln Strahl
Das wirre Haar zerstreut im Fluge,
Das Auge trüb, die Wange fahl.

Es wird ein Kreuz vorangetragen,
„O Miserere!" — dumpf und bang,
Als wie um einen Leichenwagen
Erhebt sich rauher Bußgesang.

Und als sie durch die Tore dringen,
Da ruft der Führer überlaut:
„Auf! hoher Sieg ist zu erringen,
Zerstört das Haus der Teufelsbraut!"

Der finstre Büßer hat's gerufen,
Er schwingt das Kreuz im nackten Arm,
Und heulend zu des Tempels Stufen
Folgt ihm der schwarzen Mönche Schwarm.

Sie schreien wild: „Im Himmel oben
Sei Preis allein dem Gottessohn,
Ihm werde Psalmensang erhoben;
Auf! stürzt das Bild von seinem Thron!"

Da tritt der Greis vor ihre Reihen
In seines Schmerzes Majestät:
„O wollt doch nicht den Platz entweihen,
Wo Beter einst zu Gott gefleht.

Auch hier — zwar nicht aus Geisterferne —
Klang einst das Evangelium,
Aus jeder Blüte, jedem Sterne
Tönt's wie aus einem Heiligtum.

Wollt Gottes Nähe ihr empfinden,
Was sucht ihr zweifelnd seine Spur?
Wo Isis ist, könnt ihr ihn finden,
Es schlägt sein Herz in der Natur.

O wendet euch!" —
„Horcht nicht der Lüge,"
So dröhnt des Abtes Stimme laut,
„Daß nicht der Böse wen betrüge!
Denn die Natur ist Teufels Braut!" —

Der Hebel knirscht, die Streiche fallen,
Sie schwingen ihre Äxte wild,
Im Chor hört man profundis schallen,
Aus seinen Fugen wankt das Bild.

Da flammt des Greises Aug' im Grimme,
Er hebt den Arm, der Mantel fällt,
Er ruft den Fluch mit lauter Stimme,
Daß ihn zurück die Halle gellt:

„Wenn ihr ertöten wollt das Leben,
Weil dies den Himmel euch verheißt,
Sollt ihr vor totem Holze beben,
Fern mit dem Leben flieht der Geist.

Zur Geisel werd' euch jede Blume,
Zum Dornenkranz der Blütenstrauß,
Verwüstet mit dem Heiligtume
Lieg' einsam eures Gottes Haus.

Und ruft ihr bang: Sie soll erstehen,
Die Göttin mit des Lebens Buch!
Antworte dann dem heißen Flehen
Der Priester schnell mit Bann und Fluch.

Was euch gewiesen an den Himmel,
Sei's eine Lüge schlecht verbürgt,
Aufkeimen soll nur öder Schimmel
Am Leichenfeld, wo ihr gewürgt!" —

Da trifft ihn mit des Kreuzes Baume
Des finstren Mönches Arm, und heiß
Wie Opferblut im Tempelraume
Entströmt das Blut dem Priestergreis.

Es schallt ein Wehruf durch die Hallen
Wie Geisterklage grauenhaft; —
Der Isis Bildnis ist gefallen,
Und hochauf ragt des Kreuzes Schaft.

Der Maler

Was steht der Maler, schaut begeistert kühn
Und steht und schaut, als wie in Liebesglüh'n?

Du holde Maid, auf die ers' Auge lenkt,
Was wirst du rot, was ist dein Blick gesenkt?

Und heftig zuckt's durch ihn mit einem Male,
Als wär' durchleuchtet er vom Himmelsstrahle.

Den Pinsel faßt er und mit Liebesglühen
Will er ihr Bildnis auf die Leinwand ziehen.

Er seufzet auf: „O wärst du Holde mein,
Wie würd' ich dann auf immer glücklich sein!"

Es pocht sein Herz von innigem Verlangen,
Und holder wird sie stets, von Scham befangen.

Er malet fort und fort mit raschen Zügen
Begeistrungsvoll wie helle Blitze fliegen.

„Nun faß ich dich!" Es steht auf dunklem Grund
Die Herrliche gemalt in Farben bunt.

„Nun bist du mein, du liebliche Gestalt!"
Doch auf die Maid blickt er jetzt fremd und kalt.

„Du Ideal!" er trägt das Bild von hinnen,
Wie mag die schöne Maid jetzt einsam sinnen!

Der Barde

Der Barde singt zum Streite
Und schlägt die Saiten kühn,
Denn Männer für die Freiheit
Zum Todesfelde ziehn.

Und drüben glänzt der König,
Stolz schwingt er Schild und Speer,
Und schaut aus düstern Brauen
Zum Freiheitssänger her.

Da kämpfen die Männer, sie fallen,
Sie röcheln im roten Blut,
Und ihre heiligen Leichen
Zerstampft der Schergen Wut.

Der Sänger reißt in den Saiten,
Der König reitet herbei:
„Singst du mir Siegeslieder,
So mach' ich zum Dank dich frei."

Es sprengt der Barde die Saiten
Entzwei, die Harfe zerbricht,
Er schleudert mit Hohn die Stücke
Dem König in das Gesicht.

„Der Freiheit hab' ich gesungen,
Die starb auf blutigem Feld,
Zum letzten Opfer, du Würger,
Sei ihr die Harfe zerschellt."

Es prallt zurück der König,
Hoch bäumt sich auf sein Roß,
Der Sänger sinkt auf die Leichen
Im Herzen ein tödlich Geschoß.

Luzifers Werbung

Ihr schlagt ein Kreuz? Euch Christenseelen
Muß Sorge vor dem Teufel quälen; —
Zum Überfluß! — Ich weiß gewiß,
Der stolze Herr der Finsternis
Wirbt schwerlich eine für sein Reich!
Er wandelt an dem Höllenstrand
Oft einsam hin zu dunkler Stunde,
Das Auge rollt, die Stirne bleich,
Vom Donnerkeil trägt sie die Wunde.
Er murmelt leise, ballt die Hand,
Er zuckt, als wäre zu verspielen
Ein zweites Mal des Himmels Pracht:
Er wählte wohl auch jetzt die Nacht,
Nie wird er nach Verlornem schielen!

Er kannt' das Wort Demagogie
Und bracht's zuerst im Himmel auf,
Wo Gott in strenger Monarchie
Beherrscht die Welt, der Sterne Lauf.
Auf die Gefahr der Höllenpein
Wollt' er es wagen: selbst! — zu sein
Und sang nicht mehr im Engelchor,
Bis er die Seligkeit verlor.

Es war Maria aufgefahren
Zum Himmel! — Ob vor tausend Jahren,
Ob nicht vielleicht vor långrer Zeit? —
Zu Rom weiß man genau Bescheid.
Gott Vater, um die Maid zu ehren,
Ließ durch den Herold laut erklåren:
Daß freien Hof er wolle halten.
Da kam ein langer Krönungszug:
Voran die Engel, liebliche Gestalten,
Wie Frühlingslerchen schwebend hoch im Flug,
Als trüge sie empor der Lobgesang,
Der hellen Lauts durch ihre Lippen drang;
Nach ihnen dann im Strahlendiadem
Die lichte Kinderschar von Bethlehem:
Sie lächeln selig, klar das Aug' nach oben,
Das weiße Kleid von Purpurglut umwoben,
Sie winken mit den grünen Zweigen,
Und Mutter Rahel schließt sich an dem Reigen.
Dann schreiten, breite Rollen in der Hand,
Im Silberbart, es wallet ihr Gewand,
Propheten würdig Paar an Paar gereiht,
Und Patriarchen, dann die Helden alle,
Die todeskühn dem Vaterland geweiht
Die eigne Brust zu einem starken Walle.
Allüberall von Osten und aus Westen
Begann's zu wimmeln von den hohen Gästen.

Der Teufel ging vorbei von fern;
Ihn kümmert Engel nicht und Stern,
Es mochten andre Bilder und Gedanken
Durch seine düstre Stirne wanken:

Ob er gedacht an alte Zeit einmal?
Der Teufel — nein! — ist nie sentimental.
Doch horch! ein lauter Tusch erschallt,
Jetzt schaut er um, gleichgültig kalt:
„Ihr Sklaven, ha!“ — es stockt im Mund das Wort,
Ihm ist, als könnt' er nicht mehr fort:
Er schauet hin, er kann den Blick nicht wenden
Und bleibt dann stehen mit verschlungnen Händen,
Und eine Träne — ahnt ihr, was er denkt? —
Sich schwer von seiner dunkeln Wimper senkt.
Nur einmal weint' er noch, nicht war es dort,
Wo ihn vom Himmel stieß des Fluches Wort;
Dort war's, wo er zuerst empfand,
Daß über ihm ein Höh'rer stand;
In jenen stolzen Jünglingstagen,
Wo er mit Gott die Schlacht geschlagen,
Durch alle Welten, das Gedankenreich, —
Er hat verspielt, nun gilt's ihm gleich!
Stand ihm vielleicht auf dem Gesichte
Die alte längst entschwundene Geschichte?

Maria saß in Herrlichkeit
Auf goldnem Thron, den Mond zu Füßen,
Die Engel kamen nah und weit,
Um sie als Königin zu grüßen.
Die holden Festgesänge schallten
Voll Majestät im Himmelsraume,
Die Sterne hell und funkelnd wallten
Vorbei an ihres Mantels Saume.
Sie schlug das blaue Auge nieder;
Im höchsten Glanze still bescheiden

Bedachte sie der Erde Leiden:
Als wär' sie in der Hütte wieder
Und stünd' Sankt Joseph nebenan,
Wie er als schlichter Zimmermann
Für Weib und Kind das Brot gewann;
Sie dachte, wie sie einst die Bahn
In Armut hin mit ihm gezogen
Wie sich der Wüste Palmen bogen
Und aus dem Sand die Quelle sprang,
Wenn sie der heiße Durst bezwang.
Sie dachte an die Todesschmerzen,
Mit sieben Schwertern tief im Herzen; —
Ihr Aug' ward feucht, — da schwand die Pracht
Des Himmels fast dahin in Nacht:
Marias holde Weiblichkeit —
Sie überstrahlt die Sterne weit.

Der Teufel stand und schaut' und stand,
Das Auge wischt er mit der Hand,
Und milder wurden seine harten Züge,
Es war, als ob ein etwas ihn besiege,
Das er im Himmel selber nie gekannt.
So stand er lang' von Zweifeln festgebannt;
Bald blitzt von Zorn sein Auge wild,
Dann lächelt er versöhnt und mild.

Da trat er vor, ein Flug bracht' ihn dahin,
Wo scheu vor ihm die Engelein entfliehn,
Sie klammern sich ans Kleid von Gott dem Alten
Und gucken furchtsam aus den weiten Falten;
Gar manche Heil'ge will das Auge senken
Und kann den Blick von ihm nicht lenken,

Sie danket Gott, daß er nicht hingetreten,
Vor sie einst als Versucher stolz und kühn,
Denn ach! was hülfe fasten da und beten
Wo solche Augen glühn?
Doch was so mancher Held gedacht,
Der prangend saß in Himmelschören?
Viel besser wird es nicht zu Tag gebracht,
Man könnte manches Herz sonst klopfen hören.

Maria schaute sanft und mild
Von ihrem Thron, des Schmerzes nur
Und nicht des alten Hasses Spur
Erkannte sie, der grimmig wild
Auf ewig von des Himmels Frieden
Und seinem Vater ihn geschieden.

Er stand vor Gott; in seinem Blicke lag,
Was keine Zunge jemals künden mag;
Er sprach zu ihm: „Ich biete dir die Hand
Und kehr' zu dir und kehr' ins Vaterland.
Ich tu's um die dort auf dem goldnen Thron,
Besänftigt schweigt im Busen Zorn und Hohn,
Schau ich sie an, das reine Weib;
Eins ist in ihr das ganze Leben,
Und alle Elemente weben
In ihr sich zum verklärten Leib.
Laß Friedenssterne dort entsprossen,
Wo einst nach grauser Geisterschlacht
Als strenge Grenze sich die Nacht
Urewig zwischen uns gebaut;
Ich biete mich den Engeln zum Genossen

Und nenn' dich wieder Vater traut!
Du willst, willst nicht? — — —
O! laß die Schranken fallen,
Es gilt ein ewiges Gericht!
Sei heut ein Tag des Jubels allen:
O nimm mich auf! zu ihren Füßen
Will ich als Königin sie grüßen!" —
Gott Vater sprach in hehrer Größe:
„Mich ehrt am Ende gut und böse,
Deswegen muß auch beides sein,
Drum bleib' auch ferner du allein.
Doch deine Huldigung zu künden
Darfst du den Engeln dich verbünden."

Sie blickt auf ihn sanft, mitleidsvoll,
Wie er bekämpfte seinen Groll,
Ihr war, als fühlt' sie seinen Schmerz:
Maria hat ein weiblich Herz!
Doch er, er sprach mit dumpfem Lachen:
„So, Alter, stehen unsre Sachen?
Was ich dir bot, war gleiches Recht,
Ich bin wie du! — nie werd' ich Knecht!" —
Er ging und pfiff ein altes Lied:
Den Marsch, als er den Himmel mied.
Nun wandelt er an Höllenbächen
Allein in düstern Selbstgesprächen;
Die Englein spielten Tusche auf
Und sangen ihre Lieder drauf.

Legenden

I.

Es war schon Abend; schweigend ruhten
Im See Genesareth die Fluten,
Rings um die Ufer stand die Menge
Des Volks, es war ein bunt Gedränge
Von reich und arm, von groß und klein:
Wollt niemand ausgeschlossen sein.
Die Scharen horchten ernst und stumm
Dem neuen Evangelium;
Besonders waren auch die Frauen
In großer Anzahl dort zu schauen,
Denn wo ein Himmelswort erklingt,
Es tief in ihre Seelen dringt;
Auch Pharisäer, die sich duckten,
Und Saduzäer, die nicht muckten.
Da lehnt' gar mancher Kriegesknecht
In seiner Weise schlecht und recht,
Die Tränen strich er aus dem Bart
Und schaute wild nach seiner Art.
Marias Sohn im Kahne stand
Und sprach zum Volke an das Land:
„In eure Seelen nehmt die Worte:
Ich bin der Weg, der Wahrheit Pforte!
Der Vater spricht durch mich in Liebe,
Bezwingt im Herzen Sündentriebe,
Und wie die Kinder müßt ihr werden,
Dann kommt das Gottesreich auf Erden.
Das Auge sollt ihr einwärts senken,
Daß nicht die Welt euch möge lenken:

In eure Seelen ist gelegt
Das Gotteswort, das euch bewegt.
Denn heißt es nicht im alten Bunde:
Mein Volk vergaß von mir die Kunde,
Wenn auch mein Wort ich ihnen schwor,
Sie blieben draußen wie ein Tor.
Drum sollt ihr euch zur Welt nicht wenden,
Im Dunkeln tappen mit den Händen,
Bereiten sollt ihr euch mit Sehnen,
Und waschen rein mit Bußetränen,
Dann wird euch alles hell und klar,
Dann wird der Himmel offenbar!"
Dies predigt er so fromm und mild,
Er war als wie ein Engelsbild,
Das an der Bundeslade steht,
Wenn ein der hohe Priester geht.
Drauf setzt er sich und lenkt den Kahn
Fern auf verschwiegner Wellenbahn.
Ein alter grauer Krieger sprach:
„Was schaut ihr dem Entschwundnen nach,
Da euch sein Wort blieb zum Gewinn?
Bedenket dies mit frommem Sinn!"
Das Volk begann sich zu verteilen,
Wollt' in die Hütte jeder eilen,
Am Heimweg schwätzten noch die Frauen,
Sie hatten viel sich zu vertrauen,
Bald hörte man kein Murmeln mehr,
Am Ufer war es still und leer.

II.

Gekommen war die dunkle Nacht,
Es stieg der Mond in voller Pracht,
Als wollt' er noch die Gegend grüßen,
Die Christus trat mit heiligen Füßen.
Da kam er still daher gegangen,
Zu beten trieb ihn das Verlangen.
Am Ufer weilt er oft und gern,
Da murmeln Wogen nah und fern,
Und wo die grünen Palmen stehen,
Viel sanfte Engelsworte wehen,
Die stimmen, wenn er ist allein,
In seine Gottgespräche ein.
Er knieet hin und hält erhoben
Die Hand zum Himmelsvater oben:
„Dir, Vater, dir sei Lob und Ehr,
Der du die Welt regierest hehr!
Daß du gepriesen sollest sein,
Ward ich zum Menschen schwach und klein.
Vor dir neig' ich mich demutvoll,
Wie sich der Mensch dir neigen soll.
Der Vater bist du jeder Gabe:
Dir dank' ich alles, was ich habe,
Dir dank' ich ewig für das Glück,
Daß du dich birgst nicht meinem Blick,
Daß ich es klar und deutlich sehe,
Wie mich umwallet deine Nähe.
Du rufst mich auf, mit Adlerschwingen
Läßt du den Geist ins Herz mir dringen;
Du bist es, Vater! demutvoll

Neig' ich mich, wie der Mensch es soll.
Erhöre, die in Lebenswehen
Auf meinen Namen zu dir flehen.
O führe sie, daß aus dem Staube
Sich richtet auf der fromme Glaube,
Und banne fort aus ihren Herzen
Den finstern Stolz, die düstern Schmerzen.
Gib Trost! da werde dann erkannt,
Daß ich dich, Vater! recht genannt,
Daß sie sich beugen demutvoll,
Wie sich der Mensch dir beugen soll."
Er schwieg, es wogte seine Brust
Aufatmend tief in Gotteslust,
Sein Schweigen war auch ein Gebet, —
Doch was zum Vater er gefleht?
Das kann das eigne Herz euch sagen,
Wenn's in der Kindheit frommen Tagen
In Gottesliebe ganz versunken
Der Himmelswonne Born getrunken!

III.

Die Mitternacht war nicht mehr fern,
Es glänzte zahllos Stern an Stern.
Da flog aus offnem Höllentor
Voll List ein böser Geist empor,
Und horchte zum Erlöser hin;
Ob er auch schwieg, durchschaut er ihn.
Vom Antlitz strahlt ihm solche Milde,
Daß nicht zu stören wagt der Wilde,
In seine Schwing' hüllt er sich ein,

Bis fertig das Gebet würd' sein.
Der Herr stand auf, ein sanfter Glanz
Umwob die Locken, wie ein Kranz.
Dem Geist versagt' zuerst die Stimme,
Doch rief er bald mit wildem Grimme:
„Wie kannst du dich mit Beten quälen
Und deine Zeit dem Schlafe stehlen?
Nachts dürfen nur die Geister schreiten,
Wenn sie des Schicksals Sterne leiten,
Es hält das Maß von ihrem Lauf
Dein törichtes Gebet nicht auf!“
Als hätt' er überhört den Hohn,
Sprach ruhig drauf der Menschensohn:
„Das Gute tun ist meine Stärke
Und meine Rast in Gottes Werke;
Vom Tod will ich die Menschen retten,
Von Finsternis und deinen Ketten!“
So red't der Herr sanft und bescheiden,
Als dächt' er schon an Kreuz und Leiden.
Der Dunkle sprach: „Ich selbst bin frei
Und fordre keine Sklaverei.
Die Menschen kommen ja gelaufen
Zu dienen mir in hellen Haufen,
Drum scheint es mir gar sonderbar,
Zum Menschen werd' ein Gott sogar; —
Zum Menschen! elendes Beginnen
Erbärmliche sich zu gewinnen!“
Doch unser Herr war noch nicht müde,
Es sprach aus ihm voll Ernst der Friede:
„Gern dienen wollte stets die Liebe,
Wenn sie erweckt die gleichen Triebe!

O lerntest du demütig sein,
Frei wärst du von der Höllenpein!"
Da hob der Dunkle sich in Wut,
Sein Antlitz färbte Zornesglut,
Zum Riesen war er aufgetaucht,
Wie Sinai in Wettern raucht.
Er rief: „Was Götterwürde hehr,
Scheint unbekannt dir nur zu sehr!
Schau' hin, du siehst ringsum das Land,
Ich deck' es zu mit meiner Hand;
Schau' hin, blick' auf zu jenen Sternen
Den ungezählten, fernest fernen,
Die nenn' ich mein, ich bin ihr Gott
Und schleudre Tod auf sie mit Spott.
Da schweb' ich hin und bin allein,
Und ich sollt' erst demütig sein?"
Doch schreckt' er den Erlöser nicht,
Der sprach mit Strenge im Gesicht:
„Ich war dabei, als Gottes Ruf
Die Welten in das Dasein schuf!"
Da schrie der Geist, vor Ingrimm bleich:
„Ich ahn' es, ja! du bist mir gleich;
Ich biete Kampf, daß hier die Erde,
Der Himmel dort zu Asche werde;
Ich ahn's, durch Armut und durch Blöße
Erkenn' ich deine Göttergröße.
Zum Kampf, zum Kampf! in Feuerglut,
In steigender Vernichtungswut,
Im Wirbelbraus durchs All zu stürmen
Und tote Welt auf Welt zu türmen!
Da messe sich dein Allmachtspruch

Mit meinem scharfen Todesfluch!
Ins Nichts blas' ich dahin dein: ‚Werde‘
In fahlen Staub Höll', Himmel, Erde!“
Er rief's in düstrer Geistespracht
Wie auf Ägypten lag die Nacht.
Er faßte Christus am Gewand,
Doch dieser hob jetzt seine Hand
Und sprach: „Ich bin der Herr dein Gott!
Zur Hölle fort mit Schmach und Spott!“
Der Geist wand sich in grimmen Schrecken,
In Felsen möcht' er sich verstecken,
Es muß das stolze Haupt sich neigen,
Zum Abgrund fuhr er hin mit Schweigen.
Doch Christus trat ins Schiff hinein:
Es fleht ein Mann in Todespein
Zu Gott, und Christus hat's vernommen;
Zu helfen war er ja gekommen!

IV.

Ein Mann lag blutig ausgestreckt
Am Weg, von keinem Kleid bedeckt:
Es traf im stillen Waldestal
Den Wanderer des Räubers Stahl.
Ein Priester war vorbeigekommen,
Er hat die Klage nicht vernommen;
Vorüber ging auch ein Levit,
Doch leider, ach! kein Samarit.
Nur einer konnt' ihm helfen noch:
Der Vater in dem Himmel hoch,
Dem hatte betend jetzt mit Leben
Und Sterben sich der Mann ergeben.

Den Reisestecken in der Hand,
Vom Morgentau feucht das Gewand,
Schritt jetzt Marias Sohn daher.
Der Kranke seufzte bang und schwer;
Als der Erlöser ihn gesehen,
Blieb er bei ihm voll Mitleid stehen,
Er fing nicht an zu forschen, fragen,
Warum und wie sich's zugetragen!
Den Finger legt' er in die Wunden,
Sie schlossen sich; wen Gott verbunden,
Wem Gott zu Hilf' und Rettung eilt,
Der ist vom besten Arzt geheilt!
Der Fremdling auf die Kniee sank,
Dem Herrn zu künden seinen Dank,
Daß er geholfen in der Not.
Da wurden Christi Wangen rot,
Als wär' ihm unverdiente Ehr'
Begegnet, sprach er mild und hehr:
„Dort auf zum Vater mußt du schauen,
Des Vaters Hilfe mußt du trauen.
Sein ist die Heilung, sein die Stärke,
Die sich gezeigt in diesem Werke!"
Da schritt er fort, sah noch zurück
Zum fremden Mann mit Segensblick.
Der kniete betend in dem Staube,
Lebendig ward in ihm der Glaube,
Er rief, der Herr war ferne schon:
„Ja, dieser ist des Menschen Sohn!"

Schluß.

So wandelt' Gottes Sohn auf Erden
Ein hohes Vorbild uns zu werden,
Doch hat sein Volk ihn nicht verstanden,
Ihn preisgegeben Todesbanden.
Allein er blieb im Grabe nicht,
Wie der Prophet vorahnend spricht:
„Du lässest, Herr! ihn nicht verwesen,
Der heilig stets vor dir gewesen!“
Drum wallt auf Erden noch sein Geist,
Der sich lebendig dem erweist,
Der ihn aus tiefster Herzensgruft
Zu neuer Auferstehung ruft:
Ein Menschensohn in jedem Herzen,
In jedem herbe Kreuzesschmerzen,
In jedem hehre Gottbewährung,
In jedem hehre Gottverklärung!

Das Nest des Tiroleradlers

Auf steilem Schrofen steht ein Nest
Mit junger Adlerbrut,
Der Herrgott schirmt's mit Händen fest,
Braust drüber Sturmeswut.

Als Wächter hat er rings bestellt
Die Gletscher um das Haus,
Drum schauen ruhig in die Welt
Die jungen Adler aus.

Die alten Aare rotbeschwingt
Sie schweben hoch im Blau.
Sie seh'n wie talwärts niederdringt
Der heil'gen Quellen Tau.

Sie seh'n den Lech, sie schau'n den Inn
Mit Augen hell und klar,
Doch stürmt nach Süd zum Etschstrom hin
Im Flug das Adlerpaar.

Das ist des Landes Silberfluß
Von Rebengrün umlaubt,
Dort hebt Tirol zum Wolkenkuß
Das turmgekrönte Haupt.

Tief tauchen sie die Schnäbel ein,
Sie kühlen ihre Brust,
Dann auf! empor im Morgenschein
Wie Helden siegbewußt.

Der Gemsbock hüpft von Wand zu Wand,
Sie schaun's mit raschem Blick,
Und schlagen ihm weit ausgespannt
Den Fang in das Genick.

Die Jungen schrei'n im Adlernest,
Sie fliegen ein und aus,
Das macht, der Herrgott schirmet fest
Der Adler Felsenhaus.

Am Orteles

Auf hoher Ortlesspitze
Sitzt sonnenrot ein Aar,
Um graue Felsen windet
Der Inn die Fluten klar.

Sie fließen fort nach Osten,
Wo tief der Pontus ruht,
Dann brandet ans Gestade
Kaukasiens die Flut.

Dort hallt es durch die Tale
Von wildem Völkerkampf,
Wie weiße Nebel wallen,
So steigt der Pulverdampf.

Verzagend und zerworfen
Wälzt sich der Feind zur Flucht;
Die Freudenfeuer lodern
Weit über Berg und Schlucht.

Es spannt die weiten Flügel
Am Ortles fern der Aar
Und denket seiner Siege
Im alten Neunerjahr.

Das Schwanenlied der Sibylle

Die Jungfrau sitzt zu Cumä in der Grotte
Gedankenvoll die Stirn zur Hand geneigt,
Auf Antwort harrt sie bang von ihrem Gotte,
Der ach! für jetzt und bald für immer schweigt.
Sie blickt hinaus, sein Wagen ist gesunken
Von Wellen rings umkräuselt, goldnen Funken!

Sie blickt hinaus, wohl hört sie's ferne rauschen
Und fremde Laute trägt ihr zu das Meer,
Als wie von Geistern, die Geheimnis tauschen, —
Vergebens! ihr sind sie an Inhalt leer.
Schon dunkelt es, der letzte Strahl entschwunden,
Doch keine Lösung hat sie noch gefunden.

Da flüstert's, weinend neigen aus den Bäumen
Am Felstor die Driaden sich herab,
Es flüstert leise wie von alten Träumen,
Gesichte folgen, zeigen Tod und Grab.
Auf Wolken fliehn die Götter sturmgetragen,
Das Haupt verhüllt als wie zu schweren Klagen.

Es donnert ferne, aus den Felsenhallen
Flieht sie erschreckt, als sie am Eingang steht,
Da bricht der Zweig, die Lorbeerblätter fallen
Vom grauen Haar schnell in die Luft verweht.
Da seufzt sie tief: „Apoll, du hast gerufen,
Die Seherin betritt des Hades Stufen."

Doch sieh! mit einem Male wird es helle:
Ein Purpurkreuz von Ostens Licht umglänzt!
Vor seinem Schafte glättet sich die Welle,
Es steigt vom Sternendiadem bekränzt.
Und Flöten tönen, süße Stimmen singen,
Als wollten sie der Welt den Frieden bringen.

Die Seherin das Aug' empor gewendet,
Die Arme breitend, freudig ruft sie aus:
„Du nahst! zum Hades werd' ich nicht gesendet
Unsterblicher! du führst mich in dein Haus!
Verwandle mich, gib mir des Schwans Gefieder,
Dann folg' ich dir, nie schweigen meine Lieder."

Die Ehre Gott! — ein leises Beten, Singen,
Den Menschen Friede, welche gut und rein! —
Und tausend Chöre holder Engel schwingen
Sich durcheinander froh im Morgenschein.
Die Seherin schlägt jetzt die Augen nieder
Von Glanz geblendet, hebt sie staunend wieder.

„Blick auf! so tönt's, die Kunde kommt von oben,
Die Wellen flüstern sie nicht in dein Ohr,
Aus Strahlen wird das Weltenlos gewoben,
Aus tiefer Nacht flammt Sternenlicht empor.
Des Himmels volle Herrlichkeit zu schauen
Vergönnt ist's nur demütigem Vertrauen.

Ein andrer König wird in Liebe walten,
Das Leben trügt, des Daseins Blume sinkt,

Nicht hier, — er wird sein Wort im Himmel halten
Hier ist die Saat, wenn dort die Ernte winkt:
Es welkt des Lorbeers irdisch stolze Krone,
Mit Palmen stehn die Seligen am Throne."

Da weht der Geist sie freundlich an und milde,
Nicht mehr wie sonst erschütternd und voll Wut,
Wie Mondesschimmer auf dem Maigefilde,
Wenn abends spät des Windes Fittich ruht.
Wie Sterne durch den Himmel ruhig wallen,
Geleitet er sie zu der Weltstadt Hallen.

Ein hohes Fest! die Göttertempel stehen
Weit offen, jede Säule ist geschmückt
Und Priesterchöre weiß gekleidet flehen,
Sie bringen Weihrauch demutvoll gebückt;
Nur Janus düstre Pforten sind geschlossen,
Es soll der Welt des Friedens Ölzweig sprossen.

Sie geht hindurch und beugt vor den Altären
Das Knie nicht mehr wie sonst in alter Zeit,
Vorüber geht sie an den tapfern Heeren,
Als Staub gilt ihr des Sieges Herrlichkeit.
Sie schreitet hin mit Blicken ernst und strenge,
Zum Kaiser eilt sie durch des Volks Gedränge.

Der lag auf Purpur! — hell die Prunkgemächer,
Ein Gott! und Marmorbilder rings umher,
Und Römer rings, — die Freiheitshelden Zecher!
Doch Römer? nein! denn Brutus war nicht mehr.
Horaz bei ihnen, in der Hand die Leier
Sang er den Hymnus zu des Festes Feier.

„Ans Leben denkt, so lang' die Freude winket" —
„Denkt an den Tod!" ruft die Sibylle laut,
Der Dichter zittert, seine Leier sinket,
Und selbst dem großen Erdengotte graut.
Er blickt entsetzt auf sie vom Siegesmahle,
Sie steht erhaben unter dem Portale.

Es öffnet ihr den Mund des Königs Rechte,
Der Unterwerfung Königen gebeut:
„Die Becher weg, verbannt die Kranzgeflechte,
Aus tiefster Brust vertilgt den Hochmut heut!
Das ew'ge Rom, die Götterbilder wanken,
Ein neu Geschlecht betritt der Erde Schranken.

In Liebe laßt das Erz des Stolzes glühen,
Die Demut läutre eure Seelen rein,
Dann wird euch eine frohe Kunde blühen,
Aus Demut sproßt das Leben euch allein!" —
Was, Demut? — hört man Höflinge rings zischen,
Die Götterbilder zittern in den Nischen.

Der Kaiser denkt des Heers ihm treu ergeben,
Zur Leier greift der Dichter nebenan,
Die Saiten zittern und die Töne schweben,
Wie junge Adler ziehn die Wolkenbahn:
„Auf Erden wird Roms Größe nie zerstieben,
Sein Name bleibt den Sternen eingeschrieben!"

Schon war sie fort, kein Auge hat gesehen
Wie sie gekommen, keins wie sie entschwand.

Das Tor weit offen, Morgenlüfte wehen
Und Dämmerschatten zittern an der Wand,
Die Gäste schaudern, eh' das Lied verklungen,
Sind schon die goldnen Saiten all gesprungen.

Am Kapitol wogt in des Morgens Stille
Der Nebel um die Bogen auf und ab,
Im Säulengang ruht sinnend die Sibylle
Und schreibt im Sande Zeichen mit dem Stab,
Schreibt Kreuze dort, wo zitternd bang' mit Schweigen
Der Gottheit Roms sich alle Völker neigen.

Die Sonne steigt im Osten; lieblich, heiter
Klimmt auf am Hügel eine Kinderschar,
Sie bleiben stehen, ziehen singend weiter
Und bringen Vätergöttern Opfer dar,
Sie tragen Palmen, Mehl und Honig spenden,
Wie Bienchen summend, sie mit reinen Händen.

Und wieder fühlt sie jenes Geistes Weihe,
Der prophezeiend ihre Brust erregt,
Sie lächelt mild, tritt zu der Kinder Reihe
Gleich einer Mutter, innerst tief bewegt.
Als ob sie ihnen längst bekannt erschiene,
So drängen sie herbei mit froher Miene.

Sie rührt die Lippe: „Sei es euch gegeben,
Was kaltem Stolze unerreichbar hehr,
Von oben fließt, ein Sternenquell, das Leben
Und bald ist Nacht und Finsternis nicht mehr.
In euern Herzen wird es dämmern, lichten,
Es werden Kinder über Fürsten richten.

Ein Kind hat euch durch mich gesandt die Kunde
Es zwingt den Tod, hört ihr das Gloria?
Es stürzet der Olymp zu dieser Stunde,
Ihr sollt erblicken, was ich nicht mehr sah:
Und daß ihr es erkennet, merkt sein Zeichen
Am Boden hier, dem alle Götter weichen.

Doch nun sieh mich mit aufgehobnen Händen,
Die mir geboten, hohe Geistermacht!
Mich von den alten Göttern abzuwenden,
O nimm mich auf, es ist mein Werk vollbracht!"
Der Schleier reißt, sanft lösen sich die Glieder,
Als wär's zu schlummern, sinkt sie langsam nieder.

Auf ihren Busen selig weinend neigen
Wie Blumenkelche, die der Lenz betaut,
Die Kinder sich, bedeckt von Palmenzweigen
Liegt sie im Morgenschein wie eine Braut.
Das sind die Schwanenworte der Sibylle,
Von nun an schwiegen die Orakel stille.

Der Harlekin

Es war im Zirkus. Wie ein Kornfeld steht
Im Sonnenbrande, wenn kein Lüftchen weht:
So ruhig Kopf an Kopf, halbauf den Mund,
Das Aug' gewendet zu der Reitbahn Grund.

Die Zimbel tönt, es sprengt der Harlekin
In weiten Kreisen zu dem Ziele hin:
So wie der Zeiger an des Todes Uhr
Läßt auch sein Roß im Sande keine Spur.
Bald hier, bald dort! — das Haar, die Mähnen fliegen,
Als gält' es über Zeit und Raum zu siegen.
Er stürmt dahin zu wildem Rhythmustakt
Und hinten nach des Beifalls Katarakt.
Ihn kümmert's nicht, wenn lauter Jubel schallt,
Als wär' er einsam, blickt er trüb und kalt:
Ein Feuerwerker, der Raketen schürt
Zur Winterszeit und selbst dabei erfriert.
Ich blickte hin, ich weiß nicht, wie's geschah,
Daß ich im Traum verwandelt alles sah,
Mir kam es vor, ich sei der junge Reiter,
Auf schwarzem Roß im Sturmesfluge weiter
Und weiter sprengend durch ein fremdes Land;
Vom harten Hufe flog der Wüste Sand
Leicht hinten nach, bis er bald nicht mehr flog,
Weil spurlos seine Bahn mein Renner zog.
Zuerst noch sah ich Pilger mir zur Seite,
Mit frohem Blicke schauend in die Weite,
Sie winkten freundlich mit der Hand zum Gruß,
Es schien, als zöge gleiche Bahn ihr Fuß.
Doch ach! wie bald schwand ihre volle Zahl,
Weil abwärts mancher da und dort sich stahl,
So manchem brach die Kraft ans ferne Ziel,
Bis einer nach dem andern niederfiel:
Sie hoben noch das Haupt dem Tod verfemt,
Ein jedes Glied rang vorwärts halb gelähmt,
Sie seufzten tief, es wirbelt' Staub daher: —

Bald war es auf der Straße öd und leer.
Der Rappe knirschte zornig ins Gebiß,
Daß er beinah den Zügel mir entriß,
Als gält's zu kämpfen eine heiße Schlacht,
Zu siegen über jene dunkle Macht,
Die aus der Wüste Schweigen furchtbar bang
Doch unsichtbar an meine Seele drang.
Sie war's, vor ihr sah ich die Pilger weichen,
Sie stand als Siegerin auf ihren Leichen!
Mit kühnem Sinn ließ ich die Zügel fliegen,
Im Rhythmus wollte jedes Glied sich wiegen,
Und rascher, rascher ging der wilde Lauf:
Hier sinkt die Sonne, dort schon wieder auf,
Die Sterne bleichen, glimmen wieder an,
Als hätte überholt sie meine Bahn.
Jetzt Tag, jetzt Nacht — zerrissen sind die Zügel,
Glutschnaubend fliegt das Roß mit Sturmesflügel,
Es glitzert fern, das Meer hör' ich schon brausen,
Die straffen Adern schwellt ein süßes Grausen,
Und adlergleich . . . da dringt ein Schrei ins Ohr,
Ich schau aus halbem Traume rasch empor:
Im Zirkus tobt das Pferd von Schaum bedeckt,
Zu Boden liegt der Harlekin gestreckt,
Und war's ein Schwank, so war's der letzte wohl,
Daß er im Staube röchelt bang und hohl.
Das Antlitz hebt er noch einmal, das bleiche,
Er seufzt, er zuckt und sinkt zurück als Leiche.

Seume

I.

Der Himmel rein, es bringt die Luft so mild
Des Lenzes Gruß den Städtern vom Gefild,
Die Straßen sonnig hell, doch menschenleer,
Nur hier und da Hatschier' mit blankem Speer.
Es naht ein Fest; vom zierlichen Balkon
Des Schlosses winkt der goldgestickte Thron:
Ob sich der Herrscher heut dem Volke zeigt,
Ob grüßend tausendfacher Jubel steigt? —

Horch! Trommelschläge, rasch der Wirbel drein
Und Schritt an Schritt hallt gleich vom Pflasterstein;
Ein Volksfest wird es doch, blickt nur empor:
Schon tritt der Landesvater glänzend vor,
Zur Rechten führet zierlich und galant
Er die Maitresse, den Reifrock ausgespannt,
Den Busen voll, die Schminke im Gesicht,
Mit Pflästerchen, wie Sünden, aufgepicht.
Sie blickt zum Volk hinunter stolz und kalt,
Das bloßen Hauptes scheu vorüberwallt,
Und wählt des Thrones Purpurbaldachin,
Ihn stellt sie als Vasallen nebenhin.
Er steht gebückt, es kräuseln sich die Locken
Und fließen aufs Genick in langen Flocken.
Er scherzt, sie schlägt im Rad des Fächers Pracht,
Er sieht, wie halbverdeckt ihr Auge lacht,
Und dieses Lächeln glänzt nach Hofes Pflicht
Rings wieder von der Höflinge Gesicht:

So regt die Marionette Draht und Schnur,
So zwingt den Pudel zum Apport Dressur!

Doch drunten! Scharen drängen sich herbei,
Versteht sich, voll Respekt vor der Livrei;
Doch drunten! Ha, die Trommeln rasseln schon
Und ihnen folgt die Festprozession:
Ein Zug von Männern, Reihen bunt und lang,
Das Auge feucht, fast todesmüd' der Gang:
Ein Bauernzug! der Fürst hat sie berufen
Das Fest zu halten an des Thrones Stufen.
Nur langsam vorwärts! ohne Schirm? nein, nein!
Nie darf das Volk sich überlassen sein:
Es wär' unväterlich, drum sorglich schreiten
Stockmeister steifen Schritts zu beiden Seiten.
Der Pöbel rings durch Bajonette guckt:
Da dort ein Antlitz wild von Schmerz durchzuckt,
Hier sinket eine Wimper tränenschwer,
Dort hat ein Auge keine Tränen mehr,
So mancher Blick glüht unter Zornesfalten,
Die Faust im Sack, vors Aug' den Hut gehalten!
Ein leises Knirschen — still! sie halten jetzt,
Sie machen Front in Positur gesetzt,
Der Hauptmann kommandiert: „Habt acht, habt acht!
Ein Vivat noch dem Landesherrn gebracht!
Parbleu cochons!“ — da springt ein Jüngling vor:
„Herr Offizier, führt uns hinaus zum Tor,
Auf fremder Erde mag uns wohler sein,
Hier soll der Teufel, wir nicht, Vivat schrein!“
Der Hauptmann steht, ein Bleisoldat erstarrt,
In bangem Schweigen rings die Menge harrt,

Der Landesvater preßt ins Kleid die Hand,
Sie wirft vor ihm den Fächer in den Sand:
„Fi donc, mon cher! ihr nennt das wohl regieren,
Wo die Kanaille frech sich darf moquieren?
Wenn dies der König zu Versailles vernimmt,
Croyez bien, daß es ihn heiter stimmt.“
Er schlug aufs Gitter, traun ein deutscher Schlag,
Wenn man auch ihn kaum deutsch mehr nennen mag:
„Erschießt den Hund!“ — Sie atmen kaum und beben,
Nur Seume wagt den finstern Blick zu heben,
Er brummt halblaut und greift nach dem Gewehr:
„Ich wollte nur, daß es geladen wär'!“

II.

Ein Felsenschrund! von Büschen überdacht,
Halb vorgebeugt starrt Seume durch die Nacht:
Verlorner Posten, wo er aufgestellt,
Am Rand des Lagers späte Wache hält!
Er schultert das Gewehr und blickt hinaus:
Dort rauscht des Niagara Wogenbraus,
Aus Schaumesperlen schießet auf der Bogen,
Vom blauen Duft der Ferne leicht umzogen;
Des Mondes Scheibe schwimmt auf blauer Bahn,
Es steigen feine Dünste sanft hinan,
Und wallend jetzt, in Flocken jetzt gekräuselt,
Flieh'n sie dahin, wenn leichter Luftzug säuselt.
Ihn kümmert's nicht, auch nicht der Brüder Rast,
Die süßer Schlaf gelöst von Tages Last;
Sie liegen weithin ruhig ausgestreckt
Im weichen Gras, vom Mantel zugedeckt:

Wie rein der Himmel, der sie überblaut!
Jedoch nicht der, zu dem sie aufgeschaut
In froher Jugend; andre Bäume sind es,
Die in der Strömung herbstlich feuchten Windes
Die Zweige wiegen hier am Klippenstrand,
Denn ferne, ferne liegt das deutsche Land!
So schlummern sie. Da spinnt erbarmend leise
Marienfäden gleich die Silbergleise
Ein milder Elfe hin von Ast zu Ast;
Er hält die feinen Enden angefaßt,
Er schwingt sich auf und läßt sie frei entgleiten
Sie flattern hin zu fernen Ostens Weiten,
Sie legen sich an deutsche Bäume an
Und brücken über Berg und Flut die Bahn.
Darauf beginnen lichte Traumgestalten
Von Osten her sich zaubrisch zu entfalten:
Der Vater schwebt zum Sohne hin und legt
Die Hand ihm auf die Stirne tief bewegt,
Das gute, fromme Mütterchen naht hier,
Es spricht zum Schläfer: „Sieh, ich bin bei dir
Will für dich beten, werde dein gedenken,
Bis sie dich blutig in die Erde senken!"
Ein Mädchen wallet über Berg und Meer
Mit blauem Aug' und goldnen Locken her,
Sie lächelt hold, er schlingt wie einst am Flieder
Die Arme feurig um die schlanken Glieder,
Er kos't und scherzt, — da klingt von fern Gesang:
Ein deutsches Lied zu hellem Lautenklang!
Genossen kosten froh den Most der Traube
Beim Winzerfest in dunkler Rebenlaube,
Sie trinken ihm mit lautem Rufe zu,

Der Schläfer hebt das Haupt aus schwerer Ruh
Und grüßt sie murmelnd, winket mit der Hand
Und träumt die Heimat auf dem fremden Strand.

Auch Seume träumt vom heimischen Gefild,
Doch tritt ihm vor das Aug' kein lieblich Bild:
Er sieht erniedrigt einen feigen Schwarm
Dahin gestreckt, er sieht — was zuckt sein Arm?
Er greift hinaus, als räng' er in der Schlacht,
Wohl spottet sein ein Luftgebild der Nacht!
Ein schwerer Fluch; — da sieht er die Genossen,
Es rollt aus mancher Wimper fest geschlossen
Der Sehnsucht warme Träne auf den Grund,
Ein Lächeln sanft umspielt der Schäfer Mund.
Er ahnt den Traum, der sie zur Heimat führt,
Und denkt nun selbst der Heimat tief gerührt.
Daheim, daheim! — Wie lockt der Mutterlaut,
Wie lockt er auf dem Meer dich ernst und traut,
Er töne heimlich in Palastes Hallen,
Er mög' im Echo aus dem Urwald schallen:
Daheim, daheim! erweckt die Sehnsucht bang,
Von früher Jugendlieb' ein später Klang.
Daheim, daheim! wer durch die Welt muß schweifen,
Der wird voll Schmerz des Wortes Sinn begreifen.

Jenseits der Schlucht erhebt sich Zelt an Zelt,
Dort hat der Feind das Lager hingestellt;
Es lodern Feuer, Krieger stehn herum,
Sie blicken in die Gluten ernst und stumm,
Als dächten sie: Wie hier die Asche raucht,
Ist auch ein Menschenleben bald verhaucht!

Bisweilen schlägt die Flamme prasselnd auf,
Am Schwerte spiegelnd, an der Flinte Lauf;
Da scheint's, als habe raschen Sturmes Kraft
Aus allen Ländern sie hierher gerafft
Von kreuz und quer: verschieden Zunge, Trachten,
Nur gleicher Todesmut in allen Schlachten.

Ein Krieger schreitet durch das Dunkel her,
Die Wache präsentiert mit dem Gewehr,
Und wer zuvor am Baum behaglich lehnte,
Und wer zuvor auf weichem Gras sich dehnte,
Springt rasch empor, die Stirn vor ihm zu neigen
Und hört sein Wort mit ehrfurchtsvollem Schweigen.
Er wandelt hin und her, prüft alles scharf,
Gewehr, Kanonen, was der Krieg bedarf;
Nur einen Wink von diesem General,
So ist vollendet schon, was er befahl.
Es scheint fürwahr der Stock ein Zauberstab,
Mit dem er herrschend deutet auf und ab:
Nicht Elfenbein, nicht golden ausgelegt,
Von einem schlechten Apfelbaum gesägt, —
Er wuchs zu Washington an jenem Stamme,
Wo einst geflaggt der Freiheit Oriflamme,
Als sich entwürdigt zu der Knechtung Zeichen
Die Leoparden aus den Inselreichen.
Von diesem Stamme ist der Marschallsstab,
Mit welchem jener schreitet auf und ab,
Der flügelt sie, der leitet in der Schlacht
Und winkt empor durch finstre Kampfesnacht
Zum Banner mit den Sternen eingewebt,
Daß zuckend sich der Arm des Kriegers hebt.

Der schwer verwundet niedersank auf Leichen
Und in dem Antlitz, in dem todesbleichen,
Zum letzten Male noch die Wangen blühn,
Zum letztenmal die Augen freudig glühn!

Zum fernsten Posten geht er langsam vor,
Leicht träf' ihn Seume mit dem Feuerrohr;
Er starret hin, doch bleibt er ruhig stehn,
Und läßt Gewehr bei Fuß ihn vorwärts gehn.
Zurück kehrt jener, wo er hingekommen
Scheint's fast, er hab' die Ruhe mitgenommen:
Die Krieger richten der Kanone Schlund,
Daß sie bedroht des Feindes Lagergrund,
Sie türmen Kugeln, gält es eine Wette,
So rastlos schärfen sie die Bajonette.
Gemurmel dumpf, — ein Lied, — ein lautes Wort,
Und dieses eine kehret fort und fort:
Es rauschet Freiheit! mächtig im Gesang,
Zum Britenlager dringt wie Hohn der Klang.

Er schleudert in den Abgrund das Gewehr:
„Nie dring' ein Schuß aus diesem Laufe mehr!“
Den schweren Säbel reißt er von der Seite,
Den er als Söldner schwingen mußt' im Streite:
„Nie hebe dich mehr eines Mannes Faust,
Wo Stahl an Stahl zu schweren Schlägen saust,
Weil meine Hand — o sei zu Staub verflucht!
Auf jene Helden lenkte deine Wucht!“
Auf seine Brüder blickt er noch einmal
Und flieht mit raschem Fuße durch das Tal.

III.

Das Blachfeld ruht im heißen Julibrand,
Die grellen Lichter zittern auf dem Land,
Kein Lüftchen beugt die welken Halme mehr,
Rings banges Schweigen, öde, furchtbar schwer.
Sind's Blumen dort am Boden purpurrot,
Ja Blumen, die gesät der Schlachtentod,
Sein Herold kreist schon heisern Schreis heran:
Der braune Geier auf der Wolkenbahn.
Er sieht die Leichen, jauchzend stürzt er nieder
Und sträubt mit keckem Trotze das Gefieder.
Aus ihrer Brust, von Kugeln aufgerissen,
Hackt er mit froher Hast den Leckerbissen.
Der Geier putzt sich an der Distel Flaum
Den Schnabel rein und weiß zu wählen kaum,
Er rufet die Genossen Schar um Schar,
Weil nie bereit so reiche Mahlzeit war;
Sie stürmen durch die Luft im raschen Flug,
Und jeder findet Sättigung genug.
Kaum regen sie vom Fraße träg die Schwingen,
Als hell Trompetentöne vorwärts dringen.
Nicht ohne Wunden ziehen Reih' an Reih'
Die Sieger ernst und feierlich vorbei.
Manch Auge scheint die aufgetürmten Leichen
Mit scheuem Blicke prüfend zu durchschleichen:
Die Falte auf der Stirn, der blasse Mund
Zeigt unwillkommen einen Unglücksfund.
O wünschenswerter Tod, wo auf dem Grab
Als Zeichen ragt der Freiheit Bannerstab,
Wo einst der Jüngling innerst tief bewegt

Erinnerung an große Taten hegt; —
Doch liegt gar mancher, — niemand frägt darum,
Es kniet bei ihm kein Bruder schmerzensstumm
Und ehrt ihn, wenn nicht Engel ungesehen
Im Mittagsglanze traurig ihn umstehen.

Da naht voll Ernst dem Feld der General,
Er reitet wieder prüfend durch das Tal;
Wenn andre nur um tote Brüder klagen,
Scheint er um alle Toten Leid zu tragen.
Nun hält er still — horch! das Kommandowort:
„Begrabt die Leichen hier, begrabt sie dort!
Entfalte sich frei flatternd in der Luft
Der Freiheit Banner auf der Söldner Gruft,
Laßt uns versöhnt den Toten Ehre geben,
Da sie die Knechtung ehrlos hielt im Leben!“
Sie senkten alle in das gleiche Grab,
Er warf die erste Hand voll Staub hinab;
Sein Degen blitzt am hellen Sonnenstrahl,
Die Ehrensalve donnert durch das Tal,
Trompeten schmettern, Siegeshymnen schallen,
Und vorwärts, vorwärts alle Banner wallen!

IV.

Ein Urwald fern am Mississippi Strom,
So groß und hehr als wie ein deutscher Dom,
In welchem zahllos schlanke Pfeiler steigen,
Zu dem sich Engel schwebend niederneigen
Von goldnen Wolken; mildes Dämmerlicht,
Das durch die eng verschlungnen Zweige bricht!

Amerika! wie Flug der Sterne klingt,
Wie Waldesrauschen in die Seele singt:
So tönt dein Name aus der Ferne her,
Und lockt zur Freiheit durch das weite Meer.

Es naht der Tag mit Pracht; im Osten ruht
Auf fernsten Wogen sanfte Purpurglut,
Die ersten Vogelstimmen werden laut,
Es flieht das scheue Huhn durchs Heidekraut,
Schon kehrt der Hirsch vom Grase der Savanne
Und knickt im Sprunge das Gezweig der Tanne.
Ein Wandrer ruht auf Moos, wie Tränen licht
Glänzt Morgentau von seinem Angesicht,
Er lächelt still mit selig heitrer Miene,
Als ob ein Chor von Engeln ihm erschiene.

Er sah ein Schiff aus einer andern Welt
Im Sturme nah'n, die Segel voll geschwellt,
Gleich holden Schwänen lenkte ätherklar
Es ohne Kompaß eine Geisterschar:
Ein Stern ihr Ziel, wie einst im Morgenland
Er hoch den Magiern im Blauen stand.
So flog es ungefährdet durch die Brandung,
Und schon erscholl der laute Ruf zur Landung.
Gesichert liegt das Schiff am straffen Seile
Und Schar an Schar zieht an das Land in Eile.

Der Wandrer sieht's und staunt, denn an sein Ohr
Trägt altbekannten Laut der Wind empor,
Und von der Adria bis Arkonas Damm,
Sind Männer hier aus jedem deutschen Stamm.
Sie schreiten am Gestade hin und her,

Doch nein! sie schweben Geistern ähnlich mehr,
Sie überragen Menschen an Gestalt,
Die stolze Stirn von lichtem Schein umwallt.
Sie reihen sich am Strand in breiten Zügen
Und wühlen Furchen auf mit goldnen Pflügen,
Aus ihren Fingern fällt wie Flammensand
Das segensschwere Korn ins Ackerland.
Es keimt, es grünt, die vollen Halme wanken,
Daneben schlingt die Rebe zarte Ranken:
Des Schnitters scheint die Ähre nur zu warten,
Des Winzers nur der reife Rebengarten.
So weihten sie mit deutschem Korn und Wein
Den jungen Boden für die Zukunft ein.

Doch plötzlich schweben sie, wie Nebelstreifen
An Alpenseen auf und nieder schweifen,
Hierhin, dorthin: der folgt des Stromes Lauf,
Der zieht am grünen Hügelkamm hinauf;
Der bleibt am Strand, wie auf ein Zauberwort
Erwachsen Städte um den sichern Port.

Die Bibel spricht vom hochgelobten Lande,
Dem Land der Sehnsucht fern am Jordanstrande:
Die Herden weiden auf den grünen Wiesen,
Wo nie versiegend lautre Quellen fließen,
Auf Palmen baut die Biene ihre Zellen,
Daß süßen Honigs voll die Waben schwellen,
Der Libanon erhebt die weißen Gipfel
Und Zedern schwingen ihre breiten Wipfel.
Am Meere spiegeln Städte reich und hehr,
Von Schiffen wird der Hafen nimmer leer,

Und in den Toren sitzen ernst die Alten
Um heiliger Gerechtigkeit zu walten:
Ein Land so schön, daß selbst der Gottessohn
Im Himmel ließ den sterngeschmückten Thron,
Dort an dem See Genesaret zu säumen
Und wie ein Mensch zu lieben und zu träumen.
Dies Land, — ist wahre Botschaft uns ergangen —
Am Mississippi sieht's der Pilger prangen.

Da wogt ein Nebel über Berg und Au
Und überzieht die Landschaft Grau in Grau;
Was ihn zuvor noch farbenklar entzückt,
Verblassend jetzt dem Auge sich entrückt,
Es blitzen Lichter und mit einem Mal,
Spielt auf sein Antlitz hell ein Feuerstrahl,
Erwachend fährt er von dem Lager auf
Und blicket rasch umher; den Siegeslauf
Begann die Sonne schon, vom feuchten Hügel
Entschwingt ein Adler sich mit breitem Flügel
Hoch über Berg, hoch über Tal und Forst
Und sucht am Apalachenfels den Horst.

Er schaut hinaus zur Tiefe, — wo die Felder? —
Da rauschen undurchdringlich Eichenwälder,
Der Morgendampf vom Boden aufwärts wallt,
Durch frisches Laubwerk frisches Leben hallt.

Der Pilger schultert langsam sein Gewehr
Und blickt noch einmal hin auf Land und Meer:
„Das war der Traum von Jakobs Himmelsleiter!“
So murmelt er und wandert selig weiter.

Die Vertreibung der Zillertaler

Tirol, Tirol! du meine Heimat traut,
Auf die mit stolzem Blick das Auge schaut!
Du türmst die Wälle dir von Gletschereis,
Die Stirn umflicht der Kranz von Edelweiß;
Kein Zwingherr durfte dein zu spotten wagen,
Er liegt als wie von Simsons Faust erschlagen,
Und Efeu klimmt empor an Turm und Mauer,
Die stürmend ausgebrannt der freie Bauer,
Die Rebe schlingt das üppig grüne Band,
Durchwebt von Trauben um die schroffe Wand,
Wenn oben hoch, wo nur die Wolke zieht,
Von Fels zu Fels die muntre Gemse flieht.
Auf deinen Firnen thront die Poesie
Und schmückt mit Purpur, schmückt mit Sternen sie,
Auf deinen Schrofen ruht der rote Aar
Und blickt weitaus mit Augen hell und klar.
Er denkt vielleicht an längst entschwundne Zeit,
Wo er voranflog in den heil'gen Streit!
Er denkt vielleicht, wie er einmal dem Franken
Tief in den Schädel schlug die scharfen Pranken:
Das war die hohe Jagd! der Stutzenknall
Sang nieder von den Felsen überall,
Verwegne Schützen zielten scharf und gut,
Und röchelnd fiel das Edelwild im Blut;
Denkst du der großen Tage, Land Tirol?
Denkst du, mein Aar, an jene Jagden wohl?

* * *

Auch eine Jagd! nur gilt ein andres Ziel:
Wer sind die Jäger, welche nah'n zum Spiel?
Gleich Wölfen grimmig schleichen sie daher,
Doch ist kein Stutzen ihres Armes Wehr,
Es schmückt die schwarzen, breitgekrempten Hüte
Nicht Spielhahnfeder, noch des Speikes Blüte,
Und wo sie nah'n, verstummt der frohe Sang,
Die Zither birst, es springt der Saiten Strang.
Und was sie wollen? — Gottes Ehre zwar!
Doch dieser Gott ist nur ihr Gott fürwahr!
O Wort der Liebe, holden Friedens Kunde,
Du wurdest schwerer Fluch in ihrem Munde,
O Wort der Liebe, das vom Kreuze drang,
Wie viele gehn für dich des Kreuzes Gang!

Es kommt ein Zug, wie keiner ward gesehn,
So lang des Tales graue Felsen stehn,
Kein Banner flattert weiß und grün voraus,
Vom Hut des Senners nickt kein Alpenstrauß,
Kein alter Schütze harret auf den Sohn,
Daß dieser bringe Best und Schützenlohn,
Es scheint selbst von der Mädchen lichten Wangen
Wie Abendrot die Heiterkeit vergangen.
Die Männer schreiten vorwärts stolz und frei;
Ob auch umwölket ihre Stirne sei,
So beugt doch nichts den edlen Schwung der Glieder,
So beugt doch nichts die Kraft der Seele nieder.
Sie ziehn vorbei im grauen Lodenrock,
In starker Faust den spitzen Alpenstock,
Am Riemen hängt der Väter letztes Erbe,
Der Stutzen, daß sich Ruhm der Sohn erwerbe,

Mit stummem Schmerz blickt manches Aug' empor,
Berechnet nicht, wie viel es auch verlor:
Wem Treue blieb, der darf ja fest vertrauen,
Die Treue wird die neue Heimat bauen.
Ein Knabe faßt den Vater bei der Hand:
„Gibt's Alpenrosen auch im fremden Land?
Und Gemsen auch? — Recht viele gibt es dort,
Nicht wahr? sonst zögen wir von hier nicht fort!"
So schreiten sie am grünen Zillerstrand,
Wer jagt sie fort von Herd und Vaterland? —
Ein Wanderer bleibt stehn und fragt voll Leid; —
„Wir sind halt Lutheraner!" der Bescheid.

So wandern sie, laut schallte durch das Tal:
„Ein feste Burg!" der mächtige Choral.
Doch mischen sich ins Lied auf einmal Klagen:
Sie sehen fern des Landes Grenzstein ragen
Und träg' beginnt der matte Fuß zu schleichen,
Um nicht des Bannes Marke zu erreichen.
Sie schauen um, ins tiefste Herz das Bild
Zu prägen noch vom heimischen Gefild,
Sie senden ihren Gruß mit offnen Armen, —
Zur Seite nur der Mönch hat kein Erbarmen
Und blickt mit Freudelächeln himmelan,
Daß Gott durch ihn ein solches Werk getan!
Doch plötzlich, sieh! den Himmel aufgeschlossen,
Die Nebel an des Berges Kamm zerflossen,
Daß rot im Abendgold die Zacken glühen,
Und neu verjüngt die grünen Matten blühen.
Ja, blickt empor! die Berge werden ragen,
Liegt die Tiare auch im Staub zerschlagen;

Ja, blickt empor! die Blumen werden sprossen,
Wenn längst der Meßgewänder Pracht geschossen;
Ja, blickt empor! die Sonne lischt nicht aus,
Verglimmt die Kerze auch im Gotteshaus!

Schon sind sie fern und es beginnt zu dämmern,
Da hört man leise einen Finger hämmern
Am andern Tor des Landes und „herein!"
Ruft drinnen eine Stimme lispelnd fein.
„Gelobt sei Jesus Christus!" Paar an Paar
Ziehn Jesuiten ein in voller Schar:
Aufs neu beginnt der Kampf, bis hell dein Kranz,
Tiroleradler! flammt im Morgenglanz!

Der Riese

Bei einem hohen Eichenbaum
Liegt ausgestreckt ein Riese
Das Aug', so weit es mißt den Raum,
Erblickt nur Wald und Wiese.

Nur einmal möcht' er noch die Faust
Im Heldenkampfe regen,
Der Wind, der durch die Blätter saust,
Weht spottend ihm entgegen.

Laut ruft er in den Wald hinein,
Daß sich ein Kämpfer zeige;
Die Bäume hören ihn allein
Und schütteln stumm die Zweige.

Da legt er auf den Boden schwer
Und träg' ins Moos sich nieder,
Im Walde dunkelt's mehr und mehr,
Der Schlaf beschleicht die Glieder.

Und wie er sich im Schlummer dehnt,
Entflieht der Sommer leise,
Und wie er halb erwachend gähnt,
Macht ihn der Herbst zum Greise.

Ob jemals er ganz aufgewacht!
Ich könnt' es euch nicht sagen,
Nur träumte mir einmal bei Nacht,
Als hört' ich dumpfe Klagen.

Verzeihung

I.

Schon war es Nacht; im Kirchlein schwand
Der letzten Ampel Schein,
Da trat, als scheute sie das Licht,
Noch eine Magd herein.

Sie kniete in den Beichtstuhl hin
Zu flehn um Gottes Huld,
Der Priester neigte sich zu ihr
Und hörte ihre Schuld.

Er hob, als sie verstummt, die Hand
Für sie zum Segen nicht:
„Wer solchen Frevels schuldig ist,
Trägt schwerer Buße Pflicht.

Du gabst dich offner Schande hin,
Nicht Reue führt dich her,
Weil Gott gezeichnet deinen Leib,
Verlangst du Wiederkehr.

Siehst du die Himmelsjungfrau dort?
Ihr bring' ein Opfer dar:
Ein Seidenkleid mit Gold gestickt,
Ich gebe dir ein Jahr.

Ein Zeichen soll mir dieses sein:
Ob Ernst dir oder nicht?
Wer solchen Frevels schuldig ist,
Den trifft ein schwer Gericht."

„Ich bin nur eine arme Magd,
Gebt anderen Bescheid,
O Herr! wie sollt gelingen mir
Zu schaffen je das Kleid?"

„Hast du geküßt, hast du gebuhlt,
In eitler Tracht geprangt,
So wirke, wie du immer magst,
Das Kleid, das ich verlangt."

Er wandte sich vom Gitter ab,
Versagt ihr Trosteswort,
Sie aber ging mit feuchtem Aug'
Zum Werk der Buße fort.

II.

Sie wirbt um Lohn im strengsten Dienst
Die Hand von Arbeit wund,
Zum Lohne legt den Kreuzer sie
Den sie erspart vom Mund.

Den harten Bissen karg und schmal,
Den sie zu essen wagt,
Sie nimmt des Kindes wegen ihn,
Sonst hätt' sie ihn versagt.

Sein Aug' war ihres Trostes Stern
Sanft mahnend zur Geduld,
Und doch — sie zagt zu küssen es,
Gedenkt sie alter Schuld.

Da ward die Prüfung schwerer noch,
Das Kind lag todesbleich:
O schaffe du jetzt Hilf' und Trost,
Maria gnadenreich!

Was sie erspart, dem Priester bringt
Sie's nun zum Opfer dar:
„Mein Herr! verzeiht, wohl reicht es nicht,
Auch ist es noch kein Jahr!

Zum Tode liegt mein Kind erkrankt;
Des Mutterherzens Pein
Sie möge für das Festgewand
Ersatz und Sühnung sein!“

Der Priester sprach mit strengem Blick:
„Das Wechseln ziemt beim Tanz,
Ausharren soll, wer büßen will,
Sonst winkt ihm nie der Kranz!“

III.

Sie wirft sich an der Wiege hin
Einsam in banger Qual:
„Entsende leuchtend durch die Nacht
Mir deiner Gnade Strahl!

Als du den Sohn am Kreuze sahst
O Gottesmutter hehr,
Da littest du bei seinem Tod
Wie keine Mutter mehr.

Was ich erduldet, was ich trag',
Ich leg's in deine Hand,
Und — was noch kommen mag, ich nehm's
Als deiner Gnade Pfand!“

Da schwebte mit dem Schlummer sanft
Das Gnadenbild zu ihr:
„Wie Magdalenen einst geschehn,
Soll jetzt geschehen dir!

Du hast vor meinem Sohn und mir
Gesühnt die schwere Schuld,
Der Richterspruch ist ausgelöscht,
Nun gilt der Liebe Huld.

Aus Morgenrot und Himmelsblau
Webt Engelhand mein Kleid,
Die hellsten Stern' an Gottes Thron
Sind Schmuck mir und Geschmeid.

Du wolltest mir den Mantel weihn, —
Dein armes Kind sieh hier,
Was du ihm schaffst mit treuem Sinn
Gilt als empfangen mir!"

Sie sprach's und war entschwunden schon,
Es stieg der junge Tag,
Um ihn zu grüßen, tönte hell
Der erste Finkenschlag.

Die Mutter raffte sich empor,
Und trat zur Wieg' geschwind:
Da lag vom Morgenrot bestrahlt
Und lächelte das Kind.

Der Sakristan

(1809.)

I.

Die Abendglocken sind verklungen,
Am Tore steht der Sakristan,
Noch einmal blickt er auf die Gasse
Und steckt den schweren Schlüssel an.

Es gehn vorbei zwei fremde Krieger,
Der eine zeigt aufs Gotteshaus:
„Wir holen morgen zu Kanonen
Aus diesem Schacht Metall heraus!

„Die ehrnen Bilder haben lange
Bewacht des alten Kaisers Grab;
So ziemt es sich, wir lösen morgen
Sie von der Ehrenwache ab!“

Sie sind im Dunkel längst entschwunden,
Verhallt ist ihrer Stimme Klang,
Da schließt der Sakristan die Pforte
Und schreitet durch den Säulengang.

II.

Am Hochaltare sinkt er nieder
Und betet lang und heiß zu Gott,
Er spannt die Arme glaubensinnig:
„O wende du von uns den Spott!“

Er dachte wohl der alten Wunder,
Wie Gott ein treu bewährter Hort,
Die Seinen schirmend, Feindesrotten
Zu Boden warf mit Einem Wort.

So sann er lang, bis auf die Arme
Das Haupt ihm sank von Sorgen schwer,
Die ehrnen Heldenbilder standen
Als stumme Wächter um ihn her.

III.

Es rauscht wie fernes Ungewitter,
Es braust wie nahes Schlachtgeschrei,
Wie Blitze zuckt es durch die Fenster,
Und krachend birst das Tor entzwei.

Des Feindes Rotte stürmt die Halle,
Wo groß und still die Bilder steh'n,
Als wollte sie mit Eisenhebeln
Die Quadern aus den Fugen dreh'n.

Schon rütteln sie des Grabes Gitter, —
Da flammt die Lampe hell und klar,
Wie Säulenschäfte riesenmächtig
Erhebt sich rasch der Wächter Schar.

Sie ordnen sich in engen Reihen,
Dietrich voran und Bouillon,
Es dröhnen ihre ehr'nen Glieder,
Gleich Schatten flieht der Feind davon.

Drauf ist es wieder still geworden,
Am Grabe glänzt der Lampe Schein,
Und durch die Bogenfenster leuchten
Des Himmels Sterne mild herein.

IV.

Da tost es wieder durch die Gassen,
Schnell ist der Sakristan erwacht,
Das Morgenlicht strahlt durch die Scheiben,
Und draußen ruft es: Aufgemacht!!

Er schließet zaghaft auf die Pforte,
Es drängt heran die bunte Schar,
Er staunt, sie fassen seine Hände;
„Was? Schützen hier! — ist's Traum, ist's wahr!"

Da lachen alle ihm entgegen,
Ein Unterländer schwingt den Hut:
„Es flohen nachts Franzos und Bayer,
Habt ihr's verschlafen? — ihr schlaft gut!"

„Wir Schützen feiern das Tedeum
Am Grabe von Marmilian,
Laßt feierlich die Glocken klingen
Und zündet alle Kerzen an!"

Die alte Zither

Im Wirtshaus Lärm und Jubelsang,
Darunter der Gläser lauter Klang,
Der Spielmann sitzt auf der Bank an der Wand,
Und stimmt die Zither mit kundiger Hand.

Da jauchzt der Schütze und stampft mit dem Fuß,
Er bietet der schönsten Dirne den Gruß,
Und wie er sie scherzend im Reigen schwingt,
Die Zither heller und heller klingt.

Ihm ist so leicht, als steig' er kühn
Am Bergstock über die Alpe grün;
Ihm tönt's, wie der Schrei des Adlers gellt,
Wenn taumelnd die Gemse vom Felsen fällt.

Der Senner springt hinein in den Kreis,
Er schüttelt am Hute das Edelweiß,
Er sucht sich die lustigste Dirne aus
Und bietet ihr lachend den duftigen Strauß.

Er denkt der Alpe zur Sommerszeit,
Wo Glocken klingen nah und weit,
Aus tiefster Brust sich der Jodler entringt
Und hell durch alle Täler dringt.

Die Saite leiser und leiser schwirrt,
Wie sanft im Walde die Drossel girrt,
Die Dirne denkt errötend dabei,
Daß er sie einst herzte keck und frei.

Da tönt es wieder schmelzend und mild
Gleich Abendlüften im Maiengefild:
Die Alpenrosen erblühen am Strauch
Und füllen die Matten mit würzigem Hauch.

Nun rauscht es wieder und brauset mit Macht,
Gleich Sternen wandelnd in feuriger Pracht,
Da tönt es grell wie ein Schmerzensschrei:
Es sprang eine Saite klirrend entzwei.

Gelöst ist des Tanzes magisches Band,
Sie treten zum Spielmann an der Wand,
Sie bieten die Gläser, sie preisen ihn laut,
Denn so eine Zither ward nirgends geschaut.

Er windet die Saite aufs neu um den Stift
Und zeigt auf dem Boden des Meisters Schrift:
„Der Steiner!“ — so macht sie den Namen kund, —
Der Spielmann erzählt mit beredtem Mund:

„Was sagt ihr, ihr habt es selber erprobt, —
Ob nicht dieses Werk den Meister lobt?
Der Steiner lernte von einem Herrn, —
Doch diesen nennt man bei Nacht nicht gern.

„Der führte im-Dunkeln ihn ferne weg, —
Ich möchte bei Tag nicht wandeln den Steg, —
Sie kamen zu einer Felsenwand,
Wo eine Tanne verlassen stand.

„Der Stamm uralt und riesengroß,
Bewachsen von Flechten und braunem Moos,

Sie hatte im Sturm die Zweige gewiegt,
Wo Gemsen klettern, der Adler fliegt.

„Die Alpenrose, das Edelweiß
Erblühten ihr zu Füßen im Kreis,
Sie blickte hinaus über Berg und Tal
Und trank den letzten Sonnenstrahl.

„Jahrhunderte hat sie die Sterne geseh'n
Am Himmel auf und niedergeh'n,
Doch nie vermocht' es der flammende Blitz,
Zu schleudern sie vom Königssitz.

„Die Tanne hat er umgehau'n
Um klingende Zithern draus zu bau'n:
Hier seht ihr eine; — ich gäb' sie nicht her,
Und böte man Gold und Silber schwer."

Er schweigt und alle horchen stumm,
Da schaut er lächelnd im Saale herum;
Er greift in die Saiten, es rauscht und klingt,
Und Paar an Paar im Wirbel sich schwingt.

Aufs neue Lärm und Jubelgesang,
Darunter der Gläser lauter Klang:
Stolz schaut er herab von der Bank an der Wand
Und rührt die Zither mit kundiger Hand.

Johannisnacht am Achensee

Von stiller Höhe lohen Feuer
Mit hellem Glanz zum Himmel auf,
Ich lehne schweigend mich ans Steuer
Und laß dem Kahne freien Lauf.

Die Sterne fangen an zu schimmern,
Der Glühwurm sprüht am Rosenstrauch,
Und zuckend auf den Wogen flimmern
Die Lichter hin im Abendhauch.

Von fern beginnt's im Wald zu rauschen,
Das Ruder faßt die Schifferin:
„O wollet nicht den Tönen lauschen!“
Und lenkt den Kahn zum Ufer hin.

„Nicht gut zu weilen ist im weiten,
Ihr wißt, heut ist Johannisnacht,
Wo fessellos die Geister schreiten
Und üben dunkle Zaubermacht.

„Ihr mögt die Kunde selbst erfahren,
Am Kirchhof liegt der Marbelstein;
Geschehen ist's vor langen Jahren, —
O laßt es euch zur Warnung sein!

„Dort ruht ein Mädchen; wollt ihr fragen
Im Dorf nach ihr, ein jeder Greis
Kann euch entzückt von Liedern sagen,
Die einst gefeiert ihren Preis.

„Im Frühling war's, die Glocken klangen
Von nah und fern zum Kirchenfest,
Die Sänger von den Alpen sangen,
Und Schützen zielten um das Best.

„Kaum war vom letzten Schuß im Tale
Der Rauch im Abendgrau verweht,
So lockte schon zum Wirtshaussaale
Die Zither und das Klarinett.

„Sie tanzten bis zur zwölften Stunde,
Da weht es plötzlich scharf und kalt,
Und alle schwiegen in der Runde
Bis dumpf der Glockenton verhallt.

„Jetzt trat im grünen Jagdgewande
Ein fremder Schütz keck durch das Tor,
Er schoß nicht auf dem Scheibenstande,
Und niemand kannte ihn zuvor.

„Doch jeder meint, er hab' gesehen
Schon einmal dieses Angesicht,
Und soll er sagen, wo's geschehen?
Er weiß sich zu erinnern nicht.

„Er geht zum Spielmann, — alle weichen, —
Und drücket kräftig seine Hand.
‚Spiel auf! es soll dir keiner gleichen
Im reichen schönen Unterland!'

„Der greift gehorsam in die Saiten,
Er staunet selbst beim ersten Klang,

So hört' er nie die Töne gleiten
Und spielte doch schon jahrelang.

„Musik hat niemals so geklungen,
Sie dringt ins Herz, zwingt jedes Glied,
Im wilden Knäuel rast verschlungen,
Wer strenge sonst das Tanzen mied.

„Der Jäger führt die Maid zum Reigen,
Und wenn er hin im Kreise schwebt, —
Er ist so leicht, wie Funken steigen,
Wenn sich der Sturmwind machtvoll hebt.

„Da faßt er kosend ihre Hände,
Und sie wagt nicht zu sagen: nein!
‚Bald naht Johannis Sonnenwende,
Dann steig' ich auf dem Söller ein.'

„‚Ich bin dir hold!' — Da klang im Tale
Die erste Morgenglocke schon,
Die Zither schwieg, doch aus dem Saale
Entschwand er mit dem letzten Ton.

„Oft sprach man noch von ihm mit Grauen,
Und niemand wußte klar Bescheid,
Doch sie, voll Sehnsucht ihn zu schauen,
Gedachte sein mit stillem Leid.

„Da kam Johannis; eben blühten
Die Alpenrosen an der Wand,
Und von dem höchsten Kamme sprühten
Die Sonnenfeuer durch das Land.

„Der See war ruhig, klar wie heute,
Da klopft es um Schlag Mitternacht —
Ob das Geständnis sie nicht reute? —
An ihre Fensterscheibe sacht.

„Sie hört's, sie bebt, die Kniee wanken,
Licht war es wie bei Vollmondschein,
Durch Nelken und durch Windlingsranken
Schaut er zu ihr ins Kämmerlein.

„Sein Antlitz bleich, wie sie's gesehen
Im Leben noch bei keinem Mann,
Die großen, dunklen Augen flehen
Und fesseln sie mit Zauberbann.

„Sie folgt dem Zug, sie naht mit Zagen,
Er flüstert Worte süß und traut:
‚O komm, o komm, du darfst es wagen,
An diese Brust, sei meine Braut.

„‚Ich will den stolzen Thron dir zimmern,
Wo kühn die höchste Klippe ragt,
Zu Häupten nah die Sterne flimmern
Und kaum den Flug der Adler wagt.

„‚Im Sonnenlichte sollst du glänzen,
Wenn tiefe Nacht den See verhüllt,
Mit Edelweiß die Stirne kränzen
Und Gold, das aus der Tiefe quillt.

„‚Zu Füßen leg' ich dir Kristalle,
Gebrochen aus des Berges Schacht,

Ich bringe dir vom Felsenwalle
  Vereint der schönsten Blumen Pracht.

„‚Und bist du müd', auf weichem Moose
  Laß ruhen uns am Gletscherquell,
In Lauben blüht die Alpenrose,
  Am Bergmahd duftet der Brunell.

„‚Ich will der scheuen Gemse winken,
  Sie klettert von der grauen Wand,
Aus deinem Becher wird sie trinken
  Und rupfen Gras aus deiner Hand.

„‚O folge mir, ich will dich tragen
  Zu jenen Höhn! — du bebst? — dir graut? —
An meine Brust! du darfst es wagen!
  An meine Brust! sei meine Braut!'

„Sie wendet sich von ihm mit Schauer,
  Zu Gott erhebt sie Herz und Sinn,
Er blickt sie an mit tiefer Trauer
  Und war, wie Schatten fliehn, dahin.

„Doch stand er stumm und ohne Klage
  Von jetzt am Söller jede Nacht,
Und mit dem zwölften Glockenschlage,
  Da klopft er an das Fenster sacht.

„Sie hört's, sie bebt, die Kniee wanken,
  Licht wird es wie bei Vollmondschein,
Durch Nelken und durch Windlingsranken
  Schaut er zu ihr ins Kämmerlein.

„So manche Messe ward gesungen,
Vergebens klang der Priester Wort,
Kein Gnadenbild hat ihn bezwungen,
Und keine Weihe trieb ihn fort.

„Sie wurde bleich, so melden Sagen,
Wie dort die Lilie am See,
Bald hat man sie hinausgetragen,
Eh' noch geblüht der erste Schnee.“ —

Aufs neu beginnt's von fern zu rauschen,
Das Ruder faßt die Schifferin:
„Wollt nicht mehr diesen Tönen lauschen
Und lenkt den Kahn ans Ufer hin!“

„Nicht gut zu weilen ist im weiten, —
Ihr habt's gehört! — in dieser Nacht,
Wo fessellos die Geister schreiten
Und üben dunkle Zaubermacht.“

Der Schmied zu Gossensaß

Abends saß der Sohn des Bauern
Schmauchend vor des Hauses Tor,
Um der Kühlung zu genießen
Und des süßen Lindenduftes,
Der zu ihm herüberwehte.
Trat der Vater auf die Schwelle,
Brummend hielt er eine Pflugschar:

„Wild ist mir der Stier geworden,
Bog und brach das starke Eisen,
Wie ein Knabe bricht die Gerte.
Morgen soll es fest genietet
Wieder an der Sterze haften,
Uns die Brache umzulegen.
Geh zum Schmied, wenn du ihn bittest,
Ist er heut noch dir gefällig.“

„Aber Vater!“ sprach er zögernd,
„Längst verklang die Abendglocke,
Und die Unke stimmt am Teiche,
Wo der Irrwisch flackert, traurig
Ihren Sang; nicht ist's geheuer
Sich noch auf den Weg zu wagen,
Geister schweben auf und nieder,
Und die Nacht ist niemands Freund.
Von der Schmiede raunt man vieles,
Daß sich Christenleute gern
Mit dem Kreuz davor gesegnen.
Läutet zum Gebet das Glöcklein,
Wirft der Meister fort den Hammer
Und verläßt die dunkle Werkstätt:
Ist er weg, dann wird's lebendig,
Funken stieben, Schläge donnern
Zu des Blasbalgs lautem Schnaufen,
Und des Morgens liegt vollendet,
Was des Abends du bestellt.“

„Fauler Schlingel,“ war die Antwort,
„Fürchtest dich, so nimm vom Hute

Dir die Feder und den Schlagring,
Den du trotzig trägst, vom Finger."

Heißer fühlt' er auf der Wange
Wie die Röte stieg und schweigend
Schritt er mit der Pflugschar vorwärts.
Weder Hexen noch Gespenster
Sah er auf dem dunklen Pfade,
Keck im Übermute jodelnd
Weckt er laut den Widerhall.
Bald erreicht war so die Schmiede,
Zum Verwundern flog vom Schlote
Noch in später Stund' ein Wirbel
Feuerfunken durch die Luft.

Auf die Schwelle trat er zögernd,
Doch erschreckt ließ er die Klinke
Wieder sinken. An der Esse
Stand ein Zwerglein, wie's die Mutter
Oft geschildert bis aufs Schurzfell.
Grau das Haar, in langen Strähnen
Floß der Bart hinab zum Gürtel,
Und es spielt ein schelmisch Lächeln
Um die rußbefleckte Wange.
Pustend blies es in die Kohlen,
Daß die Flamme züngelnd flog
Aufwärts, abwärts, wie ein Bild
In der Kirche zeigt die Hölle.
Emsig trieb des Schmiedes Tochter
Ihm den Blasbalg. Einen Hammer
Sucht' es aus, der schwerste war es,

Schwang ihn kräftig, und die Zange
Drehte kunstgewandt den Klumpen
Eisen, bis er Form gewann.
Lachend rief es: „Kommst du endlich?
Fertig findest du die Fessel,
Die dich dauernd binden soll."
Jenem klopft' das Herz im Busen:
Alle guten Geister! dacht' er,
Doch vermocht' er nicht zu fliehen,
Mit der Hand kein Kreuz zu schlagen,
Als ihn willenlos das Zwerglein
Führte vor das Mädchen hin.
Spottend zog sie ihm vom Finger
Seinen Schlagring, und vom Hute
Rupfte sie die Roblerfeder.
„Nimm den Unband!" rief das Zwerglein,
„Zähm' ihn, bis ich wiederkehre,
Daß er mir nicht alle Tage
Auf die Berge läuft, den Gemsen
Und dem Auerhahn zum Schrecken.
Kann dem Zug, der ihn zur Höhe
Lockt, er nicht mehr widerstehen, —
Bring' er keine blut'ge Beute,
Nein, er hole Alpenrosen,
Edelraut' und Jochplatengen
Dir zum schönsten Sonntagsstrauß.
Lehr' ihn seufzen, lehr' ihn flehen,
Auf dem Tanzplatz bei der Zither
Sich im raschen Takte schwingen,
Lehr' ihn auch, — doch ich will schweigen,
Das wird sich von selber geben!

Und so mag er heimwärts eilen,
Sei er frei und doch gebunden,
Sei er blind mit offnem Auge,
Sei er taub mit offnem Ohre,
Zauberfesseln, Zaubersprüche,
Fest gedreht, mit Kraft gesprochen,
Bricht er nicht, wird er nicht lösen:
Bann' und binde ihn der Bann!"

Es erlosch die Feuerflamme,
Kichernd schob das Mädchen ihn
In die Nacht zur Tür hinaus.
Morgens stand ein neues Eisen
Fest genietet an der Sterze,
Und der Vater lobt' es prüfend;
Doch der Sohn, der blieb verzaubert,
Wohl war ihm und weh zumute,
Wollt' er jauchzen, sank die Wimper
Feucht vom Taue; vor dem Wirthshaus
Schlich er scheu vorüber, wo er
Sonst gejubelt; an den Schuhen
Wuchsen statt der Nägel Flügel:
Wie den ew'gen Juden zwang's ihn
Tag und Nacht zu wandern rastlos,
Und er fand sich immer wieder,
Immer wieder vor der Schmiede.
Endlich merkt es doch der Vater,
Fast ging ihm sein Leid zu Herzen.

„Bursche," rief er, „laß doch hören,
Was ist dir denn widerfahren?
Du erscheinst mir ja verhext!" —

„Ja verhert! Der Himmel helf' mir,
Nimmer weiß ich sonst zu helfen,
In der Kirche selbst verfolgt mich
Dieser Zauber: schien mir neulich
Doch, es lese Schmieds Wallburga
Statt dem Pfarrer dort die Messe.
Ist's nicht Blendwerk? Jeder Segen
Gleitet, wie der Sonne Strahlen
Von dem Gletschereise, ab."

Angstverwirrt und schmerzbeklommen
Sagt' er nun, was ihm geschehen
In der Schmiede. Lächelnd klopfte
Ihm der Vater auf die Schulter:
„Diese Fessel ist so leicht nicht
Loszubinden, selbst der alte
Meister Schmied vermag es nicht,
Und von Tag zu Tage wird sie
Schwerer werden. Geh zum Pfarrer,
Daß er dich exorcisiere
In der Kirche vor dem Altar;
Doch muß auch die Hexe, welche
Dir getan den Spuk, dabei sein.
Dann wird leichter deine Bürde,
Denn sie muß mittragen helfen."

„Leicht ist raten, schwer probieren!"
Dacht' er, „doch ich will es wagen!"

Und gelungen ist's, zum Troste
Sei's erzählt den Junggesellen,

Die befangen sind im gleichen
Zauberbann, wie's dieser war.
Leicht zu finden ist das Mittel
Dort beim Schmied von Gossensaß
Oder wohl sogar noch näher.
Pfarrer mit der Stola gibt es
Einen fast in jedem Dorf.

Ein altdeutsch Ballad in allerneweſter Unform

Von Adolf dem Bicherlär ze Innsbruggen.

Ich sitz auf einem Steine
Am grünen Wiesenraine,
Da blühen die Fisolen
Im Felde gar verstohlen.
Ich denk' in meinem Witze,
Wie ich einst als Novize
Verzehren mußt' die Bohnen
Und in der Zelle wohnen,
Bis eine Jungfrau, holde,
Mit langem Haar von Golde
Mir lieblich zugewunken.
Als ich Rotwein getrunken,
Tät sie mich gar verlocken:
Ich lief davon auf Socken.
Nun kocht sie mir den Brei
Und rührt den Topf dabei,
Bringt Kinder Jahr für Jahr, —
O würd' es endlich gar!

So bin ich schlecht beraten
In meiner Kemenaten.
Doch 'ne Ballade gibt es,
Wie jetzt so sehr man liebt es.

* *
*

Die nächst' sing' ich von Rosen,
Landsknecht' in Pluderhosen,
Die dritt' wohl in Bockleder,
Am Hut die Hahnenfeder;
Die viert' dann als Geselle
Zur Fahrt mit Leist' und Elle.
Und wer nicht glaubt an meine Kunst,
Der hat vom Dichten keinen Dunst!

Ende.

Senn

(Gestorben 1857.)

Der Dichter des Tiroleradlers.

Sie haben dich zu Grab gelegt,
Die Glocken wurden nicht bewegt,
Es folgte dir ein kurzer Zug, —
Nur wer, wie du, den Degen trug.

Es gibt kein Stein mit goldnem Mund:
Hier liegt ein Dichter! — prahlend kund.
Die Blumen sind schon lang verdorrt,
Die schmücken sollten diesen Ort,

Und jene Hand, die traurig heut
Vielleicht sie auf dein Grab gestreut, —
Sie bietet aus der Engel Schar
Zuerst sich dir zum Gruße dar.

Der Engel? — Ja! — Aus Nacht und Tod
Glänzt dir ein andres Morgenrot
Ins düstre Aug', in das so lang
Kein Blick der Liebe lindernd drang.
Doch jener, dem das Weltall bebt,
Der dort die Richterwage hebt, —
Er prüft das Herz und mißt die Schuld
Und zieht die Schmerzen ab voll Huld,
Die sich zum Dornenkranz verschränkt
In deine Schläfe tief gesenkt.
Er sah die stumme Todesqual,
Als deines Genius Sonnenstrahl
Von dir verblassend Abschied nahm
Und dir nichts blieb als öder Gram,
Als deine Seele aufwärts rang
Und nicht den finstern Dämon zwang,
Du trostlos dich an Schatten hingst,
Und lebend als ein Toter gingst.

Doch jetzt: Aus Ätherquellen fließt,
In ungetrübter Flut ergießt
Um deine Stirn sich neues Licht:
Des Ewigen ewig Lobgedicht!
Es hallt ins ungewohnte Ohr
Der alten Melodien Chor,
Und wogend, brausend durch den Dom

Des Himmels rollt der Lieder Strom.
Noch einen Blick wirfst du herab,
Du lächelst auf dein herbstlich Grab:
Da flammt es hell am Ortlerspitz,
Als zuckt' aus dem Gewölk ein Blitz:
Ein roter Aar schwebt durch die Nacht,
Er hält an deinem Grabe Wacht
Und einen Lorbeer legt er hin, —
Verstummen mag gemeiner Sinn!

Am Grabe Christian Schlechters
(1871.)

So früh rafft dich des Todes Welle
Fort in das Meer der ewigen Nacht,
O du mein liebster Trautgeselle,
Mit dem ich oft geschwätzt, gelacht!

Es trüben heut' mein Auge Tränen,
Wie dort, als schüchtern sich und bang
Der ersten Liebe Hoffen, Wähnen
Des Jünglingsknaben Brust entrang.

Den Bruderarm um mich geschlungen
Botst du den Strauß von Rosen mir
Und riefst, nachdem das Glas geklungen:
„Bring' ihr zum Gruß die Blumen hier."

Die Schollen kollern in die Tiefe,
Schon summen düst're Litanei'n, —
Wenn ich, wie du für immer schliefe . . .
Still feiger Wunsch, nicht darf es sein!

So leg' ich auf den Hügel nieder
Den Kranz von lichtem Edelweiß, —
Was Jammer hier, was Klagelieder,
Wenn Deutschlands Herzblut färbt das Eis.

Die Zukunft und die Ferne schwimmen
Vor mir als wie bei Doppelsicht,
Aus Frankreich hallen Geisterstimmen,
Die Donner künden das Gericht.

Daß vor der Zukunft hehren Tagen,
O Freund, dich riß der Tod hinab,
Darüber nur, nur dieses klagen
Laß mich an deinem frühen Grab!

Am Achensee

(1870.)

Hoch über die Alpen braust der Sturm,
Wild kommen die Wolken geflogen,
Das Wettergeläute schallt vom Turm,
Im Achensee rauschen die Wogen.

Da kracht der Donner, daß laut im Chor
Die Berge widerhallen,
Und dort — dort zucket die Flamm' empor:
Der mächtigste Baum ist gefallen.

So traf den Empereur der rächende Strahl,
Versengt' ihm des Stolzes Mähne,
Und jauchzend verkünden es Berg und Tal,
Daß Staub ihm füllet die Zähne.

Te Deum laudamus! — doch leider muß
Beim Jubel ich heimlich grollen:
Nicht darf Tirol, den Brüdern zum Gruß,
Die Fahne Hofers entrollen.

Es ballt sich die Faust! Der Stutzen ruht,
Der „Anno neune" geschossen,
Daß rot der Inn von des Galliers Blut
Hinab gen Aspern geflossen.

Und liegt auch der Stutzen jetzt im Bann,
Bald steigt der Morgen hernieder,
Wo auch wir marschieren, Mann für Mann,
Anreihen den Brüdern die Glieder.

Die Wetter verzogen, der Abend rein,
— Ein Donner murrt noch von ferne, —
Froh seh' ich steigen am deutschen Rhein
Der Zukunft heilige Sterne.

Herbstbild

Dort im Wald die alte Buche
Hält die grünen Blätter fest,
Daß sie kaum zu lispeln wagen
In dem Hauch des lauen West.

Doch schon ist der Herbst gekommen,
Doch schon naht des Winters Not,
Herb hat sie der Reif getroffen
Und sie werden prächtig rot.

Ungestüme Stürme wüten
Plötzlich über Berg und Tal,
Daß die welken Blätter fliegen,
Leer die Buche steht und kahl.

So wird stets sich wiederholen,
Sich erneuen das Geschick:
Bei dem Baum muß ich gedenken
Frankreichs und der Republik.

Meinen Kindern beim Scharpiezupfen

Trüb und düster senkt der Himmel
Sich herab auf Berg und Flur,
Und ein flockiges Gewimmel
Überdeckt des Lebens Spur.

Überdeckt sie, daß es wieder
Sich gewinne neue Kraft,
Steigt der junge Lenz hernieder
Mit dem grünen Lilienschaft.

Ihr auch zupft mit zarten Händen
Ein Geflock aus weißem Lein,
Helden soll's Genesung spenden
Auf den Wunden, weich und fein.

Deutschen Helden mög' es frommen,
Daß sie bald gesund ersteh'n:
Deutschlands Frühling ist gekommen
In des Sturmes Flammenweh'n.

Mög' euch seine Sonne strahlen
Groß und klar in voller Pracht.
Euer Vater trug in Qualen
Eines langen Winters Nacht.

Und das ist's, daß ich mich freue
Mit euch, für euch — Kinder! jetzt:
Daß dem Feind zum Trotz die Treue
Niemals Deutschland ich verletzt.

Mußte Zorn mein Auge feuchten
Bei Erniedrigung und Spott, —
Deutschlands Banner seh' ich leuchten
Und dies Banner schirmet Gott!

Innsbruck, 4. November 1870.

Vor Paris

Dort des Wasgaus grüne Berge
  Schimmernd hell im Abendlicht,
Friedlich ruht im Kahn der Ferge,
  Wo der Rhein die Wogen bricht.
Plötzlich horch! des Hahnes Krähen,
Trotzig heischt er Kriegstrophäen —
Vorwärts!

Und der Turko in der Wüste
  Hört's, ergreift die Waffen schnell,
Daß an jeder Meeresküste
  Hallt der Kriegsruf wild und grell,
Wo des Rheines Fluten blitzen,
Funkeln Bajonettes Spitzen —
Vorwärts!

Wer wird uns vor Schmach bewahren? —
  Dort, dort schwebt ein Engelsbild,
Das einst gegen Hunnenscharen
  Auf dem Lechfeld schlug den Schild.
Deutschland! Deine Heldensöhne
Wecken der Trompete Töne —
Vorwärts!

Ha! wie es durch Frankreich wettert,
  Wie sich wälzt die wilde Flucht,
Wie sie liegen hingeschmettert
  Von des deutschen Schwertes Wucht!
Geisterchöre blicken nieder,
Hören unsre Siegeslieder —
Vorwärts!

Laßt sie knirschen an der Seine,
Wo man euch getränkt mit Hohn,
Denn ihr seht schon Sainte-Madleine
Und das stolze Pantheon!
Seht den Kranz des Sieges winken,
Nieder muß die Schanze sinken —
Vorwärts!

Ja zum hehren Strafgerichte
Stieg vom Throne unser Gott,
Unser Gott macht sie zunichte
Daß sie sind der Knaben Spott.
Auf den Knien deutsche Brüder
Lasset steigen Dankeslieder —
Aufwärts!

Garibaldi

Blinkend, einen reinen Stern,
Reich geschmückt mit jeder Tugend,
Pries der deutsche Mund dich gern
Als ein Vorbild für die Jugend.

Nicht für jenes Königs Thron:
Für Vittor Emanuele
Fochtest du mit deinem Sohn,
Wagtest mutig Leib und Seele.

Für dein Volk in heißer Schlacht
  Wolltest du die Einheit schmieden,
Für dein Volk hast du gewacht,
  Ihm zu schaffen goldnen Frieden.

Sehen muß ich nun mit Groll, —
  Ach du dienest zum Beweise,
Daß man keinen rühmen soll,
  Der noch lebt, als groß und weise.

Denn verlöschend schnell und dumpf
  Bist vom Himmel du gesunken
In des Frankenreiches Sumpf,
  Daß verglomm der letzte Funken.

Mit Cartouche jetzt Hand in Hand,
  Zum Flibustier geworden,
Droheſt du dem deutschen Land,
  Möchtest seine Helden morden.

Welscher Dolch und welsche List, —
  Hüte dich, Condottiere! —
Retten nicht zu jeder Frist,
  Schirmen nicht vor deutscher Wehre.

Hüte dich! dein weißes Haupt
  Trägt nicht mehr die Ehren-Krone,
Selber hast du sie entlaubt,
  Dir und deinem Volk zum Hohne.

Nach Caprera übers Meer!
  Birg dich in der fernsten Kammer,
Büße, daß kein Auge mehr
  Schaue dich und deinen Jammer!

Gallia

Durch die Gassen, wild im Wahnsinn,
  Tränenvoll das Auge rollend
Irrt ein Weib mit mattem Fuße,
  Auf zum Himmel schreit es grollend:
„Naht, — ich fordre euch zu Zeugen,
  Tretet her, ihr Völker alle,
Sagt, ob je von solcher Höhe
  Jemand kam zu solchem Falle?
Selbst die Mutter bei dem Kreuze,
  In der Brust die sieben Schwerter ...
Als das Schwert, das mich getroffen,
  Sind sie schwerlich schärfer, härter.
Mit dem stolzen Diademe
  Thront' ich Kaiserin der Franken,
Meines Willens Telegramme
  Flogen an der Erde Schranken.
Meinen Rednern horchte staunend
  Rings das Volk in allen Reichen,
Und vor meinen Denkern, Dichtern
  Mußte stumm der Neid erbleichen.
Daß im Jahre neun und achtzig
  Ich die Fahne kühn geschwungen,

Wie ein blödes Märchen scheint es
In dem sieb'zger Jahre verklungen.
Alles, alles ist vergessen!
Mit geborstnem Diademe,
Mit zerrißnem Purpurmantel
Unterlieg' ich nun der Feme.
Blutend fallen meine Krieger,
Ziehn gefangen auf den Straßen,
Auf dem Antlitz meiner Töchter
Muß die letzte Ros' erblassen.
O ihr Völker tretet näher:
Ob ein Leid dem meinen gleiche,
Ob ein Schmerzenskelch den meinen
Je an Bitterkeit erreiche!"
Hingeworfen auf den Boden
Fuhr sie fort mit bangem Stammeln,
Schwärzer, dunkler schien der Himmel
Seine Wolken zu versammeln.
Wie das Schwert der Cherubime
Flammten hell der Blitze Lichter
Und ich sah mit Beben nahen
Ihn, den hohen Weltenrichter,
Dessen Odem über Sterne
Sich im Flug des Sturmes breitet,
Dessen Fuß durch Abgrunds Klüfte
Frei und unaufhaltsam schreitet.
Und wie Donner hob erschütternd
Er zum Spruche jetzt die Stimme:
„Trink' ihn aus den vollen Becher,
Den ich dir geschenkt im Grimme.
Auf den Hügeln an der Seine

Bautest du dir selbst die Reben,
Die nach wollusttollen Nächten
Jetzt den Rachetrank dir geben.
Doch zuvor gabst du ihn weiter
An die Fürsten in der Runde,
Und die Völker ringsum nippten
Von dem Gift mit frechem Munde.
Fanden sie durch dich die Strafe,
Nun so schlürfe jetzt die Hefe,
Und die kahle Dornenkrone
Drücke tief in deine Schläfe.
Was dir Dichter, Denker schufen,
Muß der Menschheit angehören,
Wie dem Himmel jede Stimme
Aus der Engel sel'gen Chören.
Deine Tat ist deine Strafe,
Deine Tat ist deine Buße!
Das erkenne! und der Himmel
Neigt versöhnt sich dir zum Gruße.
Aus den Tiefen des Gewissens
Mußt du wieder auferstehen,
Und in strahlender Verjüngung
Wird die Welt aufs neu' dich sehen!"
Nacht und Schweigen! vor die Wälle
Frankreichs rücken Deutschlands Heere,
Lorbeer schmücket jedes Banner
Und gefeit ist jede Wehre.
Fahl, hohläugig, zähnefletschend
Kriecht der Hunger auf die Mauern
Und erfüllt die Prachtpaläste
Mit des Pesthauchs kalten Schauern.

Wie einst die Posaune dröhnte
  Furchtbar aus des Sinai Wettern,
Hebt sich aus dem ehrnen Kreise
Plötzlich der Trompete Schmettern.
  Rings im weiten Bogen krachen
Drauf die Salven der Kanonen,
  Daß in Schutt zerbröselnd fallen
All die stolzen Bastionen.
  Selbst im Sturz noch schön und prächtig
Muß die hohe Frau erbleichen,
  Denn der Todesengel drückt ihr
Auf die Stirn des Fluches Zeichen.

Am Tage der Kapitulation von Diedenhofen.

In Tirol

Von den Alpen bis zum Meere
  Siehst du Freudenfeuer flammen,
Bei des Jubels lauten Klängen
  Schmelzen Stamm an Stamm zusammen.

Finster ist's auf unsren Bergen,
  Schweigen herrscht im Kreis der Zecher,
Selten klingt zu Deutschlands Ehre
  Hier und da ein voller Becher.

Nicht mit Politik befassen,
  Will sich die studierte Jugend,
Der Bureauchef führt die Liste,
  Für ein Amt ist Schweigen Tugend.

Will sie sich fesch amüsieren,
  Fuchtelt sie mit dem Rappiere,
Brüllt sentimentale Lieder
  Im Zigarrenqualm beim Biere.

Und die Männer aus dem Volke,
  Deren Väter einst gestritten,
Wallen zu den Gnadenbildern,
  Für des Papstes Stuhl zu bitten.

Sieh die Mädchen dort, die Frauen,
  Wie sie trippeln, wie sie laufen,
Opfer bei den Jesuiten
  Soll der Seele Heil erkaufen.

Wo du hinschaust, hockt ein Heuchler
  Fischend mit der Lügen Angel,
Fromme Vogelfänger lauern,
  Ach an Gimpeln ist kein Mangel!

Sei es! bis zum jüngsten Tage
  Wird die Wirtschaft doch nicht dauern,
Ja ich sehe schon die Bresche,
  Die sich legt in ihre Mauern.

Wo es dunkel auf den Bergen,
  Nacht verhüllet unsre Firne,
Wird bald schimmern die Verklärung,
  Freudig strahlen jede Stirne.

Alle Riegel werden springen,
Öffnen weit sich alle Tore,
Jauchzend schallen unsre Stimmen
In der deutschen Brüder Chore.

Ist mein Aug' bis dort gebrochen —
O dann wollet Blumen pflücken,
Mit dem Kranz, dem trikoloren,
Eures Dichters Grab zu schmücken.

Den deutschen Schriftstellern

An euch, ihr Ritter vom Gänsekiel,
Geht heut bescheiden die Bitte!
Ihr habt geschrieben, gedichtet viel,
Wie die Pinsel im Reich der Mitte.

Daß Herrliches manchem Geist entsprang,
Wer wagt es, darf es verneinen?
Es kann sich manches Poeten Sang
Unsterblichen Chören vereinen.

Doch gab es Jungen und gibt es noch,
Die hocken in gallischer Schule,
Sie pfeifen alle aus einem Loch
Und drehn langweilig die Spule.

Hinaus die unsaubere Kompagnie,
Nicht würdig ist sie der Ahnen!
Zum Teufel mit Offenbach und Sue,
Uns leuchten andere Bahnen.

Jetzt ist es Zeit, daß der Gänsekiel
Sich wandle in Adlerschwingen,
Das Lied soll neben der Tat zum Ziel,
Zum erhabensten Ziele dringen.

Einem Freunde

(Beim Tode seiner Frau.)

Einst rührt' ich mit Fingern weich und zart
Der Liebe goldene Saiten,
Jetzt soll wie Trompeten rauh und hart,
Mein Lied nur Schlachten begleiten.

Darum verzeih! — Mit fliegendem Haar,
Das Aug' entflammt vom Grimme,
So naht dir jetzt der Gesänge Schar,
Noch zitternd die zornige Stimme.

Wohl fühl' ich mit dir an der Herrlichen Sarg
Nicht schwinden darf ihr Gedächtnis,
Wenn auch die Erde dem Blick sie barg,
Sie ließ dir ein heilig Vermächtnis.

Erzieh' die Söhne als Helden kühn
Als Deutsche mit Wort und Wehre,
Wie die Mutter soll das Töchterlein blühn,
An Tugenden, Schönheit und Ehre.

Das Soldatenweib

„Schuster schneide Schühlein schnell
Lang als wie mein Finger
Und mit roter Seide näh
Mir zusamm' die Dinger.

Schühlein kriegt mein Anderl heut,
Heut zum zweiten Jahre
Und er soll zum erstenmal
Tanzen mit dem Paare.

Denn sein Vater kehrt zurück
Aus dem deutschen Kriege,
Als er fortzog, lag das Kind
Schlummernd in der Wiege.

Eine Trommel bringt er dir
Und ein Roß zum Reiten,
Mit dem Schwert aus Silberblech
Mußt du tapfer streiten.

Ja der Vater kehrt zurück
Hat mich nicht vergessen,
Ließ in Metz zum Atlaskleid
Mir zehn Ellen messen.

Goldne Litzen auch dazu,
Und noch andre Sachen,
Nach der neusten Mode soll's
Mir die Näht'rin machen.

Rauh und struppig ist sein Bart,
Braun sind seine Wangen,
Unser Anderl kann bereits
An das Knie ihm langen.

Zieh sogleich die Schühlein an,
Hörst du die Signale?
Tanzen mußt beim Einzug du
Heut zum ersten Male."

Circe

Zeige nur die bloßen Arme
Weich wie Wellenschaum zu fühlen;
Wer sie anschaut, wer sie anrührt, —
Seel' und Leib muß er verspielen.

Wie wird er in sich zerschmelzen,
Jubelnd, seufzend an dir hangen,
Wenn sie, wie den Baum Lianen
Ihn mit heißer Glut umfangen.

Von den Armen zu den Lippen
Wird er tastend bald sich wagen,
Bis ihm, Herz zum Herzen drängend,
Wild und toll die Pulse schlagen.

Plötzlich kehrst du höhnisch lächelnd
Dich von ihm, er flieht verlassen
In die Wüste, zweifelnd immer
Zwischen Liebe, zwischen Hassen.

Wirfst du jetzt nach mir die Schlinge?
Circe, Circe laß dich warnen!
Circe, Circe, dich erkenn' ich,
Niemals wirst du mich umgarnen.

Die in Tiere du verwandelt,
Mögen folgen dir die Toren,
Ruhig bleib' ich und du hast nun
An Odyß dein Spiel verloren.

Werbung

Ein holdes Elefantenweib —
Zehn Meter hoch der stolze Leib —
Stand einst in einem Garten.
Ein junger Kater wohlgestalt',
Er war vielleicht zehn Monden alt,
Der schlich sich zu der Zarten.

Er putzt das rote Näselein
Mit seinem feinen Pfötelein, —

Den Pelz wie weiße Seide,
Am Hals trug er ein Glöckelein,
Das läutete so hell und rein,
Mit goldenem Geschmeide.

Die Liebe hatt' er nie gekannt,
Bis sie im März ihn übermannt
Zu dieser reinen Frauen,
Mit seinem süßen Rosenmund
Begann er noch in später Stund'
Gar lieblich zu miauen.

Sie hört es nicht, sie sieht es nicht,
Wie jammerte der arme Wicht,
Wer kann das sagen, singen!
Dann lief er auf das Feld hinaus
Und fing dort eine fette Maus,
Ihr ein Geschenk zu bringen.

Sie merkt es nicht, mit ihrem Fuß
Zertrat sie seiner Liebe Gruß —
Hätt' ihn auch bald zertreten;
Da drehte sich mit einem Satz
Vorsichtiglich der kleine Matz
Und legte sich aufs beten.

Ein Engel bracht' ihm guten Rat,
Den er verwendet schnell zur Tat:
„Du mußt die Schöne küssen!
Spürt erst sie deinen Männerbart
An ihren Lippen wohlverwahrt,
Wird sie dich lieben müssen!“ —

Ja, kühn gewagt ist halb getan!
Er sucht auf ihrem Kleid die Bahn
Mit seinen scharfen Krallen.
Von ihrem Rücken kriecht der Tor
Zu ihrem schlanken Rüssel vor, —
Wär' bald herabgefallen.

Da nieste seine holde Braut,
Auf einmal wie Trompeten laut
Und nieſt' ihn an die Mauer.
Die andern Katzen sehens all'
Und lachen schadenfroh beim Fall. —
Er schleicht davon voll Trauer.

Er kriecht hinaus zum grünen Wald,
Ward dort ein frommer Klausner bald
Und galt als Kirchenvater.
Nun trug er ein Cilicium,
Besetzt mit Stacheln um und um,
Wie's ziemt für einen Pater.

Dann predigt er Enthaltsamkeit
Den Katzen allen nah und weit,
Wenn sie im Märzen sungen.
Doch ob er auch den Sündern wehrt? —
Sie haben seiner nicht begehrt,
Es ist ihm nicht gelungen.

Und als er starb, da trugen ihn
Zwölf Kätzlein auf der Bahre hin

Zu seinem tiefen Grabe.
Dort sucht ihn auf im Mondenschein
Und klagt die bittre Liebespein
Gar mancher arme Knabe.

Ob sie ein Denkmal ihm erricht'?
Ich hab' es noch gelesen nicht,
Doch ist es jetzt so Mode.
Ich habe keine Müh' gespart
Und sang in meiner neusten Art
Ihm diese schöne Ode.

Das letzte Lied der Lerche

Verschwimmt im Osten der Morgenstern?
Ist trüb meines Auges Licht?
Noch einmal regt' ich die Schwinge gern,
Die schon das Alter zerbricht.

Du steigst mir, Sonne! zum letztenmal
Aus feurigem Morgenrot:
Ich will mich wärmen an deinem Strahl,
Dann fasse mich der Tod.

So manche Hymnen sang ich dir
Laut schmetternd hinaus in die Luft, —
Bald trifft mich sterbend der Abend hier,
Die Nacht weint auf die Gruft.

Und wenn das Grün zum Golde reift,
Zur Ernte der Schnitter geht, —
Eh noch die Sichel die Ähre streift
Bin ich zum Staube verweht.

Dann fällt die Zyane, fällt der Mohn
Als Todesopfer der Flur;
Ich lebte so viele Lenze schon, —
Die Blume blüht Einen nur.

So flute der Jahreszeiten Strom
Im Wechsel stets auf und ab,
So wölbe sich ewig des Himmels Dom
Auf meinem bescheidenen Grab!

Und wenn mein Lied auf der Erde schweigt, —
Sie bleibt ja nicht stumm und tot;
Denn eine andere Lerche steigt
Und jubelt im Morgenrot.

Dante in Ravenna

Stumm schreit' ich durch die Pinienstämme
Des Abends auf dem Ufersand, —
Bringt mir der Sturm Franceskas Klage?
Die dumpfe Woge hallt vom Strand.

Vollendet sind die großen Lieder,
  Die meine Wangen oft gebleicht,
Ich bin zurückgekehrt vom Himmel
  Und hab' die Erde jetzt erreicht.

Ich steh' auf ihrem festen Boden,
  Die Wonne schwand, die Wehmut blieb;
Der Zukunft will ich nicht vererben,
  Was mich erschüttert: Haß und Lieb!

So reift mein Herz dem Tod entgegen, —
  Ich fühl's an seinem matten Schlag;
Und blieb mir noch ein Rest von Jahren,
  Den stiehlt mir schleichend Tag um Tag.

Doch weckt Erinn'rung manche Blume,
  Die mit der Jugend einst verblüht,
Wenn in des Vollmonds blassem Schimmer
  Ein Geisterchor vorüberzieht.

Da hör' ich längst entwöhnte Stimmen
  Und Beatricens Bild erwacht,
Sie schwebt mit Harfentönen nieder
  Aus reiner blauer Sternennacht.

Dann heb' ich tränenfeucht die Augen, —
  Ist's Wahrheit, ist's nur ein Gesicht?
Rufst du vielleicht den müden Pilger
  Zu dir empor ins Morgenlicht?

Ein Wink von dir kann mich beseelen,
Daß mich der Fittig aufwärts trägt,
Dann sei vor deines Thrones Stufen
Mein Lied zu Füßen dir gelegt.

Tasso

(Auf Sankt Onofrio.)

Versöhnt möcht' ich vom Leben scheiden,
Eh' noch der letzte Blick verglimmt
Und meines Busens letzter Odem
Ins Blau der reinen Lüfte schwimmt.

Einsam auf dieses Berges Spitze
Breit' ich die Bruderarme weit;
Ich war ein Kämpfer; möge ruhen
Ins Grab versunken jeder Streit.

Und so wie allen ich vergebe,
Sei mir vergeben Wort und Tat;
Was sich in eure Herzen bohrte,
Wenn Stolz verwarf der Weisheit Rat.

Noch einmal schau' ich in die Tiefe,
Wo trüber Nebel sich ergießt,
Dann aufwärts, aufwärts in den Himmel,
Von dem die Abendröte fließt.

Seht ihr im West den Stern dort leuchten
An einer Wolke gold'nem Saum?
Mein ganzes Leben zieht vorüber
Mit Freud' und Leid als wie ein Traum.

Ich bin ein Dulder, ja! den Palmzweig
Legt mir zum Lorbeerkranz aufs Grab,
Als Zeichen heftet an das Kreuz dann
Die Harfe mit dem Pilgerstab.

Versöhnt will ich vom Leben scheiden,
Eh' noch der letzte Blick verglimmt
Und meines Busens letzter Odem
Ins Blau der reinen Lüfte schwimmt.

Und so wie allen ich vergebe,
Vergebt mir an des Grabes Rand,
Laßt uns in Glaube, Hoffnung, Liebe
Noch reichen treu die Bruderhand.

Klara

Der Frühling streut die Rosen aus,
Was winkst du mit den Armen?
Er soll dir eine spenden auch
Und deiner sich erbarmen.

In Fülle sind die roten da;
Das Rot gehört der Liebe!
Da wird auch schwerlich eine dein
Vom ganzen reichen Triebe.

So muß es wohl die weiße sein. —
Du senkst verschämt die Augen,
Ja wohl! Zu deinem frommen Sinn
Kann nur die weiße taugen.

Dietrich von Bern

(Altdeutsch.)

Kennt den Dietrich ihr, den Berner,
Den man einst in Fesseln schloß?
Flammen atmet er im Zorne,
Daß wie Wachs das Eisen floß.

Folgt dem Beispiel eures Helden,
Duldet nie ein fremdes Joch,
Duldet nie als Herrn den Sklaven,
Der am Boden vor euch kroch.

Jahr und Tag

I.

(1858.)

Viel Wogen trieb der Inn hinab, seit wir,
O Freund! geschieden. — Jüngling, Mann! gar lang
Erscheint der Pfad, der wechselvoll und bunt
Vereinigt beides, beides trennt. Und doch!
Wär' nicht dahin der Jugend leichter Schmuck,

Wär' nicht dem Antlitz eingeprägt die Spur
Der raschen Zeit, und tiefer noch dem Herzen,
Was sie von Täuschung, Schmerz und Lust gebracht,
Ich hielt' es wohl für einen Traum, wie oft
Auf Maienblüten weht der Nord den Schnee,
Der von dem ersten Blick der Sonne schmilzt.
Denkst du es noch? — In dumpfer Stube, hoch
Auf Lederpolstern, saß ein Weisheitsmann
Und sprach, — ich weiß nicht was, — auf einmal flog
Des Frühlings Botin zwitschernd durch das Fenster,
Und ehe noch der Stunde Zeichen klang,
Trug unter fröhlichem Geplauder uns
Der rasche Schritt am Bergeshang empor.
Wir ahnten nicht, daß heut zum letztenmal
Die traute Stelle unser Fuß betrete,
Die uns vereint gar oft. Wohl schüttelte
Ungläubig über uns das junge Laub
Der Ahorn, wenn er hörte, wie uns fern
In fernste Zukunft trug die Phantasie,
Und weit ihr lichtumglänztes Tor erschloß,
Aus welchem, wie aus offnem Himmel, uns
Entgegenstrahlte, was der Mensch als Preis
Des kühnsten Strebens nennt; doch unbekümmert
Sprang zwischen Moos und Kresse nebenan,
Der Bach von Stein zu Stein und warf die Perlen
Den jungen Alpenrosen in den Kelch.
Gebreitet war vor uns das Tal, es glitt
Ein Wolkenschatten über Strom und Stadt,
Und hell wie Tabor stieg im Hintergrund
Der Isel, wo sich einst aus Zirbelzweigen
Tirol die Kränze stolzer Siege wand. —

Wir lasen Tell. — O hätt' er sie erlebt,
Der ewig jung mit Deutschlands Jugend bleibt,
Die großen Tage: der Tiroleradler
Trüg' auch des Liedes Sternendiadem,
Das hehr die Stirne schmückt Helvetias.
Des Mannes wert zu sein schwur jeder sich
Im stillen, sei's durch Taten oder Lieder,
Und Zeit ist es zu fragen, was gereift,
Was namenlos im Schutt begrub der Tag
Eh' noch den Keim des Himmels laue Winde
Umflossen und der Sonne Kind, die Hoffnung
Ihn wie ein leichter Schmetterling umspielt.
Das Schicksal stieß mich auf die rauhe Straße
Der Armut, doch mitleidig folgten mir
Genossen zwei: Genügsamkeit, die sanft
Selbst schwarzem Brote reichen Segen leiht,
Und jener Stolz, der alles schweigend trägt,
Nur nicht Erniederung. — O holde Muse,
Warst du es nicht, die an des Pfades Dornen
Mir Rosen hing und im Gewölk des Abends
Von Göttern, Helden mir das Bild gezeigt?

Dann ward es Morgen! Von der Wimper sank
Den Völkern träger Schlaf, und alle Bronnen
Der Freude schwollen über Rand. Es schien,
Der Himmel wolle sich zur Erde neigen,
Zu schließen einen neuen Bund der Liebe.
Doch als Geschenk verleih'n die Götter nicht,
Was ohne Mühe sie allein besitzen.
Prometheus stahl mit leichter Hand die Glut
Des Feuers einst, doch schmachvoll angeschmiedet

Trug er das Joch, bis Herakles, den Arm
Gestärkt durch der zwölf Taten Ruhm, es sprengte
Und mit dem Aug', das keine Schuld getrübt,
Zum Ziele nahm den nimmersatten Aar.
In schwerem Kampfe will erzwungen sein
Der Menschheit höchstes Gut, und nicht Tyrannen
Gilt's zu besiegen bloß, die treulos frech
Für sich nur Rechte, keine Pflichten kennen:
Der ärgste Feind hebt tausend Köpfe bald
So in der Völker, wie in deiner Brust.

Du warst ja selbst vom Taumelkelche trunken,
Du jubeltest — und weintest, als zu schnell
Er dir am Mund versiegte; nicht gleich andern
Griffst du nach Geld, weil Sternengold zu fern,
Du sankest nicht in Babels Arm, abseits
Zogst finster grollend du. Verzage nicht!
Nicht ewig bleibt es Nacht. Sieht blöden Auges
Kurzsichtigkeit in Römlingen, Gendarmen
Der alten Throne letzten Halt, so sei's!
Laß wähnen sie voll kindischer Verblendung,
Die Freiheit liege tief in Abgrunds Dunkel
Versiegelt ewig, und des Volkes Stimme
Sei all der Jubel aus bezahlten Kehlen;
Laß wähnen sie, die Männer seien tot,
Weil stumm sie jetzt; — die Freiheit schwebt dahin
Mit heil'gem Ölzweig über Qualm und Nebel
Und lächelt kaum der Toren. Wie der Lenz
Schon regt die Flügel, wenn gewaltig noch
Der Winter bannt in Eis den freien Strom:
Aus Süden sendet er den Glutorkan,

Die starre Hülle birst und kracht und splittert,
Und mild entlockt die Sonne der Verwüstung
Das erste Veilchen, daß die Nachtigall,
Die schwache, selbst des Nordens Herrn verspottet; —
So wird sie nahen; feig in seine Höhle
Verkriecht das schmutzige Geschmeiß der Nacht.
Du schüttelst zweifelnd mich beim Arm, es zuckt
Wie bittrer Spott um deinen bleichen Mund:
„Aristogiton stets und Brutus noch?“
Schon längst hab' ich gelernt zu trennen Schein
Und Wesen. Mag der Knabe tändelnd mit
Der Phrase Seifenblasen sich ergötzen,
Fest weiß ich eines: Recht bleibt ewig Recht,
Und Freiheit ist, wie Sternen ihre Bahn,
Ureigenes Gesetz der Menschenbrust.
Nicht such' ich sie beim Pöbel, der in Blut
Sich taucht den Herrscherpurpur und in Kot:
Ich neige gern die Stirn, wo Ludwigs Hand
Des Thrones Säulen mit der Kunst Gewinden
Umzog voll hohen Ernstes, wo die Fackel
Der Wissenschaft Max'milian erhob;
Den vollsten Lorbeer, wär' er mein, ich legt'
Ihn nieder vor dem Throne Alexanders,
Von dem das Evangelium erscholl,
Das einem Volk, der Völker Spott und Trauer,
Im Staube knirschend, ab die Fessel nahm
Und Mensch zu sein Leibeigne hieß mit Menschen.

Füllt langsam sich mit grauem Sande nur
Das Stundenglas, wo jeden Augenblick,
Der spurlos flieht, durch eine große Tat

Bezeichnen sollte mit Unsterblichkeit
Des deutschen Volkes Kraft, unwillig nicht
Wend' ich mich ab und zähme herben Spott:
Den eignen Busen gilt es zu befreien,
Zu stählen ihn, bis die Trompete ruft,
Daß uns die große Zeit nicht finde klein.
Und schwand denn jeder Glanz von Deutschlands Söhnen?
Blieb nichts als eine lange Toten-Klage?
Zwar Lessing starb schon längst, der unbestechlich
Die Wage hielt und Weizen schied von Spreu,
Unnahbar ragt der Fürstenstuhl, den Goethe
Verlassen der Olympier; ihm folgte
Von ferne Platen; Uhlands süßer Mund
Ist auch verstummt. Wie zänkische Lemuren
Erhebt statt Dichtern eine eitle Schar
Von Literaten ihre Krähenstimmen
Wenn nebenan der Fuchs den Gänsen predigt,
Und auf dem Rohr kokette Melodien
Ein Zuckerbüblein dudelt. — Doch nie welkt
Der Kranz von Rosen, den mit voller Hand
Gewunden Grün; noch dunkelt Stifters Hochwald,
Und Lenaus Schwermut flötet unter Sternen
Ihr Nachtigallenlied. So mancher Scheitel
Ist wert des Ruhmes, leimt aus Löschpapier
Auch keine Kronen ihm die Koterie.
Noch ragt aus der Vergangenheit ein Berg,
Der Name Humboldts stolz in unsre Zeit.
Wo er gelegt des Domes sichern Grund,
Da bauen still geschäftig tausend Hände,
Da ziehen tausend Forscher mutig aus,

Wie sie nur je ein Glaube wandern sah,
Zu wilden Völkern und erringen kühn
Dem Menschengeist das reine Himmelslicht
Der Wissenschaft und eine neue Welt.
Sind diese treu bemüht, die Muttererde
Dem heimischen Geschlechte zu erobern,
So öffnen andre der Geschichte Schacht,
Die Lügen, überbietend noch die Lügen,
Im Steingeröll vergruben, leichter Sinn
Gleichgültig überwuchern ließ von Mohn.
Tönt aus beredtem Mund der Vorwelt Stimme,
So horcht ihr aufmerksam dein Freund und sinnt
Der Weisheit nach in Büchern alter Tage.
Nicht schweigt ihm die Natur, mit stillem Fleiß
Folgt er den Bahnen der erhabnen Meister,
Und mit den Blumen, die er im Gebirg
Zum heitren Schmuck der Liebe pflückt, gewinnt
Der Wissenschaft er manchen Edelstein.
Zwar floh wie Morgentau am Julistrahl
Der Glaube, welcher seine Jugend einst
Verschönt mit Märchen wunderbar und oft
Die Stirn mit Engelsfittich ihm gekühlt,
Rang er im heißen Kampfe; der ihn oft
Mit leiser Stimme wie ein Wiegenlied
Zur Ruhe sang und mit dem Lilienstengel
Wies eine beß're Welt, wenn diese rauh
Des frommen Pilgers müden Fuß verletzte.
O Freund! weich wird die Seele mir und weicher,
Denk' ich zurück an diesen Kindergarten
Und seine Blumen. Gerne flecht ich sie, —
Noch immer des Unendlichen Symbole, —

Mit stiller Wehmut meinen Liedern ein.
Er schwand dahin! Doch nicht entgöttert ward
Die Welt mir, weil der Seraphime Chor
Dem Ohr kein Lied mehr tönen läßt zur Harfe.
Nicht bin ich gottlos, weil die Donnerstimme
Vom Sinai kein Echo mir erweckt:
Denn Gottes ist ja Erd' und Himmel voll
Und göttlich ist, wer Mensch zu sein gelernt.
So ist des Daseins Kreis mir eng und weit,
Zum Unbegrenzten wird wir das Begrenzte,
Und daß der Kreis vollendet sei, verknüpft
Anfang und End' geheimnisvoll die Liebe.

Du lachst vielleicht, ruf' ich entschwundne Träume
Vor deine Seele, wie wir einst geschwärmt
Von Amors Pfeilen, Herz auf Schmerz gereimt,
Und weil wir lasen, daß die Liebe seufzt,
Der Finken junge Brut im Busch erschreckt.
Gar manchen Fluch erhob der Landmann, wenn
Die Wiesen plündernd wir das Feld zerstampften;
Trat uns entgegen dann die Maid, der wir
Gehuldiget, wir hätten einem Bären
Des Waldes lieber dargereicht den Strauß
Als ihr, von Scheu gelähmt. — Genug davon! —
Des Knaben Spiel vergaß der Jüngling bald
Und lernte rasch, was jener kaum geahnt.
Es gleicht dem Blitz, der aus der schweren Wolke
Vom Auf- zum Niedergange fährt, die Liebe,
Die deine Brust entflammte: Helles Licht,
So weit geblendet mag das Auge schauen,
Dann dunkler noch die Nacht, durch welche Regen

Wie heiße Tränen quillt! — Das beß're Los
Beschied ein mildes Schicksal mir. Erwarte
Nicht Sarons hohes Lied: des Mannes Liebe
Ist stark und innig gleich der reinen Glut,
Die auf des Hauses Herde nie verglimmt
Und Frieden spendet, wer mit lautrem Herzen
Ihr nahen darf. Schmiegt sich mein trautes Weib
An meine Brust, den Knaben in dem Arm,
Dann fühl' ich doppelt dieses Lebens Wert,
Am Vaterlande hab' ich doppelt Teil,
Und freudig weih' ich ihm, was diese Hand,
Was dieser Geist vermag. — So fließt mein Leben
Bescheiden hin und einfach, goldnen Prunk
Begehr' ich nicht, und niemands Herr zu sein
Wie niemands Knecht, eracht' ich Hochgewinn.

II.

(1858)

Verlaß die Heide, welche traurig öd'
Im Norden kaum die magre Fichte nährt,
Und kehre wieder in der Heimat Tale,
Die du so lang vermißt. Matt fließt das Blut
An jenem Strom, wo unter trübem Himmel
Die Welle kraftlos einzuschlafen scheint,
Und kaum das Schilf auf schwarzem Moore nickt.
Zu leben lerne! denn noch dämmert nicht
Der Abend, welcher zur Erquickung nur
Den Becher dir aus Lethes Fluten beut.
Ward mir versagt auch mancher Wunsch, obwohl

Er unbescheiden nicht des Himmels Pforte
Zu sprengen drohte, blieb mir manches doch,
Was Reiz verleiht und tieferen Gehalt:
Beschränkung auf mich selbst! was kümmert mich
Der blöden Toren Klatsch, die feil und schlecht
Als Sklaven sich verkaufen und entzückt
Vor eines Hohen Blick ihr dreimal Heilig
Ergebenst winseln in den Staub. Mir selbst
Genug zu tun, — und was ich von mir fordre,
Ist wert der Manneskraft, — gilt einzig mir
Als Ziel des Daseins! . . . Laß den kalten Nord;
Gastfreundlich nimmt dich auf am Achensee
Des Freundes Schwelle, du begleitest ihn
Gern einen Tag auf seiner Alpenfahrt.

Noch hat der erste Strahl der Sonne kaum
Des Berges First gerötet, streifig wogt
Der Nebel durch die Tannen am Gestade,
So jauchzt hellauf der Senner schon, es klingt
Und singt und wiehert übers Feld, die Ziege
Nascht an des Zaunes Knospen, langsam folgt
Das breitgestirnte Rind, indes der Hund
Vergebens nach dem Eichhorn bellt, das flink
Sich durch die Buchenwipfel schwingt. Ich raffe
Mich auf vom Lager, wie ein Morgenstern
Grüßt lächelnd meines Weibes Auge mich,
Kaum regen sich, die Wangen angehaucht
Von rosiger Gesundheit, meine Kinder
Im leichten Traume. Schnell umhüllt das Kleid
Aus grauem Lein die starken Glieder mir,
Am Fuße klirrt mit Nägeln schwer beschlagen

Der rauhe Schuh, zu Handen ist der Stock,
Den einst im Zillergrund vom zähen Schlingbaum
Ein Hirte hieb, als er im vollen Saft,
Eh' noch die Blütendolde sich erschloß.
Dann schnitt er pfeifend in die braune Rinde
Figuren allerlei: den Drudenfuß
Als Zauberformel, von Sankt Leonhard
Den heil'gen Namen. Aus gediegnem Stahl
Fügt an der Schmied die Spitze noch; so prangte
Als seltnes Kleinod dieser Stab, bis er
Dem Fremdling ward ein Gastgeschenk verliehn.

Steil zieht der Pfad in mannigfacher Krümmung
Das Steingeröll hinan; der Aglei wiegt
Die dunkle Krone zwischen Purpurdisteln
Und herbem Schlehdorn. Bald beschränkt den Blick
Der Stauden enges Gitter, bald entschwebt
Er ungehemmt in alle Weiten, bis
Den Wanderer des Hochwalds feuchter Grund
Auf weichem Moos empfängt. Zwei Tannen stehen
Verschlungen dicht die Zweige, durch die Nadeln
Fließt graues Moos in langen Strähnen nieder,
Und zu des Windes Sausen klopft der Specht
Den Takt an morscher Rinde. Nebenan
Ragt steil die Wand, geschmückt mit grünen Bändern
Von Rispengras, es hauchet ihr Arom
Die Alpenprimel. Auf des Blockes Scheitel,
Der von des Berges Höh'n im wilden Sprung
Sich losgerissen, nicket unter Quendel
Die Glockenblume, dicht zum Strauß gedrängt,
Und um die scharfen Kanten schlingt versöhnend

Die Alpenrebe ihre Blütenranken.
Hier kühlt der Bach mit lieblichem Geplätscher
Des Mittags Hitze, in den Runsen liegt
Noch körnig Eis, den nassen Rand umflicht
Der Soldanelle zart gefranzte Krone.

Hier ruh' ich gerne. Und wenn anders wahr
Uralte Sänger uns berichten, sah
Der Schäfer wandeln weiße Frauen hier
In langen Kleidern. Huldreich sprachen sie,
Wer ihnen fromm vertrauend sich genaht,
Von all den Wundern, die geheimnisvoll
Der Berg umhüllt: vom leuchtenden Karfunkel,
Der an des Gnomen Diademe prangt,
Wie weitverzweigt durch dunkle Adern rinnt
Der lautre Quell und aus des Abgrunds Tiefen
Die Säfte heilsam in die Kräuter steigen.
Dann kam ein anderes Geschlecht, nicht Weisheit
Zu hören wünscht es aus der Holden Mund: —
Den Geisterspuk zu bannen, um das Gold
Und wieder Gold der schmählichen Begier
Zutag zu fördern aus des Berges Lagern,
Stieg von dem Tale die Prozession,
Voran der Pfarrer. Ruhig lächelnd grüßen
Den Zug die Schwestern, doch er faßt behend
Ein schwarzes Buch und murmelt Exorzismen,
Wie unentweiht das Echo niemals noch
Vernommen sie. Da glitt ein Hauch von Schmerz
Verschwindend über ihre sanften Züge.
Die erste hebt den Finger: plötzlich singt
Der ganze Berg und Wald, wohin du horchst;

In tausend hellen Perlen sprüht der Gießbach
Auf die verwirrte Schar: vom Erdengrund
Erheben üppig weiche Blütenranken
Wie Fesseln sich, als wollten sie umstricken
Ein jedes Glied. Mit lautem Schrei entflieht
Der Schwarm und purzelt jach den Berg hinunter.
Nun hat sie niemand mehr gesehn, doch liegt
Seitdem ein Fluch auf dieses Joches Schätzen,
Daß sie kein Sucher finden mag. Oft schleudert
Der Senner scheltend einen Stein am Weg
Den Kühen nach, der höhern Wert besitzt
Als Haus und Hof mit seiner ganzen Herde.

Hier nimm den Hut, laß aus der Quelle uns
Noch einmal trinken, denn gar lange währt
Der Steig zur Alpe. Übereile nicht
Den Schritt, sonst zwingt Erschöpfung dich,
Eh' jenen Vorsprung wir erreicht. Den Atem
Verschwende nicht zur Rede. Langsam, langsam!
Gemäßigtes nur dau'rt! — Wir sind zur Stelle!

Siehst du den kleinen See? — Ein finstres Auge
Blickt er auf uns aus den verkrümmten Zuntern,
Die ihre Wurzeln schlangenwendig ins
Vertrocknete Gestade festgekrallt.
Hier magst du ruhn. Vielleicht behagt es besser,
Die Erdbeer an dem Abhang wegzupflücken,
Die reif und würzig ihren Duft verbreitet. —
O sieh! gib eilig Hammer mir und Meißel:
Nur wenig Schläge; vom Gesteine springt
Prachtvoll und schön gezackt der Ammonit

Ein Fimbriatus ist's! Die Rhynchonella
Darf ich vergessen nicht; Fissicostata
Bricht seltener in guten Exemplaren.
Doch halt! Vorüberlaufen — das wär' schad'! —
Ein zartes Moos! auf braunem Stielchen wiegt
Die Kapsel es: Tetraplodon mnioides!
Du hältst die Ohren zu? — Hier einen Strauß
Von Heidelbeeren blau bereift! Indes
Du dich an ihrem Saft erquickst, dehn' ich
Mich langgestreckt im Moos, erzähle dir
Noch eine Sage. Ohne Götter nicht
Ist diese Stätte. Hertas Wagen stieg
Aus jener Flut in stiller Mitternacht,
Und während Sonnenfeuer auf den Spitzen
Rings loderten, geleitete der Priester
Geheimnisvoll die Heilige zu Tal.
Sie wandelt segenspendend noch, wenn auch
Zerbrochen Felg' und Nabe sind, kein Opfer
Von reinen Früchten reiner Frauen Hand
Auf ihren Altar legt. Als Magd verhüllt
Trat sie bei jenem Bauern dort in Dienst,
Der das Gesinde schonungslos zur Arbeit
Im Felde zwang. Noch war die letzte Garbe
Gebunden nicht, als droben ging zur Rüste
Die Sonne. — „Rasten dürft' ihr heut mir nicht,
Bis auf der Tenne liegt das Korn!" — Da stand
Die Herrliche, die tiefgebeugt bisher
Den Weizen schnitt. Sie warf zum Himmel auf
Die Sichel, und am letzten Sonnenstrahl
Blieb hängen sie, ein Wunder in der Luft.
Hörst du die Glocke aus den grünen Bäumen?

Nichts wollte von der Heidengöttin mehr
Die Kirche wissen, drum verbarg sie sich
Im Kirchlein dort und heißt nun — Sankt Notburga!

Jetzt wollen wir zum Gipfel klettern, komm!
Du bist doch schwindlig nicht? — Nimm meinen Stock
Und stütze dich darauf. Du atmest aus
Von Zeit zu Zeit, ich steig' auf diese Wand,
Das Edelweiß winkt wie ein Silberstern;
Ich will es holen: bringt's der Jäger stolz
Dem Liebchen heim, mein Weibchen soll des Schmuckes
Entbehren nicht. Auch Jochvergißmeinnicht,
Das selbst des Himmels tiefes Blau beschämt,
Und der Brunell, dem die Vanille nur
Des Tropenwaldes sich an Duft vergleicht,
Leg' ich dazu. — So ist die höchste Spitze
Denn doch erklommen! — Öffne weit das Aug',
Willst in die Seele du die Herrlichkeit
Mit wonnigem Genusse schlürfen hier,
Denn nicht umsonst trug den Erlöser einst
Auf eines Berges Gipfel der Versucher.
Frei wird der Geist, wenn vor des Leibes Augen
Die enge Schranke niedersinkt; es schaut
Unendlichkeit, wer in den Himmel schaut,
Durch den der Sterne hehrer Reigen zieht.
Doch schweige still! im Weltenraume darf
Allein der Welten Harmonie ertönen. — —

Im Kessel des Karwendels braut Gewölk
Und wuchtet schwer auf des Gebirges Zinnen.
Schon kräuselt sich des Sees glatter Spiegel,

Die blauen Kelche schließt der Enzian, —
O laß uns fliehn, ein sichres Zeichen ist's:
Das Hochgewitter naht auf Sturmes Schwingen.

Als Jüngling sang ich trotzig meine Hymnen
Von höchster Spitze sturmumbraust ins Tal,
Den Adler Zeus' beneidend, der den Blitz
In eh'rner Pranke wiegt, und grollt der Donner,
Auf Nachtgewölk den sichren Flügel schlägt.
Der Regen peitscht des Felsens kahle Wand,
Zum Strome schwellend stürzt er in die Schlucht,
Der Steinblock schwankt, zum Himmel spritzt der Schaum
Aus brauner Flut, und schwankend tanzt die Tanne
Zum Abgrund im melodischen Gebraus.
Aus sichrer Hütte mag ich lieber jetzt
Den Aufruhr schauen. Zögre nicht, wenn auch
Sich auf der Schwelle grunzend dehnt das Schwein.
Bald grüßt Eumäos dich, dort sitzt er an
Der Glut und kocht im Kupferkessel Molken.
Er bläst ins Feuer, durch des Daches Luke
Verzieht der Rauch; er greift zum kleinen Hut,
Auf dem gebogen nickt die Hahnenfeder
Und grüßt mit festem Handschlag: „Hat das Wetter
Euch hergesprengt? Ich fürcht', gewaltig bricht
Es heute los, weil vom Geschröfe schon
Die Geislein heimwärts klimmen." — Einen Zweig
Des Ölbaums, längst verdorrt und rauchgebräunt
Nimmt er vom Kruzifix dort in der Ecke
Und wirft ihn auf die Kohlen. Am Palmsonntag
Ist er geweiht zu schützen Haus und Stall
Vor Donnerschlag und jähem Wasserguß.

Indes die Blätter knistern, murmelt er
Ein kurz Gebet und drückt aufs krause Haar
Das Hütchen wieder. „Wär' der Bastel da!"
Brummt er für sich, „dem wird der Hagel heut
Die Joppe klopfen, daß es stäubt. — Ihr seid
Ermüdet, hungrig? fertig wäre bald
Ein Melchermus, auf dem die Butter schwimmt;
Allein das mögt ihr Herrenleute nicht,
Wenn nicht vielleicht ein Schluck von Enzeler
Dort aus der Flasche baß behagt. Der räumt
Den Magen aus: die köstlichste Essenz,
Die je ein Senner destilliert!" — Da fliegt
Der erste Blitz, im langen Widerhall
Antwortet Berg dem Berg. — „Wo steckt
Der Bastel doch! Wenn nur die tolle Lust
Ihn nicht mehr auf der Gemse Fährten lockt!
Gefährlich ist's, wird schlüpferig der Stein
Vom Regenguß; doch solch ein alter Jäger
Wird nie gescheit und gält' es Arm und Bein."
Da dröhnt ein schwerer Schritt, am Gatter steht
Ein Greis, vom Alter ungebeugt. Der Sturm
Zerwühlt das graue Haar, das scharfe Aug'
Blitzt forschend unter dichten Brauen her;
Ein Wink, ein leises Flüstern, er tritt ein
Und lehnt den Stutzen sorglich an die Wand.
„Hätt' ich doch bald für einen Kordonisten
Euch angeschaut, wie sie spitzbübisch jetzt
Durch alle Wälder schnüffeln, ob vielleicht
Ein Bäuerlein aus Beer' und Wurzel sich
Ein Gläschen Schnaps gebrannt, eh's untertänig
Vom Amt sich den Erlaubnisschein geholt!" —

„Was bringst du mit?“ —

„Gar nichts, beim Saggera!

Der Wetterwind verscheuchte das Geflügel,
Und auch die Gemse kriegte Luft!“ —

„Hat doch

Ausreden stets ein Schütz!“ Der Senner rief's
Mit lautem Scherz. — Wir schauen unterdes
Den Stutzen an. Aus braunem Nußbaumholz,
Gar sorglich eingeölt, schmiegt sich der Schaft
Ans kurze, flach gezogne Rohr; umschnörkelt
Von Silberdrähten glänzt ein Weidmannsspruch:
„Auf niemand bau', nur Gott vertrau'!“ Den Kolben
Schmückt ausgezackt Schildpatt und Elfenbein,
Auf welches kunstgeübt der Büchsenmacher
Mit seiner Nadel zeichnete. Da stürzt
Vom Fels der Steinbock, Pulverrauch verzieht,
Und jauchzend schwingt der Schütze seinen Hut.
Im Tobel unten hebt den Blick erschrocken
Die Sennerin; aus voller Schürze gleitet
Ihr Alpenros' und blauer Speik, den rasch
Der Zottelbock vom Boden raubt. — „Das ist
Ein Prachtgewehr, wie das Museum kaum
Zu Innsbruck birgt ein schöneres. Es hat
Euch manche Seidenfahne mit Dukaten
Und funkelndem Geschmeid vom Schießstand schon
Als Best geholt, so manches Gemslein auch
Von schroffer Wand, und wenn im Lenz der Spielhahn
Die Sichelfedern falzend schwang, traf ihn
Der unverhoffte Morgengruß?“ — Er strich
Den grauen Bart behaglich, fast liebkosend
Glitt über das Gewehr die rauhe Hand:

„Ihr trefft so recht ins Schwarze, doch das Zentrum
Habt Ihr nicht angebleit. Ein Vögelein,
Wie Ihr wohl kaum ein schöneres gesehn,
Gewann mir dieses Rohr, dafür soll es
Als Erbstück rühmen noch des Enkels Mund.
Ein Vögelein, — zwar jetzt ist's meine Alte,
Gar manche Runzel furcht schon ihr Gesicht,
Als hätte drein der Sensenmann gepflügt,
Und statt zu jodeln, pfnaust und hustet sie,
Daß Gott erbarm! Wer möcht' es glauben, daß
Die keckſten Robler von ganz Unterland
Um sie gefreit? Die Tochter gleicht ihr ganz,
Fragt nur den Jagg: ich darf sie loben nicht,
Weil ich der Vater bin.“ — Des Senners Antlitz
Erglühte bis zu Haar und Bart in Purpur
Bei diesem Wort. — „Ja sie war schön und brav!
Ihr Vater hatte viel Verdruß; er mochte
Abweisen keinen, wacker war ein jeder,
Und auch die blanken Taler fehlten nicht
Im Ledergurt. Wir liebten insgeheim
Uns lange schon, doch stand ich in Verruf
Als Wilderer. So durften wir nicht wagen,
Dem Alten aufzuschließen unser Herz. Und dann! —
Ihr kennt den Brauch, — ist einer auserkoren,
Erfüllen Bosheit, Neid und Haß die Brust
Der andern schnell. Gar mancher Schlagring wird
Verhauen dann und nur der Bader lacht!
Was tun? — Maria schweigt, der Vater fürchtet,
Sie komme auf das Moos bei Sterzing endlich,
Wo alte Jungfern mit den Fröschen quaken,
Bis sie der jüngste Tag erlöst. Da fällt

Ihm endlich in der Kirche ein: ‚Ei was!
Ich stelle auf den Schießstand sie als Best,
Da mag versuchen jeder, was er kann.
Mißlingt es ihm, so schelt' er selber sich
Und lasse mich in Ruh.' — Gedacht, getan!
Ich birschte einen fetten Hirsch dem Abt
Zu Tergernsee vom Munde weg, da kam
Marias Bote angstbeflügelt. Fuchs
Und Raben ließ zur Beute ich das Wild,
Und ehe die verhängnisvolle Sonne
Des Tages sank, hört' ich von Wiesing schon
Die Stutzen krachen, daß der Zieler jauchzte.
Der Letzte trat ich ein; dort saß betrübt
Im Winkel einer, während nebenan
Halbsicher des Erfolgs das volle Glas
Ein andrer taumelnd hob, ein dritter sang,
Des Schicksals spottend, das gespottet sein:
‚Auch andre Mütter haben schöne Töchter!'
Gewaltig schlug mein Herz: Sebastian,
Du Schutzpatron, gelingt mir dieser Schuß,
Dann laß ich auf dem Hochaltar die Pfeile
Dir neu vergolden. Hilf mir aus der Not! —
So seufzt' ich bang und stand, bis mich der Ruf
Des Schreibers vor die Scheibe trieb. Noch heut
Weiß ich zu sagen nicht, wie sich's gefügt.
Mir schwindelte. Ein Krach! der Stutzen sank,
Das Aug' umhüllte Nacht. Mein Ohr vernahm
Die Schwegel wie im Traum und Trommelwirbel.
Da faßt mich plötzlich eine derbe Faust,
Ein schallendes Gelächter füllt den Schießstand.
Ich schau' umher. Geschmückt mit Band und Kranz,

Errötend wie die Alpenros' am Ferner
Beut auf dem blanken Teller mir Maria
Das volle Glas zum Gruß. Der Vater brummte:
‚Der letzte wärst du, den ich auserkoren,
Doch Frevel wär's, dem Himmel einzugreifen,
Der hier entschied.‘ Mir schwellte Schmerz die Brust
Bei solcher Rede. — ‚Sieh den Stutzen hier,
Das teuerste von irdischem Besitz;
Geh' ich von diesem Tag' an noch einmal
Des Wilds verbotner Fährte nach, so magst
Du ihn zersplittern auf dem Rücken mir.‘ —
Ich hielt ihm Wort. Im Fasching war die Hochzeit,
Und Sankt Sebastian hat goldne Pfeile.“ —
„Gewiß trugt Ihr den Stutzen auch im Kriege,
Der Anno neun den lauten Widerhall
In diesen Bergen aufgeweckt?“ — Unmutig
Zog er die Stirn in Falten. „Wohl, ich meine!
Ich war dabei! Zwar denken wir nicht gern
Zurück an jene Tage, seien noch
So glorreich sie! Ich bin ein schlichter Mann,
Doch sag' ich Ja! ist's Ja; mein Nein ist Nein!
Uns hielt man nicht, was man versprochen heilig.
Doch sei's darum, wir kämpften nicht für Lohn,
Für Gnadensold . . . Wenn der Franzose lärmt,
Wenn welsche List des Landes Tore heimlich
Gewinnen will, lebt noch der alte Gott,
Der unsrer kleinen Schar wie Makkabäern
Den Sieg verlieh. Ihr Jungen werdet dann
Nicht schlechter sein, als wir, die Alten, waren,
Daß der Tiroleraar sein grünes Kränzlein
Auch in der Zukunft stets mit Ehren trägt!

Ich selber werde kaum noch beßre Zeiten
Erleben hier; nun ja, was brauch' ich's auch?
Bin alt genug! Euch möge Gott behüten,
Daß wir uns freudig wiedersehn am Joch!"

Es grollt aus weiter Ferne machtlos, dumpf
Das Ungewitter, über Berg und Tal
Spannt siebenfarbig sich der Regenbogen,
So laß auch uns den Heimweg nun betreten.

Hier gehn die Pfade auseinander; schattig
Zieht der zum Inn — leicht führt der Ferge uns
Auf schwanken Brettern durch den Wogenschwall, —
Durch Erlenauen schlängelt er sich fort
Zum Kogel. Folge mir ein andermal,
Dann fahren wir beim fahlen Grubenlicht
In Schacht und Stollen, wo mit sichrer Hand
Der Knappe scheidet Erz von taubem Stein.
Den riß in Berges Flanke die Lawine
Und füllte ihn mit Schnee. So schneller trägt
Er uns auf glatter Bahn hinab ins Tal.
Das niedre Dach winkt am Gestade schon,
Entgegen eilt mir meine Frau, sie nimmt
Mit traulichem Gekose von der Schulter
Die volle Kräuterbüchse. Während sie
Neugierig auf dem Tisch den Inhalt breitet
Und jeder Blume sich erfreut, die fremd,
Die altbekannt durch ihre Finger gleitet,
Eil' ich zum Ufer, wo am dichtesten
Der Weide Laub sich dem der Erle mischt.
Die klare Welle kühlt den matten Leib,

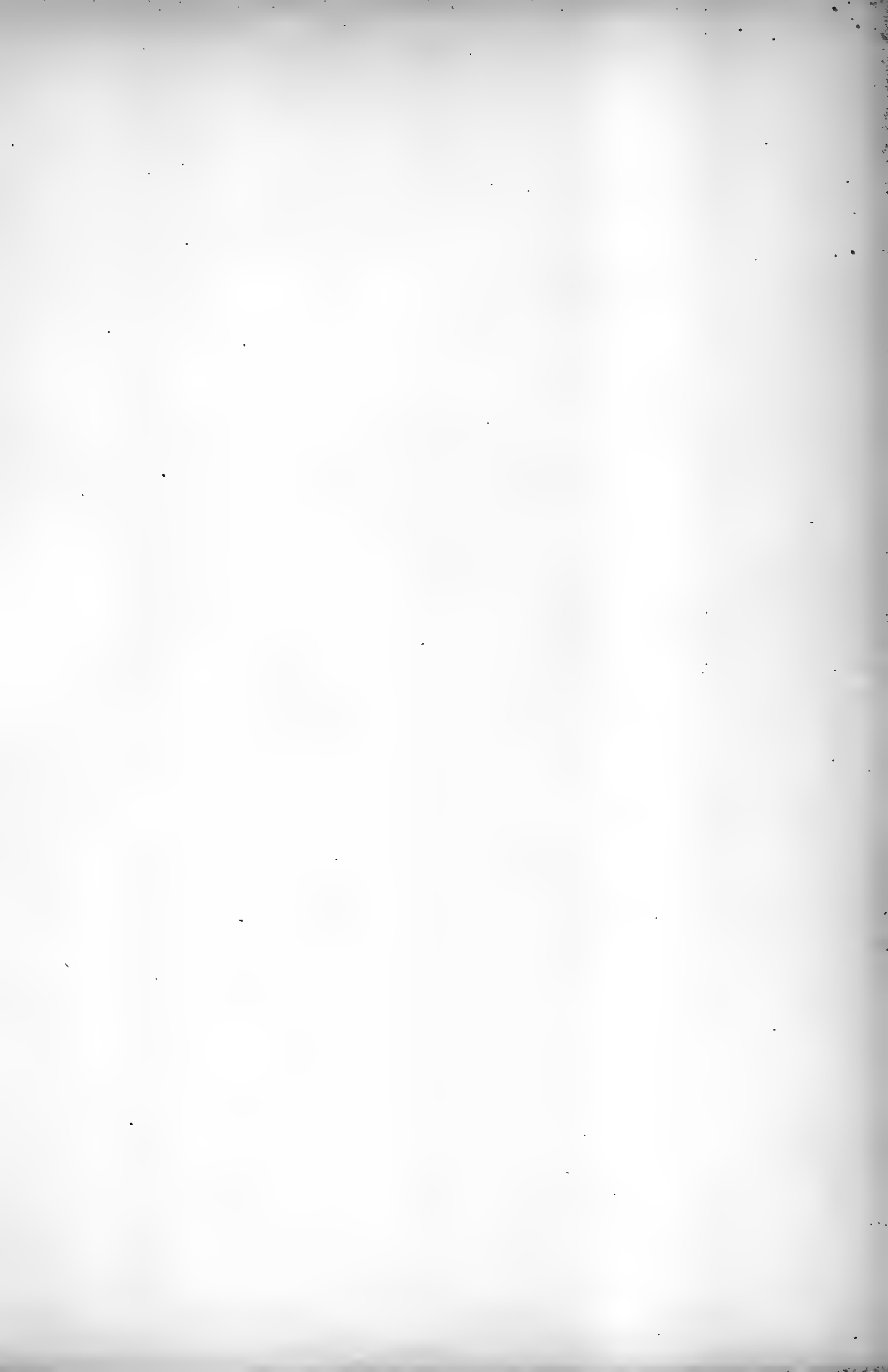
Und neuverjüngt entsteig' ich ihrem Schoß.
Zum Mahle ruft mein Mägdlein, — nicht wie du
Vielleicht in Hamburgs Villen es gewohnt,
Wo sybaritisch Üppigkeit vom Raub
Der ganzen Erde nascht. Den Mittagsbecher
Füllt Wasser nur, so lauter wie Kristall,
Doch eine Labung beut der See uns heute,
Die selbst Lucullus fände neidenswert.
Aus grünem Kranz von Petersilie dampft
Entgegen uns des Salblings blauer Rücken,
Dem auch die Steinforelle läßt den Ruhm.
Das Mahl beschließt dort aus dem Buchenschlag
Die Himbeer, überreif von Juliglut.
Du bist gesättigt; höher steigt der Schatten
Am Berg empor, um dessen Strahlenwipfel
Im Abendhauch ein Purpurwölkchen flattert.
Kennst du das Lied: „Die Wellen und die Sterne,
Die ziehn das Herz unwiderstehlich an?“
Gilm sang es uns! Doch wie das Wölkchen schwand
Er längst dahin von diesem grünen Ufer,
Es schwanden längst die Freunde meiner Jugend:
Der weiche Schlumpf, vor allen herrlich Purtscher,
Wallburga mit dem Kranz von Ritornellen.
Doch wenn ihr Mund auch schweigt, nicht schweigt
ihr Lied!
So klingt aus Meerestiefe noch ein Ton;
Von hohen Domen, stolzer Königspracht
Erzählt ein Schiffer sinnend euch das Märchen
Und gleitet hin mit raschem Ruderschlag.

Es schaukelt unser Kahn schon am Gestade,

Die Purpurflagge weht vom Knauf, den kunstvoll
Ein Freund geschnitzt aus Lärchenholz, drei Sterne
Mit Silberflittern stickte auf das Banner
Bedeutungsvoll mir eine treue Hand.
Steig' ein, wir fliegen rasch zum andern Ufer,
Wo in des Abgrunds Dunkel birgt den Fuß
Der waldumkränzte Berg. Auf steiler Klippe
Erhebt Jochlilie die reine Stirne,
Der wilde Heidrich streckt aus enger Kluft
Die Blütenrispe, neben ihm entschlummert
Im Eisenhute schon ein Schmetterling.
Kühl weht der Wind, zum Himmel lodert auf
Die letzte Glut von hoher Alpenspitze.
Es glänzt der Abendstern und leise zittert
Sein Licht dahin auf leicht bewegter Flut.
Laß in dem Weidenring das Ruder ruhn,
Denn lieblich ist es in der Dämmerung
Zu träumen von entschwundner Zeit. — Den Kahn
Geleitet sanft der West zum Ufer hin,
Wo traulich durch das offne Fenster uns
Der Lampe Schimmer grüßt. Es funkelt
Rot wie Rubin ein Glas Tirolerwein,
Wie Gold der Honig, den aus Alpenblumen
Voll Duft die Biene sog. Da, kost' ihn nur!
Du bist ermüdet heut? Schlaf ruhig aus
Zu neuem Tageswerk. Nach altem Brauch
Will ich noch blättern in der Ilias
Denn nicht dem Helden, nicht dem Staatsmann nur
Entrollt Homer die ewigen Gesänge:
Mit weiser Lippe lehrt er ahnen dich,
Was Menschenschicksal und was Götterlos.

Und beugst du dich voll Ehrfurcht vor der Macht,
Die ernst und ruhig wie des Meeres Spiegel
In sich versinken läßt den Übermut,
So ahnst du auch vor Hektors edlem Bild,
Daß in des Menschen Brust, — im Schicksal nicht
Das Maß für echte Menschengröße liegt!

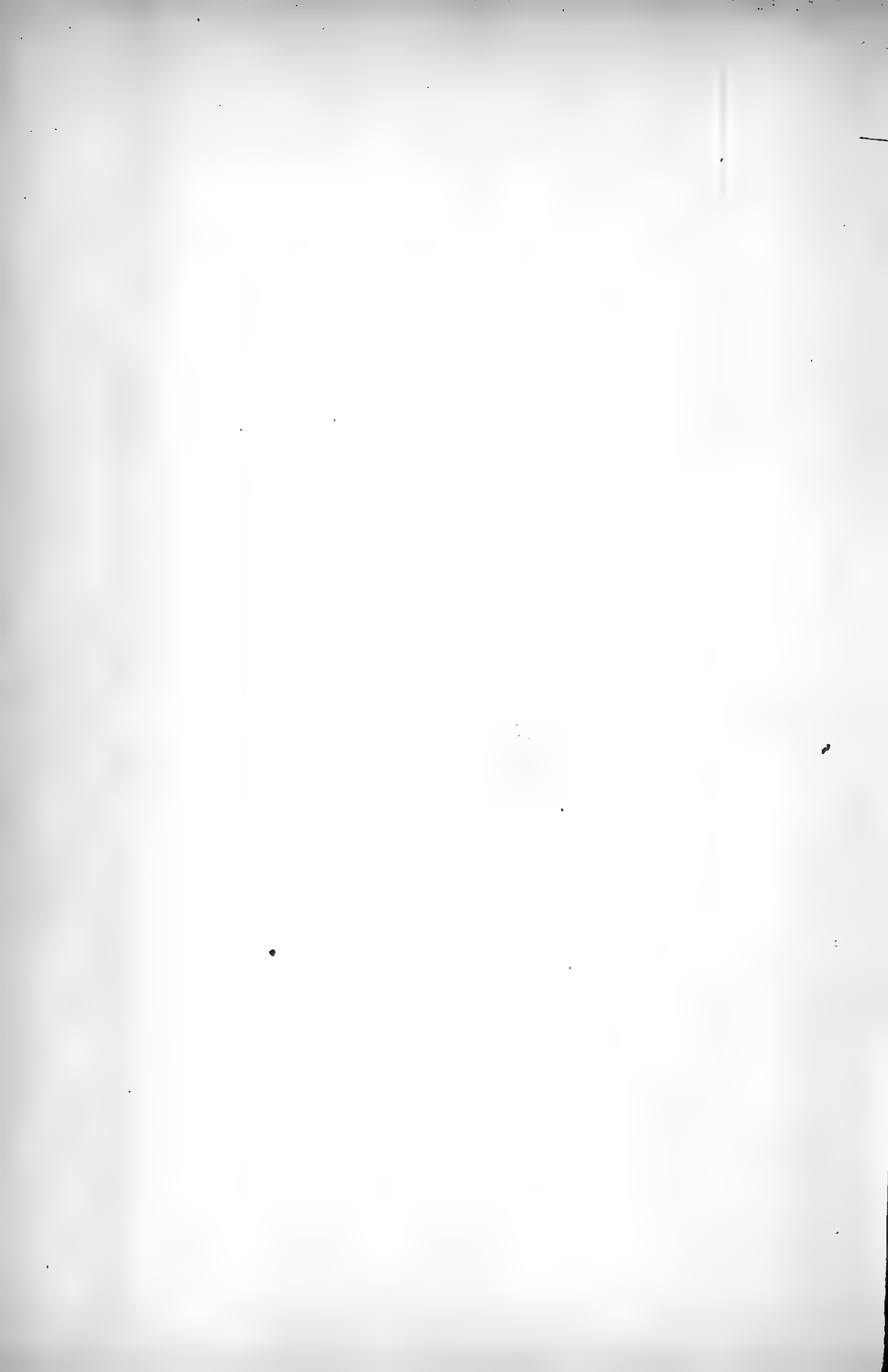
Herrosé & Ziemsen, G. m. b. H., Wittenberg.






Neue Marksteine
von
Adolf Pichler





Adolf Pichler

Marksteine



Adolf Pichler

Gesammelte Werke

Vom Verfasser für den Druck vorbereitet

Band XIV

Neue Marksteine

München und Leipzig
bei Georg Müller
1907

Adolf Pichler

Neue Marksteine

Erzählende Dichtungen

Der Marksteine Band III

Dritte vermehrte Auflage

München und Leipzig
bei Georg Müller
1907

Inhalt

Des Esels Kinder

Ihr wißt, bei meinen Fahrten such' ich gern
Mir meistens einen ungebahnten Pfad,
Wo man der Urgestalt den Menschen näher
Noch manchmal trifft und unentweiht Natur.
Bei Fondo war's! Ich stieg den Runst des Baches
Hinunter, da und dort ein Stück dem Träger,
Wie's eben mir Versteinerungen bot,
Hinwerfend in den Korb. Sorgsam gebückt
Hatt' ich nicht acht der Gegend. Da erscholl
Hell wie Trompetenton ein Eselsschrei,
Daß ich erschrocken fast mich hob. Am Tor
Der Schlucht dehnt' eine Wiese sich und lustig,
Das Ränzlein voll, die Füße ausgestreckt
Wälzt sich ein Langohr dort. —
„Ei," rief mein Träger,
Den Schweiß abtrocknend, „schlepptest du die Steine,
Der Spaß verging' dir wohl!"
— Indes schob sich
Aus niedrer Hütte Tür ein schmutzig Weib,
Nachdrängt' ein Kinderschwarm barfuß wie Enten
Und hing sich zerrend an des Rockes Falten.
Sie glotzten mich mit off'nem Maule an,
Denn hierher hatte sich kein Fremder noch
Mit rotem Buch und buntem Plaid verirrt.

„Wie geht's, wie steht's?" —

Erst schloß die Lippen sie,
Besann sich lang und fand die Antwort endlich:
„Nicht gut, nicht schlecht! wir haben so zu leben,
Dem Esel Dank, der dort im Grase liegt.
Die Woche durch tut er im Dorfe Dienst,
Wie's eben kommt, am Samstag trägt er Reisig
Nach Eppan und verdient genau so viel,
Als die Polenta kostet für das Haus."

„Genug ist reich!" erwidert' ich und lockte
Mit einer Semmel, meines Frühstücks Rest,
Die Kinder her zu mir. Nach kurzer Ruhe
Griff ich zum Stab, versprach jedoch zu kommen
Im nächsten Lenz, sie möchten nur bis dort,
— Ich zeigte ihnen Ammonshörner, Muscheln, —
Von diesen Dingen sammeln in der Schlucht.
Die Schwalbe kehrte wieder aus dem Süden
Und zwitscherte die frohe Wanderlust
In meine Brust. Ich stieg zum Nonsberg aufwärts;
Der Muscheln denkend und der Ammoniten
Sucht' ich die Hütte. Manches gab's zu handeln,
Und weil ich willig zahlte, trug das Weib
Mir frische Kirschen auf. Nach allerlei
Gerede hin und her, fragt' ich: „Wo ist
Der Esel, der so fröhlich sang im Anger?" —

„In Arbeit," sprach sie, „ohne Käse schmeckt
Polenta doch zu schlecht, er muß nun fronden
Und mehr verdienen uns." —

Besprochen war,

Was zu besprechen; für den nächsten Frühling
Bestellt' ich mir Versteinerungen viel
Und schritt am Bergstock weiter gegen Fondo.
Der Frühling kam; ich stieg zum Nonsberg aufwärts;
Der Muscheln denkend und der Ammoniten
Sucht' ich die Hütte. Eh' ich sie erreicht,
Begegnet mir der Bauer mit dem Esel,
Der müd' und hinkend, ruppig und zerschunden
Den Pfad emporklomm. — „Ei, was ist's?" rief ich,
„Was fehlt dem Grauen?"
„Ja," begann der Bauer,
„Mein Weib will nicht in Lumpen hin zur Kirche
Und auch die Kinder nicht, da spürt's der Esel,
Daß uns der Krämer keine Ware schenkt."

Mitleidig kraut' ich ihm die rauhe Stirne,
Kaum hob der stille Dulder noch das Ohr,
Als ob er mich verstünde, schaut' er traurig
Zu Boden und ergeben. — „Auch für Esel gibt
Es endlich ein zu viel!" begann ich wieder.

„Herr, Euer Steingerümpel liegt bereit!"
So unterbrach der Bauer mich. Ich schüttelte
Den Kopf unwillig, doch bestellt' ich wieder
Mir für den Frühling viel Versteinerungen
Und schritt am Bergstock abwärts gegen Fondo.
Es wurde aper. — An den Süden mahnte
Die Schwalbe zwitschernd und die Ammoniten.
So nahm ich Stock und Hammer, stieg zum Nonsberg
Und fand die Hütte. Aus der Türe trat

Entgegen mir das Weib, der Kinder Schar,
Und alle trugen an den Füßen Schuhwerk
Von neuem Leder. Laut begannen sie
Zu jammern jetzt und eh' ich noch gefragt,
Erscholl's wie Totenklage. —

„Was gibt's?"

Rief ich erschrocken. —

„Ach, den Esel nahm
Der Herrgott uns, den Esel; unsern Vater;
Ja, unsern Vater möcht' ich fast ihn nennen,
Denn Nahrung schuf er allen!" — So das Weib.
Zu schluchzen fingen jetzt die Kinder an,
Lieb Grauchen preisend, ihren Spielgesellen,
Und kaum vermochte mit der Schürze Zipfel
Das Weib zu hemmen seiner Tränen Strom.

Teilnehmend fragt' ich: „Riß ihn fort die Seuche?
Warf ihn ein Fehltritt von der Felsenwand? —
Traf ihn der Blitz?" —

Aus ihres Elends Tiefen
Erzählte sie: „Zu üppig war er fast,
Darum verkauften wir das Gras der Wiese,
Damit er mag'rer um so besser trage.
Er tat es auch, er trug die schwersten Lasten,
Und leicht verdient' er noch die Yhre Wein,
Die wir des Sonntags zur Polenta brauchten.
Doch täglich stieg sein Eigensinn; als ihn
Der Bauer schlug, warf er sich auf den Boden
Mit seiner Last und fing zu schnaufen an,
Und wenn er starb, geschah's aus Eigensinn.
So hat ihn uns der Herrgott weggenommen;

Nichts ließ er uns als seine Haut, da seht
Die neuen Schuhe! — Aber ach das Essen,
Das Essen ach! wer soll uns das verschaffen?
Ach, keinen Esel gibt es mehr wie unsern,
Der wie ein Vater alles uns erwarb,
Und gäb' es ihn, wir könnten ihn nicht kaufen!"

Ich zuckte mit den Achseln! was noch sagen?
So zahlt' ich denn, was sie von mir gefordert:
Das Doppelte für das, was sie gesammelt,
War's auch die Hälfte nur der frühern Jahre.
Nichts mehr bestellt' ich; wer des Esels Kinder
Besuchen will, — weckt' ihm der Schwalbe Zwitschern
Im Lenz die Wanderlust, — tu's immerhin,
Ich werd' ihn nicht begleiten. Leicht trifft er
Die Hütte an dem Runst des Baches dort,
Der abwärts das Geröll nach Fondo schiebt.

Der Hexenmeister

Noch liegt im Hochgebirg, das jährlich mir
Aus all den Trümmern, die der Frost zersprengt,
Die seltenen Versteinerungen liefert,
Der tiefe Schnee, wenn unten schon der Frühling
Durch weiche Täler wandelt, wo die Kresse
Und das Vergißmeinnicht den frischen Quell
Bunt wechselnd schmückt. Da schleich' ich gern hinaus,
Den Stock zur Hand, die Büchse festgeschnallt
Am Ledergurt, doch birgt sie Hammer nicht
Noch Meißel, nein! ein leichtes Büchlein nur:
Uralter Dichter schweres goldnes Wort!
Dann such' ich manches traute Plätzlein auf,
Entdeckt durch Zufall, durch Erinnerung
Mir wert an schöne Stunden, wo ich selbst
Ein Lied gestammelt, wo vom steilen Joche
Mich die Lawine donnernd aufgeschreckt,
Wenn ich mit Zeus am Ida saß, wenn ich
Mit dir von Cynthia schwärmte, mein Properz!

So traf ich auch, verirrt im Wald einmal
Den Pfad, wenn du noch Pfad es nennen magst,
Wo selten nur die Schafe treibt ein Hirt,
Noch seltener ein altes Mütterchen

Im Schlag Erdbeeren pflückt, braunrot und voll
Gleich ihrer Enkel Wange. Hin zum Schloß
Führt er, das finster durch die Föhren lugt
Und, wenn auch nicht an Helden stahlgerüstet,
An Sankt Romed in brauner Kutte mahnt,
Der auf dem Bären ritt von Thaur nach Rom,
Vielleicht dem Bären, welchen Priester schlau
Dem Volke nachher auf den Rücken banden
Und den es noch zur Ehre Gottes trägt.

Der Pfad verkriecht sich in die Schlucht, es gähnt
Das Eisgewölb' zur linken, das der Bach
Im Juli noch mit weißem Schaum bespritzt.
Du mühst am Steingeröll dich rechts empor,
Und aus der Wildnis lächelt freundlicher
Ein kleines Feld, von Dorngestrüpp umhegt,
Ein Gärtchen auch. Am sanft geneigten Hang,
Den junger Anflug deckt mit Buchenlaub,
Gedeiht das zarte Kraut, mit welchem Bacchus
Im deutschen Rebengau den Becher würzt,
Doch in der Mitte breitet ein Geviert
Schwarz und verbrannt um einen Steinblock sich:
Das gelbe Seilmoos wächst auf Kohlenschutt,
Der rote Quendel und das blaue Glöckchen.

Des Greises denk' ich, der einst hier gewohnt,
Verabscheut und geflohen von dem Volke,
Weil er nicht mit dem Volke ging und sich
Die Einsamkeit erkor. Man sah, wie Hexen
Den Reigen schlangen um sein niedres Dach,
Und nicht natürlich war des Sturmes Wimmern,

Das nachts durch die gequälten Tannen zog.
Er wußte mehr, als sonst die Menschen wissen;
Nur Kinder schauten ruhig in sein Auge,
Das in den Sternen las; mit sich'rem Finger
Wies er dem Hagel und dem Blitz die Bahn,
Und klang die Wetterglocke, hob der Pfarrer
Stets gegen seine Höhle die Monstranz.
Wie er gelebt, so starb er einsam auch,
Liegt einsam in des Friedhofs fernstem Winkel;
Das schlechte Kreuz, ihm auf das Grab gesetzt,
Verschwand bei Nacht und niemand weiß wohin.
Bald tobten wilde Geister in der Hütte,
Sie duldeten kein menschlich Wesen dort:
Als einst ein Jäger Unterstand gesucht,
Wie krachten alle Fugen, daß er scheu
Ins Freie sprang, verfolgt von Spottgelächter!
Des Abends sah man blaue Flämmlein zucken
Um das Gebälk empor hoch an den First,
Bis sich der Pfarrer gürtete zum Werk:
Bewehrt mit Stola und mit Weihbrunnkessel
Stieg er hinauf; nachdem er lang gesucht,
Ob keine Spalte Sündengeld verberge
Zu Messen noch für seine arme Seele,
Verging der morsche Bau in Flammenglut.

Die Hexen sind ja christlich und der Teufel,
Zwar nicht getauft, gilt sicher auch dafür:
So durft' ich wohl in den verruchten Kreis
Als Heide ruhig treten, mit dem Alten,
Der weiser als ein Konsistorium
Zu sprechen wußte, plaudern mancherlei,

Nicht bangend vor katholischen Gespenstern.
Nie spürt' ich was von höllischem Gestank,
Wenn er mir schöne Alpenblumen bot,
Gar manche herrliche Versteinerung,
Die er gesammelt, flog nicht aus dem Schrank
Wie Heckethaler, andrer Teufelsspuk.
Er forderte die Unterschrift auch nie
Mit rotem Blut auf weißem Lein von mir;
Zufrieden stets und dankbar nahm er an
Im Bleiverschluß den braunen Scaglia,
Von dem ihn eine Prise oft erquickte,
Ein Päckchen Schokolade, was ich sonst
Ihm mitgebracht zum Lohn. Ich denke drum
Mit Rührung an den alten Hexenmeister,
Denn gute Geister nur betrogen mich
In seiner Nähe um so manches Stündchen.

* * *

Der Frühling, wie es manches Mal geschieht,
Vergaß auf unsre Alpen ganz, dafür
Ergoß der Sommer plötzlich seine Glut,
Durch alle Runsen wälzte schäumend sich
Der Schnee geschmolzen her vom Hochgebirg.
Vielleicht, daß er gar manches aufgehäuft
Für mich im Tobel dort, es hielt vielleicht
Mein Alter Lese schon; ich schlich hinauf
Den Stock zur Hand, die Büchse festgeschnallt
Am Ledergurt, doch barg sie dieses Mal
Ein Stück Geselchtes, eine Flasche Wein
Zum schlichten Abendschmaus, für beide buk
Er frisches Maisbrot stets in seiner Hütte.

Steil ging's empor, auf meinen Scheitel brannte
Die Sonne heiß; sie hatte weiter noch
Zur Martinswand, als ich zu meinem Ziel:
So konnt' ich eine kurze Rast ganz wohl
Mir gönnen zwischen Haselbusch und Erlen.
Das Licht wob zitternd von den Fluren sich
Zum Waldessaum; betäubend duftete
Der Else Blust in das Arom der Tannen.
Sein Solo sang mit heller Stimme dort
Der Ammerling, es strich der Grillen Chor
Die Geige grell und schrill, Maikäfer brummten
Dazu den Baß, und ein Apollofalter
Flog leicht im Tanz vom Klee zum Aglai hin
Und her zum Klee. Ich sah ihn, sah ihn nicht —
Zwei waren's — nein! — auch das Konzert verstummte. —
Wie lange — weiß ich nicht! Endlich begann
Der Baß aufs neue, zwar von weitem nur
Dann näher, näher, immer dröhnender —
Ein lauter Schlag! erschrocken fuhr ich auf,
Dort von den Felsen höhnte schwer und dumpf
Den Schläfer im Gebüsch des Donners Echo.
Fast war es Nacht, tief senkte sich ins Kar
Ein schwarz Gewölk, durchflammt vom hellen Blitz
Sah ich des Hagels Streifen näher zieh'n.
Der Sturm fuhr eisig kalt mir ins Gesicht;
Nach Hause war's für heut zu spät, ich faßte
Stock, Büchse rasch, bald spornten zum Galopp
Mich schwere Schloßen, bis des Hexenmeisters
Verfemte Hütte keuchend ich erreicht.

Er stand davor und hielt die flache Hand,
Als er mich stolpern hörte, übers Auge,
Ein Lächeln spielte durch den Zottelbart,
Nachdem er mich erkannt. „Ei, kommt Ihr endlich,
Hat Euch mein Blitz den Weg hierher gezeigt?
Noch Schlimmres droht! Sie brauen uns wohl gar
Im Kessel droben einen Wolkenbruch.
Laßt sie nur brau'n: Die Hütte fegt kein Sturm
Uns weg vom Grund und keine Flut verschwemmt sie!"
Er schritt voran, ich folgte; aus dem Dunkel
Des Hintergrundes funkelten zwei Augen:
„Mein Katerchen, hast du dich auch geflüchtet?"
Rief er hinein, als Antwort ein Miau,
Wie eines Bettlers Lied um Brot und Lager,
„Nun wird's erst schlimm!" begann er und schlug Feuer,
„Recht schlimm, wenn auch das Tier die Höhle sucht."

Ein Blitz, ein Donner und schräg übers Dach
Des Hagels wild Geprassel gab ihm Recht.
Schon flammt' ein Span; ich trat zum Herde staunend:
Ein ungeheurer Block aus Gletscherzeit!

„Nicht wahr? den rückt mir niemand weg!" rief er,
„Ich hab' ihn aber auch nicht hergesetzt.
Roh lag er da im grünen Farrenkraut
Und trug den Filz von Moos und bunter Flechte.
Ich schlug ihn flach und meiselte die Grube
Für Glut und Asche, schrämmte sorglich dann
Die Kanten ab, so daß der Herd noch früher
Vollendet stand, als ich das Haus erbaute."
Er schob den Span in einen Eisenring

Und zündete den zweiten an, dann ging
Er in den Gaden, wo die Ziegenmilch
Auf Schüssel Schüssel ihm gestapelt war,
Manch frischer Käslaib und die gelbe Butter,
Im Kästchen nebenan das weiße Salz
Und in dem Säcklein braunes Roggenmehl.
Ich saß auf einer Bank, — ein rauhes Brett
Auf Pfählen in den Boden eingerammt;
Den ird'nen Teller hob ich von dem Schranke
Zur Seite links und legte drauf Geselchtes,
Daß schnobernd froh der Kater es begrüßte,
Daneben stellt' ich dann die große Flasche,
Im Bleiverschluß den braunen Scaglia.
„Ich koche Nocken uns," rief er heraus,
„Daß Euch das Schmalz vom Munde triefen soll,
Mit frischer Gaismilch wollen wir sie dann
Hinunterschwemmen, drauf von Schnaps ein Tupfer —
Ist's Euch genug?" —

„Laß ungekocht die Nocken!"
Gab ich zurück, „was hast du denn zum Samstag
Kein frisches Maisbrot?" —

„Habt Ihr's nicht gerochen, —
Und ist doch Eure Nase sonst so fein! —
Zu Häupten auf dem Brett?" — Er trat heraus.
„Ja, ja!" begann er schmunzelnd, „keine Nocken,
Wo Fleisch und Wein im Ueberflusse winkt.
Ihr seid der rechte Gast, Ihr laßt Euch laden,
Das Essen bringt Ihr mit — dem Wirt und Euch!"

Ich dreht' am Reife rasch den Eisenhafen,
Bis mitten in die Glut er niederhing.

Und warf dann Fleisch hinein, daß brodelnd rings
Es überquoll vom Sud. Indes trug er
Vom Stalle her gehackte Fichtenzweige
Und warf sie auf den Boden, trocknes Laub
In einer Blache dann, ein Leintuch drüber,
Und fertig war das Bett; mein grauer Plaid
Der mochte mir auch hier zur Decke dienen.

Den Eisenhaken dreht' ich nun zurück,
Daß nicht mehr in die Glut er niederhing
Und holte mit der zweigezinkten Gabel
Das Fleisch heraus. Wir setzten uns zum Mahl,
Das Ungewitter machte die Musik,
So toll und wild, als wäre Hexensabbat.
Nachdem wir uns gesättigt und der Kater,
Der auf das Mausen heute ganz vergaß,
Ließ funkeln ich den Roten von Meran
In weiter Flasche, schenkte voll die Gläser
Und brauchte nicht den Alten lang zu laden.
Wir redeten gar mancherlei, denn er
War weiser als ein Konsistorium,
Daß nie dem Worte kluger Sinn gebrach.
Der Aufruhr tobte draußen toll und toller
Als wollt' in Spott der Hütte Ruhm er wenden:
Sie stehe sicher! Krachend stieß er plötzlich
Das Fenster auf und wirbelte die Funken
Am Boden hin. — Er schloß mit raschem Griff,
Ich trat die Flämmchen aus; wir setzten uns,
Und wieder ließ ich den Meraner funkeln,
Daß voll die Gläser ein zum Trunke luden.

„Wie könnt Ihr da,“ begann ich zu dem Alten,
„Aushalten Jahr für Jahr in wüster Oede?“

Er sah mich an und deckte mit der Hand
Das blaue Auge, das ein leiser Schimmer
Von Trauer überflog. Nach einer Weile
Hob er die Stirne, hob empor das Glas,
Durch welches wie Rubin die Lichter zuckten.
„Der Wein erfreut das Herz, allein er löst
Die Zunge auch! wohl wahr!“ — Drauf fuhr er fort:
„Ihr habt erkannt im ersten Augenblick
Das, was ich bin: ein armer, alter Mann,
Der viel geduldet, aber nie habt Ihr
Gequält mit Fragen mich. Trost ist das Wort
Und Schwätzen unbestritt'nes Recht des Alters!

So hört, wie ich geworden, was ich bin
Und auch, warum ich es geworden bin.
Auf einem kleinen Gütchen war mein Vater
Sein eig'ner Knecht nicht weit vom Dorfe Vomp.
Wenn er den ganzen Tag gebaut das Elend,
Dacht' er des Sohnes wohl; nicht sollte dieser
Den Schweiß vergeuden einem Lasttier gleich.
Ich ging zur Schule. Unser Katechet
Pries meinen off'nen Kopf, wohl könnt' es mir
Gelingen, wie es ihm gelungen schon,
Das Ehrenkleid Sankt Benedikts zu tragen,
Latein sei bald gelernt. — Das Ehrenkleid!
Ich wollt' es nicht! Es mag den runden Bauch
An des Prälaten Tisch verhüllen würdig,
Wer kann damit empor die Schrofen klettern,

Wie's meine Leidenschaft? — Wer sollte raten da?
Nicht ungern las ich Bücher, ich entschloß
Zum Stand des Lehrers mich, ward approbiert
Und in ein Dorf des Unterlands versetzt.
Im Sommer wollt' ich auf die Alm mich nicht
Verdingen, sei's als Senner oder Gaisbub',
Wie andre Lehrer zwang die bittre Not.
Ich griff zum Stutzen, als ein Wilderer
Gewann ich leicht in Bayern, was ich brauchte.
Noch mehr als das! Berufen ward mein Name
Weithin durchs Tal. Wie rechneten die Bursche
Zur Ehre sich's, tat ich Bescheid im Wirtshaus,
Wie lächelten die Mädchen, wenn ich stolz
Erzählte, wie mit List ich und Gewalt
Die kühnen Förster Bayerns hielt vom Leib.
Nur eine, — o wär' dieses Aug' erblindet,
Eh's noch an ihrem Blicke sich gesonnt! —
Ja, die gewann mir's ab! Doch mag ein Tor
Um Dinge klagen, die gescheh'n schon längst.
So saß ich in der Schenke zu Jakobi,
Den Wein vor mir, die Buben rings um mich,
Sie gegenüber; eitel ließ ich klingen
Im Gurt die Taler, welche mir der Wirt
Soeben für den Rehbock aufgezählt
Aus Ludwigs Jagdrevier. Sie staunten alle,
Als ich von meiner letzten Fahrt erzählte,
Nur einer schwieg und zog die Lippen schief
Ums Mundstück seiner Pfeife, bis er sie
Beiseite warf. — „„Ich tue nichts herab
Von dem, was du erzählt. Hast du dich auch
Gestellt dem Forstwart Adler?““ — Ich entgegne:

„Dem wich ich aus!" —

„„Das glaub' ich gerne dir!
Er heißt der Adler, weil die Wilderer,
Die Geierlein, er zähmt mit Adlerklauen.
Dafür verlieh der Herzog Max ihm auch
Den schweren Schlagring aus massivem Silber,
Vorn eingelassen ragt im Reif ein Stück
Von Stahl vierkantig, spitz und scharf wie Gift."" —
Ich schwieg; das Mädchen rührt' mich mit dem Fuß,
Daß mir die Glut durch alle Glieder schoß.
Sie flüsterte: „„Das solltest du nicht leiden!""
Ich war kein Freund von Händeln in dem Wirtshaus
Und blieb verstummt. Als wir nach Hause gingen,
Fragt' ich sie leise, ob sie zu Kathrein
Nicht ewig meine Kathi heißen wolle?
Sie zog die Hand zurück. „„Der Adler hat
Bereits ein Weib. Traun! sonst erkör' ich ihn.
So wähl' ich den, der mir des Adlers Schlagring
Als Gabe bringt."" — Ich rief, die Faust geballt:
„Mein ist er schon, gibst du als Drangeld mir
Den ersten Kuß!" — Sie neigte sich zu mir —
Ein Alberer flog feurig durch die Luft; —
O wär' ich Mönch geworden, hätte niemals
Geküßt den Kuß! — Doch klagen mag ein Tor
Um solche Dinge, die gescheh'n schon längst!
Am nächsten Morgen schnitzt' ich einen Stutzen
Aus weichem Holz und malte Rohr und Kolben,
Daß er von fern der echten Waffe glich.
Noch abends schlich ich mit dem Bild nach Bayern,
Ich stellte an den Steig mich, wo der Adler
Vorüber zum Gamswechsel klettern mußte.

Und richtig kam er auch, blieb steh'n und staunte,
Daß sich ein Wilderer hierher gewagt.
Ich tat, als säh' und hört' ich nichts von ihm,
Obgleich die Steine unter seinem Tritt
Zum Abgrund flogen. Schußbereit den Stutzen
Schrie plötzlich er: „„Hab' ich dich endlich, Lump?““
Da lehnte ich schnell das Holzbild an die Wand
Und rief, die Hände faltend: „Schont mich doch!
Dem Adler geb' ich wehrlos mich gefangen!“ —
Er lächelte, ich schlich, die Kniee schlotternd,
Entgegen ihm und als ich vor ihm stand,
Und er den Strick, mich festzubinden, faßte,
Zog ich, wie eine Viper, die zum Biß
Sich plötzlich rüstet, meinen Leib zurück
Und stieß, eh' er's noch ahnte, mit dem Kopf
Ihn vor die Brust. Er taumelte zurück
Und rollte durch die Runse in den Tobel
Besinnungslos, ich sprang ihm jauchzend nach:
Mit meiner Rechten packte ich den Stutzen,
Mit meiner Linken riß ich schnell den Ring
Vom Finger ihm. An seinem Stutzen brach
Ich ab den Hahn und warf hohnlächelnd dann
Mein Holzscheit neben ihn, mocht' er sich rühmen,
Er hab' von Wilderern für seine Sammlung
Jetzt einen Stutzen mehr und meinen Namen
Am Laufe vorn sich eingravieren lassen!
So blieb er stöhnend liegen im Geröll;
Ich aber schwang mich aufwärts durch die Zuntern,
Besah den Schlagring aus massivem Silber:
Vorn eingelassen ragt im Reif ein Stück
Von Stahl vierkantig, spitz und scharf wie Gift.

In Sicherheit geborgen schaut' ich zu,
Wie er gar langsam sich zusammen klaubte,
Den Kopf verband und eine Träne schien's,
Sich wischte aus dem Bart. Ich schlich davon,
Sollt' ich den Armen necken noch durch Jauchzen?

Froh bracht' ich meiner Kathi seinen Ring;
Wer war mir gleich im schönen Unterland?
So hielten wir die Hochzeit zu Kathrein.
O hätt' ich nie gefreit! Doch mag ein Narr
Um Dinge klagen, die er längst getan."

Er seufzte tief und deckte mit der Hand
Die blauen Augen, doch nach einer Weile
Hob er die Stirne wieder und fuhr fort:
„Nicht vor dem Altar, nach den Flitterwochen
Beginnt die Ehe, weil der Ernst beginnt.
Es heißt mit Recht ein großes Sakrament
Sie der Apostel, denn die andern weih'n
Nur einen Menschen, aber zwei verbindet
Bis an das Grab dies eine, und die Zukunft
Der Menschheit selber ist daran geknüpft.
So schien es mir! — Doch seht die Hölzchen da:
Legt über eines Ihr das and're quer,
Dann gibt's ein Kreuz; ein Kreuz auch in der Ehe,
Stellt sich des ernsten Mannes Willen frech
Des leichten Weibes Eigensinn entgegen.
Drum blühte zwischen uns kein Frieden auch,
Und dank ich Gott, so dank ich ihm dafür,
Daß unſ'rem Bund er Kinder stets versagt.
Ich ließ den Becher, ließ das Kartenspiel,

Des Wildrers Stutzen vor dem Altar dort
Mit einem festen, redlichen Entschluß.
Als heil'ge Pflicht erschien das Lehramt mir,
Seit ich ein Weib gefreit und Kinder als
Des Himmels Segen hoffte. Sie nahm Flitter
Und Tändelei und eitlen Klatsch mit sich
Vom Altar heim und weil ein Häuschen sie
Mir zugebracht mit einem Paar von Kühen,
Hielt sie zu hoch sich für die stille Arbeit.
An Christus dacht' ich oft, sein Jammerbild,
Das mit dem Rohr, dem Purpurrock geschmückt
Auf den Altären trägt den Dornenkranz!
Die Priester sagen, daß er jedes Leid,
Das je gefühlt ein Mensch, erlitten auch, —
Doch war er nie vermählt! — Die Dornenkrone, —
Wohl hätt' ich für das Band erkoren sie,
Das seine Stacheln fein und schneidig mir
Zu jeder Stunde in den Nacken trieb,
Das selbst im Traume mich nicht ruhen ließ,
Wenn mich der Schlaf nach langer Qual umfing.

Mein Vater starb. Ich wäre barfuß gern
Zurückgekehrt auf seine magre Scholle; —
Das einst als Vorbild mir zu schlecht erschien:
Ich pries sein Leben, ach! voll Not und Jammer,
Den er kurzsichtig mir ersparen wollte.

Ist das Gemüt erstarrt, es schmilzt im Schmerz
Wie Gletschereis! Nun sehnt' ich innig mich
Nach Herz und Seele eins zu sein mit ihr.
Die Antwort klang wie Hohn aus einer Wildnis,

Wo üppig wucherte der Taumellolch
Der Eitelkeit, des Eigensinnes Distel.
Bleibt ledig, Herr, bleibt ledig! denn der Einsatz
Ist viel zu groß für dieses Spiel. — Doch sei's!
Erfahren muß ein jeder für sich selbst!
So gingen uns're Pfade immer weiter
Und weiter auseinander, nur mit Grauen
Konnt' ich der Zukunft denken und des Endes.

Es sollte kommen schrecklich, fürchterlich,
So wie der Blitz, der jetzt mit roter Glut
Unwiderstehlich niederwarf die Tanne.
Auch dieser sang es nicht die frohe Amsel,
Die sich im Wipfel einst das Nest gebaut.
Hört Ihr sie krachen, dumpf und schwer den Sturz?"

Er trat zum Fenster, auf dem Vorsprung dort
Erhob sie sich, die Glut flog zischend hoch
Zum Nachtgewölk, bis sie der Regen löschte.
Nach einer Weile kehrt' er auf die Bank,
Und als er sich die Nässe aus dem Haar
Und von der Stirn getrocknet, fuhr er fort:
„Am Kirchtag war's, ich ging mit ihr ins Wirtshaus,
Sie wollt' es ja, denn zu verführerisch
Erklang die Zither und des Tanzes Lärm.
Das nahe Städtchen hatte Garnison,
So schob ein Schwarm von Offizieren sich
An unsern Tisch, sie blieben unbeachtet:
Ein Leutnant gilt ja nirgends viel bei uns!
Da war ein Bürschchen, eingekluppt den Zwicker,
Drängt er sich vor, das spitze Näslein keck

Als wie der Schwanz des Bockes aufgedreht,
So daß ich was von Widerwillen spürte,
Eh er zur Kathi noch gerückt den Stuhl.
Er tat, als wär' ihr Mann nicht da und pries
Ihr schwarzes Auge bald, das schelmisch ihn
Zu locken schien, die dunklen Haare dann,
Bedauerte den Ring am Fingerlein
Und sprach, was eben nur ein Bube schwätzt,
Der ungezogen aus der Schul' entlief.
Ich schwieg. Ein Kamerad gab einen Wink,
Daß mir das Blut empor zur Wange schoß,
Und flüsterte: „„Wirf ihn zur Tür hinaus!““
Ich hab' im Wirtshaus Händel nie gesucht,
So blieb ich stumm und regte keinen Finger,
Bis die Trompeter uns den Kehraus bliesen.
Nach Hause führte schweigend ich mein Weib,
Hätt' auch die beste Predigt was genützt?
Der Sonntag kam. Sie kräuselte das Mäulchen
Und hieß allein mich in das Wirtshaus geh'n.
Ich trank ein Seidel, schwätzte mancherlei
Mit Kameraden, trank ein Seidel mehr,
Bis abends durch die offne Türe sich
Der Schwarm von Offizieren schob. Sie schauten
Mich spöttisch an, sie flüsterten, der eine, —
Ihr kennt ihn schon, — der eine schlich davon
Nicht unbemerkt von meinem Späherblick.
Ich warf der Kellnerin die Zeche hin
Und ging ihm nach, der Argwohn trieb mich vorwärts.
Im Mondschein flimmerte von weitem schon
Die Säbelscheide, beim Geräusch der Schritte
Sah er sich um und hörte auf zu trällern.

Streng hielt ich hinter ihm: er schnell, ich schnell,
Er langsam, langsam ich. Mit einem Fluch
Kehrt' er sich um: „„Was hast du hier zu suchen?““ —
„Für mich und dich ist ja gebaut die Straße!“ —
„„Du dutzest, Hund?““ —
„Du fingst zu dutzen an.“
Rasch zog er blank, ich steckte an den Finger
Des Adlers Ring. — „„Ich haue dich zusammen!““
Hohnlachend guck' ich mir das Knäblein an.
Die Klinge saust; gewandt ein Seitensprung,
Ein Schlag zugleich und lautlos stürzt er hin.
Ich führte nicht mit voller Kraft den Schlag
Und ließ daher ihn liegen, wo er lag,
Der Bader konnte morgen pflastern ihn,
Und er der Schramm' als Duellant sich rühmen.

Zu Hause traf ich wachend noch mein Weib,
Den Tisch gedeckt und Wein und frisches Fleisch,
Mich lud sie nicht, doch ließ ich's schmecken mir,
Bis sie voll Mißmut in die Kammer schlich.

Des Morgens bürstete die Sonntagskleider
Ich säuberlich, wie Stück für Stück der Schragen
Sorgfältig aufgehängt von gestern trug.
Welk war der Strauß am Hut, ich pflückte mir
Am Gartenzaun hinstreifend eine Nelke
Und steckte zu den Spielhahnfedern sie.
Selbst ging ich zu Gericht, den kleinen Handel,
Nach meiner Meinung — dort genau zu melden;
Doch in der Halle klang's wie Aufruhr fast.
Die Weiber floh'n, die Männer zischelten

Mit scheuem Blick: „„Er ist's, der Mörder ist's!““
Betroffen blieb ich steh'n, doch schnell gefaßt
Trat ich hinein. Es lag der Leutnant dort
Auf einer Bahre bleich, von Blut bespritzt,
Zerkloben vorn das Hirn. Ich schlug die Hände
Vors Angesicht und rang entsetzt nach Atem.
„Du bist unschuldig, hast du's auch getan
Das muß vor Gott, das muß vor Menschen gelten!“
So bändigte den wilden Sturm in mir
Des Herzens Stimme. Oben stand der Richter
Und maß mich ernst und finster mit den Augen.
Ich selbst fing bebend zu erzählen an,
Es stieg mein Mut, bis männlich fest und sicher
Ich endlich sprach vor dem gedrängten Kreis.
Schon hob sich aus der Menge dort und da
Bereits ein Ruf: „„Ich trete für ihn ein!““ —
„„Wahr ist es, was er sagt!““ —
„„Ich kenn' ihn auch!““ —
„„Er mußte wehren sich!““ —
„„Er mußte wehren sich?““
Begann der Richter, „„konnt' er fliehen nicht?““
Die Zornesglut schoß in die Wangen mir:
„Ich laufen, ich? Nie wich ich einem Gegner,
Und er zuerst, nicht ich begann den Streit.
Schmerzt' es mich auch, daß ihren Sohn die Mutter
Durch mich verlor, konnt' ich denn anders tun?“ —

Was half es mir, sprach alles auch für mich:
Der bloße Säbel, sein verruf'ner Stolz,
Der Platz sogar, auf dem ich ihn erschlug, —
Ich ward verurteilt, ja, verurteilt, Herr,

Und im Rekurs bestätigt die zehn Jahre.
Als mir's der Richter feierlich verkündet,
Da lacht' ich grimmig auf ob diesem Spruch,
Die Sage fiel mir ein vom Untersberg,
Was die verstorb'ne Mutter mir erzählt
Vom deutschen Kaiser, der erscheinen soll,
Um prangend in der alten Herrlichkeit
Zu richten mit dem Schwert Karols des Großen
Auf Erden all' die Ungerechtigkeit,
Die, wie die Sintflut, berghoch sich getürmt.
Just damals fiel mir diese Sage ein,
Ich weiß nicht wie; vielleicht erlebt ihr noch
Das Deutsche Reich und die Gerechtigkeit,
Denn auf der Welt kann's so nicht länger bleiben.
Für mich ist's längst zu spät, zu spät!" — Er starrte
Trüb in das Feuer, das in sich verglomm,
Warf fein gehacktes Reisig hin und Scheite,
Bis wieder hell dem Glost entstieg die Flamme.

„Es war ein Morgen düster, nebelgrau,"
So fuhr er fort, „als sich des Kerkers Tor
Für mich erschloß, nicht um mich frei zu geben:
Ein Karren stand bereit, der in das Zuchthaus
Mich schleppen sollte; Hand an Hand gefesselt,
Die schweren Ketten an dem Fuß, kroch ich
In den Verschlag, zur Seite der Gendarm.
Zehn Jahre! bald gesagt ist's, aber Tod
Und Leben gilt's für den, der dulden muß.
Scharf lugt' ich durch die Dämmerung; mein Weib,
Das keinen trock'nen Bissen mir gespendet,
Wie Fremden selbst Barmherzigkeit ihn beut

Durchs Gitter des Gefängnisses: mein Weib,
Für das ich litt, das sollte doch die Hand
Mir bieten noch — vielleicht zum letztenmal!
Der Platz blieb leer, kalt wie der Morgenwind
Schnitt nun Enttäuschung durch die Seele mir.
Die Peitsche knallte. Aschermittwoch abends
Traf ich im Zuchthaus ein; nicht hofft' ich noch
Es zu verlassen je gebeugt von Scham
Und tiefstem Seelenleid. — Die Zeit gibt Fassung,
Und mit der Fassung knospen neue Pläne,
Und mit den Plänen reift die Zuversicht!
So schrieb ich meinem Weibe: „Bin ich frei,
Dann laß uns wandern nach Amerika,
Dort gründen wir die neue Heimat uns,
Drum harre mutig aus in Ernst und Treue!"
Kein Vorwurf klang hinein, doch hört die Antwort,
Von ihr zwar nicht, vom Pfarrer unseres Dorfes:
„„Im eig'nen Haus sitzt Kathi, wie du weißt,
Und dieses Haus ist nicht das deine mehr,
Die Pforte bleibt geschlossen ewig dir —
Dem Sträfling, dessen Weib sie nicht mehr ist!"" —
Krampfhaft zerknüllte ich das schofle Blatt,
Und jene Träne, die geweint ich nicht,
Als ungerecht der strenge Spruch mich traf,
Sie floß wie Wermut jetzt aus meinem Auge. — —
Es war vorbei! ich lernte fassen mich
Und neue Pläne knospten mit der Zeit.
Amerika! der Name klang ins Ohr
Wie Prophezeiung, die das Herz mit Freude,
Mit Angst erfüllt! Wie dreht' ich emsig nun
Die Spule und das Rad, so daß ich mehr

Als andre für die Freiheit mir ersparte!
Das Zuchthaus schien mir fast ein Paradies,
Es schied von ihr mich, die das Leben mir
Im Mark vergiftet, schuf zugleich die Mittel
Zur Ueberfahrt, daß zwischen mich und sie
Das ungeheure Meer sich trennend schiebe.
Und abgeseh'n davon, gerad im Zuchthaus
Lernt' ich genau den Schein vom Wesen trennen.
Ihr mögt es glauben oder nicht, wahr bleibt's:
Die ärgsten Schelme wandeln frei herum
In Uniformen, Equipagen stolz,
Daß man dich einsperrt, rückst du nicht die Mütze.
Ja selbst vor Gott tritt mancher zum Altar
Mit siebenfach geweihter Glatze frech,
Zu schlecht fürs Zuchthaus, — wär' Gerechtigkeit,
Gerechtigkeit! Der Schein beherrscht die Welt,
Beherrscht sie von der Wiege bis zum Grab,
Beherrscht sie, bis der letzte Mann verstirbt! —
Zehn Jahre! lang, ach! wenn du vorwärts schaust,
Wie kurz, schaust du zurück! so schwanden sie
Mir schnell dahin. Der Monat brach schon an,
Der Monat, der die Freiheit bringen sollte,
Doch eh der Freiheit Morgenrot erschien,
Erhielt ich einen Brief, der zweite war's,
Seit ich die Ketten trug. „„Dein Weib ist tot;
Noch sterbend hat sie dir verziehen alles, —""
Ich lachte grimmig wie am Tag des Urteils! —
„„Doch für ihr eig'nes Seelenheil zu sorgen,
Vermachte sie dem Pfarrer Hab und Gut."" —
Den kannt' ich ja! er trug des Stieres Nacken
Und Waden gleich dem Butterfaß, mag ihm

Gedeih'n das Gut, so wie er es verdient.
Mir schien ein Stein von meiner Brust gewälzt:
Jetzt war ich frei, nicht braucht' ich mehr zu fliehen:
Für mein, für ihr Grab war ja Platz genug, —
Die Seelen überließ ich Gott zu richten.

Die letzte Woche! Stund' um Stunde zählt' ich,
Fast kam sie länger vor mir als ein Jahr!
Auch sie verrann; es gab mir der Verwalter
Die alten Kleider, den ersparten Lohn
Und rief am Tor: „„Auf nimmer Wiederseh'n!""

Ich ging nach Vomp. Wie sah mein Gütchen aus!
So lang ich es verpachtet, stand es leidlich,
Doch während ich im Zuchthaus hing zu Innsbruck:
Dort zupfte der, da pflügte jener ab,
Der zauste so den Wald, daß Gott erbarm!
Nicht nahm ich's ruhig hin, es galt die Probe,
Ob das Gesetz für mich sei dieses Mal.
Verurteilt wurde Pfarrer und Gemeinde,
Doch ärg'rer Aufruhr tobte wider mich,
Als in der Halle, wo der Tote lag. —
„„Den Pfarrer klagen, den Gemeinderat,
Die Vettern alle bringen in die Schande:
Was muß der Sträfling kehren aus dem Zuchthaus?
Wär' er verfault dort, wie das Fug und Recht,
Eh solche Schmach er übers Dorf gebracht!"" —
Kein Hohn blieb mir erspart, das kleinste Kind
Fand einen Stein, galt es zu schaden mir.
Ich war sogar geächtet in der Kirche,
Ein jeder stieß mich knurrend aus der Bank,
Und selbst der Pfarrer spendete beim Segen

Kein Wasser mir. — So taten sie vor Gott!
Geduldig trug ich's lange, zog mich streng
Auf meinen Grund zurück. Je mehr ich schwieg,
So schuldiger erschien der Meute ich.

Bin ich nach Vomp verbannt und eingewurzelt
In diesem Boden? Auf dem Rücken nicht
Kann ich forttragen Feld und Haus von hier,
Doch kann ich es verkaufen! dacht' ich mir.
So tat ich auch! Ich nahm noch eine Scholle
Vom Grab der Eltern, wählte diesen Platz,
Erstand ihn billig, baute drauf mich an,
Und kümmere nicht mehr um Menschen mich.
Drum fürchten sie mich auch; sei's immerhin!
Des Teufels ist, wer nicht mehr ihrer ist!
So tönt das Urteil aus des Dorfes Mund.
Nach Vomp kam ich nicht mehr; wohl manches Mal
Besuchte später ein Herr Vetter mich:
Sollt' ihm vermachen all mein Zaubergeld;
Der Pfarrer könnt' es immerhin gesegnen,
Und ein paar Messen würden mir nicht schaden. —
Ich habe keinem aufgetan die Türe,
Durchs off'ne Fenster kriegten sie den Abschied
Und schlugen noch ein Kreuz, erblickten sie
Den Zottelbart, das lange graue Haar." —
Er nestelte ein Ledersäcklein los,
Das ihm am Halse hing; es barg den Ring
Massiv von Silber mit dem Knauf vierkantig
Aus scharfem Stahl. Er blickt' ihn lange an,
Dann fuhr er fort: „Nehmt ihn, Ihr wandert viel,
Gebt ihn dem Adler, sei's mein Testament!

Nun wißt Ihr alles, urteilt über mich
Wie's Euch beliebt, Ihr kennt mich lange schon.
Was ich gesündigt, mag mir Gott verzeihen,
Was ich gelitten, hab' ich Euch gebeichtet;
Gebeichtet ja, denn jeder soll die Last,
Die stumm getragen er und einsam stets,
Vor seinem Tod in einer treuen Brust
Noch niederlegen, daß das Irdische
Auf Erden bleibe. Also steig' ich frei
Hinab ins Grab und leicht!" Er schwieg.
Gedankenvoll sank ich in mich zurück,
Da faßt' er einen Span und ohne Gruß
Ging er hinein in seinen stillen Gaden.

*
* *

Aus Träumen schön und wild verworren weckte
Am nächsten Morgen mich der Vögel Sang,
Ich sprang empor, nicht braucht' ich mich zu kleiden,
Weil ich mich hingeworfen im Gewand.
Zur Seite lag ein tauig frischer Strauß,
Den er gepflückt für mich, als ich noch schlief;
Die Hütte leer, ihn holte nicht mein Ruf,
Doch hört' ich droben aus den Wolken fast
Sein frommes Lied. So ging ich sinnend fort
Und dachte staunend noch des Greises lang
Und kehrte oft, bis endlich hoch der Brand
Zum Himmel lohend abends mir verkündet
Des Klausners und der Hütte Untergang.

Der Student

„Chaetetes annulatus, gastrochaena!
Wie Thebens Sphinx verwirren uns die Namen,
Und wüßtest du, was in den Namen steckt,
Dann wär' es leicht!" — So schrieb ein Forscher mir,
Ein Mann, den stolz zu ihren klarsten Sternen
Stets zählen wird die deutsche Wissenschaft.
Chaetetes, gastrochaena! Kaum zerschmolz
Der Schnee am lauen Hauche des Scirocco,
So klettert' ich früh morgens ins Geschröf,
Das rauh und wild empor zur Scharte steigt.
Ich sammelte mit hastiger Begier,
Des Hammers Wucht zerschmetterte die Steine,
Der Meißel löste manches selt'ne Stück,
Doch mit dem Tage wuchs auch das Gewicht.
Mit Freuden sah ich's, wie der Geizige
Auf Haufen Goldes Haufen Goldes türmt
Und achtete nicht Hunger und Ermüdung.
Wohl stürzte nieder manches Felsentrumm,
Ich sprang beiseit und sah erschrocken aufwärts —
Und meißelte von neuem unverdrossen.
Hoch oben saust' es, Donner rollten nieder;
Eh' ich das Auge zu den Wänden hob,
Rast' unter mir im Runst schon die Lawine.

Ich hämmerte aufs neue, bis ich fern
Die Joch-Aurikel nicken sah, die erste.
Den Meißel ließ ich bei den Steinen liegen
Und pflückte sie; lang sog ich ihren Duft,
Bis mir Gefühl des Frühlings voll und mild
Mit all der holden Pracht, dem hehren Reiz
Des Hochgebirges Geist und Sinn berauschte.
Ich sammelte aufs neu', bis aufwärts schleichend
Des Abends Schatten mich zur Heimkehr mahnte.
Ich trug zusammen, was ich aufgestapelt:
Gar schwierig war die Wahl; nachdem ich mir
Das Schönste von der Fülle auserkoren,
Klomm ich, gestemmt auf meinen Bergstock, nieder.
Chaetetes, gastrochaena! Welche Last,
Daß heißer Schweiß von Stirn und Wangen tropfte
Und mir der Riemen in die Schulter schnitt.
Schon wollt' ich seufzend mich zur zweiten Wahl
Aus meinem Schatz entschließen, doch nicht fern
Erblickt' ich jetzt die Hütte des Studenten,
So hieß ein armes Bäuerlein, das mir
Stets willig heimwärts schleppte mein Gestein.
Ich holte Atem. — Durch das enge Gäßchen
Schob abwärts seinen Bauch ein rundes Pfäfflein,
Wie durch des Ackers Furchen eine Kröte.
Er schaute um und nicht vom Wein gerötet
War heut sein Antlitz, von den fetten Lippen
Troff's fast wie Fluch, — so schwand er um die Ecke.
Ein and'rer Fluch, doch grell und grollender
Klang in der Hütte, wo so manches Jahr
Den greisen Jagg die gute Zenzel pflegte.
Hat mir der schwarze Geier dort verstört

Das alte Taubenpaar? — Ich legte langsam
Die schwere Büchse auf die braune Bank,
Wo ich gar manchesmal geruht, geplaudert.
Der blaue Flieder senkte seine Sträuße
Mir duftig auf die Stirn, da klang es sanft:
„Um Gottes willen, Alter! denk' daran,
Er ist ein Priester siebenfach geweiht!" —

„Verteufelt siebenfach!" erscholl der Baß,
„Ein Priester, ja! Der Haspinger war's auch,
Doch hinter den Franzosen stürmt' er her,
Daß wie die Flamme flog der rote Bart
Im Pulverrauch. — Nun kommt mir heute der
Und bettelt Geld zu einer heil'gen Messe,
Daß die Franzosen siegen!"

— Wieder klang
Es mild und sanft: „Sei ruhig, lieber Alter,
Ich hab' ihm keinen Pfennig zugesteckt,
So dringend er mich bat: „„Was braucht's der Mann
Zu wissen, wenn du für ein gutes Werk
Ein Zehnerl spendest; Gott wird es vergelten!"" —
Du fuhrst dazwischen!" —

„Hätt' ich's nicht getan,
Statt meiner müßte schämen sich der Stutzen
Dort an der Wand. — Doch laß mich schauen,
Ob er nicht heimlich vor dem Fenster lauert!"

Die schweren Schuhe klappten auf der Diele,
Verscheucht und gackernd floh'n voraus die Hühner,
Ein Entenschwarm, so gut das Watscheln ging.
Er spähte rings, das schwarze Auge glomm

Aus dunkler Höhle, wie die Lunte droht
Unheimlich in der Hand des Kanoniers.
Er sah mich nicht im Schatten. —
„Alter, he!"
Rief ich ihm zu, „du bist so grantig heut,
Daß ich die Steine kaum dir anvertraue;
Chaetetes, gastrochaena! hm, du würfest
Sie gar dem Gaste auf den Rücken nach!" —

„Dem Pfaffen! Ei, Ihr seid's! Den Kram von
Steinen?
Ich bring' sie morgen in die Stadt! — Doch halt,
Es trägt ja Zenzel Eier auf den Markt!
Der Teufelspfaff!" —
„Gelobt sei Jesus Christus!"
So grüßte schüchtern aus der Dämmerung
Das gute Weiblein, in der Hand den Napf,
Um das Geflügel wieder herzulocken.

„Du gehst mit mir zum Stamserwirt hinunter;
Der kühle Wein verdünnt die heiße Galle;
Heut zahl' ich gern, ist's doch zu Ehren nur
Der schönen Gastrochaena, dem Chaetetes!"

Die Bäurin stellte rasch beiseit den Napf
Und trug die Büchse fort, herzlich erfreut,
Daß ich den Donnerer ihr heut entführte.
Die Mütze zog er schmunzelnd übers Ohr,
Doch in den Flur zurückgewendet halb,
Rief er, wie fern verziehend brummt ein Wetter:
„Jag mir den Schwarzen, ist er unverschämt
Und kommt noch einmal, von der Schwelle weg!"

Viel Gäste warb dem Wirt der schöne Abend,
Doch war ein Tisch noch frei; der Alte wischte
Hinweg den Blütenschnee des Apfelbaumes,
Den rings der laue Wind herumgestreut;
Nicht säumig brachte Wein die Kellnerin,
Und in den Gläsern funkelten die Sterne.
Was ich von Blumen mitgeschleppt, goß ich
Hin auf den Tisch; es reichte aus dem Garten
Das Mädchen Hyazinthen und Narzissen.
So band ich einen Strauß für meine Frau;
Sie nadelte daheim den ganzen Tag,
Denn viel Gewand zerreißen uns're Rangen,
Zerrissen bringt der Gatte heut ihr auch
Die Hose heim, daß droben im Gezack
Die Fetzen hangen. — Blum' um Blume wählend
Wand ich den Strauß; gelockt vom Duft, vom Licht,
Flog ab und zu ein Schmetterling, beschwingt
Vom Wein flog wechselnd hin und her das Wort.

„Du hattest Händel mit dem Schwarzen heut,
Ist jetzt verraucht der Zorn?" —

Es glühte wieder
Das dunkle Auge, wie die Lunte droht,
Und seine Finger zog er krampfhaft ein,
Gleich dem gereizten Habicht auf der Stange.
„Ihr habt's gehört, wie sie zum Kampf uns riefen
Im Jahre neunundfünfzig gegen Frankreich!
„„Auf, auf! Napoleon beschimpft den Papst,
Auf, auf! Führt er die Hölle wider uns,
So breitet über uns den Sternenmantel,
Die Muttergottes schirmend — auf, Tirol!

Auf, auf!"" — Wir folgten, zogen an die Grenze
Und sahen grollend, wie die Fahne Oestreichs
Sank in den Staub! — Bei Solferino fiel
Ein wack'rer Sohn mir, habe Gott ihn selig!
Ich lege bald mein müdes graues Haupt
Zur Ruhe auch: liegt er im fernen Welschland,
Ich hier zu Hötting, — Platz gibt es genug
Im Himmel droben, daß wir ewig uns
Erfreuen können einer bei dem andern,
Wie wir im Steinbruch dort gearbeitet
Viel duldend zwar, doch einer bei dem andern!
Auf Erden blieb der Trost mir: ungerächt
Vergoß er nicht sein Blut; wie Reinisch türmt' er
Die Toten haufenweise rings um sich. —
So klang es anno neunundfünfzig noch,
Jetzt ist die Welt verkehrt, was kümmert's mich?
Deutsch sang die Mutter mir; — was Recht und Sitte,
Deutsch kündeten es mir des Vaters Sprüche;
Deutsch war der Katechismus, der den Glauben
Mir in die Seele prägte und die Hoffnung
Auf Gottes Gnade strahlend mir erschloß;
Deutsch auf dem Isel scholl des Sandwirts „Vorwärts!"
Deutsch klang das Ja, das mir mein Weib gesprochen
Am Traualtar, und hier in deutscher Erde
Soll bei den Vätern mich das Grab umfangen.
Ja, Herr, so ist's! Und dennoch munkelten
Sie heimlich, daß mit Frankreichs Raubgevögel
Sich Oestreichs Kaiser-Aar zusammgetan.
Ich jauchzte wie beim Sieg der Iselschlacht,
Als nichtig sich erwies die freche Lüge.
Den Stutzen trug mit Ehren diese Hand

Für Oesterreich, im Sumpf mag sie verfaulen,
Eh' ich sie feindlich gegen Deutsche hebe!"

„Die Deutschen hoch!" rief ich und schwang das
Glas,
„Die Deutschen hoch allüberall!" rief er
Und schwang das Glas laut jubelnd wie ein Jüngling.

Die Sterne funkelten, ein Wetterleuchten
Ergoß den roten Schimmer durch die Nacht,
Das erste war's, ich wandte mich nach Westen; —
Ein zweites Mal! —
„Das ist ein gutes Zeichen,
Wenn's ohne Donner himmlitzt bei der Hochzeit!"
Er sprach es lächelnd. — „Ja, wir Bauern glauben's!
Und seht, als ich von all den Siegen las,
Von all der Größe, all der Herrlichkeit —
Da kam mir Deutschland vor wie eine Braut,
Um die sich freudig kühne Helden drängen.
Es kam mir vor, als seien all die Märchen,
Uralte Sagen endlich Wahrheit worden:
Vom Untersberg, vom neuerstand'nen Kaiser,
Wie's uns die Mutter auf dem Schoß erzählt!"

Mit seinem Geist entschwebt' in lichte Fernen
Weit über Zeit und Raum dahin mein Geist.
Wir schwiegen sinnend lange, lang; die Gäste
Zerstreuten sich, doch eine frische Halbe
Stellt' auf den Tisch vor uns die Kellnerin.

„Auch du sollst leben, Alter, lebe hoch!
Du selbst bist mir ehrwürdig wie die Sage,
Wie die Vergangenheit schaust du die Zukunft!"

„Mir die Vergangenheit, die Zukunft Euch!"
Erwidert lächelnd er, d'rum laßt mich reden
Von alten Tagen, die jetzt Märchen sind!
Der Schwarze, der für die Franzosen warb,
Erinnert mich an Pater Joachim;
Habt Ihr ihn nicht gesehen? — Achtundvierzig
War er zu Innsbruck. Dort sucht' ich ihn auf;
Wir weinten beide. Herb und süß zugleich
Ist stets Erinnerung! Saht Ihr ihn nicht?" —

„Ja wohl!" sprach ich leichthin, nicht weiter redend.
Es stand mit mir zum letztenmal im Feld
Der Held von anno neun, hoch flatterte
Zu Häupten uns die deutsche Trikolore.

„Ich seh' ihn heute noch!" begann er wieder,
„Er trieb zum Sturmlauf gegen die Franzosen,
Daß wie die Flamme flog der rote Bart.
Verschossen war das Pulver und das Blei: —
„Schlagt drein!" er schrie's; wir schlugen knirschend
drein,
Wie krachten da die Schädel, von den Kolben
Troff rotes Blut! Du Wonnetag der Rache,
Wie hast du dort mein Herz gelabt! War ich
Von Schmach zerschmettert nicht?"
Ich hört' es staunend,
Denn unverständlich schien mir jetzt die Rede.

„Hab' ich's gesagt?" — Er unterbrach sich selbst,
Wie einer, dem ein Wort entronnen plötzlich;
Er rief' es gern zurück, doch ist's zu spät.

„Hab' ich's gesagt? so will ich's auch vollenden!
Seht, ich hab' auch studiert, ein paar Semester, —
Sie heißen mich davon noch den Studenten,
Da sah ich meiner Eltern Not und Jammer,
Ich warf die Bücher weg und griff zum Meißel,
Brot schlug ich aus den Steinen dort für uns.
Nach zwei, drei Jahren schien auf diese Berge
Das helle Morgenrot von anno neun.
Weil ich studiert, ernannt' zum Leutenant
Der Sandwirt mich, eh' die Lawine brach.
Mit kaltem Hohn sah ich der Feinde Hochmut
Und zählte Tag und Stunde, bis der Fels
Zermalmend niederbreche vom Gebirg.
Kaum eine Woche noch! — Seht Ihr die Birken?
Jetzt ist der Wald gelichtet, damals standen
Mit dicht verschlungenem Gezweige Haseln.
Ich suchte dort am Hügel uns're Ziegen,
Da traf mich Angstgeschrei; rasch sprang ich zu —
Vier Offizier' — ein Mädchen — laßt mich schweigen;
Ich schlug sie mit der Faust, daß sie die Fersen
Zum Himmel reckten!" —

„Zog denn keiner blank?" —

„Sie hatten ihre Degen abgeschnallt,
Ihr wißt, warum! — Doch laßt mich weiterfahren!"
Die Unterlippe zuckte gleich dem Blatt,
Auf dem ein Knabe pfeift. — „Sie kannten mich
Und ohne Scham ob ihrem feigen Frevel
Verlangten Strafe sie. Ein Schwarm Franzosen —
Wohl fünfzig waren's — rannte auf mich zu,
Als ich nach Hause ging. Wie Ungeziefer
Umfaßten, klammerten sie mich. Schlug ich

Den einen nieder, packt' ein andrer an...
Ich unterlag, sie banden mir die Glieder,
Sie schleppten mich vor ihren Hauptmann hin,...
Die Buben forderten mein Blut. Ich hielt
Es für mein Recht, zu reden und erzählte,
Bewegt von Zorn, warum ich es getan.
So wie das Gift die Fliege lähmt, durchzuckte
Die ungewisse Furcht schon ihre Brust,
Drum wagten sie das Aeußerste nicht mehr:
Begnadigt wurde ich zu hundert Streichen...
Man riß mich nieder wie ein Vieh, es steckte,
Damit die Zung' ich nicht aus Qual zerbeiße,
Mir in den Mund voll Mitleid eine Kugel
Ein bayrischer Soldat. Ich zuckte nicht —
Bei keinem Streich, der sausend niederfuhr,
Als wär' ich Erz, doch zählt' ich jeden Streich.
Es war vorbei, verfolgt von Hohngelächter
Kroch ich davon auf Händen und auf Knieen.
O Rache, Rache, süßes Zauberwort,
Durch dich genas ich, nicht durch Medizin!
Wer dürstet, sieht im Traum sich an der Quelle;
Mir träumte, daß ich in der Feinde Brust
Einkrallte tief die Finger; ich erwachte:
Die Nägel waren in mein Fleisch gedrungen!

Es kam der Tag! Ein Schütz, der besten einer,
Erkor ich zehn verweg'ne Bursche mir,
Um in der Schlacht zu laden die Gewehre.
So lauert' ich am Abgrund, wo die Sill
Den weißen Gischt im Sturze aufwärts schleudert.
Wie blaue Wogen drängten sich zum Sturm

Jetzt die Franzosen gegen uns're Schrofen,
Mir rann's wie Glut, dann eisig durch die Adern;
Fest war mein Arm, ich zielte Schuß um Schuß,
Und jeder Schuß warf einen in die Schlucht.
Nach jedem Schusse strich ich mit der Rechten
Mir einen Hieb vom Leib. — Der Hauptmann dort . . .
Er ist's, er ist's, er ist's! Den besten Stutzen
Erkor ich mir: er schwankte — durch den Runst,
Erfüllt vom letzten Schnee, glitt er hinab
Und riß die rote Furche durch den Schnee.
Die Feinde floh'n, sie purzelten hinunter,
Wie Wölfe gierig folgten wir der Fährte
Und schlugen auf dem Friedhof dort zu Wiltau
Sie zwischen Totenkreuzen auf die Gräber.
Schon holt' ich aus . . . das war ja der Soldat,
Der mir die Kugel in den Mund gesteckt.

Er reichte zitternd das Gewehr mir dar,
Er kannte mich; doch ich fuhr in den Schnerfer
Und nahm das Brot und teilt' es gleich mit ihm —
Der erste Bissen war's an diesem Tag! —
Und stürmte vorwärts. Unser war der Sieg!
Des Hauptmanns dacht' ich jetzt; von dem Gelag'
Der Brüder schlich ich fort und sucht' ihn auf.
Ich fand ihn hingestreckt; ihm von der Seite
Wollt' ich den Degen reißen und zerbrechen
Als letztes Denkmal meiner Schmach. Er zuckte,
Ich fuhr zurück, er stammelte: „„Gott Dank,
Daß ich nicht einsam sterb' in dieser Oede!““ —
„Wie, sprecht Ihr deutsch auf einmal?“ fragt' ich ihn,
„Und habt doch sonst nur im verdammten Welsch

Auf uns geschimpft, die Feinde kommandiert?" —
„„Das ist mein Fluch! Ich wurde deutsch geboren,
Ich hab' mein Volk verleugnet, darum traf
Zum Tod mich eine deutsche Kugel heut.""

Er hob den matten Blick, erkannte mich
Und senkt' ihn schmerzlich bebend, hob ihn wieder:
„„Du warst mein Feind ... ein Mensch ... o bete noch
Mit mir das letzte deutsche Vaterunser!"" —
Habt Ihr ins Aug' von Sterbenden geschaut?
Ein Strahl der Ewigkeit dringt aus der Tiefe,
Daß Ihr, was irdisch ist an Euch, vergeßt.
Aus meinen Augen schoß ein Strom von Tränen;
Ich kniete nieder neben ihm, die Hände
Gefaltet, sprach ich vor das Vaterunser ...
Er war verschieden! — Auf den Schultern trug
Ich hin zum nahen Friedhof seine Leiche.
Er liegt begraben dort. Zu Allerseelen
Bet' ich alljährlich dort für ihn. — Gut' Nacht!"

Er reichte mir die Hand und schwand ins Dunkel.
Ich ging nach Hause, doch vergessen hatt' ich
Zu zahlen meine Zeche und daheim
Hab' ich an diesem Abend mich nicht mehr
Erinnert an Chaetetes, gastrochaena.

Der Totentanz

Ist die Gesellschaft schlecht, wenn auch gebildet, —
Was man so Bildung nennt: den blöden Klatsch
Von Schauspiel, Tanz, vom Putz, der neuen Mode,
Wie's Städter wünschen, — zieh' ich mich beiseit
Am vollen Wirtstisch, näher zu den Bauern,
Wo wenigstens der Rüpel echter Rüpel
Und nicht zum Schwane sich das Gänschen putzt.

So war's am letzten Sonntag zu Sineben,
Wo sich in Plangers Garten wölbt der Birnbaum.
Ich sah den Burschen zu, die mit den Mädchen
Nach Landessitte Liebesgaben tauschten:
Er bot die Alpenrose, lächelnd reichte
Den Becher sie, aus welchem sie genippt,
Und lauter scherzten die Genossen rings.
Da klang vom nahen Turm die Abendglocke,
Sie schwiegen, standen auf; wer kurz zuvor
Am muntersten geschwätzt, der faltete
Die Hände zum Gebet andächtig jetzt,
So daß, wie uns die fromme Sage meldet,
Das Weh'n des Engelsfittichs war zu spüren,
Der auf die Fluren goß den Abendtau.

Da kam der Meßner, hell wie seine Glocke
Bot allen er den Gruß, das Lederkäppchen
Vom weißen Haare lüftend. Hinter ihm
Ein alter Kamerad, nachhinkend langsam
Half er dem Stelzfuß mit dem Krückenstock.
Er rief den Meßner an: „Weißt du es noch?
Weißt du es noch? Vor dreiundsechzig Jahren
An diesem Tag, zu dieser Abendstunde, —
Die Serlos schimmerte so rot wie heut, —
Da strichest du zum Totentanz die Geige,
Ich blies die Flöte; — Teufels auch! Dafür
Kriegt' ich als Trinkgeld in den Fuß die Kugel
Und in die Hand die Krücke für mein Lebtag!"

„Du hast gegeigt?" — sprach keck ein Bursch zum
Meßner, —
„Und jetzt ziehst du nur mehr am Glockenstrang
Und mahnst uns zum Gebet! ei, ei, so sind
Sie alle, unsre Alten!" —
„Halt dein Maul!"
Rief barsch der Stelzfuß, — „ging's zum Tanze heut,
Wie damals ward getanzt, du säßest bleich,
Es schlotterten vielleicht die Kniee dir:
Wir aber spielten unser Instrument,
Daß keine Note klang im falschen Takt." —

„Was schwätzest du?" — der Bursch schlug mit dem
Schlagring,
Daß hoch die Gläser hüpften, auf den Tisch, —
„Wär' braun dein Haar, ich riefe dich zum Robeln
Dort auf den Anger und du solltest spüren,

Wie fest die Knochen und das Mark so kräftig!
Doch du bist grau! dafür erzähl' uns heut
Vom Totentanz; man hört gar mancherlei.
Wie war es denn? Ihr wißt es beide ja!" —

„Erzählen, ich? hm, laßt's den Meßner tun,
Der vor dem Altar täglich psaltern muß
Und mit dem Geistlichen verhandelt stets." —

„Erzähl' uns, Vetter!" rief die schmucke Dirne,
„Erzähl' uns, ja! dafür bring' ich dir zu
Das volle Glas und hier die Alpenrose,
Die mir der Jörgel heut vom Joch geholt.
Du greine nur! Zur Alpenrose kriegt
Der Meßner heut sogar ein Bussel noch!"

Da wischte mit der Hand der Bursch das Maul,
Die andern lachten, doch der Meßner trank
Das volle Glas, das ihm die Zunge löste.
„Erzählen, ja! Dort in dem Larchet stand,
Just sind es heute dreiundsechzig Jahr,
Und doch ist's mir, als wären's Tage kaum, —
Die Vorhut der Franzosen, blau wie Flachs.
Im Greutach jenseits lauerte Purtscheller
Mit seinen Kompagnien aus dem Stubai.
Die Blauen ahnten nichts; es sind zu breit
Die Felder rings für einen Stutzenschuß
Und offen überall. Dort auf dem Rain, —
Seht ihr im Kirchturm eingemauert noch
Die Kugel stecken? — standen zwei Haubitzen,
Sie hielten fern die Schützen in Respekt.

Was war zu tun? — Erlös' uns von dem Uebel!
So beteten wir täglich zwar und dachten
Dabei an die Franzosen, doch was half's?
Was half der Haß? — ein Kapital von Gift,
Das durch die Frevel wuchs, die jeden Tag
Als Zinsen sie dazu gehäuft! Sie stahlen ...
Das war noch wenig! sie verhöhnten uns,
Wenn wir die Sprache unsres Volkes sprachen;
Wir sollten nicht mehr beten, wie die Väter
In langer Reihe bis auf uns getan.
Ja, Kinder, davon wißt ihr nichts! — Was half's?
Wir sannen, doch Gedanken töten nicht!
Was uns nicht einfiel, kopften aus die Mädchen ...
Nur Eine nicht, die liebte einen Blauen,
Den schmucken Korporal bei dem Geschütz.
Er liegt begraben in des Friedhofs Ecke,
Nicht weit davon seht ihr das Kreuzlein schimmern,
Wo sie begraben liegt. An jedem Abend,
Wo ich die Glocken ziehe, bet' ich auch:
Herr, gib die ew'ge Ruh der armen Seele!
Doch das gehört nicht her! Gelt, Martin, nein! —"

Er bot die Hand dem alten Kameraden
Wehmütig fast, doch dieser schwieg und düster
Flog über sein Gesicht es wie ein Schatten
Vergang'ner Zeit, erfüllt vom tiefsten Schmerz.

„Die Mädchen kopften aus," fuhr fort der Meßner,
„Nur jene wußte nichts! Der Plan war fertig
Und zugeteilt erhielt die Rolle jeder.
So stieg der Abend still und feierlich

Vom Himmel nieder, recht ein Feierabend,
Als stünde Gott am Tor des Paradieses.
Zur Kirche ging ich, zog die schwerste Glocke,
Daß dreimal sie hinausklang auf die Felder.
Laut fluchend sprang ein Offizier herbei:
„„Was treibst du, Bauer? Wenn du Zeichen gibst,
Laß ich dich heut noch vor dem Altar hängen."" —
„Ja freilich Zeichen!" sagt' ich schmunzelnd ihm,
„Wärt ihr nicht gottlos, müßtet ihr doch wissen,
Daß morgen Festtag! He! heut wollen wir
Dort auf der Wiese tanzen, daß es fliegt.
He! da wird's lustig sein! —"

Es huschten schon
Die Mädchen aus den Häusern, schön geschmückt,
Am Busentuch den Rosmarin, die Nelke,
Wie's eben Brauch. Sie kicherten, sie scherzten,
Doch spielte um die Lippen nur das Lächeln
Wie bei der Judith in der heil'gen Schrift.
Bald hörte man im Dorfe da und dort
Die Bursche jauchzen, doch es klang wie Hohn,
Wenn Robler sich und Robler trutzig fordert.
Wie gafften die Franzosen voll Besorgnis
Und prüften die Gewehre für den Kampf!
Bald merkten sie, daß es zum Tanze ging,
Rasch waren sie beim Zeug! — Das wußten wir
Und luden keinen, mochte jeder dann
Als ungebet'ner Gast erdulden auch,
Was über ihn erging. So kamen sie
Und jauchzten wie der Hahn dort auf dem Zaun,
Eh' ihn das Messer in die Küche holt.
Der Gastwirt legte auf den Schragen quer

Die Fässer hin in Reihen: Wein und Schnaps.
Er zapfte an, sie tranken durcheinander,
Die Späße flogen spitzig hin und her,
Wie's eben ging: wir deutsch, sie kauderwelsch:
Wir schenkten ein, wir brachten ihnen zu
Im Glas den Todestrunk. Martin und ich
Bestiegen jetzt den Tisch und setzten uns.
Die Geige klang, die Flöte lockte sanft:
Wer nicht im Dienste war, sprang schnell herbei:
Wer auf dem Posten, — mocht' er murren auch!
Dem schickte wohl ein Freund die Flasche zu
Als Trösterin, bis an den Strich gefüllt.
Die Geige klang, die Flöte lockte sanfter,
Noch mancher schlich herbei und ward bestrickt
Und flog vergessend hin im leichten Tanz.
Wir spielten feuriger, die Augen flammten
Von Wein und Liebe schon — von Rache auch!
Doch ruhig schimmerte, wie eben jetzt,
Der klare Abendstern aus blauer Tiefe.
Sie sahen's nicht; nur ausgelassner noch,
Nur kecker wurden die Franzosen noch,
Daß scheu die Mädchen schon und ängstlich bebten.
Von meiner Stirne rannen hell die Tropfen,
Ich blickte lauschend auf die Aecker hin:
Die Aehren nickten in dem Abendhauch,
Sie zitterten — da — da, wie sie der Fuchs
Erschüttert, wenn die Wachtel er beschleicht...
Die Schützen waren's! — Alles wieder ruhig!
Jetzt fegt' ich wilder, toller noch die Geige,
Noch wilder, toller wirbelte der Tanz,
Als wie am Herenpfinztag auf der Serlos

Knapp vor dem Abgrund hin der Reigen stiebt.
Ich horchte bang ... ein leises Knacken scholl,
Wie Schnitterhand die Roggenhalme knickt,
Kaum hörbar einem ungeübten Ohr ...
Sie spannten schon den Hahn ... die Stunde kam!
Die Geige fegt' ich wilder, toller noch,
Daß fast die Saiten barsten; toller noch,
Noch ausgelass'ner tobte hin der Tanz.
Vom Busen riß, — sie hielten's für erlaubt! —
Schon ein Franzos dem Mädchen seinen Strauß ...
Ein Blitzen durch die Nacht, ein Krachen rings, ...
Mich lösten Trommel jetzt und Schwegel ab.
Wie oft beim Spiel: die einen Kegel fallen,
Die andern stehen noch, so wälzten die Franzosen
Am Boden sich, die Mädchen blieben aufrecht
Und starrten hin und stoben auseinander.
Und flüchteten sich durch die Gassen heim,
Nur Eine nicht! — Nur meine Schwester warf
Sich nieder auf den toten Korporal
Und küßte seine bleiche Stirn ... ein Schrei
So schrill, wie meine höchste Saite mir
Zu stimmen nie gelungen! Von der Brust
Riß sie die blutbespritzten Nelken weg
Und sprang empor, das Angesicht wie Schnee,
Das Auge weit, halbauf den Mund ... sie wankte,
Erschrocken fing sie Martin auf, doch lachend,
Wie's aus der Hölle klingt, stieß sie ihn fort,
Daß taumelnd er zu Boden fiel, und stürzte
Hinaus in Nacht und Dunkel." —

„Ja, so war's!"

Sprach Martin seufzend, „lange sucht' ich sie,

Doch endlich kehrte selber sie zurück.
Der Herrgott hatt' ihr den Verstand genommen,
Für sie war's gut; doch wir, wir sah'n sie täglich
Dort in der Ecke auf dem Grabe knieen,
Im Lenz auf Blumen und auf Schnee im Winter,
Gebete murmelnd, bis sie endlich langsam
In sich verward... Ihr wißt es, ich blieb ledig
Und werd' es bleiben wohl bis an den Tod!"
Er schwieg. Entwichen war die Lust, der Scherz,
Verstohlen rann so manche Träne nieder.

„Das war der Totentanz!" begann der Meßner,
„Der Totentanz, von dem man red't und reimt
Auch heute noch; doch brummten uns den Kehraus
Dort die Haubitzen: in den Turm schlug prasselnd
Die Kugel, die ihr eingemauert seht.
Sie brummten nicht gar lang, die Schützen schlossen
Die schwarzen Mäuler bald. — Am nächsten Morgen
War das Tedeum. Unser Pfarrer stand
Im Goldornate vor dem Altar schon,
Ich sollt' die Geige spielen. Nur mit Grauen
Ergriff ich sie. Grell wimmerten die Saiten,
Als ich sie spannen wollte; wirr und schrill
Klang unterm Strich ein Ton, wie niemals noch,
Daß ich erschrak, als fasse Wahnsinn mich.
Ich sprang vom Chore fort, fort an den Bach,
Der nieder von den Schrofen springt ins Tal,
Die Geige warf ich schaudernd in das Wasser;
Die Wellen trugen sie von Stein zu Stein
Und dumpfer schlug sie an von Stein zu Stein,
Bis sie zerschellt in Splitter mir entschwand.

Das Geigen ließ ich ganz und lieb' ich auch
Musik noch immer, mag ich nicht die Geige."

Er schwieg und alle schwiegen, nur das Rauschen
Des Baches klang von weitem durch die Nacht;
Und als das Schweigen endlich sich gelöst,
Da wagten sie zu flüstern kaum. Er sprach:
„So war es einst vor dreiundsechzig Jahren!
Und betet ihr den Abendrosenkranz,
Dann bittet Gott, er soll bewahren euch
Vor dem, was eure Väter einst erlebt!"
Das Käppchen lüftend von dem weißen Haar
Bot er den Scheidegruß, sie standen auf,
Als er von dannen ging, wie vor dem Pfarrer.

Die Städter hatten aufgehört zu klatschen
Von Schauspiel, Tanz, dem Putz der neuen Mode,
Ich aber rief nach Licht und schrieb zur Stunde,
Was heut erzählt die Greise, treulich auf.

Der Teufelmaler

Ein heißer Nachmittag! Es zitterte
Die Glut im grellen Widerschein der Straße
Und trieb mich in das Kirchlein, das vom Hügel
Des Dorfs zerstreute Häuser überschaute.
Kühl war die Halle; durch das Fenster glitt
Ein schräger Strahl und traf am Hochaltar
Das Bild der hochgebenedeiten Jungfrau,
Als schwebt' ein zweites Mal der heil'ge Geist
Zu ihr herein. Nicht war es Kunstvollendung,
Was meinen Blick von neuem immer spannte
Und gleich den Sternen einer hehren Nacht
Fast mit Gefühl der Andacht mich erfüllte.
Es war ein Hauch aus dem Gemüt des Volkes,
So warm, so innig; ja, es war der Hauch,
Wie er zuvor aus den Gemälden mich
Uralter Meister zu Florenz berührte.
Nicht achtet' ich den bunten Flitterkram
Von Blumenstöcken, hängenden Guirlanden:
Mit jedem Blicke kehrt' ich tiefer nur
In meine eig'ne Brust zurück. — Da knarrt' es,
Ich wandte mich erschrocken von der Lehne;
Bescheid'nen Schrittes trug ein junger Mann
In Bauerntracht, — nur fiel das braune Haar

In langen Locken auf die Schultern nieder, —
Zum Altar die Konsole bunt gefärbt
Und stellte Blumentopf an Blumentopf.
Er sah mich nicht; das heißt, er wollte mich
Nicht stören, — so begann ich das Gespräch:
„Wer hat dies Bild gemalt?“
Er zauderte;
Wie vor dem Katecheten oft ein Mägdlein
Die Antwort stottert, sagt' er langsam: „Ich!“

„Ihr habt's gemacht? Gar selten ist mir noch
In uns'rer Zeit begegnet ein Gemälde,
Das sich so trefflich für die Kirche schickt.
Ja, das gehört hierher auf den Altar,
Als wär's gewachsen auf dem Altar hier!“

Sein Auge leuchtete hell auf: „Meint Ihr?
So hat der alte Pfarrer recht gehabt;
Denn Ihr, ein Fremder, redet Wort für Wort
Das nämliche wie er, als die Gemeinde
Zur Wahl berufen vor der Kirche war.“

„Zur Wahl?“ —
„Erwidern sollt' ich nicht,
Weil's mich betrifft.“ —
„So frag' ich halt den Pfarrer!“ —

„Der gibt im Grabe keine Antwort mehr!
Doch weil ich schon begonnen, will ich reden;
Ihr zeiht mich schwerlich einer Prahlerei,
Wenn ich erzähle, was nicht mein Verdienst.“ —

Ich setzte mich. — „Nein, nein!" begann er wieder.
„Die Kirche ist zum Schwätzen nicht gebaut.
Ihr geht mit mir nach Hause; seid Ihr doch
Ein Künstler auch, und wenn Ihr's leugnen wollt,
Verraten Euch Gebärde und Gelaß.
Schon lang ist's her, daß einer sich ins Dorf
Verirrt zu uns. Drum möcht' ich gerne plaudern,
Drum möcht' ich fragen, hören, und vielleicht
Seid Ihr so gut und zeigt mir am Gemälde,
Das ich jetzt mache, was mir schief geraten." —

Wir traten auf die Schwelle seines Hauses
Und von der Schwelle in den Gaden dann;
Als sich ans schwache Licht das Aug' gewöhnt,
Schien aus der Dämmerung die breite Tafel
Auf hoher Staffelei. Es war der Geist,
Der in der Kirche, der zu Florenz einst
Mich angehaucht aus Bildern alter Meister.

„Nicht wahr, gar vieles fehlt?" —
Sollt' ich jetzt nergeln:
Der Finger ist zu dick, zu stramm der Muskel,
Zu wenig tief der Schatten und zu grell das Licht? —
Ich schwieg. Er trat zur Seite zagend schier,
Doch mein Gefühl ließ sich nicht länger zwingen.
Ich faßte seine Hand mit starkem Druck:
„Mann! du besitzest, was gar selten mir
Entgegentrat aus all den gold'nen Rahmen
Der Prunkgemächer, die ich oft durchwandelt.
Vom Morgenrot, das vor Jahrhunderten
Einst überstrahlt die tiefe Finsternis,

Sprang in das Herz ein Funken dir herüber:
Kennst du Fiesole?" —
Er starrte stumm
Auf mich, als ob gefaselt ein Verrückter,
Und hob die Hand abwehrend wider mich.

„Ja, du hast recht! du brauchst ihn nicht zu kennen.
Du hast aus dir, was er aus sich geschöpft.
Was liegt daran, wenn sie vor dir die Säle
Mit goldnen Rahmen Stück an Stück versperren?
Zwar ist zu bessern: hier der kurze Finger,
Zu voll der Muskel, hier das Licht zu scharf!
Doch laß sie reden! Was du kannst, verleiht
Den Schülern schwerlich die Akademie." —

Sein blaues Auge leuchtete: „Meint Ihr?
So hat der alte Pfarrer recht gehabt,
Doch dieser redet aus dem Grab nicht mehr;
Drum laßt mein Weib mich rufen, daß auch sie
Jetzt hören mag, wenn Ihr das gleiche sagt,
Was schon der Pfarrer längst vor Euch gesagt!" —
Er rief: „Maria!" —
Wie der Maientag
Voll reiner Klarheit dringt durchs offene Fenster,
So trat sie vor, den Knaben auf dem Arm.
Lang staunt' ich der Holdseligkeit, doch endlich
Ergriff ich seine Hand mit festem Druck:
„Ja, du hast's leicht, du hast ja die Madonna
Im Haus bei dir, brauchst sie nur abzuschreiben!" —

Da schüttelt' er den Kopf abwehrend fast:

„Nein, Herr! das ist nicht recht! das Weib gehört
Ans Herz des Mannes wohl in echter Treue,
Nicht auf den Altar unter Heilige.
Der Himmel könnt' es strafen, wollt' ich keck
Dem Ewigen das Kleid des Staubes leih'n! —"

Ich schaute auf die junge Frau, das Bild;
Mit ernstem Blicke prüfend und vergleichend:
Sie war es nicht und dennoch war sie's wieder
Und wieder nicht, verglich ich Teil dem Teile.
Nach langem Sinnen sprach ich nachdrucksvoll:
„Ist's kein Porträt auch, so gestehe nur,
Du hättest ohne sie nicht so gemalt!"

„Da habt Ihr recht!" erwidert' er bescheiden,
„Nicht ohne sie, doch malt' ich nirgends sie,
Wie's frevelhaft der andere getan.
Der alte Pfarrer schalt es Heidentum;
Ich tat es nicht!" —

„Wohin geriet mir heut
Aesthetik und Philosophie? Im Dorf
Muß ich noch lernen! — brummt' ich vor mich hin,
Da lern' ich schwerlich aus. Doch sei's darum!" —

Ich wandte mich zu ihm: „Was Ihr da redet,
Gilt als Gesetz den Weisesten der Weisen;
Euch ist es Leben! Wem verdankt Ihr das?" —

„Nun, was natürlich, kommt von selber wohl,
Wie Kindheit, Mannbarkeit, das Alter dann,
Und nur zum Spaß fragt Ihr nach solchem Zeug." —

Da lag in Scherben die Gelehrsamkeit
Und zu den alten hatt' ich neue Rätsel:
Wie wuchs aus einem Bauern dieser Maler,
Wie ward zum Bauern wiederum der Maler?
Der Tiefe gleicht hier Einfalt zum Verwechseln!
So bat ich ihn: „Erzählt, wie lerntet Ihr?" —

„Nicht sollt Ihr trocken sitzen! Bring Kaffee,
Bring Honig, Butter, Brot und auch die Flasche,
Die von der Tauf' im Keller übrig blieb."

Wir schritten aus dem Gaden auf die Schwelle
Und von der Schwelle hin zum Lindenbaum,
Der mächtig über Tisch und Bank sich wölbte.
Den Rücken an den rauhen Stamm gelehnt
Saß ich und er begann mir gegenüber:
„Seht Ihr das Häuschen dort am grünen Hag?
Das nenn' ich Heimat! Jetzt gehört es aber
Dem ältern Bruder, dem ich weichen mußte.
So ist es recht, so will's der alte Brauch,
Sonst wären längst die Bauern Bettler schon.
Doch ward ich nicht enterbt und ausgestoßen:
Ein Sümmchen, groß genug für ein paar Jahre,
War mein Legat. Zum Knechte taugt' ich kaum,
Wie's andre nachgeborne Brüder trifft: —
Zwar war ich fleißig, doch sie schalten mich
„Traumbüchlein!" gerne, weil ich stehen blieb
Und mich besann und manchmal mit der Kohle,
Ja mit dem Finger Männchen zeichnete.
Der alte Pfarrer gab mir einen Brief,
Er hieß mich zieh'n dem Strome nach zur Stadt,

Zum Maler Jele bei der großen Brücke.
Dem Strom nach ging ich fröhlich in die Fremde;
Doch stand ich manchmal auf der großen Brücke
Und blickte sehnsuchtsvoll dahin, von wo
Der Strom die Wellen abwärts führt ins Tal.
Erst zeichnen, Farben reiben, malen dann!
Gar herrlich ging's, daß in zwei Jahren schon
Der Meister gerne mich Geselle hieß.

Die Lerche sucht die alte Ackerfurche,
Zum alten Neste kehrt die Schwalbe heim,
So trieb's mich endlich aus der Stadt am Inn
Mit ihren Tempeln, prunkenden Gemälden,
Gewölbekuppeln und dem Prachtmuseum,
Wo ich gar oft vor einem Bild verzagte,
Hinauf ins Oberland, — nur zum Besuch;
Ihr wißt ja, weil mir viel zu lernen blieb!
Soll ich erzählen, wie sie herzlich mich
Begrüßten alle: von dem alten Pfarrer
Zum jüngsten Knäblein, das ich wiedersah?
Im Dorf hat man ja Zeit, sich zu erinnern!
Wie schauten sie, wenn ich ein Bildchen zeigte
Und endlich gar den Pfarrer porträtierte,
Wie's noch zu sehen in der Sakristei.
Da rief zu sich der Kirchpropst endlich mich:
„„Just kamst du recht! Bei den vier letzten Dingen
In der Kapelle auf dem Friedhof dort
Zerfraß das Mauersalz den Höllenschlund;
Mal' du sie neu, die Bauern können's brauchen!““
So malt' ich denn. Wie flammt' der Höllenrachen,
Wie purzelten hinunter die Verdammten,

Gleich der Lawine, die vom Joche rollt,
Wie zannten schwarze Teufel mit den Zähnen,
Daß uns're Wirtes Hund als Lamm erschien!
„„Der hat es los!““ so riefen sie verwundert,
Und gern bezahlten sie mich aus der Kassa,
Doch schenkten sie dazu mir einen Namen:
Ich hieß fortan der Teufelmaler nur!“

Ich lachte herzlich: „Ei, das muß ich seh'n!
Führt zur Kapelle mich!“ — Er wehrte sich:
„Laßt jetzt die Hölle, hört Ihr nicht die Mühle,
Die den Kaffee schon in der Küche reibt?“ —
Dann fuhr er fort: „Nicht blieb es bei der Hölle!
Des Bauern Tochter auf dem Hofe hier
War aufgeblüht zu einer schönen Jungfrau.
Eiszapfen schienen jetzt die Flammen mir,
Die ich gemalt an der Kapelle Wand,
Und als ich wieder ging dem Strome nach,
Nahm ich mir vor, stromauf zu gehen bald.

Der Juli kam; es wurde mir zu heiß
Dort in den Kirchen, in dem Stadtmuseum;
Ich packte Farben, Pinsel und Paletten,
Und schwerlich rann ein Floß so schnell herab,
Als ich hinauf ins Oberland gerannt.

Wollt' ich doch wissen, ob Maria mich
Vergessen schon, und dennoch wagt' ich nicht
Sie drum zu fragen, als ich vor ihr stand.
Ist doch ein Mann ein scheuer, blöder Kerl

Vor einem Mädchen; doch die Liebe weiß
Den Pfad gar leicht und findet sie durchs Ohr
Ihn nicht so schnell, sie findet ihn durchs Auge!
Wir waren heimlich eins; nicht ahnten wir,
Wie heiß noch werden sollte der August.

Es strich aus Wien von der Akademie
Ein Maler durchs Gebirg in der Vakanz,
Sie nannten ihn Herr Löffler; ihm gefiel
Der Hof und mit dem Hof des Hofes Erbin.
Zur gnäd'gen Frau wollt' er sie gern erkiesen
Dort an der blauen Donau, wie er schwätzte.
Nun ja! Ihr kennt die Früchtlein: zweifellos
Wär' auf der blauen Donau bald der Hof
Ihm nachgeschwommen und vielleicht verschwommen.
Ich sag' es ohne Groll, was sollt' ich grollen?
Maria mocht' ihn nicht: Sankt Spindelbein,
Wie Mädchen ihn und Bursche spöttisch hießen,
Und kitzelte das Ohr der Mutter auch
Die gnäd'ge Frau, der Vater war gescheit:
Als Oberjäger hatt' er lang gedient.
Stolz war der Mensch, — er durft' es freilich sein:
Verstand er doch zu malen, wie kein andrer
Ein Bild je schickte in das Prachtmuseum.
Wie glänzte, strahlte, flimmerte die Landschaft!
Es schien gefirnißt selber die Natur,
Als wäre hinter Glas Gebirg und Tal!
Und so mußt' ich, den er nur Patzer schalt,
Bescheiden ducken mich, als die Gemeinde
Für teures Geld, — er sprach von Gnade noch, —
Den Gruß des Engels ihn zu malen bat.

Mich ließ es ruhen nicht! Der Mutter dacht' ich,
Sie hatte mich den Engelsgruß gelehrt;
Ich dachte an den alten guten Pfarrer,
Der fromm zur Gottesjungfrau hob die Hände
Und uns erklärte das Magnifikat:
Ihr Lied voll tiefster Demut, höchstem Jubel!
Zu ihr hatt' ich gebetet, wenn die Mädchen
Im Mai ihr reines Bild mit Blumen schmückten,
Zu ihr gebetet, wenn des Abends spät
Die Glocken klangen und vom schwarzen Himmel
Die Sterne schauten, wie die Künstler sie
Als Diadem um ihren Scheitel schlingen,
Wenn sich der Mond zu ihren Füßen krümmt.
So schwoll die Brust von heiligem Entzücken,
Um zu erstarren bald in kaltem Schmerz!
Wie sollt' ich malen, die da höher stand
Als alle Heil'gen? — Doch das Wort ist ja
Geworden Fleisch, so mag sich Irdisches
Zum Scheine wohl des Himmlischen verklären!
Nie fiel mir ein, ein Mädchen hinzumalen,
Doch als ich ihr den ersten Alpenstrauß
Fast zitternd reichte, sie errötend ihn
Von mir empfing, daß niederfloß der Tau,
Da wußt' ich plötzlich, wie ich malen sollte;
Das Gleichnis hatt' ich vor den Augen jetzt,
Bleibt auch das Ewige aus jedem Gleichnis!
So malt' ich, malt' ich, dachte nicht daran,
Daß niemand sich das Bild bei mir bestellt,
Und als es fertig, trug ich's in die Kammer
Und zog den Schlüssel, daß es niemand sehe,
Mich zu verspotten; Scheu hielt mich zurück,

Es ihr zu zeigen.“ —

Da erschien das Weib
Im dunkeln Gang, recht wie der holde Tag;
Gefällig dienend breitet auf den Tisch
Sie das damast'ne Tuch mit Würfelmustern.
Die Kannen blank gescheuert stellte hin
Die Magd, vor mich von Porzellan die Tasse,
Doch die gewohnten Schüsselchen für beide.
Bald mischte mit dem Duft der Linde sich
Mokkas Arom und — den aus Lindenblüten
Geholt die Bienen sich, — des Honigs Duft.
Ich langte herzhaft zu; willkommen ist
Dem Wanderer am heißen Tag Erquickung,
Willkommen doppelt, beut sie Freundes Hand.

Doch lächelnd blickt' er auf das holde Weib,
Das sich an seine Seite hingesetzt:
„Auch er ward fertig! Nach dem Gottesdienst,
Am Sonntag abends stellt' er hin das Bild
Auf hoher Staffelei vors Kirchentor
Und sich daneben, fast als wollt' er krähen.
Von allen Häusern liefen sie herbei:
Das alte, junge Volk, die Nachbarschaft
Kam auch herbei aus Neugier und aus Neid.
Da strahlten, glänzten, flimmerten die Farben,
Gefirnißt schien die heilige Geschichte, —
Und Ah und Oh! erscholl es aus den Kehlen.
Zwar zog ein Mädel da und dort das Mäulchen
Ein wenig schief, doch flüsterten sie kaum, —
Da rief ein Knabe: „„Moidel ist es ja!
Des Jagglers Moidel und der Engel gleicht

Mit seiner Lilie dem Maler ganz,
Wie er den Pfirsich ihr am Kirchtag reichte.""
Erst leises Kichern, Spottgelächter dann
Und Hohn der Nachbarschaft, die's uns vergönnte.
Maria floh, ich traf sie später weinend
In ihrer Kammer." —
„War mir doch zu Mut
Wie einer, die im Traume bis aufs Hemd
Entkleidet plötzlich auf dem Markte steht!" —

„Ich holte meinen Schlagring," fuhr er fort,
„Den Buben wollt' ich auf der Stirne zeichnen
Für seinen Frevel, doch es war nicht nötig!
Zank und Getöse scholl vom Kirchenplatz:
„„Vor diesem Bilde können wir nicht beten!""
So schrien die Bauern. „Jagglers Moidel ist
Uns allen lieb, doch opfern wir am Festtag
Vor ihr nicht Kerzen!"" riefen laut die Mädchen;
Unbändig lachten nun die Buben rings
Und toller ward der Lärm.
Da klang die Stimme
Des alten Pfarrers wie die Abendglocke,
Die plötzlich Ruh' gebeut den Schwätzern allen:
„„Nicht auf den Altar kommt mir dieses Bild,
Ich will es nicht und ihr auch wollt es nicht!"" —
„„Ihr dummen Bauern, weil ihr's nicht versteht!""
Rief Meister Löffler, „„weil ihr's nicht versteht!" —

Schon ballten sich die Fäuste wider ihn.
Nicht sollten sie die Kunst entweihen mir,
Daß sie den Künstler mit den rohen Fingern

Antasteten; auch Mitleid fühlt' ich schon:
Ihr wißt, dem Künstler greift nichts schmerzlicher
Ins Herz, als wenn man ihm sein Werk zerschimpft.
So drang ich mutig vor und warf zurück
Den ersten Nächsten: Mit dem Schlagring hier
Hau' ich auf jeden, der ihm krümmt ein Haar,
Geschlagen ist er schon genug. —

„„Brav, Sepp!"
Sprach jetzt der Pfarrer sanft, „„er ist geschlagen,
Auch ohne daß ein Finger ihn berührt.
Doch näher rückt schon das Marien-Fest,
Wer soll uns noch den Gruß des Engels schaffen?"" —
„„Der Teufelsmaler!"" rief der Kirchpropst hinten,
Daß rings im Kreise herzlich Lachen scholl.
„„Der Teufelsmaler hat den Höllenrachen
Gemalt, daß wir uns alle drob ergötzt!""
So schrieen sie — „„der Teufelsmaler soll's!"" —
Da trat ich mutig hin vor die Gemeinde
Und rief: Er soll's? Er hat's, ihr werdet sehn! —

Fort stürzt' ich hastig. Doch der Meister Löffler,
Der seufzte bang: „„Wer zahlt mir meine Arbeit?"" —
Da sprach der Jaggler langsam und bedächtig:
„„Ich will es tun und stifte das Gemälde
Ins Stadtmuseum gern. Als Kaiserjäger
Hab' ich gesehn dort manches Bild der Art,
Doch taugt es nicht auf den Altar der Kirche.""
Schon wollt' erzürnt entgegnen Meister Löffler,
Da winkte rasch der Pfarrer; hämisch grollend
Vertrug er in das Wirtshaus sein Gemälde
Und schloß sich ein. —

Hoch über meinen Kopf
Hob ich den Gruß des Engels mit den Händen
Und stellt' ihn auf die leere Staffelei.
Sie murmelten, sie sah'n den Pfarrer an,
Der schlug mir auf die Schulter: „„So ist's gut!““ —
Und alle riefen: „„So ist's gut, ganz gut!
So ist die Muttergottes für uns Bauern
Und keine and're brauchen wir im Dorf.““ —
„Der Vater ging nach Hause,“ sprach Maria,
„Als Oberjäger hatt' er viel erfahren
In Deutschland ferne und Italien.
Er zupfte sacht die Mutter an dem Aermel, —
Sie dachte schmollend an die gnäd'ge Frau
Dort in der Kaiserstadt am blauen Wasser, —
Und sagte langsam: „„Laß die Lapperei,
Der and're flittert, doch der Sepp ist Gold!
Wir wollen ihn zum Schwiegersohn erkiesen,
So ist auch nicht verworfen unser Geld.““ —

„Was sollt' ich tun?“ sie blickte auf den Mann
Und lächelte, „was konnt' ich anders tun?
Was das Gebot, das vierte, mir befahl,
Hab' ich befolgt und ihn zum Mann genommen.“ —

„Wie gut du bist!“ Er hob den Finger drohend,
„Doch braucht es viele Worte noch? Wir wurden
Vom alten Pfarrer am Marienfest
Vor meinem Engelsgruße kopuliert.
So bin ich festgenietet hier im Dorfe
Und was Ihr sagt, das fühl' ich selber wohl:
Ich habe, was ich brauche.“ —

Da erscholl
Des Knaben lautes Weinen aus der Stube,
Rasch sprang die Mutter auf und trug ihn her.
Er langte spielend, noch die Wange naß,
Empor zum Wölkchen in den blauen Himmel
Und nagte an dem Stückchen Honigbrot.
Doch bald betäubt' ihn das Gesumm der Bienen,
Der Duft, der nieder von den Bäumen floß,
Und er schlief ein. —
Ich wandte mich zu Sepp:
„Nicht habt Ihr sie gemalt, doch hättet Ihr
Nie ohne sie, so wie Ihr malt, gemalt!
So bleibt dem Himmel treu in Eurer Brust
Dann bleibt Euch treu der Himmel über Euch!
Geblendet nicht vom Pfauenrad der Welt
Mag Euer Knabe wachsen und gedeih'n
Mit klarem Aug', daß Gottes Herrlichkeit
Ihm rein entgegenstrahl' aus der Natur,
Aus der Geschichte. Mög' er lautern Sinnes
Dann wiedergeben all' den hehren Glanz.
Vollenden so, was er von innen ist,
Vollenden so, was innen ist der Vater!"

Kühl zog die Luft herauf vom Strom, den beiden
Bot dankend ich die Hand und eilte vorwärts.
Eh' niedersank die Nacht, blieb ich noch stehen,
In Dämmerung entschwand mir fast das Haus:
Ihr könnt es finden dort am grünen Hügel,
Vom Giebel dräu'n der Löwenköpfe zwei,
Den Söller zieren Nelken und Levkojen,
Und daß der Eintritt auch gesegnet sei

Lest auf dem Pfosten gut den frommen Spruch.
Den Maler kennt ihr leicht am langen Haar,
Zur Bauerntracht, bespritzt mit bunten Striemen,
Die Bäurin auch; vielleicht läuft schon der Knabe
Und sie trägt jetzt ein Schwesterlein im Arm.
Wenn ihr sie seht, so kündet von dem Maler
Im grauen Kittel mit dem schweren Stock —
Nun ja, ich bin's, ich zeichne mit der Feder, —
So kündet beiden einen Herzensgruß.

Fra Serafico



I.

Wie oft denk' ich an dich, Serafico,
Dort in der stillen Zelle bei Pistoja,
Wo durch des Berges schmale Falte sich
Die Quelle sucht den Pfad und die Blauamsel
Das Nestchen zwischen gold'nem Ginster flicht.

Es war im Frühling; nach Italien
Treibt jedes Jahr auch mich die deutsche Sehnsucht,
Und so stieg ich am Bahnhof in den Wagen
Und dampfte fort. — Im fernen Apennin,
Wo sich die Wasser teilen: jener Bach
Flieht zu des Ostens Meer, der stürzt nach West, —
Vertraut' ich mich den eig'nen Füßen wieder;
Ich kletterte dahin an dem Gehäng
Sogleich talab zur Schlucht, talauf zum Grat.

In einem Tobel blieb ich endlich stecken,
Der quer sich durch die Schichten brach: Macigno;
Ein harter, grauer Stein, für Geognosten
Fast unfruchtbar! Doch fand ich manche Muschel,
Wenn auch kaum wert des Schlages, manches Moos
In feuchter Rinne, und aus einem Busch

Begrüßte mich des Frühlings Kinderauge:
Die blaue Anemone! Sinnend lang
Gedacht' ich meiner Lieben in der Heimat;
Da klang es wie ein Tritt dicht nebenan,
Ich fuhr empor und griff zum schweren Stocke
Mit spitzem Stachel und der Eisenzwinge,
Und zuckt' ihn auf. Mir gegenüber stand
Ein hoher Greis in brauner Wollenkutte,
Den Strick als Gürtel; fast erreichte diesen
Der Bart, so weiß wie an dem Schrofen dort
Des Bächleins Schaum. — Er lächelte mir zu,
So daß der Stock mir aus der Faust entglitt.
„Ihr habt den Platz nicht gut gewählt!" sprach er.
„Für Geognosten ist ja der Macigno
Hier unfruchtbar und wollt ihr selt'ne Moose,
So suchet sie, wo eben erst der Schnee
In Fetzen riß und langsam niedertropft."

Ich staunt' ihn sprachlos an; ein welscher Mönch
Hat sonst nur für den Paternoster Zeit,
Verdrossen liest er höchstens das Brevier.
„Laßt all' den Quark, den Ihr zusammgeklaubt; —
Doch sagt mir erst, wo denkt Ihr heute hin?" —
„Wohl nach Pistoja!" gab ich ihm zur Antwort. —
„Das ist zu spät!" — „Ich bin gar leicht zu Fuß!" —
„Schaut hin!" — er hob die Hand; ich wandte mich,
Noch stand ich da von hellem Licht umflossen,
Auf Luccas Bergen flammte noch die Sonne,
Doch unter mir lag dumpfe Dämmerung
Und schwoll empor als wie ein dunkles Meer.
Ich war betroffen. — „Jetzt sucht Ihr vergebens

Den Pfad hinab durch dicht verschlungnen Heidrich,
Ihr wißt auch nicht, was in den Büschen lauert,
Doch ist in meiner Hütte Platz genug
Für mich und Euch; die Fasten ist vorüber,
So daß Ihr Euch nicht zu kasteien braucht,
Seid Ihr der Gast des Fra Serafico." —
Ich nannte mich, mein Name war für ihn,
Was mir der seine: unbekannter Hauch;
So hieß er denn in Zukunft mich: Adolfo! —
Ich zögerte. — „Laßt diese Steine liegen,
Ich führ' Euch morgen zu gar netten Plätzchen,
Wo ich gesammelt, daß das Herz Euch lacht!" —
Ich schaut' ihn an: ist das ein welscher Mönch,
Der sonst Brevier und Paternoster brummt?
Doch folgt' ich ihm, wir bogen um den Hügel,
Da stand vor uns die Bretterhütte schon,
Das braune Schindeldach gekrönt von Moos;
Aus Steinen war die zierliche Kapelle
Bei immergrünen Eichen nebenan.
Es schimmerte durchs Tor, das vor den Ziegen
Ein Gatter schloß, das ew'ge Licht der Ampel;
Dem schnellen Blick erschien auf dem Altar,
Hold wie sie je die welsche Kunst erschuf,
Marias Bild, umsäumt von frischen Veilchen,
Doch unten an der Wand ein trockner Strauß. —
Der dunkle Purpur bleichte schon im Westen,
Zu dem der Abendstern sich langsam senkte;
Er trat zur Tür: es klang Ave Maria
Mit lautem Glockentone durch die Dämm'rung
Und weckte fern und ferner in dem Tal
Zum stillen Dankgebet die frommen Hirten. —

Ave Maria! Wie ein Gruß der Heimat
Floß Andacht in die Seele leise mir.
Ihn sah ich knieen, das Gesicht verhüllt
Mit beiden Händen, tief gebeugt zu Boden;
Doch als er sich erhob, als langsam er
Mir von den Stufen wieder schritt entgegen,
Da schien er höher mir und so erhaben,
Wie ich die Patriarchen, Eremiten
Auf den Gemälden alter Meister schaute.

Er ging zur Hütte; nur die Klinke schloß,
Nicht Band, noch Riegel. — „Vater, sorgt Ihr nicht,
Daß sich die Diebe holen, was nur taugt?“ —
„Wie sollt' ich dieses? Geld und Geldeswert
Besitz' ich nicht; an meinem Laibe Brot,
Der Schale Milch mag sich ein jeder laben,
Wer im Gebirge Not und Hunger spürt.
Ich sorge nicht; gern spenden mir die Schäfer
Von ihrer Herde, Bauern bringen Korn,
Sie bringen Wein; viel braucht mein Alter nicht, —
Und heischt es mildre Kost, so schenkt ein Jäger
Mir wohl das Schneehuhn, das er droben schoß.“ —
Dann schlug er Feu'r, es leuchtete die Lampe,
Sie zeigte mir mit ihrem sanften Schein
Der engen Zelle warme Traulichkeit.

Die Lampe stellt' er nieder auf den Tisch
Und bot den Stuhl mir; mit dem Wachsstock ging
Er nebenan in den Verschlag. Ich streckte
Behaglich mich und musterte den Raum.
Im Winkel dort ein langes, schmales Bett

Mit einem groben Kotzen und darüber
Das Christusbild mit ausgespannten Armen,
Als sollt' es in der Früh den ersten Gruß,
Den letzten abends spät empfangen noch.
Auf einem Brett lag allerlei Gerät
Gar sonderbar, wie's Mediziner brauchen,
Doch unter'm Brette hing an einem Pflock
Ein Sack von Zwilch mit Flaschen groß und klein.
Das war nicht viel; so wandte sich zum Tisch
Gar bald mein Auge auf die Folianten
Im Lederband mit breitem rotem Schnitt
Und Messingklammern; wahrscheinlich Postillen.
Was ging's mich an? — Er trat aus dem Verschlag
Zwei ird'ne Schüsseln in der einen Hand,
Den Wachsstock drauf, die Flasche in der andern
Mit leichtem Wein, wie auf Toscanas Höh'n
Er reift so freudig, dem Toskaner gleich,
Daß Anmut dich nicht missen läßt die Tiefe.
Sobald er sorgsam zwischen uns gestellt,
Was er geholt, nahm er den leeren Krug
Und bracht' ihn angefüllt mit klarem Wasser,
Das perlend niederfloß auf die Glasur.
Die Bücher schloß er mit der Klammer dann;
Er schob sie auf das Brett; statt ihrer sollten
Uns heut zwei ird'ne Becher Weisheit lehren.
Nachdem geordnet alles, nahm er Platz.
Ich zeigte auf die Bände: „Lest Ihr auch?" —
„So viel die Zeit gestattet: hier die Bibel;
Es stieg aus jenes Lebens Niederungen
Auch Dante mit empor zu diesen Höhen.
Ihr kennt ihn auch?" Ich nickte. Ja! — „Wer nicht?

Wer in der Sünden Abgrund sich verirrt,
Betäubt vom Wahn, dem tritt er helfend nah,
Wie Virgil einst im Tal des Todes ihm,
Und scheucht zur Hölle fort die Nachtgespenster." —
Er schenkte voll. „Ihr war't auch einmal jung,
Ihr kennt gewiß die deutschen Dichter alle.
Gar mancher ging bis zu des Lebens Mitte
Mit heiterem Gesang Euch an der Seite,
Doch habt Ihr einen, der, an Weisheit reich,
Selbst über jene Scheide Euch begleitet?" —
Ich nannte Goethe. — „Nun, Ihr seid ein Deutscher,
Die lernen fleißig, was da fliegt und stiebt,
In schwarzen Ziffern über Blätter kriecht,
So kennt Ihr auch die Dichter meines Volkes!
Der Sturm zerriß mir Ariostos Fahne
Mit ihrem Pfauenschmuck, Petrarcas Lorbeer
Verwelkte mir, matt rann Vauclusens Born.
Ich kannt' auch Byron, sein dämonisch Antlitz
Verzerrte sich zur Fratze mir, nur Dante —
Doch trinken wir! Ich schwätze, schwätze fort!
Eßt von dem Obst! Ihr müßt, ist's trocken auch!
Wär' saftig diese Pfirsichschnitte hier,
Die Traube hier, — ich hab' sie ausgespart
Vom letzten Herbst! — Ja, kommt im Herbst einmal,
Da sollt Ihr seh'n, was meine Kunst vermag,
Wie sie die Frucht erzwingt vom rauhen Stein,
Die Blumen auch! Ja, ja! Und was mißrät,
Das hab' ich mir als Schuld nicht aufzurechnen." —
Mir war, als hätte plötzlich Ariost
Zu einem klugen Zaubrer mich versetzt
Auf kühnem Hippogryph; ich weiß nicht wie? —

Doch ließ ich's merken nicht, ich forschte nur,
Wie's meine Art, nach Land und Leuten eifrig,
Ob ich auf einem Umweg nicht erriete:
Wer denn mein Wirt und wo der Wahrheitsbronnen,
Aus welchem er geschöpft. — Frei, ohne Kunst
Schlang er des Wortes herrlichste Guirlanden:
Nicht mocht' ich ihn durch eine Frage stören,
Dazu war doch am nächsten Abend Zeit.
So wurd' es spät, da unterbrach er sich:
„Und Eure Heimat?" — „In Italias Nähe, —
Bin Nachbar Euch, ich bin ein Tirolese." —
„Drum kennt Ihr das Gebirg! Die Tirolesi,
Die kenn' ich auch; ha, wie sie trefflich schießen,
Wie sie der Heimat Marken treulich schirmen
Auf ihrem Felsenwall! Die kenn' ich wohl!
Von meiner Seite riß gar manchen Krieger
Ihr zielgewisses Blei." — „Wart Ihr Soldat?" —
„Ich war's — nicht ganz! — im Jahre achtundvierzig,
In Pisa dort wuchs ich bei Büchern auf,
Doch wo es gilt, das Vaterland zu retten,
Da soll man selbst aus Lettern Kugeln gießen,
Aus Büchern Schanzen bau'n und Liebeslieder
Mit der Patrone schießen auf den Feind."
Sein Auge flammte hell. „Ihr Tirolesi,
Ihr tut es auch, Achtung euch Tirolesi!"
Ich schwieg. Aus trübem Dunkel stiegen mir
Empor die Bilder der Vergangenheit.
Ich dachte Frieses, der am Grenzstein fiel,
Der erste dort am Ufer des Chiese;
Ich dachte Haspingers, des greisen Helden,
Wie er im Priesterkleide vor dem Sarg

Die Hand auf seine roten Wunden legte;
Und fast vergaß ich, was dazwischen lag:
Die öde Nacht, die jeden Keim erstickte,
So daß man selig fast die Toten pries,
Die mit dem Lorbeer sanken in die Gruft.
Serafico stand auf: „Ihr seid ermüdet?
Ich seh's Euch an: Euch überschleicht der Schlaf.
So laßt uns danken für das Glück des Tages,
So laßt uns flehen in der finstern Nacht,
Daß eines Engels Fittig uns beschütze!" —
Er sprach ein kurz Gebet. Dann führt' er mich
In den Verschlag zum Bett aus reinem Stroh,
Ich deckte mit dem warmen Plaid mich zu,
Ein sanfter Schlaf entrückte den Gedanken
Mich bis zur Frühe, wo die Glocke klang.

War's Traum, war's Wirklichkeit? Ich sprang
vom Lager,
Wusch mir die Augen; fertig war ich bald
Und warf den alten Plaid auf meine Schulter.
Um die Kapelle standen schon die Hirten,
Ein kleiner Schwarm, und er vor dem Altar
Im Meßgewand: ein Knabe kindlich froh,
Wie sie als Engel sah Fiesole,
Reicht' ihm des Opfers heiliges Gerät.
Die Sterne schauten noch vom Himmel nieder,
Des Waldes Vögel sangen den Choral,
Mit leisem Flüstern stieg Gebet empor,
Bis segnend er das Ite missa sprach.

Im Morgenrot verblaßte schon der Mond,

Als er den Gruß mir bot. Nachdem wir uns
An frischer Milch gelabt, ergriffen wir
Die Stöcke, schritten rüstig durch den Tau
Schräg hin am Abhang bis zu einem Tobel.
„Hier mögt Ihr ernten; abends findet Ihr
Die Klause leicht, mich ruft die Pflicht zur Arbeit.
Wählt nur das Beste, wählt das Seltenste,
Auch so habt Ihr am Abend übergnug!“ —
Aus seiner Tasche holt' er eine Flasche
Chianti-Wein und holte Brot und Käse:
Nachdem er sorglich alles eingewickelt,
Barg er's im Schatten einer dichten Staude
Zum Mittagsmahl für mich und grüßte scheidend.

Ich musterte nun das Gerölle rings
Im Bett des Baches: Gabbro, Enstatit,
Mit dem Macigno die Kontaktgebilde,
Dort in der Runse Schieferton mit Algen,
Am Rand des Baches die Buxbaumia
Und Hypnum fluitans mit langen Zotteln.
Ach, hätt' ich meinen Buben doch bei mir,
Zwar träf' ich dann nicht viel mehr in der Staude
Von Brot und Käse, vom Chianti-Wein,
Doch wären seine Finger mir vonnöten:
Das ist ein Kabinett von Seltenheiten.

Nicht klopft ein Kind so hastig Nüsse auf,
Als ich hier das Geröll zerschlug und rasch
Vom Steingewand so manchen neuen Schatz
Ans Tageslicht befreite; kaum nahm ich
Mir Zeit zum Essen. Als die Glocke tönte,

Da glaubt' ich erst, der Klausner irre wohl,
Bis mir ein Blick nach Luccas fernen Bergen
In Purpurstreifen schon den Abend zeigte.
Nachdem ich sorgsam alles eingepackt,
Klomm ich am Abhang schräg zur Klause hin.
Er harrte meiner. „Endlich seid Ihr da!
Schon wollt' ich Euch mit der Laterne suchen;
Nun rastet aus!" — Ich saß ihm gegenüber,
Wir aßen beide, froh des Tagewerkes;
Nachdem er aber abgedeckt den Tisch,
Legt' ich, was ich gefunden, vor ihm aus,
Erzählte wo und wie! und dankte ihm.
Er nahm die Lupe, prüfte Stück um Stück
Und lächelte. „Da fehlt noch dies und das,
Doch morgen ist ja noch ein Tag!" — „Was fehlt?"
Er nannte nun von Dingen eine Reihe,
Die kaum Gelehrte kennen, deren Art
Uns kaum beschrieben war in einem Buch.
„Das sollt, das müßt Ihr drucken lassen!" sprach ich,
„Nicht ungenützt darf Eure Kenntnis modern,
Und ist der Gottesdienst Euch Pflicht, so ist
Die Wissenschaft ja auch ein Gottesdienst!" —
„Beruhigt Euch. Ich hab' ja ausgeteilt
An wack're Forscher, was ich hier entdeckt;
Sie gaben Kunde, geben Kunde noch.
Wenn Ihr so manches last, noch lesen werdet:
Es ist von mir, zwar wenig nur; ein jeder
Tu' eben, was er kann, und trüg' er auch
Nur eine Hand voll Mörtel für den Bau." —
„Doch Euer Name? Werft so neidlos Ihr
Den Kranz, der Euch gebührt, auf fremde Stirnen?

Als wäre Paternoster und Brevier
Genug für Euch?" — „Ihr redet da von Ruhm?"
Ein leises Lächeln spielt' um seinen Mund
Wie Ironie. „Die Wissenschaft fragt nicht:
Wer dieses fand? Sie fragt nur: was es ist?
Ihr gilt die Sache! — Redet nicht von Ruhm,
Was ist der Ruhm? Der alte Dante sagt es:
Ein bloßer Hauch; er weht jetzt da, jetzt dort!
Ihr träumt von Ewigkeit und lebt Minuten, —
Unendlichkeit! und lebt auf einem Stäubchen!
Gesetzt, es wär' vergönnt zu klingeln uns
Bis an das Ziel der Tage! faßt es wohl:
Das Ziel, wie es beschieden ward der Menschheit;
Stückt ein Jahrtausend an das and're an, —
Ihr kennt das Ziel: es bricht mit Donnerstimmen
Der jüngste Tag empor aus Abgrundstiefen,
Verzehrt im Feuerstrom einst diese Rinde,
Wie sie sich um die Glut des Kernes legt, —
So sprechen ja die Forscher! wär's auch nicht, —
Ein Ende käme doch, weil alles endet!
Dann fliegt als ein geschmolz'ner Lavatropfen
Der Ball, den ihr die Welt zu nennen wagt,
Im leeren Raum, wie and're Bälle noch,
Die einst geschmückt des Lebens holde Fülle.
Was soll der Name dann? — Der Weltenrichter
Kennt unser Wesen, braucht er einen Namen?
Nicht was wir taten, war wir wollten einst
Aus tiefstem Herzen, das nur richtet er. —
Seht Ihr, ich lernte kennen Flur und Berg,
Doch ward mein Wissen nie zur Wissenschaft;
Mich fraß der Hunger nach dem Brot des Lebens,

Ich lechzte seufzend nach dem Quell des Seins,
Bis mir im Sturm der innern Offenbarung
Die ganze Welt aufrollte wie ein Blatt,
Das herbstlich welk vom Baume niederwirbelt,
Und aus der Nacht hehr über Zeit und Raum
Mir aufstieg eine Geistersonne: Gott!
Mein Herz, so rastlos einst, ward ruhig jetzt
Und mir die Gegenwart zur Ewigkeit.“ —

Wir redeten nicht mehr. Das Haupt gestützt
Auf meinen Arm, sann ich in langer Nacht,
Bis mir der Schlaf ein and'res Reich erschloß,
Durch dessen Pforte sonst der Tod nur führt;
Und wie zu Dante Virgil, trat der Greis
Im weißen Kleid als Führer mir zur Seite.

Da weckte mich die Glocke der Kapelle;
Rasch sprang ich auf, rasch war ich fertig auch
Und ging mit meinem Plaid zum off'nen Tor.

Er las die Messe wieder; nach dem Ite
Trat er zu mir und reichte mir die Hand,
Dann klommen wir empor zur andern Seite
Des Berges; zwischen wildem Felsgeklüft
Verließ er mich. Ich schwang den Hammer wieder,
Bis mich die Abendglocke rief zur Zelle.

Ich fand den Tisch gedeckt, wir nahmen Platz,
Er horchte lächelnd, wie ich ihm erzählte,
Dann sah er prüfend durch, was ich gesammelt.
„Noch einen Tag müßt Ihr heroben bleiben;

Denn schade wär' es, wo so viel Ihr wißt,
Wenn Ihr enteiltet, eh' Ihr alles kennt,
Was das Gebirge beut." — Die Zunge löste
Der Wein mir endlich, daß ich zögernd sprach:
„Nehmt Ihr es übel, Vater? Jedes Rätsel
Der Gegend helft Ihr gern erforschen mir.
Ihr selber seid jedoch das größte Rätsel,
So tief und ernst; ich wage kaum zu forschen." —
Er hob den Blick: „Die Summe meines Lebens
Nehmt immerhin mit Euch zum Norden mit!
Was offen vor mir liegt, für jeden offen …
Und ist es wenig, werd' ich nicht verleugnen.
Ihr laßt dafür zurück mir aus dem Norden,
Was auf des Lebens Irrfahrt Ihr erlebt;
Wohl ähnlich manches, wie's mir ward beschieden!
So mag gedenken gern des andern jeder,
Als wie ein Bruder an den Bruder denkt.
Nicht vieles ist's, nichts Ueberraschendes:
Ein Menschenlos! Ein jeder hat das seine:
Er meint sein eig'nes! Alle gleichen sich:
Es ist des Weisen Lied von Lust und Leid,
Nur daß die Weise anders hört ein jeder.

In Pisa dort, Ihr kennt ja Dom und Freithof, —
Ward ich geboren zwischen Büchern, ward
Erzogen dort vom Vater zwischen Büchern,
Denn meine Mutter starb, eh' ich sie kannte,
Und mein gelehrter Vater war Professor!
Die Bücher waren alles mir, ich sah
Die Menschen mit Verachtung, mit Erbarmen,
Die ohne Büchter trollten durch die Welt.

Wie vornehm lächelt' ich, wenn in den Sälen
Mir die Studenten von der Freiheit sprachen,
Die Fäuste ballten gegen die Kroaten
Und Hymnen sangen dir, Italia!

Ihr kennt vielleicht die Sage von der Rose,
Fern in der Wüste Jerichos, sie steigt
Und wächst mit wunderbarem Duft und Glanz
In einer Nacht empor aus kahlem Sande,
So ging es mir, denn eine Wüste war
Im Grund genommen doch mein Leben nur:
Der Wind des Dünkels trieb mir Sand und Splitter
Ins Auge, bis es krank, entzündet, stets
Die Dinge sah, wie sie nicht wirklich sind.
Zufällig lernt' ich so Maria kennen —
Auch sie die Tochter eines Hochgelehrten,
Doch edler, besser, inniger als ich.
An jedem Abend weih' ich ihr Gebete,
Und wie sich auf der Sternenflur des Himmels
Zu Dante Beatrice einst geneigt:
So möge sie als erster Engel mir, —
Wenn dieses Aug' im Todeskampf gebrochen,
Mit holdem Lächeln mir entgegengeh'n.

Das große Jahr brach an, die Trommel scholl
Und brausend schwoll die Schar der Jünglinge,
Italia für Italia zu erobern.
Ich atmete nur Wissenschaft, nur Liebe;
Sie aber wurde Tag für Tag nun ernster
Und als die Fahnen flogen, wie zum Tanz
Mit Jubelsang die jungen Krieger stürzten,

Bot sie mir ein Gewehr und wandte schweigend
Sich ab von mir. — Ich hatte sie verstanden,
Doch warf ich ihr, im Innern grollend, vor:
Maria, du begriffst mich nicht, du weißt,
Was mir das Höchste ist, zu schätzen nicht! —
So zog ich mit; es zwang mich Scham und Liebe,
Bis ich gelernt: Maria hatte Recht!
Bis mich entflammte die Begeisterung,
Bis ich mit Herz und Sinnen es begriff:
Sind Wissenschaft und Kunst des Himmels Töchter,
So brauchen sie ein Vaterland auf Erden
Und das gewährt ein freies Volk allein! —
Was ich versäumt, — im Sturm wollt' ich's erobern
Und so war ich voran in jeder Schlacht,
Daß bald mein Name glänzte vor dem Heer;
Wie freut' ich mich, daß sie es hören sollte!
Dort lernt' ich auch die Tirolesi kennen:
Wir faßten sie am Grenzstein des Chiese,
Doch haben sie dafür bei Caffaro
Uns aus dem Schloß Lodrone weggeräuchert." —
„Ponte tedesco, Caffaro!" rief ich
Und schwieg, um die Erzählung nicht zu hemmen.
„So ist's — Novara! — wo der helle Stern
Italias vor Radetzkys Glück erlosch.
Laßt mich von Schmerz, von Scham und Wut nicht
reden;
Trug ich mit mir doch das Bewußtsein heim:
Du hast getan, wozu dich Gott verpflichtet,
Und weil in Blut den Bund mit ihm geschlossen
Italia, so wird er's nicht verlassen!
Das war die Hoffnung, hat sie sich erfüllt?

Ja wohl, wenn auch nicht so, als wir gewünscht. —
Sie hatte dort, wo Frauenliebe mehr
Vermag als aller Männer stolze Tatkraft, —
Sie hatte die Verwundeten gepflegt,
Und so glaubt' ich, daß wir mit heil'gem Recht
Vor Gott und Menschen uns gehören durften.
Erbeten hatt' ich mit den Freunden mir
Den Abschied; gern wollt' ich sie überraschen.
So stiegen wir von Lucca durchs Gebirge
Nach Giuliano, ihrer Villa zu:
Statt Schwert und Büchse trugen Flöten wir,
Guitarren, Geigen, aus der Lombardei
In einem Fäßchen Wein von Policella.
Wir schlichen durch den Park vors Fenster hin,
Das hell erleuchtet uns entgegen schien,
Und hoben jubelnd den Gesang. — Da ward
Im Lichte sichtbar eine dunkle Frau;
Sie rief uns zu: „Fort mit dem Narrenspiel,
Zur Totenbahre paßt kein Saitenklang." —
Ich taumelte zurück, ich riß mich auf,
Die Türe barst, hinauf im Sprunge die Treppe ...
Da lag sie hingestreckt! Ein Myrthenzweig
Umschlang die hohe, marmorblanke Stirn,
Das Antlitz mild, in seliger Verklärung,
Als horchte sie des Himmels Harmonien.
Ich warf die Laute weg, daß sie zersprang,
Und sank ins Knie, stumm, tränenlos.
Dann stand ich auf; nur einmal wollt' ich noch
Ihr Bild mit vollen Augen in mich fassen,
Dann neigt' ich mich auf ihre Hand, sie hielt
Entgegen mir ein kleines Kreuz:

Das Gotteszeichen ewiger Versöhnung,
Und einen Strauß; ich rafft' ihn hastig weg —
Und floh verzweifelnd in die finst're Nacht." —

Jetzt dacht' ich an den Strauß in der Kapelle,
Da pocht' es an die Tür: „Serafico!"
Wir sprangen auf. Die Fackel in der Hand,
Das Aug' in Tränen trat herein ein Knabe!
„Folgt mir, Serafico! der Vater stirbt,
Wir bitten Euch bei Gott und der Madonna!" —
„Was fehlt?" — „Er traf sich mit dem Beil." — „Ich komme!"
Er schnallte die Sandalen an die Füße,
Nahm rasch den Sack, doch auf der Schwelle noch
Rief er mir gute Nacht! — und eilte fort.

Ich ging in den Verschlag. Nicht hört' ich ihn,
Als leisen Schrittes er zurückgekehrt
Die kurze Ruh' auf rauhem Lager suchte.
Früh morgens führt' er in ein and'res Tal
Zur Ernte mich, wo schrofig, kahl der Kalk
Die Unterlage neuen Wesen gab.
Ich kehrte abends wieder in die Klause,
Nicht vieles mochte noch zu finden sein,
So daß er aus dem Schrank das wenige,
Wie er's gesammelt, mir ergänzen konnte.
Dann fuhr er fort: „Ihr kennt den grauen Turm
In der Maremna, wo St. Augustin
Die Weisheit Gottes zu ergrübeln hoffte.
Dort rollt das Meer in langen Wogen an
Und flieht zurück vom traurigen Gestade;
Die Hügel treten Well' an Welle vor,

Einförmig deckt sie fahler Asphodill,
Der Heiderich, das kurze Büschelgras.
Der Eber suhlt im Sumpf, ein Geier schwebt
Und lauert, ob ein Leben her sich wagt.
Auf breiten Bergen lasten Riesenmauern
Mit Riesentürmen, alter Städte Rest:
Die Zeit streift ihren Staub mit trägem Fuß!
Hier floh ich her, als ob mein toller Schmerz
Der Leichen von Jahrtausenden bedürfe
Und zu Kulissen diese Welt in Trümmern.
Es türmte zu Gebirgen ihn mein Wahn,
Er sah herab mit seiner schwarzen Fahne,
Als gäb's kein Elend mehr, dem meinen gleich.

So schritt ich einsam das Gestad' entlang,
Ein Fischer schob den Kahn vom Sand ins Meer,
Ein alter Mann, halb nackt mit trübem Blick.
Ich schaute zu: „Wagt Ihr Euch auf die Flut,
Schon säuselt der Scirocco, denkt Ihr nicht
An Weib und Kind?" — Er kehrte mir den Rücken
Wie einem Knaben, welcher töricht schwatzt.
So schritt ich weiter. Am Gestade stand
Verwittert halb die alte Fischerhütte,
Im Sande kugelten die nackten Kinder,
Sie fingen Krabben, lasen Muscheln auf,
Indes ein Weib die morschen Netze flickte,
Ich grüßte sie: „Daß Ihr den Mann so spät
Aufs Wasser laßt!" — „„Ihr meint wohl Giacomo?
Zwar ist er nicht mein Mann, doch wenn wir abends
Zwei Rosenkränze beten, so gehört
Der zweite ihm, der erste dort dem Toten,

Den sie verscharrt im Sand: der war mein Mann!"" —
„So konntet Ihr nicht das Begräbnis zahlen?
Nehmt hier das Geld!" — Sie schob es rasch zurück:
„„Herr, die Kroaten haben ihn erschossen
Und hier verschaufelt. Seht, es kam ein Fremdling, —
Sie hetzten ihn wie Hunde für den Galgen,
Da nahm mein Mann ihn eilig in den Kahn
Und rudert' ihn hinaus. Vor Anker lag
Ein Schiff aus England dort. Er war aus Sicht,
Nicht zu erkennen mehr, doch mit dem Fernrohr
Spürt' ihn der Hauptmann aus. Als er daheim
Sich ahnungslos zu seinem Herd gesetzt,
Da zerrten sie ihn fort; ich wollt' ihn halten,
Ein Kolbenstoß warf mich zu Boden hin —
Und Gott im Himmel ließ die Tat gescheh'n!
Mir war, als sollt' ich aus dem Grab ihn kratzen,
Mit meinen Nägeln neben ihm zu sterben.
Da hört' um Brot ich meine Kinder weinen;
Und dieses Leibes Kraft gehört nun ihnen,
So lang er hält. — Wir hatten keinen Acker,
Denn für den Fischer wächst das Brot im Meer!
Da kam der Giacomo! Mein Mann und er,
Sie hatten sich nicht immer gut vertragen,
Wie Menschen tun, die gleiches Handwerk nährt.
Er sprach mich an: Weißt du, Gevatterin!
Mein Sohn fiel droben in der Lombardei,
Ich aber möchte gerne jemand haben,
Für den ich pflüge draußen auf dem Meer.
Nimm diese Fische, nennet Vater mich;
Sind deine Söhne dann herangereift,
Den Dolch zu führen, mögen sie uns rächen!"" —

Vernichtet schlug ich vor die Stirne mir:
Was war ich neben dieser armen Witwe,
Was war ich neben jenem alten Fischer
In meinem Dünkel? — Hatt' ich sie verloren,
Als sie, das schönste Opfer für Italia,
Erlag der Seuche, die am Krankenbett
Sie feig beschlich beim heiligsten Beruf? —

Da weihte sie die letzten Worte mir
Mit innigem Gebet: „Gehör' Italia,
Gehör' der Menschheit!" — war die letzte Botschaft.
So ist sie mein! ich schwebe mit dem Fittig
Von jeder guten Tat empor zu ihr.

Was war ich, daß sich dieser Himmelstrost
In meine Seele mit der Reue senkte,
Daß ich das Schwerste lernen konnte: Demut!
Ich kniete nieder auf den Sand; es rauschte
Wie Orgelchor mir des Sciroccos Brausen;
Der laue Regen rann auf meine Stirn,
Sich mischend mit den langverhalt'nen Tränen.
Ich betete wie nie im Leben noch:
Vergib mir meine Schuld! — Da war es mir,
Als schwebe sie von dunkler Wolke nieder,
Wie einst zu Dante seine Beatrice,
Und reiche mir mit einem Gruß des Friedens,
Wie dort zum Kampf die Wehr, der Palme Zweig.
So fand ich mich in Demut neu geboren;
Wie war des Geists Gefieder mir gewachsen! —
Mir stand vor Augen deutlich, was zu tun.
Der Apennin war mir bekannt, die Armut

Läßt im Gebirg den Hirten ohne Arzt,
Den Sterbenden erreicht der Priester nicht,
Der fern im Tale bei der Kirche wohnt.

Arzt war ich schon; ich nahm die Priesterweihe,
Ließ zur Kapelle hier die Hütte bauen.
Und was noch übrig war vom Gelde, teilt' ich
Den Armen aus, getreu nach Christi Wort.
So leb' ich hier und wünsche lang zu leben,
Denn schwerlich siedelt sich ein zweites Mal
Ein Priester und ein Arzt heroben an.
Doch das entscheidet eine höh're Macht!
Wenn sie mir winkt..." Er schwieg, ich maß ihn
forschend:
„Scheint Ihr mir doch vom Kernholz alter Eichen,
Wie auf dem Apennin kein fest'res wächst!"
Er sah mich an und faßte meine Hand:
„Meint Ihr? — Auch Euer Haar ergraut, Adolfo,
Da sinkt, was irdisch nur, in Dämmerung
Und mit den Sternen schauen hehre Geister
Aus einer andern Welt in unsre Brust."
Ich nickte; meine Hand entglitt der seinen,
Er atmete tief auf und fuhr dann fort:
„O glücklich jener, dem aus froher Jugend
Ein Engelsantlitz in das Alter leuchtet!
In reiner Heiterkeit begleitete
Marias Bild, seit ich hier weile, mich
Des Tages bei der Arbeit treu und gab
Mir Lust und Kraft. Jetzt naht sie meinen Träumen, —
Nicht wie sie einst das Kleid des Staubes trug,
So schön es war! — in heiliger Himmelsklarheit

Zeigt die Gesichte sie der Zukunft mir.
So wird die Seele flügg zur Ewigkeit
Gleich einer jungen Lerche, die vom Rand
Des Nests empor in blaue Lüfte strebt.
Dann mögen auf das Grab den Pilgerstab,
Mit dem ich langsam durch das Leben schritt,
Das Kreuz die Hirten auf das Grab mir stecken!
Sei's immerhin! — So lang die Sonne scheint,
Scheint sie auch mir und heischt zur Arbeit mich,
Wie Glaube, Hoffnung, Liebe mir gebeut!" —

Der Wind schlug an das Fenster, daß die Lampe
Unstät zu flackern auf dem Tisch begann.
Er zog den Vorhang vor: „Das Wetter ändert,
Ich führ' Euch morgen hin nach Pracchia
Zum Bahnhof; auf dem Weg sollt Ihr erzählen,
Was Ihr erlebt in Eurem Land Tirol!" —

Am nächsten Morgen hingen schwere Wolken
Ins Tal herab, die Blätter zitterten;
Doch als ich aus der Hütte trat, war mir
Als müßt' ich jetzt von meiner Heimat scheiden.
Wir gingen langsam auf dem breiten Pfad;
So konnt' ich ihm erzählen, ehrlich, offen,
Wie er es mir getan. Nennt's eine Beicht',
Wenn ihr so wollt; frei ist der Mensch erst dann,
Wenn er sich frei vor einem Menschen spricht.

Wir sahen Pracchia; von unten keuchte
Der Zug herauf, noch hatt' es gute Zeit.
Ich fragt' ihn jetzt: „Ihr fochtet am Chiese?

Bei Caffaro? — Ich auch! — Denkt Ihr es noch?
Uns Schützen faßtet Ihr dort an der Brücke,
Wir räucherten dafür euch aus Lodrone.
Denkt Ihr es noch?" — Er trat erstaunt zurück:
„So wechselten wir Kugeln wohl als Feinde?
Sei's immerhin! Die Toten halten Friede,
Doch mit den Toten sei auch eingesargt,
Was unsre Völker schied durch tausend Jahre
Und sie wie Brandung aufeinander trieb." —
Er reichte mir Hand. Der Zug stand da, —
Er schenkte mir ein Körbchen noch mit Obst:
„Nehmt's mit für Euren Sohn; kommt dann der Herbst,
So kommt auch Ihr und laßt es frisch Euch schmecken!"
Ein greller Pfiff; ich sprang in den Waggon
Und sausend ging es abwärts nach Pistoja.

II.

Lieder des Fra Serafico

1.

Still im Schlummer hingesunken
Seh' ich Geister fern und nah,
Seid ihr Träume, Scheingestalten,
Ist es wirklich, was ich sah?

Leise dringt die Morgenröte
Durch das Schattendunkel her,
Friedensglocken hör' ich läuten
Von den Höh'n im Sonnenmeer.

Wie auf weißem Engelsflügel
Schwebt zu mir dein holdes Bild
Und du legst mit sanftem Lächeln
Auf die Stirn die Hand mir mild.

Ja, du neigst den Lilienstengel,
Daß ein Tropfen überfließt,
Durchs geschloß'ne Aug' Erquickung
In die bange Seele gießt.

Alle Qualen sind verschwunden
Wie ein trüber Nebel weicht,

Staunend heb' ich mich vom Lager,
  Schwebe durch den Aether leicht.

Unter mir die düstern Gräber,
  Ueber mir des Himmels Pracht,
Glaube, Hoffnung, Liebe! — wieder
  Sind sie in der Brust erwacht.

2.

O Maria, gnadenvolle!
  Blick' herab vom Sternenthrone,
Den die Engel aufgerichtet
  Dir bei deinem Gottessohne.

Hier im finstern Tal der Tränen —
  Sieh mich hier im tiefsten Staube,
Doch zu deiner reinen Höhe
  Strebt empor der fromme Glaube.

Nacht verhüllt Gebirg und Flur schon, —
  Sie entflieht vor deinen Strahlen;
Faßt der Tod mit kalter Hand mich,
  Hilf mir bei des Abschieds Qualen.

Neigst du nur dein Lilienszepter,
  So zerspringen meine Ketten
Und auf lichten Engelsschwingen
  Kann ich mich nach oben retten.

Als den letzten deiner Diener
  Laß mich knieen dir zu Füßen,

Dich die Königin des Himmels
  Mit den Heiligen begrüßen.

Und voll seliger Verklärung
  Mich mit dir in Gott versenken,
Daß in ihm zu Eins verfließe
  All mein Sehnen, Fühlen, Denken!

3.

Horch wie laut die Glocken klingen
  Durch die dunkle Winternacht,
Ferner, näher seh' ich wallen
  Flämmchen schon in lichter Pracht.

Liebesgrüße schickt von oben
  In das Tal mein Kirchlein auch,
Zu Marias Dome trägt ihn
  Schnell hinab der Lüfte Hauch.

Doch in mächtigen Akkorden
  Dringt herauf die Antwort schon
Und die Kuppel unter Sternen
  Trägt das Kreuz auf ihrem Thron.

Aber horch! — Ein leises Singen
  Bis zum Chore schwillt der Laut,
Und herab vom klaren Himmel
  Schwebt der Bräutigam zur Braut.

Breite freudig dich entgegen
  Mutter Erde seinem Gruß,

Träufle kühlen Tau der Nächte
Huldigend auf seinen Fuß.

Denn im Sang der Engelstimmen
Schwebt als Sieger er herab
Und zerbricht des Todes Stachel,
Daß er machtlos sinkt ins Grab.

Heil dir, Heil! — du bringst den Frieden,
Frieden unserem Geschlecht,
Gnade Königin der Engel
Hier in Demut deinem Knecht.

4.

Du kannst es sagen nicht, nur ahnen,
Was unaussprechlich, ein Gefühl,
Das in des Lebens dunklen Schatten
Dich zieht aus irdischem Gewühl.

Den Busen weitet seine Fülle,
Doch taut manchmal ein Tropfen nur,
So wachsen wunderbare Blumen
Auf dieser öden Erdenflur.

Du aber kannst dich nicht mehr fassen,
Dein Blick sucht das verlorne Land,
Ein heller Strom rinnt von den Sternen
Zu dir herab — ein Geisterband.

O heilig Sehnen, das den Pilger
Wie Glockenklang nach oben zieht,

Der Boden schwindet ihm zu Füßen
Und was vergänglich ist, entflieht.

Ich folge dir mit off'nen Armen,
Bis wie ein Traum die Welt versinkt
Und droben aus den lichten Räumen
Ein Zweig der Himmelspalme winkt.

5.

Ruhig fließen meine Tage,
Wie ein Kahn auf sanfter Flut,
Nah' erblick' ich das Gestade,
Wo er abends friedlich ruht.

Sieh, schon röten sich die Wolken
Ueber meinem Haupte sacht,
Und im Westen glimmt ein Sternlein
Durch des Spätherbsts blaue Nacht.

Langsam senk' ich meine Ruder
Zu der Wellen leisem Spiel,
Doch wohin? — Es zeigt das Sternlein
Mir der Ruhe letztes Ziel.

III.

Der Sommer nahte schon; doch Tag für Tag
Floß auf die Alpen träg der Regen nieder;
Sollt' ich im Nebel Steine klopfen? — Nein!
Zu dem Geschäfte war noch später Zeit.
So lockt' es mich ins Land der Sonne wieder,
Fort nach Italia. — Der Po, Bologna, —
Doch rechts blieb diesesmal der Apennin,
Der klar und blau sich fern im Westen hob;
Ancona! Sei gegrüßt, du weites Meer,
Auf deinen Wellen bringt auch mir den Gruß
Der Ostwind leise vom Gestad Homers.
Tadino schon! — das Laub der Eiche flüstert
Verklingend fast den Namen Totilas,
Der hier der List des Byzantiners fiel.
Zuletzt der Petersdom; die Sonne hinten,
Die sich in Flammen neigt zum Untergang.

Ich trottete mit deutschem Fleiße hin,
Ich trottete mit deutschem Fleiße her
Zu jedem Denkmal, aber lieber fast
Dort in die Kneipe bei Augustus Grab,
Wo mir die dicke Wirtin Orvieto
Aus kühlem Keller der Ripetta schöpfte.

Heut war er matt der Feuergeist im Fasse,
Ihn bändigte der bleierne Scirocco;
Er bändigte auch mich, daß in den Gliedern
Das Mark wie Wachs vor seiner Schwüle schmolz.
Wär' ich doch bei Serafico! Wie Fieber
Kroch's durch die Adern mir; ich packte;
Bald trieb vom Arno mich die Hitze weg,
So stieg ich zu den luft'gen Höh'n Pistojas.

Die Hütte dort, zur Seite die Kapelle; —
Rasch klopft' ich an; aus off'ner Türe kam
Ein junger Mann im braunen Ordenskleid.
Erstaunt trat ich zurück. Die Sonne sank
Schon hinter mir und hüllte das Gesicht
Und hüllte die Gestalt in ihre Strahlen,
Er hob als Schirm die Hand empor und rief:
„Ihr seid's, Adolfo!" — Langsam maß ich ihn
Und schaute zweifelnd auf das feine Antlitz
Mit dunklen Augen unter der Kapuze.
Nicht fehl ging ich: die Hütte hier beim Baum,
Das Kirchlein dort! — „Wo ist Serafico?"
Ein leises Lächeln glitt von seiner Wange
Und wich der Trau'r. — Wir gingen zur Kapelle,
Mir fiel es schwer, denn Schweres ahnte mir.
Dort hob vor dem Altare sich ein Grab,
Mit einem trock'nen Kranz; nun wußt' ich es;
Tief atmend barg ich mit der Hand die Augen,
Er aber schwieg. — Nachdem ich mich gefaßt,
Sprach er: „Die Hirten wollten's so,
Sie ließen ihn bestatten nicht im Friedhof,
Hier sei sein Platz, bei andern Heiligen."

Ich fragt' ihn um das Wie und Wann? — „Im Spät-
herbst
Brach eine Krankheit aus in diesen Bergen;
Der Segen ward zum Gift: das reiche Obst
Auf Bäumen, Feldern hatte sie geweckt.
Da packte sie am Siechenbett auch ihn
Und warf ihn hin. Es rang der starke Leib
Lang mit des Fiebers Wut den heißen Kampf,
Doch als es schwand, schwand auch die letzte Kraft.
Er sank zurück, auf fahler Stirn den Schweiß,
Im Kreuz die Hände faltend auf der Brust, —
So ließ er sich zu der Kapelle tragen
Und sah hinaus auf Berg und Flur, wie sie
Noch schimmerten im gold'nen Glanz des Herbstes.
Wie Schatten flog es über sein Gesicht,
Das Aug' weit offen, blickt' er auf zum Himmel
Und flüsterte: „So bringst du mir den Kranz
Von Lilien und Rosen? Nimm mich hin,
Trag mich empor ... Schon wird die Sonne größer ...
Und tiefer, tiefer sinkt die Finsternis."
Wir staunten alle bei den fremden Worten,
Da floß es auf sein Antlitz wie Verklärung,
Ein leises Singen drang aus seinem Munde:
„Salve regina!" — wie die Glocke tönt,
Von einem Finger sanft berührt. — Er schwieg.
Schon schwebte über Zeit und Raum sein Geist.
Als in die Ferne drang die Todeskunde
Ertönte von den Türmen nah und weit
Der Abschiedsgruß. — Bald lag er aufgebahrt,
Es schlang ein Kind den Kranz von Rosmarin
Um das ergraute Haar, die Mädchen, Frauen

Bedeckten seine Gruft bis an den Rand
Mit Kränzen. Als das Trauerlied begann,
Erfüllte Schluchzen der Kapelle Raum.
Auch Männer weinten. — Nehmt es, wie Ihr wollt:
Da war ein Mann, die Zunge halb gelähmt
Von einem Schlagfluß konnt' er stottern kaum.
Da stieg am Himmel hell ein Silberwölkchen,
Er rief Serafico! und hob den Arm
Und konnte reden jetzt als wie zuvor.
Am Grab verstummte das Gebet, wir blickten
Betroffen auf, erfüllt von tiefem Schauer
Und ahnten eines seligen Geistes Nähe.
So war es, ja! Ob Rom ihn heilig spricht, —
Man glaubt an Wunder schon, — was liegt daran?
Wir aber — doch, was soll ich Euch erzählen
Von einem Schmerz, den Ihr mit uns empfindet?
Sein Beispiel leuchtet mir in Wort und Tat
So lang ich leben mag, voran!

Schon war es Nacht; der ewigen Lampe Licht
Erhellte feierlich den dunklen Raum,
Als ich mit ihm, — nicht wußt' ich, wie er hieß, —
Hinab die Stufen der Kapelle stieg.
Er wandte sich; ich stand und sah hinaus;
Auf Luccas Bergen hoch der Abendstern, —
Die Glocke klang jetzt: Ave maris stella! —
Ich aber will Seraficos gedenken,
So lang ich wandeln muß in Zeit und Raum.

Wir traten in die Kammer; er schlug Feuer,
Es stand noch alles, lag noch alles da,
Wie ich's verlassen bei Serafico.

Wir setzten uns; es schien: der junge Mönch
Sei heut mein Gast, nicht ich der seinige.
„Er hat von Euch erzählt," begann er freundlich
Und legte mir die schönsten Früchte vor,
„Ihr solltet kommen, sie mit ihm genießen,
Doch ward es anders; — drum erkannt' ich Euch
Am ersten Schritt, — drum seid auch mir gegrüßt —
Ein Bruder ja! denn Ihr gehört zu uns.
Er sagt' es oft: „Trägt er von unserm Orden
Das Kleid auch nicht am Leibe, trägt er es
Doch an der Seele schon!" — Ich hob das Glas
Und weiht' es der Erinnerung des Toten.
Dann frug ich ihn: „Wie aber kommt Ihr her?
Ihr seid kein finsterer Ascet, wie oft
Der Jugend Uebermaß sie zwingt zur Buße."
Er lächelte: „Serafico ließ mir
Als Erbschaft seine reine Heiterkeit;
Wenn eine Sorge mich bedrängt, ist's die,
Daß ich sein edles Vorbild nicht erreiche." —
„Wie aber kamt Ihr her? Auf diesen Platz
Führt nicht der Zufall, führt ein Schicksal nur,
Darum verzeiht, wenn ich noch einmal frage." —
„Recht gegen Recht und Gnade gegen Gnade!
So hat Euch Fra Serafico erzählt,
Was er erlebt; was Ihr erlebt, Ihr ihm.
Mit Euch zu tauschen bin ich noch zu jung,
Doch geb' ich Euch nach Norden gerne mit,
Was mich geführt in dieser Zelle Raum.
Nur laßt mich noch" ... er schob den Stuhl beiseit'
Und griff zum Wasserkrug am Fensterbrett. —
„Eh' ich mich lege, gieß' ich stets die Blumen

Seraficos, heut könnt' ich es vergessen."
Er schloß das Fenster auf; der Abendhauch
Vermischte sich dem Duft der Rosen, Nelken,
Dem Duft der Linde draußen am Gehäng.
Als er's vollbracht, wies er nach Süden hin:
„Seht Ihr, dort liegt Florenz! Das schöne heißt es
Mit Recht, jedoch mit gleichem Recht das große:
Die Mutter Dantes, Michel-Angelos."
Er schenkte voll; wir hoben unsre Gläser:
„Mag es gedeihen, mag ein dritter Sohn
Wie jene beiden ihm erwachsen bald!" —
„Geboren war ich dort. Ein nettes Bürschlein,
So leicht, daß fast mit der Zigarre Rauch
Der Wind mich übers Pflaster trug; mit Mädchen
Wußt' ich gar flink den flinken Blick zu tauschen.
Ein bißchen Weltschmerz lieh mir Leopardi,
Was ich als Florentiner an Malice
Nicht schon besaß, holt' ich bei Giusti gern;
Der Vater gab mir Geld; war es zu wenig,
So steckte mir die Mutter heimlich zu.
War ich nicht ausstaffiert mit Pritsch' und Jacke
Für dieses Lebens Karneval?" — „Die Maske?" —
„Des Arztes Sohn, beschloß ich Arzt zu werden.
Ihr lacht dabei? — Ich auch, doch ohne Schmerz,
Doch ohne Spott. — Nur wenn du dieses kannst,
Dann bist du frei von der Vergangenheit." —
Ich stimmte willig zu. — „Bisweilen nur,
Wenn ich durch Santa Croces Hallen ging,
Weht' es mich an, als wie aus and'rer Welt,
Doch war's vergessen bald. Da dröhnt' im Norden
Des Krieges Schritt beim Donner der Kanonen —

Im Jahre siebzig ja! — Wie grollten wir,
Daß die Barbaren höhnten Frankreichs Banner,
Der Wehruf schallte durch Italia!
Mit Garibaldi zog ich nach Dijon.
Dort standen ehern, stumm die deutschen Krieger,
Ein Häuflein nur, doch größer als der Tod
Stand hinter jedem da die heilige Pflicht! —
Wir drängten sie zurück, bis unsre Flut
An ihrer Felsenbrust zerschellen mußte.
Den Morgen d'rauf durchsuchten wir das Schlachtfeld,
Da lag ein Krieger, an das kalte Herz
Drückt' er den Fetzen der verbrannten Fahne, —
Aus seinem Griffe war sie kaum zu lösen.
Wir schickten sie zurück; was wir gefunden,
Wir durften's als erobert nicht behalten.
Lang sann ich nach; mir war der Kampf ein Spiel,
Die blutige Wunde eine rote Rose, —
Doch diese Männer" — Stärkeres Arom
Trug in das Zimmer jetzt des Abends Hauch. —
„Riecht Ihr's?" ... Wir standen auf. — „Die Lilien
Seraficos sind eben aufgeblüht." —
Wir sah'n sie bei den Lorbeerbüschen schimmern
Im Glanz des Mondes. — „Anders kehrt' ich heim!"
Begann er wieder und wir setzten uns.
„Was Pflicht, was Recht, was Ehre, was Gewissen?
Ich wog es prüfend ab als junger Arzt,
Doch trat es nur von außen an mich hin,
Nicht quoll's empor aus meiner Seele Tiefen.

So schwand im gleichen Gleise Tag um Tag
Und Tag um Tag schloß sich zu Jahr um Jahr.

Da starb die Mutter; tief hab' ich's empfunden,
Doch führte bald mich auf den alten Pfad
Gewohnheit wieder. Schwache Furchen senkten
Sich in die Stirn; der Vater alterte,
Verlassen schlich er in den öden Zimmern,
Im Garten dann und wieder in den Zimmern,
Als sucht' er traurig die verlorne Gattin.
Ich seh' ihn noch, aus feinem weißen Wachs
Schien das Gesicht, die magre Hand gebildet.
Christabend war's; ich traf ihn am Kamin,
Als spät ich von den Krankenbetten kam
Und setzte mich zu ihm, um einen Löffel,
Um einen Schluck noch abends zu genießen,
Bis mich vielleicht die Glocke wieder rief.
Er sah mich an, dann sprach er: Lieber Sohn,
Mein Haar ist grau, gern möcht' ich Enkel grüßen;
So ist's Gesetz im Kreislauf der Natur,
Der an des Hauses Herd beginnt und endet.
So hab' ich es erfahren; Gleiches sollst
Erfahren du als echtes Menschenlos. —
Er hatte Recht; doch nicht uns allen ist
Der gleiche Pfad vom Himmel vorgezeichnet.

Laßt kurz mich sein; schon rührt des Mondes Sichel
Die Pinien dort auf jenes Berges Grat.
Was ich noch zu erzählen habe, kennt
Aus eigener Erfahrung Ihr ja längst.

Als Arzt rief mich ein Bürger in sein Haus,
Der Kunst gelang's, die Tochter ihm zu heilen.
Wie sie zu neuem Leben froh erblühte

Taufrisch und wonnig, stahl die Liebe sich
In diese Brust, — zwar hatt' ich oft getändelt,
Jetzt war es Ernst! — Es lag die Einsamkeit,
Wenn ich des Abends von den Kranken kehrte,
Wenn all' das Elend, das der Tag gebracht,
Dem Blick vorüberzog, auf mir nur schwerer,
Als ich sie je gefühlt. Ein holdes Weib
Sollt' mir des Tages Last vom Busen heben,
Es sollt' von Kindern eine munt're Schar
Den strengen Ernst mit leichtem Spiele schmücken.
Sie wurde meine Braut. Ihr kennt den Himmel,
Der sich dem Mann mit diesem Wort erschließt!
Kaum merkt' ich es, daß ab und zu ein Herrlein
Sich einfand, ihr ein Sträußlein überreichte; —
Mir war ihr Dahlen eben auch nicht recht,
Doch dacht' ich mir: du hast ja auch gespielt
Und mit der Ehe kommt der Ernst von selbst.

Er sollte kommen! — Eines Tages traf
Mich ihre Magd dort an bei Dr Michele,
Sie bot auf off'ner Hand mir spöttisch Geld:
„Da nehmt, es ist für Euere Visiten;
Bemüht Euch nicht, bis man Euch wieder ruft.
Der Kavalier Boncini gilt doch mehr
Als so ein Doktor!" — Wütend warf ich ihr
Die Zettel nach, daß sie der Wind vertrug.
Ich rannte heim, ich weinte wie ein Kind,
Dem eine freche Hand zerreißt die Docke,
Daß Spreu und Häcksel auf den Boden fällt.
Der Vater tröstete: „Nimm's als ein Glück,
Daß sie, eh' ihr die Ringe noch gewechselt,

Die nichts im Leben mehr vermag zu lösen,
Gemein und flatterhaft sich dir enthüllt.
Noch triffst du bessere; gedenk der Mutter,
O Sohn, mein lieber Sohn! Sieh diese Tränen,
Sie geben für sie Zeugnis heute noch." —
Ich schüttelte den Kopf, — zu viel hatt' ich geseh'n
Vom Elend unserer modernen Ehen,
Als Arzt zu viel erfahren, um das Lotto
Auf eine Niete noch einmal zu wagen; —
Und wär's auch nicht; ich war zu stolz dafür!
Zwar gab's Besuch, es kam ein Freund bisweilen,
Der eine schöne Schwester hatte, Freunde kamen
Des Vaters auch mit schönen Töchterlein: —
Ich roch die Lunte, ließ mich nicht mehr fangen,
Bis endlich die Besucher ferne blieben.
Der Vater ehrte schweigend meinen Willen
Und sprach nicht mehr. — So oft mir auf die Zunge
Wie zur Entschuldigung ein Wort auch glitt,
Vermocht' ich dennoch es zu lösen nicht;
Durch meine Liebe sucht' ich zu ersetzen,
Was ich ihm leider sonst nicht bieten konnte.
Gesund und krank, — kaum war's zu unterscheiden,
Als er an einem Morgen sich nicht mehr
Vom Bett erhob aus Schwäche; knieend fleht' ich
Noch um Verzeihung! ...
Er nickte leise lächelnd und erlosch.

So war ich fertig. Mir verleidete
Die Pracht der Stadt mit ihrem hohlen Schein.
Ich mochte nicht mehr sehen, was ich sah,
Ich mochte nicht mehr hören, was ich hörte:

Die Brust voll Schmerz sucht' ich Serafico,
Nicht mehr wie sonst, Belehrung mir zu holen
In schwerer Krankheit über Stein und Pflanzen.
Er hörte meine Beicht, den heißen Wunsch
Bei ihm zu bleiben oben im Gebirg.

„Zwar braucht' ich den Gehilfen," sprach er endlich,
Nachdem er lang bei meinem Fleh'n geschwiegen,
„Ich braucht' ihn wohl, allein noch taugst du nicht!
Wie heilst du Seelenkranke, wenn du noch
An deiner Seele trägst das Giftgeschwür?
Noch hassest du die Welt; es knüpft der Haß
Dich an die Welt, der dich zu trennen scheint;
Gib ihr, was ihr gehört; nicht Haß, nicht Liebe,
Dann bist du frei, nur dann gehörst du Gott!" —

Das war ein hartes Wort; verstand ich es? —
Noch nicht, noch lange nicht. So schob ich Tag für Tag
Den Karren weiter mit des Tages Schutt.
Für was? Warum? — Weil es die Pflicht gebot!
War mir denn Leiden Pflicht? — Für Geld, für Ruhm?
Ich hatte g'nug, ich hatte beides satt.

Ihr wißt, wie unsre Zeit die Zeit vertreibt,
Indem sie prahlend Denkmal reiht an Denkmal.
Es galt dem Michel-Angelo; sie priesen
Als Dichter ihn, — es war vor einem Laden, —
Ich nahm das Büchlein mit, traf das Sonett,
Das einem großen Manne weiht ein großer.
Es führte mich sein tiefer Sinn zu Dante,
Und Dante zu Franciscus von Assisi: —

Das elfte Lied vom Paradiese kennt Ihr. —
Da zuckt' es wie ein Blitz durch meine Stirn':
Den Armen gab ich meine Güter hin!
So ging ich wieder zu Serafico;
Ich sah von weitem ihn und rief ihm zu:
„Heut komm ich mit der Braut, die du erkoren,
Die schon vor dir Franciscus sich erkor;
Und weil du nicht von dir sie treiben darfst,
So mußt du jetzt auch mich bei dir behalten."
Er hörte mich, er schüttelte den Kopf:
„Noch bist du nicht genesen, lieber Sohn!
Du kannst's vielleicht, doch wär' es unbarmherzig,
Wollt' ich dich wieder stoßen in die Oede." —
So blieb ich denn; was ich nicht selber sah,
Ich sah's im Spiegel seiner lautern Seele,
Nur dunkel erst und dann in voller Helle:
Wo du auch bist, da ist die Welt bei dir,
In Haß und Liebe herrscht sie über dich,
Und dann erst überwindest du die Welt,
Wenn du in Einem lebst, der Alles ist,
Und dieser Eine, Einzige ist Gott!" —
Ich reicht' ihm meine Hand: „In dir erwacht
Aufs neu' der hohe Geist Seraficos;
Ich fühl' ihn mächtig wallen zwischen uns,
Von Brust zu Brust erweckt den Geist der Geist!" —
„So laß uns folgen ihm von Stern zu Stern!" —

Wir standen auf. Er ging in die Kapelle;
Auf meine Wimpern senkte sich kein Schlaf.
So traf die Sonne mich, ich ließ das Lager,
Als hell das Glöcklein von dem Turme klang;

Ich trat hinaus, die frische Morgenluft
Blies von der heißen Stirne mir das Haar.
„Ihr seid schon wach?" Die Schalen stellt' er hin,
Die tönernen und goß die Milch hinein
Und bot das Brot wie einst Serafico.
Fast kam der Name auf die Zunge mir,
Doch frug ich ihn: „Was Ihr erlebt, weiß ich; —
Nicht, wie Ihr heißt!" — „Vorläufig Romeo!
Doch anders wird man bald mich rufen wohl,
Wenn nach der Priesterweihe das Gelübde
Zu meinem Stand für immer mich verpflichtet.
Bleibt bis dahin bei mir!" — „Es drängt die Zeit,
Doch nehmt, eh' ich nun scheide, meinen Glückwunsch."
„Serafico hat treu an Euch gedacht,
Im Gaden liegt verschied'nes aufgespeichert,
Was er für Euch gesammelt, nehmt es mit;
Pietro trägt es Euch zum Bahnhof hin."
Er rief hinab ins Tal: „Pietro!" — „Si!" —
Ich wandte mich zu ihm: „Sagt Ihr mir noch:
Saht Ihr die Ungetreue noch einmal?" —
„Nur einmal, ja! Ich trug die Kutte schon;
Nach Florenz hatte mich Serafico
Hinabgeschickt, Arzneien ihm zu holen.
Dort bei San Marco war es: er und sie!
Er deutete mit seinem Stock auf mich,
Sie schlug ihn mit dem Fächer, beide lachten,
Da kochte noch einmal mein heißes Blut;
Ich griff hinab, wo ich das Messer trug,
Und faßte unbewußt das Kreuz am Gürtel.
Es wehte kalt mich an, die Augen flirrten,

Doch rasch besonnen trat ich in die Kirche;
Dort bat ich um Vergebung für die Schuld.
Sie hatten sich; bald glich dem Doppeladler
Die Ehe mit dem Kopfe rechts und links.
Er endete als Spieler im Spital,
Sie ging mit ihren Kindern — wozu das?
Ich sah's voraus, weil ich sie beide kannte.
Eh' meine Güter ich den Armen schenkte,
Hatt' ich ihr Teil für sie zurückbehalten,
Das heißt die Kinder ja! — zu Brot und Kleidern.
Sie weiß es nicht und braucht es nicht zu wissen;
Ihr rechnet's mir wohl auch nicht zum Verdienst, —
Was lag mir noch an Geld und Geldeswert?"
„Dort naht der Bauer!" — unterbrach ich ihn,
„Doch ist's kein Bauer; ich bin alt genug,
Um eine Gans von einem Gei'r zu kennen:
Es gleicht der Kerl da einem Galgenvogel,
Wie eine Rabenfeder gleicht der andern." —
Ich sah ihn an, er zuckte mit den Brauen
Und blinzelte. — „Den gebt Ihr mir zur Seite?" —
„Vertraut ihm nur! Pietro, magst du wohl
Verdienen vor dem Tagwerk ein paar Soldi?" —
„Warum denn nicht?" — „So trag' nach Pracchia
Hier meinem Freund, was ich dir übergebe."
Zur Hütte ging er, in das Kirchlein ich
Zum Grab Seraficos, ich bückte mich
Nach einer Scholle mir zum Angedenken.
Noch einmal sah ich forschend an den Kerl:
Kaum ein Gesicht in Wirrnis schwarzer Haare,
Die tiefen Augen wie Stilette, — hm!
Er trug ihm einen Ballen aus der Hütte,

Dazu ein Körbchen voll von süßem Obst:
„Für Euch; wenn nicht für Euch, für Euren Buben,
Der's in die Schule nehmen mag zur Labung." —
„Auf Wiederseh'n!" — Pietro schlich mir nach
Wie eine Viper, die sich birgt im Grase.
So bogen wir ums Eck in einen Tobel,
Da lacht' er plötzlich auf, ich wandte mich.
„Dort wart Ihr auch? — ich kenn' Euch seit zwei
Jahren, —
Dort in dem Runst!" — „Ich suchte Steine dort." —
„Ich hab' Euch zugeschaut; fast juckt es mich,
Ein bißchen Euch zu gucken in den Sack;
Ihr trugt jedoch den schweren Stock, das Messer
Hätt' nicht genützt viel gegen ihn; — ja, ja!
Und auch gefunden hätt' ich schwerlich viel."
Ich sah erschrocken um: „Wohl ist es wahr,
Doch weiß ich jetzt den Hammer noch zu schwingen."
Ich schlug und schlug ein Stück herab vom Felsen;
„Jetzt geht voran, ich folge hintendrein." —
Da zog die Brauen finster er zusammen:
„Mißtraut Ihr mir, hat Euch das Mönchlein wohl?" ..
„Nichts hat das Mönchlein mir, was soll's damit?" —
„So hat es nichts? — schwört Ihr?" — „Mein Nein
ist nein!"
„Jetzt glaub' ich Euch; seht Ihr, ich bin ein Tier,
Und war es stets, ein Heiliger ist er!
Nun will ich Euch, zur Schande mir, erzählen,
Daß Ihr ihn kennt, wenn Ihr ihn noch nicht kennt." —
Ich stieg vor ihm herab zum Pfade wieder
Und ging voraus. — „Ich habe Weib und Kind, —
Viel Kinder und zu essen gibt es wenig.

Nicht immer blieben meine Hände rein,
Es klebt' am Brote... o Jesu, verzeih! —
Serafico war tot, den alten mein' ich; —
Vom jungen hieß es, daß er reich gewesen.
„Was, — dacht' ich mir, — gewesen! War er's, ist er's;
Er ist kein Narr, ein Narr verschenkt sein Geld."
Ich schlich hinauf des Nachts zu seiner Hütte,
Brecheisen braucht' es nicht, die Tür war offen,
Rasch drang ich mit der Blendlaterne vor
Und traf ihn wach. „Heraus mit Eurem Geld!
Was braucht ein Mönchlein Geld? heraus damit!" —
„Geld willst du, Freund?" sprach Romeo gelassen,
„Zünd' an die Kerze, daß du besser siehst,
Und nimm, was dir gefällt." — „Was, Spott?" —
Kein Blick verriet mir Angst. Ich griff zum Messer,
Er zog die Laden mir heraus: Nur Bücher,
Nur Kräuter, Büchsen, Pülverchen, — doch halt!
Ich sprang zurück, er faßte die Pistole,
Die dort vergraben lag in dem Gerümpel.
„Eh ladro!" schrie ich auf, „du wirst doch nicht?" —
Er bot sie mir, den Kolben gegen mich:
„Ich habe sie von Florenz mitgenommen,
Daß niemand dort zum Unheil sie mißbrauche,
Geladen ist sie noch, nimm dich in acht." —
Ich riß sie weg, sah in den Schränken nach,
Zu finden war hier kein Centesimo;
So war er reich gewesen, war's nicht mehr!
Nun fragt' ich ihn: „Was schosset Ihr nicht los,
Wenn sie geladen ist?" — „Du sollst nicht töten!"
Sprach Romeo, „hast du das nie gelernt?" —
Ich sah ihn an: „Wollt Ihr das Leben retten,

So schwört mir zu verschweigen, was gescheh'n." —
„Zu retten vor dem Galgen dich, schwör' ich
Und schwör's beim heil'gen Beichtgeheimnis dir."
Da ward mir leicht ums Herz, zu morden ihn —
Kaum hätt' ich es gewagt; das Beichtgeheimnis
Schloß wie ein Siegel, was geschehen war. —
„Nimm dich in acht!" — Er rief es noch einmal,
Ich lachte höhnisch und entsprang ins Dunkel.
Geladen, was! — Ich zog am Hahn, ein Krach,
Vor meiner Stirne traf den Hut die Kugel,
Seht Ihr das Loch? — „Es ist rund ausgebrannt!" —
Mir war, als kehre sich der ganze Mensch
Urplötzlich um in meiner Brust. Ich riß
Mich wütend bei den Haaren: Bestie!
Und ging zurück. — Da schritt er durch die Türe:
Das Licht in einer Hand trat er zu mir,
Die andere trug Salben und Verbandzeug,
Vor seine Füße warf ich heulend mich
Und schlug mit einem Stein an meine Brust. —
Gelassen lächelnd bot er mir die Hand:
„Pietro auf! Dank' allen Heiligen,
Daß sie die Kugel dir vorbeigelenkt!" —
„Nimm mich, zerspalt' mir mit der Axt den Schädel!"
Rief ich zerknirscht. — „Die Rache ist des Herrn!"
War seine Antwort. „Die Pistole hier
Wirfst du ins Wasser, wo's am tiefsten ist,
Dann kommst du wieder." — Zagend kam ich wieder,
Kein Ton des Vorwurfs lag in seinen Worten:
„Du bist ein braver Mann, sorgst für die Deinen;
Doch fehlt die Arbeit; in dem Steinbruch dort
Dingt der Besitzer deinen starken Arm.

Nicht sollen Weib und Kind dir müßig gehen;
Für einen kleinen Zins gibt dir das Feld, —
Siehst du es dort? — der Pfarrer in den Pacht."
Wie war mir da! Die Zähren kugelten
Mir auf den Bart als wie ein Paternoster.
Jetzt geht es gut und ist Serafico —
Den alten mein' ich, — schon bei der Madonna,
So kommt Serafico, ich mein' den jungen, —
Gewiß hinauf!" — „Der heißt ja Romeo!" —
„Warum nicht gar! Das leiden wir ihm nicht;
Serafico ist tot, den alten mein' ich, —
Drum tut uns not Serafico der junge." —
„Sagt ihm, daß ich mit Euch, für Euch ihn bitte:
Serafico zu sein beim Namenswechsel." —
„Das ist ein guter Rat," rief der Bandit,
„Mehr wert, als alle Steine, die Ihr klopft.
Kommt zur Primiz, da werdet Ihr erstaunen,
Was wir vermögen droben im Gebirg.
Mag sich Serafico, wie's seine Art,
Dagegen sperren, — will er oder nicht —
Wir zwingen selbst die Heiligen im Himmel!
Wir schießen mit den Pöllern; bis Florenz,
Bis Lucca soll es donnern, daß sie uns
Um unseren Serafico beneiden.
Da wird es schön; die Mädchen streuen Blumen
Im weißen Kleid, im grünen Myrthenkranz.
Die wollen ihre Freuden auch, für was
Wär' sonst Serafico der junge da?
Der Tag ist's wert; Ihr kommt doch zur Primiz?" —
„Von Innsbruck bis hierher? Vielleicht im Herbst;
Ihr wißt Steinhühner — eine Kette, zwei?" —

„Wohl zwanzig leicht; dann steigen wir hinauf,
Dann sollt Ihr seh'n: wir treffen leicht so gut,
Wie Ihr, Ihr maledetti Tirolesi!"
Der Zug keucht' aufwärts von Pitecchio,
Schon stand er da: — „Pietro, eine Lira! —
Grüß mir noch Romeo-Serafico!" —
Er schwang den Hut: „Ihr kommt gewiß im Herbst?"
Mich aber trug's schon abwärts nach Porretta.

Das Gebet des Fra Serafico

Qualvoll löst in Fiebers Gluten
Sich das Kleid der Sterblichkeit,
Droben hoch am Stamm des Kreuzes
Oeffnest du die Arme weit.

Um die Stirn die Dornenkrone
Neigst du gnädig dich herab,
Laß zu dir mich auferstehen,
Wie du stiegest aus dem Grab.

Endlich schweigt des Sturmes Brausen
Und die letzte Woge schäumt,
Still ergeben knie ich nieder
Von des Abends Glanz umsäumt.

Mag der Leib im Staube sinken
Hier an deines Kreuzes Fuß,
Aufwärts schwingt sich meine Seele
Beutst du ihr des Friedens Gruß.

Vor dem heil'gen Baum beendet
Jetzt Serafico die Bahn
Und des Himmels Tore sind ihm
Flügelweit schon aufgetan.

Alleluja, Alleluja!
Ostermorgen hell und klar,
Seid gegrüßt ihr frommen Brüder
Selig in der Engel Schar!

Führt, geleitet mich in Demut
Hin zur Sternenkönigin:
Meines Liedes reinste Lilien
Leg' vor deinen Thron ich hin!

Aus dem Tagebuch des Fra Serafico

Als ein Vermächtnis reichte mir der Mönch
Ein kleines Heft und küßt' es noch zuvor.
Es war die Hand Seraficos. Er schrieb es
So nach und nach in mancher stillen Stunde,
Gelegentlich gedacht' er meiner auch:
„Ich sollt' es zum Gedächtnis aufbehalten,
Die Geisterstimmen einer andern Welt." —
Ich steckt' es ein und las es abends dann
Mit tiefer Wehmut der Erinnerung.
In dieser Zeit der rasselnden Maschinen
Wag' ich zu hoffen nicht auf viele Leser,
Doch findet sich vielleicht ein stilles Herz,
Das sich daran erbaut, darin vertieft.
Ich übertrug es aus der fremden Sprache;
Zu Allerseelen leg' ich's auf den Altar
Und denke sinnend dein — Serafico.

Obermieming en, 4. August 1900.

Adolf Pichler.

*   *

*

Leb' ich nicht ein Doppelleben?
  Mit dem Haupt rag' ich zum Himmel
Und die nackten Füße treten
  Dieser Erde Staub und Schimmel.

*

Mein Licht ist Gott, mein Stab Gerechtigkeit,
  Da ist kein Weg zu rauh, kein Ziel zu weit.

*

Was zeitlos ist zu jeder Zeit,
  Dem sei der Sinn, dein Herz geweiht.

*

Diese Hütte mit dem Strohdach
  Hier die kleine Waldkapelle
Und den Bettelsack am Rücken, —
  Wer beneidet mir die Stelle?

*

Weil ich nie Bezahlung nahm,
  Heißen sie mich Ketzer,
Treu dem Evangelium
  Laß ich reden Schwätzer.

*

An das Kreuz stieg einst die Armut,
  Um zu küssen Christi Fuß,
Heut' bringt ihr in Goldtiaren,
  Pharisäer! ihm den Gruß.

*

Mit den Großen dieser Erde
  Hab ich nichts gemein.

Aber wenn sie leiden, will ich
Gern ihr Bruder sein.

*

Suchet Gott in seiner Schöpfung!
Paulus hat es einst gesagt!
Wenn ich seinen Worten folge,
Warum habt ihr mich verklagt?

*

Da mit einem schwarzen Pater
Kam sogar der Bischof her,
Alles hat er durchgemustert,
Ausgefragt mich kreuz und quer.

*

Leise sprach er zum Begleiter, —
Laut zu mir: „Du sollst nicht rosten,
Willst du dich bewerben, biet ich
Gern dir einen bessern Posten.“

*

„Apage!“ — Sprach ich im stillen,
Lehnte dankbar ab die Gnade,
Doch den Kopf bedenklich schüttelnd
Kehrten abwärts sie zum Pfade.

*

„Ist ein halber Narr der Mönch nicht?
Jede Würde gibt er auf!“
„Nein, ein ganzer!“ — rief der Bischof
Lachend, nahm die Prise drauf.

*

Auf der Brust die Arme kreuzend
  Kniet' ich nieder vor der Schwelle,
Daß entfloh'n ich der Versuchung,
  Dankt' ich Gott in der Kapelle.

*

Ab und zu kam wohl noch einer,
  Hat die Bauern ausgefragt,
Doch sie nahmen es ihm übel,
  Haben ihn hinabgejagt.

*

Selbst ein Späher kam aus Rom,
  Schnüffelte gar am Diplom,
Das den Doktorgrad verlieh'n, —
  Ihn auch ließ ich ruhig zieh'n.

*

Dieses liegt jetzt in der Truhe,
  Seit dem Tage hab' ich Ruhe.

*

Wie die Sonne vorwärts rückt,
  Wandelt auch der Schatten,
Und es ruh'n, die hell zuvor,
  Dunkel jetzt die Matten.

*

Gleichviel, ob ein Bettler stirbt
  Einsam im Spitale,
Oder König Belsazar
  Im Palast beim Mahle.

*

Heut bei Bruder Martin; abseits
  Liegt versteckt die stille Zelle,
Mit dem Totenkopf im Winkel
  Auf dem rauhen Holzgestelle.
Daß vergänglich alles hat schon
  König Salomon geschrieben,
Wozu hier die düst're Mahnung?
  Laßt uns Gott, die Menschen lieben!
Morgen ist es hell und sonnig!
  Rote Rosen sollst du pflücken
Hier im Garten und den Altar
  Mit dem schönsten Kranze schmücken.

*

Aller-Seelen! — Still und ruhig
  Liegt der Friedhof in der Nacht,
Sterne wandeln hoch am Himmel
  Und der Mond hält Totenwacht.

*

Wenn du herb geschlossen bleibst,
  Kannst du nicht erblühen
Armes Herz, so mußt du auch
  In dir selbst verglühen.

*

Auch nach Florenz steig ich manchmal
  In die Kirchen, Bildersäle,
Daß mich dann zurückbegleiten
  Tiziane, Raffaele.

*

Epos, Dramen und Romane
  Prangen da in langen Schwaden,
Doch kein Dante, der die Völker
  Führt auf ernsten Geistes Pfaden.

*

Ja, des Lebens Brot ist nötig,
  Doch ihr bietet Konfitüren
Auf der Torheit breiter Straße
  Mägde, Weiber zu verführen.

*

Ob ihr Pantheisten seid,
  Will nicht viel betragen,
Wenn das Vaterunser ihr
  Ruhig wagt zu sagen!

*

Schönheit ist die Gnadenfülle,
  Die uns Gott gewährt,
Die der Stoffe rohe Massen
  Rein zu Geist verklärt.

*

Schritt für Schritt ringst du dich los
  Von des Staubes Grenzen.
Kannst du zur Unendlichkeit
  Je den Kreis ergänzen?

*

Wie Franziskus von Assisi,
  Der den Sonnenhymnus singt,

Darf ich fühlen, wenn die Seele
  Sich empor ins Weltall schwingt.

*

Mit dem Wesen Gottes fällt
  Nie zusamm dein Denken,
Doch dein Wille kann sich stets
  Ganz in Gott versenken.

*

In meines Herzens Innigkeit
  Will ich dir Treue halten.
Was kümmert mich der Lauf der Welt?
  Ich laß sie ruhig spalten.

*

Weihestunden groß und einzig,
  Wenn sich frei erhebt der Geist,
Und der Strom der Gottesliebe
  Voll durch meine Adern kreist.

*

Weit und breit dehnt sich dein Wissen,
  Daß ein jeder Grenzpfahl bricht.
Willst du in die Tiefe dringen —
  Gott erreicht das Senkblei nicht.

*

Unendlich ist der Welten Raum,
  Der diese Welt umschließt,
Mein Leben wie der Blume Duft,
  Des Nachts zum Himmel fließt.

*

Freut mich jedes Blümchen auch, —
  Laß es welken nur!
Tausend Sterne leuchten mir
  Auf des Himmels Flur.

*

Echtes Evangelium
  Muß ein Kind verstehen.
Hüte vor den Weisen dich,
  Die ins Dunkel gehen.

*

Wenn du Gott im Menschen liebst,
  Ist der Bann gebrochen
Und du hast auf Erden dich
  Selig schon gesprochen.

*

Wo ich bin, da bist du auch,
  Wer kann dir entrinnen?
Flieh' ich in die Ewigkeit,
  Werd' ich dich gewinnen.

*

Ich bin ein armes, schwaches Rohr,
  Das jedes Lüftchen biegt,
Wenn es sich nicht an dich, mein Gott,
  In stiller Demut schmiegt.

*

Und größer doch als Sirius
  Bin ich, weil du mich liebst

Und dich in deiner Majestät
  Mir zu erkennen gibst.

*

Blick' ich aufwärts — Sternenweiten —
  Kniet vor dir der Geister Schar.
Schau ich einwärts, dann im Herzen
  Fühl' ich innig dich und wahr.

*

Ich brauche dich zu suchen nicht,
  Du bist allüberall,
Im Samenstäubchen, das hier tanzt,
  Im lichten Sternenball.

*

Was schließt ihr stumm die Augen zu?
  O, daß ihr Gott vergeßt!
Und seiner Liebe Himmelreich
  Nach eurer Kleinheit meßt.

*

Zeigt dir nicht die Sonnenblume
  Auf der off'nen, weiten Flur,
Wenn sie sich zum Lichte wendet
  Deines Gottes Bild und Spur?

*

Daß die Wasser abwärts fließen,
  Warum soll es mich verdrießen?

*

„Nimmt der Tag, so gibt er auch!"
  Eins sollst du bedenken:

Um so tiefer mußt du nur
Deine Wurzeln senken.

*

Spottend kommt ihr auf Besuch
Um mich anzusehen,
Wie Kapuze, Gürtel mir
Und Sandalen stehen.

*

Pax vobiscum! — Allen bot
Ich den Gruß zum Frieden,
Als ich von dem Tode sprach,
Habt ihr mich gemieden.

*

Frühling! — Durch der Blüten Fülle
Zieht des Lüftchens kalter Gruß,
Ist vielleicht es eine Mahnung,
Daß der Lenz auch sterben muß.

*

Aus meiner Zelle schau ich zu,
Ihr rast wie Höllenfahrt
Nach Geld und Ruhm, doch keinem bleibt
Der bitt're Tod erspart.

*

Graue Nebel drücken schwer
Unten tief im Tale.
Auf dem Berge steh' ich hier
Hell im Morgenstrahle.

*

Licht, Gewalt und Freveltat
Drücken dich hienieden.
Wer der Welt entsagen kann,
Hat vor ihr auch Frieden.

*

Hast du wieder mir geschenkt
Diesen Tag voll Huld?
Sühnen kann als Büßer ich
Jetzt noch manche Schuld.

*

Ja, du bist der Ewig-Eine!
Stürme schickst du wild und frei.
In des Abendwindes Säuseln
Schwebst du ruhig, mild vorbei.

*

Zwar hältst du jede Zahl in dir,
Doch nennt dich keine Zahl
Und jeden Raum trägst du in dir,
Doch faßt er dich niemal.

*

Felsen stürzen in den Abgrund
Und der feste Boden wankt.
Doch die Himmel bleiben ruhig,
Wenn die Mutter Erde krankt.

*

Dämpfe steigen aus der Tiefe
Zu verwirren meinen Blick,

Vor den Strahlen deiner Sonne
Sinken qualmend sie zurück.

*

Zehntes Jahr seit du geschieden,
Tränen hab' ich nicht geweint.
Aufwärts blick' ich wie ein Pilger,
Dem das Gnadenbild erscheint.

*

„Seid vollkommen wie der Vater
Droben hoch in seinem Reich!"
Hören muß ich es mit Freuden,
Aber auch mit Angst zugleich.

*

Messen willst du mir bezahlen?
Heuchler, fort mit deinen Gulden,
Was den Armen du erpreßtest, —
Zahle diesen deine Schulden!

*

Magdalena, Magdalena! —
Drücken dich des Lasters Ketten
Geißel nicht und Stachelgürtel —
Nur Entsagung kann dich retten.

*

Bin ich denn der Welt entronnen?
Leid' ich mit den Menschen nicht?
Wo die Welt ist, da vollzieht sich
Stündlich auch ein Weltgericht.

*

Eben weil ich nichts begehre,
Weil ich allem gern entsage,
Folgt Mißtrauen meinen Schritten,
Doch ich duld' es ohne Klage.

*

Euer Tisch ist wohlbesetzt,
Wildpret, Zuckerfladen!
Ob auch Christus euer Gast?
Habt ihr ihn geladen?

*

Wenn die Bibel ist verfälscht,
Soll das Volk euch trauen,
Freilich, freilich darf es nicht
Gottes Sonne schauen.

*

Es ladet zum Konzilium
Der Wolf die frommen Schafe
Und als gefolgt sie seinem Ruf,
Fraß er sie auf zur Strafe.

*

Leihe mir des Adlers Flügel
Und zerbrich den Erdenbann! —
Nein, ich darf es nicht erbitten,
Weil ich Menschen helfen kann.

*

Zwietracht sät ihr wild und grimmig —
Kämpft ihr so für Gottes Sache?

„Liebt euch, Brüder!" sprach Johannes,
Ueberlaßt dem Herrn die Rache.

*

Viele Namen hast du Einer:
Allah nennt dich Mohammed,
Doch aus einem jeden Herzen
Steigt zum Himmel das Gebet.

*

Schwingt ihr gold'ne Weihrauchfässer,
Ehrt ihr Gott auf diese Weise —
Blumen opfern ihrem Buddha
Indiens fromme Priestergreise.

*

Tief im Feuer eurer Liebe
Mußten Ketzer brennen.
Und ihr wagt in eurem Wahnsinn
Christen euch zu nennen.

*

Ist verstummt Jehovahs Donner,
Wirft die Blitze Zeus nicht mehr,
Doch du thronest über allen
Ewig Einer, groß und hehr.

*

Schiele nicht auf die Vergeltung,
Laß die Hölle — Hölle sein,
Selbstlos schaffen sei auf Erden
Dir der höchste Lohn allein.

*

Armer Sünder Giacomello,
Daß ich dich zum Tod bereite!
Blind aus Eifersucht erstachst du
Deinen Freund im trunk'nen Streite.

*

Schmerzensmutter — Dolorosa!
Was im Wahnsinn er verbrochen, —
Tröste dich! Die letzte Beichte
Hat von Schuld ihn freigesprochen.

*

Zu trösten ist des Priesters heilig Amt,
Denn Gott verzeiht dem, der sich selbst verdammt.

*

Greif ins eigene Gewissen,
Fühle tief die eig'ne Schuld.
Und dann neige dich zum Bruder,
Kündend ihm des Himmels Huld.

*

Hochmut zög' im Herzen ein,
Wärest du von Sünden rein.

*

Gottes Diener ist das Schicksal!
Prahlst du stolz vor allem Volke?
Neben dir fliegt hell der Blitzstrahl
Plötzlich aus der Donnerwolke.

*

Willst du deinen Gott betrügen?
Unkraut nur und Steingerölle

Trägst du in der Brust, das Leben
Wird für dich zu einer Hölle.

*

Holder Frühling, deine Blumen
Will ich fromm im Garten pflegen
Und von oben schickt der Vater
Mir den Sonnenschein, den Regen.

*

Gleichen möcht' ich gern dem Baume,
Den der Lenz mit Blüten schmückt
Und im Herbst der Früchte Fülle
Nieder fast zu Boden drückt.

*

Ist die schöne Braut gestorben
Und du willst in Schmerz vergeh'n?
Daß sie dich als Geist begleite
Laß im Geist sie aufersteh'n.

*

Dem Weinstock möcht' ich gleichen gern,
Er trägt ein rauh Gewand.
Doch mit dem süßen Saft füllt er
Die Becher bis zum Rand.

*

Du schwebst vor mir, o Schmetterling,
Auf leichtem Schwingenpaar.
Ein Bote Gottes bist du auch
In Farben licht und klar.

*

Der Falter trägt den Totenkopf
Und spielt im Abendwind. —
Daß Schönheit und Vergänglichkeit
So nah verbunden sind!

*

Im Walde steh'n die Pinien,
Sie reih'n sich fest und drang,
Aus ihren Wipfeln rauscht's empor
Wie hehrer Lobgesang.

*

Wie froh die Alpenlerche steigt,
Preist Gott dich mein Gesang,
Vereint mit lauter Freude sich
Der Siegesglocken Klang.

*

Jetzt zu den Kranken im Spital,
Ob Freund, ob Feind, gilt gleich,
Sind wir doch alle Pilger nur
In Gottes weitem Reich.

*

Kommst du schamhaft um zu beichten,
Mädchen, wie die Taube rein?
Lächelnd hör' ich dein Geflüster —
Ja, du sollst sein Weibchen sein.

*

Liebt euch, wie es Gott geordnet,
Liebt euch, Bräutigam und Braut,
Hab' ich doch schon manches Pärchen
In der Kirche hier getraut.

*

Findet abends sich ein Sünder
  Tief zerknirscht im Beichtstuhl ein,
Tränen weih' ich mit dem Armen,
  Spreche von der Schuld ihn rein.

*

Klappt die Rechnung nicht, so müßt ihr
  Wieder sie von vorn beginnen,
Was dem Geiste nur bestimmt ist,
  Löst ihr nicht mit euren Sinnen.

*

Neue Jugend wächst heran,
  Reden hör' ich viel,
Mischen sie die Karten auch,
  Bleibt's das alte Spiel.

*

Mit dem Kranz von Rosmarin
  Schmücken sie die Leiche;
Ach, mein Enkel könnte sein
  Dieses Kind, das bleiche.

*

„Kindisch bist du längst geworden,"
  Spottet ihr und sagt die Wahrheit,
Ja, ich will zum Kinde werden,
  Um zu schau'n des Himmels Klarheit.

*

Ist mir bestimmt zu wirken noch
  Als Gottes Diener hier,

So blick' ich jeden Abend doch
  Maria! auf zu dir.

*

Durch die Wolken rollt der Donner,
  Laut ruft der Posaunen Klang,
Aus dem Abgrund rauscht die Sintflut —
  Ist vor dem Gericht euch bang?

*

Hört ihr nicht des Klausners Warnung?
  Den Enterbten Heil! den Armen,
Schallt zum Himmel euer Wehruf?
  Für die Reichen kein Erbarmen!

*

Bist du das All, lebst du im All?
  Und hältst mich in der Hand,
Du sendest Sonnenstrahlen aus
  Als Boten durch das Land.

*

Das Leben lebt von deinem Hauch,
  Es webt im kleinsten Wurm,
Allmächtig schwingst die Sterne du
  Im seligen Sphärensturm.

*

Wer deinen Worten schließt das Ohr,
  Der ist für ewig tot,
O Herr, laß jedem leuchten noch
  Dein helles Morgenrot.

*

Es herrscht in uns're engen Brust
Die Selbstsucht spröd und kalt.
Zerfließen muß sie, bis das Herz
Im Busen glühend wallt.

*

Die Menschen kümmern sich nicht mehr
Um deinen Minnesold,
Statt Blut fließt in den Adern nur
Ein Strom von rotem Gold.

*

Tust du des Himmels Schleusen auf,
Greifst nach dem Donnerstrahl?
Zulieb den Kindern, unser Herr!
Verschon' sie noch einmal.

*

Was bin ich? Ein Regentropfen
In der Ewigkeiten Meer,
Ein Gefäß von schlechtem Ton nur
Voll von dir und dennoch leer!

*

Darfst du übermütig laden
Deinen Bruder vor Gericht?
An die Brust klopf' ich voll Demut:
Herr, zähl' meine Sünden nicht.

*

Kannst gebieten du dem Sturmwind
Oben an der Felsenwand?
Willst du stolz das Szepter schwingen?
Ach, zu schwach ist deine Hand!

*

Königskronen sah ich splittern,
Stolze Fürsten werden Staub,
Doch des Dulders Dornenkrone —
Keinem Feind wird sie zum Raub!

*

Stellt ihr der Natur die Falle?
Kann sie weder ein noch aus? —
Plötzlich weht ein leises Lüftchen
Und zerwirft das Kartenhaus.

*

Ist nicht Christus Mensch geworden
Wie die Bibel uns erzählt?
Und so werd' auch du zum Menschen,
Daß er dich in Gnaden wählt.

*

Hart wie Kiesel, roh im Herzen
Kennt ihr keine Menschennot,
Doch er teilte mit den Armen
Willig seinen Bissen Brot.

*

Dir verzeihen darfst du selber,
Wenn du anderen verzeihst.
Und dem Bruder, der gefallen,
Hilfreich deine Hände leihst.

*

Mit dem Feuerrad des Cherubs
Kann ich Gott erreichen nicht.

Ringen muß ich aus dem Dunkel
  Und er thront im hellen Licht.

*

Lange hab' ich oft gesonnen,
  Dünne Fäden ausgesponnen,
Bis ich müde sank in Schlaf
  Und ein Blitz die Wimpern traf.

*

Bin ich nicht ein alter Krieger?
  Mit mir selbst hab' ich zu fechten,
Daß ich auf dem Wege bleibe, —
  Mit der Welt und ihren Knechten.

*

O unaussprechlich Du!
  Mein Wollen und mein Sein
Erlöschen soll's in dir,
  Daß ich dir leb' allein.

*

Wo Menschen sind, ist Haß,
  Verstummen muß der Neid,
Wenn sie mich wandeln seh'n
  In diesem rauhen Kleid.

*

Auf heißer Rennbahn müht ihr euch,
  Der Lärm des Tages ist so laut.
Hoch oben zieht ein Geisterchor,
  Den nachts mein selig Auge schaut.

*

Denkst du an den Tod, erfaßt dich
Schauer vor dem Untergang,
Doch die kalten Nebel schwinden
Bei der Osterglocken Klang.

*

Bist du krank, mein alter Leib,
Ruhe soll dir werden.
Was von dieser Erde stammt,
Bleibt zurück auf Erden.

*

Ist der Tod nicht Auferstehung?
Durch des Grabes finst'res Tor
Schweben wir auf lichten Schwingen
In die Geisterwelt empor.

*

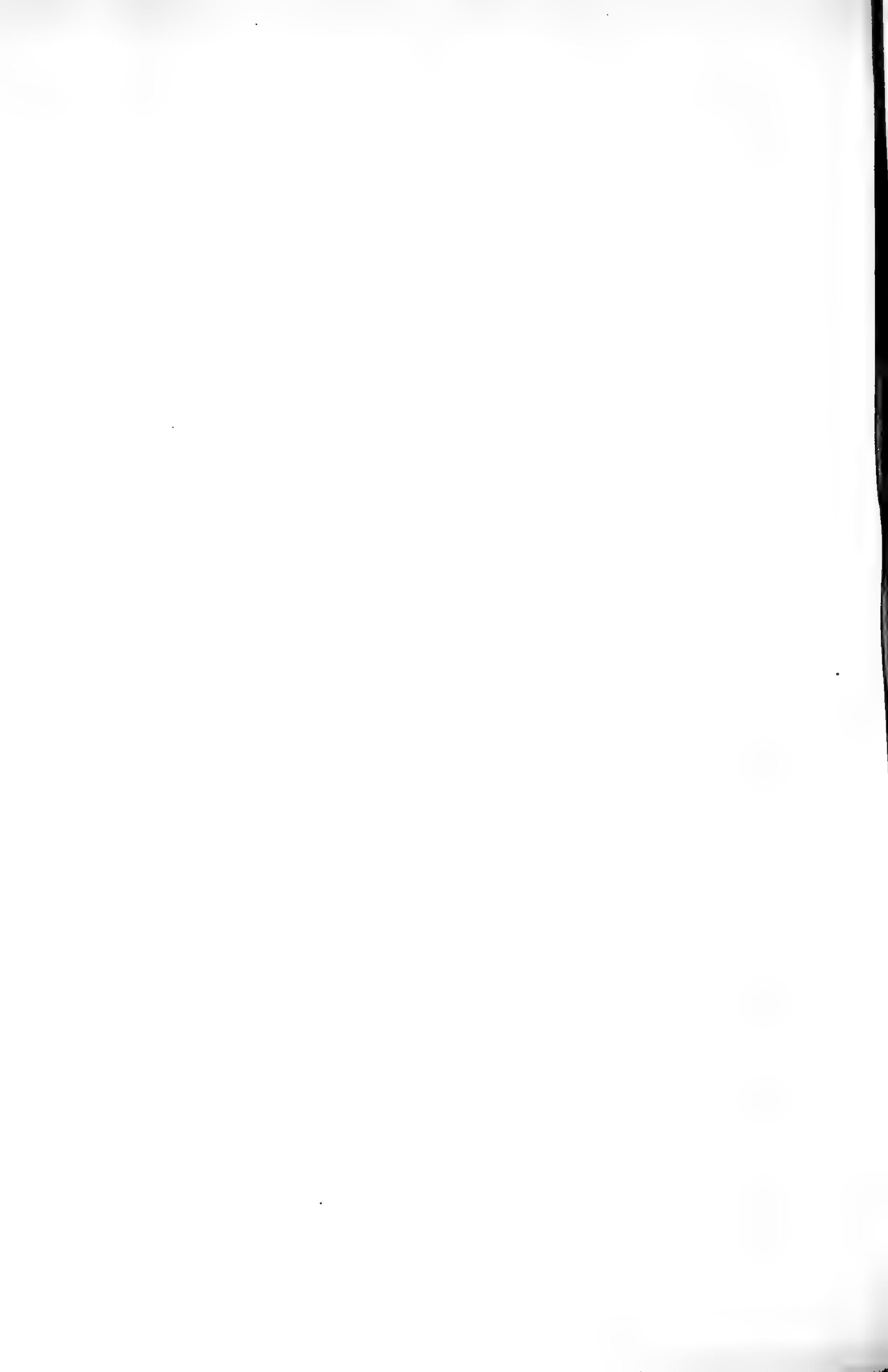
Was ich geschaut, war's Wirklichkeit,
War's nur ein holder Traum?
Du grüßtest aus den Sternen mich,
Zu atmen wagt' ich kaum.

*

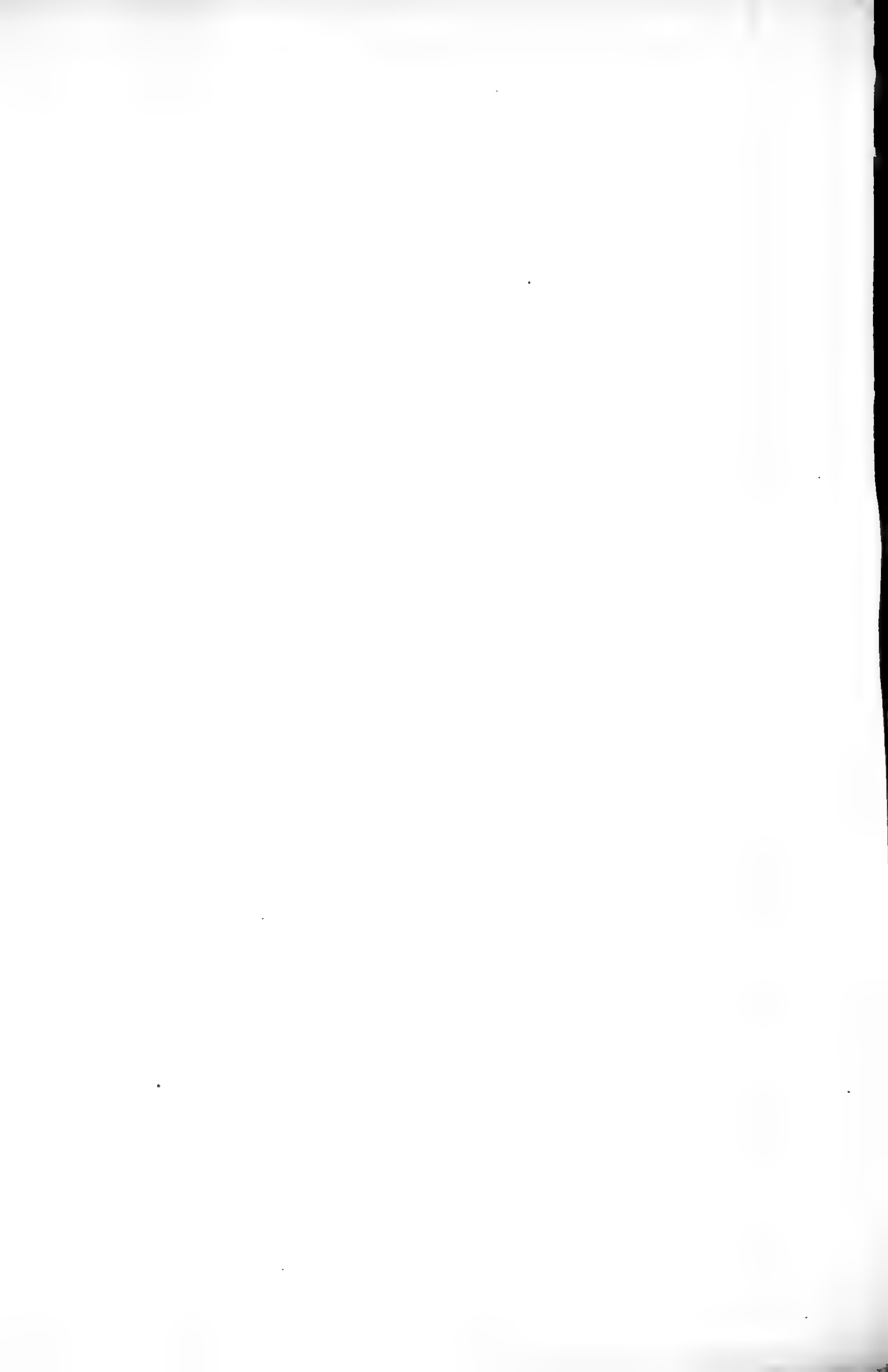
Bist du nicht seit manchem Jahr
Vor mir hingeschieden?
Und als Erbe ließest du
Mir das Kreuz hienieden.
Wie es auf der Bahre dir
An der Brust gelegen,
Spend' es auf dem Leichenbett
Mir zuletzt den Segen.

*

Wer diese Blätter lesen mag —
Gleichviel, ob er mich kennt —
Und sich erbaut an manchem Wort,
Es ist mein Testament.



Sanct Alonsi



Ihr nennt's Verbrechen, nennt es Sünde wohl,
Was ich erzählen will und schmunzelt lüstern:
„Jetzt fällt der Vorhang!“ Doch ihr paßt vergebens.
Nicht tanz' ich mit der Feder den Cancan, —
Wie ihr es heimlich liebt! — Nie war ich platt,
Frivol auch nie selbst für den höchsten Preis:
Ihr wißt ja, daß ich euren Beifall meine!
Oft wirft der Zeichner eine Skizze hin
Von dem, was er geschaut, was ihn bewegt,
Ganz nur für sich, für keinen äußern Zweck; —
So tu' ich's auch, und ist das Bildchen fertig,
Was kümmert's ihn, wenn's fremde Augen seh'n?

Zwei Tage sind's, da brachte mir die Post
Den Partezettel eines Jugendfreundes:
Ein träges Asthma hatt' ihn fortgerafft,
An dem gar mancher Aelpler schon erstickte.
Kommt solch ein Blättchen mit dem schwarzen Rand,
Dann sinnt man nach, was uns der Tote war,
Man wiederholt, was man mit ihm erlebt
Und denkt des Endes, das auch uns erwartet.
An Art und Sitte glich er mir beinah,
Drum waren wir stets treue Kameraden,
Mocht' es nun Knödel gelten oder Prügel.
Ich seh' ihn noch: auf seinem Schopf das Käppchen,
Klein wie der Untersatz von einem Bierkrug,
Den Kragen offen an dem zwilchnen Hemd,

Den Loden abgeschabt, die Pluderhosen, —
Nicht zu vergessen braun und dicht geknotet
Den Ziegenhainer eines deutschen Burschen.
Und tugendhaft war er! das könnt ihr glauben,
Sonst hätt' ich ihn zum Freunde nicht erkiest:
Er war auf Sankt Aloysius getauft,
Drum hießen wir ihn Sankt Aloysi stets,
So daß ich ihm zum hohen Namensfeste
Verehrte einen schmucken Lilienschaft,
Dem Engel gleich, der sich Maria naht.

Weit hat er's nicht gebracht; zum Rauch der Heimat
Aus der er mit den Schwalben jeden Herbst
Ein flottes Bürschlein ans Gymnasium zog,
Kehrt' er zurück, nachdem er die Fascikel
Von Prockners hochgelahrtem Jus civile
Geworfen an die Wand: ein kleiner Bürger,
Ein bess'rer Bau'r in einem kleinen Städtlein,
Gemeinderat und endlich Bürgermeister,
Sonst eine gute Haut. So traf ich ihn, —
Nur war das blonde Haar ein wenig schütter,
Die Wange röter, als ich vor zwölf Jahren
Nach Petrefakten ging ins Unterland.
Es war der Mühe wert, noch tut's mir wohl,
Seh' ich den köstlichen Araucarites,
Die Flabellaria und den Haifischzahn,
Den ich am Fuß des Pölven dort erbeutet.
Im Wirtshaus zu Kirchbüchel warf ich froh
Den schweren Schnerfer auf die Ofenbank.
„Wo ist der Jaud?" — Es wies die Kellnerin
Durchs Fenster auf ein nettes Landhaus hin:

„Dort in der Sommerfrisch; sein dickes Weib
Gibt keinem Gast, Selbstessen macht ja fett! —
Darum bestellt das Abendmahl, eh' Ihr
Zur Klinke greift." — „So hat der Jaud ein Weib,
Hat Kinder?" — „Ja!" — Zwar wußt' ich es,
Doch fragt' ich eben. — „Ein vermöglich Fräulein
Hat er zu Kufstein heimgeholt, zwei Mädeln
Ist alles, was er sich mit ihr erhaust."
Du armer Teufel! dacht' ich und bestellte
Zwei Hühner, eine Flasche Spezial.
Dann eilt' ich über Eck zur blanken Villa,
Schlug mit dem schweren Klöpfel an die Tür,
Daß auf dem langen Gang der Widerhall
Den Mops, den Jagdhund und den Kater weckte. —
Aufflog ein Gucker, wie der volle Mond
Umhüllt von Nebeln fuhr ein feist Gesicht, —
Ein Kinderköpfchen rechts, ein andres links,
Zwei liebe, holde, blonde Engelein —
Hervor am ausgebauchten Eisengitter.
Der Freund trat durch das off'ne Gartentor ...
Ein Schrei! Er flog mir jubelnd um den Hals.
„Ist das dein Weib? die Mädeln dein?" — „Ja wohl!"
„So hab' ich die Familie beisammen!"
Rief ich hinauf und lüftete den Hut.
Da war jedoch Mondfinsternis geworden,
So daß ich schnell mein tiefstes Buckerl machte.
„Hab' schon im Gasthaus für uns zwei bestellt —
Für mich und Jaud. Erlaubt die Gnädige,
Daß du mit gehst? — Nicht wahr, wir plaudern dort?
Gar vieles haben wir zu reden heut
Und deiner Gattin bringen wir ein Hoch

Im besten Spezial." — Ich neigte mich
Und Arm in Arm ging es mit ihm zur Schenke.
Wie aus dem vollen Glas des alten Weines
Die Perlen stiegen, tauchten Bilder auf,
Der frohen Jugendzeit, der längst entschwund'nen.
Wir stießen an, bald sangen wir sogar
Das ubi jam sunt pocula,
Doch bei den oscula da schwieg mein Freund,
Als träfe Reif der Jugendblüte Lenz.
„Du armer Teufel!" lag auf meinen Lippen,
Mitleidig wollt' ich fassen seine Hand,
Da lacht er wieder: „Sei's, wie's ist! Ich bin
Ja nicht der einzige; von vielen einer,
Der auf den Ehstand Wehstand reimt!
Hab' ich die Freiheit doch gerettet mir:
Der Stutzen knallt und trifft ins Schwarz der Scheibe,
Holt mir die Gemse vom Geschröf des Kaisers
Und hier im Wirtshaus fließt ein guter Wein.
Die beiden Mädeln gleichen mir, nicht ihr;
So streichl' ich ihren blonden Scheitel gern,
Mag gerne schauen in ihr blaues Auge...
Zwar fühl' ich oft — weißt schon!" — Er legte
Die Hand aufs Herz und schlug dann auf den Tisch.
Es hatt' ihm jetzt der Wein gelöst die Zunge
Und was er sonst nicht aus dem Hause trug,
Er mocht' es wohl dem alten Freunde klagen.
Es ist nicht viel, kaum zu erzählen hier
So 'ne Geschichte alt und ewig neu;
Obgleich die Dichter aus dem Weg ihr gehn, —
Sie gehn nur bis dahin, wo sie beginnt.

Dem Sankt Aloysi war das Haus zu öde
Geworden nach der Mutter Tod; drum sucht' er
Trosteinsamkeit bei einem Mädchen sich;
Was er nicht hatte, sollte sie ergänzen.
Der arme Narr! Zwar ging es anfangs gut,
Doch bald gewann die Wette hier der Teufel,
Wie er sie meistens zu gewinnen pflegt. —
Die Wette? — Nun so hört das Märlein an,
Führt es vom ebnen Wege uns auch ab.

Der Teufel saß mit einem Junggesellen
Einst auf der Salve droben in dem Wirtshaus.
Sie zechten lustig: Durst macht ja der Schwefel,
Mit dem der eine den Verdammten heizt,
Durst macht das Steigen in des Juli Hitze,
Wo zu der Wallfahrt sich entschloß der andre.
Auch Schnadahüpfel sangen sie und klafften,
Wie's Unterländer tun. Jedoch vergaß
Der Schwarze, — war ein Pfäfflein er vielleicht? —
Auch hier nicht auf die Seelenfängerei.
„Was meinst," begann er listig, „red' aufrichtig,
Was meinst, was ist den Weiblein wohl das Liebste?"
Dem frommen Pilger auf der Salve droben
Flog eine Zote aus dem weiten Maul; —
Nicht wiederhol' ich sie; so weniger,
Weil jede Dame sie erraten kann, —
Jetzt gar, wo alle sich an Zola laben.
Der Teufel lachte: „Weit gefehlt! Was gilt's?
Wett' deine Seele!" — Halb besoffen schrie
Der Unterländer: Ja! — Sein Engel weinte;
Daß er verlor, sah bangend er voraus.

„Nun was?" — „Das Kommandieren!" war die Antwort
Des Teufels, welcher mit Gestank verschwand.
„Das Kommandieren? hm!" — Er sollt's begreifen,
Als er ein Weiblein endlich heimgeführt.
Bald schwang den Besen sie, von Eichenholz
Den wuchtigen Pantoffel, daß er seufzend
Das Beten lernte: „Unser Herr im Elend
Errette mich, der Teufel hat gewonnen."
Der steckte seinen schwarzen Rüssel endlich
Im Fasching, als sie just die Krapfenschüssel
Dem Dulder an den Kopf warf, in die Stube.
„Was ist's?" — „Ich hab' verspielt," rief jener kläglich,
„Ich hab' verspielt, mir muß Maria helfen,
Sonst gibt es hier und dort für mich kein Heil." —
Der Teufel lachte laut: „Dich will ich nicht,
Du hast die Hölle schon voraus gezahlt
Auf Erden hier. Ich nehme mir dein Weib!"
Er faßte sie beim Schopf und packt' sie auf,
Als er jedoch emporfuhr im Kamine,
Da kratzte sie ein Auge flink ihm aus,
Daß seine Mutter kaum ihn heilen konnte.

Der Witwer ließ aus Dankbarkeit dem Teufel
Die Messe lesen und auf ein Votivbild
Fein säuberlich hinmalen die Geschichte.

Nehmt vorlieb mit dem Märchen! Unser Freund
Erzählte nun, wie sie mit schlauer List
Ihm Schritt für Schritt im Haus entwand die Herrschaft:

„Ich knurrte zwar, doch sie verstand es fein,
Der Kinder wegen mußt' ich es ertragen,
Bis sie versuchte, mich ins Joch zu schirren —
So Schritt für Schritt; — viel ließ ich mir gefallen
Der Kinder wegen bis zu einer Grenze. —
Da bäumt' ich mich, — mit Liebe ging's nicht mehr,
Die war schon längst erloschen zwischen uns,
Wenn es ja Liebe war, was uns verband,
Mit Streiten auch nicht; daß mir Gott verzeih'!
(Und mir die deutschen Frau'n, daß ich's erzähle.)
Verzeih' mir Gott! Kommst du noch einmal so,
Leg' ich von Haselholz ein Pflaster auf! —
Sie kannte mich; es war kein Friedensschluß,
Doch Freiherr bin ich wenigstens für mich.
Zwar, lieber Freund!" — Er legt' ans Herz die Hand . .
Er hatte sich gerettet in die Oede,
Die Einsamkeit und ich verstand Aloysi,
Begriff es leicht, daß er so manchesmal
Ein menschlich Rühren in der Brust empfand.

* * *

Elf Jahre später. Im September war's:
Ich saß in meinem Studium und brummte,
Daß eine Probe mit dem Lötrohr mir
So ganz mißlang. Da klopft' es höflich an —
„Herrrein!" — Aloysi stand vor mir
Noch schütterer das Haar, das Bäuchlein runder,
Die Nase wie ein Zwiebelapfel rot.
Und hinter ihm verdeckt vom breiten Rücken
Ein Büblein ihm aus dem Gesicht geschnitten,
Nur schwarz die Locken, wie der Zeus Homers

Erzittern läßt den mächtigen Olymp.
„Was, einen Buben hast du aufgestellt
Trotz alledem und alledem!“ — Rief's lachend
Und sprang vom Stuhl. — „So was erfährt man nicht
Zu Innsbruck hier. Ja freilich! zum Gevatter
Wär' auch der Heide Pichler nicht zu brauchen!“ —
Er stotterte verlegen. „Nur ein Vetter!
Er soll studieren, gib mir guten Rat
Und zeig' den Pfad mir, den ich längst vergessen.
Wohl möcht' ich es, doch wag' ich kaum zu bitten:
Nimm ihn in deine Hut! — Wär' mir schon recht!
Wär' mir schon recht!“ — Das Büblein schmunzelte,
Daß weiß im roten Mund die Zähne glänzten.
Und flüsterte dem Oheim in das Ohr:
„Den fürcht' ich nicht, er trägt ja keinen Stecken,
Wie ihn der Kofler in der Schule schwang.“
Ich klopft' ihm auf die Schulter: „Wart' nur, wart'!
Wir werden schon bekannt. — Heut Abends acht
Kommst du mit deinem lieben Ohm zu mir.
Da gibt's für dich ein frisches Hallertörtchen; —
Für dich ein Fläschchen echtesten Terlaners,
Wie kaum Dipaulis Keller ihn noch birgt.“
Er schob sich mit dem Jungen durch die Türe
So breit fast wie der Kaiserturm zu Kufstein.

Die Lampe brannte hell auf meinem Tisch,
Den weißes Linnen überzog. Schlag acht
Kam er mit seinem Büblein angedampft
Und nahm vor unsrem schlichten Mahle Platz.
Wir sprachen wieder von den alten Tagen,
So manches welke Blümlein wurde frisch,

Das noch im Schatze der Erinnerung lag;
Besprachen was, seitdem wir uns geseh'n,
Geschehen noch. — Der Knabe saß bei Tisch
In einer Hand den Kuchen, mit der andern
Die Blätter wendend eines Bilderbuches
Und staunte bei den fremden Tiergestalten.
Spät war es schon; da schlich der Sandmann her,
Mein Freund erhob sich. — „Bleib! dort auf dem Sofa
Mag er sich legen und bis morgen schnarchen;
Mich stört er nicht. — Deck mit dem Plaid ihn zu.
So, gut! Du holst ihn ab um acht Uhr früh,
Trinkst noch Kaffee, dann führst du ihn zu Gaßner,
Dem würdigen Gymnasialdirektor,
Der schreibt ihn ein, du meldest meinen Gruß
Und alles übrige besorg' ich dir."
Ich dämpfte nun das grelle Licht der Lampe
Mit einem Schirm; gleichmäßig atmete
Der Knabe bald im leichten Schlaf der Jugend.
So traf zufällig ihn mein Blick. Verwundert
Sah ich ihn an: glich er zuvor dem Freund,
So schien er mir ein Judensprößling jetzt, —
Ich kannte ja die Rasse gut von Wien.
Dann fragt' ich Jaud: „Wer ist des Buben Vater?
Die Mutter wer? — Wohl denk' ich hin und her,
Doch nützt es nicht; ich kenne deine Sippschaft
Mit ihren blonden Köpfen samt und sonders.
Wie schön er ist! — Anakreon könnt' ihn
Als Eros preisen Amathusias;
Ein Christusknabe ohne die Madonna
Wär' er, doch lächelt er zu schelmisch mir —
Der jüdisch deutsche Wechselbalg." — Verblüfft

Sah er mich an und räusperte sich lang.
„Du hast ein loses Maul." — „Stahlst du den Bocher
Auf einer Fahrt und willst ihn taufen lassen,
Daß er statt dir Theologie studiere?" —
Er räusperte, schaut' auf den Knaben hin
Und faßte meine Hand. „Du meinst es gut,
Auf dich hab' ich gerechnet, du kannst leicht
Ersetzen ihm, was nicht vermag der Vater,
Drum bin ich dir vor allen Wahrheit schuldig.
Er ist mein Sohn, der Sohn von einer Jüdin." —
Ich lehnte mich erstaunt zurück im Sessel:
„O Sankt Aloysi mit dem Lilienschaft!
Von einer Jüdin! wenn's der Greuter hört!" —
„Ja, lache nur! Ich kann dir's nicht verwehren,
Doch wirfst du keinen Stein auf deinen Freund.
Nach Salzburg wollt' ich, einen Stier zu kaufen:
Vortrefflich sind Pinzgauer für die Zucht, —
Da traf ich im Waggon ein fremdes Fräulein.
Der Schleier flocht sich wie ein Turban fast
Ums kleine Hütchen, blauschwarz quoll hervor
Das Haar und ließ von keinem Band sich zähmen;
Ihr Auge groß und dunkel, feurig, mild,
Wie ich es in Tirol noch nie geseh'n.
Ich sah sie an; der Mai des Lebens war
Aus ihrem Antlitz schon verweht, doch schien
Sie jünger mir noch, als sie Jahre zählte.
Der dunklen Aster glich im Garten sie,
Die unberührt am Saum des Beetes steht,
Wenn längst die roten Rosen abgewelkt.
Ihr Blick war unbefangen, kindlich fast,
Aus jedem Worte sprach ein reifer Sinn

In einem Ton, der mich befremdete.
Aussteigen wollt' ich schon zu Raublingen.
Es rief der Kondukteur, ich hört' es nicht,
Bis er zu Traunstein aufs Geleise mich
Unsanft mit einem lauten Fluch gestellt.
Nachzahlen mußt' ich. Bis der letzte Rauch
Durchs Brachfeld strich, starrt' ich dem Zuge nach
Als wie betäubt und konnte mich nicht fassen.
Nach Raublingen zurückgekehrt tat ich
Rasch die Geschäfte ab, gen Salzburg flog, —
Soll ich's bekennen? der geheime Wunsch.
Dort hofft' ich sie zu seh'n und traf sie nicht.
So kehrt' ich heim. Nur meine Kinder grüßt' ich,
Mein Weib war lange schon mein Weib nicht mehr.
Bloß eine Woche hielt ich aus. Es trieb
Mich in die Einsamkeit des Hochgebirges.
Gedankenlos und doch gedankenvoll
Schritt durch Falzthurn ich langsam nach Gramai;
Im Tau des Grases sah ich Spuren wohl
Von einem Frauenfuß. Was lag mir dran?
Bei jenem Ahorn, der am Gatter steht,
Holt' ich sie ein; es spielt' im Morgenwinde
Das dunkle Haar, — war sie's, war's nur ein Traum?
Ihr Fuß betrat den rauhen Kies des Baches,
Die Steine rollten, das war Wirklichkeit!
Sie sah mich an, als ob sie mich erwartet;
Mich überrascht' es nicht im mindesten,
Sie jetzt zu seh'n, als wenn sie her gehörte —
Das fremde Mädchen mit den blauen Locken,
Dem schwarzen Aug' hier unter Alpenrosen. —
Für einen Ausflug wollte sie benützen

Des Sommers letzte schöne Tage noch
Dort in die Eng; — auch du hast sie beschrieben
In ihrer wilden großen Herrlichkeit.
So gingen wir zusamm', als hätten wir
Uns herbestellt. Ich nannt' ihr all' die Wunder,
Wie sie mit reichem Wechsel beut die Alm:
Vom braunen Moos, das auf gedrehtem Stiel
Die Kapsel trägt bis zu der stolzen Zirbel,
Die ihre Wurzeln tränkt im Gletscherborn.
Die Dinge waren mir schon längst bekannt,
Sie wurden neu mir wieder durch ihr Wort,
Das ihnen einen stillen Reiz verlieh,
Den ich bisher zu ahnen nicht vermocht.
Wärst du bei mir gewesen! All dein Wissen —
Es wär' erblaßt vor diesem holden Zauber."
Ich schüttelte den Kopf: „Du wirst zum Dichter,
Und hast mich ausgelacht bei meinen Versen.
Verpuff mit Faust die Sonne, Mond und Sterne;
Nun glaub' ich doch, daß Wunder noch gescheh'n." —
Er ließ sich stören nicht. „Wir kamen vor die Hütte
Des Branntweinbrenners. Eine Schüssel Milch,
Ein fetter Schmarr'n stand auf dem Tische bald.
Sie ordnete das schlichte Mahl; die Anmut,
Mit der's geschah, der duft'ge Blumenstrauß,
Den sie gewunden wie zu einem Fest . . .
Mein Freund! Ich sah's und fragte mich im stillen:
Kann denn ein Weib so lieblich sein?
Nun füllte sie das Glas mit Wein und nippte,
Als wollte sie's zum frohen Gruß mir weih'n, —
Hier war ihr Platz in diesem Hochgebirg,
Wo Jöcher in den reinen Aether streben,

Geschmückt mit all den Blüten und Kristallen,
Die kaum berührt die Gems' im raschen Sprung.
Ich meinte fast, sie müßt' entschweben aufwärts,
Gleich einer Fee dort ihren Thron erküren
Mit einem Diadem aus Edelweiß." —
Ich trommelte den Marsch am leeren Glas
Zu diesem Liebeslied: „Mein roter Wein
Setzt dich in Schwung!" — „Nein die Erinnerung!
Doch stör' mich nicht, das Rechte kommt erst jetzt.
Ich breitete den Plaid aufs weiche Gras,
Wo kühlen Schatten die Schirmtanne wirft.
Wir schwätzten, tändelten. Mit einemmal
Rollt fern vom Zwölferspitz ein dumpfer Donner,
Daß sie erschrocken faßte meinen Arm,
Und Nebel flossen nieder in das Tal.
Die Dämmerung ward Nacht. Von allen Wänden
Ergossen brausend sich die Regenbäche,
Zerwühlten jeden Pfad. Wir mußten bleiben.
Des Brenners Fremdenzimmer ist der Stadel,
Wo sich der Heustock wie ein Brautbett hebt.
Er legte Lacken, Decken für uns hin,
So tappten wir im Dunkel auf das Lager.
Ich kann dir schwören, daß in Herz und Sinn
Mir kein Gedanke stieg, der unrecht war.
Hatt' ich doch häufig übernachtet so
Mit Sennern, Mähderinnen, wie's der Brauch
Auf unsern Almen stets und überall.
Wir lagen: dort im Winkel sie, hier ich,
So weit entfernt, daß unsre Finger kaum,
Wenn wir die Arme streckten, sich erreichten.
Gibt es was Süß'res als im warmen Heu

Versunken, daß es fast zusammenschlägt,
Zu duseln, wenn der Regen niederklopft
Aufs Schindeldach? — Schon schlief ich halb und halb,
Da war's ein Zufall, daß ich mich bewegte.
Hand traf auf Hand; ein leiser Druck: —
Schiltst du den Stahl, wenn dem Magnet er folgt?
Es war gescheh'n! Wir wachten Morgens auf,
Im trauten Zwiegespräch erzählten wir
Uns wechselnd: Wer und wie und wann und was!
Rebekka hieß sie, eine Jüdin sie,
Nicht eben reich, doch erbte sie so viel,
Um nach der Eltern Tod für sich zu leben.
Zweimal verlobt und zweimal herb enttäuscht
Beschloß sie streng der Ehe zu entsagen,
Bis sie das Schicksal an die Brust mir warf,
Von der kein Schicksal sie mehr reißen soll.
Es gibt ein höheres Gesetz, als das der Welt,
Wenn dieses trennt, verbindet jenes uns,
Verband uns schon, eh' wir uns noch erblickt.
Wohl uns, daß wir es nicht zu spät erkannten!
Das Elend trugen wir schon lang genug.
Ich reiste mit nach Wien und blieb bei ihr,
Bis sie sich Mutter fühlte, blieb ihr treu
Und kehrte Jahr für Jahr. So lang ein Knabe
Gedeiht auf Weibes Schoß, behielt sie ihn;
Jetzt führ' ich ihn bei Männern in die Schule,
Daß er zum Jüngling reife, dann zum Mann
In ihrer strengen Zucht. Nun sage mir:
Hebst du den Stein und wirfst du ihn auf mich?"
„Da müßt' ich die Phiole dort zertrümmern,"
Rief ich, „wo prächtig die Kristalle blühn!

Zwei Salze aufgelöst und kalt für sich
Goß ich zusamm', sie zischten feurig auf,
Aus ihrem Bund entsprang der dritte Körper
Im Strahlenglanz elementarer Kraft.
So wirkte die Natur allein in euch;
Rechtfertigung sucht nirgends, was sie schafft
Und der Kristall dort lohnte das Ereignis."
Er schlich zum Knaben auf den Zehen hin,
Haucht' einen Kuß auf seine Pfirsichwange
Und streichelte die dunklen Locken zärtlich.
Teilnehmend sah ich zu, er wandte sich
Und schien beruhigt. Auf dem Sofa ließ
Er seinen Buben bis zum Morgen früh,
Dort holt' er ihn. — Ich war schon im Gebirge,
Doch hatten wir uns nichts zu sagen mehr,
So braucht' es keinen Abschied zwischen uns.
Wohl dacht' ich manchmal der Geschichte noch,
Wohl regte später manch Bedenken sich, —
Doch ändern konnt' ich hier und raten nicht,
Denn nach vollbrachter Tat gilt kein Predigt.
Und wenn dem bösen Weib ein Leid geschah, —
So war ich längst den bösen Weibern gram.

Wir setzten uns. „Es mischt ins Schwarz des Haares
Sich bei Rebekka schon das Silberweiß.
Doch blieben wir uns treu. Nur einen Wunsch
Hab' ich noch für des Lebens letzte Tage.
Ich möcht' den Bruder seinen Schwestern geben
Und so vereinen, was zusammgehört."

Vorüber flohen mit des Innes Wassern
Semester vier an unserm Gymnasiasten

Und dem Geheimnis, das sein Vater mir
Einst mitgeteilt. Da kam ein Brief von ihm:
„Verstorben ist mein angetrautes Weib,
Als solchem will ich ihr die Trauer halten
Nach altem Brauche.— Darf ich Gott wohl danken? —
Ich wag' es kaum! — Ich beuge mich vor ihm,
Daß er mich nicht gestraft, wie ich verdient.
Der Augenblick, — du kennst mich ja! — es riß
Der Augenblick mich hin; — die Leidenschaft,
Die durch Entsagen lang zurückgestaut,
Mich wie die Flamme plötzlich dort ergriff ...
Wozu das alles? — Zeit gleicht nicht der Zeit!
War's meine Schuld, war's ein Geschehen nur,
Dennoch erwachte das Gewissen langsam,
Besonders wenn die Morgenglocke früh
Mich wieder zu des Tag's Geschäften rief.
So wuchsen die Bedenken Jahr für Jahr
Und immer düsterer sah ich in die Zukunft.
Nicht meinetwegen nur; da hilft die Reue,
Die dich im Beichtstuhl vor dem Priester reinigt,
Doch an Rebekka hatt' ich auch gesündigt,
Zum Herd des Hauses konnt' ich sie nicht führen,
An den vor Gott und Menschen sie gehörte;
Gesündigt hab' ich an dem Kinde schon,
Eh' seine Unschuld noch den Tag erblickte;
Wie sollt' es einstens nach dem Vater fragen?
Gesündigt an dem heiligen Recht der Ehe,
Das meine Väter unverletzt und rein
Erhielten stets; — mich faßte dumpfe Scham
Vor meinem Weibe, fast ein Mitgefühl,
Als wär' mein Unrecht auch ein Leid für sie.

So war es freilich! — unbewußt, bewußt —
Ihr gegenüber blieb ich in der Schuld,
Trug sie auch mittelbar den Teil davon.
Das fühlt' ich doppelt, als die Krankheit sie
Für langes Leiden auf das Siechbett warf.
Da ward sie milder; nach der letzten Beicht'
Bat sie noch um Vergebung: daß sie mir
Das Leben sau'r gemacht, mich oft gekränkt.
Ein jedes Wort griff feurig in mein Herz,
Mit heißen Tränen küßt' ich ihre Hand
Zum Abschied jetzt; — durft' ich der Sterbenden
In dieser Stunde meine Schuld gesteh'n,
Sie um Verzeihung bitten, wie sie's tat? —
Ich schwankte, doch der Pfarrer widerriet
Es ernstlich, um den Schmerz ihr zu ersparen.
Gott hat gelöst, was nicht verbunden war!
Jetzt ist es eine heil'ge Pflicht für mich
Zu sühnen, ja zu sühnen, — was ich fehlte.
So ist's, ich fehlte. — Nach den Trauerwochen
Da hol' ich mir Rebekka von der Donau
In unser Städtlein, mag's unwillig auch
Als Bürgerin die Jüdin anerkennen.
Du mußt mit einem Advokaten reden,
Daß er das Wirrsal auseinander wickelt
Und niemand etwas bis dahin erfährt."

Ich atmete tief auf; ein zweites Mal
Las ich den Brief und dachte mir: „Ja, ja,
Gott hilft den Seinen aus der Patsche stets
Eh' sie erschrecken; fromm war Sankt Aloysi,
Die heiligen Messen hat er nie geschwänzt."

Mit Freuden tat ich alles, was er wünschte,
Die Freude war noch größer, als der Knoll, —
Ihr kennt ihn ja, den wackeren Notar, —
Den Handel zum ersehnten Ziel geführt,
Daß ich Aloysi selbst die Botschaft brachte.
Rebekka stimmte zu; sie war sein Weib
Von Herz zu Herz in Lieb und Treu geworden,
So wollt' er nun, — mocht' ihn auch Tadel treffen,
Vor aller Welt sein Weib die Jüdin nennen,
Das Kind sein eigen nennen; er tat Recht!
Die Vettern klatschten und die Basen auch,
Betrachten konnt' er dies als eine Buße, —
Doch bald gewöhnten sie sich an die Fremde,
Die schlicht und einfach, gut und freundlich war, —
Gefällig jedem und daß ja nichts fehle,
Am Sonntag fleißig in die Messe ging
Und abends auch beim Rosenkranz nicht fehlte.

Ihr wißt, nicht lange dauerte sein Glück,
Wenn überhaupt ein Glück je lange dauert,
Doch konnt' er ruhig seine Augen schließen,
Denn in Rebekkas treuen Händen lag
Der Kinder Los, in einer Mutter Händen.
Wie's Brauch und Sitte für den Mann von Rang:
Dem Bürgermeister, dem begüterten
Ließ sie ein Marbelkreuz aus der Hagau
Dann setzen auf das Grab; zur Rechten liegt
Die erste Frau, zur Linken wird sie ruh'n.

Ihr seid zu ausgepicht, um zu erröten,
Doch wetzt ihr eure Schnäbel wider mich.

Kann ich dafür, daß es sich zugetragen?
So widerleg' ich euch aus eurem Mund;
Was singt ihr: „Auf der Alm da gibt's koa Sünd!"
Ihr richtet zwar, doch soll man euch nicht richten:
Der Katechismus sei kein Schnadahüpfel.
Gut, so zitier' ich noch den Kapuziner;
Mag er's entschuldigen: — der Galgenpater,
Der seufzend manchesmal zu sagen pflegte:
„Die Keuschheit ist zwar schön, doch keine Tugend,
Nur eine Gnade, die vom Himmel stammt."

Anmerkungen.

S. 146. S. Aloysius. Der heilige Aloysius aus dem Hause des Markgrafen von Gonzaga. Er trat in den Jesuitenorden und starb früh. Man findet ihn auf allen Altären; er wird wegen seiner Keuschheit mit dem Lilienschaft abgebildet und als Schutzpatron der Jünglinge verehrt.

S. 146. Prockner. Seinerzeit ein bekannter juristischer Professor an der Universität Innsbruck.

S. 146. Der Pölven. Ein Berg östlich von Kufstein, zu seinem Fuße liegt das Dorf Kirchbühel.

S. 146. Schnerfer. Der Zwilchsack, den Bauern und Jäger auf dem Rücken tragen.

S. 148. Ubi jam sunt pocula
Dulciora melle
Ubi jam sunt oscula
Rubentis puëllae!

Strofe aus dem Studentenlied: „Lauriger Horatius".

S. 149. Die hohe Salve. Berg mit berühmter Aussicht von der Wallfahrtskirche des h. Johannes B.

S. 150. „Unser Herr im Elend." Der dorngekrönte Christus im Purpurmantel mit dem Rohr in der Hand. Zu ihm wallfahren geplagte Ehemänner.

S. 150. Krapfen. Die fetten Kuchen im Unterinntale.

S. 152. Kofler. Ein bekannter Schullehrer zu Kufstein.

S. 152. Hallertörtchen. Berühmtes Konfekt von Hall.

S. 152. Der Kaiserturm. In der Festung Kufstein.

S. 152. Sandmann. Wenn die Kinder vor Schläfrigkeit die Augen nicht mehr offen zu halten vermögen, so sagt man: der Sandmann streut ihnen Sand hinein.

S. 154. Josef Greuter. Der bekannte klerikale Volksredner und Verteidiger der Glaubenseinheit in Tirol.

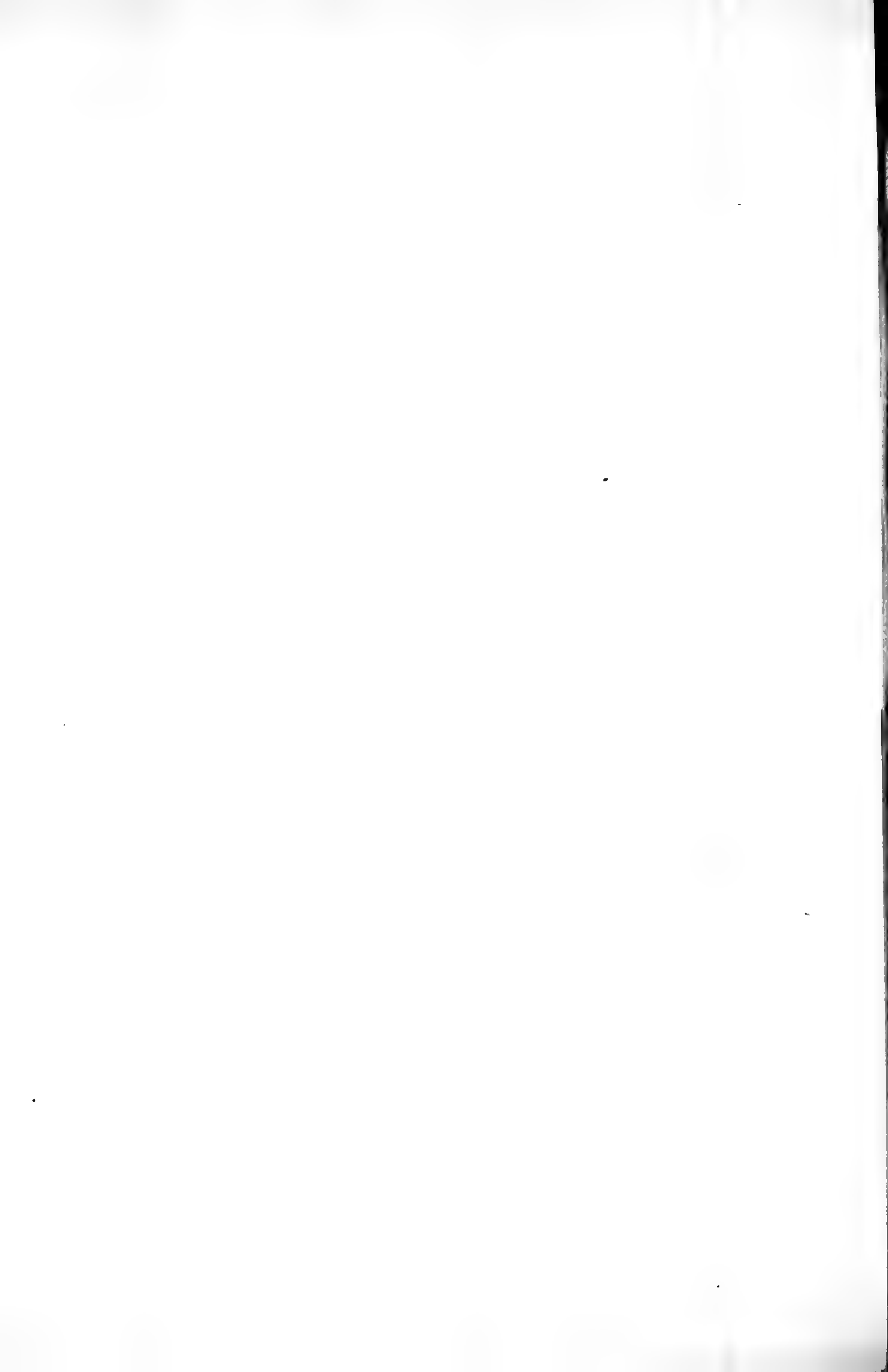
S. 155. Von der Pertisau am Achensee geht man durch das Falzthurntal zur Alpe Gramai und von hier in die Eng, wo eine Branntweinhütte Unterkunft auf dem Heu gewährt.

S. 156. Schmarrn. Das in Butter gebackene Mehlmus der Aelpler.

S. 156. Jöcher = Bergspitzen und Gräte, Joche = Feldmaß. Ebenso der „Zwölferspitz", welcher auf die Eng niederschaut.

S. 163. Der Galgenpater. Der bekannte hochverehrte Kapuziner Gregori, der die Verurteilten zur Hinrichtung begleitete.

Jamben auf dem Achensee



I.

(Pindar.)

Unendlich wölbt der heit're Himmel sich
Von Joch zu Joch; ein rotes Wölklein nur
Schwebt um des Gletschers Krone, ruhig zieht
Der Sperber über mir den weiten Bogen
Und zwitschernd sucht ihr Nest die Schwalbe schon.
Zum Himmel lacht empor der See, kein Hauch
Trübt seinen Spiegel, aus dem Abgrund schnalzt
Die Aesche hoch, streut auf die Fläche hin
Die Silberperlen. — Mag das Ruder sinken
Und in die Harmonie ringsum sich fügen
Ein Lied harmonisch!... Lesen sollt' ich euch,
Poeten ihr, die nur das Wasser mehren
Mit trübem Guß? — Komm, alter Pindar, du!
Du Stolzer, dir verein' ich meine Stimme
Zu singen und zu jubeln laut hinaus,
Doch werf' ich in des Ufers Disteln erst
Als Opfer diese goldbeschnittnen Blätter
Der Winseläffchen, welche lyrisch raunzen
Von Herz und Schmerz beim lauen Kessel Tee, —
Was heimlich liest im Pensionat ein Fräulein,
Ein liebesüchtelnd Bübchen. — Auf, erwacht!
Jetzt Alter auf! — Schweb' aus Olympia
Vom Isthmus her; der Alpen Herrlichkeit

Mag dir den Siegesjubel heut ersetzen,
Der dich umbraust in Hellas Völkerschar.
In deinen Hymnen blättert schon der Wind
Und lädt mich ein. Im Feuerschlund zeigst du
Mir den Titanen, der vergebens ringt,
Des Berges Wucht von rauher Brust zu wälzen,
Den Adler seh' ich auf dem Steg der Lyra, —
Er atmet Schlaf! — Schon glänzt der Abendstern
Aus Himmels Tiefen, aus des Sees Tiefen
Und wie er beide schmückt mit hellem Glanz,
So mag er aus dem vollen Becher leuchten
Und aus dem vollen Becher spiegle wider
Die Alpenrose, die ich kühn entrafft
Dem grauen Schrofen. — Dir bring' ich mein Hoch
Mit sonnenklarem Weine von Tramin,
Wenn du auch: ἀριστον μεν ὑδωρ! sangst.
Ein Hoch! den Dichtern, die aus Hellas, Rom
Dem Jüngling leuchteten, den Mann erquickten,
Patscht' er verdrossen durch des Tages Schlamm.
Schon taut die Nacht, mit reinen Geisteraugen
Blickt ihr aus schwarzem Dunkel auf mich nieder
Und schimmernd wallen, wie in ferner Vorzeit,
Mit euch die hehren Götter durch den Raum
Vom Alter unberührt: Venus, Urania
Dort in der Dämmerung, dort Jupiter,
Die Dioskuren und der träge Saturn.
In euren Himmel greifen nicht hinauf
Neid und Gemeinheit und die Närrin Mode,
Die schofles Messing frech zum Golde stempelt.
Zu euch erhebt der Blick sich frei und groß,
Zu euch erheb' ich noch einmal den Becher

Und spendet ihr auch nicht dem Sterblichen
Die Schale lautern Nektars, o so laßt, —
So laßt auf Etschlands Hügeln voll und üppig
Auch heuer Traub' an Traube schwellen mir.

II.

(Erinnerung.)

Nach vielen Jahren reichst du mir die Hand
Aus weiter Ferne wieder, Freund! und fragst:
„Wie geht es dir? ersteigst du noch die Jöcher
Und schlägst wie ein Cyklop auf das Gestein?
Machst du noch Verse, klitterst du vielleicht
Ein boshaft Feuilleton, wie's so dein Brauch?
Bist du der Alte noch?" — Hier meine Antwort:
„Der Alte bin ich noch, doch werd' ich alt,
Das lichte Grau mischt sich ins dunkle Haar
Und Furchen schon beginnt der Tod als Quittung
Des Lebens mir zu kritzeln ins Gesicht.
Sei's immerhin! — Noch steig' ich ins Gebirg,
Und schlag' wie ein Cyklop auf das Gestein.
Die Leier hab' ich auch nicht aufgehängt:
Du weißt es — heilige Einsamkeit! Dein Echo
Weck' ich mit ernsten Klängen manchmal noch,
Bisweilen flüstert Spott und Ironie

Durch meine Saiten: als Komödie
Mußt du das Leben fassen, sonst erdrückt
Der Pessimismus dich des öden Alters.
So leir' ich fort. — Gefällt's den Leuten, gut!
Wo nicht, auch gut! — Längst gilt mir beides gleich.
Ein Epos kann ich freilich nicht beginnen, —
Wo nähm' ich jetzt den Stoff in Oesterreich?
Der olle Willem zwar ... Kein Spitzel da? —
Hinunter, Zorn! und lernen sie auch nie, —
Für Byzantiner wäre das zu viel! —
Aus der Geschichte was, so lerne du:
Daß die Geschichte — die Geschichte bleibt.
Kein Epos also! — bei den Diplomaten
Kauf' ich nicht Pfifferlinge, in natura
Hol' ich sie lieber aus dem Walde mir.

So brummt' ich an dem Achensee; nicht einsam,
Obschon ich einsam bin. Es dringt Natur
Allgegenwärtig mir an Herz und Sinn,
Sie treu allein von allem, was mir treu
Auf Erden schien! — Das Altertum
Steigt mit den Regenwolken auf den Söller
Herab zu mir, wenn mich Unwetter bannt.

Der klare Himmel zieht auch mich empor
Ins Hochgebirg und wenn ich tausendmal
Mir all die schönen Blüten schon gepflückt:
Die Alpenrose, den Brunell, den Speik;
Und wenn ich tausendmal mit Edelweiß,
Mit Edelrauten meinen Hut umwunden,
So sind sie mir mit jedem Frühling neu:

Der letzte Lenz ist herrlich wie der erste!
Bin ich dann heimgekehrt, leg' ich ins Gras
Des Angers mich in einer Buche Schatten,
Ich schaue zu, wie sich das junge Volk
Dort am Perron im frohen Spiele tummelt;
Kein strenger Tadler; jeder Strahl der Liebe,
Der aus des Mädchens klarem Auge spielt,
Ein jedes Lächeln auf den frischen Lippen
Erfreut mich; denn das Bild der Jugend zaubert, —
Das zaubert die Gestalten mir zurück,
Die meine Brust mit Weh und Wonne füllten.

Erinnerung! du gleichst dem Alpenglüh'n:
Den Tag, der längst am Horizont gesunken,
Weckst du empor zu kurzem Widerschein.
Der graue Fels, der weiße Gletscher schimmert
Vom Glanz der Rosen, die du ihm verleihst...
Und dunkler, dunkler sinkt darauf die Nacht!

Den Winden überlaß' ich gern den Kahn,
Der leicht dahin in ihrem Strome gleitet,
Bis vom Gestade jeder Laut verhallt;
Den Wogen lausch' ich, welche lang gezogen
In gleichen Melodien ans Ufer schwellen,
Bis mit dem Abendhauch das Abendläuten
Der Glocken fern vom Dorf herüberschwebt.

So leb' ich fort und willst du mich besuchen,
Dann wirst du mich nicht wie Tibull — Horaz
Als Schweinchen Epikurs am Kosen finden; —
Der Alte blieb ich: „Weder Herr noch Knecht!“

Wie ich vor Jahren dir geschrieben schon,
Eh' manche Hoffnung mir in Schaum zerrann,
Als voller sich der Jugend Segel bauschte,
Der Kompaß hinwies auf der Liebe Stern.

Kätchen

(Ein Schwank.)



I.

Wie du zart und zierlich bist
  Mit den feinen Händen
Und der kleine Fuß vermag
  Kaum das Rad zu wenden.

Aber ach! wie bist du stark! —
  Ziehen einen Karren
Kannst mit einem Härchen du —
  Voll von jungen Narren.

Und die alten laufen dir
  Nach auf allen Wegen,
An den alten ist jedoch
  Kätchen nichts gelegen.

II.

Liebes Kätchen! endlich mußt du
Doch mein Schätzchen werden, daß mich
Jeder in Tirol beneide.
Rümpf' unwillig nicht das Näschen,

Ist es unrecht, dich zu lieben?
Willst du auf das Moos nach Sterzing,
Wo die alten Jungfrau'n frieren
Und den Mücken Strümpfe stricken? —
Dort ist längst kein Platz mehr! — Also?
Für Sankt Ursulas Gesellschaft,
Mag sie schon elftausend zählen,
Bist du viel zu schelmisch, wenn du
Emsig auch des Rosenkranzes
Schwarze Kugeln rollest. — Also? —
Wendest zornig dich zur Seite!
Nun so laß von mir mich schweigen,
Und weil du die Hölle heiß mir
Stets gemacht und machen möchtest,
Will ich von der Höll' erzählen,
Frag' den dicken Kapuziner,
Dem du beichtest, er bestätigt's.

*
* *

„Wie mich hungert!" schrie der Teufel,
Und Großmütterlein geschäftig
Trippelte herbei vom Herde,
Wischt' den Ruß sich von der Nase
Mit dem Vortuch, legt' zurecht dann
Teller und das Tischbesteck.
Wohlgemut saß Satan nieder,
Schlang den Zottelschweif in Reife,
Bis vom Höllenqualme brodelnd
Vor ihm aus geschmolz'nem Golde
Quoll die Suppe. Eingepöckelt

Schwamm ein Viertel von dem Spanier,
Den sie jüngst, — doch der ist heilig!
Mit der Schwarte dicke Rippen
Von Prälaten, wie er sonst wohl
Sie geliebt im Mittelalter,
Schmorten auf der nächsten Schüssel.
Aufgewärmt anstatt des Kohles
Quollen in der Schwefelsauce
Literaten, die verschändet
Ins Kostüm der Demi-monde
Unsre hehre deutsch Muse
Und sich „Jungdeutschland“ benamsten.
Doch davon verstehst du wenig!
Wucherjuden, Offizierchen
Mit Quecksilber in den Knochen
Ueberständige Minister —
Alles schlechte Kreuzerware
Füllte hoch die nächste Schüssel.
„Hm!“ er putzte sich die Schnauze;
Kraute brummend an den Hörnern:
„Nimmt der Hagel denn kein Ende,
Daß durch jeden Schlot der Hölle
Niederprasselt das Gesindel?
Kaum vermag die wüsten Scharen
Sie zu schlucken. Fad, abscheulich
Sind sie, wert sie auszuspucken.
Große Männer will ich wieder,
Lang schon ist's, seit ich den letzten
Speiste, — den Napoleon:
Große Männer, die den Teufel
Selbst beim Ohr zu packen wagen.

Doch jetzt sind sie fromm geworden,
Mit der Bibel unterm Arm
Schleichen sie zum Tisch des Herrn.
Gut und schlecht! — ob sie nicht beides?
Bin ich auch der Teufel selber, —
Wag' ich zu entscheiden kaum."
Und er schob den Topf beiseite,
Fluchend griff er nach der Gabel
Doppelzinkig, widerzackig,
Die er sonst zum Schüren brauchte,
Stocherte die Eberzähne,
Stochert' und blies das Gesindel
Prustend in den dunklen Abgrund! —

Schmunzelnd trat herein die Alte:
„Endlich kriegst du, Herzensbüblein,
Was Apartes zum Dessert!"
Und sie stellt' vor ihn die Torte
Mit dem Deckel wohlverschlossen,
Kaum hatt' er ihn weggeschoben,
Sprang ein Mädchen frisch und üppig
In die Höh'. — Erschrocken wollte
Rasch sie wieder niederducken,
Doch er fing sie bei den Locken,
Wie der Kater packt' ein Mäuschen:
„Ei, mein Kind, du möchtest scherzen?" —
„Ist der Teufel doch ein Mann auch!"
Dachte das Kokettchen listig,
Faßte Mut und ließ die Aeuglein
Schelmisch spielen. — „Gar nicht übel,"
Meinte Satan, „solches Feuer

Könnte selbst die Hölle heizen!" —
Sie begann mit flinkem Zünglein
Nun zu reizen, nun zu zanken.
Doch er ließ sie strappeln, kreischen
Und verschlang sie, strich das Bäuchlein,
Schmatzt' und leckte noch die Lippen.

* * *

Ja, da drunten ist es greulich,
Lies nur Dante; oder lieber
Was in Kochems Hauspostille
Steht vom höllischen Gestank.

Merk' dir, Kätchen, die Geschichte,
Wahrhaft, nicht erlogen ist sie!
Jenes Mädchen spielte grausam
Mit den Herzen; das ist Sünde,
Die kein Priester darf vergeben,
Und selbst ein vollkommner Ablaß
Hätt' zu Portiuncula
Satan sie entrissen nicht.
Merk' dir's, Kätchen, schlimmes Kätchen,
Und bekehre dich, tu Buße!
Liebestränen brennen furchtbar,
Drum bekehre dich! tu Buße!
Sag', was tät' ich, würdest plötzlich,
Wie du eigentlich verdientest,
Du zu einem Teufelsbraten?
Liebes Kätchen, sag', was tät' ich!
Barfuß müßt' ich dann wallfahren
Bis nach Absam, Rosenkränze

Beten ohne Zahl, noch Ende,
Ja, ich fürcht', kaum würd' es helfen —
Denn kein Engel stiege nieder
Dich zu holen aus dem Pfuhle.
Schauderst du? — besinn' dich endlich.
Reiche mir dein Patschchen. — Siehst du,
Offen steht die Kirche dorten
Und der Priester am Altar schon.

III.

Schön Kätchen mit dem roten Haar,
Dem klaren, grünen Augenpaar,
Der weißen Pfote, weich wie Samt, —
Au wie sie kratzen kann, — verdammt!
Schön Kätchen Tra la!

Wenn Abends sie zum Brunnen geht,
Ein ganzer Schwarm von Burschen steht:
Der möchte gern den Eimer zie'hn
Und der mit Tragen sich bemüh'n, —
Hold Kätchen Tra la!

Und wenn sie lacht, lacht jeder mit
Und möcht' ihr folgen Schritt und Tritt, —
Sie raufen um den Rosenstiel,
Der ihr vom Busentuche fiel, —
Fein Kätchen Tra la!

Wem soll sie reichen einst die Hand?
Ich glaub', das Glück hat mich gesandt,
Sie aber scherzt und höhnt mich aus,
Beschämt mich vor dem ganzen Haus, —
Mein Kätchen Tra la!

Und läßt du mich noch lange steh'n,
Werd' ich zum Lieschen endlich geh'n; —
O Kätchen mit dem roten Haar,
Dem klaren, grünen Augenpaar, —
O Kätchen Tra la!

IV.

Willst du nicht den Sternen glauben,
Welche sich im Ost erheben,
Nun so traue doch den Blumen,
Die vom Herbst schon Zeugnis geben.

Seit ich dir gebracht die Rosen
Ist ein Monat schon entschwunden,
Sind es nicht die letzten, die sich
Spät am Strauche noch gefunden?

Und gleich einer ernsten Mahnung
Knospen Astern schon im Garten,
Viel zu spät ist's für uns beide,
Willst du auf Zeitlosen warten.

Nicht zu leugnen sind die Zeichen,
Ja, der Herbst hat schon begonnen,
Und was folgt, — ist dir bekannt wohl:
Trostlos sind des Winters Sonnen.

V.

Kätchen, Kätchen, hör' die Warnung!
Warum von der Art nicht lassen?
Männer locken, dann verspotten!
Endlich wirst du sie verpassen!

Wie dem Teufel wird's dir gehen, —
Falten langsam sich die Wangen;
Ach, in seines Hungers Qualen
Mußt' er gar noch Fliegen fangen.

Einen tauben, lahmen Witwer
Mit der Glatze wirst du rühren,
Und mit seinem Dutzend Kindern
Wird er dich zur Trauung führen.

Statt der Musik bei der Hochzeit
Krächzen alte heis're Raben:
Auf den Altar will ich schreiben:
„Hier liegt Kätchens Stolz begraben!"

Drum, mein Schätzchen, hör' die Warnung:
Von der schlechten Art zu lassen:

Männer locken, dann verspotten!
 Endlich wirst du sie verpassen.

VI.

Sieh wie die Marienfäden
 Silbern in den Lüften schweben,
Und im Wald an allen Zweigen
 Schon die welken Blätter beben!

Kennst du sie, mein liebes Mädchen,
 Kennst du sie, des Herbstes Zeichen?
Selbst der Name: „Holdes Kätchen!" —
 Muß dem groben „Käte!" weichen.

Beide sind wir alt geworden,
 Sollen wir uns noch entzweien?
Einen Witwer tätst du nehmen,
 Würd' er jetzt um dich noch freien!

Angerückt ist Aschermittwoch
 Nach dem tollen Karnevale,
Von der gold'nen Frucht des Lebens
 Blieb nur noch die trock'ne Schale.

„Wem hat Reue je geholfen?"
 Fragen kalt die Philosophen;
Laß uns nach des Tages Hitze
 Noch den kühlen Abend hoffen.

Daß den Spott, die lange Zwietracht
Jetzt ein Friedensschluß beende:
Reichen wir als Bruder, Schwester
Uns am Tische hier die Hände.

Sieh, die vollen Becher winken!
Lassen wir sie fröhlich klingen
Und ein reines Bild der Jugend
Wird uns die Erinn'rung bringen.

Keine Rosen, — Astern — dunkle!
Wollen wir einander schenken,
Wem die Sonne länger lächelt,
Mag des andern still gedenken.

Mag mit Wehmut — ohne Klage
Aus die Totenspende gießen
Und so will ich hier in Frieden
Diese Kätchenlieder schließen.

VII.

Gestorben! — schweigend steh' ich an der Bahre,
Der Blumenduft erfüllt das schwarze Zimmer,
Auf deine bleichen, mild verklärten Züge
Gießt das gedämpfte Lampenlicht den Schimmer.

So stumm der Mund, den Witz und Scherz umspielten!
Fast möcht' ich weinend ihn zum Abschied küssen,

Nimm denn als letzte Gabe diese Tropfen
Vom Weihbrunn mit dem Buchs zu deinen Füßen.

Vor meinen Augen tanzen sie vorüber,
Die frohen Tage mit den heitern Stunden,
Gleich losen Kindern, die sich necken, spielen; —
Sie sind mit dir in dunkle Nacht entschwunden.

Wozu jedoch die bunten Elegien?
Sei dir die Erde leicht! — mich ruft das Leben
Zu schwerem Kampf, zu bittern Leiden wieder, —
O möcht' es endlich wie ein Traum verschweben!

Anmerkungen.

S. 176. Die alten Jungfrauen verbannt die Sage auf das Moos bei Sterzing, wo sie den Mücken Strümpfe stricken, während die alten Junggesellen hoch oben auf dem Joche weinend die Wolken schieben.

S. 176. Die Legende von S. Ursula mit den 11000 Jungfrauen in Köln ist bekannt.

S. 176. Der Kapuziner Pater Kochem beschreibt in seiner Hauspostille ausführlich die Hölle und gibt ihre Masse an wie Dante.

S. 179. Absam. Eine berühmte Wallfahrt bei Hall mit der schwarzen Mutter Gottes.

Meine Taube

Ja, meine Taube! — Warum lächelt ihr?
Nicht zarte Mädchen hegen Tauben nur: —
Soll ich mich auf Anakreon berufen,
Der sie in einem netten Liedchen preist?
Doch will ich auf Ambrosius verweisen,
Den ihr da droben am Plafond erblickt
Mit andern Kirchenvätern. Leise girrt
Sie ihm ins Ohr, nicht süße Worte nur;
Das mußte Theodosius empfinden,
Als er, ein Büßer, stand mit krummem Rücken
Und jener ihn verdonnerte gewaltig,
Daß selbst dem Kaiser Willem und dem Bismarck
Das Gruseln käme. Jetzt sind and're Zeiten:
Zu Wien bedarf es keines solchen Ernstes,
Und nur der große Josef grollt im Sarg, — —
Vergebens! — Still von unsrer Politik,
Sonst wirst du objektiv. — Ja, meine Taube!
Die flog zu Pfingsten mir durchs off'ne Fenster,
Wohl hatte sie der heil'ge Geist gesandt,
Wenn ihr so wollt, doch sag' ich euch die Wahrheit:
Ein holdes Fräulein hatte sie verjagt,
Weil sie stets girrte, meine Tochter auch
Grollt' aus dem gleichen Grunde mit dem Gaste,
Denn Weiber wollen stets allein das Wort.

Willkommen war sie mir; ich halte gern
Für solche Tierchen off'ne Tafel stets:
Sie frißt die Semmelbröschen aus der Hand,
Macht Komplimente, und bei schlechter Laune
Beißt sie wohl auch, wie Lesbias Spätzlein tat;
Sitz' ich am Tisch, kommt sie herbeigeflogen,
Verschleppt den Bleistift, zupft an meiner Feder
Als wie zu warnen: „Schmier' kein dummes Zeug!"
Ja, ja, der heilige Geist hat sie geschickt,
Denn sie versteht sich auf Aesthetik auch.
Wollt ihr's bezweifeln? — Hört, was jüngst geschah!
Breit aufgeschlagen lag auf meinem Tisch
Das jüngste Werk des großen Dichterlings. —
„Wen meinst du wohl? — Wir haben mehrere?"
Ihr seid ja klug, wählt einen aus davon:
Sei's an der Isar, Pleisse oder sonst wo, —
Gleichviel! Ein jeder trägt dieselbe Schuld.
Ich konnt' den Teig aus Syrup, Kanthariden,
Von eitlem Schaumgold prahlerisch umhüllt,
Durch den sich Langeweil' als Bandwurm zog,
Nicht kiefeln recht und griff nach dem Homer,
Da setzt' auf den Roman sich meine Taube,
Sie gackte d'rauf — recht tüchtig, es gab aus:
Das Siegel war's von einem Gottesurteil!
Ich warf den Band nicht in den Korb, nein, gleich
Hinunter, wo er anfangs hin gehörte.
Doch meine Taube will ich heut empfehlen, —
Weil sie „nix daitsch!" — nach Prag hin als Professor;
Was die Konduitenliste anbelangt,
Tut sie's an Hunger jedem Tschechen gleich,
Und an der Reinheit der Gesinnung zweifelt

Der schärfste Spitzel nicht. Stellt ihr sie an?
Sonst dingt sie wohl ein großes Wiener Blatt
Als feinen Kritiker fürs Feuilleton.

Die Träumer

Das Glück zu suchen im wonnigen Lenz —
Auszogen der Burschen drei;
Ob die von Uhland, das weiß ich nicht,
Doch ist es ganz einerlei.

Des Abends, als sie ermüdet am Weg
Entschliefen unter dem Baum,
Da hatt' ein jeder, wie's eben kommt,
Von seinem Los einen Traum.

Der erste lachte mit Rosen bekränzt
Ein Weibchen ein holdes im Arm;
Der hat von den drei die Geschichten erzählt
Und lebt noch, daß Gott sich erbarm!

Der zweite stieg empor auf den Thron,
Ein kühner, siegreicher Held,
Der dritte sah sich als reichen Mann
Und zählte die Säcke voll Geld.

Sie zogen laut jubelnd die Straße dahin,
Bald kamen sie dann vor ein Haus,
Da schaute hinter Gelbveigelein
Ein blondes Mädel heraus.

Der erste blieb picken alsogleich, —
Sie hat ihn glücklich erwischt!
Statt bratenen Gänsen werden ihm nun
Zankäpfel nur aufgetischt.

Der zweite war als Räubergesell
Berüchtigt im ganzen Land,
Bald hing er auf den Galgen erhöht
Von des Henkers blutiger Hand.

Der dritte vertat sein väterlich Gut
Und starb verlassen und fremd
Dort im Spital, wo er Tag für Tag
Sich stoppte die Löcher im Hemd.

Drum, liebe Jungen, — o träumt nicht zu viel,
Und wenn ihr träumt, — so vergeßt,
Sonst gebt ihr zu Balladen mir Stoff, —
Das wär' ein trauriger Rest!

Der Wanderer und die Linde

Der Wanderer:

„Mit den Wurzeln fest im Boden
Stehst du hier wohl manch Jahrhundert,
Ob du lange Weil empfindest?
Hab' ich eben mich gewundert!“

Die Linde:

„Lange Weil? — den öden Winter
Schlaf' ich still in mich gezogen
Und erwache, wenn der Frühling
Fröhlich steigt vom Himmelsbogen.
Aus der Erde tiefsten Bronnen
Zieh' empor ich Saft und Leben,
Bis an jedem braunen Zweige
Sich die Blütenknospen heben.
Vögel nisten in den Aesten,
Singen ihre Jubellieder,
Gold'ne Käfer, Schmetterlinge
Gaukeln spielend auf und nieder.
Sind die Blüten dann erschlossen,
Summt die Honigdiebin Biene,
Schlürft den Nektar, mit dem Staube
Füllt sie an die braune Schiene.“

Der Wanderer:

„Aber Liebe — Jahr' um Jahre
Will sich dieses Spiel erneuen,
Würde nicht, wie andre Wesen
Dich der Wechsel mehr erfreuen?"

Die Linde:

„Siehst du dort den Rauch der Hütte? —
Den Urahn hab' ich beschattet;
Als er sich das Häuschen baute,
Kam er abends oft, ermattet.
Endlich holt' er sich die Braut heim,
Froh und glücklich sah ich beide,
Sah gebeugt sie vor dem Kreuze
Wieder dann im tiefen Leide.
Als sie langsam grau geworden,
Trug der Sohn des Tages Lasten,
Bei den kleinen Enkeln sah ich
Dann den greisen Vater rasten.
Und sie trugen nacheinander
Aus der Türe manche Leiche,
So mag sich mir wiederholen
Gleiches und doch nicht das Gleiche.
Freilich hat jetzt in dem Häuschen
Eine Tochter nur der Alte —
Frisch und herzig! — Schlaflos sinnt er,
Wer nach ihm das Gut verwalte?
Wand'rer, grüße mir das Mädchen,
Gehst vorbei du mit dem Stabe
Und nicht schlecht wirst du dich betten,
Wenn du dort bleibst bis zum Grabe!"

Der Sturm

Es braust der Föhn vom warmen Süd,
Daß sich die Bäume neigen,
Ich kenne dich! — Des Frostes müd
Willst du die Kräfte zeigen.

Drum weckst du mich in dunkler Nacht,
Daß alle Balken dröhnen,
Das Haus in seinen Fugen kracht,
Als wolltest du mich höhnen.

Ja wohl! du bringst dem Winter Krieg
Im Donner der Lawinen
Und kündest uns des Lenzes Sieg,
Ist er noch kaum erschienen.

Es bersten deinem wilden Hauch
Des Eises starre Spangen,
Die bei des Nebels kaltem Rauch
Der Ströme Lauf bezwangen.

Du weckst mit der Posaune Laut
Die Blumen aus den Tiefen,
Ob auch die Veilchen still und traut
In dunkler Erde schliefen.

Und ist der Boden rein gefegt,
Wirst du zum sanften Säuseln,
Das kaum den klaren See bewegt
Mit einem leichten Kräuseln.

Dann schaut der Himmel weit und klar
Herab mit seinen Sternen,
Die Gletscher leuchten wunderbar
Aus ihren dunklen Fernen.

Von Rosen singt die Nachtigall
Bis zu des Morgens Helle,
Bis mit der Lerche Jubelschall
Die Sonne naht der Schwelle.

Der Liebe Geist! — du — ewig gleich!
Sei's auf des Sturmes Schwingen,
Der Liebe Geist! — du — ewig reich!
Sei's bei der Vögel Singen:

Laß bis zum letzten Sonnenstrahl,
Der mir vergönnt zu sehen,
Tief innerst fühlen allzumal
Mich deines Odems Wehen!

Der ewige Jude

Die Sage vom ewigen Juden ist in Tirol allbekannt, „der umgehende Schuster“ fast sprichwörtlich. Zur Erinnerung an die Legende von der zweiten Kreuzigung wurde vor einem Tore Roms eine Kirche erbaut. Petrus begegnete dort dem Herrn und fragte ihn: „Domine, quo vadis?“ — Er erwiderte: „Venio iterum crucifigi!“

Wart ihr schon beim Sprengerkreuze?
Nieder schaut es vom Gebirge
Auf die Stadt, den breiten Innstrom,
Wie er sich nach Osten wendet.
Vor dem Fuß des Christusbildes
Leuchtet nachts die kleine Lampe
In das Tal und oft entzündet
Fromm und heilig ein Gedanke
Sich an ihrem hellen Strahl.
Abends ruh' ich dort nicht selten,
Blicke sinnend auf die Fluren,
Denke dieses, träume jenes,
Wie es Ort und Stunde bringt.
So geschah es am Karfreitag;
Hingestreckt vor einer Tanne
Las ich in dem Evangelium,
Das Johann auf Patmos schrieb.

Da dröhnt' plötzlich auf dem Kiese
Hinter mir ein Schritt, betroffen
Stand vor mir der alte Paul,
Welcher abends stets die Lampe
Anzuzünden pflegt. — „Bist du's?"
Rief ich, „was erschreckt dich heute?
Seh'n wir uns zum erstenmal?" —
„Ihr seid's!" — Rief er durch die Dämm'rung
Mich mit scheuem Blicke messend.
„War es doch vor vielen Jahren,
Daß ich einen andern fand hier
Grau den Kittel, braun die Wangen,
An Gestalt Euch ähnlich fast.
Diesen möcht' ich nicht mehr treffen
Und mit Bangen denk' ich seiner
Selbst auf meinem Todbett noch."
Staunend sprang ich auf vom Boden,
Doch er trat an meine Seite:
„Laßt die Lampe mich versorgen
Und dann setzen wir uns nieder,
Reden noch von alten Dingen,
Was und wie sich's zugetragen
Hier am Platz, — gar Sonderbares."

Fertig war er, hell begannen
Schon die Sterne jetzt zu schimmern
Ueber uns. — „Dem Galgenpater,
Der zum Tod so viele führte
Und deswegen von dem Jenseits
Mehr als and're wußte, hab' ich
Es im Beichtstuhl anvertraut.

Hand in Hand gefaltet, saß er
Tief den Blick gewandt nach innen.
Dann gebot er mir zu schweigen:
Die Erscheinung sei zu hehr,
Schalem Spott sie preiszugeben.
Erst wenn schon ergraut mein Haar,
Mög' ich einem sie erzählen,
Daß zugleich mit uns die Kunde
Nicht erlösche. — So vernehmt denn:
Wollt Ihr reden, wollt Ihr schweigen,
Sei es Euch anheimgestellt.

Also am Karfreitag war es; —
Laßt mich rechnen, — dreiunddreißig
Jahre sind seitdem vorbei.
Dreiunddreißig! — fast zur Stunde,
Wo Ihr eben mich erschreckt.

Vor dem Kreuz verschränkten Armes
Stand ein Greis fast riesengroß,
Hohl das Auge, aus den Flocken
Seines Bartes flogen Worte
Wild und drohend wie der Blitz
Dort im düstern Nachtgewölk:
„Hängst du immer, Nazarener,
Wie ich einst dich hängen sah,
Und nur eine Lüge war es,
Die mich auf der Flucht verfolgte,
Daß du jemals auferstanden?“ —
Da erhob der Herr die Stirne
Unbeschreiblich hohen Blickes

Und aus seinen blassen Lippen
Drangen Worte hold und friedlich
Wie der Tau netzt das Gefilde:
„Wenn du wandernd kommst nach Rom je,
Mögen sie dir dort erzählen,
Daß ich an das Kreuz mich heften
Täglich laß' zum Bundesopfer,
Denn die Menschheit ist gefesselt
Noch durch Irrtum und durch Sünde
Und ein göttliches Erbarmen
Hält mich zwischen Höll' und Himmel,
Daß sie nicht zum Abgrund sinke
Bis zum letzten Weltgericht." —
„Nun, so hänge, Nazarener,"
Rief der Alte, „laß dich nicht
All den Spott der Welt verdrießen,
Welcher grell und immer greller
Aufwärts spritzt an deinem Kreuz
Und in deine Dornenkrone
Klebt das Nest voll loser Spatzen.
Bist du aber Gott in Wahrheit:
Steige nieder, steige nieder,
Wie dir schon auf Golgatha
Einstens riefen meine Brüder!"
Christus schwieg in hehrer Ruhe,
Doch mit lautem Hohngelächter
Rief der Fremdling, daß ich bebte:
„Sag', wie lang wird es noch dauern?" —
Von dem Kreuze kam die Antwort:
„Bis zum ersten Alleluja
Jener großen Auferstehung,

Wo die Ewigkeit zum Tag wird
Und der Tag zur Ewigkeit.
Dann entsinkt auch deinen Händen
Dieser Stab und staunend siehst du,
Wie er sich ins Kreuz verwandelt —
In das Kreuz der Weltversöhnung."

Zornig schrie der Greis: „So bringst du
Wieder mir die tollen Rätsel,
Die du selbst das Kreuz im Nacken
Mich zu foppen einst ersannst,
Bis ich dich in meinem Grimme
Von des Hauses Schwelle trieb!
Fluch auf dich! so bleib denn hängen,
Bis dein Kreuz zu Moder wird!"

Ohne noch den Blick zu wenden
Stürmt' er ostwärts in das Dunkel,
Nur von ferne hört' ich schallen
Durch die Nacht sein Hohngelächter.

Da erhellte sich das Dunkel,
Licht floß von dem Kreuze nieder,
Des Erlösers Dornenkrone
War erblüht in roten Rosen.
Leise löst' er seine Rechte
Dann vom Nagel und erhob sie
Wie zum Segen gegen Osten
Und sein großes Auge strahlte
Selig durch die Finsternis.
Auf die Knie sank ich nieder; —

O wenn ich verstanden hätte,
Was er segnend noch gesprochen,
Wär' ich schon im Himmel droben,
Den ich jetzt in Demut hoffe! —

Ja, so war's; doch als ich wieder
Meinen Blick zu heben wagte,
Sah ich nichts mehr, nur die Lampe
Glänzte schüchtern in der Nacht.
Ja, so war's; es blieb kein Zug,
Blieb kein Wort für mich verloren,
Wie vom heil'gen Vaterunser,
Das mich einst die Mutter lehrte.
Traun, es wird kein dummer Bauer
Jemals träumen solche Dinge!
Tut nun, wie es Euch beliebt;
Aber einem andern müßt Ihr
Jedenfalls davon erzählen,
Eh' Ihr Euch zum Sterben legt."

Schon am nächsten Ostermorgen
War mein alter Paul entschlafen,
Um des Toten Antlitz sah ich
Schweben selige Verklärung.

So erzähl' ich die Geschichte —
Ein Geheimnis, kein Geheimnis;
Glaub' sie jeder, deut' sie jeder,
Wie sein eig'ner Geist gebeut.

Der Tod des großen Pan

Dionysius Areopagita erzählt, daß zur Stunde von Christi Verscheiden Schiffer auf dem Meer eine laute Stimme hörten: „Der große Pan ist tot! Erzählt es überall!“ Von allen Seiten habe die Klage unsichtbarer Geister geantwortet. Manche Kirchenväter bezogen dieses auf Christus, andere auf den antiken Gott als den Gott der Natur im weiteren Sinne. Letzteres ist jedenfalls viel tiefer und ich bin dieser Auffassung gefolgt. Mit Christus starb auch Pan; der Tod Christi war der Tod des Heidentums; denn an die Stelle der Religion schöner Sinnlichkeit trat die ernste des Geistes. Darum blieb Pan im Grabe, Christus schwang sich aus dem Grabe, welches nur sein irdisches Teil, nachdem es dem Gesetz der Natur unterlegen, geborgen hatte, und mit dem Geiste erstand auch der verklärte Leib. Das ist symbolisch, der Gegensatz ließe sich auch philosophisch fassen, indes kann wohl, — ganz abgesehen von diesem Hintergrunde, — die einfache Darstellung der Sage genügen.

Unermeßlich ausgegossen
  Brennt die helle Sonnenglut,
Daß das Meer in seinen Ufern
  Wie geschmolz'nes Eisen ruht.

Regungslos mit schlaffem Segel
  Schläft das Schiff im Ozean,

Da erschallt's gleich Donnerrollen:
„Tot ist er, — der große Pan!"

Wolken stürmen durch den Himmel
Wie ein schwarzes Geisterheer,
Aus den Tiefen aufgerüttelt
Grollt zu Schaum gepeitscht das Meer.

„An die Ruder!" — schreit der Bootsmann,
Durch die Taue pfeift der Föhn,
Wirft das Schiff aus tiefsten Tiefen
Zu der Wogen höchsten Höh'n.

„Warum faltet ihr die Hände?
Tot ist ja der große Pan!
An das Ufer speit das Meer euch, —
Sagt es allen Völkern an."

Zitternd flieh'n sie zum Gestade,
Wo versammelt im Gebet
Schon die Schar der Frauen, Kinder
Ihre Rettung bang erfleht.

Vor dem Altar ruft der Führer
Seine große Botschaft aus,
Wie ein Echo, wild und furchtbar,
Hallt zurück des Sturmes Braus.

Alles wankt, zum Abgrund klüftet
Tief erschrocken Berg und Land,

Und des Zeus erhab'ner Tempel
  Stürzt geborsten auf den Strand.

Schaurig düster senkt vom Himmel
  Sich die stumme Nacht herab,
Schatten schweben, bleich und blutig,
  Aus dem längst vergess'nen Grab.

Ohne Sonne graut der Morgen,
  Keine Lerche wagt den Flug,
Heiser krächzend, beutegierig
  Rauscht von Raben her ein Zug.

Eine Trauer unaussprechlich
  Drückt auf alle Völker schwer,
Trostlos starren sie ins Weite, —
  Niemand wagt zu hoffen mehr.

Und vom Himmel senkt sich wieder
  Düster, stumm die Nacht herab,
Schatten schweben, bleich und blutig
  Aus dem längst vergess'nen Grab.

Horch! da tönt aus Osten leise:
  „Alleluja!" durch die Nacht,
Alleluja — steigt die Sonne
  Auf in ihrer vollen Pracht.

Engelscharen singen jubelnd
  Von dem auferstand'nen Gott,

Um die Lippe nur des Führers
Zuckt es wie von bitterm Spott:

„Nun, wie lang wird dieser dauern,
Seit der Pan verfiel der Zeit?“
Von den Engeln schallt die Antwort:
„Ewig in die Ewigkeit!“

Der Zaggler Franz



Im Unterland unt' ist a lustiger Bua,
Hat a Truh'n voll Madeln, bringt's Luck nimmer zua!"
Der Senner singt's, wenn ans Diandl er denkt,
Das schwerlich dafür ihm ein Bussel je schenkt.
„Im Unterland unt' ist a Hendl verreckt
Und d'Oberländer Buab'n ham d'Federln aufg'steckt!"
So trutzt wohl der Robler, aber nicht faul,
Da fährt ihm der schwere Schlagring ans Maul.
„Im Unterland unt'!" — da lodern bei Nacht
Die Sonnenwendfeuer, das ist eine Pracht!
Da jodelt der Senner; das brennende Rad,
Wie springt es, wie fliegt es hinab übers Mahd!
Am Ufer des Inn, wie die Glocke so rein, —
Ei! — ei! — von wem mag der Gegengruß sein?
„Im Unterland unt'!" — Wie die Schwegel gellt!
Es rasselt die Trommel weit über das Feld.
Was funkelt so hell am Scheibenstand?
Das sind die Dukaten am seidenen Band.
Die Böller dröhnen, der Widerhall
Wirft von den Felsen des Stutzens Knall:
Juh! Unterlandsbua, du schossest heraus
Das Best' dir und trägst es jubelnd nach Haus!
Blick hin auf die Schrofen am Struberpaß:
Französisches Blut — das machte sie naß!
Und drohen die Welschen, so bist du dabei

Und sendest zum Gruß das sausende Blei:
Es soll verwelken das Kränzlein nicht,
Das Tirol dem Aar mit dem Kleeblatt flicht,
Und ist auch der Sieb'rer, der Speckbacher tot,
So hat's mit dem Nachwuchs doch keine Not:
Ein Herz in der Brust, das furchtsam nie bebt,
Die Fäuste wie Hämmer, wenn der Knappe sie hebt!
„Im Unterland unt'!" — Horch, der Gemsbock pfeift,
Daß der Wilderer rasch zum Stutzen greift.
Er jagt das Tier und der Tod jagt ihn,
Doch wagt er mit ihm die Wette kühn,
Bis es blutig die breite Schulter ihm drückt
Und der Gemsbart das trotzige Hütchen schmückt.
Dann holt er das Edelweiß an der Wand
Und steckt's zum Speik von des Abgrunds Rand; —
Das Sträußchen darf eine pflücken nur:
Sein Diandl löst's ab von des Hutes Schnur,
Und die Alpenrosen sind nicht so rot
Wie die Lippe, welche den Kuß ihm bot.
„Im Unterland unt'!" — Wenn die Schnitterin singt,
Notburga die Sichel zum Himmel schwingt,
Daß sie droben am letzten Sonnenstrahl hängt
Und alles zur Abendruhe sich drängt —
Zur Ruhe! — Doch horch, wie der Auerhahn falzt,
Der Bursche keck vor dem Fensterlein schnalzt,
Das Diandl huscht wie ein Schatten durchs Tor,
Schon klettern sie beide zum Stadel empor.
Der Brummbaß greint und die Zither erklingt,
Daß der Bursche zur Decke die Tänzerin schwingt:
Das Vieh, das wird Sankt Lienhart vertraut,
Drum hat man zu Kundl die Kirch' ihm gebaut;

Dort steht er am Gitter als dicker Prälat
Und hütet die Herden uns früh und spat.
„Im Unterland unt'!“ — O treibt's nicht zu toll,
Sonst steigt aus der Woge der finstere Groll;
Wenn am See von Zirein der Nebel schwebt,
Das Wasserfräulein den Schleier webt:
Da schleicht der lustigste Senner davon,
Denn Blitze wirft sie vom Felsenthron.
Der Spielmann zieht die Geige vom Kinn
Und wünscht sich weit hinab an den Inn,
Die Zither verstummt, rasch stockt der Tanz:
Statt Schnadahüpfeln ein Rosenkranz!
Der alte Schaffner brummt in den Bart;
Die Kräuter geweiht zu Himmelfahrt, —
Er streut sie auf Kohlen als Herenbann;
Ja, ja, der ist ein erfahrener Mann!
Ein frischer Bursche späht heimlich und fein:
Wie's mit der Andacht beim Diandl mag sein?
Und streift ihn ihr Blick, so denkt er wohl:
„Nu, Heren gibt es genug in Tirol!“ —
Ich kenn' euch, ihr Schelme; doch scheint mir, ihr wißt,
Daß Rock und Joppe von gleichem Tuch ist
Und wenn man den Pfennig auf mich legt,
Die Wage zu meinen Gunsten ausschlägt.
Ihr alle kennt mich und denkt zuletzt:
„Es predigt der Kessel dem Hafen jetzt!“
„Im Unterland unt'!“ — Juh! bin ich daheim
„Im Unterland unt'!“ — Drum sied' ich nicht Leim,
Das gibt mir im Alter noch freudigen Mut,
„Im Unterland unt'!“ — Juh! Unterlands Blut!

* * *

So war's vor fünfzehn Jahren noch; jetzt führt
Die Eisenbahn — weiß Gott wen — in das Land,
Ja droben selbst am Jochsee von Zirein
Kocht ihren Tee schon die Berlinerin
Und Gemsen lecken Salz aus ihrer Hand.
Der Amthor, ja, der trägt viel Schuld daran,
Was mußt' er auch den Steig zum Joche zeigen?
Denn schließlich bleibt es gleich, ob diese Leute
Hinab ins Tal, hinauf vom Tale schauen.
Nichts Böses wünsch' ich ihm, nur soll die Kugel
Aus seinem Stutzen auf dem Scheibenstand
Anstatt ins Zentrum in das Blaue fliegen
Und keiner Gemse Krikeln soll er seh'n,
Nur eine Gais zeig' ihm die Hörner mäckernd
Wie's jedem Alpenfex von Recht gebührt.

* * *

Beiläufig war's so lang, da saß ich am Gschöllkopf
Den Steinblock zwischen meine Knie geklemmt
Und hämmerte, daß rings die Splitter flogen,
Dann las ich mit der Lupe sorgsam prüfend
Die kleinen Terebrateln aus dem Mulm.
Vom Felsen rückwärts rollte manches Trumm, —
Ich gab nicht acht darauf, sonst hätt' ich schwerlich
Die Schritte, die sich nahten, überhört.
Da zog die Wolke, die vor Sonnenglut
Bisher mich schützte, langsam übers Kar,
Und auf der Halde lag ein schwarzer Schatten.
Ich wandte mich, ein Mann stand hinter mir,
Als wär' er aus dem Boden aufgewachsen,
Wie nebenan die Zirbel auf dem Schrofen,

Von welcher Zapfen niederwarf ein Eichhorn; —
Die Flechte hing in Strähnen an dem Stamm
Und spielt' im Winde wie des Senners Bart.
Sein Blick lag lang auf mir, dann rief er lachend:
„Ihr seid's, Professor, immer noch zu kennen;
Doch ich, ja, ja! war ich nicht Euer Schüler? —
In dreißig Jahren wird man jünger nicht,
Und zwanzig war ich ja schon vorhinein."

Ich sucht' im Antlitz die Vergangenheit,
Doch nicht gelang's, sie völlig zu entziffern,
Entstieg sie dämmernd der Erinn'rung auch.
Wie oft im abgelegnen Alpendorf
Begrüßt ein Greis als Lehrer freundlich mich,
So daß ich eines Steckbriefs nicht bedarf!
Er wartete, dann sprach er: „Zaggler Franz!
Kennt Ihr mich jetzt? Ich bin der Philosoph
Und wurde Theolog; Ihr wißt es ja!"

„Gewiß, mein Franz, doch hab' ich es vergessen,
Warum Ihr heim von Salzburg Euch gewandt?" —

„Zu Pfingsten pflückt' ich einen netten Strauß,
Leukojen, Flieder, was sich eben bot.
Ich ging zur Vesper, vor der Kirchentür
Begegnet mir ein saub'res, blondes Fräulein;
Ich hatt' es nie geseh'n — was lag daran?
Die Blumen reicht' ich ihr mit einem Bückling,
Sie dankte mir mit einem schnellen Knix, —
Allein des Seminares Rektor wachte!
Ich wurde vorgeladen, sein Gesicht

Glich einem alten, sauern Lederapfel,
Die Lippen schmal von einem Ohr zum andern, —
Der hätt' ein Bussel wahrlich nie gekriegt!
Nun ging es los! Rum, rum; bum bum, rum bum
Als wie ein Ungewitter zu Jakobi.
Die Bosheit zupfte mich; — was ich ihm sagte?
„Hochwürdigster, schaut das Altarblatt an,
Da trägt Sankt Joseph auf dem Stab ein Sträußlein,
Das er in Züchten der Maria beut!"
Er wurde blaß und riß die Türe auf,
So weit sie immer aus den Angeln ging,
Und wie ein Donner, dröhnte durch die Hallen
Sein lauter Ruf: „Apage, Satanas!"
Ich packte meine sieben Zwetschken ein,
Nur ließ den Paternoster ich zurück
Und das Cilicium; versteht: ich trug
Es in der Tasche nur, jedoch am Leibe nie,
Und eilte heim. Wie einst Sankt Monika
Ob der Gottlosigkeit des Sohnes weinte,
So meine Mutter auch; mir ging's zu Herzen.
Was half es aber? Doch der Vater lachte:
„Die heil'gen Weihen sind nicht für dein Haupt,
So nimm den Pflug und hilf mir auf dem Feld."
Ich tat es gern; fast war's mir recht sogar,
Denn halb und halb ging ich nach Salzburg nur,
Weil Jus und Medizin mir nicht behagten.
Daß ich studierte, hat mir nicht geschadet, —
Selbst in der Wirtschaft! — Auch mein Bube muß
Nach Innsbruck wandern, dort kriegt Ihr ihn noch!
Vom Bauernstande denk' ich hoch; der Bauer
Soll unterscheiden sich von Pferd und Stier,

Die nur die Peitsche vorwärts treibt am Pflug, —
Das habt Ihr in der Schule schon gesagt
Und manches andre, was ich wohl gemerkt;
Was schwätz' ich noch? — Vom Vater wollt' ich reden:
Mit meiner Heimkehr schien er wohl zufrieden,
Denn nur unwillig ließ er mich nach Salzburg,
Obgleich die Mutter, wie die Mütter sind,
Mich schon vor dem Altar im Meßkleid sah. —
Ihr lacht? — Nun ja! — Dort steht das alte Schloß,
Wo die Notburga Wunder einst gewirkt,
Herunten etwas: — Seht Ihr dort den Hof?
Breit und behaglich ruht er in dem Tal,
Die Wiesen grünen und die Aecker reifen
Bis zu den Buchen an des Waldes Saum, —
Die Tannen drüben und die Alpe hier, —
So war's nicht immer! — Vom Großvater heißt
Der Zagglerhof, was sich doch Urschner schreibt;
Denn Zaggler nannten spöttisch ihn die Nachbarn,
Wenn traumverloren er nach innen schaute,
So daß er das, was außen, übersah
Und Ungerades für Gerades hielt.

Ich denk' es noch; auf seinen Knieen lag
Ein Buch mit Himmelskreisen wirr verschlungen, —
Das sucht' er nachzuzeichnen: Jakob Böhme!
Auch Bibel las er, ja ich weiß es noch,
Wie er daraus mir allerlei erzählte,
So manchen dunklen Spruch mich lernen ließ,
Wohl auch den Papst schalt und die Priesterschaft:
Daß sie die lautern Quellen uns verstopften,

Doch „eine feste Burg ist unser Gott!"
Schloß er die Predigt leise singend dann!

Dabei verkam die Wirtschaft, durch das Dach
Floß Regen schon, die Felder schlecht bestellt
Ergaben wenig mehr als Hypotheken.
Der Wagen stürzte, wenn der Vater nicht
Ihn hielt als Radschuh; treu half seine Mutter,
Ein Weib voll Kraft und Willen! Beide weltlich!
So schalt sie der Großvater, wenn sie sich
Verstockt von seinem frommen Zuspruch wandten:
„Nur eines tut uns not!" — Die Arbeit freilich! —
Er wollte fort nach Preußen mit den andern —
Ihr wißt es ja, sie waren Lutheraner,
Drum jagte man sie weg von Haus und Herd. —
Doch starb er um ein Jahr zu früh.

Jetzt kam der Vater dran; er schob den Karren
Ins rechte Gleise; dort studiert' ich noch,
Erst ging es langsam, daß die Fugen krachten,
Doch ist der Schweiß die beste Wagenschmier!
So wurde hergestellt das Gleichgewicht.
Als ich zurückkam, ging's im Trabe schon
Und ohne Zögern half ich vorwärts schieben.
Ich tat es gern!"

Da murrt es am Seekor,
Der Sturm begann zu sausen durch die Tobel
Und warf die kalten Nebel auf den Grat.
Ich griff zum Stock. — Er faßte mich am Arm:
„Zu meiner Kaser haben wir nicht weit,
Dort kocht mein Weib uns tüchtig auf und auch

Ein Gläschen Kirscheler soll fehlen nicht."
Er schritt voran, ich nach, der Donner folgte,
Bis wir im raschen Sprung die Alm erreichten.
Die Ferkel rannten grunzend von der Schwelle,
Aufflog das Gatter, eh' der Regen noch
Im Wolkenbruche rauschend niederging.

Die Alte stand am Herd, mißtrauisch blickte
Sie auf den Fremdling aus der Dunkelheit,
Dann lachte sie: „Ihr seid ja der Professor,
Von dem mir Franz — hm! — mancherlei erzählte,
Der Pichler ja!"
„Der bin ich!" war die Antwort.
Schnell wischte sie den Rußstrich mit dem Schurz
Sich von der Wange, von der Hand den Schmutz
Und bot sie mir: „Der Pichler, ja der Pichler!
Recht, daß Ihr kommt; wir hätten heuer wohl
Euch aufgesucht am Thomasmarkt zu Innsbruck,
Wie's mir der Franz versprach. — Nehmt Platz,
Ihr werdet beide müd' und hungrig sein!"

Sie warf die Wollenpolster auf die Bank,
Dann blies sie in die halb erlosch'ne Glut
Mit vollen Backen, daß die Asche stob
Und zum Kamin die Flamme loderte.
Drauf strich sie Brocken Butter in die Pfanne
Faustgroß, — genügend für zehn Senner leicht
Und häufte Fleisch hinein aus vollem Zuber,
Der ihr zur Seite stand und dreht' es sorglich,
Daß es sich pritzelnd, prasselnd rötete.
Als alles gar, tat sie es in die Wanne

Von überzinntem Bleche — lang und breit,
Schnitt Brot in Scheiben, legte sie daneben
Aufs reine Tischtuch; Messer dann und Gabel
Und rief ein „G'segn' es Gott!" zum reichen Mahl.

Wir hieben ein wie Homers Helden einst; —
Zwar stank das Bockfleisch, doch der graue Käs',
Auf den ich frische Butter strich, behagte.

Gesättigt, schob ich weg von mir den Teller,
Sie trug ihn fort, ich konnte sie betrachten,
Als grell auf sie vom Kienspahn fiel das Licht.
Ihr kennt die Unterländerinnen ja:
Ein Antlitz mild und treu, mit blauen Augen,
Ein bißchen schalkhaft, wenn die Runzeln auch
Schon kreuz und quer die Stirn und Wange falten:
Wofür soll ich sie noch beschreiben lang? —
Wir hatten Zeit genug. Gern hör' ich zu,
Wenn sich in fest umschrieb'nen Linien
Vor meinem Blick ein schlichtes Leben zeichnet.
Drum bat ich ihn, er solle mir erzählen
Von Hof und Feld, wie alles ihm geriet,
Bis er den Herd gegründet und ein Weib
Ins Vaterhaus vor den Altar geführt.

Er schmunzelte. „Sie flog zu Weihnacht selber
Mir vor der Kirchentüre an die Brust."

Die Alte wandte sich zum hinter'n Winkel,
Wo ungesäubert das Geschirr noch stand,
Und nur bisweilen, wie im Tempel Delphis
Die Pythia einst, begann sie zu orakeln. —

Franz stopfte sich den Nasenwärmer voll,
Dann legt' er eine Kohle auf den Knaster
Und fing behaglich schmauchend an zu reden:
„Ich pflügte gern, denn in die frische Luft,
Ins helle Sonnenlicht war ich entronnen
Aus engem Pferche; — mußt' ich dreschen, nun!
So drosch ich lieber aus den Aehren Korn
Als bei der Lampe der Scholastik Stroh.
Ich hatte Geld und tollte wie ein Füllen,
Das wiehernd in die grüne Au entläuft
Und, wenn der Hirt ihm mit dem Kappzaum folgt,
Die jungen Hufe in die Lüfte wirft.
Bald hängten leichte Bursche sich an mich,
Schmarotzer, Lumpen, lustiges Gesindel:
Mir war das Treiben neu; was neu, gefällt. —
Doch sollt' es mir auf immer wohl genügen,
Mit vierzig Jahren erst der Schnall mich wecken?
Der Vater warnte, tröstete die Mutter:
„Laß ihn, er wächst darüber selbst hinaus,
Das ist nur Dünger, der ihn vorwärts treibt!"
Wir tranken; ich bezahlte stets die Zeche,
Wir spielten, ich verlor bei jedem Trumpf...
Doch endlich lernt' ich aus den Dingen selbst,
So wie als Knab' ich nach dem Drachen lief,
Bis später ich den blöden Spaß vergaß.
Doch über alles galt die Zither mir
Und treu hat sie ins Alter mich begleitet,
Wenn mir auch nie der eig'ne Ton gelang.
Kennt Ihr das G'satzl: Wenn der Gamsbock springt?"

Ja wohl, „die Sennerin schöne Lieder singt!"

„Mir wäre feil das schönste Kalb gewesen,
Hätt' ich's gemacht, — mir wollt' es nie gelingen!
Da rief ein Bursch: „Er wohnt nicht weit von hier,
Der diese Gsangeln einst zusammgeflickt,
Wenn er dir auch jetzt schwerlich zeigen kann,
Wie man das macht. — Du kannst ja selber schaun!" —
Wir kamen zum Spital; im Sonnenschein
Saß auf der Bank ein schofler alter Kerl
Mit roter Nase, finnigem Gesicht.
Da zupfte mich der Kamerad: „Der ist's!"
Ich sang das Gsatzl: „Wenn der Gamsbock springt!"
Er glotzte blöd und hob die grobe Tatze:
„A Kreuzerl zu'n an Schnaps!" — Ich warf es hin
Und wandte mich, als wär' er krätzig, ab.
Der andre sprach: „Das war ein wiffer Bursch,
Allein die Arbeit klebt' ihm an den Fingern,
Wie zähes Pech, das nur der Branntwein abwäscht.
Bei Glas und Karten hielt er Gottesdienst,
Einmal verglich er gar die Mutter Gottes
Vom heil'gen Wasser mit der Kellnerin
Und wurde eingesperrt. Doch vor dem Kerker
Sang schnalzend er ein Trutzlied auf den Richter.
Nun gab es Prügel. Bald hieß man ihn nur
Das nasse Sieb, sein Gütchen rann hindurch,
Daß ihn als Bettler die Gemeinde füttert." —

Mit meiner Pfuscherei kam ich nicht weit;
Die Metrik aus der Schul' geriet dazwischen,
So daß es bäurisch nicht, noch herrisch klang.
Nur einmal wollt' ich es versuchen noch, —
Du weißt es, Moidel!" —

„Deine Blätter hätte
Die Mutter längst gedreht zu Pfefferdüten,
Ich aber barg im Pater Kochem sie
Gerade beim Kapitel von der Hölle."

In seinem Dichterstolz gekränkt, unwillig
Rief er zurück: „Du hast es gern gelesen!
Doch wirf den Plunder in den Ofen, sonst
Erwischt ihn unser Bub und lacht mich aus.
Doch spiel' ich noch am Feierabend gerne,
Wenn uns die Glocke von der Arbeit ruft,
So daß sich mild des Tages Mühe löst. —
Bald lockte mich des Roblers Hahnenfeder,
Da war doch Kraft und Stärke, Mut und Trotz
Des Mannes wert, — nun Ihr versteht mich wohl;
Erzählt man doch, daß Ihr noch als Professor
Mit einem Bau'rn zu Absam baggeltet,
Der Euch verhöhnt, und um den Tisch ihn zogt."

„Ja, ja, so war's; das Bogner Burgele,
Ein Teufelsmädel! — nun sie war mein Bäschen, —
Trieb mich dazu."

„Ein sauberer Professor!"
Rief Moidel scherzend vom Geschirr herüber,
„Ein sauberer Professor! Ist's zu wundern,
Wenn Stück um Stück die Herde gleicht dem Hirten."

Ich warf die Antwort schleunig ihr zurück:
„Die Mahnung kommt zu spät, ich tu's nicht mehr
Und bin sehr froh, wenn mir die Gicht erlaubt
Noch auf ein Joch zu klettern hie und da."

Er lächelte: „Ihr seid ein Nobler noch.
Von Euren Schülern hört' ich oft erzählen,
Wie Ihr noch immer steigt im Hochgebirg,
Daß sie Euch kaum im stande sind zu folgen.
So seid Ihr noch!... Zu meiner Zeit ja dort —
Als Stärkster galt der Hagmair dort aus Vomp!"
Er schloß den Silberdeckel seines Pfeifchens
Aus feinem Maserholz und schob's halb ausgeraucht
Sorgfältig auf den Tisch; er hielt es wert
Als teures Angedenken noch vom Vater. —
„Der war der Stärkste rings im Unterland,
Das reizte mich, als er beim Heidacher,
Wo ich ein bißchen angeheitert kneipte, —
Ihr kennt die Keller ja nicht weit von Straß, —
Als er beim Haidacher vorüberging,
Rief ich hinaus: „Das Federl bringst du mir!"

„Ich trag's als Zier, zum Schreiben brauch' ich's nicht!"
Klang spitz der Spott herein auf den Studenten.
Drauf setzt' ich einen hellen Juhezer
Zum Zeichen, daß ich bei der Ford'rung bleibe;
Er aber maß von oben mich nach unten
Und hob die flache Hand: „Wart, Bürschchen, wart,
Dich pantsch' ich wie die Mutter tut dem Knäblein!"

Red' hinterdrein, rief ich voll Trotz, zuvor nicht!

Der Umstand stellt' im Garten sich zusammen,
Die Bursche, Dirnen, alle Wirtshausgäste,
Und über uns saß auf dem leeren Faß

Ein Senner, der des Kampfes Regeln kannte,
Dem in die Hand wir feierlich gelobten
Daran zu halten, wie's Tirolern ziemt.
Die Joppe warfen wir beiseite und prüften
Des Gegners Stärke und des Gegners Schwäche.
Ein Riese war er, plump und ungeschlacht,
Ich flink und klein glich einem schlanken Wiesel.
Ließ ich mich fassen, lag ich auch zerquetscht
Als wie der Kürbis unterm Wagenrad.
Ein Schüler Thurners warf ich auf den Sand
Zu Innsbruck manchen, der es nicht enttraute.
Drum war ich nicht verzagt, ein flinker Sprung
Trug, wenn es not, mich über seinen Kopf.
Er rückte vor, ich duckte flugs beiseite
Und dreht' ihn wirbelnd an den Apfelbaum;
Dann fuhr er los, griff mit dem langen Arm,
Doch konnt' er mich beim Hemde nur erwischen,
Das er in Fetzen mir vom Leibe riß,
Ein schallendes Gelächter! — Moidel, gelt!
Du hast dich nach Mariastein verlobt!"

„Ja, ja! ich betete ein Vaterunser,
Daß der Gendarm als Friedensstifter euch
Zu Brot und Wasser in die Keuche führe."

„So ging es fort; einmal gelang es ihm,
Er schleuderte mich nieder, doch schnellt' ich
Mich zwischen seinen Waden in die Höhe
Und stieß mit Kraft ihm rücklings ins Genick.
So ging es fort; da rief der alte Senner:
„Der Vorteil, Nachteil ist für beide gleich,

Darum gebiet' ich Halt! — reicht euch die Hände!"
Wir folgten willig, traten an den Tisch
Und tranken aus dem vollen Krug Bescheid:
Der Eingang war es nur zum Trauerspiel!

Ein Windstoß trieb herein den dichten Staub,
So daß wir kaum zu sehen noch vermochten;
Als er sich legte, stand ein Kerl vor uns,
Aus finstern Brauen schaut' er drohend her,
Schlug auf den Tisch, daß rings die Gläser tanzten.

„Das war nur Lapperei, du Hagmair dort aus Vomp,
Sollst schämen dich, das Bürschlein blas' ich weg!
Ich bin von Söll, der Hagmair ich von Söll" —
Und dröhnend schlug er auf die breite Brust! —
„Der Hagmair ich! tritt vor, sonst her die Feder!"

„Willst du nicht mit dem Bürschlein es versuchen?"
Schrie ich und warf den Deckel auf den Krug.

Er pfiff und schnalzte spöttisch mit den Fingern:
„Halt's Maul! — dich häng' ich an den Hut als Quaste!
Hast du kein Wort, du Hagmair dort aus Vomp,
Wenn dir die Kniee naggeln, laß den Kampf,
Ich schenk' es dir, doch mir die Feder her."
Unwillig murmelten die Burschen schon,
Die Fäuste ballten sich, die Blicke flammten,
Da rief der alte Senner: „Kampf ist Kampf,
Der Hagmair hat den Hagmair nur gefordert."

Der Söller streifte schnell den Aermel auf,
Die Muskeln zuckten wie Geflecht von Schlangen,
Uns allen wurde bang für den aus Vomp;
Der aber sprang empor als wie ein Ball,
Den scherzend auf den Boden wirft ein Knabe.
Schon saß der Senner auf dem leeren Faß
Und tat den Spruch und hieß sie redlich schwören:
Das Recht zu wahren, wie's Tirolern ziemt.

Im Kreise Schweigen; nicht geheuer war's.
Aus finstern Brauen unter nied'rer Stirn
Sah falsch und trotzig her der Kerl von Söll;
Schlecht war sein Ruf; mit unerlaubter List
Hab' er schon manchen um den Sieg geprellt,
In rohem Jähzorn manchen schwer beschädigt.
Drum klang wie Spott sein Schwur. Sie traten an ...

War das ein Kampf; als sie den Rasen stampften,
Und wie der Tänzer faßt die Tänzerin,
Sich drehten, ohne Boden zu gewinnen!
Sie schnaubten, aus den Lippen quoll der Schaum,
Die Adern schwollen, bis, die Stirn gesenkt,
Sie wie die Stiere stießen an einander.
Die Schädel krachten, durch das Haar floß Blut,
Betäubt prallt' jeder einen Schritt zurück, —
Da rief der Senner, doch sie hörten nicht.
Sie packten sich, der Söller unterschlug
Das Bein des Vompers, daß sie wie ein Klumpen
Zur Erde stürzten und sich überwälzten.
Mit Knie und Ellenbogen rang der Vomper

Sich oben auf; — ein Beifallssturm, ein Klatschen,
Da stürzten wir hinzu: der Senner, ich —
Um sie zu trennen, weil der Sieg entschieden.
Seht Ihr die Narbe zackig hier am Daumen? —
Der Söller biß mich wie ein rasend Tier!
Doch plötzlich blitzt's; — ein Schrei — im Bogensprung
Schoß in die Zweige hoch des Vompers Blut,
Und Mord, Mord, Mord erscholl es durch das Dorf." —

Franz schnaufte schwer, das Weib trat an den Tisch
Und wischte ihm mitleidig ab den Schweiß.
Er trank, dann stieß er zornig hin das Glas:

„War einen Tropfen Blutes wert der Sieg?
Der Pfarrer kam, ein Toter beichtet nicht,
In Eile stürmten die Gendarmen her,
Das Volk wich scheu zurück; — der Richter kam
Und blickte schweigend auf die kalte Leiche,
Bei der das Messer blutbesudelt lag.
Der Mörder stand, die Arme schlaff und matt,
Er starrte blöd und teilnahmslos vor sich,
Ein Bild aus Stein, dann brüllt' er fürchterlich
Und fuhr mit allen Fingern in das Haar,
Daß wir ertatterten. — Ein Wink des Richters,
Sie legten ihm die Schellen an, er trug's
Fast ohne sich zu regen, einen Blick
Warf er erbleichend auf den Toten noch, —
Da schloß die Eisentür sich hinter ihm.
Dann machte mürb der Galgenpater ihn,
So schlüpft er noch mit zwanzig Jahren durch.

Vorüber war es mit der Roblerei,
Sollt' ich vielleicht ein Scheibenschütz noch werden?
Grau war mein Leben, ohne Lust und Leid.
Der Mensch muß etwas haben; nur das Tier
Begnügt sich mit der Atzung und dem Lager. —
Ich hatte nichts! — Zwar tat ich meine Arbeit,
Das Feld gedieh, der Vater war zufrieden,
Wenn wir im Herbst bemaßen den Gewinn.
Wir wandten manchen Kreuzer auf das Haus,
Daß stattlich es vor allen leuchtete,
Nur meinem Mißmut wollte nichts genügen:
Der Kreis war mir zu eng; noch wußt' ich nicht,
Daß du dich viel erfahren, schwer geprüft
Auf einen Punkt zusammenziehen kannst
Und daß von einem Punkt in alle Weiten
Der freie Geist sich wieder frei bewegt."

Ich rückte mit dem Stuhl, doch er fuhr fort:
„Aus meiner Trägheit warf mich neunundfünfzig
In vollem Schwung; die Welschen drohten uns
Und am Ticino krähte Frankreichs Hahn. —
Schon kauft' ich einen guten Stutzen mir
Und schoß mich auf der Scheibe täglich ein:
Treu hält der Unterländer zu Tirol,
Denn seine Ehr' ist unsre Ehr' zugleich,
Doch ging der wilde Rummel bald vorüber.
Des Landes Grenze sah von ferne nur
Die roten Hemden Garibaldis droh'n
Und wem Italien gehören sollte, —
Da hatte mitzureden nicht Tirol.

Dann ward es hell in unserm Oesterreich,
Als wie Raketen zu den Wolken steigen:
Erst blenden sie, doch dunkler wird die Nacht.
Ich rösselte das Inntal auf und ab:
Versammlungen, Adressen und Journale!
Sie wollten mich gar wählen dort und dahin
Und trotz dem Greuter wär' ich durchgedrungen,
Doch hatt' als Bauer rechnen ich gelernt:
Wo kommst du hin mit Nullen ohne Ziffern?
Und langsam, langsam spannt' ich wieder aus.
Von den Parteien meinte jede sich,
Sollt' ich als Knecht in einer Mühle rackern,
Die immer klappert, aber selten Mehl gibt?

Dann sechsundsechzig!
Angstvoll sah ich zu.
Mir war, als säh' ich in dem Schlachtgewitter
Die Nemesis; was die Jahrhunderte
Zu Wien gesät, man hat es dort geerntet!
Doch ward nur düstrer noch mein Sinn; wir lagen
Zerworfen, überwunden auf dem Feld,
Wenn auch das eh'rne Recht der Weltgeschichte
Vor mir am Himmel stand in Flammenschrift!
Voll Schmerz sah ich den deutschen Kaiseraar
Von Wien, wo er Aeonen fast gehorstet,
Mit stolzem Fluge fort nach Norden zieh'n
Und unsre Zukunft tief in Nacht versenkt."

Das Pfeifchen fiel hinab, er hob es auf
Und steckt' es schweigend in den Sack: „Ja, ja!"
Fuhr er dann fort, „sie reden von der Menschheit,

Die großen Weisen mit dem Einmaleins!
Doch hab' ich satt schon lang das leere Stroh,
Aus dem die Spreu der schalen Phrasen fliegt:
Das allgemeine Menschliche, — die Menschheit!
Ihr gegenüber bin ich viel zu klein:
Du brauchst ein Volk, um dich in ihr zu fühlen.
Und wie der Frühling aus der ersten Blume,
Blickt sie dich aus des Kindes Augen an.

Erinnert Euch: wir saßen beim Bierwastel,
Vor uns die Steine, die wir aufgesammelt,
Da tänzelte der Philosoph daher —
Das kleine Männlein — und ironisch fragt' er
Wie Sokrates: Was wir dabei wohl dächten? —
„Das allgemeine Steinliche!" — spracht Ihr,
Wir lachten laut, er zog unwillig ab
Und der Geschichte dacht' ich später oft.

So schien die Welt mir leerer noch und öder
Als je zuvor. Ob sich die Erde drehte, —
Mir brachte sie die Jahreszeiten nur
Und mit der Jahreszeit verschiedne Arbeit.
Dazu gesellten sich die Sorgen bald.
Der Vater siechte; am Sylvester-Abend
Da gab der Doktor auch die Hoffnung auf.
Die Mutter rief mich an das Krankenbett,
Ich kniete nieder, zitternd stützt' er sich
Auf meinen Arm, schon blickte mich der Tod
Ernst aus den großen, dunklen Augen an.
„Mit Geld und Gut bist du gesegnet, Sohn,
An dem kein Unrecht haftet, wie du weißt;

Doch eines fehlt: die Hoffnung des Bestandes,
Und diese kann ein braves Weib gewähren.
Hast du gewählt?" —
„Die Dutzendware, Vater!
Die auf den Markt ein jeder Fasching schickt?
Behüt mich Gott!"
„Die Kleie birgt auch Korn,
Drum wirf das Korn nicht mit der Kleie fort.
Siehst du den Freithof aus dem Fenster hier?
Seit drei Jahrhunderten ragt Kreuz an Kreuz,
Und nennt uns als die Herrn des Urschnerhofes:
An diese wird zunächst sich meines reih'n.
So wie die Kette reicht von dir zu ihnen,
So darfst du sie als letztes Glied nicht schließen.
Den Vätern bist du schuldig einen Enkel,
Dein Gut dem Erben; nicht allein stehst du
Wie auf der Straße stirbt ein Vagabund,
Zum Haus gehörst du, wie das Haus zu dir,
Zu deinen Vätern, so wie sie zu dir."
Er sank zurück, dann legt' er segnend noch
Die Hand mir auf das Haupt und blickt' empor;
Ein leiser Seufzer, und er war verschieden.
Wenn Eure Brust ein tiefer Schmerz erfaßt,
Gebt nichts heraus, denn Euch gehört er nur
Als heiligster Besitz! — Gemessen schlich
Mir Tag an Tag im langen Jahr dahin,
Doch immer weißer ward der Mutter Haar.
Oft blickte sie mich sinnend an und schwieg,
Sie wandte sich, die Tränen zu verbergen,
Bis endlich sie die Magd für uns bestellte,
Weil allzu schwer ihr war des Hauses Last.

Gleich einer Weide wär' ich noch verlottert,
Die kernfaul auf den Boden wirft der Wind."

Mit einem Zug schlürft' er den Rest des Glases,
Die Alte goß zum Rande wieder voll,
Wir stießen an: —
„Ein Hoch der neuen Zeit!"
Begann er lebhaft, „weil sie auch für mich
Die neue Zeit gebracht!" — Ich sah ihn an. —
Begeistert hob er noch einmal den Becher!
„Ein Hoch den Helden, deren Kraft sie schuf,
Ein Hoch der Zukunft! Wie die junge Eiche
Steigt sie empor im ersten Morgenrot.
Ihr habt den Sturm von achtzehnhundertsiebzig
Mit Euern Liedern feierlich begrüßt:
Trutzlieder waren's von Tirolerart,
So daß die Scheibe traf ihr scharfer Hohn,
Trutzlieder, ja! — ein heller Jubellaut,
Der in der Brust den Widerhall mir weckte
Wie dort zu Innsbruck, als wir auf den Höh'n:
Was ist des Deutschen Vaterland? — gesungen.
So wie der Blitz von Ost nach Westen fährt
Und dir auf einen Blick die Nacht zerreißt,
Geschah's auch mir, als phönixgleich der Asche
Uralter Schmach das deutsche Volk entstieg.
Wie war mir denn? — Hatt' ich im Untersberg
Bisher geschlafen mit dem Kaiser Karl?
Mir schwindelte, ich fuhr empor, im Traum
Griff ich nach meiner Stirn' und wachte plötzlich,
Als strömte wie geschmolzener Rubin
Mir Kaltrer Wein durch Adern und Gehirn.

Auftauchen mir die Heldensagen alle,
Die bunten Märchen, meiner Jugend Spiele,
Die herrlichen Gestalten der Geschichte,
Der helle Glanz der Hohenstaufenkrone
Und was die Dichtung, was die Kunst geschaffen, —
Das stieg empor ein unvergänglich Erbe
Des deutschen Volks ... und dem gehörst du an!
Da ist dein Platz! — Ein Wermuttropfen nur,
Ein bitterer floß in den Freudenkelch:
Daß nicht auch auf dem Kamme der Vogesen,
Nicht vor den stolzen Wällen von Paris
Die Fahne Hofers flatterte! Daß nicht
Vergönnt mir war, den Stutzen dort zu laden
Und mit dem heißen Blei der Trikolore
Aus unsern Bergen einen Gruß zu bieten.
Doch als die Friedensbotschaft hell erklang,
Da stiegen wir im Inntal auf die Jöcher,
Von allen Gipfeln kündeten die Flammen
Hinaus ins flache Bayerland, daß wir auch
Den Ehrentag als unsern feierten."

Ich reichte ihm die Hand, doch er fuhr fort:
„In mir begann es innerlich zu leuchten
Wie vom Karfunkel in des Berges Schacht,
So daß ich wieder zu den Büchern griff,
Die halb vergessen moderten im Schrank.
Die Schönheit Hellas, wie sie Perikles
Dem Volke vor dem Scheiterhaufen kündet,
Die Größe Roms, Horazens: Alme sol!
Wie Dante aufwärts flog mit Beatrice,
Shakespeare, der mit dem Adlerblick das Wesen
Der Dinge maß nach ihrem eig'nen Maß,

Das Meeresrauschen Byrons, Goethes Klarheit —
Das stieg berührt von einem Zauberstab
Vor meinen Blicken aus dem Grab empor."

„Wie fandet Ihr die Zeit?"

„Ich suchte sie.
Zuerst im Winter auf der Ofenbank,
Dann morgens, wenn es nichts zu schaffen gab,
Dann auf der Weide, wo die Rinder mich
Nicht störten, blieben nur die Menschen fern.
Ein Stündlein läßt sich da und dort erschleichen
Und wenn's ein halbes Stündlein ist, auch gut!
Bloß für die Zeitung hatt' ich wenig Zeit,
Denn wenig halt' ich von den Zeitungsschreibern." —

Zustimmend nickt' ich und erhob die Frage:
„Wie kam es aber, daß Ihr doch gefreit?"
Die Alte schlich sich in den Winkel sacht,
Als ginge die Erzählung sie nichts an;
Ich wollte holen sie. —

„Laßt mich nur hier,
Aufpassen will ich, ob mein Alter schwalbelt,
Und stets ihn auf dem rechten Steig erhalten." —

„O du!" rief Franz und drohte mit dem Finger,
„Schau, daß du selbst nicht auf die Irrwurz trittst!
Ist es nicht sonderbar? — Als endlich sich
Der Sinn mir wandte, wandte sich das Herz;
Ich dacht' an meines toten Vaters Rat:

Er war für mich das würdigste Vermächtnis,
Das jetzt erst dem Verstand sich klar erschloß.
Ein flüchtiger Einfall schien es mir zuerst,
Der leicht verschwindet, wie er leicht sich meldet;
Bei Tag vergaß ich, was des Nachts ich träumte,
Doch immer kehrt' und immer er zurück.
Es floh der Schlaf; dem halb geschloss'nen Aug'
Erschienen Bilder farbig, unbestimmt
Und wie bei vollem Blut das Ohr dir singt,
So glaubt' ich, einen Namen auch zu hören." —

Er räusperte, die Alte bückte sich,
Ein Kupferbecken fiel ihr von der Bank,
Er aber ließ sich unterbrechen nicht.

„So ging es hin und her; ich war der Hecht,
Der lang und zweifelhaft am Köder nascht.
Weil ich bei Mädeln kein Geschick besaß,
Hätt' ich den Ausgang schwerlich je gefunden,
Doch wenn der Herrgott kuppeln will, braucht er
Oft eine Hand, um Knäuel zu entwirren,
Für die er selber nicht die Zeit sich nimmt:
Das überläßt er einer klugen Frau! —
Des Doktors Witwe, — nun, Ihr kanntet ihn,
Er hat mit Euch studiert und viel erzählt
Vom Jahre achtundvierzig und dabei
Die Gelbsucht angeärgert dem Kaplan,
Den er dann wieder mit Endivi heilte, —
Des Doktors Witwe las nicht bloß Goffine
Und wie die Bücher mit dem roten Schnitt
Und schwarzen Einband alle heißen mögen.

So tauschten wir; ich dank' ihr manches Urteil
In Dingen, die ich lässig übersah. —
Es war noch vor Advent. Als Neuestes
Trug ich ihr Hebbels „Holofernes" zu."

„Den komischen Koloß! — Gefiel er ihr?"

„Wir blätterten; sie tadelte die Judith,
Ich Holofern, mit dem sie mich verglich,
Weil er in einem Meer von Phrasen tappte,
Bis ihm ein schönes Weib abschnitt den Kopf. —
Oho, oho! rief ich erzürnt und dann
Vom Scherz der Doktorin schon halb versöhnt:
Oho! oho! bin ich den andern gleich? —
Mir war dabei, als ob mich jemand zupfe,
So daß ein derbes Wort im Mund mir stockte.
Sie merkt' es wohl. Mit Pauken und Trompeten
Zog eine Hochzeit zu der Kirche hin.
Wir schauten zu; bald gab ein Wort das andre:
Von dieser Hochzeit kamen wir zur Heirat,
Zum Für und Wider, — schnell erriet sie mich.
Gern hätt' ich das Gespräch noch fortgesponnen,
Sie aber spöttelte, sprach dann von Büchern,
Obschon ich nur mit halbem Ohr dabei war. —
Der Bräutigam, die Braut: ein hübsches Paar,
Man konnt' es in die Weihnachtskrippe stellen;
Ehrwürdig der Brautvater, dann die Mutter,
Den Rosenkranz geschlungen um die Hand,
Sie mochten still vergang'ner Zeit gedenken,
Deswegen war ihr Auge feucht und ernst.
Wie junge Kitzlein dann das Brautgeleit:

Die Bursche jauchzten, Mädeln sah'n aufs Mieder
Und kicherten und rückten an den Kränzlein
Und schielten heimlich zu den Burschen hin:
Das alles hatt' ich hundert Mal betrachtet, —
Warum erschien es heute mir so schön?
Sie grüßten her, ich grüßte hin, — ei nun
Wie Sankt Aloysi hatt' ich abgeschworen
Das Kunter nicht. — Die Doktorin zur Seite
Schien nichts zu seh'n und paßte dennoch auf.
„Das Katherl, schau! Die wär' für Euch ein Weib!"

„Warum nicht gar, sie tänzelt wie ein Pfau!"

„Das blonde Liserl? Euer Haar ist schwarz!"

„Den Holzstock möcht' ich abends walzen seh'n!"
„Das Waberl?" —
„Schickt mich auf die Bärenjagd." —
Wie Leporello hielt ich Musterung,
Doch Gnade fand vor meinem Schnabel keine.
Nur eine fehlte; doch die Doktorin
Erriet mich, war geschlossen auch die Weste." —

„Gewiß das Moidele?" warf ich dazwischen.

„Professor, freilich! — ja, das Moidele!
Ihr seid so klug fast wie die Doktorin. —
Die lächelte, als nur die Bettler noch
Sich um die ausgeworf'nen Groschen balgten
Und ich mit offenem Maul noch immer harrte.
Sie faßte mich beim Janker, meinte sie,

Ich wolle durch die Fensterscheibe springen? —
Sie sah mich an, daß ich zur Seite blickte,
Und fragte dann betonend jede Silbe:
„Das Moidele?"
Mir schoß das Blut zum Herzen,
Des Jankers Knopf, wo sie mich hielt, brach los.
Sie aber nahm gelassen mich beim zweiten.
Ja, Moidele, du hast ihn nach der Hochzeit
Mit Seidenfäden wieder eingenäht." —

„Du warst als Bräutigam ein Schlamperer,
Als Mann ... da hätten sie das Weib geschimpft." —

„Das Moidele, ja wohl, das Moidele!
Begann die Doktorin zu necken wieder,
Das hat sogar zu Lauterach studiert
Und kann mit Euch französisch disputieren." —

„Das tun die Weiber ohne Studium,
Sie erbten es von Eva, seit sie Adam
Mit ihrem Aepfelchen daran gekriegt." —
Bemerkt' ich, daß sie beide herzlich lachten.
Ich füllte dann das Glas: „Hoch Moidele!"

Der Alten trug ich's zum Bescheid entgegen
Und freudig stimmte Franz zu dem Toast:
„Die Doktorin hoch! zwar kann sie's hören nicht,
Denn schon vor Jahren wurde sie begraben! —
Zum dritten Mal begann sie mit der Frage:
„Das Moidele?" —
„Nun ja, das wär' schon recht ...

Die Warze auf dem Kinn ... dann scharrt sie noch,
Als wie ein Wetzstein."

Die Alte wandte von der Arbeit sich
Und rief herüber: „O du Gaggezer,
Drum paßt' ich eben zum Duett für dich!"

„Du bist noch eitel wie vor zwanzig Jahren!"
Gab er zurück und stopfte sich das Pfeifchen,
Sie aber bracht' ihm freundlich einen Span,
Um wieder anzuzünden, daß es dampfte.

Er kehrte zu der Doktorin zurück:
„Dann hat sie einen Unfurm; denkt wie talket!
So oft ich ihr begegne, wird sie rot
Als wie ein frischgesott'ner Krebs aus Raintal." —

„Weil du mich ansahst wie der Gei'r ein Küchlein."

„Nun ja, du warst zu appetitlich auch!" —

„Die Doktorin berührte meine Schulter:
„So wird sie rot? Wenn ihr der Gaber nachsteigt,
Dann wird sie blaß und gibt ihm einen Schnarrer."

„Der Gaber was?" —
„Geht der Euch etwas an,
Daß Ihr so auffahrt?"
„Nun vielleicht ein bissel!"

„O Holofernes! — Seid Ihr abergläubig?"

„Ein wenig ja, wie's jeder Bauer ist,
Und hat man auch Philosophie studiert.
Ein wenig ja, wir hängen ab vom Zufall,
Von Wind und Wetter, wer berechnet das?
Was zu berechnen nicht, ist Aberglaube!" —
Sie sah mich an und fuhr dann langsam fort:
„Drum glaubt Ihr wohl, was ich Euch jetzt erzähle:
Die Zeit der Weihnachtsmette ist geweiht
Und an Geheimnis reich, das flüsternd nur
Die Mutter ihren Töchtern anvertraut.
Da stehen die Schutzengel all versammelt
Im Himmel hoch; nach altem Spruche werden
Die Ehen dort beschlossen für die Menschheit.
Wenn nun ein Bursch, dem es im Herzen brennt,
Sich hinstellt vor die Kirchentüre nachts,
Bis nach des Priesters Segen sich das Volk
Zum Gehen drängt: das erste Mädchen dann,
Das ihm entgegentritt, ist seine Braut.
Wollt Ihr dem Zufall Euer Los vertrauen?" —

„Mir einerlei! So töricht ist er oft,
Wie ich es bin; das Ja behalt ich vor."

„Gebt mir die Hand darauf!"
„Am Weihnachtabend
Kam ihre Magd: ich solle nicht vergessen.
Die Nacht war klar: „Viel tausend Sterne prangen!"—
Ich sang das Liedchen zu der Orgel Schall,
Der mächtig durch die hellen Scheiben wogte.
Die Nacht war kalt, ich zog den rechten Fuß,
Den linken bald empor, als wie mein Gäns'rich.

Nur weil ich es versprochen, hielt ich aus,
Sonst wär' ich in das Wirtshaus abgeschoben:
Ein Becherl Glühwein hätte mich erwärmt.
Da klang das Ite missa! vom Altar;
Ich stellte knapp mich vor die Türe hin,
Die Schnalle knackte, ha die Doktorin!
An ihrer Seite links das Moidele.
Du wichest scheu, — dort warst du furchtsam noch, —
Sie aber zog dich ohne Gnade vorwärts,
So daß du auf der Schwelle stolpertest,
Hätt' ich dich, rasch besonnen, nicht erwischt.
Ich wiegte dich im Arm, die weiche Wange
Lag an der meinen warm; das tat so wohl,
Das tat so wohl der eingefror'nen Seele!
Ein Kuß, ein zweiter noch! Das schmeckte gut!
Zum dritten wollt' ich spitzen schon den Mund,
Da traf ein schwerer Schlag auf meine Schulter
Und, ohne umzuschau'n gab ich's zurück.
Die Nase blutig, lag der Gaber Lois
Im Schnee der Länge nach und plärrte.
Ich hob ihn auf, die Leute liefen zu,
Der eine war für mich, der andre wider —
Und losgegangen wär' die Keilerei,
Als mit dem Weihbrunnwedel schnell der Pfarrer
Dazwischen fuhr, so daß wir nichts mehr sah'n.
Bis wir das Wasser aus den Augen wischten
Und aus dem Munde sprudelten, begann
Er eine derbe Predigt schon zu halten,
Der ich mich schleunigst durch die Flucht entzog.
Das Moidele war mit der Doktorin
Verschwunden plötzlich in der Nebelkappe.

Sie wußte nichts; sie war nicht vorbereitet:
Die Doktorin bugsiert' als Lotse sie
Geschickt mir durchs Gedränge an die Brust.
Am Stephans-Tag blieb ich daheim, bis sich
Die Nachbarschaft mit Klatsch das Maul zerrissen.
Unschuldige Kindlein! Aus der Lade nahm
Ich jetzt den schönsten Hut, den schönsten Janker
Dann ging ich zu der Mutter in die Stube, —
Sie wußt' es schon, obgleich ich nichts erzählt, —
Und bat um eine Nelke, die sie lang
Am Stock mit lauem Wasser treu gepflegt.
Sie schnitt sie ab und murmelte: Gott Dank!
Die zweite, dann die dritte, dann Reseda,
Dann Rosmarin und jedesmal: Gott Dank!
Sie band den Strauß, jedoch die schönste Nelke
Flocht sie mit gold'ner Schnur mir um den Hut.
In Wehmut lächelnd, gab sie mir den Strauß
Und drehte mich herum, ob jedes Mascherl
Am rechten Orte: Gott sei Dank, sei Dank!
Ich ging zur Krämerin, ein schneidig Weib,
Das nach dem Tod des Mannes das Geschäft
Fortführte jedem Mitbewerb zum Trotz.
Ich pfiff die Sorge weg; die Nachbarn gafften
Und folgten zischelnd meinem raschen Schritt.
Die Krämerin sah mich nicht freundlich an,
Als mit der Tür' ich in den Laden fiel:
Man hatt' ihr zugetragen, was gescheh'n. —
Ich war befangen, mit erzwung'nem Scherz
Wollt' ich mich setzen rasch ins Gleichgewicht:
„Heut' kauf ich Zuckerln und Zigarren nicht,
Ich will das Moidele, wenn Ihr mir's gebt!“ —

„Das kannst du längst schon haben, dummer Bua!"
War kurz die Antwort, „red' nur selbst mit ihr."
Sie trippelte voraus, zu dir hinauf,
Du kamst auf halber Treppe uns entgegen
Und tatest zimperlich, wie's halt der Brauch, —
Und wußtest alles doch; es hatte dir
Die Doktorin ja Botschaft schon gebracht,
Daß nicht zu groß die Ueberraschung sei,
Und dann — hm! hm! — hast du nicht nein gesagt." —

„Ich dachte, das Gescheitere gibt nach!"

„Der Schluß des alten Jahres war für mich
Der Schluß der alten Zeit, drum setzt' ich auf
Sylvester-Abend die Verlobung fest;
Die Hochzeit sollte zu Drei-König sein,
Wo für die Welt ein neuer Stern erschien. —
Ein böser Handel war zu schlichten erst:
Der Pfarrer hatte Gaber, mich geklagt,
Und nach drei Tagen war ich vorgeladen.
Auch Moidele, die Doktorin, der Gaber, —
So standen wir im Saal uns gegenüber.
Geschrei und Lärm; ich sagte ruhig aus,
Wie's eben war; die Zeugen redeten,
Doch keiner gegen mich; schon schien's zu Ende.
Da fragte boshaft noch der Aktuar:
„Was war es denn? Ihr seid gestolpert ja,
Hat er Euch nicht ein Bussel, zwei gegeben?" —
Sie barg das Antlitz, durch die Finger glühte
Das Rot, als wie die Rose durch den Zaun.
Da trat die Doktorin vor: „Herr Aktuar,

Ein Bussel ist doch ein Verbrechen nicht,
Sonst hättet Ihr das Lenchen nicht geküßt,
Postmeisters Lenchen in der Ecke dort; —
Der Vorhang war zu dünn, ich hab's geseh'n." —
Da schwieg der Aktuar; er mußte Farbe
Bekennen und warb abends noch um Lenchen.
Fünf Gulden zahlt' ich Strafe, zehn der Gaber,
Acht Tage ward er eingesperrt: die Woche,
Wo ich und Moidele die Hochzeit hielten. —
Ja schön war sie; die Burschen sahen neidig
Ihr auf dem Kirchgang nach; vom Meister Arnold
Ließ ich in aller Herrlichkeit sie malen,
Und ob' dem Bilde hängt der welke Brautkranz,
Ihr könnt es seh'n in unser'm Schlafgemach."

Er trat zu ihr; sie sprachen nicht, im Blick
Lag Lieb' und Treue für ein ganzes Leben.
Nun setzten wir uns alle drei zusammen,
Denn blinkend stand im Winkel das Geschirr,
Und auf das erste Wetter folgte draußen
Ein zweites drohend über dem Seekar.
Das Pfeifchen war verglommen, in der Lade
Barg er es mit dem Knaster und fuhr fort:
„So ging mir nichts mehr ab; die Mutter nur
Hielt mich in Sorgen stets, wenn sie am Stab
Der Mauer nach hintastete zur Bank
Und ruhig still im Sonnenscheine saß.
Es streckte sie der erste Reif aufs Bett,
Das sie nicht mehr verließ; bloß eine Freude,
Die allerbeste, war ihr noch vergönnt:
Wir brachten am Sankt Niklaus-Morgen ihr

Den ersten Enkel; leise streifte sie
Zurück das Häubchen, ihn nicht aufzuwecken
Und machte dann auf Stirne, Mund und Brust ihm
Das heilige Kreuz: Gott Dank, Gott Dank, Gott Dank!
Sein erstes Lächeln hat sie nicht geseh'n,
Als er den Lenz begrüßte, zu Josephi
Ward sie begraben an des Vaters Seite.
Er hat kein Denkmal noch; ich wollte beiden,
Weil sie vereint gelebt, das gleiche setzen; —
Könnt Ihr mir einen braven Meister nennen?"

„Der Natter ist zu hoch, sucht den Purtscheller." —

„Ich komme bald nach Innsbruck. Grollend zieht
Das Wetter langsam in das Bayer-Land.
So bleibt noch Zeit, Euch alles zu erzählen.
Am off'nen Grabe denkst du mancherlei,
Und mehr noch, wenn es sich für immer schloß.
Ich selbst war nicht mehr jung; da reißt bisweilen
Vor unserm Fuß die grüne Blütendecke:
Wir schauen in den Abgrund, dessen Tiefe
Bis jetzt kein Blick ermaß und — schauern.
Wißt Ihr es noch? — Ich hieß der Philosoph
In meinem Kurs, weil ich ein Grübler war,
Der Platon las, den Aristoteles
Und in der Bibliothek sogar Spinoza
Zu fordern wagte; puh, was tat ich da!
Und mehr als das; ich wurde beim Bierwastel
Von allen Kameraden ausgelacht:
Denn solche Bücher sind nicht vorgeschrieben!
Man überwachte mich; es schlichen Spitzel

In meine Stube, musterten die Bücher,
Sie fragten: ob ich das, ob jenes glaube?
Ihr warntet mich; ich dank' Euch noch dafür.
So war's zu Salzburg auch, ich denke fast
Daß nicht der Strauß, daß mich der David Strauß
Aus jenem frommen Schafstall fortgejagt,
Wenn auch der David wie den Goliath
Mich nicht bezwang. An seinen „neuen Glauben"
Vermochten meine Zweifel nicht zu glauben."

„Dafür habt Ihr ja Moidel eingetauscht!" —

„Gern preis' ich meines Lebens Führung jetzt,
Wenn damals mir auch alles düster schien.
So stand mein Haus nach innen fest und außen,
Doch wollt' ich, wie — selbst unbewegt — die Welt
Einst zu bewegen Archimed verhieß,
Mir fest des Grundes Grund begründen noch.
Ist's komisch nicht wie des Münchhausen Zopf? —
Der Schwarten dacht' ich, die lang unberührt
Von Schimmel grauten, ekler Würmer Fraß.
Ich nahm die Axt, den Keil; im Unterdach
Klob hastig ich der Philosophen Sarg
Und andre Werke, die vorläufig mir
Noch fehlten, sandte Pfaundler her aus Innsbruck.
Gleich Epikurs Atomen wirbelten
Mir tausend Widersprüche durch den Kopf.
Oft fuhr ich auf in dunkler Nacht, als sollte
Die Lampe mir den finstern Geist erhellen,
Und weckte Moidele, daß sie mich schalt."

„Du sprachst im Traume wirr, daß ich erschrak."

„Wenn in der Linde Schatten Knecht und Magd
Sich Ruhe gönnten, griff ich nach den Büchern
In meinem Sack und saß versenkt, bis mich
Ihr spöttisch Zischeln zur Besinnung brachte.
Zu Hall besucht' ich den Sebastian, —
Den Kaplan Ruf; er war auch Euer Freund, —
Die Leute meinten, daß ich mir bei ihm
Den Platz im Narrenhaus bestellen wolle.
Ein scharfer Logiker, berühmt als solcher,
Neckt' er mich erst mit Fragen allerlei,
So daß ich mich im Labyrinth verirrte,
Bis er mir am Karfreitag sagte: „Schaut!
Ein Golgatha gekreuzigter Systeme
Ist die Geschichte der Philosophie!" —
Das war zu wenig mir, zu viel. Sollt' ich
Auf diesem Weg des Geistes Ruhe finden?
Noch einmal kehrt' ich zu den Büchern, kehrte
Zu oberst unten und zu unterst oben." —

„Ihr laset Werke, die der Inder brandmarkt,
Hat Euch kein Priester je darum getadelt?"

„Mit unserem Dekan verkehr' ich gern;
Er ist ein edler, viel erfahr'ner Greis.
Nur einmal warf er leise deutend mir
Das Wort hin: Wer die Wahrheit redlich sucht,
Dem wird sie Gott barmherzig auch gewähren." —

„Doch alt ist der Dekan, es steh'n bereit
Die Füße, die zu Grab ihn tragen wollen,
Und ob ein beſſ'rer nachkommt, ist die Frage!" —

„Wen nicht der Zweifel faßt, wie glücklich ist er!
Der Pflanze gleicht er; aus der Erde wächst sie
Und kehrt unschuldig zu der Erde wieder,
Doch ist es Menschengröße, mit dem Dämon
Zu ringen wie einst Jakob mit dem Engel,
Bis ihm zu Häupten stieg die Himmelsleiter,
Das eig'ne Roß zu spannen vor den Wagen,
Der dich empor zu Platons Göttern trägt."

„Ihr wart ein Theolog bei Theologen
Und glaubt, daß man Euch frei die Straße läßt!" —

„Ich habe meine Kenntnis nur für mich
Und will bekehren nicht wie Conrad Deubler.
Bekehren hm! das kommt mir manchmal vor,
Als wenn dem Blinden Ihr ein gläsern' Auge
Statt des verlor'nen in die Höhle setzt. —
Greift Unverstand mir frech in das Gewissen, —
Wer's immer wagt! — dann wird's wie ein Cherub
Empören sich und mit dem Flammenschwert
Ihn von der Pforte meines Innern jagen." —

„Noch einmal kehrtet Ihr zu Euern Büchern?" —

„Ich tat es, ja, doch der Kaplan behielt
Mir gegenüber Recht. — Auch Ihr."

„Wie so?
Ich habe nie mit Euch philosophiert." —

„Erinnert Euch: wir gingen auf und ab,

Es war im Juni, — an des Inns Gestade,
Der wild und brausend hin die Wellen trieb.
Vorwitzig fragt' ich nach den höchsten Dingen,
Ihr aber wichet klug der Antwort aus
Und als ich stets in einer Richtung bohrte,
Saht Ihr mich plötzlich an mit großen Augen:
„Den Stein der Weisheit sucht Ihr auf der Straße
Und meint, Ihr dürftet Euch nach ihm nur bücken?
Den Stein der Weisen, den Jahrhunderte
Im schwersten Kampfe sich zu finden mühten,
Den Stein der Weisen, den Jahrtausende
In Zukunft suchen, ihrer Arbeit Erben!" —
Ihr tratet auf die Brücke dann und schautet
Lang vom Geländer zu dem Spiel der Wellen,
Die wiederholend sich in gleicher Form
Und anders stets rastlos vorüber glitten.
„Ist das die Weltgeschichte?" — fragtet Ihr
Und schwieget, weil Euch niemand Antwort gab.
Dann blicktet Ihr zum Himmel, der verhüllt
Von schwarzen Wolken auf uns niederhing.
Nach einer Weile fragtet Ihr: „Wer hat
Vom Mythos schon des Demokrit gehört,
Des Abderiten? — Neu ward er entdeckt.

In einer hohlen Kugel sei die Menschheit, —
Behauptet er, — für immer eingeschlossen.
Die Schale sei von Erz; unzählig laufen
Vom Mittelpunkt zu ihr die Radien,
Dem and'ren keiner parallel und jedem
Stellt sich ein anderer entgegen stets.
Die meisten Menschen bleiben ruhig dort,
Wohin Geburt und Schicksal sie geworfen,

Und nähren sich vom Staub, der sie umhüllt,
Zufrieden, wenn sie Mund und Hände füllen,
Bis mit der trägen Zeit die Gier erlischt.
Doch manche suchen auf den Radien,
Begeistert von der Jugend Ideal,
Emporzuklimmen in das Reich der Wahrheit,
Und wenn sie auf dem Weg verläßt die Kraft,
So bleiben sie im Reich des Wahns befangen.
Doch wer die Schale spät und schwer berührt,
Der weiß, daß sie nicht zu durchbrechen ist
Und streng die Schatten von den Dingen trennt.
Da zieh'n sich viele kalt in sich zusammen
Wie Wasser, das bei scharfem Frost gefriert;
Sie seh'n nur noch Atome, wägen, messen,
Und ihre Wirbel sind für sie Gesetz.
Doch mancher blickt noch aufwärts von der Erde,
Voll Sehnsucht nach dem Einen in dem All:
Sein Wesen quillt für ihn als Grund der Dinge,
Aus dem, für den die reiche Welt entspringt,
Zu dem des Daseins voller Strom zurückfließt.
Dann fügt er voll Entsagung sich dem Willen
Der hohen Götter, was die noch beschließen,
Wenn er zu ihrem Schau'n sich vorbereitet,
Denn an des Endes Ende glaubt er nicht." —

„An eine Offenbarung wohl? — Gab's eine solche?"

„Es gab und gibt und wird stets eine geben
Für jeden — Freund! — so weit die Menschheit reicht,
So weit die Menschheit reicht! — für mich, für dich.
Wenn du in stiller Ruhe des Gemütes
Der Stimme horchst, die dir zum Herzen spricht,

Wenn rein und frei du zu empfinden wagst
Und in der Welt dich ahnend selbst erkennst.“ —
Ihr schwiegt, ich auch, was sollt' ich Euch erwidern
Mit meinem bißchen Bücherdenkerei?
Zum Schlusse fügtet Ihr noch lächelnd bei:
„An jedes Herz klopft seine Stunde an,
Wohl dem, der sich in Trotz und Dünkel nicht
Dem leisen Geisterfinger spröd verschließt.“
Der Mythos war von Euch wohl, gern verhüllt
Ihr die Probleme mit der Poesie,
Wie einst Harmodius das scharfe Schwert
Verborgen unter Lorbeerzweigen trug,
Doch seinen Sinn begriff ich erst nach Jahren, —
Nicht weil ich mehr studiert, gedacht, nein, weil
Ich an mir, in mir selber viel erlebt,
Denn was von außen kommt, bleibt außen stets.
Zerschmettert stürzten die Titanen nieder,
Die an das heilige Weltgesetz gerührt,
Drum senkt' ich meinen Flug zum engen Raum,
Den zu erfüllen ich berufen ward,
Wo mir ein Kind entgegenstammelte,
Mich Vater nannte, wo mit treuem Sinn
Den kleinen Herd für mich ein Weib geweiht,
In dessen Flammen ich den Gott erkannte,
Wie Abraham einst in dem Palmenhain.
Von jenen Höhen stolzen Sonnenfluges
Bracht' ich den grünen Oelzweig mir herab:
Die tiefe Sehnsucht nach Unendlichkeit
Verbürgt allein dir die Unendlichkeit,
Und wer das Ewige zu ahnen wagt,
Ist ewig stets in alle Ewigkeit.“ —

Da flog ein Sonnenstrahl durchs off'ne Gatter,
Warf auf die Dielen eine gold'ne Tafel,
Mir gegenüber von der Gratelspitz
Zum Brandenberg schwang sich der Himmelsring
Auf dunklem Hintergrund, wo ferne Blitze
Noch flatterten. Ich faßte Hut und Stock
Und stieg zum Achensee:

„Auf Wiederseh'n!"

* * *

Oktober schon! — Ich legt' in Schachteln ein,
Was ich im Lauf' des Sommers angesammelt: —
Leptaena vom Gschöllkopf! — Da klopft' es schüchtern,
Ein Bürschchen trat herein mit einem Dienstmann
Und bot den Index mir. Ich unterschrieb.
Den Namen las ich nicht, was sollt' ich es?
Der Katalog wies deren hundert aus!
Das Bürschchen zögerte. Ich sah es an.

„Vom Vater einen Gruß!" —

„Vom Vater? — Wem?" —

„Der alte Zaggler schickt Euch eine Flasche
Voll Kirscheler, im Winter Euch zu wärmen.
Er ist ja Euer Schuldner für ein Buch,
Drum nehmt es übel nicht." —

„Schreibt meinen Dank!
Ihr seht ihm ähnlich, was wollt Ihr betreiben?" —

„Die Kenntnis der Natur!" —

„Habt Ihr schon was
Gelernt in Eurer Schule? Welches Fach?“ —

„So ziemlich alle!“

„Ho! da seid Ihr weit!“ —

„Der Vater meinte: nicht das Einzelne,
Bloß die Ideen sollt' ich stets erfassen.“ —

„Nur schade, daß Idee von Fall zu Fall
Den Körper sich zu ihrer Hülle wählt.
Ihr könnt sie nicht durch Subtrahieren trennen,
So nehmt denn mit der Blume auch den Duft!
Das will der Zaggler! — Fügt dem Danke bei:
Den Schlüssel, den Philosophie gesucht,
Den hätten Darwin, Häckel nicht gefunden,
Drum mög' er in Geduld sich immer fassen:
Der Kugel Schale sei noch stets von Erz
Und alles Lebens Fülle nur Symbol!“ —

Das Bürschchen stutzte.

„Fügt des Weitern bei,
Daß ich im Fasching ihn besuchen wolle,
Um einen frischen Bauerntanz zu sehen
Und allenfalls ein bißchen Roblerei:
Das führt uns vom Abstrakten ins Konkrete,
Von Hegel zu Homer, der dem Achill
Im Schattenreiche vorzog einen Bauern.“

So ging er wie der Studio von Faust

Und mochte beim Bierwastel vor dem Humpen
Bedenklich über meine Weisheit brummen.

*
* *

Am Pfinztag, der „unsinnige" heißt er,
Vermutlich, weil die Leute dort nicht klüger
Als an den übrigen des Jahres sind, —
Am Pfinztag ja! saß ich beim Zaggler Franz,
Wir knackten Nüsse, nicht scholastische —
Und sah'n der Moidel zu, die Nudeln buk,
Von denen zischend tropfte heißes Schmalz;
Der Wintersturm warf Flocken an die Fenster
Und dröhnte mit Gewalt. Vorüber ging
Der Cooperator, sorglich eingemummt
In einem Mantel schäbig und zerschlissen,
So daß man Nase nur und Augen sah.
Der Zaggler klopfte, riß das Guckerl auf
Und bot ein frisches Gläschen Kirscheler.
„Heut tut es not!" rief der herein. „Ich muß
Zum kranken Tschugg hoch ins Gebirg hinauf;
Vergelt's Euch Gott!" — Er war entschwunden schon
Fern im Gestöber, als wir lange noch
Den Schritt der schwer beschlag'nen Stiefel hörten,
Bis er verklang. — „Den laß ich mir gefallen!"
Rief jetzt der Franz und schlug das Guckerl zu. —
„Ja wohl, der sucht die Armen überall,
Und manches Kreuzerl, das er abgespart
Vom Munde sich, steckt er in ihre Hand."

„Auch haben ihn die Kinder schrecklich gern,
Als wie den Schäfer, welcher sulzt, die Schafe,

So laufen sie ihm nach auf Weg und Steg." —
Die Moidel sprach's; es schmunzelte der Franz:
„Und erst die Weiber, wenn er Predigt hält!
Doch Spaß beiseit'! Ich hör' ihn selber gern,
Wenn er auch nichts von Hegel weiß, wenn er
Den Jesuiten läßt die Syllogismen
Und schwerlich je bei unser'm Hartmann anlangt.
Gar schlicht und einfach ist ein jedes Wort
Und warm von Liebe!"

„Wie Thomas von Kempis!"
Ich sprach es leise. — „Wer die Liebe hat,
Der lebt die höchste Weisheit Tag für Tag!" —

„Bei dem trifft's zu!" — erwiderte der Franz,
„Hoch acht' ich jeden Priester, der's verdient;
Verdient, weil er mit Uebermenschen Kraft
Entsagend wirkt im heiligen Beruf.
Bezeugt es selbst: ich bin kein Feind der Kirche,
Die mich erzogen, die mich beten lehrte,
Vom Staub empor auf Ewiges zu blicken,
Wenn auch die Form zerbrach, die sie mir bot.
Berührt ein frecher Finger den Altar,
Vor dem einst unsre Ahnen fromm gekniet,
Von dem in tausend Herzen Trost und Frieden
Bei dieses Lebens hartem Kampfe strahlt, —
So mag der Arm, an dem er hängt, verfaulen!" —

Schon dampfte der Kaffee, die Bäschen kamen,
Die Vettern dann der Bäschen — oder was!
Die Zither nahm der Zaggler von der Wand

Und spielte, daß wie Epikurs Atome
Die Pärchen wirbelten; verdammte Gicht!
Und als ich drauf zu der Guitarre griff,
Tanzt' er mit Moidel einen Walzer noch,
Daß rings die Bursche staunend Beifall klatschten.
Hätt' ihn der Sohn erblickt — den wuchtigen Professor,
Der ernsthaft sonst auf dem Katheder blatzt: —
Das Bürschchen büffelte bei den Modellen,
Jetzt für die Prüfung, wenn es heimlich nicht
Den Seitensprung zur Cavalchina wagte.
Die Jugend nur genießt der Jugend Glück!
Doch wer des Lebens schwere Last getragen,
Der mag als Greis sich frohen Scherz gestatten,
Wie nach des Tages heißem Sonnenbrand
Die Abendluft ein milder Glanz durchglüht.
So heb' ich noch das Glas: Mein Unterland
Gedeihe fort und fort an Schönheit, Kraft;
Der Männer würdig seien stets die Frauen
Und wert der Frauen stets die stolzen Männer!
Du leuchtender Smaragd im Ehrenkranz
Tirols, behalte stets den alten Glanz!
Im Unterland juh! Da bin ich daheim,
Im Unterland unt'! — Drum sied' ich nicht Leim,
Das gibt mir im Alter noch freudigen Mut,
Im Unterland unt'! — Juh Unterlands Blut!

Anmerkungen.

Zum Verständnis dieser Erzählung schicke ich sachliche und sprachliche Erläuterungen voraus, wie sie eben die eigentümliche Beschaffenheit von Volk und Land fordert.

„Zaggler," ein Mensch, der sich in Tracht und Haltung vernachlässigt und alles gehen und liegen läßt, wie's eben geht und liegt.

In die Einleitung zum Preise des Unterinntales habe ich gleich Tannenzweigen an einer Festhalle etliche viel gesungene Schnadahüpfeln verwoben: Liedchen zum Tanz, dessen Rythmus sie begleiten; daran schließen sich gleichartig meine Knittelreime, wie sie die Volksdichtung noch immer gern verwendet. Frisch und erregt bewegen sie sich im Dreivierteltakt. Die Erzählung selbst schreitet in fünffüßigen, frei behandelten Jamben, welche der Prosa nahe sich jedem Stoffe anschmiegen, ohne jedoch zur Prosa herab zu sinken, ruhiger fort. Den ernsten Inhalt auszugleichen, schließt das Gedicht wieder in Knittelreimen.

Ueber den Stoff dieser Erzählung will ich mich nicht äußern; daß der Freund und Lehrer des Franz Zaggler selbst ein handfester, jetzt allerdings etwas wetterschlächtiger Unterinntaler ist, darf ich als bekannt voraussetzen. Wenn der einsame Wanderer auf dem Sonnwendjoch beim alten Franz und seiner Moidel einkehrt, mög' er sie mir grüßen.

* * *

Am Johannisabend lodern auf den Bergen die Feuer, besonders auf allen Gipfeln des sagenreichen Sonnwendjoches, zu dem auch der Gschöllkopf gehört. Da zünden die Bursche hölzerne Räder an und schlagen sie den Mädeln zu Ehren über das Gehäng. — Oestlich liegt der unheimliche Zireiner-See, aus welchem das Wasserfräulein die Gewitter sendet. Die Bauern lassen am Palmsonntag und zu Mariä Himmelfahrt Blumen und Kräuter weihen, die man, wenn sich der Himmel verdunkelt, in's Feuer wirft, um die Hexen zu vertreiben.

Die Unterinntaler sind jetzt noch, trotzdem alles auf militärischen Fuß gestellt wird, ausgezeichnete Scheibenschützen: an die Bänder

der Fahnen, welche zum Festpreise bestimmt sind, heften die Bestgeber Gold- und Silbermünzen. Schwarzschüsse werden mit Schwegel und Trommel begrüßt; ist das Zentrum getroffen, feuert man die Böller los. Dabei erneuen sich wohl auch die Erinnerungen an die Franzosenkriege; man gedenkt der Kämpfe an den Thermopylen Tirols: dem Strubpaß, wenn auch jetzt das Andenken allmählig verblaßt und durch Säulen festgehalten wird. Bekanntlich sind die Unterinntaler auch treffliche Jäger; das Wild im benachbarten Baiern könnte von manchem Raubschützen erzählen.

Von Poesie verklärt ist die Gestalt der heiligen Nothburga, an deren Grab auf dem Eben die Mädchen aus allen Tälern wallfahrten. Zu Rattenberg geboren, trat sie in den Dienst des stolzen Grafen von Rottenburg und wurde wegen ihrer Milde gegen die Armen vertrieben. Aus den Trümmern des Schlosses erhebt sich noch ein Turm mit dem Kämmerlein, wo sie wohnte. Dann verdingte sie sich an einen Bauern. Als er aus Geiz einmal die Dienstboten zur Arbeit nach dem Gebetläuten verhalten wollte, warf sie die Sichel in die Luft, und diese blieb an einem Strahl der Abendsonne hängen, zum Zeichen, daß Feierabend sei. Viele Züge ihrer anmutigen Legende erinnern an die Sagen von der alten Hertha.

Die Zither klang und klingt nirgends so hell, als am Inn und dessen Nebenflüssen; fürchtete sich das junge Volk vor dem Geistlichen, so bestellte man sich in einem Stadel zusammen, wo dann der Schutzengel manchmal die Augen schließen mußte.

Das Vieh auf der Weide behütet für das lüderliche Völkchen der heilige Benediktinerabt Lienhart, dem im Unterland mehrere Kapellen geweiht sind; so auch eine schöne gothische Kirche bei Kundl. Hier wurden die Heerden vor dem Auftrieb zur Alm und bei der Heimkehr gesegnet.

„Rock und Joppe sind von gleichem Tuch“ — das will sagen: der Herr und der Bauer sind gleich viel oder gleich wenig wert und „die Wage schlägt zu Gunsten desjenigen aus, auf den man einen Pfennig legt. Daher soll auch der Kessel dem Hafen nicht predigen“ — weil sie beide gleich russig sind. Den einen oder den andern Spruch hört man gelegentlich noch von den Bauern.

* * *

Krikeln. Die Hörner der Gemse.

Zilizium, ein Bußgürtel mit Stacheln nach innen; er wurde von Asketen getragen, in Tirol bisweilen sogar von Frauen.

Sankt Monica. Die Mutter des heiligen Augustin.

Kaser, im Unterland für Almhütte.

Nasenwärmer. Das kleine Tabakpfeifchen des Bauern.

Der Schnall. Tiroler und Schwaben werden erst mit vierzig Jahren gescheit, da tut es nämlich einen Krach in ihrem Kopfe.

Kooperator. Ein Hilfspriester, der den Pfarrer bei der Seelsorge unterstützt.

Wiff. Frisch und aufgeweckt, der träge und langsame siedet Leim; er ist ein Talk, davon talket.

Zu den Volksbräuchen, welche jetzt von der weisen Obrigkeit so ziemlich abgestellt sind, gehört auch das Robeln: junge Männer rangen um den Preis der Stärke; wer alle überwindet, heißt der Hagmair und trägt stolz die Hahnenfeder auf dem Hut. Dabei versammeln sich die Zuschauer: Der Umstand; ein Wort aus der altdeutschen Gerichtssprache. Haggeln ist ebenfalls eine Kraftprobe; die Gegner fassen ihre Mittelfinger und ziehen dann mit voller Kraft nach rechts und links, wer nachläßt, der hat verloren.

Das Bogner burgele, mein Bäschen, die 1872 verstorbene Wirtstochter von Absam dichtete als Wallburga Schindl schöne Ritornellen, die auch Corriere freundlich erwähnt; auf sie hatte ihr Oheim Sebastian Ruf großen Einfluß. Als Kaplan des Irrenhauses zu Hall erwarb er sich gründliche philosophische Kenntnisse und ist Fachmännern als Psycholog bekannt. Er verschied hochbetagt 1877.

Thurner war ein ausgezeichneter Turnlehrer zu Insbruck.

Naggeln. So viel als schlottern.

Mit zwanzig Jahren durchschlüpfen: er wurde zu zwanzig Jahren Gefängnis, Keuche verurteilt; Schellen heißen die Handfesseln.

Zur Feier des Friedensschlusses 1871 veranstalteten nicht bloß Insbrucker Bürger einen Fackelzug, im Unterinntal wurden auch auf den Bergspitzen Freudenfeuer angezündet, wie man auch in Tirol für die deutschen Verwundeten Beiträge gegeben hatte.

Rummel, soviel als Lärm.

Rösseln von Roß, mit Wagen fahren.

Schwalbeln, schwätzen wie die Schwalben.

Irrwurz. Nach der Volkssage: man tritt zufällig darauf und verirrt sich dann.

Kunter. Das Kleinvieh.

Scharren bezieht sich auf die Aussprache, wo das r sehr hervortritt.

Gaggezer. Der Bergfink; gaggezen mit der Zunge anstoßen.

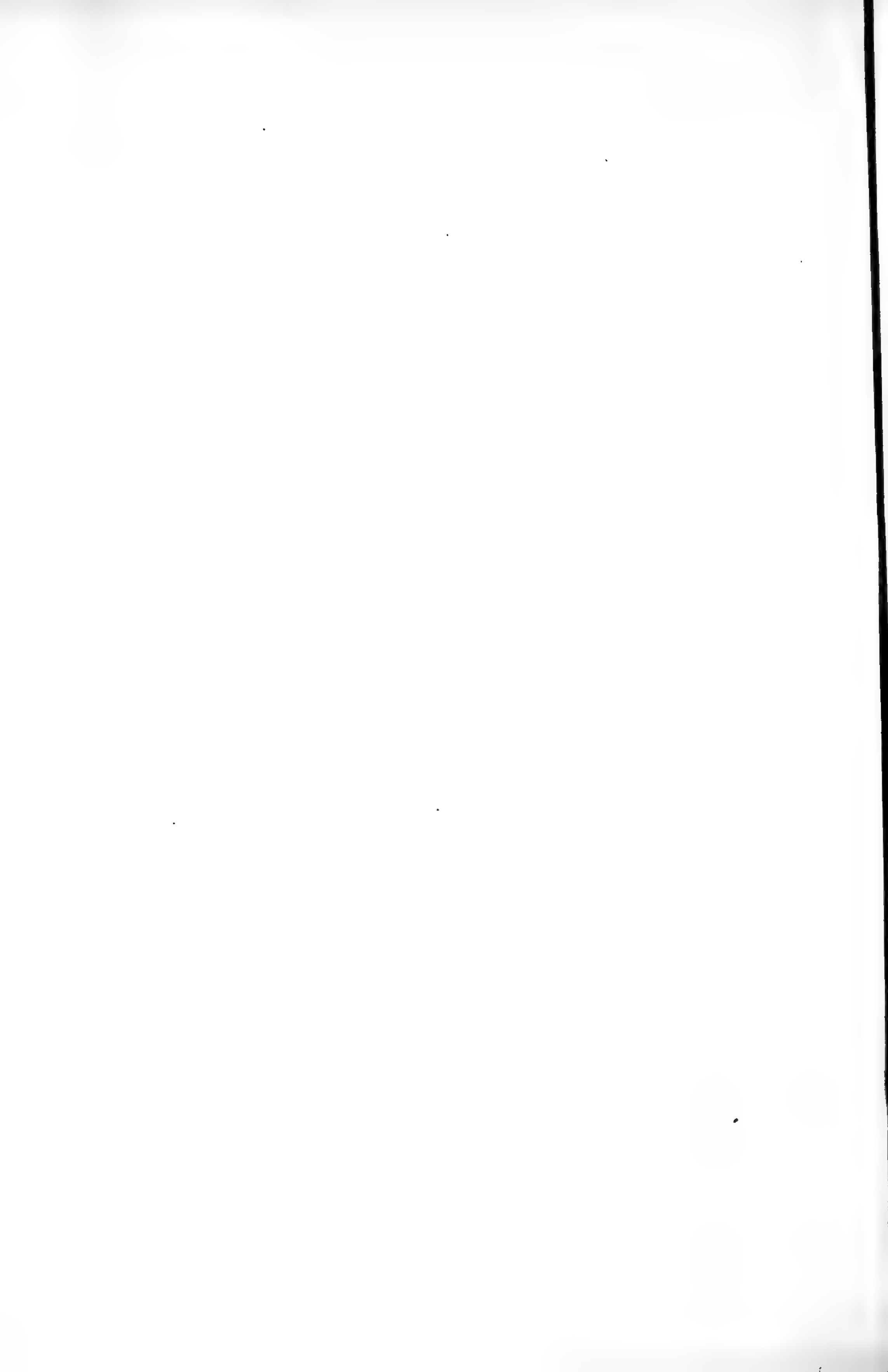
Schnarrer — anschnarren — anschnauzen.

Josef Arnold, ein beliebter Maler zu Insbruck; Heinrich Natter, der Bildhauer aus Vinstgau; der Steinmetz Aloys Purtscheller verfertigte den Grabstein des unglücklichen Dichter Johan Senn.

Conrad Deubler. Der berühmte Bauernphilosoph von Goisern; die schweren Verfolgungen, denen er ausgesetzt war, sind vielfach beschrieben, so daß ich über ihn schweigen kann.

Blatzen. Langweilig singen oder reden.

Zum Schlusse will ich noch bemerken, daß der Volksglaube, auf den ich mich beziehe, ebenso die Volksgebräuche, in den letzten Jahren sehr in Abnahme kamen und vielleicht bald ganz verschwinden.



Ecke

Ein Faschingsmärchen



Satt bin ich der Wirklichkeiten,
 Mit dem Staub, dem Kot zu Füßen,
Auf dem Hippogryph will kühn ich
 Der Romantik Land begrüßen.

„Stimmt ihr zu?“ — „Nein!“ — Ihr behauptet:
 Daß sie lange schon begraben.
Und das Leichenlied Dornröschens
 Sing' ein Chor von heisern Raben!

Adlerroß, wenn ihre Faust wagt
 Frech dir am Gebiß zu zerren,
Wirf zurück sie, denn ihr Machtspruch
 Kann die Wolkenbahn nicht sperren.

Was sich rechnen läßt, mag gelten
 Ihnen als das einzig Wahre,
Aber dieser Weisheit spottet
 Ueberall das Wunderbare.

Wo ihr starrt auf leere Wände,
 Sehen Sonntagskinder Geister
Und es ruft aus Sonnenstäubchen
 Eine neue Welt der Meister.

Könnt ihr Inkommensurables
Weg von euren Tafeln streichen?
Zwischen Erd' und Himmel gibt es
Vieles, wo euch fehlt das Zeichen.

Euer Recht lass' ich euch gerne:
Bleib' gebunden, wer gebunden!
Wenn ich meine Ketten löse,
Gönnt es mir für wenig Stunden.

Aschermittwoch folgt dem Fasching,
Da mögt ihr die Fasten halten,
Meinethalb! — ich will im Freien
Heute frei als Freier walten!

* * *

Längst verstorben ist die Muhme,
Die mir Märchen oft erzählte,
Wenn sie abends spann am Ofen
Und ich sie mit Fragen quälte.

Von dem Prinzen, der Prinzessin,
Die man trennen wollte, — schändlich!
Doch sie blieben beide standhaft
Und so kriegten sie sich endlich.

Höher galt der starke Hans noch,
Wie er stand im Buch zu schauen
Mit den Zotteln um die niedre
Stirne, mit den Borstenbrauen.

Ja, der Hans, dann hieß er Ecke! —
  Seht ihr dort den Solstein ragen?
Seinen Vater! — Die Frauhitt hier,
  Hat ihn auf dem Schoß getragen.

Als das Büblein sich im Tümpel
  Plätschernd ganz beschmutzt mit Kote,
Putzte sie Gesicht und Rücken
  Frech ihm mit der Armut Brote.

Und es haben die Kotlackler
  Heutzutag davon den Namen;
Doch der Vater, der verhöhnt' sie,
  Als sie ihm zu klagen kamen.

Darum wurden sie versteinert
  Droben auf dem Felsenschlosse,
Darum blieb zurück als Waise
  Unser Hans, der zarte Sprosse.

Schutzlos lief er nicht zum Sieb'rer; —
  Fromm wie die Tirolerjungen,
Hat er bei den Jesuiten
  Sich als Ministrant verdungen.

Weil er aber in der Küche
  Nachts einmal sich eingeschlichen,
Ist aus banger Furcht vor Prügeln
  In die Wildnis er entwichen.

Einen Gemsstall tat er bauen
  Hoch in den Karwendelschrofen,
Und zwölf Stücke briet er täglich,
  Wo man Kalk brennt, — in dem Ofen.

Doch am Aschermittwoch fraß er
Eine volle Heringtonne
Dort bei Sprenger, soff den Keller
Aus dem Wirt zur goldnen Sonne.

Zahlen konnt' er nicht, da stieg er
Heimlich mit dem Baum als Stecken
Aus dem Inntal in das Etschland
An der Sonne sich zu recken.

Auch sind dort gefüllt die Keller,
Bei Dipauli und bei Schaffer,
Darum trank er zu den Kästen
Niemals einen Tropfen Wasser.

Und gepelzt mit jeder Tugend,
Wuchs er auf in Ehrenzüchten,
Daß auf ihn die Mädchen schielten,
Was Chroniken uns berichten.

Wie gebot die Rittersitte,
Uebt' er sich in edlen Künsten,
Blies den Dudelsack und lernt' auch
Aus der Etsch die Aale dünsten.

Freilich sind sie schwer verdaulich,
Wenn mit Salbei auch gebraten,
Und so wußt' im Katzenjammer
Er zu helfen nicht, zu raten.

Fahl wie Asche lag er traurig,
Fluchend auf den schlimmen Bissen
Und der Liebe scharfer Angel
Hat auch noch sein Herz zerrissen.

Dort in Girlan sang zur Zither
Eine Maid mit blonden Haaren,
Staunend hört' er's; was die Liebe? —
Hat er heut zuerst erfahren.

Und er sprang, zertrat im Satze
Hütten wie die Schneckenhäuslein,
Daß die Bauern sich verkrochen,
Rettung suchten bei den Mäuslein.

Lange schaut' er in die Laube,
Doch das Kind entlief vor Schrecken; —
Weil Betschwestern die da drunten, —
Sich im Beichtstuhl zu verstecken.

Wie den Dosendeckel hob er
Ab das Kirchendach und brummte,
Während einem Franziskaner
Sie ins Ohr die Sünden summte.

Wie's ihn freute, wie er lachte,
Als er ihn beiseite schupfte,
Dann das Mädchen auf vom Boden
Mit dem nassen Finger tupfte!

Wie er seufzte! — doch den Odem
Hielt er ein von Mund und Nase,
Daß er nicht das holde Käferl
Fort in alle Weiten blase.

Welche Wonne, sie zu küssen,
Doch im Bart wär' sie verschwunden,
Wie im Wald ein Reh; als Fliege
Hätt' er sie wohl gar geschlunden.

Dann begann er zu verzweifeln, —
Hoffnungslos sein Sinnen, Minnen!
Er zu groß und ach! zu klein sie; —
Seine heißen Tränen rinnen.

Er zu groß und ach! zu klein sie! —
Gleich kann nur zu gleichem passen;
Fort schwemmt sie der Strom, der bitt're,
Herber Weltschmerz will ihn fassen.

Und so steht er auf der Mendel,
Brüllt wie eine Donnerwolke,
Bis ihn endlich Durst und Hunger
Wieder treibt zum Menschenvolke.

Und sie braten ihm zwei Oechslein;
Um gemütlich zu verdauen
Schlendert er, wie Goethes Werther,
Durch die Wälder, durch die Auen.

Was nicht möglich, ist nicht möglich!
Sagt er sich; für einen Christen
Ziemt Ergebung! zum Kreuzzuge
Will er schon die Waffen rüsten.

Doch beim Pater Vinzenz tat er
Sich zuvor noch Rats erholen;
Dieser meinte nun: „Das Wasser
Hat nicht Balken und nicht Bohlen." —

Sprecht, wie soll er Trost noch finden
Für die ungeheure Trauer!
Da las die Theaterzettel
Er zu Bozen an der Mauer.

„Auf nach Bayreuth! — Richard Wagner
Will den Lohengrin verzimmern,
Diesen kenn' ich vom Bierwastel,
Eine Freude soll mir schimmern!"

* * *

Während er nach Norden stolpert,
Gönnt mir eine Parabase; —
Griechisch ist das Wort; es kann nur
Folgen Nase — oder Phrase.

Ja, zu Fuß! — Im Mittelalter
Gab es noch nicht Eisenbahnen,
Als ein frommer Riese konnt' er
Nichts vom Dampf, — dem Teufel ahnen.

Dampf und Teufel! — vorwärts treibt er
Die Fabriken, die Maschinen;
Vorwärts, vorwärts! doch ein Irrlicht
Ist als Leitstern nur erschienen.

Vorwärts! vorwärts ohne Radschuh, —
Hastet vorwärts nach dem Glücke,
Werft den Nächsten nieder, stürzt dann
Mit zerbrochenem Genicke.

„Ja, der Teufel!" — So hört' ich ihn
Einst von einem Pater schelten,
Seine Stimme hob er dröhnend,
Daß des Doms Gewölbe gellten:

„Zwischen Walzen und Gestänge
Muß er zischen, muß er prusten,
Und als schwarzen Rauch den Odem
In die reinen Lüfte husten.

Seht bei Nacht: die Feueraugen
Lodern durch die Eisenräder;
Liebe Christen laßt euch raten:
Machen soll das Kreuz ein jeder.

Denn im Kessel tobt gebannt er,
Wie sie's nur zusammenbrachten!" —
Gläubig neigt' ich meine Stirne,
Während all die andern lachten.

„Und der Teufel kommt allein nicht,
Wie's geschildert schon die Bibel,
Dampf erzeugt das Kapital auch,
Uebel übertrifft das Uebel.

Daraus wächst ein gift'ger Krebs: die
Allianz der Israeliten,
Doch wie böse Zungen flüstern,
Nützt es auch den Jesuiten.

Wald und Flur versiecht, vertrocknet,
Wo er fällt — der gold'ne Regen,
Wenn der Arme stirbt in Elend
Hat der Reiche keinen Segen.

Treulos ist des Teufels Gabe,
Wie der Plumpsack geht im Kreise;
Liebe Brüder, singt im Chor nicht
Zu des goldnen Kalbes Preise."

So der Pater. — Nachgeschrieben
Hab' ich ihm zu eurem Heile,
Wahr bleibt wahr! für heut und immer
Haltet euch an jede Zeile.

Glücklich, wer in seiner Scholle
Wurzelt wie des Angers Bäume,
Die der Vater schon gepflanzt ihm
Und den Träumern laßt die Träume.

Pfeift vorbei an seinem Acker
Das Lokomotiv im Fluge,
Bleibt er fest und überholt so
Die Maschine mit dem Pfluge.

Von den Veilchen bis zur Aster
Kostet aus er den Kalender,
Durch den Winter hilft ein Schweinchen,
Eigner Wein — der Freudenspender!

Still, bescheiden, treu und redlich
Streu' er wieder neue Saaten,
Helfen sollen ihm die Söhne, —
Sind sie nicht bei den Soldaten.

Wenn ihn mattgesetzt im Alter
Unsere „modernen Lasten",
Exequiert man ihn, er darf als
Bettler an der Straße rasten.

Oder auch die Edelhirsche
Seiner Gnaden, — greift zum Hute!
Als ob nie das scharfe Fallbeil
Sich gefärbt mit blauem Blute!

Bis zum letzten Atemzuge
  Lass' er schinden sich und hudeln,
Denn der arme Mensch gehört doch
  Dem Geschlecht nach zu den Pudeln.

Karg gezählt und kurz bemessen
  Sind des Staubes Sohn die Jahre,
Warum rast im vollen Sturm er
  Von der Wiege bis zur Bahre?

Sandkorn auf das Sandkorn häufend
  Wird die Zeit ihn doch bezwingen,
Selbst den Raum, sein stolzes Erbteil
  Mißt er nur auf ihren Schwingen.

Und was dann wohl? — Eine Spanne
  Fügt er kaum zur andern Spanne,
Bis ihm endlich die sechs Brettlein
  Leiht zum letzten Bett die Tanne.

Zeit und Raum! — Er lebt Minuten
  Und versinkt im Ozeane,
Während durch Unendlichkeiten
  Weht des Todes schwarze Fahne.

Poesie der Handwerksburschen
  Und der wandernden Studenten,
Statt der frohen Lieder blieben
  Uns nur noch die Zeitungsenten!

Doch wozu die Fastenpredigt?
  Horaz hat sie längst gehalten,
Ach! sie wird so wenig nützen
  Unsern Jungen, wie den Alten.

„Trumpf ist Schwindel, Schwindel König!
Willst du dieses heut' verbieten?
Mutig in den Kampf ums Dasein,
Sonst verbleiben dir die Nieten!"

Nun, ich kenne die Devise:
„Darwin oder Moses!" — schreit ihr.
Oder keins! — Es scheint die Straße
Mitten durch genügend breit mir.

Ist es besser nicht und größer:
Einsam still zur Seite stehen
Und im Spiel der welken Blätter
Nur das Ewige zu sehen?

Und aus voller Brust zu singen
In die Harmonie der Sphären? —
Wähle kühn! — Nur eines kann dir
Deines Schicksals Spruch gewähren.

Jenes? — Deines Engels Träne
Wird dich unsichtbar geleiten,
Dann zum letztenmal vielleicht durch
Deinen Schlaf sein Bild noch schreiten.

Daß du dich vom goldnen Pfühle
Wild erschrocken hebst . . . — vorüber!
Einem so gerieb'nen Manne
Sind die Aktien viel lieber.

„Willst du selbst als Greis noch, Schwätzer,
Nicht vom Ideale lassen? —
Ohne Sorge fürs Gewissen
Leben ja — du kennst die Rassen.

Keine Engel, nur Bazillen
Zeigen dir die Mikroskope,
Daß es droben wie herunten
Siehst du mit dem Spektroskope.

Schau, das Weltchinesentum thront
Siegreich schon für alle Zeiten,
Als Reaktionär sollst du nicht
Wider seinen „Jüngsten" streiten!" —

Nun, nach eurem Spruche zieht die
Menschheit nicht zum Weltgerichte,
Jeder Winter schmolz bisher noch
Vor dem warmen Sonnenlichte.

Aus den Tiefen des Gemütes
Sprudeln plötzlich eure Bronnen
Und an seinen Idealen
Wird ein neu Geschlecht sich sonnen.

Mit dem Zweig der Osterpalme,
Auf des Frühlings Sturmesschwingen
Wird die hehre Dichtung wieder
Stolz das Lied vom Geiste singen.

Bis dahin . . . Ihr lacht, ihr spottet,
Heißt mich gar im Winkel schmollen,
Wohl! und doch schwillt jede Knospe,
Kann's verbieten euer Grollen?

„Leerer Wortschwall!" — doch nicht zwecklos,
Denn er hilft ja mir und Ecken
Unsere Gedankenarmut
Unter der Moral verstecken.

Lirum, larum! — Feigenblätter
Pflücket nur noch für Museen,
Sollt' euch etwas Shoking werden,
Braucht ihr's ja nicht anzusehen,

Oder durch die Finger! — Ecke
Ist zu Bayreuth angekommen
Und vom Hügel hat er eben
Der Posaunen Schall vernommen.

Hört ihr's pumpern? — Im Orchester
Schwingt den Taktstock schon der Meister,
Daß das Trommelfell nicht platze,
Stopft die Ohren euch mit Kleister.

Denn der Töne Batterien
Ordnet das Gesetz der Schraube,
Ecke hat es zwar vermutet,
Doch es fehlt der sichre Glaube.

Gibt es Lieder ohne Worte,
Süße, herrliche Gesänge!
Nun, so stellt euch selbst die Frage:
Gibt's auch Musik ohne Klänge?

Doch wozu die Faxen alle?
Wie bei Nacht der Strom der Sterne
Unbemerkt von euren Kneipen
Flutet durch des Himmels Ferne:

Ist die Kunst der hohen Meister
Heilig und in sich geschlossen,
Nicht getrübt vom Schmutz des Tages
Durch die Welten ausgegossen.

Und in ihre Geisteraugen
Sollst du voll und innig blicken,
Will des Marktes bunter Flitter
Dir den hohen Sinn bestricken.

* * *

Ecke saß — doch nein! er stand nur —
Den Kamin als Operngucker;
Endlich rief er wild und grimmig:
„Ist der Lohengrin ein Schlucker!

Nie hab' ich gekneipt mit dem da,
Eia, Eia Wigeleia!
Warum ließ er Elsa sitzen,
Statt des: Eia ei popeia? —

Ecke stapft im Stabreim südwärts,
Nur beim Hofbräu stampft' er nieder,
Trank ein Fäßchen Bock und trabte
Fluchend von der Isar wieder.

Tief und tiefer sank vom Himmel
Schon die Nacht, die Berge stiegen
Hoch und höher aus dem Flachland,
Die um Tegernsee sich schmiegen.

Ecke rastet' an dem Bronnen
Dort am Kreuzweg öd' und düster, —
Was dort lodert? — Ist's ein Nordlicht? —
Was bedeutet das Geflüster?

Das Geflüster schwoll zum Rauschen
 Und das Nordlicht wuchs zum Heere;
Mäntel wallten, Panzer blinkten
 Und darüber schlanke Speere.

Kühn voran auf weißem Rosse
 Gleich im Sturm der Wetterwolke,
Wies ein Greis, — schweigt still aus Ehrfurcht! —
 Seine Bahn dem deutschen Volke.

Rotes Gold die Bügelkrone
 Auf dem Strom der weißen Locken
Und zum goldnen Gürtel floß der
 Weiße Bart in langen Flocken.

Auf des Szepters goldnem Stabe
 Flammte feurig ein Karfunkel,
Heller noch das blaue Auge
 Durch des Tannes schwarzes Dunkel.

Frei im Flug die Kaiserfahne
 Flattert' hin in breiten Falten,
Eine hehre Jungfrau trug sie,
 Daß die blonden Haare wallten.

Und vom Eichenzweig umschlungen
 Ragt' ihr Helm stolz in die Lüfte,
Deutschlands Heerschild rund und wuchtig,
 Stützte sich auf ihre Hüfte.

„Bist du's, Karl?" — rief Ecke staunend.
 „Ja, ich bin's!" — „Wohin die Reise?"
„Nun, zum Untersberg! verleidet
 Sind mir die „Berliner Kreise".

Seit der Bismarck „abgezogen“,
Will ihr Tee mir nicht mehr taugen,
In des Berges Felsenhalle
Schließ' ich wieder meine Augen.“ —

Und er gähnt', die Ritter gähnten
Und die Roff' bis zu den Schwänzen
Und sie hätten bis zum Morgen
Fortgegähnt wohl ohne Grenzen.

Da besann sich Karl und sagte:
„Worte, Worte, keine Taten!
Bis die Worte Taten werden
Kann man uns gar leicht entraten.

Doch ein Held wird unter Helden
Bismarck mir zur Seite walten,
Wenn wir aufsteh'n, wieder kräftig
Mit des Reiches Siegel schalten.

Sanft im Schutz von Deutschlands Engel
Schläft der Wilhelm mir zur Rechten;
Doch wir kommen alle wieder,
Gilt's zu raten, gilt's zu fechten.“ —

Horch vom Telegraphendrahte, —
Horch ein leises Klingen, Singen! —
Alle lachten, gähnten; — was er
Von Berlin wohl mochte bringen?

Karl schwand mit dem Hauch der Lüfte
Fern nach Osten hin zum Berge,
Vor dem stummen Felsentore
Tummeln wieder sich die Zwerge.

Manche wollen gar erkennen:
Daß sie Pickelhauben tragen;
Wer kann heute schon die Wahrheit
Oder auch, — wer darf sie sagen?

Ecke ging vorbei an Girlan, —
Alle Glocken hört' er läuten,
Und die Bötin Urschel fragt' er:
„Was der Lärm wohl zu bedeuten?"

Antwort ward ihm keine — milde:
„Kannst mit ihrer Leiche gehen,
Seit du angepratzt die Moidel,
War es auch um sie geschehen!"

Auf und ab das Etschtal stürmt' er
Und man hieß ihn dort nur Ecke,
Weil er stieß an alle Ecken,
Bis der Dietrich kam — der Recke!

Hört das „Eckenlied"! — Es schildert
Wie ihn schlug der Drachentöter,
Leider ist's nur eine Fabel, —
Dietrich war ein Schwerenöter.

Hört das Eckenlied ... den Rotstift!
„Eckes" heißt die zweite Endung,
Sprachgereint zu deklinieren
Ist moderner Dichter Sendung.

Auch die Tracht scheint nicht getroffen:
Mit dem Helm auf seinem Kopfe;
Wo hätt' dieser Platz gefunden? —
Nur in einem Riesentopfe!

Wie genau ich alles nehme,
  Kannst du, Leser! hier ersehen;
Wer den Alteneck studierte,
  Wird kaum in die Irre gehen.

Auch viel alte Pergamente
  Hab' ich vom Archiv bezogen,
Leider ist dabei wie Janssen
  Mir der Staub ins Aug' geflogen.

Weiser noch als meine Muhme,
  Kann ich jetzt genau berichten, —
Alles wahr in jeder Strophe!
  Nicht ertappt ihr mich beim Dichten.

Also Dietrich! — unser Ecke
  Speckt' vom Roß ihn mit dem Finger,
Wie Heuschrecken oder Schnacken
  Sind für ihn nur solche Dinger.

„Grüße mir das Zwerglein Laurin
  Drunten in der Burg zu Berne,
Ihm warst du gewachsen, aber
  Halte dich von Ecken ferne!

Sprach's und stieg empor zum Nonsberg
  Ohne sich nur umzuschauen,
Dietrich wischte sich die Nase; —
  Was er wohl erzählt den Frauen?

Freilich seinen Hof-Tennyson
  Hielt er wie die großen Herren,
Lobte dieser, war es recht ihm,
  Mocht' er singen oder plärren.

Ecke stieg jedoch zum Nonsberg, —
  Ach, verzeiht die Episode! —
  Ariost dient mir zum Beispiel
  Und der Bocksprung mancher Ode.

Ecke ließ sich Zirbelnüßchen
  Auf dem Joch in Säcke packen,
In des Winters langer Weile
  Hatt' er etwas dann zum Knacken.

Schleien, Hechte von Molveno
  Hingen im Kamin zum Räuchern,
Als Hausvater klug und sorglich
  Barg er Korn in seinen Speichern.

„Räuchern, Speichern?" — Hm, was schiert's euch?
  Auch holt er sich Bärenfelle
Und als echter Bärenhäuter
  Lag er dann in seiner Zelle.

Sollt' er etwa Schlittschuh laufen
  Und verkühlen sich die Füße?
Besser so! — Bis ihm die Schwalbe
  Sang des Frühlings erste Grüße.

Wie der Papst im alten Liede
  Lebt' er herrlich, ohne Sorgen;
Wenn er schrieb ... „Nun was?" — Speiszettel!
  Zahlt' er nicht, so konnt' er borgen.

Dann zum Sport im Müßiggang noch
  Ist er Goethelog geworden
Oder Goetholog; — Herr Düntzer
  Gab ihm drauf den Goetheorden.

Weil er an die Brust nicht reichte,
  Hat er ihn ans Knie genadelt
Und so den Tirolerzochen
  Zum „Gebildeten" geadelt.

Rückten Gläubiger wie Flöhe
  Oder Juden ihm zu Leibe
Packt' er den Tornister, ging auf
  Reisen schnell zum Zeitvertreibe.

Auf nach Wien! Als Urtiroler
  Schwarz gefärbt von unten, oben
Ließ er sich zum Stephan führen,
  Um den — Rauscher dort zu loben.

Ja und Rauschers Rabenfeder,
  Die das Konkordat skizzierte...
O wie sie mit Rührungstränen
  An die Lippen Ecke führte!

Dann ließ er im Burgtheater
  Zeigen sich für tausend Gulden;
Wie die Wiener liefen, rannten
  Um zu zahlen seine Schulden!

Und in Hasenauers Baue
  Konnt' ihn hören, sehen jeder,
Wenn es nicht unmöglich machten
  Damen ihm mit Hut und Feder.

Des modernen Dramas Höhe
  Hat er gleich im Sturm erklommen
Und des Tiefsinns tiefste Tiefen
  Wie ein munt'rer Hai durchschwommen.

„Wasser!“ rief er, „lauter Wasser!
  Pfeffersuppen, dünne Brühen,
Absud der Pariserküche, —
  Soll ich mich noch lang bemühen?“

Aus den Fluten war er triefend,
  Schmutzig an das Land gesprungen,
Eh' er heimging, mußt' er waschen
  Sich im Strom der Nibelungen.

Schweigend dacht' er an die Helden,
  Wie vom Rhein sie hergezogen,
Da stand plötzlich ein Finanzmann,
  Hielt ihm vor den Steuerbogen.

Auf die zweite, dritte Frage
  Sah ihn Ecke an verwundert,
Dann besann er sich: „Ich leb' ja
  Nicht im neunzehnten Jahrhundert!“

Und vor des Gesetzes Auge
  Ist er wie ein Rauch verschwunden;
Brummend schnoberte der Wächter, —
  Leider hat er nichts gefunden.

„Und, und . . .“ Und, und? — „Und, und! —“
  Lügst du,
  Daß im Hals die Worte stecken? —
Seht ihr den Staatsanwalt? — Leuen
  Darf man nicht zur Unzeit wecken.

Bis wir tief in Eppan tauchen,
  Will ich euch noch anvertrauen:
Unser Ecke schaute brünstig
  Nach den schönen Wienerfrauen.

Auf dem Ringe fing manch Dirnlein
  Brünstig an zu kokettieren,
Aber wie Aloysi ließ er
  Tugendhaft sich nicht verführen.

Und die Männer — ach die Wiener,
  Daß sie unser Herrgott tröste!
Doch von allen Wunderdingen
  Schien die Börs' ihm 's allergrößte.

Neue Hexerei! sie wandeln
  Dort ein Nichts in — Guldenzettel
Und dann wieder Millionen,
  Eh' du's merkst, zu — einem Bettel.

„Nichts beschores?" — Zauberkünstler!
  Doch in meine Verse taugen
Weder eure Geierkrallen
  Noch die falschen Gauneraugen.

* * *

Manches ließe sich erzählen,
  Was vollbracht noch unser Ecke;
Denkt nur, die Tirolerknödel, —
  Die erfand der kühne Recke.

Als das Meisterstück gelungen,
  Sandten Deputationen
Die Tiroler nord- und südwärts,
  Um die große Tat zu lohnen.

Ja sogar zum Ehrenbürger
Machten ihn die wackern „Mander"
Inn- und Puster-, Etsch- und Eisak-
Taler — alle miteinander.

Und vor Freude ließ er einen
Juhezer wie Böller krachen,
Daß zu Bozen, Kaltern, Eppan
Klirrend ein die Fenster brachen.

Drauf macht' er drei Purzelbäume,
Wie's der Brauch in alten Tagen,
Und dabei hat er das Loch für
Den Montiggler See geschlagen.

Ja sie wollten ihn statt Greuter
In den Landtag gar ernennen,
Doch konnt' er nicht im April sich
Von den Spargelbeeten trennen.

Also nahm er die Diplome,
Wie sie an den Kopf ihm flogen;
Gut wars, daß sie kamen, denn er
Flickt' damit die Ellenbogen.

Doch genug! ich lernte niemals
Bunt zu pinseln, schön zu schildern
Und in schmetternden Oktaven
Rot und grün und blau zu bildern.

Nur mit scharfen, leichten Strichen
Zeichn' ich eine rohe Skizze,
Auszuführen überlaß ich
Euerer Poeten Witze.

Vorwärts soll die Handlung fliegen, —
  Lessing fordert's! — wie das Fädchen
Einer Spinnerin beim Heimgart
  Schnurrend fliegt vom flinken Rädchen.

Meinetwegen! — Ruhig mögt ihr
  Mich auf dieser Fahrt begleiten,
Auf dem Pegasus mag ich nicht
  Mit euch durch zehn Bände reiten.

Tauig sinkt der Juniabend
  Schon vom tiefen Himmel nieder,
Fort zum Bier! — so will ich kürzen
  Diese schönen Eckenlieder!

* * *

Als er alt und grau geworden,
  Ward er nach und nach tiefsinnig,
Denn so mancher Sünde dacht' er
  Und bereute sie herzinnig.

Erst wollt' er nach Rom wallfahren,
  Doch besorgt für seinen Magen
Fragt' er nach der welschen Küche: —
  Sollt' er diese wohl vertragen?

Für die Kost wollt' er vermieten
  Sich den Künstlern zum Modelle,
Zuckerbäcker, Damenschneider
  Meldeten sich auf der Stelle.

Oder auch die Nazarener
  Für ein Christkind ohne Waden,
Ohne Lenden, ohne Beine —
  So ganz nur von Gottes Gnaden.

Oder auch der zarte Meister,
  Wenn er Amor fabrizierte,
Als ein Illustrator Mondschein
  In den Blümchentee sich rührte.

Um die großen Maler alle —
  Wo denn? — hier nicht zu vergessen:
Lederhosen hätten schleunig
  Sie ihm auf den Leib gemessen.

Dann erst unsre Realisten!
  Doch wozu die Kunstgeschichte?
Ecke bleibt als Urtiroler,
  Wie sich's ziemt, hier im Gedichte!

Ach Polenta, Käs' und Trippa
  Dann die schrecklichen Zigarren!!
Auszog er die Reisestiefel
  Und blieb beim Tirolerschmarren.

Wie der Riese Haimon Wiltau,
  Stiftet' er ein fettes Kloster,
Reihte dann Kanonenkugeln
  Sich am Strick zum Paternoster.

Zillertaler-Loden tat er
  Für die Kutte sich bestellen!
Und zehn Schneider, zehn Maschinen
  Nähten an den tausend Ellen.

Stanley schickte zwanzig Häute —
  Nashorn! — ihm mit treuem Gruße,
Mit der Hopfenstange nahm das
  Maß der Schuster nach dem Fuße.

Dann begann er zu studieren;
  Bücher brachten volle Wagen,
Ob er nicht auch Verse reimte? —
  Kann nur Liebeskind uns sagen.

Und der Stier des Lukas hielt ihm
  Theologische Vorträge,
Ward er aber übellaunig
  Gab er dem Professor Schläge.

Andre meinen auch: „Der Esel!“ —
  Welcher? — Esel gibt's in Massen,
Wenn sie um den Vorrang streiten,
  Wahrlich! da ist nicht zu spaßen.

Bileams Esel, Silens Esel, —
  Hier muß wie bei Bureaukraten
Nur des Alters Rang entscheiden,
  Doch vielleicht tun's auch die Taten.

Einer stand wohl mit dem Ochsen
  An der Krippe und den andern
Sah'n wir nach Jerusalem einst
  Stolz mit dem Erlöser wandern.

Weh mir! dort hör' ich iahnen,
  Sanchos Esel kommt gelaufen;
Esel rechts und Esel links! — Gott
  Helfe mir aus diesem Haufen!

Mir zum Glück ist längst gestorben
  Simsons Esel; die Philister
Schlug er einst mit seinem Kiefer, —
  Eckes nächster Oheim ist er.

Simson nämlich! — Doch vergeßt nicht,
  Daß der Esel — Esel bleibe,
Ob Matthäus oder Moses
  Ihn in seinem Buch beschreibe.

Drum schmückt seine langen Ohren
  Das Barett als rechte Zierde,
An den Universitäten
  Trägt er's oft mit großer Würde.

Und wie's ja die Art der Esel,
  Schlägt er aus nach allen Seiten,
Wo es gilt, was groß und edel
  Wahr und gut, dumm zu bestreiten.

Eckes Lehrer war kein Esel,
  Ecke gilt für echt germanisch, —
Ganz gewiß! — für Eselskniffe
  War sein dicker Kopf zu damisch.

„Damisch und germanisch, Lieber!
  Kannst du nicht so weiters reimen!" —
Soll Granit und Gneisgetrümmer
  Ich mit Platens Metrik leimen?

Strauchl' ich auf der Eselsbrücke, —
  Fließt denn glatt hin jede Welle?
Darum schreit mich auch ein Freund an:
  „Du bist Ecke selbst — Geselle!

Wie die Hexen scheinst du immer
Auf dem alten Fleck zu bleiben,
Während die Gedanken sich durch
Welt und Höll' und Himmel treiben.

Was du dort erlebt, das stellst du
Vor uns hin als wahr gemächlich, —
Denn Kritik und Analyse
Sind dir stets nur nebensächlich!" —

Wo so feine Kenner reden,
Beug' ich gern die Stirn in Demut,
Doch Aesthetica zu dreschen
Ist nicht Zeit; ich fühl's mit Wehmut.

Ist nicht Zeit! — Denn leider flog ich
Schon mit Ecken in das Leere,
So erlaubt, daß ich mich wieder
Jetzt zu seiner Studi kehre.

Beiläufig nach hundert Jahren
Ward er mit dem Guri fertig
Und für so viel Fleiß und Mühe
Der Beförderung gewärtig.

Ob ein Bischof die Tonsur ihm
Am Sankt Christophstag verliehen? —
Finden könnt ihr's bei Tinkhauser,
Wollt ihr euch darum bemühen.

Einmal nur schien's ihm verdächtig,
Als er Luthers Sprüchlein hörte,
Wein und Weib, Gesang — Juchheisa!
Ihm den klaren Sinn betörte.

Doch der Probst von Bozen löst' ihm
  Bald bei Leitenwein die Zweifel
Und im Rausche sah er dann noch,
  Wie der Luther fuhr zum Teufel.

Strauß hat er nur angeblättert:
  „Das ist doch des Unsinns Blüte,"
Schrie er wild, „es macht der Mensch noch
  Selber mich zu einer Mythe!"

Darum hat zum Ehrendoktor
  Czernowitz ihn schnell erkoren; —
Doch zur Wissenschaft die — Arbeit
  Dazu ward der Mönch geboren.

Reben baut' er auf den Hügeln
  Mit den Brüdern fromm und kräftig,
Was gewimmt sie, das vertranken
  Jahr um Jahr sie still geschäftig.

Wenn dann die Cikaden schwirrten
  Bei des Tages voller Schwüle: —
Wißt ihr etwas vom Perlaggen,
  Der Tiroler edlem Spiele?

Er perlaggte manche Stunde
  Mit den Mönchen in der Laube,
Nicht um Geld, — um Vaterunser,
  Wie's verlangt der fromme Glaube.

Jährlich eine Totenfeier
  Ließ er für die Moidel halten
Und bewies, daß Riesenherzen
  Nicht in Treu und Lieb' erkalten.

Spät oft saß er toggenburglich
 Vor der Kirchtür manche Stunde,
Schnupfte sinnend eine Prise
 Und trug seines Herzens Wunde.

Weicher ward der Seele Stimmung,
 Eckes Augen füllten Tränen; —
Selbstverständlich folgt nichts andres
 Als das urbekannte Sehnen.

Da erklangen aus den Dörfern
 Feierlich die Abendglocken,
„Essenszeit!" — scholl's aus der Küche,
 „Herr, bereit steh'n schon die Nocken!"

Eilig schob er die Sandalen
 An den Fuß und schritt zur Halle,
Mit den Löffeln in den Händen
 Harrten schon die Mönche alle.

Während sie nun emsig kauen
 Und dem lieben Herrgott danken,
Der den Wein erschaffen, tret' ich
 Langsam an des Vorhofs Schranken.

Mild und lau die Abendlüfte!
 Mit dem letzten Sonnenstrahle
Singt die Nachtigall im Buschwald,
 Lindenduft steigt aus dem Tale.

Purpurwölklein still und ruhig
 Schweben hin zum „Rosengarten"
In der Dämmerung versinken
 Schon der Römertürme Warten.

Zwischen Weingerank am Pergel
  Schwillt bereits die junge Traube,
War es Täuschung? — Harfenlieder
  Tönen aus der dunkeln Laube.

Wortgefechte, lautes Lachen
  In den Klang der vollen Becher —
Mädchen wehren; doch sie müssen
  Trinken wie die andern Zecher.

Mit den roten Feueraugen
  Streift der Uhu nach dem Raube
Scheu und lauernd, — vor den Krallen
  Hüte dich, du junge Taube.

Auf dem Söller klirrt ein Fenster
  Und ein Bursch klimmt an den Latten:
Trautes Kußgelispel heimlich
  In des breiten Daches Schatten.

Goldnes Land, du Land der Väter!
  Lampen schimmern durch das Dunkel,
Und die Wölklein droben hat schon
  Abgelöst das Sterngefunkel.

Durch den dichten Nußbaum tanzen
  Blasse Flämmchen auf und nieder
Und im Traum besinnt sich spät noch
  Eine Drossel auf die Lieder.

Dort Jochgrimm! wie um den Grat ein
  Silbernetz die Strahlen weben!
Plötzlich schaut mit vollem Antlitz
  Hell der Mond ins Tal der Reben.

Unter seinem Zauberglanze
  Ruht die Flur im tiefsten Schweigen,
Wenn von Well' zu Welle hüpfend
  Lichter aus dem Strome steigen.

Mit dem Windhauch schickt er manchmal
  Einen Gruß wie Geisterstimmen
Aus den Nebeln, welche flüchtig
  Durch die feuchten Auen schwimmen.

Goldnes Land, du Land der Väter!
  Sing' ich weltvergessen leise
Und Erinn'rung bannt allmählich
  Mich zurück in ihre Kreise.

Goldnes Land, du Land der Väter!
  Mit der Jugend frohem Mute,
Schritt ich einst durch deine Fluren,
  Trank von deinem Traubenblute.

Darf ich wohl den schwarzen Schleier
  Von entschwund'nen Tagen heben?
Holder Augen Glanz war süßer
  Mir noch als die Frucht der Reben.

In der letzten Stunde mag noch
  Dieses Bild dem Blicke steigen, . . .
Still! die Sessel rücken; — Ecke
  Steht schon auf, da muß ich schweigen.

Für den besten Teil des Lebens
  Hielt er Schlaf, wie Schopenhauer,
Mit den Murmeltieren liegt er, —
  Das bewältigt jede Trauer.

Drum bestellt' er sich in Leipzig
  Lyrik, Epik — andre Sachen,
Als er kam an den * * *,
  Tät er fast nicht mehr erwachen.

Wenn er dann zwölf Stunden schnarchte,
  Rechnet' er's für Hora beten;
Eines noch verstand er trefflich:
  Süßes Weihnachtsbrot zu kneten.

Enzeler und Kranabitter
  Destilliert' er für die Kranken
Und gesund war jeder, den man
  Trunken aus dem Tor sah schwanken.

Darum stieg im Land des Klosters
  Ruhm; fragt ihr nach seinem Namen?
Tscheggelberg! der Kaiser Josef
  Hat es aufgehoben, — Amen!

Dem Museum überließ er
  Eckes Krug aus Zinn gegossen,
Wie ein König überragt er
  All die Becher der Genossen.

Sorgsam hütet ihn der Ausschuß
  Neben Hofers Hosenträger
Und dem Strumpfband Philippinas,
  Dem Gewehr vom wilden Jäger.

Doch blieb in des Klosters Mauern
  Auch noch manches Angedenken:
Albumblätter, moschusduftig,
  Die er pflegt den Frau'n zu schenken.

Mit dem Schurz aus Tannenzweigen
Könnt ihr seinen Vater sehen
Photographisch dort im Keller, —
Ecken ihm zur Seite stehen.

Drei Geschlechter oder hundert
Seiner Mönche sah er sinken.
In das Grab, jedoch verging ihm
Nie die Lust am Essen, Trinken.

* * *

Hat der Tod auf ihn vergessen?
Der läßt sonst sich nicht erbitten;
Klapperdürr und spindelbeinig
Kommt er endlich angeschritten.

Einen Seufzer zog die Muhme
Und das Auge füllt' ein Tropfen,
Daß der Tod zu bald, zu bald ach!
Würd' an ihre Brust auch klopfen.

Auf der Ofenbank aß Ecke
Wein und Kästen, sein Marende,
Da schrie plötzlich ihn der Tod an:
„Fort! mit dir ist's jetzt zu Ende."

Einen festen Schluck tat Ecke
Unbekümmert ums Gerippe;
War es eine Faschingslarve
Mit dem Stundenglas, der Hippe? —

„Auf zum Tanz!“ rief es unwillig,
„Hab' mit dir nicht Zeit zum Spaße!“
Ecke füllte sich den Humpen
Wieder bei dem vollen Fasse.

Zornig faßt' der Tod beim Bart ihn,
Ecke sprang empor vom Sitze,
Packt' ihn, daß die Rippen knackten,
Wirbelt' ihn gleich einem Blitze.

Selbst die Mendel ward lebendig,
Daß die Tannen niederstiegen
Und im wilden Schwung begannen
Porphyrblöcke schon zu fliegen.

Ecke tobt und hopst und trampelt,
Mit genagelten Sandalen
Tritt dem Tod aufs Hühneraug' er,
Dieser heult in wilden Qualen.

Eine Spalte riß im Boden,
Daß empor der Satan guckte,
Bis er sich bei diesem Balle
Untern Schurz der Mutter duckte.

Ecke drückt' den Tod ans Herz, daß
Morsch die Knochen sich verrenkten,
Und die Arme reißt er spottend
Aus des Schulterblatts Gelenken.

Einen faßt' er, wie der Trommler
Schwingt den Schlägel und im Takte
Schlägt dem Feind er auf den Schädel,
Daß ihn feiger Schrecken packte.

Auf die Kniee fiel er nieder,
  Zitternd klapperten die Beine:
„Schmettre mich nicht ganz in Trümmer,
  „Sieh, wie ich um Gnade weine!“ —

Ecke stützt' sich auf den Knochen,
  Den er ihm vom Leib geschlagen,
Stülpt' vom Kopfe die Kapuze:
  „Nun wir können uns vertragen!“ —

„Ja, vertragen! — gelten soll es!
  Brauchen kann ich dich auf Erden,
Freund, du sollst für gute Löhnung
  Mir ein treuer Diener werden.

In Fabriken, in den Schlachten —
  Tückisch, offen muß ich morden,
In Spitälern, — längst schon ist mir
  Viel zu viel der Arbeit worden.“ —

„Dienen ich! — Was kannst du bieten?
  Einen Platz beim Leichenschmause,
Wo sie heucheln, wo sie lügen,
  Pfui, da bleib' ich in der Klause.

Trauerkerzen und Geplärre,
  Schaugepränge, Weihrauchdüfte,
Dann die Kränze, welche Falschheit
  Niederlegt am Rand der Grüfte.

Soll ich etwa Kurarzt werden,
  Um zu füllen manche Truhe
In Meran; das wär' das Rechte!
  Tag und Nacht hätt' ich nicht Ruhe.

Oder willst zum pompe funebre
  Du mich stellen? — Ha, zum Lachen!
Dir verkaufen meine Freiheit!
  Und für diese Siebensachen." —

Und schon hebt die Faust er: Angstvoll
  Klagt der Tod: „Wie soll ich werben?" —
Er besinnt sich, plötzlich ruft er:
  „Freund, du brauchst gar nicht zu sterben.

Freilich auf der Erde darfst du
  Bleiben nicht, drum fort in Eile,
Sonst streckt Gott vom Himmel nieder
  Dich mit einem Donnerkeile.

Vorwärts, fort, ich will dich führen,
  Führen dich in andre Welten,
Wo nicht mehr, wie unterm Mond hier
  Zeit und Raum fürs Leben gelten." —

„Soll ich dort mein Herzerl finden?"
  Fragt ihn Ecke traumverloren. —
„Wenn du willst, nach deinen Wünschen
  Wird dort alles neu geboren.

Prangen siehst du sie in Schönheit
  Wie vordem, als ihren Spuren
Du errötend von der Mendel
  Folgtest in des Etschlands Fluren." —

„Und vielleicht ist sie gewachsen, —
  Ein Jahrtausend ist verflossen,
Seit zu meinem tiefsten Schmerz sie
  Jener Friedhof eingeschlossen." —

„Dort erfüllt ein jeder Wunsch sich,
Tischlein deck dich! — gilt zum Maße!" —
„Tischlein deck dich! — Sie zur Seite! —
Fort und führe mich die Straße!" —

Seine Splitter klaubt zusammen
Rasch der Tod, so wie sie liegen,
Auf ein Zauberwort hin müssen
Sie zum Leib sich wieder fügen.

Ob sie Augenblicke wandern, —
Ewigkeiten, — wer kann's sagen?
Wenig mehr, als ob der Sturmwind
Aufwärts, abwärts sie getragen.

Endlich eine goldne Pforte,
Drüber spannt ein Regenbogen
Farbig sich, von Morgenwolken
Sind die Pfosten rot umzogen.

Ferner klingt es, näher singt es
Wie die Melodie der Sphären
Wollen Engel freundlich grüßend
Hier den neuen Pilger ehren?

„Du stehst an des Märchens Pforte!" —
Sprach der Tod und schauert leise,
„Oeffnen kann mein Hauch, verbannt doch
Bin ich ewig aus dem Kreise.

Aus dem Kreise dieses Reiches!
Seines Aethers Lichtgestalten
Wissen nichts von meinem Banne,
Furchtlos, selig kannst du walten!" —

Sprach's! — Die Flügeltore offen!
Glanz entströmt in voller Welle,
Eintritt Ecke, doch der Tod ist
Schon versunken an der Schwelle.

So erzählte mir die Muhme
Selber hab' ich es gelesen
In den Akten; — nicht beschwör' ich
Obs Gedächtnis treu gewesen.

Nur Marienfäden weben
Zwischen hier und dort die Brücke,
Leider ging beim letzten Nordsturm
Dieses zarte Band in Stücke.

Darum kann kein Bote kommen,
Um zu bringen volle Klarheit,
Aber wie die Kinder nehmt ihr
Das Erzählte gern als Wahrheit.

Ohne Zweifel ist er glücklich,
Ißt und trinkt und singt im Reigen,
Doch die Moidel!... sollen's lesen
Unsre Fräulein, muß ich schweigen.

Sicher blieb mir nur das Datum,
Wie und wann sich's zugetragen:
Einstens vor zehntausend Jahren
In des Faschings tollen Tagen.

Wollt ihr's glauben nicht, so laßt es!
Könnt April — den ersten — wählen

Und so will ich Ecke scheidend
  Eurer hohen Gunst empfehlen.

*
*   *

Halt! zum Schlusse fehlt der Schluß noch, —
  Nicht vor Torheit schützt das Alter!
Setzen müßt ihr ihm ein Denkmal
  Dort zu Bozen neben Walter.

Aus Porz'lan, von Zuckerkandel
  Aus Tragant, — wer mag's ermessen?
Doch ich rat' zum Butterteige,
  Den könnt als Dessert ihr essen.

So! — Jetzt kehr' ich um die Tasche,
  So! — Jetzt hab' ich ausgesungen
Und das „Eckenlied" verklingt nun,
  Wie das Lied der Nibelungen!

Anmerkungen.

S. 263. Der Solstein und die Frauhitt sind zwei schroffe Berge nördlich von Innsbruck. Die im Mund des Volkes weitverbreitete Sage von der Frauhitt ist hier kurz eingeflochten.
S. 263. Die Kothlacke; so bezeichnet man wohl die Vorstadt Sankt Nikolaus am linken Ufer des Inn.
S. 263. Sieberer, der edle Stifter des großen Waisenhauses zu Innsbruck.
S. 263. Karwendel, das wilde Kalkgebirge östlich vom Passe Scharnitz.
S. 264. Sprenger, die Firma einer bekannten Handlung.
S. 264. Der Sonnenwirt, neben dem Bahnhof.
S. 264. Dipauli und Schasser, zwei große Weinhändler in Kaltern.
S. 264. Kästen, in Tirol allgemein für Kastanien, das Wort dürfte sich unseren Sprachreinigern zur Annahme empfehlen.
S. 264. Die Aale der Etsch sind berühmt und von den Leckermäulern in Bozen teuer bezahlt.
S. 265. Girlan, ein rebenreiches Dorf bei Eppan.
S. 265. Betschwestern. Die Etschländerinnen sind dafür bekannt. Als Beichtväter ziehen sie die Franziskaner vor.
S. 266. Pater Vinzenz Gredler, Direktor des Gymnasiums zu Bozen, ein tüchtiger Naturforscher.
S. 274. Der Hofbräu zu München.
S. 277. Das „Eckenlied" — ein mittelhochdeutsches Spielmannsgedicht, welches den Kampf Eckes mit Dietrich von Bern schilderte.
S 277. Riesentopf marmitta — die tiefen Löcher, welche die alten Gletscher ausbohrten. Berühmt sind die von Vezzano bei Trient.
S. 278. Alteneck—Häfner, der bekannte Altertümler.
S. 278. Janssen, der vielgenannte, klerikale Geschichtsschreiber
S. 278. Laurin, der König der Zwerge. Er besaß einen Rosengarten hoch im Gebirge, den man von Bozen oft in prachtvoller Abendbeleuchtung sieht. Dietrich von Bern, der König der Gothen besiegte und schleppte ihn gefangen nach Verona.
S. 283. „Mander", in Tirol für Männer.

S. 283. Juchezer, der scharfe, melodische Schrei, mit welchem sich die Aelpler von Berg zu Berg grüßen, zum Kampf fordern oder auch ihrem Behagen Ausdruck geben.

S. 283. Der Montiggler See, bei Eppan.

S. 285. Der Riese Haimon stiftete nach der Sage das Kloster Wiltau bei Innsbruck.

S. 286. Der Stier des Lukas. Die Evangelisten haben Symbole: Johannes den Adler, Markus den Löwen, Mathäus einen Engel, Lukas den Stier.

S. 287. Eselsbrücke. So nennen unsere Gymnasisten den pythagoräischen Lehrsatz.

S. 288. Guri. Das Lehrbuch der Moral, welches bei den Jesuiten in Gebrauch ist.

S. 288. Tinkhauser. Der Kanonikus in Brixen, Verfasser einer trefflichen historischen Statistik der Diözese.

S. 289. David Strauß. Der Verfasser des viel umstrittenen Leben Jesu.

S. 289. Leitenwein. Eine treffliche dunkle Weinsorte von Bozen.

S. 289. Czernowitz. Die östlichste deutsche Universität.

S. 289. Gewimmt. Wimmen: Die Weinlese halten.

S. 289. Perlaggen. Ein in Tirol sehr beliebtes Kartenspiel. Fromme Leute spielen um „Vaterunser", welche der Verlierer für den Gewinner beten muß.

S. 291. „Goldnes Land, du Land der Väter:" Der Dichter dieses Ecke ist zwar im Unterinntal geboren, er stammt jedoch aus dem Etschland, seine Ahnen waren begüterte Bauern drunten bei Neumarkt.

S. 291. Pergel = Pergola, die Holzstangen, auf welche man die Reben in den Weinbergen zieht.

S. 291. Jochgrimm. Oestlich von der Etsch. Der Berg ist in der Sage berühmt.

S. 293. Enzeler und Kranabitter. Enzian- und Wachholderschnaps. Beide stehen bei unsern Bauern hoch in Ehren

S. 293. Tscheggelberg bei Meran mit üppigen Weingütern

S. 295. Porphyrblöcke. Bei der Gleif unweit Eppan liegen ungeheure Porphyrblöcke, zwischen diesen gehen Spalten in die Tiefe, wo oft noch im Sommer Eis liegt, die Eislöcher.

S. 300. Walter. Neben seinem Denkmal ist noch Platz für Ecke.

S. 300. „Das ist der Nibelungen Lied."

Der Jörgel von Lahnsteig



Wandernd hab' ich manche Sagen
Einst gesammelt in Tirol,
Doch vielleicht die schönste, tiefste
Will ich euch erzählen heut.

Am Geburtstag sagt ein Engel
Jedem Kind, dem er als Führer
Ward auf Erden zugeteilt,
Heimlich in das Ohr ein Wort,
Daß es sich darauf besinne
Und es immer wieder höre,
Immer wieder singen höre
Wie verlornen Glockenklang.
Wer's verfehlt, der wird unglücklich,
Wer's bewahrt, der wandelt ruhig,
Bis es auf dem Totbett deutlich,
Klar ihm vor die Seele tritt.
Dieses Wort ist dann sein Urteil
Für die ganze Ewigkeit. —
Selten faßt es einer richtig;
Weil den offnen reinen Sinn
Ihm betäubt der Lärm der Welt,
Ihn verwirrt der wilde Aufruhr,
Der im eigenen Busen wogt,
Bis er seines Lebens Glück

Nur im Staube sucht, — nicht findet. —
Wie bei einem Faschingszug
Schwanken Masken mir vorüber,
Fass' ich diese, fass' ich jene?
Gleich dem Reiger, der im Strom
Ohne Wahl die Fischlein hascht:
Bald das eine, bald das andre. —

Geht nicht allem vor die Kirche?
Harmlos ist das dicke Pfäfflein,
Schwärmt es auch von einer Pfründe
Mit den violetten Strümpfen,
Wenn die Köchin ihm die Gicht schon
In der Kasserole kocht.
Eine Bischofsmütze gar
Oder auch die Schellenkappe
Hält er für das höchste Ziel.
Lächeln wir, verdammen nicht.

Seht i h n dort zur Ehre Gottes? —
Fahl die Wange, Stein die Stirn,
Tief das Auge wandelt er,
Jedes Wort von ihm ist Liebe,
Doch sein Tun nur Haß und Zwietracht, —
Seht ihr ihn? — Zur Ehre Gottes
Tritt er an das Krankenbett,
Aengstigt Geld dem Sünder ab,
Doch verschmäht den Kreuzer nicht
Aus der Hand der armen Magd.
Seht ihr ihn? — Zur Ehre Gottes
Schleicht als Viper er im Dunkel

Schielt hinauf zum Thron der Herrschaft —
Alles nur zur Ehre Gottes:
Kann er dich zwar nicht mehr braten,
Doch bekehrt er dich! — Entflieh:
Alles nur zur Ehre Gottes!
Aber Gott weiß nichts von ihm.

Dort den Streber! — auf dem Bauche
Kriecht er vor dem Mächtigen,
Leckt den Speichel und verleumdet,
Bis am eigenen Gift er platzt.
Die Dukaten häuft der Wuchrer,
Er versteht die Alchymie!
Waisentränen, Witwenblut
Wandelt er in schweres Gold:
Ist der Sack voll, wenn er scheidet,
Greift die Hand in welkes Laub.

Der Soldat stürmt die Bastei
Von der Rampe winkt der Lorbeer,
Winkt der Orden, doch als Krüppel,
Wenn er kehrt, kehrt er zurück.
Der Gelehrte, dann der Dichter, —
Ach, der Schluß des ganzen Lebens
Ist oft ein verfehltes Leben!

Süße Liebe, deinem Zauber
Widersteht ihm je der Jüngling,
Widersteht ihm je die Jungfrau,
Wenn des Blutes heiße Welle
Durch die vollen Adern pocht?

Mag verfluchen sie, wer niemals
Deine Wonnen, deine Schmerzen
In der tiefsten Brust gefühlt.

Gnade wird die Torheit finden,
Doch wer frevelnd Schuld auf Schuld häuft,
Der versinkt in einen Abgrund,
Wo des Engels Wort verstummt
Und den Widerhall der Flüche
Wirft die Ewigkeit zurück.

Wollt ihr mehr? Im Katechismus
Steht der Sünden Küchenzettel.
Hier genügt, euch zu bekehren,
Was ich eben angeführt,
Und so kann ich mir's ersparen
Geh' ich nicht von Fall zu Fall.

*
* *

Auf dem Gütchen, wo am Lahnbach
Zum Johannes führt die Straße,
Haust' ein braves Bäuerlein
Stillbescheiden mit dem Weibe,
Fleißig waren sie und sparsam,
Schuldenfrei war schon der Boden,
Weil dem Teufel Schnaps das Tor
Sie verschlossen und ein Bube
Bei der Arbeit trefflich mithalf.
Zwanzig Jahre und darüber
War er schon, hochaufgewachsen
Stark und tüchtig, als die Losung

Ihn zu den Soldaten rief.
Zu gewinnen, zu verlieren
War nicht viel, der Jahre zwei
Konnt' er dienen bis zum Urlaub.
Zwar das Mütterlein war traurig,
„Bete zu der Muttergottes
Auf dem Locherboden, siehst du
In der Stadt die schönen Fräulein.
Oft erzählte mir die Bötin:
Wie sie brave Buben fangen
Und ins Netz des Teufels zieh'n.
Schrecklich wär' mir das zu hören." —
Murmelnd spritzte sie den Weihbrunn
Auf die Stirn ihm vor dem Abschied,
Doch der Vater bot gelassen
Ihm die Hand: „Nicht schaden kann es,
Wenn du wegkommst von den Ochsen
Und die Welt mit eignen Augen
Anschaust. Wir sind rüstig noch,
Bis du kommst, fürs Gut zu sorgen —
Für das Feld, das Vieh! — Doch halt!
Hier zum Einstand ein paar Sechserln,
Denn des Kaisers Sold ist karg." —
Jörgel kratzte in den Haaren
Tief gerührt und wandte rasch sich:
Einen Blick noch von der Ecke
Und schon sprang er pfeifend abwärts
Auf dem Steige, der zum Bahnhof
Führt nach Mötz. Zu Obermieming
Sammelten sich jetzt die Kinder:
Klein und herzig lief mit ihnen

Nachbars Rosel. Lachend rief er:
„Willst du mir den Ranzen tragen?
Speck und Zelten hat die Mutter
Mir hineingesteckt, da kriegst du, —
Schau nur her! ein Stücklein auch.“ —
„O du Loter,“ war die Antwort,
„Trage lieber mir die Tasche
Mit den Büchern in die Schule.
Auf der Eselsbank ist Platz
Noch für dich, daß du was lernest,
Denn der letzte warst du stets.“ —
„O du Fratz! Die scharfe Zunge
Hast geerbt du von der Mutter,
Sei wie sie, so fleißig auch!“ —

Wie's zu Innsbruck ihm ergangen?
Besser, schlechter als den andern
Eben nicht. Es beißt der Bauer
Ins Kommisbrot ungern nur,
Endlich schmeckt es. — Nach zwei Jahren
Wollt' er sich zum Urlaub melden ...
Krieg in Sicht! — Das Bataillon
Ward nach Bosnien geschickt.
Er mit ihm als Unterjäger,
Weil er klug war und verläßlich.
Seine Tapferkeit erwarb ihm
Bald die silberne Medaille:
Einen Türken schlug er nieder
Und den andern spießt er auf.
Nach dem dritten Jahre kehrt er
In die Heimat, mit dem Zeugnis

Schön geschrieben, lobenswert.
Vater, Mutter warteten
Auf dem Bahnhof, bis ein Juhschrei
Sie aus dem Waggon begrüßte.
Abends ging er nicht mehr aus,
Denn ein Schöpsenbraten dampfte
Festlich auf dem Feuer heut,
Eine Flasche Kranewitter,
Den er selber destilliert,
Trug der Vater aus dem Kasten.
Rede rief die Gegenrede,
Zu erzählen gab es manches,
Daß die Stunden schnell entfloh'n.
Von des Nachbars Rosel wußte
Viel die Mutter, doch er hatte
Dessen heut nicht acht. Da schlug es
Zwölf Uhr zu Barwies, sie hoben
Rasch, erstaunt vom Tische sich.
Fröhlich ging er in die Kammer,
Die er lange nicht betreten:
Ueber alles geht die Heimat
Dem, der aus der Fremde kehrt.
Und so schlief er, bis am Morgen
Hell das Licht durchs Fenster drang.
War versäumt die Messe, wo er
Danken sollte, daß er glücklich
Saß im warmen Vaterhaus,
Hatt' es schon die treue Mutter
Um halb sechs für ihn getan
Und zwei blanke Silberkronen
In den Opferstock gelegt.

Als er eine volle Pfanne
Weizenbrei dann ausgelöffelt,
Trat er vor die Tür, zu schau'n
Ob am alten Platz noch alles?
Gegenüber an der Straße
Hob sich schräg das Haus des Nachbars
Mit dem Garten, große Blöcke
Schützten vor dem Absturz ihn,
Daß die Straße vor der Mauer
Unten tief sich abwärts wandte.
Um des Zaunes Latten schlang sich
Blauer Windling, braune Kresse,
Scharlachrot die schlanke Bohne,
Volle Sonnenblumen winkten,
Wie die Scheiben auf dem Schießstand,
Groß und prächtig drüber her.

War's ihm doch, als ob die Blätter
Sich bewegten, wenn er hinsah.
Aus dem grünen Schleier tauchte
Plötzlich auf das Antlitz Rosels,
Daß er staunend einen Schritt
An die Türe trat zurück.
Um den Pfeil von Erz gewunden
Reich vergoldet, rein geglättet,
Den sie einst bei Norz gekauft,
Schlang das krause, braune Haar
Fest zu einem Knoten sich;
Widerspenstig stahl sich aber
Manches Löckchen in die Freiheit.
Derb wie reife Zwiebeläpfel

Ihre Wangen und dazwischen
Keck, neugierig stumpf das Näschen,
Wie am Schaft die Maienglöcklein
Angereiht, die weißen Zähne
Hinter Lippen, frisch und üppig.
Auf die Blumenwiese legt sich
Morgens früh die erste Sonne,
Daß der Tau in allen Farben
Glitzert, funkelt, — diesem Lichte
Glich des Auges feuchter Glanz.
Züchtig barg des Busens Wogen
Kaum das rote Seidentuch,
Um die runden, braunen Arme
Schlossen sich des Aermels Spitzen,
Die sie einst im Kloster Zams
Fein und zierlich selbst geklöppelt,
Ihrer Mutter Stolz und Freude.
Als geübter Krieger sah er
Alles das mit raschem Blick.
„O die Rosel!" — „O der Jörgel!"
Grüßten beide lachend sich.
„Ei, was bist du seit der Schule
Für ein saubrer Kerl geworden,"
Rief er nach Soldatenart.
„Drunten bei den Bosniaken —
Mädeln gibt's mit Kirschenaugen,
Aber keine tut dir's ab!" —
Schnippisch flog zurück die Antwort:
„Ei, wie bist du fein geworden,
Seit drei Jahr' in der Kaserne
Sie zu Sprugg gehobelt dich!" —

Und so flogen Worte scherzend
Hin und her, doch sie gewann es,
Daß er endlich schweigen mußte
Und verlegen dreht' am Barte.
Als sie schied mit kurzem Gruße,
Halb unwillig, halb bezwungen
Von der drallen Bauernschönheit,
Wohl der schönsten, die er jemals
Noch geseh'n in Stadt und Land,
Sah er ihr kopfschüttelnd nach:
„Ja, der Mutter wahre Tochter
Ist sie mit dem scharfen Zünglein,
Wer sie freit, der mag sich freuen,
Denn sie stellt ihm den Pantoffel
In der Brautnacht unters Bett." —

Abends kam von Silz der Vater,
Wo er auf dem Markt die Kalbin
Gut verkauft. Im Schranke barg er
Die Banknoten, zog den Schlüssel
Sorglich ab und legt ihn offen
Auf den Tisch vor seinen Sohn.
„Nichts mehr sei vor dir versperrt,"
Sprach er langsam, „wie der Vater
„Walte du mit gleichem Recht."
Doch versuchend sprach die Mutter:
„Wenn du an die Heirat dächtest!
Beide alt, ertun wir's nimmer,
Denn zu schwer wird uns die Wirtschaft,
Frische Kräfte braucht der Hof!" —
„Wär' ich jung, noch heute ging' ich

Fensterln zu des Nachbars Rosel,
Holte morgen bei den Eltern
Mir das Jawort; eh' Kathrein
Stellte Tanz und Räder ein
Führt' ich nach dem alten Spruche
Sie herüber in mein Haus!" —
Bei des Vaters Rede stieg dem
Jörgel plötzlich auf die Röte:
„Wär' schon recht, allein ihr Zünglein
Scharf ist's wie ein Wespenstachel!" —
„Ei, was tut es, wenn du brav bist!
Selbst der beste Mann bedarf es,
Daß ihn klug und weise manchmal
In den Schranken hält ein Weib!"
Sprach die Mutter, doch der Vater
Zuckte leise mit dem Mund.
„An der Kinder Wiege gleicht sich,"
Fuhr sie fort — die Wohlerfahrne,
„Alles aus, wenn auch der Wagen
Anfangs knarrt, das Oel des Friedens
Läßt die Räder ruhig gleiten,
Sind die Eltern redlich, lieben
Sie sich von des Herzens Grund!" —
„Manchmal nützt dem Weib die Schneide,"
Fügt' ergänzend bei der Vater,
„Denn Gesindel schleicht herum
Faul und diebisch. Auch die Mägde
Brauchen einen Zügel oft." —
So schloß endlich die Beratung.
Nach dem Rosenkranze schlichen
Vater, Mutter in den Gaden,

Doch er stieg auf steiler Treppe
Langsam in die dunkle Kammer,
Wo bereit das Bett ihm stand:
Frisch gebleicht und weiß das Linnen
Hühnerfedern in den Polstern
Von der Mutter lang gespart.

Eh' die Sonne den Grieskogel
Noch erklommen, stieg der Alte
Mit dem Jungen zu der Alm.
Jenseits lag sie von dem Grate,
Der sich aus dem Föhrenwalde
Scharf gezackt zum Himmel hebt,
Mit den Runsen, wo der Schnee noch
Blendend weiß im Juli liegt.
„Hegt nicht hier das salige Fräulein
Seine Gemsen?" sprach der Junge,
Auf den festen Stock sich stützend,
Hingewandt zum greisen Vater,
Der auf einem Steinblock rastend
Lang eratmete, dann endlich
Ihm Bescheid gab. „Manchmal siehst du
Mit dem Kranz von Edelweiß
Sie im wallend langen Kleide
Sitzen und den Nebel spinnen,
Der, wie Wolle von der Kunkel
Golden um die Jöcher fließt.
Aus dem nahen Oetztal kommen
Auch die Schwestern — ihrer zwei,
Was sie raunen, was sie singen?
Wer nicht flieht, der wird verhext." —

„Ist dir keine noch begegnet?" —
„Jene Schlucht, die zwischen Schrofen
Wild sich klemmt, die Hölle heißt sie: —
Brausend stürzen Wetterstrudel
In die Tiefe, nur bei Tag
Wagt der Senner sich hindurch: —
Hier hat mich der Sturm ergriffen,
Wie ich's nie erlebt, da hört' ich
Noch den Klang geweihter Glocken
Und das hat gerettet mich." —

„Hat der Ahn, wenn er beim Ofen
Abends saß, erzählt nicht manches?" —
„Wohl, doch ihr seid klug und weise,
Weil du lachtest, schwieg er endlich."

„Um so lieber hör' ich's jetzt,
Ehe du mir auch verstummst." —

„Einen Jäger, der am Sonntag
Statt die Messe zu besuchen
Im Gebirg' den Gemsen nachsteigt,
Lockt sie in die Felsenhalle,
Daß von ihrem Arm gefangen
Er sein Christentum vergißt,
Bis er lahm mit grauen Haaren
In der Frühe dort am Kreuzweg,
Der beim Lahnbach gabelt, aufwacht,
Jammernd, daß sie ihn verstoßen.
Scheu betrachten ihn die Bauern,
Wenn er allerlei erzählt:

Von den Schachten, wo das Silber,
Wo das Gold in Blättern aufsprießt,
Von den Gärtlein zwischen Schrofen,
Wo gedeiht die Wunderblume,
Wie der Regenbogen zeigt sie
Alle Farben. Dann verstummt er
In die Hand gesenkt die Stirne
Oder summt ein altes Lied.
Staunend hört man's, wer versteht es?
Bis der Priester es verbeut.
Doch ist gnädig sie bisweilen:
Manchem braven Mädel schenkt sie,
Wenn es fleißig harrt und treu,
Bis der Liebste kehrt aus Schwaben,
Einen Zopf von Flachs, der niemals
Endet, möge sie auch spinnen
Tag und Nacht. — Sie führt die Kinder,
Die verirrt sich mit den Zicklein
Bis zum nächsten Kreuz, schenkt ihnen
Einen Zweig mit süßen Beeren,
Wie im Tale keiner wächst.
Abends sitzt sie auf dem Ferner
Hoch im goldnen Nebel wieder,
Gleich, als wäre nichts gescheh'n,
Jahr um Jahr. Doch in der Christnacht
Hört man weinen sie und jammern,
Daß für sie nicht der Erlöser
Ward geboren. Am Karfreitag
Steckt sie auf die hellsten Lichter,
Daß von Spitze sie zu Spitze
Wirbelnd tanzen, wer versteht es?

Ob vielleicht ein Quell der Gnade
In der Ewigkeit sich öffnet?
Ob sie gar am jüngsten Tage
Mit der Welt in Nichts zerfließt
Wie das Lüftchen, das uns eben
Um die Haare leise spielt?
Doch wir sind schon nah der Scharte,"
Schloß der Vater, „laß uns schweigen,
Denn sie hat's nicht gerne, wenn man
Sie beredet oder höhnt.
Manchem Spötter hat sie zornig
Die Lawine schon gesandt,
Die ihn in den Abgrund riß.
So erzählen uns're Väter,
Darum laß uns schweigen jetzt!" —

Aufwärts stieg der Junge rastlos,
Vor ihm schwebt' ein salig Fräulein,
Dieses glich der Rosel ganz.
Haare, Stirn, die Apfelwangen,
Zähne wie die Maienglöcklein
Enge drängen sich am Schaft
Und ein Busen, rund und schwellend, —
Ob er auch daran gedacht? —
Erst am Sonntag kehrten beide
Wieder heim, es trug der Jörgel
Einen Strauß von Alpenblumen,
Duftend, auserlesen prächtig, ...
Doch der Alte sah es lächelnd.

Früh erhob sich schon der Junge

Frisch und rüstig, durch das Fenster
Späht' er oft und zog's Gewand an
Stück für Stück und griff zur Bürste.
Plötzlich blieb er horchend stehen,
Denn vom Unterdorfe dröhnten
Schon im dumpfen Baß die Böller
Zur Prozession, es war ja
Heut' der Isidoritag!
Kennt ihr ihn, den Bauernheiligen,
Der, anstatt die Hand zu legen
An den Pflug, nur betete? —
Doch zwei Engel stiegen nieder,
Leiteten das Viergespann
Durch den Acker, zogen Furchen,
Streuten Samen, der vollauf dann,
Hundertfach der Sichel reifte.

Mit drei Burschen auserkoren,
Unbescholten, sollte Jörgel
Durch die Flur das Gnadenbild
Heute tragen. Rosel sollte
Mit drei Jungfrau'n auserkoren
Durch das Dorf die Himmelsmutter
Sänftlich tragen auf der Schulter,
Darum brauchte sie so lang
Sich zu putzen, darum strich sie
An dem weißen Schurz die Fältchen
Sorgsam glatt. Jetzt war sie fertig,
Durch des Gartens Beete schritt sie
Froh und munter, sang ein Liedel,
War es gar ein Schnaderhüpfel?

„A Herz als wie a Vögerl,
A Bluet als wie a Fisch,
Koa Mensch kunnt mir's glaben,
Wie wohl daß mir isch."
Prüfend wählte sie am Stocke
Zweiglein aus von Rosmarin
Schlank und duftig, sich zum Kranze
Sich zum Jungfraukranz beim Fest.
Rasch sprang er hinab die Treppe
Mit dem Jochstrauß in der Hand:
„Grüß dich, Rosel!" — sprach er zögernd,
„Grüß dich, Rosel, nimm die Blumen,
Aufgezogen und begossen
Haben sie die saligen Fräulein,
Daß so herrlich sie gedieh'n.
Gern möcht' ein Geschäft ich machen
Heut' mit dir; die schönsten Nagerln
Hast du stets. Gib für den Strauß nur
Eines mir, wär's auch das kleinste,
Daß ich wie die andern Burschen
Sonntags auf dem Hut es trage." —
In den Wangengrübchen spielte
Schon der Schalk, doch rasch entschlossen
Schnitt sie mit der Scher' vom Stock
Ab das schönste, allerschönste
Und trat langsam an den Zaun.
„Reut es dich?" wollt' er schon sagen,
Sich zum Fortgeh'n trotzig wenden,
Als sie nickte und sich neigte
Mit dem Nagerl in der Hand.
Krach! Ein Schrei, es brach die Latte,

Auf das Pflaster wär' kopfunter
Sie gestürzt und tot geblieben,
Hätt' er sie nicht aufgefangen
Wie den Spielball fängt ein Kind.
Als sie sich erholt vom Schrecken,
Sprach er mild: „So gab der Himmel
Uns ein Zeichen, daß er dich
Mir geworfen an das Herz.
Sei mein Weib!" Er bot die Hand ihr
Mit dem Blick treuherzig, offen
Und sie reicht' ihm ihre Hand:
Auf die Lippen drückt' er feurig
Ihr den Brautkuß der Verlobung.
„So ist's recht!" rief aus dem Fenster,
Wo er stand, herab der Vater,
„So ist's recht!" rief aus dem Fenster,
Wo sie stand, herab die Mutter,
Daß die beiden hocherrötend
Rechts und links zur Seite floh'n.
„Segne Gott euch, segne Gott euch!"
Wiederholten froh die Alten,
Dann begann der Vater freudig:
„Hin zum Nachbar geh'n geschwind wir,
Daß die Sache komm' in Ordnung.
Vor Kathrein wirft schon der Pfarrer
Eure Namen von der Kanzel
Und tut, was das Dorf schon wußte,
Feierlich den Bauern kund.
Bis dorthin laß' ich das beste —
Unser weißes Ferkel mästen,
Daß der braune Braten britzle

Festlich auf dem Hochzeitstisch." —
Und die Mutter unterbrach ihn:
„Für den Blunzen, für die Würste
Bringt die Bötin das Gewürz,
Daß mich selbst der Pfarrer lobe,
Der's versteht wie niemand sonst." —
Wieder nahm das Wort der Vater:
„Siehst du, auf dem Paradeisel
Ist gediehen heur' der Weizen.
Füll' den Sack, der Müller soll
Feinstes Mehl zu Nudeln mahlen."
Mit dem besten schloß die Mutter:
„Wohlgetan war's, daß ich Sommers
Wirken ließ die schönste Leinwand
Mit dem Saum von türkisch Garn.
Hochwillkommen ist's zum Tischtuch
Und erst zu den Windeln gar."
Wie die Schwalben, die das Nest bau'n,
Zwitscherten die guten Alten
Und das junge Pärchen träumte
Fröhlich von der nahen Zukunft.
Zu Kathrein war dann die Hochzeit.

*
* *

Schon seit Jahren, wenn im Sommer
Staub der Südwind glühend wirbelt,
Das Gequike der Touristen
Unsicher die Routen macht,
Flieh' ich immer fort nach Freundsheim:
Fernab liegt es von der Staatsbahn
In des Waldes stillem Frieden.

Auf den breiten Hügeln steigt
Stolz die Lärche, die der Schiffer
Sich als Mast nach Süden holt,
Farbig schmückt sie dort das Wimpel,
Der Salutschuß grüßt sie donnernd
Auf der Reede. — Ruh' ist aber
Im entleg'nen Bauernhofe,
Wenn der Sturm herab vom Joche
Nicht die Wipfel sausend beugt.
Doch willkommen sind auch diese
Deine Stimmen, o Natur!
Mitzujubeln, mitzuseufzen
Scheinst du, wie aus Menschenbrust
Und mit deiner Riesenharfe
Stimmst du ein in unser Weh. —

Einsam ist es in der Schlucht,
Wo der Schotter der Lawine
Leicht erreichbar mir ein Gärtlein
Selt'ner Alpenblumen hegt.
In den Mähdern murmeln Bäche,
Die das Wollgras säumt, der Steinbrech
Und Vergißmeinnicht, das zarte.
Durch die Gumpen, zwischen Kieseln
Schießt die farbige Forelle,
Schnalzt empor und fängt den Kerf.
Mit der Angel hab' ich manche
Mir geholt, zog aus den Löchern
Auch den Krebs mit kluger Vorsicht.
Viel zu tun gibt es im Frühling,
Wo das Eis schmilzt am Scirocco

Und die Frösche langbehost
Am Gestade lustig buhlen,
Untertauchen und verschwinden
In den aufgefrornen Teich.
Manchmal schleich' ich durch den Tann auch,
Auf der Schulter meine Büchse
Und daneben läuft ein Bürschchen
Blond und frisch, mein Enkel ist's,
Der, was ich geschossen, holt.
Mit des Hähers blauer Feder
Schmückt er jubelnd sich das Hütchen.
Oder zielt auch, stets vergebens!
Nach der Krähe mit dem Pfeil,
Wenn sie hoch vorüber fliegt.

Abends sitz' ich auf dem Eckstein,
Der noch übrig blieb vom Schlosse
Herzog Sigmunds, — wohl ihr kennt
Ihn, den Fürsten. Immer lustig
Lebt' er, und die schönen Mädeln
Ließ er leben auch! — Nur Schutt,
Trümmer in des Teiches Mitte!
Leise flüstert wohl das Schilf,
Doch von Liebe nicht und Wein.
Einsam ist es, hoch und höher
Steigt vom Unterland der Schatten
Zu der Veste Klamm; ein Recke
Steht der finstre graue Turm
Auf der Felsenwand. — Vorüber, —
Ach, er sollte niemals kehren!
Zog einst Konradin der Staufe

Und gedachte seiner Ahnen
Und gedacht' des Kaiserthrones.
Unterm Beile des Franzosen,
Der in Dantes tiefster Hölle
Eingefroren büßen muß,
Ist auch Deutschlands Ruhm verblutet,
Denn kein deutscher Kaiser rächte
An dem Schergen Deutschlands Schmach.
Und du Clemens, wie du spottend
Dich genannt, trat nicht der Schatten,
Als du auf dem Todeslager
Feig dich wandest, — trat der Schatten
Jenes Kaiserjünglings nicht
Vor dein Auge, den dein Bann
In den Tod trieb? Ja verdammt
Die Tiara auf der Stirne
Heulst du neben dem Anjou!
Mit der Tigerkralle griffst du
Nach dem Szepter, das dir Christus
Nicht für diese Welt verlieh'n.
Konradin! Die Mönche singen
Horch: die Hora dir im Kloster
Dort am Innstrom, doch kein Lied
Weihte dir ein Minnesänger!
Konradin! Nimm diese Klage
Spät, zu spät leg' ich sie nieder
Auf dein blutiges Schaffot.

Bleich und bleicher ist am Erlspitz
Schon die letzte Glut verglommen,
Weiß im Priesterkleide steh'n

All die Berge, wie von Weihrauch
Zieht ein Nebel durch die Schlucht.
Aus dem Dorfe tönt das Glöcklein,
Welches scheidet Tag und Nacht:
Schirme gnädig Mensch und Tiere
Ave Maria, Königin!

Dunkel, dunkler liegt das Steinrich
Schon vor mir. Einst anno Neun
Flackerten in langer Zeile
Flämmchen wechselnd durch den Wald.
Unsre Schützen! Sie allein
Boten Trotz dem unbezwung'nen
Großen Korsen; — die Franzosen
Flohen, stürzten durch das Tal.
Doch verlassen und verraten
Wie ein Bär, umstellt von Hunden
Lag das Land, die Totenstille
Schwer und dumpf, es unterbrach sie
Nur von Mantua die Salve.
In der Ferne singt ein Mädchen
Noch ein Lied, schwermütig, düster
Wie um die verlor'ne Liebe
Traurig klagt ein krankes Herz.
O Tirol, wo ist dein Ruhm heut?
Wie das Abendrot entschwand er
Mit der Männer stolzem Trotz.
Auf den Trümmern ruht dein Dichter,
Denkt der großen Tage sinnend:
Wiederkehren sie nie mehr!

* * *

Freundsheim ist nicht weit von Lahnsteig.
Auf die Post geh' ich vorüber,
Wenn ich manchmal Briefe hole;
So lernt' ich den Jörgel kennen:
Erst ein Gruß, ein Wort, dann saß ich
Auf dem Brunnentrog bei ihm.
Bald versprach er Holz zu liefern
Aus dem Steinrich mir nach Innsbruck.
Mager ist der heiße Boden,
Wo die Föhre ihre Wurzeln
Zwischen Blöcken eingezwängt
Mühsam in den Boden senkt.
Dafür ist das Holz auch kernig,
Harz durchzieht den Stamm, die Rinde,
Daß die Magd es in den Ofen,
Wenn es kalt wird, gerne schürt.
So bringt er in jedem Herbste
Mir ein Fuder, in der Küche
Setzt er sich zur Rast ans Feuer,
Denn auch er ist alt geworden
Und sein Haar schon grau gesprenkelt.
Langsam schlürft er aus dem Gläschen
Feurigen Likör, den mir
Mit Gewürz die Freundin braute
Und zur Christzeit gütig schickt.
Dieses reden wir und jenes,
Was geschehen im Gebirg:
Ob der Hans noch lebt, die Kathel
Zu Barwies was taufen ließ?
Auch von seinem Sohn erzählt er,
Einberufen zu den Jägern

Sei er schon. Dann von der Tochter,
Einem frischen, muntern Dirndl,
Das zur Hochzeit rüstete.
Noch einmal füllt' ich das Gläschen:
„Ihr zu Ehren!" — seinem Weib!
Heller leuchtete sein Auge,
„Nun, die schießt noch wie ein Wiesel
Von der Küche in den Keller,
Aus dem Stadel in den Stall,
Ueberall die Hände rührend
Früh und spät und oft des Nachts auch
Steht sie auf um nachzuschauen,
Denn für alle sorgt sie rastlos
Und für alles, Gott sei Dank!
Ist sie resch und kliebt sie sparsam
Selbst den Pfennig, ist sie gut auch:
Schaut ein armes Kind herein,
Gibt sie gern ihm Brot und Suppe,
Schenkt dem Mütterlein die Milch,
Die es zum Kaffee bedarf.
Selbst den Vögeln streut sie Futter,
Ist der Winter herb und streng.
Darum singt es, pfeift und jubelt
Wie bei einer Kirchtagmesse
Schon im Frühling um das Haus.
Blühen erst die wilden Rosen,
Wimmelt es von junger Brut
Und das Obst gedeiht in Fülle." —
„Hat die Stöckeln sie erhalten,
Die ich ihr geschickt?" —

„Vergelt's Gott!

Wohl geraten sind sie alle
Georginen, Hyacinthen,
Doch voran die Tulipanen
Wechselnd rot und braun gestreift." —
„Nächstens send' ich Chrysanthemum,
Heutzutag die Modeblumen
Aus dem fernen Land der Heiden,
Weiß wie Milch, in feinen Fransen
Fügt sich Blumenblatt an Blatt." —
„Auch manch' Neues, nicht leichtsinnig,
Weil es in der Zeitung stand,
Haben wir versucht. Ich ließ
Ihr den Sparherd setzen. Gut war's,
Denn das Holz wird immer rarer." —
„Wohl, die Städter spüren es." —
„Und die Steuern, wie die wachsen! —
Dünger auch, daß ich den Namen
Stets vergesse! kauft' ich ein.
Anfangs lachten wir darüber
Als der Trientl ihn empfahl:
Ob er in den Apotheken
Etwa feil sei? ha, ha, ha!
Doch gelang es. — Wenn wir uns nur
Treu an den Kalender halten!
Denn die Jahreszeiten sind
Ja von Ewigkeit verbrieft
Und besiegelt von der Sonne.
Freilich hat der liebe Herrgott
Auch die Hand auf uns gelegt:
Einen Sohn, das war ein Bursch Euch!
Trugen sie uns vor zwei Jahren

Tot herab vom Juttenbach.
Abgestürzt war er beim Heuen —
Unser zweiter! Alle Glieder
Ausgerenkt, der Kopf zerschmettert
Legten ihn vier Burschen schweigend
Abends auf die Hausbank hin.
Ja, mein Weib! Wir fielen weinend
In die Arm uns vor der Leiche,
Eine Schmerzenmutter war sie!
Doch Ihr wißt es! Drauf im Sommer
Stand der Weizen reif zur Ernte,
Als der Hagel ihn zerdrosch,
Daß die Hühner bis zum Herbst sich
An den Körnern mästeten.
Heur im Frühling fiel die Kuh uns —
Ach, die schöne mit dem Stirnfleck!
Die Ihr saht, Gott tröste sie.
Aber was uns treffen mag,
Kommt gesendet uns vom Himmel
Und wir nehmen's hin in Demut." —
Die Gelegenheit benutzt' ich
Ihn zu fragen nach der Sage
Von dem Wort. — „Gedichtet haben,"
Sprach er kurz besinnend sich,
„Unsre Alten mancherlei.
Weisheit findet drin der Weise,
Während es den Toren blendet
Und ihn auf den Irrpfad lockt,
Daß er stolpert über seine
Eig'nen Füße und sie bricht.
Ja, das Wort! Ich habe niemals

Mir darum den Kopf zerbrochen; —
Mir genügt das Vaterunser!"
Ausschlürft' er den letzten Tropfen
Nahm den Hut und bei der Tür
Rief er noch: „Auf Wiederseh'n!"

Anmerkung.

Von Telfs im Oberinntal bis Naßereith zieht sich ostwestlich etwa vier Stunden lang die Hochebene von Obermieming. Dieses Dorf ist der Hauptort. Es liegt auf dem linken Ufer des wilden Lahnbaches, seitwärts ist das Paradeisel, ein breiter Hügel, wo viel Korn wächst; am Abhang des rechten steht der Weiler Lahnsteig. Dahinter zieht sich quer ins Tal vom Gebirge herab eine Moräne, das Steinrich; sie ist unfruchtbar und nur von Föhren bewachsen. Hier fanden 1809 Gefechte statt. Dann erreicht man das Dörfchen Barwies, südlich in der Schlucht erhebt sich Schloß Klamm, der Weg führt daran vorüber nach der Bahnstation Mötz. In dessen Nähe schläft das Kloster Stams, wo sich der unglückliche Conradin, als er nach Italien zog, von seiner Mutter Elisabeth verabschiedete; Karl von Anjou, eine der scheußlichsten Gestalten des Mittelalters, ließ ihn nach der Schlacht von Tagliacozzo hinrichten. Pabst Clemens hatte den unglücklichen Jüngling mit dem Kirchenbann belegt und so zu seinem Untergange beigetragen; noch auf dem Todbette quälten ihn Gewissensbisse. Ober Mötz ist die Wallfahrt auf dem Locherboden. Nordwestlich von Barwies am Saume der prachtvollen Lärchenwälder findet sich der einsame Bauernhof Freundsheim. Die Teiche ließ im 15. Jahrhundert Herzog Siegmund anlegen. Sein Jagdschloß brannten die Bauern zu Kalk, es ist wenig mehr übrig geblieben, als etliche Steine der Grundmauer. Nördlich ragt das schroffe Gebirge von Miemingen mit der Juttenschlucht empor. Hier, sowie im Oetztale walten die saligen — seligen Fräulein, elementare Naturwesen in menschlicher Gestalt, etwa wie die Feen und Nixen. Die Sage weiß mancherlei von ihnen zu erzählen. Der Erlspitz, der Gries- und der Birchkogel sind Berge der Umgebung.



Der
Anderl und's Resei

Ein Faschingsschwank in Schnadahüpfeln



Diese kleine Idylle ist in der Strophe und leicht verständlichen Sprache der Unterinntaler gedichtet, die Schreibweise jedoch nicht phonetisch für Philologen berechnet, wodurch ich nur die Auffassung erschweren würde. Wer den Dialekt kennt, mag sie leicht vom Blatte weg lesen; wer nicht, dem genüge der Inhalt, weil alle Glossen kaum die leisen Abtönungen der Vokale wiederzugeben vermögen. Von den zweierlei a wie im englischen, ist bloß das helle à bei schwierigeren Fällen hervorgehoben, sonst bedürfen nur einige Worte der Erklärung.

a = ab, aft = nachher, allm = allemal, boazen = beizen, derleas = erlöse, drenten = drüben, Dörcher = Landstreicher, Enzeler = Enzianbranntwein, gagezen = stottern, Gamsal = Gemse, Gfriß = Gesicht, Göschel = Mund, gràben = grämen, Höbbin = Kröte, hàntig = bitter, Krare = Rückkorb, kam = kaum, Kaser = Almhütte, Koburg = der Herzog hat in der Riß ein von Wilderern nicht selten besuchtes Jagdrevier. Wadaun = Meum mutellina, eine vom Vieh gerne gefressene Doldenpflanze, Langes = Lenz, Loater = Leiter, Loter = Kerl, Lückeln von Luck = Deckel. Die Schnecken lückeln sich im Herbst ein; sie schließen das Haus mit einem Kalkdeckel, miar = nach Umständen wir oder mir, Muaß = Brei oder von müssen, folglich doppelsinnig, Oellat = Elend, öppa = etwa, Plöschen = Prügeln, Pratzl = Hand, raffn = raufen, rearn = weinen, schilchen = schielen, Umgang = Pro-

zession, wöck = weg, verziechen und zapfen = davon machen, Zaus = Zeisig.

Der Schauplatz ist die Pertisau; jeder kennt dort das Wirtshaus des Gaber; Laliders mit seinen Schrofen liegt seitab in der Riß. Krickeln sind die Hörner der Gemse, ihr „Bart" wächst auf dem Rücken. Bescheid tun heißt einen Zutrunk erwidern. Der Wachsler verfertigt nicht bloß Wachskerzen, er bäckt auch Greteln aus Lebkuchen. Den Weihnachtszelten anzuschneiden kommt am heiligen Abend der begünstigte Bua zum Fenster der Geliebten, manchmal folgt eine Christmette, wenn ihn der Vater oder die Brüder derselben überraschen. Andere Volksgebräuche sind so bekannt, daß sie wohl keiner Erläuterung bedürfen.

Die Schnadahüpfel sind oft Wechselgesänge, nicht selten beim Tanz. Dies rechtfertigt ihre Verwendung bei diesem Schwank.

Personen:

Anderl.	Der Vater.
Resei.	Der Pfarrer.
Moidei.	Ein Robler.

(Vor Reseis Hause.)

Anderl:

Je heacher der Kirchturn,
Je scheaner das G'läut;
Je weiter zum Diendl',
Je mehr daß mi freut.

Resei:

Je heacher der Kirchturn,
Je scheaner das G'läut;
Je weiter du wöck bist,
Je mehr daß mi freut.

Anderl:

Auf'm See bin i g'fahrn
Und im See honi g'fischt
Und da honi a blauaugets
Deandl derwischt.

Resei:

Auf'm See bist du g'fahrn
Und im See hast du g'fischt
Und da hast du a grausige
Höbbin derwischt.

(Auffahrt zur Alm.)

Anderl:

Jàtz aufi zur Käser,
Schon grüant der Madàun,
Was schmötzelst, was spöttelst
Da z hinterst àm Zaun.

Auf der Alm, da ist's lustig,
Auf der Alm wachst s Schmalz,
Und wenn du mi hoamsuchst,
So ham miar an Falz.

Miar spieln zsamm Karten
Und Trumpf ist Herzaß,
Da laßt du mi s gewinnen
Im Earnst oder Gspaß.

Resei:

Den Trumpf, den willst haben? —
Schellkönig soll's sein,
Dös trau i miar z wötten,
Die Schelln bleibt dein.

Anderl:

Und z' Markt bin i g'fahrn
Mit Haggen und Soal;

Mecht eintuan à Schatzerl:
Wia teuer bist foal?

Resei:

Der Wächsler backt Greteln,
Mein Anderl käf ein,
Und bist nachher hungrig,
So schmöckt sie diar fein.

(Der Robler tritt auf.)

Anderl:

Was schaugst du dem Diendl
So glustig ins Gfriß?
I rat diar, verziach di,
Sunst hau i di gwiß.

Robler:

I trag halt n Schlagring
Wia an anderer Buà,
Du kannst s ja probieren:
Fang an und schlag zuà.

Resei:

Dös wär miar just s Rechti,
Dös giang miar no a! —
Di kenn i lang gnuag scho —
Nur z' Räfn bist da.
Wer traut sie heut z' robeln,
Wer wagt miar àn Schlag?
Den schaug i nit an mear!
Mörkts Enk, was i sag!

(Vor dem Wirtshause.)

Anderl:

So gean miar zum Gäber,
Laß s Viech auf der Woad,
Heut tuat öppa s Resei
Dem Anderl no Bschoad?

Resei:

Nur oamal, nur zwoamal
Du lustiger Zaus,
Sunst bleibst du dort pappen
Und triffst nit nach Haus.

Anderl:

So frumm bist du Diendl
Und schaust mi nit a,
I moan wohl, du betest:
„Hear, gib miar n zum Ma.“

Resei:

Was kan i wohl beten,
Kimmst du miar — o mei!
„Derleas mi vom Uebel!“
Sunst fallt miar nix ei!

(In der Branntweinbrennerei.)

Anderl:

O Sankt Florianus,
Da gibt's ja koan End,
Was hilft uns dei Löschn,
Wenn's überall brennt.

Die Buàbn, die Diendln, —
Schau s Dellat nur a!
S ist überall s gleiche,
Weil helfen nix ka!

Schon brodelt's im Kolben,
Schon rüart si der Geist,
A Schnàpsl soll's göben,
Dös jeder gearn beißt.

A Schnaps, dös störkist
Im ganzen Reviar
Und willst du s aft kosten,
Kimm auffer zu miar!

Resei:

Von der Kirchen zur Kàser
Da braucht's wohl àn Tag,
So dàß i die Glocken
Kàm hearn no mag.

Gsund bin i herunten,
Han Wein und han Biar,
Es ist mer viel zu hàntig
Dein Enzeler schiar.

(Auf der Alm.)

Anderl:

O Böckl, du màckazst,
Du hast ja dei Goas,
I löb wie à Klausner:
Nit kalt und nit hoaß.

Dös Saggàrà-Diendl
Bleibt drunten und lacht,
Drum bin i verlassn
Bei Tag und bei Nacht.

I brock mir no Rauten,
Brunelln zum Strauß,
Den bring i mein Diendl;
Heroben ist s aus.

Vom Joch schaut der Herbst schon,
Ums Dach pfeift der Wind,
Koa Futter, koa Diendl,
Da zàpf i mi gschwind!

(Daheim.)

Auf der Alm bin i gwösen
Dort liegt iàz der Schnee,
Iàtz schlag i di Zither
Am Ofen, Juchhe!

Iàtz lock i die Diendln
Wie Gimpl, woaßt wohl! —
An sauberern Buabn
Gibt's nit in Tirol.

So kimmst du halt gschlichn,
Kàm han i s derhofft,
Hon pàßt in der Kàser
Und außigschaut oft.

Resei:

Du spielst ja die Zither
Und offen ist s Tor,
Drum wear i mit Wachs nit
Verpappen mein Ohr.

Anderl:

Nur gschnippisch, nur gschnàppisch!
Bis du di bekeàrt:
Wia oft hast im Kàmmerl
Um mi du schon greart!

Resei:

Nur lippisch, nur lappisch,
Was bildst diar nit ein?
Ob droben, ob drunten, —
's ist ohne di fein.

Anderl:

Mei Böller ist gladn,
Mei Böller geat los,
Jatz gibst miar à Bussl,
I laß di nit los.

Resei:

Dort drent sitzt die Muater.

Anderl:

Sei still und laß sein.

Resei:

Wenn d' willst, kannst sie bußn.

Anderl:

Dös fallt miar nit ein.

(Abends vor dem Hause Reseis.)

Gea Diendl schau herwärts
Gea Diendl sei guat
Und stöck miar à Nagerl
A roats auf'n Huat.

Der Umgang ist morgen —
Dann sag' i guat Nacht,
I zich mit'n Schützen
Und schieß, daß es kracht.

Resei:

Ja spiel nur Paradi
Bei Knödl und Kraut
Und hast deiner Löbtag
Koan Stutzen ang'schaut.

Treib auffi die Schäfeln,
Treib abi dein Bock,
Dir gheart statt n Stutzn
A haslener Stock.

Anderl (kehrt von der Gemsjagd):

Fort bin i vom Fenster,
Koa Wort han i gsagt,
Zur Stund bin i gschlichen
In Koburg sei Jagd.

Da hast du di Krickeln,
Den Gàmsbart, schau hear!
Jàtz brauchst du miar zu frozeln
Den Anderl nie mear.

Resei:

Da mecht di vor Aerger
Glei tröffn der Schlag!
Du hast bei den Gàmsen
Nix z suchn im Hag.

Du kannst di derfalln,
Daß niemànd di findt,
Und siecht di der Jäger,
So packt er di gschwind.

Anderl:

Die Stoanros' am Schrofen,
Der Gàmskröß am Fearn;
Hoi, Diendl, soll's richtig
Bald zwischen uns wearn?

I bin ja koa Dörcher,
Dem niemand nie traut;
Was gilt's, in zehn Jàhrln
Sein miar Bräutigam, Braut!

Resei:

Zehn Jàhrln her z warten; —
Dös ist wohl nit wahr?
Da wachst wohl à Wiagn
Zur Bettstatt sogar!

Làf abi in' Holzschlag,
Pflanz Sötzlinge dort
Und schnitz diar à Wiagn,
Dann folg i, aufs Wort.

(Winter.)

Anderl (vor Reseis Fenster):
Steigeisen z Làliders
Und d Loater am Gang:
I muaß halt derfriarn,
Wenn's dauert no lang.

Resei:
Brauchst nit zu derfriarn; —
I sag nit: herein!
Gea suach diar à Schnecken
Und lückel di ein.

Anderl:
Du woaßt ja, die Weihnacht
Ist nimmer gar weit,
Wo findst no àn Buabn,
Der n Zelten anschneidt?

Resei:
Dös laß di nit gràben
Gea in die Kàsàrm,
Schneid an àn Commißloab,
So braucht's gar koan Làrm.

Anderl:
So ziach i halt weiter,
So kimm i nia mear:

s gibt andere Diendln,
Die rechnens zur Ear.

R e s e i:

Ja suach diar à Kletten,
Die hångt si an di;
Und kratzt sie di bluatig,
Was kümmert dös mi?

A n d e r l:

Von Sprugg das Studentl
Dös wàr diar wohl recht,
J bin nur à Bauer,
J bin diar halt z schlecht.

R e s e i:

A lustigs Studentl
Dös gheart in die Welt,
Drum will i s halt nehmen,
Hat's à nit viel Geld.

A n d e r l:

Den luthrischen Fremden
Den schilchst du gern a.

R e s e i:

Und schilch i, so hångt do
Koa Bussl nit dra.

A n d e r l:

Jàtz kimmt scho der Fasching,
Jàtz gean miar zum Tanz,

Ja, grein nur, da tragst du
Zum lötzten dein Kranz.

Resei:

Dös soll i diar gläben?
Treibst alleweil s Spiel,
Du bist à Kälender
Und lüagst miar viel z viel.
(Anderl geht unwillig.)

(Moidei bei Resei im Hoamgart.)

Moidei:

Was spreiz'st di? Du hast'n
Gwiß trätzt schon lang gnua,
Er hat à scheans Güatl,
Der lebfrische Bua!

Und wenn du s a laugnst,
J woaß, was es gschlagn;
Der Anderl derbarmt miar, —
J wear iahms halt sagn.

Resei:

J moan der kann boazen,
Weils Feuer no brinnt.

Moidei:

An andere Muatr
Hat a a schöns Kind.
(Anderl an Reseis Fenster.)
A Sünd mit an Madl

Is halbez a Sünd,
Wir twaln das Ganz
Geh, richt di nur gschwind.

Resei:

Der Teufel, der paßt scho
Du saggera Gsöll
Und ziagt di beim Waschl
Zu tieft in die Höll.

Beim Pater Ignazi,
Bei dem gea zur Beicht,
Er absolviert d'Lump'n
Und di a vielleicht.

Anderl:

Der Pater Ignazi
Is a lustiger Schwanz,
Er trinkt gern a Seitl
Und wagt a an Tanz.

Die Diandln, die könn i, —
A Schnaggler frisch drauf,
So tuan sie im Hemdl
Die Fenster miar auf.

Du gibst miar koa Antwort
Hascht d'Ampl ausglöscht!

Resei:

Heascht rumpeln? Verziag di,
Sonst wearst du verplöscht.

Anderl (unten):

Es hätt' mi der Alte
Mit'm Fisel bald tupft,
Da bin i vor Schröck'n
Uebern Söller abighupft.

(Oben erscheint der Vater.)

Der Vater:

Wenn d' brav bist, derfst kemmen,
Dann ham miar di gearn;
Aus an lüderlichn Bürschl
Kann à no was wearn.

Anderl:

Nu, weil halt dös Diendl
Miars anders nit tuat,
So stöck i àn Buschen
Miar heut aufn Huat.

Den Pfarrer im Wieden,
Den bitt i recht fein:
Es will halt dös Diendl
A Weibàl bald sein.

Pfarrer:

Du bist miar à Schlànggl;
Di kenn i am Gsang,
Du machst vor der Meß schon
Zum Opfer àn Gang.

Anderl:

Mit Freuden, Herr Pfarrer! —
Do schwör i bei Gott:

Koa Bussl hat's geschenkt miar, —
Nur Schand oder Spott. (ab.)

(Vor Reseis Fenster.)

Anderl ruft hinauf:

Der Pfarrer laßt fragen
So früa schon bei Tag:
Ob s Kinzinger Resei
n Anderle mag?

Resei:

Und schickt di der Pfarrer,
So gea i zur Beicht!
Dös brauchst du nit z hearn,
Diar sag i: Vielleicht!

Resei beim Pfarrer:

Du hast miar nix z beichten,
Di kenn i, mei Kind,
Und wenn du'n heiratst,
Ist's eben koa Sünd.

Dös hat ja in Earn
Dei Muater schon ta,
In der Kirchn dort gnommn
Den Vater zum Ma. (Resei geht ab.)

Der Pfarrer:

Das Madl ist brav gwea
Und er a so, so!
Dram bet i für boade
'n Rosenkranz no.

Die Liab und der Fried'n
Soll ihnen erblüh'n
Z'löst boadn a Engle
Den Himmel auftuan.

*
* *

Anderl (bei Resei am Guckerl):
Miar alle sein Deutsche —
Rödst her und redst hin,
Käm hast du s versprochen,
So änderst dein Sinn.

J derf diar nit trauen,
Verierst mi wohl gar, —
Do schönkst miar à Bussel,
Ja, nachher ist's wahr. (Küßt sie.)

Lang han i schon gfastet —
Jàtz glàb i s erst kàm!
A Bussl, à zwoats drauf —
Sunst ist's nur à Tràm.

Resei:
Dös gab rote Nasen,
Wo s windet und schneit,
Gea hoam iàtz vom Guckerl, —
Ist morgen no Zeit.

Anderl (singt vor dem Fenster):
Mei Diendl hat Augn
Wi' à Gàmsàl so klar,

Sei Wàngeln, dia blüan
Wia d Almros am Kar.

Und wenns diar erst plaudert
Und wenns diar erst lacht,
Dös ist, wia a Schwalbàl
Im Langes derwacht.

Für d Stearndl der Himmel,
Ruckt auffer die Nacht,
Für d Immen die Bluamen
In all ihrer Pracht.

Und d Straßen ist baut ja
Für n Anderl gradaus,
Drum tragt s n von selber
Zum Diendl sein Haus.

Die Stol nimmt der Pfarrer,
Die Zeugen sein da,
Und s Diendl weart rot zwar,
Do gagezts à: Ja!

Im Chor d' Musikant'n
Ham pumpert und gsung'n
Und d' Engelen drob'n
Sein lustig umgsprung'n.

Im Hals ist à Juhezar
Miar stöckn g'rad bliebn,
Da hätt mi der Pfarrer
Zur Kirchn austriebn.

Dia Predigt die langi,
Dia hätt i iahm gschenkt,
Weil à Bua bei der Hochzeit
An andre Ding denkt.

Jàtz schiaßts mit n Pöllern,
Jàtz san miar beim Schmaus,
Jàtz sein miar verheirat't,
Die Liadeln sein aus.

Der R o b l e r kommt ihm entgegen:
Ja, reim nur, mein Anderl,
I sag diar: Bhüet Gott!
Du hast ja'n Schaden
Und brauchst nit 'n Spott.

A Engàl beim Flügel,
A Weibàl im Kranz, —
Was gilt's, du derwischst heut
n Teufel beim Schwanz.

Der P f a r r e r aus dem Widum:
Du neidiger Loter,
Diar tat's wohl recht guat:
A Weib soll d Federn
Diar ropfen vom Huat.

R o b l e r:
Was neidig? — zum Lachen!
I schenk Enk die Buaß.
I halt zu den Diendln, —
A Weib ist koa — Muaß.

A Krax'n voll Fratzen
Dia kam hintendrein,
Dann müßt i für alle
A Hausknechtl sein.

Schluß:

Der Fasching ist aus
Und d Fasten fangt an,
Am böſten iſt allm
A Lödiger dran!

Abschied.

Ihr hört das Lied? — Mein ist es und nicht mein!
Wenn Ton um Ton aus tiefstem Innern quillt,
Ist's eine Geisterhand, die unbewußt
Die Saiten klingen läßt? — Manchmal im Sturm,
Dann leise wieder, wie der Abendwind
Im Mai um junge Blütenknospen spielt,
Daß eine Träne sanft das Auge füllt.
Wie lange noch? — Ich werde nicht verstummen,
Bis aus der Brust der letzte Odem zieht,
Bis dieses Herz, das viel und schwer geduldet,
So viel geduldet! endlich ruhig steht.
Dann werft aufs Grab noch frische Alpenrosen,
Wie ich sie oft gepflückt, kehrt schweigend heim
Und laßt mich ruhig ruh'n in Ewigkeit,
Wenn wie ein Schatten aus der Ewigkeit
Mein letztes Lied um meinen Hügel schwebt.

Im gleichen Verlage gelangte soeben zur Ausgabe:

Der Heilige

Roman

von

Antonio Fogazzaro

500 Seiten 8° brosch. Mk. 5.—, geb. Mk. 6.—.

Antonio Fogazzaro zählt gegenwärtig unstreitig zu den bedeutendsten Dichtern Italiens. Sein Roman „Der Heilige" (il santo), der n der ganzen gebildeten und namentlich in der religiös interessierten Welt

so großes Aufsehen

und besonders in Italien so leidenschaftliche Parteinahme für die darin vertretenen Ideen einer Reform des religiösen und kirchlichen Lebens hervorgerufen hat (auf Grund dieser Reformideen wurde der Roman am 6./IV. 1906 ganz unerwarteterweise durch ein Inderverbot betroffen) erscheint nunmehr auch in der trefflichen Uebersetzung von M. Gagliardi in deutscher Sprache. Einer wie intensiven Beachtung sich dieses Werk schon bei Erschrinen des italienischen Originals zu erfreuen hatte, davon mögen die nachfolgenden Kritikauszüge der führenden Organe aller Richtungen und Parteien den besten Beweis erbringen.

War auch, wie nicht anders zu erwarten, die Stellungnahme zu den in dem Werke behandelten religiösen Fragen eine geteilte, so war doch die Kritik in dem Lobe einig, daß hier mit den Mitteln moderner Erzählungskunst zum ersten Male aus der Tiefe mystischer Antriebe und Erlebnisse heraus eine Charaktergestalt geschaffen ist, wie sie im Bewußtsein des modernen Menschen bisher nur in der Form eines Franz von Assissi lebendig war.

„Bei den eigenen Landsleuten hat Fogazzaro schon lange den Ruhm eines Erzählers ersten Ranges und feinen Beobachters des Seelenlebens Selbst d'Annunzio's vielgeförderter Ruhm als Erzähler und Meister der Sprache kann den Glanz nicht verdunkeln, noch übertreffen, der Fogazzaro ganz besonders als Romandichter umstrahlt. . . . Unter diesen Eindruck

schließen wir das merkwürdige, so zu sagen, einzig dastehende Buch. Jedenfalls gleicht es keinem der früheren des nämlichen Verfassers. Wenn die Italiener Recht haben, die jene Sorgfalt für klassische Sprachbildung vermissen, die seine früheren Werke stets auszeichneten, so hat dieses nur um so mehr an ethischem Wert gewonnen und kann im Seelenleben gar mancher epochemachend wirken . . ."

„Germania", Berlin 11, I. 06.

„Man mag sich zu der ex professo vorgetragenen Doktrin stellen wie man will, der hohen Kunst der Werkes, dem in seiner Eigenart und Schönheit die katholische Belletristrik seit Jahrzehnten nichts Ebenbürtiges an die Seite zu stellen haben dürfte, wird man seine Anerkennung und aufrichtige Bewunderung nicht versagen können."

„Kölnische Volkszeitung", 23. XI. 05.

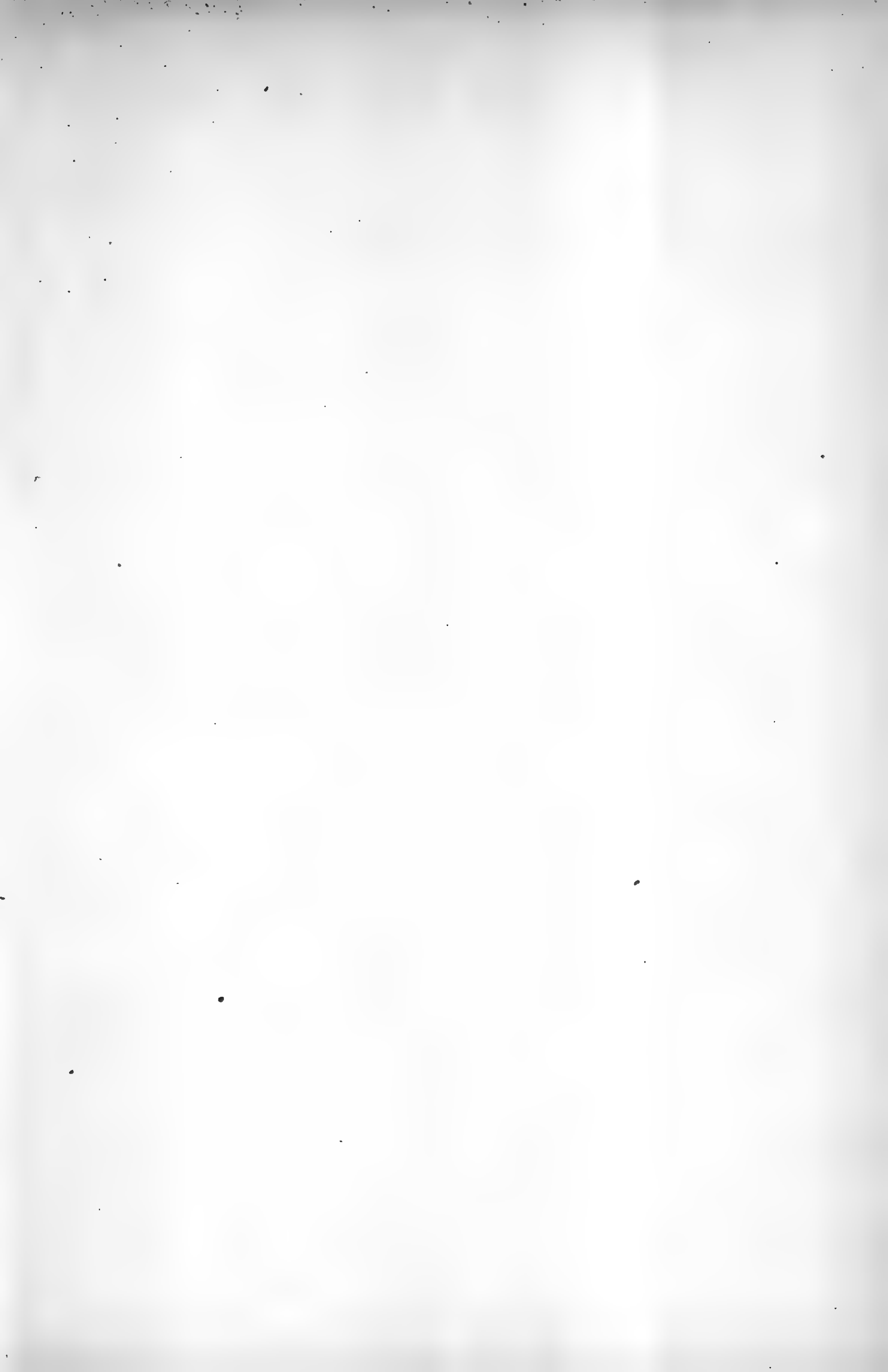
„Ein Heiliger, der heute auf der Erde wandelt, der heute die Zurückführung des christlichen Glaubenslebens auf seinen wahren Inhalt zur Tat werden läßt! Nur einer feurigen Ueberzeuguug von der Möglichkeit, diesen religiössen Traum zu verwirklichen, und nur einer dichterischen Begabung von ganz besonderer Kraft konnte es gelingen, diese Gestalt in voller und glaubhafter Lebendigkeit uns vor die Augen zu stellen. Fogazzaro besitzt beides! sein neuer Roman legt dafür Zeugnis ab. Was in allen seinen früheren Werken nur in Andeutungen, in Versuchen und Anläufen, in einzelnen Gedankenreihen zum Ausdruck kam, hat hier Vollendung und ideale Verschmelzung gefunden. . . . . Das Bekenntnis einer frommen Seele spricht aus dieser Dichtung zu uns; wahre innere Erlebnisse finden hier ihren leidenschaftlichen Ausdruck. In diesem Sinne trägt die Schöpfung der gereiften Kunst des italienischen Dichters etwas von dem Ewigkeitsgehalt in sich, der den wahrhaft großen Dichtungen der Weltliteratur eigen ist."

Dr. Bulle in der Beilage zur „Allgemeinen Zeitung", 19. XI. 05.

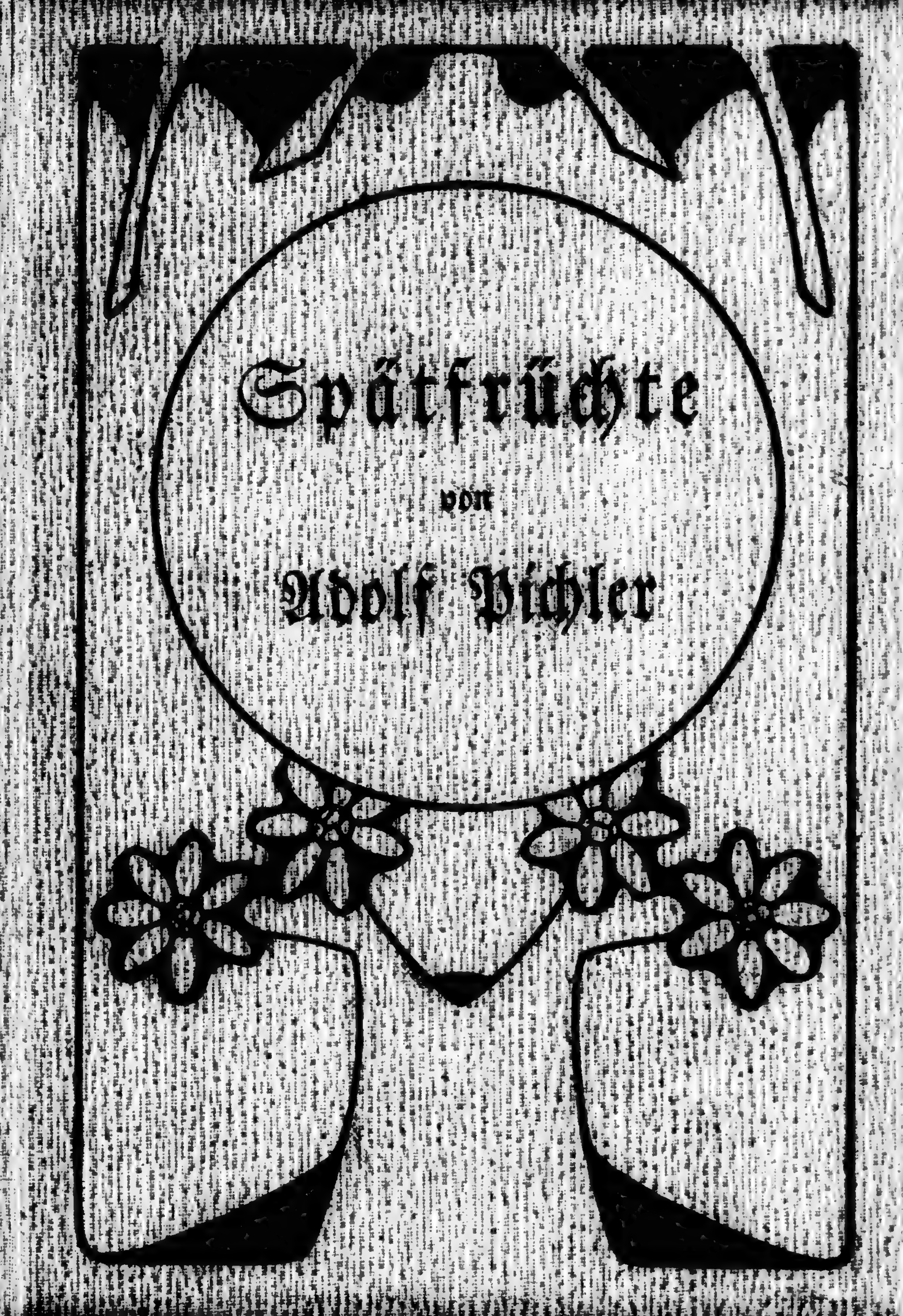
„Jeder wahrhaft religiös empfindende Mensch, ohne Unterschied der Konfession, wird, dank der vollendeten Darstellungskunst alle die schweren ethischen Kämpfe, die Fogazzaros Werke füllen, lebhaft mitempfinden. Keine wenn auch noch so eingehende Inhaltsangabe wäre imstande, dem Leser auch nur eine entfernte Vorstellung von des Dichters Meisterschaft, die nicht minder in der feinen, treffenden Kleinmalerei als in der lückenfreien Durchgestaltung der tiefsten Konflikte ruht, vorzuzaubern. . . . ."

„Die Grenzboten", 19. IV. 06.

Druck von Mänicke & Jahn, Rudolstadt






Spätfrüchte
von
Adolf Pichler

Adolf Pichler

Spätfrüchte



Adolf Pichler

Gesammelte Werke

Vom Verfasser für den Druck vorbereitet

Band XV

Spätfrüchte

München und Leipzig
bei Georg Müller
1907

Adolf Pichler

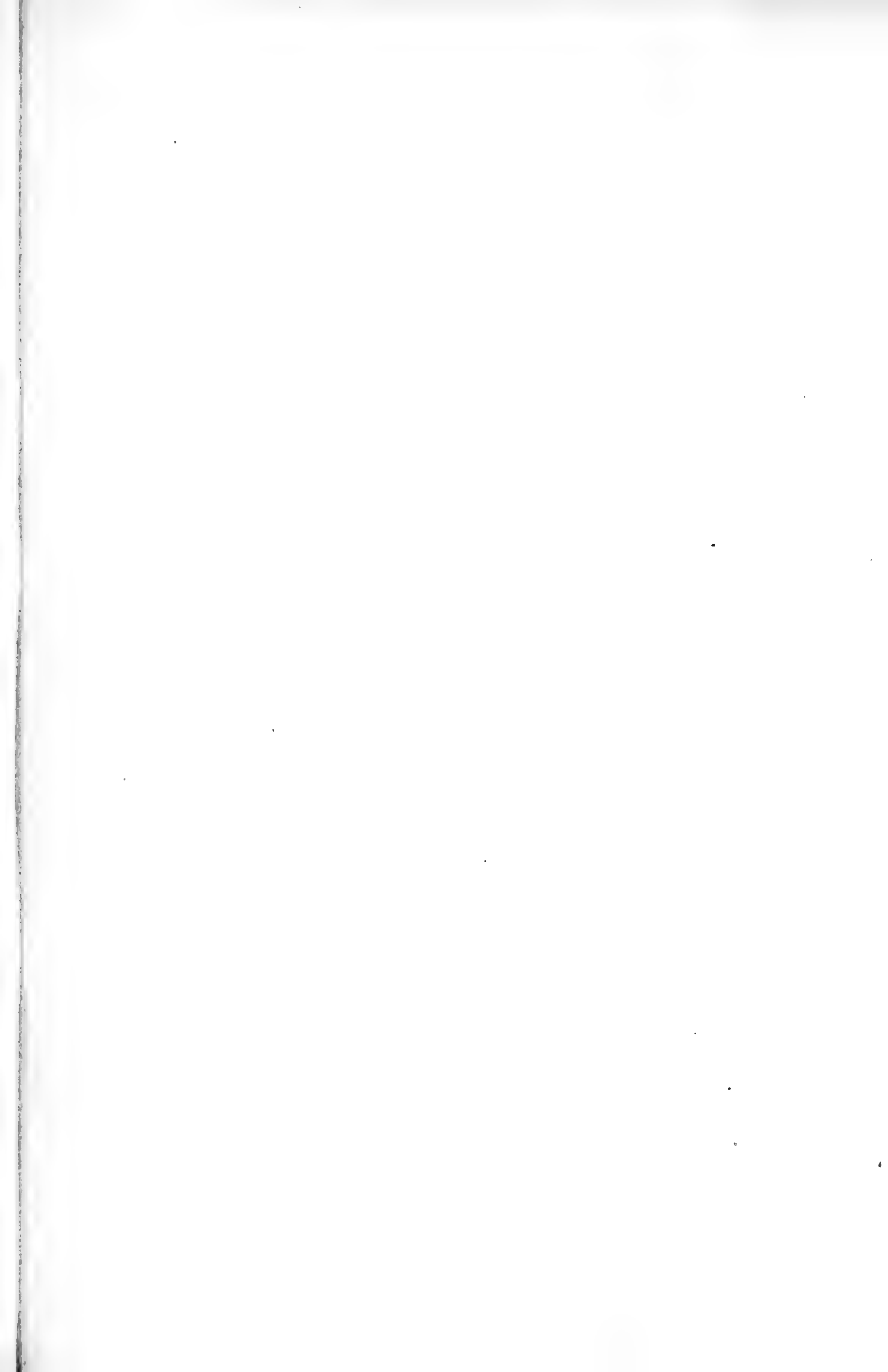
Spätfrüchte

Gedichte verschiedener Art

Zweite vermehrte Auflage

München und Leipzig
bei Georg Müller
1907

Inhalt



I. Totentänze (1892—1895)

Seite

II. Vermischte Gedichte

III. Vorwinter (1880—1883)

IV. Arabesken

Seite

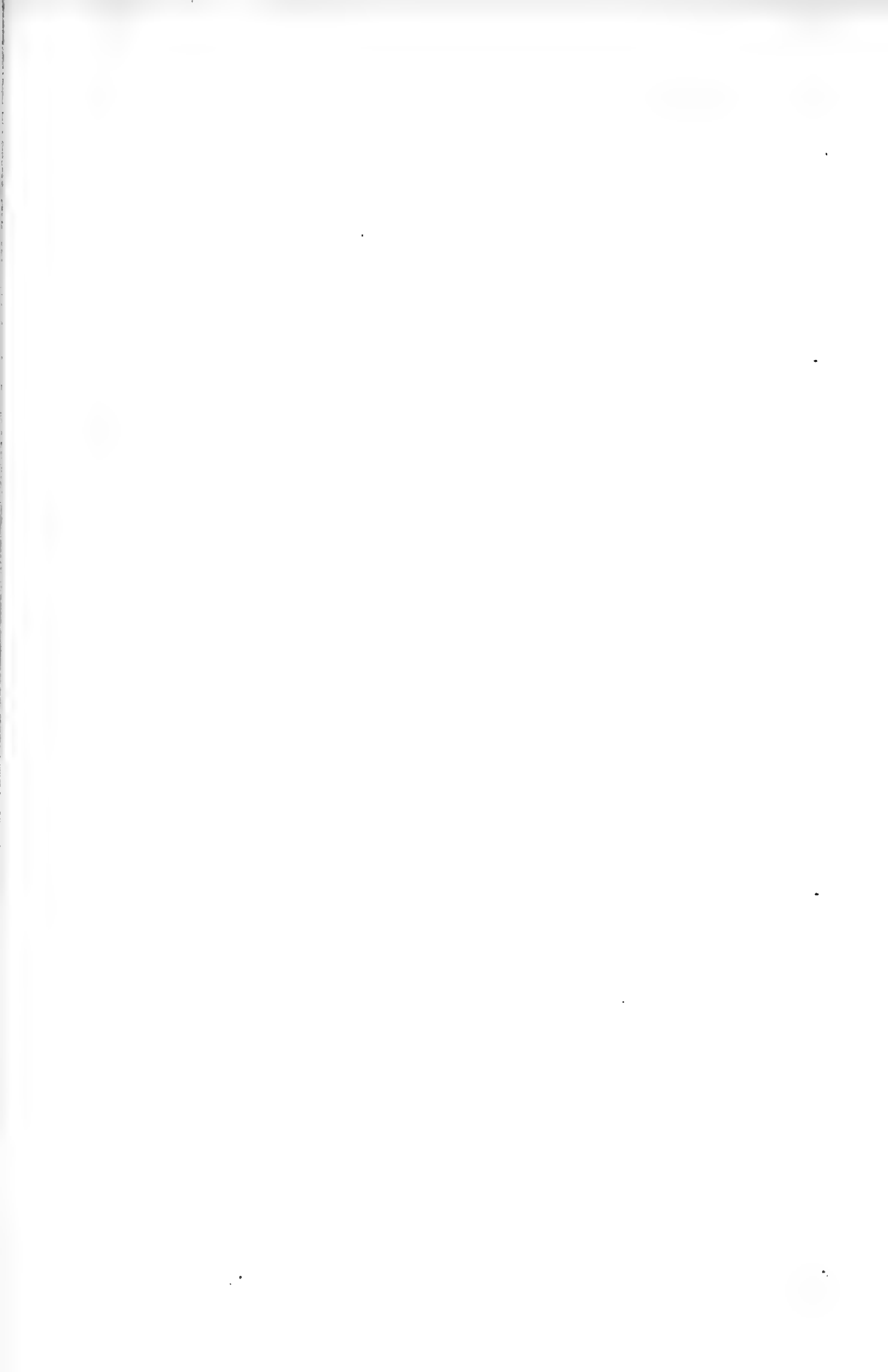
V. Sprüche

VI. Jamben

I.

Totentänze

1892—1895



Versmaß

Im Takte trabt der Tod
Auf Straßen, durch die Kammern,
Klapp, klapp! Und wo er klopft,
Da hört man seufzen, jammern.

Der Stabreim paßte hier,
Doch darf ich ihn nicht wagen —
Der stolze Odenstil,
Der würde mich vertragen.

Doch ist der Tod uns hehr
Und groß auch oft erschienen,
Da ziemten ihm zum Ruhm
Die Dante'schen Terzinen.

Und soll das eine mir,
Das andre nicht gelingen,
So laßt mich denn im Trott
Die alten Reime singen.

So schickt sich's für den Tod,
So für das Lied der Tränen.
„Memento mori" mag
Er schnattern mit den Zähnen.

Vorspiel

Das memento mori will ich
Euch in manchem Tone singen;
Wenn ich störe, . . . dennoch tu ich's,
Eh' die letzten Saiten springen.

Doch zuvor fragt ihr neugierig:
Wie der Tod dem Blick erscheine? —
Nun das läßt sich schwerlich schildern,
Denn Gestalt hat er und — keine.

Wär ich so gelehrt wie Lessing,
Würd ich Gemmen hier zitieren,
Oder vor den Totentanz euch
In der Gruft zu Basel führen.

Doch wozu das? — Jeder Mensch sieht
Ihn so, wie der Mensch — beschaffen;
Ja der Tod ist vielfach wechselnd,
Und so sind auch seine Waffen.

Dort steht vor der Guillotine
Robespierre auf dem Schaffotte.
In das Antlitz wie Medusa
Grinst er ihm mit kaltem Spotte.

Vor dem greisen Wilhelm trug er
Auf dem Haupt die Kaiserkrone,
Und er rief ihn in das Jenseits
Mit dem Donner der Kanone.

O Italias reinste Perle,
Margherita, Frau der Frauen!

Mit der sanft geneigten Fackel
Wirst du ihn als Genius schauen.

Duldern naht der Tod als Engel,
Einen Oelzweig schenkt er Weisen,
Edlen Forschern zeigt er Sterne,
Wie sie ziehn in ewigen Gleisen.

Doch herab von diesen Sphären
Will ich meinen Fittig lenken
Und ein bischen an die Trommler:
An die Realisten denken.

Den Kapaun kocht zum Isera
Dort in Trient er feisten Pfäfflein,
Auf dem Stadtring winkt als Dirn' er
Gigerln oder Modeäfflein.

Als ein feiner Grazioso
Folgt er tänzelnd jedem Winke,
Stellt sich vor die Toilette,
Beut der Dame Kamm und Schminke.

In die Konduitenliste
Läßt er gern Beamte blicken,
Um sie dann vor der Beförd'rung
In den Ruhestand zu schicken.

Mit Aristokraten steigt er
Auf des Stammbaums stolze Leiter,
Setzt das Kreuz zum Namensschildlein —
Und so weiter und so weiter.

Manchmal bläst er Seifenblasen,
Spielend ruht er auf dem Grabe,
Wenn sie paff —! im Wind zerplatzen
Lacht und grinst der alte Knabe.

Hypothesen, bunt und schillernd,
Sind's für Forscher und Gelehrte,
Oder manche Modedichtung,
Die berauscht die Plebs verehrte.

Und so weiter! — In die Breite
Darf sich nicht mein Lied ergießen,
Darum will den Katalog ich
Kurz abbrechend hier beschließen.

Eine Frage liegt im Mund euch:
„Wie ist dir der Tod erschienen?" —
Je nachdem; als Philosoph stets,
Wenn auch mit verschiednen Mienen.

Asche wirft er aufs Papier mir,
Drechsl' ich eitel Phras' um Phrase,
Mit der Hippe winkt er ruhig,
Trag ich gar zu hoch die Nase.

Wenn ein Stern mir scheint die Schnuppe,
Wie sie wirbelt durch den Himmel,
Klingt die Schellenkappe plötzlich
Um den Kopf mir mit Gebimmel.

Beugt die Last mich schweren Kummers,
Tröstet er: „Bleib fest hienieden,
Denn zu deiner Stunde schenk ich
Dir als letzten Freund den Frieden."

Doch genug heut! — An der Wand senkt
Schon die dunkle Nacht sich nieder,
Vor der camera obscura
Streckt auf Stühlen eure Glieder.

Und ich laß vorübertanzen
Einen Menschen um den andern,
Und an seiner Seite seht ihr
Schritt für Schritt den Tod stets wandern.

Die Burg des Todes

(Im Stil der Renaissance)

Wollt ihr schauen, wo der Tod wohnt?
Folgt dem finstern Manne nur,
Suchend seht ihr ihn dort schleichen,
Er führt auf die rechte Spur.

Einsam ist er, seine Schultern
Drücken Not und Sorge schwer,
Sind die Saaten ihm verwüstet?
Blüht ihm keine Blume mehr?

Stehen bleibt er. In der Hölle
Wurzelt jenes Turmes Grund,
Seine Zinnen, scheint es, steigen
Mächtig in des Himmels Rund.

Aber Wolken rollen dunkel
Um den Bau geheimnisvoll,
Auf den Blitz, der nicht erleuchtet,
Folgt des Donners dumpfer Groll.

Vor dem Tore sitzt die Schwermut
Auf dem Rand der Totenbahr',
Mit den Tränen fließt zu Boden
Aufgelöst ihr dunkles Haar.

Neid mit dem Medusenantlitz
Schielt, das Auge schief und grün,
Und der Haß schwingt roh die Keule,
Fordert dich zum Kampfe kühn.

In den Beutel zählt die Habsucht
Tränen, die sie dir entpreßt,
Was sie sich erspart, vergeudet
Bruder Rausch beim trunknen Fest.

Still im Schatten trauert Liebe,
Der die Täuschung brach das Herz,
Die Pistole, Strick und Gift reicht
Ihr der lang verhehlte Schmerz.

Wenn sie seufzt, brüllt toller Wahnsinn
In der Kette neben ihr,
Ballt die Faust zum Himmel fluchend,
Schlägt ohnmächtig an die Tür.

Trotzig schwingt bei Krupps Kanonen
Seine Lunte dort der Krieg,
Und je mehr er hingemordet,
Desto größer ist der Sieg.

Lahm und tückisch kriecht der Hunger
Ihm zur Seite, grinst dich an,
Und dort bricht sich eine Seuche
Durch das Volk die schwarze Bahn.

Soll ich das Gesindel schildern,
Wie es durch die Lüfte schwirrt,
Wie die Fledermäuse scheu, des
Menschen klaren Sinn verwirrt? —

In der Höhe schweben Engel
Durchs Gewölk im Lichtgewand,
Und sie bieten, wer sie anfleht,
Hilfreich die geweihte Hand.

Vor dem Baue steht der Mann schon,
Zaudert lang und überlegt,
Bis er an das Tor entschlossen
Mit dem Eisenhammer schlägt.

Aus der Halle dröhnt die Antwort:
„Warum suchst du mich denn hier?
Nur ein Pfad führt in das Dasein,
Tausend Wege gehn zu mir.

Wer mich will, der findet leicht mich,
Doch der Feigheit fehlt die Kraft,
Die im harten Kampf aus Steinen
Sich das Brot des Lebens schafft.

Geh! Willst du den Kreis zerreißen,
Eh' er in sich selbst sich schließt,
Und die Zeit, die dir bestimmt ward,
In die Ewigkeit verfließt?

Morgen wandelt sich zum Fittig,
Was dir heut ein Bleigewicht,
Und es wird der Fluch zum Segen,
Wenn dein Mund den Segen spricht."

Auf dem Pfad, den er gekommen,
Flieht der Mann nach kurzer Rast,
Und dem Tapfern ward das Leben
Eine Pflicht und keine Last.

Die Uhr

Es schlägt der Tod die Stunden an
Mit seinem schweren Hammer,
Der Schall dringt dröhnend durch die Welt,
Dringt in die fernste Kammer.

Den Greis mahnt er zur letzten Fahrt,
Ob er sich ungern rüste,
Er ruft ihn in den schwarzen Kahn,
Das Meer hat keine Küste.

Zum Kindlein schleicht er auf den Zeh'n;
Es lächelt süß im Schlummer,
Aufs Bett wirft er ein Röschen ihm:
„Noch hast du keinen Kummer!" —

Der Jüngling träumt von Schlacht und Sieg,
Von Ruhm und frohen Tagen,
Er legt ihm auf das Bett ein Schwert,
Wie lang wird er es tragen?

Zur holden Jungfrau schwebt sein Bild
Im Glanz der Morgenröte,
Sie lispelt: „Wenn der junge Held
Den ersten Kuß mir böte!"

Der flicht ihr ein Vergißmeinnicht
Froh in die blonden Haare,
Sie hebt die Hand, er steckt den Ring
Ihr an am Traualtare.

Und wenn sie ruhen Hand in Hand
Vereint durch Priesters Segen,
Da muß der Tod den Dornenkranz
Aufs Ehbett ihnen legen.

Es trinken Zecher Kling und Klang
Und laden ihn zum Spaße,
Der Tod nimmts an und fordert sie
Zur Bahre weg vom Fasse.

So wandelt sich zum Trauermarsch
Der frohe Toast, ihr Lieben!
Und von dem süßen Wein ist euch
Die Hefe nur geblieben.

Es liest der Priester Tag für Tag
Die Messe für die Toten,
Das Buch, der Kelch entfallen ihm,
Zum Grab wird er entboten.

So mischt das Schicksal auf und ab
Die Würfel — immer neue!
Was hilft es uns? — Stets bleibt der Tod
Für uns der einzig treue.

Und seine schwere Glocke tönt
Euch: alte, junge Leute!
Und einen Dichter ruft er dann,
Damit er's allen deute.

Sag ihnen: „Kurz ist ihre Zeit
Für Schmerz und Lust bemessen,
Drum sollen auch das Leben sie
Im Leben nicht vergessen!" —

Vor Paris

Auf dem Schlachtfeld liegt ein Krieger;
Aus der Brust im roten Bronnen
Fließt das Blut, er hebt die Hände,
Eh' das Leben noch verronnen.

„Mit dem letzten Atemzuge
Dank ich dir, o Herr der Schlachten,
Daß du meinem Volk den Sieg gabst,
Eh' der Tod mich will umnachten.

Segne meine grauen Eltern,
Schütze meiner Kinder Ehre,
Wenn es gilt dem Vaterlande,
Trag' der Sohn des Vaters Wehre.

Meine Tochter soll einst freien
Einen Helden kühn gemutet,
Der dem Feinde stolz die Stirn beut,
Auf der Wahlstatt schon geblutet.

Ihre Mutter mag sie führen,
Wie sie mir bewahrt die Treue,
Daß sich ihre Liebe innig
An den Kindern stets erneue.

Horch! des Sängerchors te deum,
Die Fanfaren der Trompeten!
Mag es ihnen — froh verkünden,
Daß zerbrochen sind die Ketten.

Daß mein Volk, groß und gewaltig,
Trägt den Lorbeer um die Lanze, . . .
Walle hoch — o meine Fahne,
Prang' in hellem Siegesglanze!" —

Einen Blick verklärt nach oben,
Rot und röter fließt der Bronnen,
Segnend hebt er seine Hand noch,
Und das Leben ist verronnen.

Der Gärtner

Vor dem Bäumchen stand der Gärtner,
Langsam prüft er, was das beste,
Mit dem Messer schnitt er kundig
Ab die geilen Wasseräste.

„Daß ich an die Zukunft denke!" —
Sprach er lächelnd, „nicht belehren
Laß ich mich durch die Erfahrung —
Wer wird wohl die Frucht verzehren?"

Fragt der Himmel, der den Regen,
Der das Licht, die Wärme sendet,
Wenn er füllt die leeren Speicher,
Wenn er volle Tonnen spendet?

Nicht einmal den Dank begehrt er,
Daß er träuft den Segen nieder,
Ist es dir genug nicht, wenn du
Täglich üben kannst die Glieder?

Schwellt dir Kraft nicht und Gesundheit
Früh und spät die strammen Adern?
Und du willst um einen Tropfen
Schweiß mit deinem Schicksal hadern!

Grüßt dich an des Hauses Schwelle
Nicht ein Weib voll Lieb und Güte?
Und zum Erntekranze schlingen
Frohe Kinder Blüt' um Blüte.

Was die Ahnen dir, das bist du
Ihnen und den Enkeln schuldig,
Darum trag von heut bis morgen
Deiner Arbeit Last geduldig.

Und kommt deine letzte Stunde, —
Scheiden magst du dann in Frieden,
Bei der letzten Abendröte
Siehst du Garben nur hienieden.

Was du treu vollendet, setzt in
Treue fort der Enkel Reihe,
Die Erinnrung still und selig
Gibt noch deinem Grab die Weihe.

Der arme Musikant

Dort zieht er — der alte Kaspar
An der Straße auf dem Stein
Die Harmonika zum Tanze, —
Horcht ihm zu! — jahraus, jahrein.

Ach, ihn hungert, ach, ihn fröstelt,
Seht erbarmend seine Not,
Mit den matten blauen Augen
Fleht er um ein Stücklein Brot.

Aber niemand will sich regen,
Schon ist er der Kinder Spott,
Werft ihm in den Hut den Kreuzer,
Und er dankt: „Vergelt es Gott!"

Einst gesucht bei jeder Arbeit
Brach er sich den Fuß, den Arm,
Einst ersehnt von jedem Mädchen,
Jetzt ein Krüppel, — Gott erbarm!

Doch kein Mitleid hemmt den Winter,
Kaspars Finger werden starr,
Da kommt einer: „Laß dein Spielzeug
Mich einmal versuchen, Narr!"

Und der zieht und trifft die Klappen,
Und es tönt die Melodie,
Wie sie aus den morschen Brettlein
In das Land geklungen nie.

Stumm, erstaunt hört ihn der Alte; —
Fast als wär er wieder jung,

Zuckt es durch die müden Glieder,
Wagt er nicht den raschen Sprung?

Ist's ein Traum nur? — Plötzlich steht er
Vor dem Haus am Tannenbaum,
Leise, leiser klingt die Zither
In des Mädchens Liebestraum.

Längst zwar traf die Axt den Stamm schon,
Und in Rauch versank das Haus,
Doch er sieht es: lächelnd wirft sie
Ihm zum Dank herab den Strauß.

Und er bückt sich, will ihn fassen,
Heben kann er ihn nicht mehr;
Noch ein Atemzug, dann liegt er
Bei dem Spielzeug tot und schwer.

Laßt den Kaspar uns begraben,
Gebt ihm traurig das Geleit,
Welch ein Leichenzug von allen,
Wo er spielte seiner Zeit.

Bald rührt keiner mehr die Beine,
Und die Kinder fragen nur
Nach dem Musikanten, bis vom
Stein verschwand die letzte Spur.

———

Das Invalidenhaus

Die Krieger stehn in langen Reihn,
Sie sind bereit zur Schlacht,
Im dunklen Mantel naht der Tod,
Doch keiner ruft: „Habt Acht!"

Nicht jeder sieht ihn, wer ihn sieht,
Dem graut, die Wange bleicht,
Auf seine Stirn prägt sich ein Kreuz,
Das keinem Wasser weicht.

Keck tritt ein junger Krieger vor:
„Ich wags und trotze dir,
Ich fordre dich zum Würfelspiel
Hier — auf der Trommel hier."

Der Würfel fällt, die Trommel dröhnt; —
Der junge Held gewann,
„Gewonnen hast du," sprach der Tod,
„Du bist ein ganzer Mann!" —

Dem weicht nun jede Kugel aus,
Wer nach ihm haut und sticht,
Der steht gelähmt, weil Speer und Schwert
Vor seinem Blick zerbricht.

Der Ruhm bekränzt ihn Schritt auf Schritt,
Und zum Soldatensold
Gewinnt er sich von Stadt und Land
Als Beute reiches Gold.

Doch endlich kündet Glockenklang
Den Frieden hell und laut,

Die Krieger kehren jubelnd heim
Zu ihrer Heimat traut.

Er sucht sich einen Keller auf
Und trinkt den kühlen Wein,
Die schönsten Dirnen ladet er
Von nah und fern sich ein.

Die allerschönste schaukelt sich
Auf seinem Schoß und lacht,
Er bringt den vollen Becher ihr, —
Dem Abend folgt die Nacht.

Und als der letzte Gulden hin,
Da war er krank und alt,
Als Bettler stießen sie ihn fort
Und lachten spröd und kalt.

Es schloß das Invalidenhaus
Ihm eine Kammer auf,
Da saß er und zur Reu' erhielt
Er noch die Gicht in Kauf.

Gar manchen holte sich der Tod; —
Als er ihn wieder sah,
So rief er flehend: „Nimm mich mit,
Der Aeltste bin ich ja!" —

Doch ruhig sprach der Tod: „Du hast
Gewonnen einst, es sei!
Ich halte jedem treu mein Wort!" —
Und ging an ihm vorbei.

Die Wache

Auf dem Posten steht der Krieger,
Späht und lauscht hinaus ins Weite,
Ob der Feind durchs Dunkel listig
Schleiche zu verwegnem Streite.

Schnee fliegt scharf ihm in das Antlitz,
Wind fährt durch die grauen Haare,
Doch als treuer Mann bewacht er
Seinen Platz schon lange Jahre.

Horch! — schlägt auf dem Turme langsam
An die Stunde schon die Glocke,
Oder ist es eine List nur,
Die vom Posten ihn verlocke?

Zum Gewehre greift er. — Sieh dort —
Dunkler als die Nacht den Schatten.
„Präsentiert!" — befiehlt es plötzlich,
Doch er fühlt die Hand ermatten.

„Abgelöst!" — Die schwere Lanze
Gleitet auf den Boden nieder,
Zwölf Uhr schlug es. Todesschauer
Lähmt des alten Kriegers Glieder.

Leise knisterts auf dem Schneefeld, —
Aufwärts zu der Rampe klettern
Schon die Feinde, — plötzlich rollt es
Wie ein Sturm aus Donnerwettern,

Daß entsetzt sie stürzen abwärts
Und in wilder Flucht zerstieben,

Denn mit einem Atemzuge
Hat der Tod sie fortgetrieben.

Morgens fand erstarrt der Hauptmann
Auf dem Schild den alten Krieger,
Durch das Feld zerstreut die Feinde
Vor dem unsichtbaren Sieger.

Und es zeigt uns dort das Kirchlein
Aus der grauen Vorzeit Tagen,
Wie der Tod mit einem Hauch einst
In die Flucht den Feind geschlagen.

Der Achtundvierziger

Soll ich in die Nacht versinken? —
Auf dem letzten Abendstrahle
Naht ihr noch des Greises Lager,
Hohe Jugendideale.

Freiheit — deine Stimme — Freiheit!
Rief mit dem Trompetentone,
Daß sie — die Lakaien — bebten
Vor der Völker wildem Hohne.

Hoch zu Häupten rot und blutig
Dein Panier im kühnen Fluge . . . .
Jetzt liegst du schon längst begraben
Von der Feigheit, dem Betruge.

Und sie toben im Cancan hin —
Kampf ums Dasein! — wie sie's nennen,

Bei der rohen Hetze fühl' ich
Scham mir auf den Wangen brennen.

Hab ich dich doch nie verleugnet,
Mußt' ich auch im Sumpfe schweigen,
Und so seh' ich in der Zukunft
Wieder aus dem Grab dich steigen.

* * *

Denkst du an die Barrikade,
Wie du Steine zugetragen,
Daß sogar dein Herz vor Freude
Damals feuriger geschlagen?

Vor der schwarz-rot-goldnen Fahne,
Der du jubelnd nachgelaufen,
Schwindelt dir, du mußt dich setzen,
Um den Schrecken zu verschnaufen.

Trommelwirbel zur Decharge,
Für dich war es die Chamade,
Schon nahm dich der Tod beim Kragen,
Doch du betteltest um Gnade!

Wie den Habakuk der Engel
Warf er spottend dich bei Seite:
„Reich an Ehren, hoch an Jahren . . .
Pack dich fort aus diesem Streite.

Schau dafür in deine Zukunft,
Uniformen wirst du tragen,
Immer höher, immer höher!
Goldne Rosen auf dem Kragen."

Ja Herr Hofrat! was Sie damals
Für die Freiheit keck verbrochen,
Haben Sie gesühnt; im Alter
Sind Sie auf den Knien gekrochen.

Auf den Knien? — Tiefer wohl noch,
Tiefer auf den Ellenbogen,
Haben kriechend sich zur Höhe
Heuchlerisch empor gelogen.

Kotgeboren, hochgeboren
Wandelten Sie stets im Zwielicht,
Leckten Speichel untertänigst
Soffen an Hoftafeln Spülicht.

Doch der Tod bleibt nah, er wird Sie
Einen Schuft bei Schuften heißen,
Ihnen dann die falsche Larve
Von dem wüsten Antlitz reißen.

Zwar nicht nötig ist es; möchten
Endlich hinter sich Sie schauen,
Vor dem Schimpfe, vor der Schande
Würd' auch Ihrer Frechheit grauen.

* * *

Bald wird mich die Nacht verschlingen!
Mit dem letzten Abendstrahle
Schwebt ihr mild herab zu mir noch,
Meiner Jugend Ideale!

Dynamit

Heut Jahresschluß! — Im Turme schlug
Schon längst die sechste Stunde,
Der Prinzipal hetzt die Kommis
Nach Gold wie feile Hunde.

Sie rechnen, was der Stift vermag,
Addieren, subtrahieren,
Bis endlich fertig die Bilanz:
Gewinnen und verlieren.

Das Plus und Minus überschaut
Er mit dem Geierblicke
Und sinnt schon auf das Telegramm,
Das er nach Frankfurt schicke.

Er spritzt die Feder aus, sie gehn,
Für heute mags genügen,
Am zweiten Januar beginnt
Aufs neu das Schinden, Trügen.

Aufs neu? — Er faßt den Schlüssel rasch
Der feuersichern Kasse
Und sperrt sich mit den Büchern ein
Im innersten Gelasse.

Von unten hört er dumpfen Lärm,
Wie drohend Wetter rollen,
Was kümmerts ihn? — der Pöbel mag
In Branntweinkneipen grollen.

Da stand vor ihm, . . . er schaut zur Tür,
Ob er den Schlüssel drehte?

Des Gases Flamme flackert nicht,
Kein kaltes Lüftchen wehte.

In Eisenklammern liegt das Schloß,
Da stehts in klarer Helle . . .
„Wer bist du?“ ruft er laut, „hinweg!
Auf! Räuber! — fort Geselle!“ —

„„Ich bin dein Gläubiger!““ — tönt
Posaunengleich die Stimme. —
„Was Gläubiger? — das kenn ich nicht!“
Schreit er in wildem Grimme.

„„Ich bin dein Gläubiger!““ — ertönt
In eine volle Mine,
Es birst das Haus zum Grund, da hält
Nicht Quader oder Schiene.

Durch alle Gassen drängts heran,
Ein lautes Johlen, Zetern!
Sie zünden sich Zigarren an
Mit seines Hauptbuchs Blättern.

Ein Bube zog es aus dem Schutt:
Addieren, subtrahieren!
Die halbverkohlten Zeilen mag
Der Teufel liquidieren.

Der Pöbel ja, der Pöbel ja —
Verhungert und in Lumpen,
Der brüllte jetzt dem Dynamit
Ein Hoch! mit vollen Humpen.

Dem Attentäter spürt man nach,
Er ist und bleibt verschwunden,
Des Prinzipales Leiche hat
Man auch noch nicht gefunden.

Man muß in der Familiengruft
Ein Cenotaph errichten,
Mit goldnen Lettern fei'rt man ihn
Und — goldenen Gedichten.

Der Tod spricht

„Wenn ich auf Lawinen reite,
Fahr ich donnernd ab ins Tal,
Keine Gemse kann entrinnen,
Denn ich bin ein Wetterstrahl.

Siehst du dort den Alpenadler,
Der vom Grate späht nach Raub?
Nieder reiß' ich ihn im Fluge,
Hüll' ihn ein in weißen Staub.

Eh' du aufschaust noch zum Joche,
Wo ich sprang vom stolzen Thron,
Faß ich dich schon in der Tiefe,
Ueberwälze Dörfer schon.

Von des Menschen Hand berührt nicht,
Läuten alle Glocken Sturm,
Eine Tanne steck' als Feder
Ich hoch oben auf den Turm.

Nicht zum letzten Vaterunser
Laß ich dir die Spanne Zeit,
Und zerdrückt schon liegt der Sünder,
Eh' er feig um Gnade schreit.

Schneller als in jungen Herzen
Liebe stieg aus stummer Nacht
Hab das Pärchen ich geschleudert
In des Grabes schwarzen Schacht.

An des Tales Gegenseite
Schieb ich noch den Schutt zu Hauf,
Und geworfen aus dem Bett muß
Aendern selbst der Strom den Lauf.

Doch zwei Kinder setz' ich spielend
In die Lindenzweige leicht,
Und sie lächeln zu einander,
Wenn die bange Furcht entweicht.

Ist zu Asche längst vermodert
Das begrabene Geschlecht, —
Sollen diese neu begründen
Neues Leben, neues Recht.

Die Lawine? Nun der Sommer
Schmilzt bald ihre letzte Spur,
Alle Blumen blühen schöner,
Wo sie traf die grüne Flur.

Aus den Saaten steigt die Lerche,
An der Sonne reift die Frucht,
Und so wechselt alles wechselnd
In des Lebens rascher Flucht.

Auf dem Sonnjoche

Droben eine Gemsenrudel
 Wie sie springt von Wand zu Wand!
Drunten greift zum scharfen Stutzen
 Schon der Schütz mit rascher Hand.

Schnell den Kuß noch auf die Lippe
 Seines Weib's, das mit dem Kind
Nebenan im Bette schlummert,
 Und er steigt bergauf geschwind.

Wie der Windhund einen Hasen
 Fängt mit einem Sprunge leicht, —
Magst du klettern noch so rüstig,
 Hat der Tod dich schon erreicht.

An der Sohle bricht ein Nagel,
 Gleitend, stürzend fällst du ab,
Zwischen jungen Alpenrosen
 Ist gebettet dir das Grab.

Auf dem Joche pfeift es schneidend,
 Fast erklingt es dir wie Hohn,
Steine kollern und die Rudel
 Fliegt mit raschem Fuß davon.

Haben sie dich aufgefunden? —
 Deinen Stutzen erbt der Knab,
Und er jagt gleich dir die Gemsen,
 Bis man tot ihn trägt herab.

Auf dem Hügel steht ein Kreuzlein
 Mit dem Edelrautenstrauß,

Deine Witwe — vom Begräbnis
Kehrt sie in das öde Haus.

Auf dem wilden Kaiser

Der Wecker rasselt in der Uhr,
Vorbei die Mitternacht!
Der Alte springt vom Bett, es ist
Der junge Tag erwacht.

Mit kaltem Wasser wäscht er sich
Die trüben Augen hell,
Die schweren Schuhe zieht er an
Und greift zum Bergstock schnell.

Noch funkelt matt im Himmelsblau
Der klare Morgenstern,
Das Rosenlicht jedoch umfließt
Im Westen schon den Fern.

Mit leichten Sohlen stieg er sonst,
Jetzt wird das Atmen schwer,
Mit dreißig Jahren ging es leicht,
Mit siebzig gehts kaum mehr.

Und langsam klimmt er Schritt für Schritt,
Auf seinen Stock gestützt,
Bis in dem wilden Gletscherbach
Vom Joch die Sonne blitzt.

Die erste Alpenrose neigt
Herab sich zu der Flut,

Er wischt sich ab den Schweiß und pflückt
Und steckt sie auf den Hut.

Nun schleicht er an der Alm vorbei,
Dann bleibt er plötzlich stehn;
Was war es, daß mit feuchtem Aug
Er noch zurück muß sehn?

Er denkt der schönen Sennerin,
Die ruht schon lang im Grab.
Dann geht er fort, die Träne fließt
Zum grauen Bart hinab.

Und aufwärts, aufwärts Schritt für Schritt
Braucht er drei Stunden jetzt,
Dorthin, wo einst ein Stündlein ihn
Mit leichter Müh gesetzt.

Der höchste Gipfel ist erreicht,
Er rastet auf der Wand,
Und in der Runde ragen steil
Die Berg' im Schneegewand.

Sie grüßen ihn, ein jedes Haupt
Ist ihm bekannt, vertraut,
Wie in der Jugend grüßt er sie
Mit einem Juhschrei laut.

Dann haucht ihn tiefe Wehmut an:
Wohl ist's zum letztenmal,
Daß er von diesen Höhen blickt
Hinab ins stille Tal.

Die Sonne neigt zum Untergang,
Und schweigend sinnt der Greis,

Da steht vor ihm der Tod und reicht
Das letzte Edelweiß.

Feuerbach

Auf dem Lido vor Venedig
Blickt ein Mann in ferne Weiten,
Als säh er mit Geisteraugen
Hellas, wo die Wogen streiten.

Wie auf Patmos dem Johannes
Steigen ihm empor Gestalten
Und mit festem Griffel sucht er
Sie für ewig festzuhalten.

Hier den Todeskampf Medeas,
In Athen den Philosophen,
Plötzlich aber sieht er staunend
Erde, Höll und Himmel offen.

Mit Titanen kämpfen Götter,
Seinen Blitz wirft der Kronide,
Bis sich alles beugt dem Hohen,
Aus dem Sieg erstrahlt der Friede.

Und im Muschelwagen gleitet
Venus auf den glatten Wellen,
Daß sich die Gestade ringsum
Von des Lenzes Glanz erhellen.

Er verkündet es begeistert,
Was er schaute — traumverloren,
Doch den nächsten Morgen fand man
Ihn am Publikum erfroren.

Der Dichter

Auf dem Siechbett lag der Dichter
In den Gliedern jede Plage,
Ob der Hunger, ob die Krankheit
Ihn gelähmt? — was nützt die Frage.

Vor dem innern Auge sah er
Blatt um Blatt Rezensionen,
Kränze von Papier mâché, mit
Denen sie das Lied belohnen.

Und im schwarzen Fracke schlürft er
Tee, gewässert jede Tasse,
Die ihm schöne Hand gereicht einst
Statt dem Wein aus vollem Fasse.

Seinen sechzig Jahren galt es!
Und ein Päckchen von Banknoten
Haben sie zusammgebettelt, —
Huldreich ward es ihm geboten.

Und er neigte rechts und links sich
Und die Brust schwoll von Entzücken,
Wie Horaz vom Kapitol einst
Auf die Römer durfte blicken.

Ob er Gänschen schnattern hörte,
Wie sie in Pariser Roben
Mit dem Pensionat-Französisch
Ihren deutschen Dichter loben?

O Homer, Vergil . . . was weiter?
Die Geduld nicht zu verlieren,

Schrieb er Sprüchlein in das Stammbuch
Holden Töchtern von Banquieren!

Mit dem Riesenstrauß die Kleine,
Wie sie ihn bedrängt vor allen,
Sie ist reich! — bei ihrem Vater
Ist sein Wechsel längst verfallen.

Die Zigarre beut ihm dieser
Heute lächelnd, aber morgen . . .
Nun da wird des Festes König
Wohl bei einem andern borgen.

Auch der Bücherfürst grinst huldvoll,
Der sich wagte zum Verlage,
Er berechnet rasch im Kopf schon
Die Prozent an diesem Tage.

Einen Bückling tief! — es schmunzelt
Fein und tückisch der Kollege,
Doch auf Mittel sinnt er heimlich
Wie er ihn vom Platze fege.

Sei's! — o führe sanft und gnädig
Ihm vorüber diese Bilder
Aus dem Kampf des Daseins, Muse!
Zeige Phantasien ihm milder.

Auf den Nebel dunkler Zukunft
Projizier ihm seine Größe;
„Diese — denkt er stolz — vergoldet
Meine Armut, meine Blöße.

Mir ergänzt die Schillerstiftung
  Magre Bettelhonorare,
Was liegt dran? — Das deutsche Volk wird
  Trauern einst an meiner Bahre.

Und vom Enkel zum Urenkel
  Wächst mein Ruhm stets in Potenzen,
Wie der Glanz vom Meteorlicht
  Ueberfliegt die fernsten Grenzen." —

Da stand an des Bettes Fuße,
  Der nie stirbt, — der große Meister,
Von der Last des Staubs befreit er
  In die Ewigkeit die Geister.

Kronen tritt er, Lorbeerzweige
  Mußten tief im Lethe sinken,
Weltgeschichten, Weltsysteme
  Schwinden hin vor seinem Winken.

Was vergänglich, mags vergehen!
  Eines nur kann ich nicht fassen:
Daß sogar die hehre Schönheit
  Muß vor seinem Griff erblassen. —

„Armer Mann! ich will dir spenden
  Noch das letzte Glück auf Erden,
Sprach der Tod: — Das ist Vergessen
  Und zugleich vergessen werden!"

Und auf seine hohe Stirne
  Legt die kalte Hand er leise,

Noch ein Atemzug, des Lorbeers
 Zweige sind der Würmer Speise.

* * *

Bum und bum! — in dumpfer Stimmung
 Hört den Trauermarsch ihr klingen
Und die Liedertafeln alle
 Längst gewohnte Lieder singen.

Den, der stets zu Fuß gegangen —
 Manchmal mit zerrißnen Sohlen, —
Ein Paradewagen trägt ihn,
 Vorgespannt vier schwarze Fohlen.

Und die Reden erst! — mir graut schon
 Hör ich nur von fern das Plappern,
Wie alljährlich am Charfreitag
 Rasseln die verwünschten Klappern.

Doch genug; das hat ein jeder
 Schon erfahren dutzendmale,
Mocht es gelten einem Hofrat
 Oder einem Generale.

Um den Prunk zu zahlen, wurden
 Subskribenten aufgeboten,
Die noch keinen Vers gekauft je
 Von dem hoch berühmten Toten.

Nekrologe der Journale
 Weihen ihm Unsterblichkeiten,
Nach zwei Jahren liest von ihm doch
 Niemand mehr auch nur zwei Seiten.

Im Papierkorb, — der Walhalla
  Deutschen Volks, ist er versunken
Und vom hellen Sternbild seht ihr
  Kaum am Himmel einen Funken.

Seine Büste steht im Mondschein
  Ernst und feierlich erhaben,
Gut, daß sie mit dem Geländer
  Vorsichtig den Stein umgaben!

Manchmal hört man ein Gelächter —
  Zwölf Uhr Schlag — am Todestage; —
So rankt um des Dichters Denkmal
  Spät und einsam sich die Sage.

Cornelie

Wenn ich im Kalender blättre,
Mit dem Finger überfahre
Die dreihundertsechzig Tage,
Wie sie schließen sich zum Jahre,

So erwachen bleiche Schatten
Mit dem Datum, wo sie schieden,
Wie sie früher oder später
Gingen ein zum ewigen Frieden.

Und ich schaue still und sinnend,
Wenn sie mir vorüberschweben,
Und bedenke, was im Wechsel
Gab und raubte dieses Leben.

Schemen unbekannt und lautlos
Schwinden einer um den andern,
Wer zählt wohl im Herbst die Schwalben,
Wenn sie fern nach Süden wandern?

Kinder lächeln, Mädchen grüßen,
Männer blicken ernst und strenge,
Holde Frauen, traute Freunde —
Einsam oder im Gedränge.

Und so mancher bittre Feind auch . . .
Soll ich seinem Zorne weichen?
Ruhig schreitet er, der Haß stirbt
Feig und machtlos unter Leichen.

Dunklen Rosmarin im Haare
Wie ihn unsre Bräute tragen,
In dem Auge tiefe Wehmut —
So nahst du mir ohne Klagen.

Riß das Leben einen Abgrund
Zwischen dir und mir, du Treue!
Kann ich deinem Blick begegnen
Ohne Vorwurf, ohne Reue.

Aus der Jugend in das Alter
Wallten wir getrennt, verbunden,
Und ich habe voll und innig
Deinen Wert nun ganz empfunden.

Wie ein Stern durch Winternebel
Strahlst du mir jetzt in die Seele,

Gib die Hand mir, daß für immer
Uns die Ewigkeit vermähle.

Der Professor

Vor der Lampe, vor den Büchern
  Saß und schrieb der hochgelehrte,
Hochgelehrteste Professor,
  Wie ganz Deutschland ihn verehrte.

Plötzlich kam der Tod geschlichen,
  Klopft ihm auf die Schulter leise,
Bei der unwillkommnen Störung
  Wandte knurrend sich der Weise.

Doch als er den Gast erkannte,
  Fleht er mit erhobnen Händen:
„Θανατε! — o sei mir gnädig,
  Laß mich erst mein Werk vollenden!“

Und gerührt von seinem Eifer,
  Sprach der Tod: „Ich komme wieder;
Wenn du fertig bist, so steigst du
  Mit mir zu den Schatten nieder.“

Mit dem Stundenglas, der Hippe
  War er wie ein Rauch verschwunden,
Endlich hat nach hundert Jahren
  Er sich wieder eingefunden.

Vor der Lampe, vor den Büchern
  Saß er noch, der hochgelehrte,

Hochgelehrteste Professor,
Wie ganz Deutschland ihn verehrte.

Unbeschrieben lag ein Ballen
Von Papier an seiner Seite,
Als der Tod das angesehen,
Floh entsetzt er in die Weite.

Und so schreibt er an dem Buche,
Bis zum Grau'n des jüngsten Tages,
Ob er dort wohl fertig werde?
Wer es sagen kann, der sag' es.

Der Doktor

Unentfliehbar naht der Typhus
Durch die Täler, auf den Bergen.
Wo die Leichen unterbringen?
Droht doch Mangel schon an Särgen.

Auch der Doktor, jung und kräftig —
Feig beginnt er jetzt zu zagen:
„Geht es fort wie heute, wird man
Mich auch bald zu Grabe tragen."

So faßt er die Feder langsam,
Um sein Testament zu machen,
Da ruft's aus dem Totenschädel
Auf dem Schrank mit giftgen Sachen:

„Ruhig Doktor! ich vermag kaum
Auf den Freithof sie zu treiben,

Darum, lieber Bruder, sollst du
Hilfreich mir Rezepte schreiben.

Statt des Stundenglases brauchst du
Nur des Kranken Puls zu zählen,
Statt der Hippe magst du Tränklein,
Salben oder Pulver wählen.

So! — Nun bist du ausgestattet,
Jetzt schon kannst zur Arbeit gehen!"
Und Gelächter schallt vom Kopf dort,
Wo die giftigen Sachen stehen!

Die Braut

Die Fahne steckt der Frühling aus,
Es blühen alle Felder,
Und sind die Alpen oben weiß,
Sind unten grün die Wälder.

Die Lerche singt ihr Tirili,
Wenns kaum beginnt zu grauen,
Die Schwalben flattern hin und her,
Ihr kleines Nest zu bauen.

„Siehst du das Kreuz am Firste dort?
Mein Haus ist für dich fertig,
O komm, o komm, es ist der Frau,
Der Herrin schon gewärtig!"

Sie lacht den dummen Freier aus
Und denkt: der kann noch warten!

Doch wo er stand, erhebt sich gelb
  Die Totenblum' im Garten.

Die Lerche duckt ins reife Korn,
  Es zwitschern junge Schwalben,
Da steht er wieder: „Komm, eh sich
Die Blätter noch verfalben!"

Sie hört es, Schauer faßt sie an,
  Der Freier ist verschwunden,
Die Wange rötet sich noch mehr,
  Doch kann sie nicht gesunden.

Wißt ihr es wohl, daß Michael
  Der Engel wägt die Toten?
An seinem Feste hat den Gruß
  Der Freier ihr entboten:

„Bis Allerseelen bist du wohl
  Bereit zum Hochzeitreigen,
Wenn auch die Musikanten dort
  Uns nicht zur Feier geigen."

Und rot verfärbt die Wange sich,
  Glänzt auch der Blick noch heller,
Und tanzt sie auch am Kirchtag nicht,
  So fliegt der Puls doch schneller.

Der Herbstwind deckt die Dächer ab
  Und schleudert schwere Tropfen,
Die Türe kracht sperrangelweit, —
  Er ist's, ohn' anzuklopfen.

„Juchhe, juchheisa, tralala,
Die Uhr beginnt zu schlagen
Und ist die Stunde voll gezählt,
Mußt du das Ja! mir sagen.

Juchhe, juchheisa, tralala,
Willst keinen Finger reichen?
Was zierst du dich? Ich faß die Hand,
Wer springt, braucht nicht zu schleichen.

Stolz wiesest du die Freier ab,
Mein bist du, wirst es bleiben,
Als Zeuge kann ins schwarze Buch
Der Pfarrer heut' es schreiben!"

Laut schreit sie auf; den Brautkuß gibt —
Der Freier ihr, der bleiche,
Und in das Brautbett legten sie
Die schöne kalte Leiche.

Der Meßner zieht die Glocke schon,
Die Glocke statt der Geigen,
Auf ihrem Häuschen siehst du dort
Ein hölzern Kreuzlein steigen.

Zu Mötz.

Grau die Schläfe, schwach, ermüdet
Gräbt der Gräber in dem Grabe,
Grau die Schläfe, schwach, ermüdet
Schleicht der Pfarrer her am Stabe.

Wie sie rasten, fragt der oben
In der Tiefe dort den andern:
„Zeit wär's schon! — wer von uns beiden
Wird zuerst ins Jenseits wandern?"

Wie der dritte kommt und geht, das
Hat noch nie ein Aug' gesehen:
Kahl der Schädel, riesenkräftig
Bleibt er bei dem Grabe stehen.

Blaß vor Schrecken zittern jene, —
Freundlich spricht er und gelassen:
„Ihr seid lang noch meine Diener,
Darum will ich keinen fassen.

Graben mußt du noch viel Gräber,
Du für viele Tote beten,
Bis der letzte dieses Volkes
In den Reigen ist getreten.

Waltet eures Amtes treulich,
Das verleiht die Kraft zu leben,
Dann wird euch die Ewigkeit die
Krone der Vollendung geben."

Er war fort! — Horch, leises Singen,
Horch! schon näher lautes Klagen,
Und von jungen Schützen wird ein
Junger Schütz zu Grab getragen.

———

Im Karwendeltal

Eine Hütte roh gezimmert
In des Waldes finstrer Schlucht, —
Hierher nahm ein junger Büßer
Vor der bösen Welt die Flucht.

Wie er sich kasteit und betet,
Hebt zum Kruzifix den Blick,
Auf den bloßen, magern Rücken
Schwingt voll Zorn den Knotenstrick!

Zum Erlöser seufzt er, stöhnt er:
„O verzeihe mir die Schuld,
Angeschaut hab ich ein Mädchen
Und sie lächelte voll Huld.

Ach das Töchterlein des Försters!
Satan hat sie hergesandt,
Und ich kann es nicht vergessen,
Wie sie reizend vor mir stand.

Dorngekröntes Haupt voll Wunden,
Zeig' dein brechend Auge mir!
Wie du selig starbst am Kreuze, —
Ach, so lehr' mich sterben hier!"

Durch die offne Türe leuchtet
Goldig hell der Sonnenschein,
Und mit weichem Purpurfittig
Schwebt ein Jüngling jetzt herein.

„Apage! so schreit der Büßer, —
Apage, o Satanas!" —

Doch der hebt empor die Rechte
Mit dem vollen Stundenglas.

„Willst du mit dem Kreuz mir drohen?
Sieh die Dornen werden grün,
Sieh, wie ringsum rote Röslein
Aus den spröden Aesten blühn.

Oft muß ich das Glas hier stürzen
Eh die letzte Stunde schlägt,
Und mit euren Kindern weinend,
In den Sarg dein Weib dich legt.

Kennst du sie? — Wasch dich am Brunnen,
Dann nimmt dich der Förster auf,
Nach dem Paternoster leiht er
Dir den sichern Flintenlauf.

Auf Thierberg

In der Wildnis vor der Hütte,
Saß der Klausner hoch an Jahren,
In der Abendsonne, freundlich
Spielt der West mit seinen Haaren.

Der vergangnen Zeit gedacht er:
Wie er focht, ein junger Krieger,
Ueber spröde Mädchenherzen
Triumphiert als kecker Sieger.

Wie die Welt auf allen Seiten
Ihn belogen, ihn betrogen,

Bis er endlich, Ruh zu finden,
In die Einsamkeit gezogen.

Ohne Wünsche, Selbstverleugnung
Hat geholfen ihm zum Frieden;
Gleich und gleich, — er zählt sie nicht mehr, —
Sind die Tag' ihm hingeschieden.

Während er in heil'ger Wehmut
Sann, schwebt aus dem Abendrote,
Ihn zu rufen in die Heimat,
Nieder der verklärte Bote.

„Kommst du endlich," sprach der Klausner,
„Weil ich deiner stets gedachte,
Wenn ich mich zur Ruhe legte,
Wenn des Morgens ich erwachte.

Sieh bereit mich, sterbensfreudig
Fühl ich wachsen schon die Schwingen,
Aber eh ich scheide, soll noch
Hier die Abendglocke klingen."

Langsam schritt er in das Kirchlein,
Zog an dem geweihten Strange,
Ave Maria! — er entglitt ihm
Aus der Hand beim letzten Klange.

Ave Maria! — mit der Glocke
Sangen Engelstimmen leise,
Ave Maria! — klang der Gruß noch,
Als er starb, ins Ohr dem Greise!

Weihnachtslied

(In alttirolischer Weise)

Gott Vater ist ein alter Herr,
Er hat die Kinder gerne,
Und aus der Nähe ruft er sie
Und ruft sie aus der Ferne.

Er sendet seinen Engel Tod
Fort zu Palast und Hütte,
Der nimmt mit stillem Lächeln sie
Aus ihrer Eltern Mitte.

Den neuen Kameraden grüßt
Die ganze Schar versammelt,
Es wird zuerst ein Rosenkranz
Gebetet und gestammelt.

Kommt dann das hehre Weihnachtsfest,
Steht vor dem kleinen Volke,
Juchhe! ein hoher Tannenbaum
Auf einer Silberwolke.

Die goldnen Sterne blinken hell
Aus seinen dunklen Zweigen,
Und schlägt es Mitternacht, so wird
Das Christkind niedersteigen.

Da tönt ein lautes Gloria,
Ei wie sie hüpfen, springen,
Denn jedem wird es, was es wünscht,
Als Festesgabe bringen.

Die Puppe der, die Trommel dem,
Ein Bataillon Soldaten,
Und einen Weihnachtszelten, ja!
Für alle — gut gebraten.

„Mir, mir!“ — Die süßen Schnitten teilt
Mit Mandeln und Rosinen
Und spendet freundlich Stück für Stück
Die Mutter Rahel ihnen.

Dran nagen sie, dran knuspern sie
Eichhörnchen gleich im Tanne,
Dann führt Frau Martha sie zum Bad
In einer Silberwanne.

Sind sie mit einem Satz heraus,
Daß ihre Haare triefen,
Gekämmt, getrocknet müssen sie
In ihre Kleider schliefen.

Und prangen sie im Festgewand,
So nahen sie den Stufen
Des Thrones, wo Maria sitzt,
Von Gabriel gerufen.

Da solltet ihr die Freude sehn! —
Sie tragen Blumenkränze
Und weiße Hemden auf dem Leib
Und schlingen Reigentänze.

Und eia, Ringelreia hört
Ihr sie noch lange singen,
Dann fangen sie die Engel ein,
Um sie ins Bett zu bringen.

Gott Vater, der schaut lächelnd zu,
Läßt sie in Schlummer wiegen
Und segnet, daß die Schlafenden
Im leichten Traume liegen.

* * *

Du möchtest wohl ein Kindlein sein? —
Ich auch! — Doch will ich hoffen,
Daß meiner toten Enkel Hand
Mir läßt den Himmel offen.

Aschermittwoch

I.

Bal paré! — Die Töne rauschen
Jubelnd, lockend durch den Saal,
Und die jungen Paare fliegen
Bei der Lichter hellem Strahl.

Uniformen, Schwalbenschwänze,
Ordensbänder bunt und breit,
Seidenroben, Goldagraffen
Von Juwelen überschneit.

Wie sie tanzen, ist das Tempo
Ihrem Wunsch zu langsam fast,
Wie sie schweben, wie sie tanzen! . . .
Niemand gönnt sich eine Rast.

Eine Pause! — Sie veratmen
In den Augen Liebesglut,

Ungezähmt rollt durch die Adern
Fiebernd toll das wilde Blut.

Süßen Köder beut die Sünde,
Jede wünscht und jeder sucht:
Glücklich sein! — und wär es kurz auch
In der raschen Stunden Flucht.

Netze flicht die schlaue Bosheit,
Hält bereit den Schlangenzahn,
Nur das Gold ist eine Wahrheit
Und die Unschuld ist ein Wahn.

Lacht der Witz, höhnt die Satyre, —
Treff es, wen es treffen mag,
Unter Blumen, scharf geschliffen
Zeigt den Dolch dir oft der Tag.

Alles Lüge! — Doch sie rufen,
Neu beginnt schon Takt um Takt,
Hoch vom Chore stürzt der Walzer
Brausend wie ein Katarakt.

Wie sie rasen, . . . plötzlich weht es
Kalt im tropisch heißen Raum,
Schauer faßt sie, sie vermögen
Sich vom Platz zu drehen kaum.

Vor dem Pulte dirigiert ein
Andrer jetzt, so stumm und bleich,
Und sie müssen wieder vorwärts,
Wenn er zieht den ersten Streich.

Wer hat zu der süßen Geige
Die Posaunen eingeführt,
Daß beim lang gedehnten Stoß die
Angst das Herz zusammenschnürt?

Von der Brust des Tänzers gleitet
Seine Tänzerin, sie fällt,
Vorwärts stürmt er, streckt die Hände,
Wenn er sie auch nicht mehr hält.

Dann ein Aufschrei! — Ueber Flöten,
Klarinetten gellt es laut,
Aus den weichen runden Armen
Stürzt ein Jüngling vor die Braut.

Immer rascher schlägt der Taktstock,
Immer kühler weht der Zug,
Tanzen muß, wer nie im Leben
Eine Pirouette schlug.

Ja sie müssen alle walzen:
Hier der lahme General,
Der Professor, dort der Hofrat
Mit dem Schädel glatt und kahl.

Aus der Küche ruft die Köchin
Dem Prälaten: „Bist du da?“
Schmunzelnd winkt er und sie trippeln
In den Reigen — hopsasa!

Die Pastorin walzt den Pastor,
Daß die schwarze Toga fliegt
Und der Kirchenvater Luther
Droben sich vor Lachen biegt.

Einen Jesuiten packt sich
Der Freimaurer wohlgemut,
Wirbeln sie auch nicht, so stoßen
Mit den Köpfen sie aufs Blut.

Kavaliere alten Stammbaums
Treten nacheinander an,
Des Ballettes Damen wiegen
Sie wie Böcklein im Kankan.

Auch der Bettler von der Straße, —
Heut will er beim Feste sein,
Kaum verhüllt von Lumpen lädt er
Sich juchhe! den Rothschild ein.

Schmutzig noch vom Werktag beut schon
Ihr der Arbeiter den Gruß,
Trampelt seines Fabrikanten
Töchterlein — ach! — auf den Fuß.

Immer schneller schlägt der Taktstock,
Immer kühler wird's wie Eis,
Fällt das eine, jagt das andre
Fort, als wär der Boden heiß.

„Willst du fern vom Tanze bleiben
Großer Fürst? — Dich trifft mein Hauch,
Wie ein Schilfrohr birst dein Szepter
Und die Herrlichkeit ist Rauch. —

Und du steife Pappelrose! —
Die so stolz nach unten schaut,
Welk bist du im Diadem schon
Ehe noch der Morgen graut!" —

Mit der Jakobinermütze
Grüßt der Tod, der Demokrat,
Für die Gleichheit selbst vor Thronen
Weiß er stets den besten Rat.

Immer toller schlägt der Taktstock,
Bis ihm folgt kein Musikant,
An des Saales Wänden sind schon
Alle Lichter ausgebrannt.

Balles Königin — die letzte!
Wirst du blaß und warst so rot?
Einsam steht er mit dem Taktstock, —
König ist nur noch der Tod.

Auf dem Friedhof ist es ruhig,
Still liegt er im Mondesglanz,
Auf dem Friedhof ist es ruhig
Und so schließt der Totentanz.

II.

Eine Kammer still und einsam,
Jedes eitlen Schmuckes bar,
In den Nächten sinnt ein Weiser
Dort schon fast einhundert Jahr.

Auf der Stirn die braune Locke —
Wie sie bleichte, merkt er nicht,
Seinen stolzen Nacken krümmte
Längst des Alters Bleigewicht.

Streng versenkt in seine Bücher
Hört er nicht den Jubelklang,

Der durch die beschneiten Gassen
  Vom Palast herüberdrang.

In den Bart, der lang und wellig
  Niederfließt auf sein Gewand
Greift er langsam; Korn um Korn rinnt
  Durch das Stundenglas der Sand.

Aufgeweckt vom Lärme schaut er
  Durch der Silberblumen Glast
Und des Bartes Flocken gleiten
  Aus der Hand, die sie gefaßt.

Aus dem offnen Fenster blickt er
  Zu der Sterne stillem Gang,
Nicht erschließt sich ihm das Rätsel,
  Dem er nachgeforscht so lang.

Seine Feder zeichnet rastlos
  All die Formeln wirr und kraus:
Sinus, Cosinus, Tangente,
  Mißt die Welt des Stoffes aus.

Doch die schärfste Analyse, —
  Ob er rechne früh und spat,
Gibt ihm stets anstatt der Einheit
  Eine Null als Resultat.

Endlich und Unendlich lassen
  Keine Parallele ziehn,
Schweigend muß er sich ergeben,
  Um nicht in das Nichts zu fliehn.

Stille wird's in seiner Seele,
Selbst das Kleinste wird ihm groß,
Weil aus ungeahnter Tiefe
Es vor ihm ins Leben floß.

Hob er nicht den dunklen Schleier,
Hat er doch berührt den Saum,
Und so fühlt er still bescheiden
Sich im still bescheidnen Raum.

Heut war auch sein Tag gekommen, —
Horch! der Sphären Harmonie
Sang ins offne Ohr ihm plötzlich,
Wie er sie vernommen nie.

Selig Schauern, Offenbarung! —
Engelstimmen rein und klar
Künden jetzt, wonach er seufzte,
Schwer gerungen manches Jahr.

Von des Denkers Stirne schwingt sich
Licht und hell ein Flämmchen auf;
Offenbarung! keiner schaut sie,
Eh vollbracht des Lebens Lauf.

Tiefer Frieden auf dem Friedhof,
Ihm auch gräbt man dort ein Grab,
Bei der nächsten Abendröte
Senkt man trauernd ihn hinab.

Ahasver

Hoch und höher stieg vom Süden
Eine purpurbraune Wand
Wie ein Vorhang, zu verhüllen
Scheitelrecht der Sonne Brand.

Und ein Löwe springt vorüber,
Heute denkt er nicht an Raub,
Unter seinen Tatzen kräuselt
Sich empor der gelbe Staub.

Dort der Trupp von Beduinen —
Wie er seine Rosse hetzt!
Vor dem Tode will den Vorsprung
Er sich noch gewinnen jetzt.

Hinter ihm her rollt die Wolke,
Schwillt zum dunkeln Himmel auf,
Wie die Reiter vorwärts tummeln
Ueberholt sie ihren Lauf.

Eingehüllt in Leichentuch schon
Ist die ganze Schar, es sinkt
Hin der letzte, wo am Boden
Ein Geripp beim andern blinkt.

Und darüber braust im Fluge,
Rauscht und saust der blasse Tod,
Auf dem kahlen Schädel lodert
Glühend es wie Abendrot.

Einer nur lacht ihm entgegen,
Spielend wie der Distel Flaum

Trägt der Samum auf- und abwärts
Ihn; — er scheint's zu merken kaum.

„Fetter bist du nicht geworden
Trotz dem Millionenschmaus,
Den in Rom dir angerichtet
Blutig der Cäsaren Haus.

Fetter bist du nicht geworden
Durch die Revolution,
Fetter hat dich nicht gefüttert
Er! — Dein Freund Napoleon!" —

„Du auch bist noch immer zaundürr,
Rief der Tod zurück den Gruß,
Deine magern Knochen schlottern
Wie bei einem Siebenfuß!" —

„Immerhin! — Mich treibt der Wirbel
Noch des alten Fluches fort,
Vorwärts jagt er mich, wenn auch schon
Im Gebein das Mark verdorrt.

Weißt du's noch, wie du mich höhntest —
Ein Jahrtausend mag es sein, —
Als ich hob die Arme flehend:
Tod vollende meine Pein!

Bei der Pest war's! — Meiner spott ich
Selber jetzt; — was ist, das ist!
Gib jedoch mir heut die Antwort:
Wie sich meine Qual bemißt?

Aus der Ewigkeit ja kommst du,
Schreitest in die Ewigkeit
Ich, der Sohn des Tages, frag dich
Um den Tag, der mich befreit.“ —

Ruhig sprach der Tod: „Erzähle,
Wie der schwere Bann dich traf,
Daß du irrst durch Meere, Länder
Ohne Nahrung, ohne Schlaf!“ —

„Wie, du weißt nicht, rief der Wandrer,
Was mich jagt von Ort zu Ort?“ —
„Du mußt selber es bekennen,
Dann wird dich befrei'n dein Wort.“ —

„Kommst auch du mir mit den Rätseln,
Wie von Nazareth der Mann?“ —
„Er nur, sprach der Tod mit Beben,
Brach zu Ostern meinen Bann.“ —

„Ja, der wars! — In meiner Kammer
Wog ich prüfend den Denar
Und Tiberius des Kaisers
Bild strahlt auf dem Golde klar.

Das war eine helle Freude,
Einzig meine Freude nur!
In der Schachte tiefstem Abgrund
Such ich nach der Erze Spur.

Und mit leisem Finger rühr ich
Gold und Silberblättchen an,
Wenn sie vom Gesteine sprossen
Mit dem scharf gezackten Zahn.

Torheit war es, Torheit ist es, —
Doch genug! — Die Tuba dröhnt
Plötzlich auf der Gasse draußen,
Und ein wildes Schreien höhnt:

Dieser Bettler unser König?
Ein Prophet wär dieser da?
Speit ihn an, — legt ihm das Kreuz auf, —
Fort mit ihm nach Golgatha!" — —

Vor die Schwelle trat ich forschend
Und der Nachbar gab Bescheid:
„Siehst du ihn, den Nazarener,
Wie er prangt im Purpurkleid?

Auf dem Berg hat er gepredigt:
Alle Menschen seien gleich,
Wer nicht mit den Armen teile,
Komme nicht ins Himmelreich." —

„Mit den Armen teilen?" — rief ich,
Was, wer denn? — und sah zurück,
Ueberzählte meine Münzen
Auf dem Tisch mit raschem Blick.

Mit den Armen teilen! — Wer baut
Mir das Feld? — Wohl nur der Knecht!
Und die Zinsen zahlt der Schuldner
Von den Zinsen, so ist's recht.

So ist's recht! — Vom Kümmel geb ich
Selbst den Zehnt an seinem Tag,
Dieser Welt Gesetz und Ordnung
Aendr' er sie, wenn er's vermag!" —

Dann hat er zum Schluß verkündigt:
  Daß nur der den Bruder liebt,
Wer für ihn in echter Treue
  Hin sogar das Leben gibt." —

Was das Geld? — Nun gar das Leben! —
  Auf der Schwelle stand ich schon,
Priester und Leviten trieben,
Den sie nannten Gottessohn.

Todesmüd sank auf das Knie er,
  Stützte sich mit schwacher Hand,
Daß voll Mitleid selbst der Römer,
  Der ihn führte, stille stand.

Fort zum Kreuz! — ich schrie's und gab ihm
  Mit dem Fuß noch einen Stoß,
Er sank hin, doch langsam hob er
  Seine Augen mild und groß.

Von der Krone floß in Tropfen
  Auf die bleiche Stirn das Blut
Und den Blick trübt eine Träne,
  Der auf meinem Antlitz ruht.

„Dich entbiet ich Ahasverus
  Vor das letzte Weltgericht,
Ehe die Posaunen rufen,
  Findest du den Frieden nicht!" —

Da fuhr's mir in alle Glieder
  Daß ich in der wilden Hast
Selbst das Gold vergaß und barfuß
  Ohne Ruh entfloh und Rast.

Einmal nur hielt ich den Schritt an
Dort beim Jubelfest zu Rom,
Dort ja zeigte man sein Bildnis
Auf dem Tuch im hehren Dom.

Auf dem Tuch, mit dem getrocknet
Ihm den Schweiß Veronika,
Mit dem Tuch, auf dem ich staunend
Eingeprägt sein Antlitz sah.

Und ich floh. — Kannst du mir sagen
Ob der Nazarener höhnt,
Sagen mir, ob die Posaune
Bald in Josafat ertönt! —

„Nicht nach Josafat zu gehen
Brauchst du, — sprach der Tod, — du hast
In der Brust ja die Posaune
Die dir bläst zur ewigen Rast.

Dir auch, dir ist es verkündet
Jenes Evangelium;
Glaube, liebe! — und für immer
Wird des Fluches Donner stumm!" —

An die Stirne griff verzweifelnd
Ahasver, — der Tod entschwand; —
Ohne Nahrung, ohne Schlummer
Flieht er fort von Land zu Land.

Glauben mögt ihr diese Märe;
In Tirol auch sah man ihn,
Vor dem Sprengerkreuze mußt er
Wieder in die Weite fliehn.

Der Tod und der Kapuziner

I.

Wißt, ich bin ein Geisterseher
Wie bisweilen die Poeten;
So erblick ich manchmal Menschen,
Die schon lang zu Nichts verwehten.

Selbst den Tod seh ich oft wandeln
Unerbittlich, ernst und strenge
Durch die Einsamkeit der Täler
Durch der Städte laut Gedränge.

Müde bleibt er stehn vor mir auch,
Um ein wenig auszuschnaufen
Und er stützt sich auf die Sense,
Die gemäht in vollen Haufen.

Aug in Auge, mild und ruhig
Schauen wir und schweigen beide;
Früher tat ich viele Fragen,
Was ich sorglich jetzt vermeide.

„Von der Mutter warmen Busen
Hast du Kinder fortgerissen;
Einen Vater, der den Seinen
Treu verdient den kargen Bissen.

Narren, Schufte feist und mächtig
Blicken stolz herab vom Rosse,
Während Männer groß und edel
Keuchen tief gebeugt im Trosse.

Warum holst" . . . es fiel ins Wort mir
Ohne Zögern schon der Alte:
„Weil ich muß! — Seit Ewigkeiten
Nach den Weltgesetzen walte.

Sohn des Zweifels, Sohn des Irrtums,
An die Scholle hier gebunden,
Bloß mit Brüchen kannst du rechnen,
Die sich nie zur Einheit runden.

Mich erkennst du als den Tod nur, —
Laß vor mir die Toren zittern,
In den Chor der Ewigkeiten
Tönt mein Lied aus Ungewittern!

Zu der Harmonie der Sterne
Muß der schrillste Ton sich fügen,
Und von Gott gesandt als Engel
Wird der Tod den Tod besiegen.

Moderduft weht von den Grüften,
Dunkler färbt sich schon der Himmel,
Mit der Cholera verschwand er
Rasch im dichten Volksgewimmel.

Jammern, weinen, fluchen, beten
Hört ich plötzlich zum Entsetzen,
Hört ihn dann im kurzen Tempo
Wieder seine Sense wetzen.

Ohne noch zu fragen, sah ich
Totenbahr an Totenbahre;
Schon ergraut ich und erblickt ihn
Nicht mehr durch die langen Jahre.

II.

Braune Wogen trieb der Innstrom
  Brausend fort zum Unterlande,
Zwischen Weiden schritt ein Mann hin
  An des Wildgewässers Strande.

Ich erkannt ihn; war's mein Freund nicht?
  Armer, den ich treulich warnte,
Als im Frühling ein Kokettlein
  Ihn zum Liebesbund umgarnte!

Treue schwur sie am Altar ihm
  Um im Herbst davon zu laufen,
Sich zu retten vor der Pfändung
  Mußt er selbst den Rock verkaufen.

Ja er war's! — ich wollte reden,
  Doch er duckte schon zum Sprunge, —
Eine Knochenhand erfaßt ihn
  Wie die Fliege hascht ein Junge.

„Warum riefst du mich und bebst nun?
  Dummer Bursch! — ist's wert der Mühe,
Wegen eines Weibs zu schlürfen
  Diese kalte schmutzige Brühe?

Geh und werde Kapuziner,
  Denn die Welt hast du erfahren,
Lehre sie mit heitern Worten,
  Mit dem Ernste sollst du sparen.

Lieber hol ich mir dein Weiblein, —
  Siehst du dort es lachen, scherzen

Mit dem Buhlen frech im Arme
Bei den halberloschnen Kerzen?" —

Vom Gelock riß er den Kranz ihr, —
Dumpfer Frost lähmt schnell die Glieder, —
Und er packt sie, — Flammen züngeln —
Wirft sie in das Fegfeu'r nieder.

Er verschwand. — Der Kapuziner
Bracht es noch zu hohen Ehren,
Von der Kapuzinerpredigt
Wollte mancher sich bekehren.

Mancher, der mit Hohn und Spott nur
Jeden Missionär bezahlte,
Wenn er an die Wand leibhaftig
Teufel und die Hölle malte.

Ja der Pater Anastasi
Zieht dahin auf allen Straßen
Mit dem Bettelsack am Rücken,
Fröhlich, stets bereit zum Spaßen.

Kindern gibt er schöne Ringlein,
Amulette, Heiligenbilder,
Ihre Mütter sehen's freudig,
Werden mit den Gaben milder.

Vor die Schenke trägt die Wirtin
Ihm das Krügel gern entgegen,
Weil sein „Gott vergelts!" — urkräftig
Vieh und Leuten bringt den Segen.

Auf dem Schießstand reichte spöttisch
Ihm ein Schütze seinen Stutzen,
Doch es brauchte keinen Fehlschuß
Ihm der Zieler aufzumutzen.

Als zwei rauften unversöhnlich,
Daß das Blut floß durch den Loden,
Warf den einen und den andern
Rechts und links er auf den Boden.

„Was ihr Lumpe? — Packt euch schleunig,
Sonst komm' ich noch mit dem Stricke!"
Vor dem frommen Friedensstifter
Flohen sie mit scheuem Blicke.

Wie das Mädchen aus der Fremde
Grüßen ihn die Liebespaare,
Denn geholfen hat er manchen
Zum ersehnten Traualtare.

Einem Senner, der den Beichtstuhl
Uebermütig lang gemieden,
Wusch er tröstend das Gewissen
Daß mit Gott er schloß den Frieden.

Man erzählt, er habe gar noch
Aus dem heißen Fegefeuer,
Losgebetet seine Liesel,
Die ihm einst so lieb und teuer.

Und so findet er sie später
Selig hoch im Himmel droben,
Wo mit Ursulas Elftausend
Sie den lieben Herrgott loben.

Nun wer weiß, ob sie zu Brixen
Beide nicht kanonisieren,
Die Gebein' in goldner Fassung
Gar noch die Altäre zieren.

Ja, der Pater Anastasie!
Freunde sind wir stets geblieben,
Und im Scherze sagt er Sprüchlein,
Wie kein Weiser sie geschrieben.

Wenn wir scheiden, wird er ernsthaft, —
Was er meint, kann ich verstehen
Und wir schütteln uns die Hand noch:
„Alter ja! — auf Wiedersehen?"

* *
*

Wenn ich einmal noch dem Tode
Je begegne, nicht erzählen
Werd ich dann es, denn wahrscheinlich
Wird er wohl mich selber wählen.

Sei's! nicht braucht er seine Sense,
Mag das Stundenglas er zeigen
Und ich werde stumm und willig
Mich dem hehren Winke neigen.

Stilles seliges Vergessen! —
Wer wird meiner noch gedenken?
Auf mein Grabkreuz soll der Frieden
Sich mit leisem Fittig senken.

Der Weltnarr spricht:

Im Himmel geht es lustig zu,
Er hängt ja voller Geigen,
Und was nicht eben hält auf Ruh,
Das dreht sich froh im Reigen.

Der Tisch wird nie von Speisen leer
Und Paradieses Weinen,
Und keine Sünd' ist's Küssen mehr
Bedroht von Höllenpeinen.

Doch gut ist's auch im Land Tirol,
Drum will ich nicht von hinnen,
Nie kann ich dort im Himmel wohl
Den bessern Platz gewinnen.

Der rote Wein vom Kaltrer See
Scheint auch nicht zu verachten,
Tirolermädeln, — Freund Juchhe!
Mag sich Sankt Peter pachten.

Und eine Alm mit Edelweiß
Am Sonnjoch oder Schlerne,
Wenn diese nicht verdient den Preis!
Ich laß ihm seine Sterne.

Und Gemsen, einen Stutzen blank
Dort an den schroffen Wänden, —
So sag ich für den Himmel Dank,
Was kann er mir noch spenden?

Ja du mein liebes Land Tirol, —
Ich will mich noch besinnen;
Ich denk', ich bleib' herunten wohl,
Was könnt' ich dort gewinnen?

Eine Stimme von unten:

Du Tor, schon wirst du kahl und grau,
Was machst du noch für Späße!
Du hast ja längst schon eine Frau,
Geh lieber in die Messe.

Am Ofen zwickt das Zipperlein
Dich in der harten Schlinge,
Laß auf dem Schlern die Gemsen sein,
Denk' an die letzten Dinge.

Drum bete, daß dich nicht der Tod
Wie eine Maus ertappe,
Verstoße dann in große Not
Mit deiner Schellenkappe.

Dr. Gottlieb Putz aus Meran antwortet:

„Du meinst, weil ich schon kahl und grau
Soll ich die Späße meiden?
Weil ich schon längst nahm eine Frau
Müßt ich die Mädchen meiden?

Weil mich schon zwickt das Zipperlein
Müßt' ich am Ofen sitzen,
In Todesangst und Höllenpein
Als armer Teufel schwitzen?

O nein, o nein! das tu ich nicht,
Ich will es anders machen,
Sonst wär ich wohl ein dummer Wicht,
Wohl wert mich auszulachen.

Ich mach es wie Anakreon
In seinen alten Tagen:
Ich trink und sing der Gicht zum Hohn
Und werde niemals klagen." —

Der Tausch

Sag, wer hat dich herbestellt
Zu der grünen Linde?
Frohe Jugend duldet nicht
Solch ein schnöd Gesinde.

Wie, du regst zum Tanze schon
Deine magern Knochen,
Greifst nach einem Mädchen gar,
Nun — was hat's verbrochen?

Seine Bahn ist nicht vollbracht,
Tausend Küsse glühen
Auf den holden Lippen noch,
Tausend Funken sprühen.

Und des Busens Knospen sind
  Nicht für dich gewachsen,
Schiel' deswegen nicht bei Seit',
  Fort die dummen Faxen.

Gleich und gleich gesellt sich gern!
  Laß dich heut erbitten, —
Hol dir aus dem Kloster dort
  Jenen Jesuiten.

Dürr ist er und fast wie du
  Mit den Klapperbeinen,
Nur Betschwestern werden noch
  An der Bahre weinen.

Warum predigt er so scharf
  Gegen Wein und Liebe?
Weil die Jugend ihn nicht mehr
  Macht zum süßen Diebe!

Nun du lachst! einmal im Jahr
  Darf der Tod auch spaßen,
Darum soll das Mädchen dir
  Ein Rose lassen.

Eine Rose frisch und rot
  Aus dem vollen Kranze.
Gleich und gleich! das Mönchlein sei
  Dir vergönnt zum Tanze.

Hörst du schmettern schon den Tusch?
  Tritt ihn an — den Reigen,
Heute sollen ihre Kunst
  Meine Spielleut zeigen!

So! — Zum Schluß noch deinen Knix
Zierlich, wohl gemessen,
Früher, später wirst du wohl
Unsrer nicht vergessen!

Der Narr

Wär's mir bestimmt und würd' ich dann
Ein zweitesmal geboren,
Die Schellenkappe stülpt' ich mir
Freiwillig auf die Ohren.

So fing' ich in den Windeln an,
Wo wir im Sarg erst enden:
Daß Menschenweisheit Torheit nur
Und nichts vermag zu wenden.

So wie der Tod die Sense schwingt
Und jeden ruft zum Reigen,
Würd ich mit meiner Pritsche keck
Der Welt beim Tanze geigen.

Der Tod, der Narr — sind's Brüder nicht,
Verschieden im Gewande?
Sie spotten eurer Herrlichkeit,
Die gleicht im Glas dem Sande.

Er rinnt von oben, unten bald
Wie wir das Kästlein drehen
Und wenn ihr fest auf ihn gebaut,
Dann wird er schnell verwehen.

Zu gutem Schlusse führt der Tod
Den Narren auch zum Reigen
Und weil ihr Narren allzusamm',
Mögt ihr einander geigen!

Der Greis

Ei was willst du Knochenmann
Mit dem Stundenglase?
Warum schüttelst du den Sand
Frech mir vor der Nase?

Sieh, ein Schnippchen schlag ich dir,
Drolliges Gerippe,
Denn ein Blümchen bin ich nicht,
Drohst du mit der Hippe!

Welk wie du liegt hinter mir
Schon der Lenz des Lebens;
Wesenlos, ein Schatten nur,
Zappelst du vergebens.

Tritt ans Bett der Glücklichen
Spottend ihrer Klagen,
Was du rauben kannst, laß ich
Ruhig mit Entsagen.

Meine Asche, — willst du's so, —
Mag im Sturm zerstieben,
Was ich lebte, glühend heiß
Ist es mir geblieben.

Die alte Urschel

Seht ihr dort die alte Urschel
Mit der Haut von Pergament,
Runzlig wie ein Lederapfel,
Daß man sie von weitem kennt?

Rotgerändert sind die Augen,
Wie der Viper ist ihr Blick,
Weich' ihr aus, sonst schlägt sie zornig,
Dir die Krallen ins Genick.

Sieben Männer sind verdorben,
Sind gestorben nacheinand',
Denen sie des Priesters Segen
Einst vor dem Altar verband.

Gäb es Hexen noch, sie wäre
Wohl davon die schlimmste leicht,
Wie sie an des Kirchhofs Mauer
Tückisch dort vorüberschleicht.

Aus dem Betstuhl flieh'n die Weiber,
Denen sie sich zugesellt,
Und sie flucht, daß von der Kirche
Wölbung laut es wiedergellt.

Als sie krank war, bot der Pfarrer
Tröstend ihr das heil'ge Brot,
Doch aus diesem flossen Tropfen
Auf die Decke blutig rot,

Daß ihm graute. Wo sie horstet,
Flieh'n die Kinder scheu den Ort,
Mit dem Kreuz bezeichnet jeder,
Der ihr naht, die Stirn sofort.

Und sie gibt euch einen Segen
 Auf den Weg, daß ihr's gedenkt
Und in ihre Nähe schwerlich
 Noch einmal die Schritte lenkt.

Gilt es Ehen zu entzweien,
 Gilt's Empörung oder Haß,
Siehst du sie ins Feuer blasen,
 Schüren ohne Unterlaß.

Selbst die Lilie wird schmutzig,
 Wenn ihr Finger sie berührt,
Und zur Geilheit wird die Keuschheit,
 Wenn sie Urschels Tränklein spürt.

All' die Basen, die Gevattern
 Wüßten noch des Schlimmsten mehr: —
Daß sie gar nicht sterben könne,
 Schwören sie bei ihrer Ehr'.

* * *

Wie es kam? — Sie war schon neunzig,
 Plötzlich trat der Tod herein,
Ihrer hat er nicht vergessen
 Für die tiefste Höllenpein.

Sie erhob den Besen grimmig,
 Er ließ sich es wehren nicht, —
Sieh da schiebt sich aus dem Boden
 Bockgehörnt ein Angesicht.

Ja der Teufel war's leibhaftig,
 In den Arm fiel er dem Tod:

„Freund, laß ab, nicht schick' mir diese,
Denn es brächte Schmach und Not.

In der ganzen Hölle drunten
Träfst du ihresgleichen kaum,
Für uns beide wäre schwerlich, —
Sei sie noch so groß, — dort Raum.

Aus der Hölle müßt' ich wandern
Selbst mit dem Großmütterlein
Zu der Stunde, wo die Urschel
Zög' in uns're Hallen ein.

Tu' mir den Gefallen, Alter!
Laß mir meine Dienerin,
Denn sie schafft hier meine Werke,
Denn sie wirkt nach meinem Sinn."

Lachend unterbrach der Tod ihn:
„Ja, was soll mit ihr gescheh'n,
Wenn gehorsam der Posaune
Wir zum Weltgerichte gehn?" —

„„An dem letzten Tag gewährt noch
Gott die letzte Bitte mir:
Mög' er auf der öden Erde
Ewig sie belassen hier.

Mag umsonst sie Streit dann suchen
In der wüsten Einsamkeit,
Zanken ewig mit sich selber
Durch die lange Ewigkeit.

Bei mir drunten fänd' sie schwerlich
Eine Strafe, dieser gleich,
Und so bleibt für alle Zeiten
Unbestritten mir mein Reich!""

* * *

Kennt ihr sie die alte Urschel? —
„Ja man trifft sie da und dort!"
Ohne umzuschau'n, entfliehe,
Wer sie nur geseh'n, sofort.

Das Bild von Sais

(Nirvana)

Durch den Wüstensand der Thebais
Schleicht heran ein müder Greis,
An der Schwelle bleibt er stehen
Vor dem Götterbild von Sais.

Ihm erzählt der Priester warnend,
Wie den Schlei'r ein Jüngling hob,
Sich um seine Stirne plötzlich
Düstre Nacht des Wahnsinns wob.

„Siehst du, rief der Greis, den Schleier
Lüftet ich mit kecker Hand,
In der Einsamkeit der Wüste
Löste sich des Zaubers Band.

Einseh'n lernt' ich: der Morgana
Gleicht das Erdenleben nur,

Früher, später flieht von beiden
Wie ein Traum die letzte Spur.

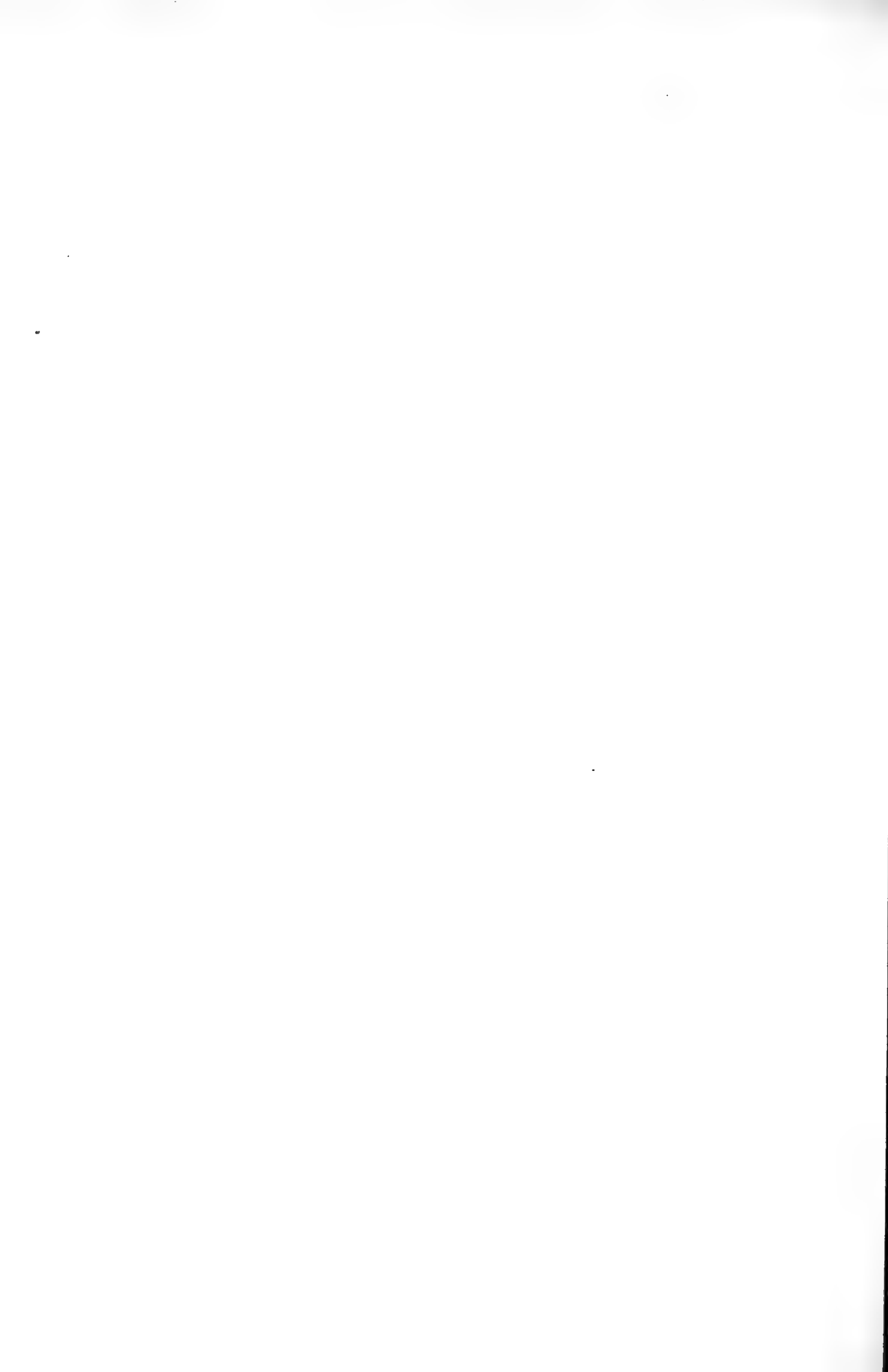
Noch einmal den Platz des eitlen
Jugendwahnes wollt ich sehn, —
Kennst du mich, du frommer Priester?
Darum siehst du mich hier stehn.

Weißt du, was der Schlei'r geborgen,
Den ihr nicht zu heben traut?
Ruhig lächelt er; — du fragst nicht? —
„Nun?“ — „Das Nichts, vor dem euch graut.

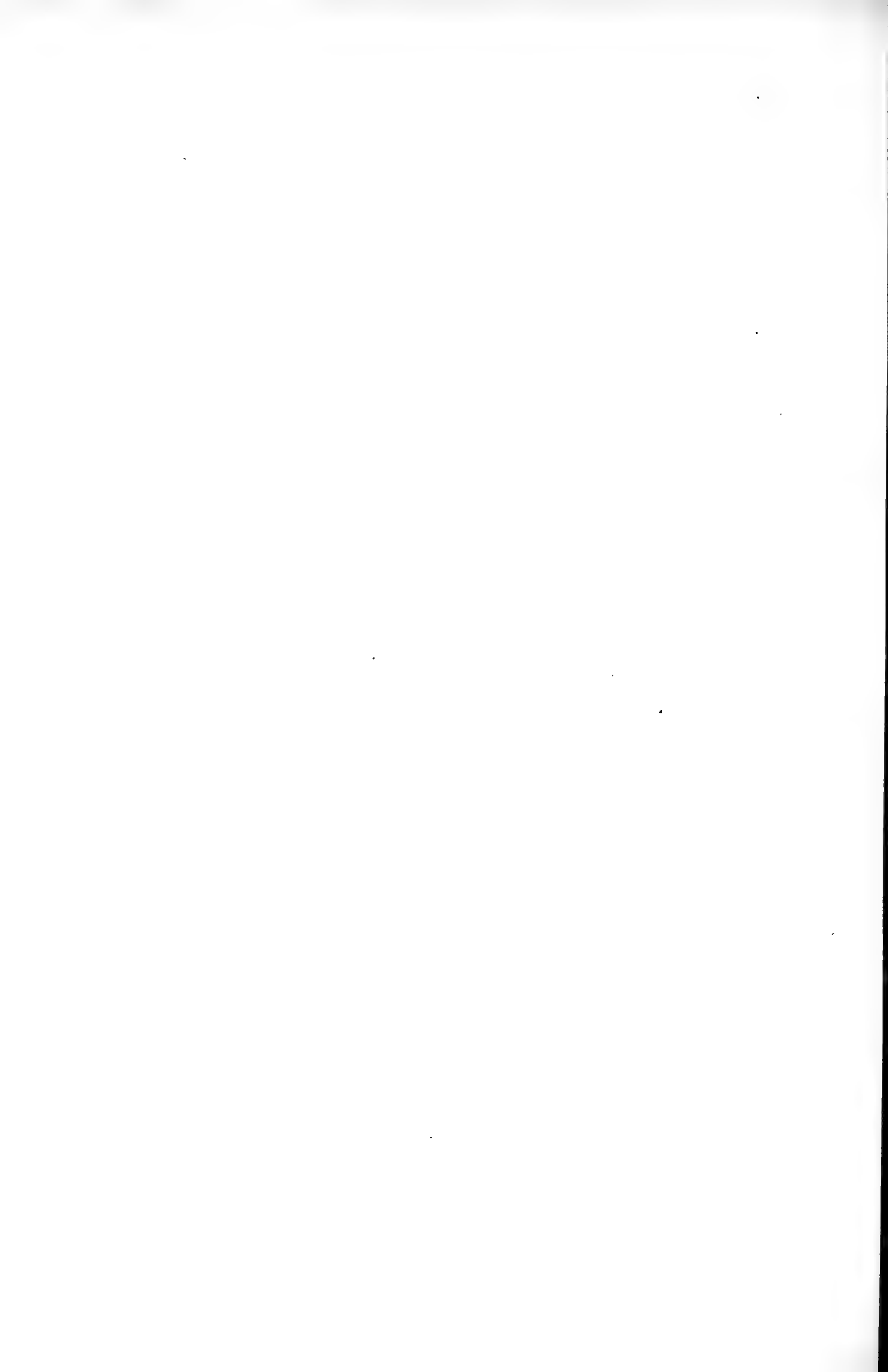
Unsers Lebens Anfang, Ende —
Isis zeigt's mit einem Mal,
Mag dein Aug' entsetzt sich schließen, —
Mir winkt's wie ein Abendstrahl.

Wie ein weicher, dunkler Mantel
Legt es sich um meine Brust
Und in seinen weiten Falten
Stirbt zugleich der Schmerz, die Lust.“

Aus dem Nil schlürft einen Becher
Noch zum letzten Mal der Greis,
Seine Worte sind Geheimnis
Ewig wie das Bild von Sais.



Vermischte Gedichte



Stimmung

Tonwellen übermächtig,
Ein Wogen und ein Drängen,
Doch kann ich nichts erfassen
Von diesen hehren Klängen.

Es singt die Luft, das Wasser,
Die hohen Berge klingen,
Und aus des Abgrunds Tiefen
Will's hell empor sich ringen.

Ein lautlos lautes Schweben
In ewigen Harmonien!
Sind's Sterne, sind es Engel,
Die hoch vorüberziehen?

Im Ozean der Welten,
Mit allen meinen Sinnen
Will ich mich ganz verlieren,
Will ich mich ganz gewinnen.

Die Mutter

Zu einem Bilde von Feuerbach

(20. 6. 1891)

Reich an Liebe, voll von Sorgen
In der Welt die kleine Welt

Hat die Hand des edlen Künstlers
Hier vor Augen uns gestellt.

Lachen sollten unsre Kinder,
Jauchzen froh in Scherz und Lust —
Pocht schon in den jungen Herzen
Ahnung dunkel, unbewußt?

Mit dem Häschen spielt der Knabe,
Schließt die Hand noch nicht zur Faust,
Daß zum mörderischen Schlage
Auf den Feind die Keule saust.

Ist's ein Mädchen ihm zur Seite? —
Wohl, weil es die Knospe trägt,
Wenn sich um die zarten Lippen
Auch kein süßes Lächeln regt.

Ist's ein Dichter ernst und sinnend,
Drüben auf des Brunnens Rand?
Nymphen, Faune tanzen spielend
An der Marmorfassung Band.

Mög' ein Gott ihn treu bewahren,
Ihm die gold'nen Pfeile leih'n
Und zu hehrer Offenbarung
Seine helle Stimme weih'n.

Doch der schönste Platz — im Schlafe
Ward dem Büblein er geschenkt,
Das die blonden Lockenhaare
Zu der Mutter Busen senkt.

Wohl! Sie schaut mit ernsten Blicken
In die Zukunft schon voraus,
Wie sie in die Fremde wandern,
Kehren in das Vaterhaus.

Was sie träumt? — Der tritt als Sänger
Vor sie hin im Ruhmesglanz,
Was sie träumt? In off'ner Halle
Reicht ihr der den Lorbeerkranz.

Was sie träumt? Am Herd des Hauses,
Den der dritte froh gebaut,
Wo er Korn und Reben opfert,
Finden alle drei sich traut.

Was sie träumt? — Sie lächelt leise,
Lächelt auf ihr Töchterlein,
Wie als Braut es vor dem Altar
Reich geschmückt einst möchte sein.

Was sie träumt? — Sieh, die Zypresse
Hebt sich dort im Hintergrund,
Und es spielt ein Hauch der Wehmut
Um den halbgeschlossnen Mund.

Was sie träumt? — Sie denkt des Gatten,
Der gefallen in der Schlacht —
Aufwärts blickt sie — unser Schicksal
Steht in hoher Götter Macht.

Mög es dahin, dorthin neigen,
Eines bleibt fest und gewiß,
Lacht euch hell und rein die Sonne,
Schließt euch ein die Finsternis.

Ob es rechts, ob links sich wende,
Sei's zur Freude, sei's zum Schmerz,
Eine Zuflucht bleibt euch immer:
Dieses treue Mutterherz.

An Maria

(Für einen Veilchenstrauß)

Frauhitt trägt schon die Nebelkappe,
Schnee sprudert schon auf allen Höh'n,
Wild rauscht der Wald, durch kahle Fluren
Jagt hin das letzte Blatt der Föhn.

Hegst du noch zwischen fahlen Stoppeln
Ein Wundergärtchen üppig grün,
Wo an dem Rande frischer Quellen
Sogar im Spätherbst Blumen blühn?

Warum hast du mir im November
Den duft'gen Veilchenstrauß geschenkt?
O glaub' mir, daß dein Freund des Lenzes
Und deiner — Zauberin! — gedenkt!

Das Röschen

Hoch willkommen Röschen mir,
Das beim harten Froste
Um zu blühen einsam hier
Noch im Spätherbst sproßte.

Leise spricht dein roter Mund:
„Warum auch verzagen?
Wenn ich aus dem starren Reich
Mich an's Licht darf wagen.

Laß mich steh'n und pflück mich nicht —
Hier im tiefen Frieden
Sei der letzte Sonnenstrahl
Dir und mir beschieden.

Verzaubert

(5. 8. 1899)

Du hast dich mir gegeben, —
Das war in dunkler Nacht,
Wohl denk' ich dessen immer,
Ward auch ein Jahr vollbracht.

Und hast du dich gewendet
Gleichgiltig von mir dann,
Wir bleiben doch gebunden
Auf ewig durch den Bann.

Der wunderbare Zauber,
Daß wir uns angehört, —
Verfließen Ewigkeiten, —
Er wird von nichts zerstört.

Erinnerung

(1899)

Zankt euch um die Raupenhüllen,
Wo der Falter längst entflog,
Und im freien Spiel der Lüfte
Seine Sonnenkreise zog.

Was ich hinter mir gelassen, —
Länger kümmert es mich nicht,
Vorwärts, aufwärts unverdrossen
Such' die Bahnen ich im Licht.

Wenn sich einst die Schatten senken,
Sei's, ich habe dann gelebt,
Und um die verlorne Stätte
Zauber der Erinn'rung schwebt.

Maß

Du bist mir eingesiegelt
Im tiefsten Herzensgrund,
Dein helles blaues Auge,
Dein rosenroter Mund.

Die Mienen froh und heiter,
Das Lächeln süß und hold,
Und auf der Stirn die Löckchen
Als wie gesponnen Gold.

Und wenn ich prüfe, seh ich,
Daß jedes Mädchen weicht,

Kein Messen gilt, als wenn man
Dich mit dir selbst vergleicht.

Abend

Stieg der Himmel in die Tiefe?
Beugst du aus dem leichten Kahn
Dich hinab, der durch das Dunkel
Friedlich sucht die stille Bahn?

Soll das Morgen uns bekümmern?
Was es bringe, frage nicht,
Bis der Blitz um jene Zacken
Seine Flammenkrone flicht.

Eines bleibe zugeschworen,
Daß du mein und daß ich dein!
Wechselt auch die Welt von außen,
Fest soll sie im Herzen sein.

Trauer

Was ist es, daß in den süßesten Kuß
Sich mische die heimliche Trauer?
Siehst du das finstere Schicksal nicht
Im Hintergrund auf der Lauer?

Schnell schwindet die Wonne, schnell schwindet das Weh,
Kannst du dich selber verklagen?

Die Ruhe, den Frieden wirst du nur
Erringen im stummen Entsagen.

6. März 1899.

Frühling

(14. 11. 99)

Finkenschlag und Amselsang!
Frühling will es werden,
Schlüsselblumen, mondscheinbleich,
Dringen aus der Erden.

Küß ich auch kein Mädel mehr, —
Mög mir's Gott verzeihen!
Will ich doch der schönsten gern
Meine Lieder weihen.

Immer vorwärts unverzagt,
Lautet die Parole,
Daß mich aus dem Lotterbett
Nicht der Tod einst hole.

Wenn dann kommt, was kommen mag—
Niemand kann es meiden, —
Will mit einem treuen Gruß
Von der Welt ich scheiden.

Sieh, der Bergstock regt sich schon,
Bringt die Nagelschuhe,
Zeit zu schlafen bleibt genug
In der Totentruhe.

Gedanken

Wie glüht der erste Kuß, den wir
Am Abend spät getauscht,
Der letzte sei es, wie die Flut
An uns vorüberrauscht.

Für mich gibt's weder Halt noch Rast,
Ein Pilger bin ich ja,
Und in die Ferne rückt mir heut,
Was gestern mir so nah.

Gedenken sollst du meiner jetzt,
Wenn auch die Zeit entfliegt,
Doch bleibst du rein vom Erdenstaub,
Der sich ans Höchste schmiegt.

Mit gold'nem Zeiger mag die Uhr
Begleiten deine Bahn,
Daß du am Tor der Ewigkeit
Nicht klagst um falschen Wahn.

Dort reiche lächelnd mir die Hand,
Es sei mein erster Gruß,
Und auf die Stirne hauche dann
Zum Willkomm einen Kuß.

Zeiten

Blond die Locken, lachend, scherzend
Liefst, ein Kind, du in die Welt,
Nur zu einem kurzen Spiele
Hatt' ich dir mich beigesellt.

Als ein heimatloser Pilger
Irr' ich ferne Tag und Nacht,
Öffnen Auges sah ich staunend
Dieser Erde volle Pracht.

Ob ich deiner mich erinnert,
Wag ich noch zu sagen kaum;
Stand vor mir das Bild der Heimat,
Sah ich dich im stillen Traum.

Sonnenbrand und Wetterstürme
Stählten mich zum ernsten Mann,
Wenn auch noch durch meine Adern
Heiß das Blut der Jugend rann.

Als ich in die Heimat kehrte, —
War's vielleicht ein Zufall bloß?
Tratst du plötzlich mir entgegen
Rein und herrlich, mild und groß.

Doch was ist es? Du errötest,
Als dich kaum mein Blick gestreift,
Und zur holden Jungfrau bist du
Aus dem Kind herangereift.

Ohne nur ein Wort zu stammeln
Sind wir Bräutigam und Braut,
Ewig bist du mir verbunden,
Ohne Priester angetraut.

Mag die Welt es auch verbieten,
Herr bin ich von Raum und Zeit,
Tragen aufwärts dich die Engel,
Werde dir mein Lied geweiht.

Michael

Der Deutschen Engel, Michael,
Der hatte viel zu raufen,
Die Teufel rückten gegen ihn
Mit vollen Heereshaufen.

Er aber zückt das Flammenschwert,
Es blitzt wie Balmungs Klinge,
Und wären ihrer zehnmal mehr,
Er achtet sie geringe.

Sie stoben rechts, sie stoben links
Und schlugen Purzelbäume,
Es wurden vom Gesindel rein
Des Himmels lichte Räume.

Folgt eurem Engel Michael
Und lernet von ihm kriegen,
Der deutsche Mut, die deutsche Kraft
Wird jeden Feind besiegen.

Und ob der Slave trotzig grinst, —
Ihr tragt die Kaiserkrone,
Steigt über seinen Nacken kühn
Empor zum Kaiserthrone.

Zur Sedanfeier

(1900)

Freut der kühnen Taten euch
Eurer großen Ahnen,

Für die Zukunft sollen sie
Euch zum Kampfe mahnen.

Nicht zum Amboß gebt euch her,
Hebt zum Gegenschlage,
Hebt ihn hoch, den Hammer Thors,
Heut am Sedantage.

Fragt nicht lang, ob's dem, ob dem
Gnädig will gefallen,
Eines soll euch gelten nur:
Deutsche sein vor allen!

Hexenfahrt

Obenaus und nirgends an
Ist der Hexen Regel,
Und so brauchen sie zur Fahrt
Kompaß nicht und Segel.

Auf dem Blocksberg landen sie,
Wirbeln froh im Kreise,
Satan sitzt im Festtalar,
Geigt die alte Weise.

Und von Hexen, jung und alt,
Wimmelts, jeder Sorte,
Auch aus Innsbruck-Brixen gar
Nah der Himmelspforte.

Ihr Gewand, wer könnt es auch
Je genau beschreiben,

Manche Kutte sieht man dort
Wüsten Unfug treiben.

Doch die jungen Herlein sind
Lustig anzuschauen,
Satan selbst gefallen die —
Nicht die alten Frauen.

Mancher frische Junggesell
Spürt ein menschlich Regen,
Doch zum Blocksberg hat er nicht
Salben oder Segen.

Nun da ist die Hilfe leicht,
Will er Kirchen gehen,
Bei der Maienandacht kann
Er auch Herlein sehen.

Ja, zum Ehebund sogar
Möchten sie ihn fischen —
Junggesell, o lauf davon,
Eh' sie dich erwischen!

Der alte Junggesell

Schönes Mädchen, hold und fein,
Mit den süßen Lippen,
Hüten will ich mich genug,
Von dem Gift zu nippen.

Siehst du jene Fliege dort
Froh in goldnem Rocke,

Wie sie schnurrt und summt und brummt
Vor dem Bienenstocke!

Plötzlich hat es sie gefaßt
An des Fußes Spitzen,
Bis zum Tode festgebannt
Muß sie jammernd sitzen.

Mädchen, ja! — ich kenne dich,
Es ist nicht zu spaßen,
Fängt man erst zu naschen an,
Kann man's nicht mehr lassen.

Fangen willst du listig mich
Für den Bund der Ehe,
Aber auf das Segenswort
Reimt sich leider „Wehe!"

Darum will ich immer froh
Summend, brummend fliegen,
Besser ist es ledig sein,
Als im Honig liegen.

Und muß ich ertrinken einst,
Sei's in einem Becher,
Brüder! bringt mir frischen Wein,
Dann ein Hoch! — dem Zecher!

Rast

Hör' auf mit Deinem kühlen Spaß,
Was willst du mich vertreiben?
Im Keller liegt noch manches Faß,
Bei dem muß ich noch bleiben.

Und erst die schöne Kellnerin, —
Die soll ich scheidend grüßen?
Mein lieber Freund, red her und hin,
Ich muß zuvor sie küssen.

Gut Ding, das fordert gute Weil! —
Laß dort die Traube reifen,
Hab ich davon genascht in Eil',
Will ich zum Stabe greifen.

Will weiter ziehen, bis aufs neu
Mir Wein und Mädchen winken,
Bis dahin, Freund! laß ohne Reu
Mich schäkern hier und trinken.

Darwinismus

Jetzt glauben sogar die Tiere schon
An's Dogma des Darwinismus,
Vertauschten endlich, wie sich's geziemt
Mit Bildung den schnöden Zynismus.

Beginnen wir mit dem Kleinsten nun:
Bazillus foppt die Doktoren,
Trotz Reagens und Mikroskop
Ist nur der Kranke verloren.

Die Affen mit Fingern flink und lang
Die werden jetzt Millionäre,
Am Spieltisch des Klubes gewann der Luchs
Scharfäugig sich Geld und Ehre.

Elefanten tanzen jetzt im Trikot
Wie Cerale und ähnliche Elfen,
Doch blieben die Wölfe nur Wölfe stets
Und wußten sich nicht zu helfen.

Die Ochsen trugen ja Hörner von Stahl,
Und eiserne Hufe die Rosse,
Die Ziegen sogar verwahrten sich schon
In einem gemauerten Schlosse.

Da nützte die Buschklepperei nicht mehr,
Kein Sprung vermochte zu tragen,
Und aus dem schrecklichen Rachen glitt
Kein Bissen hinab in den Magen.

Sie heulten vor Hunger, sie weinten sich vor,
Und täten die Tatzen ringen,
Sollt' ihnen von allen Tieren allein
Der Fortschritt so ganz mißlingen?

Da fand ein Alter das richtige Wort:
„Ihr müßt euch zeichnen als Gründer!" —
In Rudeln fraßen sie, gierig geschart,
Jetzt Menschen und nicht bloß Rinder.

Und wenn es sonst nichts zu fressen gibt,
Dann werden sie helfen sich wieder,
Dann fressen zuletzt einander auf
In Lieb' und Treue die Brüder.

Blutegel kriecht aus dem schmutzigen Teich,
Zu was kann dieser wohl taugen?
Beschnitten — unbeschnitten, gleichviel —
Als Wucherer Blut zu saugen.

Und hat er den Staat bestohlen, beraubt,
So kann er ein Krönlein erringen.
Hei, wie sie auf der Börse sodann
Dem Baron Hosiannah singen!

Bisweilen soll es auch kommen vor,
Daß der in jenen sich wandelt —
Der Rotschild statt dem Schwarzenberg
Die Karpfen in Böhmen verhandelt.

Der Schwarzenberg mit der Scher' das Papier
Um seine Kupons beschneidet,
Vielleicht sind manchmal beide sogar
In ein einzig Wesen verkleidet.

Das ist der Zentaur; um die Schläfe spielt
Der Beiseth und starrt vom Schmutze,
Und unten springt das stolze Roß
Mit aristokratischem Trutze.

Zum siamesischen Zwilling verwächst
Mit einem Antisemiten
Der Hirsch, man setzt sie in Spiritus,
Bis sie zu Tod sich gestritten.

Es trägt das Ferkel schon Ueberschuh
Und patscht damit in den Lachen,
Dort seine Mama läßt im Boudoir
Die Cour von Schöpsen sich machen.

Der Iltis hat einen Laden erricht'
Und handelt mit Parfümerien;
Lakai ist der Hund, doch zahlt man ihm gern
Mit Prügeln sein treues Bemühen.

Der Gimpel trägt jetzt ein Cerevis
Und schützt mit dem Schläger die Nase,
Jedoch entkriecht er dem Ei nicht mehr,
Er steigt empor aus der „Blase".

Und hat er gebüffelt, daß Gott erbarm?
Sich in den Grund nicht gesoffen,
So steht Medizin, Juristerei
Und Theologie ihm offen.

Als Büßer verkroch sich so mancher Bock
Demütig in einen Orden,
Doch leider kann ich berichten nicht,
Ob er Beichtvater geworden.

Es wandelt der Krebs im schwarzen Talar
Nur rückwärts und läßt sich nicht spotten,
Er wird wohl zum Kardinale noch,
Hat man ihn tüchtig gesotten.

Wie Schlangen sich in Menschen verkehrt,
Hat Dante gründlich beschrieben,
„Betschwestern" schilt sie die Christenheit,
Der Giftzahn ist ihnen geblieben.

„Hast du für den Uhu keinen Raum
Seit ihn die Pallas entlassen?" —
Still, Freund, in unserem Oesterreich
Darfst du mit Eulen nicht spaßen.

Doch seien die Kunst, die Literatur,
Dir immerhin preisgegeben,
Da magst du gegen die Besten auch
Gefahrlos die Peitsche heben.

Es wird die Krähe zum Dichterling
Und schmückt sich mit fremden Federn,
Doch wie zu den Zeiten Aesops sind
Noch immer die Verse ledern.

Und tausend Ellen Leinwand verschmiert
Das Kamel mit Farbengerinnsel,
Das gäb' für die Armen Hemden ab
Eh' sie noch beschmutzte der Pinsel.

So mancher alte, griesgrämige Dachs
Entpuppt sich als großer Gelehrter,
Der Fuchs paradiert im gestickten Frack
Als Staatsmann, als hochverehrter.

Dem Eselein binden sie an den Schwanz
Den Lorbeer als Volksvertreter,
Den Marder verehren die Hühner bereits
Als ihres Volkes Erretter.

Der Mistfink ist ein gar säuberlich Tier,
Wo wählte sich der den Posten?
Er stellt sich als Offiziosus vor
Und läßt die Feder nicht rosten.

Die Gans ist ein Fräulein Hochgebor'n
Und weiß sich zu produzieren,
Christlich-germanisch — versteht sich von selbst —,
Doch soll sie auch kankanieren.

Der Gockel stolziert als Leutnant
Und rasselt keck mit dem Sabel,
Gar mancher verläßt sich auf Protektion
Hat er auch kein Haar auf dem Schnabel.

Und bringst du ein Wappen mit auf die Welt,
Dann brauchst du dich nicht zu beklagen,
Die Sterne — sie fehlen im Kapitol,
Doch fliegen sie dir an den Kragen.

Das Papagenoschloß vor dem Maul,
So werden wir andern geboren,
Wir haben die Augen zum Sehen nicht,
Und nicht zum Hören die Ohren.

Es wurden die Deutschen am Donaustrom
Zu Schafen; — das künd ich mit Wehmut,
Und will man sie scheren, so blöken sie noch
Vor . . . . . . ein Hoch! voll Demut.

Und will man sie stechen, so legen sie sich
Und halten den Hals hin geduldig,
Sie sterben und seufzen himmelan:
„O Herr, wir sterben unschuldig." —

Gedenkt der Ahnen, die stolz und kühn
Zerschlugen das Joch der Magyaren,
Sie trugen nach Osten das Reichspanier,
Und knirschend entfloh'n die Barbaren.

O schlagt den Czechen, Slovenen — schagt
Noch flatscher die flatschen Gesichter,
Und gibt man euch oben auch nicht Recht —
Zeigt so das Recht dem Gelichter.

Es zähmte das Roß der Politik
Held Bismarck mit ehernen Zäumen,
Doch sieh dort! — Wo? — Wie frech sich jetzt
Die Steckenpferde schon bäumen.

Du herrlicher deutscher Kaiseraar,
Bewahre dich Gott auf Erden,
Schon warest du flügg, nun scheint es fast,
Du mußt wieder Nestvogel werden.

Mag wettern der Kampf, das Auge licht,
Schlag du zur Rechten, zur Linken,
Wie der Franzose soll jeder Feind
Vor dir zerschmettert versinken.

Der Ruhm sei dein, die Macht sei dein,
Dein sei der Zukunft Fülle,
Die Schwingen stärke von Sieg zu Sieg,
Des heiligen Schicksals Wille.

Wohl könnt' ich ein frisches Lorbeerreis
Zum Stefansdome tragen,
Doch muß verstummen der Ehre Preis
Darfst keinen Tadel du wagen.

Den Lorbeer? — nein, laß anderen ihn,
O Friede, reich uns die Palme,
Daß all die Zwietracht, die uns zerreißt,
Verkling' im seligen Psalme.

Dann bist du groß, o mein Oesterreich,
Die alten Wunden vernarben,
O sei mir die Blüte zu schauen vergönnt,
Ein anderer binde die Garben.

Doch still! — Die Wehmut geziemt sich nicht
In diesem schnackischen Liede,
Inbrünstig falten die Hände wir
Und beten: O Friede, nur Friede!

„Die Zeit ist ernst, die Zeit ist groß,
Drum hetze zu Tod nicht die Späße,
Sonst langst du noch bei den Enten an,
Und diese gehören der — Presse."

Nur still! Sonst regen die Spitzel sich,
Sie fahren dir wild an die Wade,
Die Spitzel bleiben ja Spitzel stets
An der blauen Donau Gestade.

„Wen meinst du aber?" — Nun, tout le monde! —
„Da kämen wir nimmer ans Ende,
Ein Meer die Tinte, die Federn ein Wald,
Von unsern Armeen die Hände!" —

Gewiß! ich meine nur tout le monde,
Die Tiroler mit inbegriffen,
Zum Schluß den Damen noch einen Wunsch,
Sonst gelt' ich als ungeschliffen.

O möchten die holden Blumen niemals
Zu garstigen Schachteln werden,
Dann hätten wir Männer, juchhe, juchhe!
Das Paradies auf der Erden.

Volkssage

Wart ihr in Ulten? Kühl und schattig ist
Das Tal und leidet durch des Winters Frost.
Die Bauern seh'n die Sonnenstadt Meran
Mit stillem Neid. — Da riet ein kluger Herr —
Vielleicht der Pfarrer — „Da ist wohl zu helfen!
Macht eine Falle, tragt sie nach Meran
Und fangt die Sonne dort!" — Gesagt — getan!
Wie lächelten sie schlau. Hoch auf der Zenoburg
In aller Stille stellten sie die Falle.
Nichts ahnend ging die Sonne durch den Himmel,
Und als sie auf der Höhe stand — ein Klaps!
Sie war gefangen. Abends trugen sie
Die Beute heim. Es kam die Dämmerung,
Es kam die Nacht. Sie konnt' ja scheinen nicht,
Weil man sie heimlich aus Meran entführt.
Halb zwölf Uhr nachts! Sie öffneten den Schlag
Im Pfarrhof. Als er leer und dunkel war,
Da kamen sie zu raufen, wer's verschuldet.

Maria Himmelfahrt

(Eine Legende aus dem Oberinntal)

Droben auf dem Locherboden
Steht die neue Wallfahrtskirche,
Hoch vom Turme ruft das Glöcklein,
Und es zieh'n in hellen Scharen
Mädchen zu dem Gnadenort,

Denn Maria feiert heute
Himmelfahrt, da ist sie huldvoll
Und erteilet Audienz.
Was sich jede wünscht, errät sie
Schon zum vorhinein, doch hört
Sie geduldig das Gebet,
Wie es jede heimlich lispelt.
Müde kehrt sie endlich abends
Von dem goldnen Hochaltare
Wieder in den Himmel heim.
Petrus wartet mit dem Schlüssel
Vor dem Tore schon, neugierig
Gucken über seine Schulter
Engelein; ein jedes will
Neues hören von der Erde:
Ob sie fest noch stehe, seit man
Einen Hirtenbrief verbrannt.
Als sie naht, steckt er den Schlüssel
Schnell ins Schloß, daß laut es knarrt,
Denn gar rostig ist's, weil selten
Gäste melden sich zum Eintritt.
Horch, mit lautem Tusch begrüßen
Sie die Engel — Hosiannah!
Gaukeln, purzeln durcheinander,
Sie veratmet, von der Stirn wischt
Dann den Schweiß sie mit dem Tüchlein:
„Heute bin ich sterbensmüd!"
An das Gitter drängte jede,
Daß ich sie zuerst vernehme:
Eine Hose, einen Mann!
Ach zu meiner Zeit war's anders,

Viele Junggesellen warben
Dort um mich, jetzt flieht ein jeder
Vor dem siebten Sakrament."
Hinter ihr schloß sich das Tor schon,
Laut umrauscht vom Engelschwall
Schwebt sie vorwärts, doch da wartet
Ursula mit den elftausend
Jungfrauen — wer brächt's zusammen
Jetzt in dieser Sündenwelt? —
Diese zupft sie, jene winkt ihr,
Blickt sie an verständnisvoll:
Ob sie keinen mitgebracht?
Welches Flüstern, welches Murmeln!
Halb wegwerfend blickt Maria
Aufwärts, abwärts, rechts und links!
Leer und leerer wird der Himmel,
Denn die feisten Pfaffen schieben
Nicht sich durch die schmale Pforte —
Und was hättet ihr von diesen?
Weniger noch von den magern!
Vor dem andern Weltgesindel
Schließt Sankt Peter fest das Tor.
Was zu tun? — An schönen Teufeln
Wär kein Mangel, aber diese
Kann ich laden nicht zu euch!" —
Ganz zu hinterst eine Stimme
Rief: „Beim Sohn vermagst du alles,
Bitt' ihn, daß er sie begnadigt,
Abgeholfen ist der Not dann." —
Erst ein Kichern, dann ein Rufen;
Lauter Beifall folgt dem Vorschlag, —

Ob's die Teufel angenommen,
Weiß ich euch zu sagen nicht.

Don Ramiro

(3. 5. 99)

Juana die hatte
Das Gräflein im Sinn,
Blau war ihm die Wange,
Rauhborstig das Kinn.

Ihn päppelt die Mutter
Mit Zucker und Wein,
So konnt' man ihn ziehen
Durch's Nadelöhr fein.

Und als ihm Juana
Einst kam in die Näh',
Da fiel er in Ohnmacht
Vor Wonne, vor Weh.

Sie hob ihn vom Boden
Und flüstert ihm zu:
„Komm heut auf den Söller,
Erkorener du.

Steig' ein durch das Fenster
Gar heimlich und sacht,
Da wollen wir spielen
Mitsammen die Nacht."

Das hört er mit Beben.
Dann wagt er es kaum
Vom Rock der Geliebten
Zu küssen den Saum.

Da lachte vom Himmel
Der Vollmond ihn aus,
Er holt die Gitarre
Sich eilig im Haus.

Die Schal' eines Schneckleins
Am silbernen Band.
Er klimperte, nahm dann
Vorm Fenster den Stand.

„Juanerl hoch droben!"
Er seufzte gar zart,
Da zog sie empor ihn
Am Härchen vom Bart.

Und als sie die Arme
Nach ihm ausgestreckt, —
Er war nicht zu finden
Vom Gaisblatt verdeckt.

Dort ist er entschlafen,
Er schliefe noch dort,
Doch kehrt mit dem Besen
Juana ihn fort.

Und wo das geschehen?
In Spanien weit,
Dort ist die Geschichte
Sogar konterfeit.

König Winter

„Wer wagt wohl zu stürzen meinen Thron?“
Der Winter ruft es mit kaltem Hohn,
Es standen die Riesen um ihn her
Von Eis die Bärte, die Zotteln schwer.
Da läutet es leise bim bim bim
Schneeglöckchen verspottet seinen Grimm,
Er aber, erschreckt von des Frühlings Grüßen
Zertritt es schnell mit den plumpen Füßen.
Dann hüllt er sich ruhig in seinen Flaus
Und brummt: „Ich bleibe der Herr im Haus“.
Das Veilchen steigt aus der Erde Schoß,
Er riecht es und läßt die Stürme los,
Sie fegen den Boden mit wildem Braus,
Was nützt es? Die Sonne lacht ihn aus.
Sie zaubert auf Erden das frische Grün,
In dem die bunten Blumen blühn.
Er ruft die Riesen, sie sind zerronnen,
Daß überall sprudeln Quellen und Bronnen,
Was soll er beginnen, vom weißen Gewand
Entgleiten die Fetzen der schwachen Hand.
Der liebliche Lenz ist aufgewacht
In goldener Ringellocken Pracht,
Von Falterschwingen trägt ihn ein Paar,
Blau ist sein Aug', wie der Himmel klar,
Sein Herrscherstab ist der Lilie Schaft,
Der waltet mild in Gesetzes Kraft.
Auf blühendem Mohn sucht abends er Ruh,
Es deckt der gestirnte Himmel ihn zu.
Die Nachtigall hält singend Wacht,

Bis er beim Morgenrot erwacht.
Den Winter auch vergaß er nicht ganz,
Er windet ihm aus Rosen den Kranz,
Da flieht der fort in Sturmesbraus
Und kehrt zurück in sein Gletscherhaus.
Er hat auf der Schwelle sich gewandt,
Gerufen die Drohung über's Land:
„Hab' ich verloren heute den Streit,
Es kehrt mit dem Herbst zurück meine Zeit.
Hüte dich, Balder, du junger Held,
Du mußt mir dennoch räumen das Feld.
Es welkt der Blumenplunder, der Klee,
Ins Bahrtuch hüllt dich der flimmernde Schnee,
Ich aber herrsche dann weit und breit
Auf Erden in schimmernder Herrlichkeit.
Und endlich, ich zähle die Jahre nicht mehr,
Bleibt sie für immer wüst und leer."

Gruß zum Blumenfeste in Köln

Von den Alpen steigt der Sänger
Mit der Zither in der Hand,
Neigt sich vor den schönen Frauen
An des stolzen Rheines Strand.

Mögen sie wie Blumen blühen
Vor dem Dome, wunderhold; —
Selig ist er, hochgepriesen,
Der da wirbt um Minnesold.

Welche Fülle. — Hier das Veilchen,
Glücklich jener, der es pflückt!

Nebenan die Tulipane,
Die durch Farbenpracht entzückt.

Zwischen Blättern voll und üppig
Feuerrote Nelken da,
Hüte dich, sie sind gefährlich
Kommst du ihnen allzu nah'!

Lilie, die reine, hehre,
Darf im Kranze fehlen nicht,
Andachtsvoll muß ich sie nennen
Heut' in meinem Festgedicht.

Seh ich nicht ein Myrthenzweiglein
Froh ersehnt und immergrün
Für die Braut am Traualtare
Vor den andern lieblich blüh'n? —

Mit dem blauen Helm geschlossen
Rittersporn und Eisenhut, —
Vornehm sind sie, hohen Adels,
Fordern dich mit Uebermut.

Eichenlaub an diesem Tage
Sei den Männern all geweiht,
Gilt's zu fechten kühn und tapfer
Für das deutsche Volk im Streit.

Auch die Rebe steht in Blüte,
Sendet ihren zarten Duft,
Ja sogar der Alte regt sich
In des Fasses Eichengruft.

Still, bescheiden, ungeladen
Naht das Kapuzinerlein,
In dem reichen Kranzgewinde
Soll es auch gelitten sein.

Aber auf erhab'nem Throne
Hebt die Königin den Schaft,
Wer es wagt, sie zu gewinnen,
Werbe kühn mit aller Kraft.

Tauigfrisch ein Alpenröslein
Leg ich hin vor ihren Fuß
Und entbiet' des Nordens Sängern
Aus Tirol den Brudergruß.

Legende

Ihr kennt die Launen großer Herren,
Inkognito sind sie oft gern;
Auch Christus nach der Himmelfahrt
Wollt' prüfen so der Menschen Art.
Am Kreuzgang hat er sich gestreckt,
Halbnackt, von Schwären überdeckt.
Jedoch die Menschen allerlei
Gleichgültig zogen sie vorbei:
Mit sich hat Jeder nur zu tun,
Nicht ließen Weib und Kind ihn ruhn,
Des Tages schmutziger Gewinn
Und all das Elend her und hin.
Da kam der Schabbes Schmul gerannt,
Er war der Börse wohl bekannt,

Den Witwen auch, den armen Waisen
Doch hörte man ihn nirgends preisen.
Er war mit Zangen jederzeit
Zu zwicken ihre Not bereit.
Mit Geiersaugen lugt er aus
Zu holen Raub aus jedem Haus;
Ihn schmückte dick ein Weichselzopf
Und einen Kaftan trug der Tropf.
Der Herr streckt ihm die Hand entgegen,
Er sollt' hinein ihm etwas legen.
Und willig halb, halb abgewandt
Hat er ein Kreuzerl ihm gesandt,
Weil Christus ein Semite war;
Die Nase zeigte dieses klar.

Da rasselte die Prachtkarosse,
Ein Schwarzrock war's mit seinem Trosse: —
Stolz der Prälat von Betlehem
Auf Seidenpolstern drinn bequem.
Bei ihm — es wird die Nichte sein,
Ein junges, holdes Mägdelein.
Der Herr hielt ihm die Hand entgegen,
Er sollt' hinein ihm etwas legen,
Und schaut in's Aug dem Gottesmann,
Daß er zu zittern fast begann.
„Vor Bettlern hat man nirgends Ruh!“ —
Er warf ihm — einen Heller zu.
Ein Peitschenknall! — Gar viel zu schaffen
Hat an dem Namenstag des Pfaffen
Der Koch am Feuer, daß zu braun
Nicht werden möge der Kapaun.

Ein Peitschenknall! — In Staubeswolke
Verschwand der Heilige dem Volke.
  Sieh da, ein Dirnchen, hahaha!
Als es den Siechen liegen sah,
Nahm sie das Halstuch weich und lind
Und warf's ihm an die Brust geschwind.
Er faßt's: „Daß Dein sich Gott erbarm!" —
Sie floh' den Buhlen an dem Arm.
  Den Bettelsack auf seinem Rücken
Ließ sich ein Kapuziner blicken;
Gestützt auf seinen braunen Knüppel,
Blieb steh'n er vor dem kranken Krüppel:
„Wir teilen redlich! Hier den Laib
Hat mir geschenkt ein Bauernweib,
Wir teilen redlich ich und Du,
Den Segen gebe Gott dazu!"
Er setzte vor den Wanderstab
Und lief die Straße schon hinab.

Am Samstag abends wollt' begleichen
Der Herr die Rechnung; von vier Leichen
Die Seelen brachte Michael
Der Todesengel ohne Fehl.
„Du gabst mir einen Kreuzer zwar,
Drum schenk' ich Dir ein Höllenjahr,
Dann fährst Du in den Feuerpfuhl
Auf ewiglich, o Schabbes Schmul!
Doch Du, hochmütiger Pharisä'r
Gabst einen Heller und nicht mehr!
Der dieses Kloster hat gebaut

Hat euch der Armut angetraut.
Ihr freßt den Zins, das Kapital
Und werdet dennoch satt niemal!"

Am Abgrund tat es jetzt rumoren,
Die Hörner erst und dann die Ohren,
Die Augen sprühten Feuergarben,
Daß fast vor Angst die Sünder starben:
Der Satan höhnisch grinsend warf
In ihren Leib die Krallen scharf:
Es hat ihr Fleh'n sie nicht gerettet, —
Am tiefsten ward der Pfaff gebettet.
In sich gekrümmt, vor Schrecken lahm
Jetzt an die Reih' das Dirnchen kam:
„Daß Du verhülltest meine Blöße,
Das mindert Deiner Sünden Größe.
Die Himmelsjungfrau voller Gnaden
Kann Dich an ihren Tisch nicht laden,
Doch wenn Du bist von Sünden rein,
Wirst Du bei Magdalena sein!" —
Das Seelchen küßt dem Herrn die Hand,
Nahm auf dem Berge Unterstand,
Dort sitzt sie in dem Fegefeuer
So manches Jahr, vielleicht noch heuer,
Daß sie dort stöhne, daß sie schwitze
Die Brunst verbüßt sie in der Hitze.
Schenkt ihr ein Vaterunser fromm,
Daß bald sie in den Himmel komm'.
Das arme Kapuzinerlein
Das wußte nicht wo aus, noch ein!
Der Herrgott sah es gnädig an:

„Du hast als rechter Christ getan!
Du teiltest mit mir gleich und gleich,
So teil' mit mir das Himmelreich!" —
Da öffnete das Wolkentor
Dem Kapuziner sich, ein Chor
Von Engeln holt ihn jubelnd ein,
Nun wird er ewig selig sein.

Das zweite Gesicht

Es ist nicht lange, daß der Mörderstahl,
Die hohe Frau am Genfer-See dort traf.
Sie schmückte jeder Frauenschönheit Reiz,
Ein stolzes Diadem trug ihre Stirn,
Doch war sie glücklich nicht. — Zu ihren Füßen sah
Sie unter sich die Welt — ein Gaukelspiel
Voll Lug und Falschheit und geheimem Elend.
In alle Fernen irrte sie — vergebens! —
Bis in der Kapuziner-Gruft sie endlich
Den lang ersehnten stillen Frieden fand.
Die Kunde riß den tiefen Abgrund auf,
Der kaum verdeckt der menschlichen Gesellschaft
Zu Füßen klafft. Im fernen Norden hab'
Ein Greis entsetzt geschaut den grausen Frevel.
Ihr läugnet wohl das doppelte Gesicht?
Ich wag' es kaum, kann ich's als Forscher auch
Erklären nicht. — Es kommt bei Hunden vor:
Oft in der Nacht flieh'n winselnd sie zum Herrn
Und schmiegen sich an seine Füße bang;
Es kommt bei Pferden vor; sie bleiben steh'n

Im Finstern, zittern und es tropft der Schweiß
Von allen Gliedern; plötzlich fahren sie
Wie Sturm, gepeitscht von Geisterhand.
Auch Menschen haben es, ob schaudernd sie
Verhüllen die erschrock'nen Augen auch; —
Birchaugen! sagt das Volk, Ihr wißt, sie sind
Von lichtem Blau, ein weißer Kreis umgibt
Den Stern. Ich sah es ziemlich selten nur,
Und die es haben, ernst und traumhaft wandeln
Auf Erden sie. Doch einem Freunde laß
Ich jetzt das Wort; mein Zeugnis mag genügen,
Wenn ich ihn nicht an dieser Stelle nenne.
Weiß ich doch auch vom alten Pfarrer Trientl,
Daß es im Oetztal nicht gar selten sei. — —
Dort war ein Arzt; ich hab' mit ihm verkehrt,
Doch was er sprach, wußt' ich zu deuten nicht
Als junger Mensch. Der Weisheit laut'rer Born
Floß aus dem vollen Herzen ihm zum Mund,
Und stets zu guter Tat war er bereit.
Nie sah ich lächeln ihn, er schien lebendig
Im stillen Reich der Ewigkeit zu wallen.
Doch laß' ich meinem Freunde hier das Wort. —

„Ich kam soeben aus der Schule Skodas:
Keck, übermütig, wenn auch nicht die Tinte
Noch trocken war auf dem Diplom. Du weißt,
Wir spotteten der Einsicht unsrer Väter
Als blöder Märchen aus der Kinderstube.
Wenn ich an Wunder glaubte, waren's die,
Die ich zu wirken selber mir bestimmt.
So kam ich in die Heimat, dünkelhaft,

Und nur aus Gnade ließ ich mich herab,
Den Doktor zu besuchen, war er doch
Mein Oheim! — All mein Wissen kramt' ich aus,
Mit dem man mich gestopft wie eine Gans.
Er horchte schweigend zu, statt zu bewundern.
Das wurmte mich, daß ich in höhern Noten
Zu singen anfing von der neuen Kunst. —
Keine Erwiderung: nicht Lob, nicht Tadel!
Halb spottend warf ich endlich hin: Du hast's
Gar leicht: die Geister schreiben Dir Rezepte. —
Da flog die Türe krachend selber auf,
Und sein Gesicht verfinsterte sich plötzlich.
„Du willst's!" sprach er, und führte mich zum Spiegel,
Er zog den Schleier weg, der ihn verdeckte.
„Nun schau hinein und merke, was du siehst." —
Da stand ich selbst in voller Jugendkraft,
Zur Seite mir die Braut, verschämt und züchtig.
Als die Champagner-Kelche zum Toast
Die Gäste hoben, da erkannt' ich manchen,
Doch mancher trug ein Kreuzlein auf der Stirn
Zum Zeichen, daß der Tod ihm nahe sei.
Mich überlief es kalt; ich wandte mich
Zur Braut, im Nebel schwanden ihre Züge,
So oft ich hinsah, eine eh'rne Kette
Bot sie mir statt dem Trauring und verschwand.
Ein andres Bild. Gealtert war ich etwas,
Die Locken um die Stirne schütter schon,
Das Auge trüb. Ich saß auf einem Stuhl,
Ein Kind im Arm. Sie lehnte hinter mir,
Doch wieder konnt' ich nicht ihr Antlitz sehn,
Wohl aber schwebte durch den Hintergrund

Ein junger Offizier und lächelte,
Daß ich zum Stocke griff. — Ein andres Bild!
Verschlossen war die Türe meines Hauses.
Ich stand am Fenster, sah hinab ins Dunkel,
Da irrte sie den Pfad des Lasters hin,
Der Busen welk, geschminkt die hohle Wange,
Doch konnt' ich wieder sie erkennen nicht.
Ich aber warf mich knirschend auf den Estrich
Und schrie zu Gott aus meiner tiefsten Qual,
Bis endlich schweigend ich Ergebung lernte. —
Ich war ein Greis, des Grames Furchen tief
Gepflügt in meiner Stirn, weil jede Hoffnung
Mir Lebewohl gesagt. Ein Jüngling kam,
So stark, so schön, wie ich es einst gewesen.
Er taumelte betrunken, schwang den Becher,
Er hob die Faust und drohte mir — mein Sohn? —
Ein neues Bild! Vom Himmel rieselte
Der dünne Regen, daß in ödes Grau
Die Landschaft sank. Mich fror in's Mark hinein,
Und zitternd blies ich auf die roten Finger.
Als aus dem Nebel schauernd ich getaucht,
Durch Reih'n von Leichensteinen schritt ich langsam,
In goldner Inschrift las ich Freund und Feind,
Auf Täfelchen von Blech. Auch Fremde viel,
Gleichgiltig mir als wie der Staub zu Füßen.
Doch stets verschwamm der Todestag dem Blick.
Dort eine Frau . . . das Grab war überwuchert
Von Lolch und Disteln, nur die gelbe Blume
Des Löwenzahns stand da in üppiger Blüte,
Und streute Flocken auf den morschen Stein.
Hat keine Liebe je gedacht der Toten?

Ich bog die Blätter seitwärts. Einen Namen
Sucht' ich vergebens, aber deutlich stand
„Des Doktors Gattin ..." — und mein Name folgte. —
Nicht weit davon ein weißer Marbelstein . . .
So hat das ungezähmte wilde Herz
Des Jünglings, welcher meinen Namen trug,
Nach schwerem Kampf zu schlagen aufgehört!
Doch konnt' ich das Geburtsjahr nicht entziffern,
Auch nicht den Todestag. Ich faltete
Die Hände zum Gebet für Sterbende:
Gib ihnen Herr die ewige Ruhe beiden!
Das letzte Bild! Da sah ich mich allein
Im höchsten Greisenalter, wie ich durch
Die hohen Bäume schritt. Ich habe später
Den Wald erkannt: die Lärchen von Barwies.
Wie Flammen stiegen sie zum Himmel auf,
Vor meinen Füßen schimmerte der Reif
Im schrägen Sonnenlicht, ich starrte hin,
Da hob ein Sturm sich, schwer und dunkel schob
Sich um des Berges Zacken das Gewölk,
Die Tannen ächzten laut, das welke Laub
Flog um das graue Haar, die nasse Stirn.
Ein Donnerschlag, zu spalten Erd' und Himmel —
Als gält' den Abschied es von diesem Herbst.
Nun zog den Flor er vor den Spiegel wieder,
Das nächste Bild hätt' auf der Bahre mich
Vielleicht gezeigt? — Vielleicht wie ich
Ruhig den letzten Augenblick erwarte. —
Der Alte drückte schweigend mir die Hand
Und schob mich in die Nacht durch's offne Tor.
Lang blieb ich vor der Schwelle stehn, bedachte,

Was ich geschaut, dann ging ich langsam weiter.
Zwar war zum Lachen mir die Lust verschwunden,
Doch bald erholt' ich mich; ein schaler Witz
Bezeichnet' es als Spiegelfechterei,
Für Bauern gut genug, für Bauern ja!
Nach Innsbruck kehrt' ich schon am nächsten Tag,
Dort war ein Feld des Wirkens aufgetan
Für meine Kunst, die freilich niemand wollte.
Des Trauerspieles erster Akt beginnt
Und enden wird's mit dem verlornen Leben.
Soll ich erzählen, wie erfüllt sich alles?
Wir hörten ja von Virgil in der Schule:
Was nützt es, alte Schmerzen zu erneu'n! —
Ich tummelte mit tollem Uebermut
Bei holden Fräulein mich, den besten Wein
Wußt' ich zu finden stets. — Ein schlichtes Mädchen,
Ein Bürgermädchen lernt' ich kennen endlich,
Und sie gefiel mir, ich gefiel ihr auch.
Brav war sie, gut, gesund, zwar keine Schönheit,
Was braucht' ich die im Philisterium? —
Die Eltern warteten auf meine Werbung,
Doch eine Motte flog mir um das Licht.
Mir fiel der Doktor mit dem Spiegel ein,
So sehr ich in Gedanken ihn verhöhnt.
Ein Etwas zog vom Mädchen mich zurück,,
Das ich zu deuten nicht verstand. Bald fand
Ein Freier sich . . . er war ein Lump! — Hätt' ich
Um sie geworben, für uns beide wär's
Das beste Glück gewesen! — Lassen wir
Das Wenn und Aber, was geschehen ist,
Kennt auch ein Tor! — So lebt' ich lustig weiter

Und dachte mir: Du bist aus der Gefahr,
Die dir der Spiegel angedroht. — Ich lachte —
Du hast das Mädchen dir ja nicht vermählt,
Als ob es nicht auch andre Mädchen gäbe!
Doch seinem Schicksal — wer kann ihm entgehen?
Die törichte Verblendung stößt uns vorwärts
Ins Unglück, das zu meiden wir vermeint:
Bekannt ist der Orakel Doppelsinn!
Auf einem Ball sah ich das schönste Mädchen.
Ich spielte mit dem Köder, biß nicht an.
Was oft die Liebe nicht vermag, vollendet
Ein Gläschen über Durst. Man hielt mich fest . . .
Wozu erzählen noch, denn du weißt alles.
Es hat erfüllt sich, was ich sah im Spiegel,
Versuch' es zu erklären, wenn du kannst.
Das dunkle Schicksal waltet über uns,
Entgehen wird ihm keines Menschen Vorsicht,
Ein jeder Schritt, mit dem er vor ihm flieht,
Verstrickt ihn tiefer nur und unauflöslich.
Durch Nacht und Nebel findet es den Weg
Mit scharfem Aug' und tritt mit eh'rnem Fuß
Auf unser Glück! Das ist die Unvernunft
Des irdischen Geschehens! Doch wie Nebel
Im Hochgebirg', so liegt es unter mir.
Still und gelassen schau' ich in das Reich
Der Ewigkeit." Er drückte mir die Hand
Wir schieden.

Heu'r im Sommer war es,
Da traf ich zu Barwies ihn wieder,
Einsam wie immer schritt er durch die Lärchen,

Und zeigte mit dem Finger auf den Freithof
Von Unter-Mieming!

Die Hochzeit in Tirol

Der Bräutigam.
Die Braut.
Die Mutter.

Der Bräutigam:

Liebe Mutter, es ist Zeit
Für die Trauung. Sei bereit,
Rüste reichlich uns das Mahl,
Wein in Flaschen ohne Zahl,
Fleisch und Fische und Konfekt,
Das die Braut mit Sprüchen neckt.
Mutter, Mutter, sei bereit,
Für die Trauung ist es Zeit.

Die Braut:

Dieses Stück von weißer Seide
Schickt' er mir zum Hochzeitskleide.

Der Bräutigam:

Der Juwelen bunte Pracht
Hab' ich dir zum Schmuck gebracht.

Die Braut:

Diamanten und Karfunkel
Die selbst leuchten hell im Dunkel! —
Sieh, die lieblichen Türkise,

Den Smaragd grün wie die Wiese,
Mit der Perlen mildem Glanze
Schlingt sich der Rubin zum Kranze: —
Herrlich, herrlich, laß mich sehen
Wie sie zu Gesicht mir stehen.

Die Mutter:

Und du darfst es nie vergessen,
Daß den Steinen zugemessen
Die Bedeutung schon die Alten.
Der Saphir: Nie soll erkalten
Eure Liebe; mag euch blüh'n
Jede Hoffnung sagt das Grün.
Perlen sind die Freudentränen;
Nimmer sollst du heim dich sehnen —
Doch er mag dir selbst erklären,
Wie die Steine sich bewähren.

Der Bräutigam:

Fasse diesen frischen Strauß,
Rosen trag ich dir ins Haus,
Doch die schönste Rose bist,
Mädel, du zu jeder Frist.

Die Braut:

Hier das Hemd!

Der Bräutigam:

Vom feinsten Lein!
Soll das Brautgeschenk es sein?
Hast du selbst genäht es auch,
Wie es der Tiroler Brauch?

Die Mutter:

Bis zum letzten Stich genau.

Vor das Bildnis unsrer Frau
Trug ich es, sobald es fertig,
Daß der Meßner sei gewärtig
Es auf den Altar zu legen.
So erhält's den rechten Segen
Und Asmodi wird verjagt,
Der den jungen Gatten plagt.

Der Bräutigam:

Hörst du wie der Böller knallt,
Daß es von den Bergen hallt?
Kutscher, fahr zur Kirche fort,
Denn der Priester wartet dort.
Steig hinein! — Zur Kirche fort,
Denn der Pfarrer wartet dort!

* * *

Der Bräutigam:

Amen! — Ja es ist geschehn,
Laß uns heim als Eh'paar geh'n!
Vor der Schwelle sollst du beten,
Auf die Schwelle sollst du treten.
Zögre nicht! — An meiner Hand
Ziehst du in den neuen Stand.
Sieh, mit Eichenlaub gebunden
Ist der Pfosten hier umwunden,
Dort das Rad mit Seidenbändern,
Da — du kannst den Brauch nicht ändern —
Diese Wiege ins Gelaß
Stellten sie dir heut zum Spaß.
Schlägst du scheu die Augen nieder

Auf den Myrthenstrauß am Mieder?
Von den Locken lös' ich leise
Dir den Kranz nach Väterweise,
Und das Tränlein, wie es steigt,
Küß ich weg, zu dir geneigt. —
Laß das Beten, Mütterlein;
Morgen wird ja Zeit noch sein!
Weib willkommen! — Horch den Schlag;
Geht zur Rüste schon der Tag?
Ja, das Ehbett steht bereit,
Und es ist schon Schlafenszeit.
Wie der letzte warme Strahl,
Den die Sonne schickt ins Tal,
Bist du rot! — Nicht aufzuschauen
Wagst du, holdeste der Frauen.
Für das Brauthemd biet ich dir,
Dieses Häublein jetzt als Zier,
Magst du tragen es in Frieden
Bis zum letzten Tag hienieden.
Geh voran! Lieb Mütterlein,
Schließ das Hochzeitskämmerlein!

Die deutsche Flotte

Wo schroff die Grenze scheidet Nord und Süd
Steht eine stolze Frau. Mit klarem Auge
Blickt sie hinaus, auf ihrer Stirne wallt,
Umspannt von ehrnem Bande, das Gelock;
Es sind vor ihr die Dinge, wie sie sind!
Kennt Ihr sie nicht in hehrer Majestät?
Die Völker zittern, das Gebirge bebt

Bei ihrem Nah'n. Ich falte stumm die Hände.
Die Norne ist's, die allgewaltige,
Die still und ernst des Lebens Lose wirft,
Oft unsichtbar, oft zum Erschrecken hell,
Kaum je verstanden von der großen Schar
Und von den Weisen selber nicht geahnt.
Sie ist es, der ihr die Altäre baut;
Die Toren nennen schmeichelnd sie das Glück,
Doch Nemesis hieß bei den Alten sie.

In ungemessner Weite dehnen sich
Vom Grat die Wälder bis zum fernen Meer,
An einer Eiche hängt der blanke Heerschild,
Geschlagen dröhnt er dumpf, die Feuer lodern
Auf allen Höh'n. — Hört Ihr den Sturmruf nicht?
In festen Reihen dringt der Römer vor:
Vom Berge wälzt die deutschen Scharen Hermann,
Daß mit zerrissner Flanke blutend flieht
Die Wölfin Roms. — Dann droht dem reinen Herd
Der freche Gallier manch Jahrhundert lang.
Es flammt der Norne Blick, die Marseillaise
Rast in Paris mit schmetternden Fanfaren.
Der greise Wilhelm drückt aufs weiße Haupt
Den Eisenhelm, sein Bismarck führt die Hand.
Es würgt die deutsche Faust den frechen Räuber
Auf seinem eignen Boden in den Sand
Und Kutschke singt sein Lied: „Napolium!"
Daß selbst die hohe Göttin lächeln muß. —
Wie sich das Reich entwaldet und entwildet,
Wie es zu Macht und Herrlichkeit gediehn
Bis mit dem Hohenstaufen es verblutet

Am Papsttum durch die Mörderhand Anjous . . .
Des Minnesängers letzte Saite springt,
Denn taub war Rudolf für das deutsche Lied.
Ihr könnt es lesen in Kompendien,
Ich will das alte Leid nicht mehr erneu'n.
Begraben hat das Reich der Kaiser Franz,
Den sie „höchst selig" im Kanzleistil nennen.
Die Bügelkrone unter Schloß und Riegel
Liegt sie zu Wien; ob niemals sie ersteht?

Die Norne aber schwebt zum fernen Nord,
Da reichte sie dem kühnen Mönch den Hammer,
Mit dem er schlug ans Tor der Peterskirche.

Der alte Fritz! Genüg' es Euch zu wissen,
Daß sie mit ihm den Feldzugsplan entwarf,
Den Grundstein legte für das neue Reich,
Indes das alte träg' in Trümmer brach.
Oft denk ich Deiner, ist der Himmel dunkel,
Theresia, in dieser grauen Zeit.
Du Heldenherz in zarter Frauenbrust,
Du rangest mit dem Schicksal, dieses nur
Konnt' Dich besiegen, denn es trug die Zukunft!
Jetzt ruhst Du in der Kapuzinergruft, —
Der Rest ist Schweigen! . . .

*
*   *

Die Morgensonne steigt am Euphrat auf
Und rötet hell das Schneegebirg des Taurus
Bis zu der Höhe, wo jetzt Priams Burg
Im Schatten liegt, zerstäubt! — Dort sang Homer,

Noch lauscht des deutschen Knaben Ohr dem Lied,
Das in des Tempels Säulen leise rauscht.
Das ist Dein Erbe, deutscher Mann, tritt fest
Auf diesen Boden mit des Siegers Fuß,
Wenn bleich und bleicher sich der Halbmond senkt,
Und auf dem Meere Deine Flagge wallt,
Daß selbst der Brite lernt Bescheidenheit.
Ja, Hellas wird zum zweitenmal erstehn
An des Mäanders seichtem Schilfgestad'.

*
* *

Siehst du den Hügel dort? — Beug' Deine Stirn
Wie einst das Heer des kühnen Hohenstaufen.
Auf Golgatha hob sich des Kreuzes Stamm,
Der trockne Boden trank das heilige Blut:
Weil er der Größte, Edelste der Menschen,
Stieg er zum Thron des Gottessohnes auf
Und seines Reiches wird kein Ende sein.

Ein hehrer Geist tritt aus der Dämmerung,
Die goldne Krone schmückt das rote Haar,
Er hält das Siegesbanner hoch empor: —
Folgt ihm, dem Heldenkaiser Barbarossa!

*
* *

In Nacht versinkt die Fülle der Gesichte,
Der greise Sänger legt die Harfe hin
Und horcht, ob eine leise Stimme nicht
Ihn zu den Vätern nach Walhalla ruft.
Ihr aber mögt bewahren treu sein Wort,
Das mit des Liedes letztem Ton verstummt.

Sonnenwende

(3. 7. 1900)

Schon blüh'n die Alpenrosen
Weitum durch's ganze Land,
Doch keine darf ich pflücken
Mit meiner kranken Hand.

Ich sitz' auf hohem Söller,
Die Berge stehn im Kreis,
Es leuchtet ihre Stirne
Gekrönt vom Gletschereis.

Und all die Bilder ziehen
An meinem Geist vorbei,
Wo ich auf ihren Gipfeln
Gestanden kühn und frei.

Ich denk' an jedem Abend:
Es ist zum letzten Mal,
Daß ich zur Sonne schaue
Und blick' ins tiefe Tal.

Doch schlägt sie bald die Stunde,
Legt nieder auf mein Grab
Den Kranz von Alpenrosen,
Den morschen Pilgerstab.

Vergangenheit

(17. 9. 1900)

Die Nacht ist dunkel, es sank der Mond
Schon hinter die Wolken am Himmel,

Und bis auf das letzte Fünkchen erlosch
Der Sterne leuchtend Gewimmel.

Ich kenne dich wohl, was suchst du mich heim
In dieser verlassenen Stunde?
Du bist so bleich, was blickst du mich an?
Ich presse die Hand auf die Wunde.

Ein tiefes, unergründliches Weh
Erwacht im Herzen auf's neue,
Verloren ist alles, es hält der Schmerz
Uns längst allein noch die Treue.

O kehre zurück in die ewige Nacht
Mit deinen dunklen Zypressen —
O kehre zurück! — Vergeben hab' ich
Doch fordere nie das Vergessen!

Traum

War ich nicht einmal schon in dieser Welt?
Mich dünkt es fast! — Bin ich als Cimber nicht
Auf blankem Schild zur Etsch hinabgeglitten
Zu kämpfen gegen Marius Römeraar?
Auch früher war ich da! Es reicht zurück
Schier in die graue Ewigkeit. — Jawohl!
War ich nicht einst im Ost bei jenen Weisen,
Die still in sich versenkt des Daseins Rätsel
Betrachtend schau'n — nur schau'n, doch lösen nicht.
Es tauchen Schatten hinter Schatten auf,
Sie führen an's Gestade mich des Nils,
Wo Isis bei Osiris friedlich thront,

Bis in die Urnacht selbst die Nacht versinkt
Und aus dem Dunkel schweigend starrt die Sphynx,
Vor derem Blick des Lebens Born verströmt.
Einmal sogar war Freude mir vergönnt,
Es schmiegte sich ein Weib an meine Brust
Wie Aphrodite hold — des Phidias.
Mit frohen Kindern stieg ich in den Tempel
Und schlang die Blumenkränze um ihr Bild.
Jawohl! So war's, da flog ein greller Blitz,
Im tiefsten Acheron versank mein Glück,
Ich greife zweifelnd an die heiße Stirn.
Und dann? Jahrhunderte sind abgerollt,
Bis ich, ein Ketzer, auf den Scheiterhaufen
Zu Innsbruck stieg ... Dort war es bei dem Stadt-
turm,
Ein Kapuziner zupfte mich beim Aermel,
Er deutete mit seinem Kreuz nach oben
Und lispelte gar süß von Gottes Liebe,
Bis er die Fackel mir zu Häupten schwang.
Doch jetzt? — Was bin ich jetzt? — Ein müder
Greis,
Vor dessen Aug', das gern sich schließen möchte,
Die Bilder zieh'n im ungeheuren Raum
Und sich verwischen. — Ist es Wirklichkeit?
Gibt's eine Wirklichkeit? Das Einst ist Jetzt,
Das Hier ist dort! — Wie lang dreht sich das Rad,
Das unser All im gleichen Schwung bewegt
Zum Himmel aufwärts, in der Hölle Tiefen,
Und wieder in sich selbst beschließt die Bahn.
Die Weltenuhr ist niemals abgelaufen,
Wenn sie auch andre Stunden wechselnd zeigt:

So kannst du dich verlieren nie, weil nie
Sich in der Zeit die Ewigkeit verliert.

Der schwarze Ring

Mitternacht! — Am Rand der Straße
Liegt zum Tod bereit ein Weib,
Mit dem dünnen Mantel deckt es
Kaum den halberstarrten Leib.

An den Brüsten, welk und saftlos
Weint das neugeborne Kind.
In den kalten Händen schützt sie's
Vor dem Winterfrost, dem Wind.

Mit dem tränenfeuchten Auge
Blickt sie bang zum Himmel auf:
„Vor dem Feinde fiel der Vater,
Und vollendet ist mein Lauf.

Herr! Ich flehe für mein Kind dich,
Sei's in deinen Schutz gelegt,
Gib ihm gnädig einen Paten,
Der's statt unser treulich hegt!"

Ihr zur Seite tritt ein Pilger,
Blaß, im langen dunklen Rock.
Ruhig blickt er und das Kreuz trägt
Er auf seinem Wanderstock.

„Willst du mir das Kind vertrauen?
Sieh nur, wie es freundlich lacht!"

Und mit seinem Kreuz berührt er
Ihre Stirn — es ist vollbracht!

Fort trägt er das Mädchen, legt es
Auf die Schwelle für ein Paar,
Das um's Kind in Schmerz versunken
Trauerte schon manches Jahr.

Und sie hören's kläglich wimmern,
Und die Mutter eilt hinaus:
„Sieh, für den verlornen Engel
Sckickt uns diesen Gott in's Haus!"

„Dorothea — Gottesgabe!"
Sprach er, „soll sein Name sein!"
Und sie legt es in die Wiege
Vom verstorb'nen Töchterlein.

* * *

Tag um Tag und Woch' um Woche
Schwindet hin von Jahr zu Jahr,
Eine Jungfrau steht vor uns jetzt
Mit den Augen blau und klar.

Wie sie hold ist, wie sie lächelt
Freundlich jedem, doch mehr nicht!
Vor sie tritt der ernste Pilger
Mit dem bleichen Angesicht.

„Treu blieb ich dir stets zur Seite
Wo du gingst in Stadt und Land,
Nimm vom Paten für die Zukunft
Hier zum Schutz ein Unterpfand."

Einen Ring von Eisen reicht er,
In dem Reif ein schwarzer Stein,
„Wer dein tiefstes Herz verwundet —
Drehst du ihn — tot wird er sein!“

Er verschwand. Um ihren Finger
Schließt der Ring sich knapp und rund.
„Brauch' ich ihn? — Sind mir doch alle
Gut in treuer Freundschaft Bund!“

Alle sind es, doch am meisten
Dort der Jäger wild und kühn.
Kennst du ihn, den Herrn des Schlosses?
Sieh, wie seine Augen glüh'n.

Feurig schwingt er sie beim Tanze,
Heimlich flüstert er vertraut:
„Dorothea, sag ein Ja nur,
Und so bist du meine Braut.“

Und sie hört es wonnetrunken,
Dann kredenzt er ihr den Wein:
„Wie die Mädchen ihre Buhlen
Laß auch mich ins Kämmerlein!“

Sie gedenkt des Rings am Finger,
Rasch zieht sie die Hand zurück,
Flüstert zornig: „Ehr' in Ehren!“
Und sie gönnt ihm keinen Blick.

Ja er kennt die Mädchen! — Spöttisch
Lächelt er: „Du bist doch mein!“ —
Ohne Gruß ging sie, verschloß sich
In ihr trautes Kämmerlein.

Weich und mild der Juniabend,
Sterne schimmern durch die Luft.
Fast betäubend aus dem Garten
Fließt herein der Linde Duft.

Nur ein fahles Wetterleuchten
Zuckt im Westen und erbleicht,
Zuckt und schwindet, und ein Grollen
Leise durch die Wolken schleicht.

Auf dem Bette ruht sie schlummernd,
Ob sie träumt? — Der Busen schwillt,
Es bewegen sich die Lippen,
Eine Trän' im Auge quillt.

„O Maria, Gnadenmutter,
Schütze mich in Angst und Not,
Breite segnend deinen Mantel,
Wenn Gefahr mir heimlich droht.

Alles ist so still, so ruhig,
Keine Stimme nah und weit,
Nur ein dunkler Schatten legt sich
Auf den Boden, schwarz und breit.

Ja, er ist's! Er biegt die Stäbe,
Gleitet in das Kämmerlein
Wie ein Marder, und vom Busen
Streift das Hemd er weiß und fein.

Da erlahmt die Hand ihm plötzlich,
Er versteht es nicht, ihm graut,
Und mit tötlichem Entsetzen
Flieht er von der schönen Braut.

Sie erwacht mit einem Seufzer,
Auf der Brust liegt's dumpf und schwer.
Und sie fügt zum Rosenkranze
Jetzt ein Vaterunser mehr,

Niemals sieht sie ihn; er weicht ihr
Stets auf Weg und Stegen aus,
Endlich hieß es, daß er führe
Sich ein reiches Weib ins Haus.

Und ein altes! — Dorothea
Hört es, sich zu Spott und Hohn.
Nach dem Ringe zuckt der Finger —
Sieh, da steht der Pilger schon.

„Ueberlaß ihn seinem Schicksal,
Schade wär' es, — drehe nicht,
Ihn erwartet schon der Henker
Mit dem Strick am Hochgericht." —

Und so war es. — Eh' das Jahr um
Lag die Frau erwürgt um's Geld,
Und das Sünderglöckchen läutet
Ihm zum Galgen auf dem Feld.

* * *

Dorothea, Dorothea!
Dreißig Jahre bist du heut.
Dreißig Jahre! Hat ein Mädchen
Je sich dieser Zeit gefreut?

Ja so ist's! Dort harrt der Lehrer,
In das Schwarz mischt sich das Grau,

Siehst du ihn? — Er liebt dich ehrlich
Und begehret dein zur Frau.

Deine Eltern sind gestorben,
Flieh' des Alters Einsamkeit,
Leg' in Treuen dich an's Herz dem,
Der um dich in Treuen freit.

Und sie tat es. — Still und friedlich
Rückten sie in's Alter ein,
Silberhochzeit, Silberhaare,
Später Abendsonnenschein.

Als er starb, floß ihre Träne,
Einen Sohn ließ er zurück,
Ihn empfahl er auf dem Todbett
Ihr noch mit dem letzten Blick.

Wär' sie doch allein geblieben! —
Wahr ist nicht das alte Wort,
Denn vom Stamme wird der Apfel
Oft im Sturm getrieben fort.

Oder fault. — Er warf die Rute
Ihr zerbrochen vor den Fuß.
Nur zum Essen kam und ging er,
Kam und ging er ohne Gruß.

O Sankt Monika! Die Zähren
Halfen wohl bei Augustin,
Was soll helfen, wenn Natur schon
Hat zerrüttet Herz und Sinn?

Wie der Stier, gesenkt die Stirne
Niedrig mit dem krausen Haar —
Nicht von Vater oder Mutter
Bot er euch ein Abbild dar.

Um die Lippen floß ein Lächeln
Kalt und höhnisch — seid gewarnt,
Daß er euch mit schlauen Kniffen,
Eh' ihr's dachtet, nicht umgarnt.

Aelter ward er, Dirnen lockten,
Nachts hat er nicht Rast noch Ruh.
Und daß nicht die Mutter drohe,
Nagelt er die Tür ihr zu.

Jeden Lumpen überlumpt er.
Als er trug des Kaisers Rock
Nicht bezähmte der Arrest ihn,
Nicht der harte Haselstock.

Endlich frei kehrt er zur Mutter —
Auf wie lang? — Ihr hört es gleich,
Als sie ausging, sprengt den Schrank er
Mit dem Hammer, Streich um Streich.

Was zu rauben war, verschleppt er,
Und es half ihm seine Dirn,
Keinen Pfennig fand die Mutter,
Ja selbst Nadel nicht und Zwirn.

Auf den Trümmern saß sie weinend,
Nicht um's Gut, mehr um den Sohn.
„Dreh' am Ringe," sprach der Pilger,
„Längst verdient hat er es schon!"

Schweigend senkt sie ihre Stirne —
„Glaubst du wohl, du rettest ihn?"
„„Ihren Sohn wirft keine Mutter
In das Grab — mag er entflieh'n!""

„Jedes Elend wird ihn schlagen,
Helfen weder Kraft noch Licht."
„„Daß vielleicht er sich bekehre
Sei vergönnt ihm eine Frist.

Betend heb' ich meine Hände,
Was zu beten ich vermag,
Betend denk' ich meines Sohnes
Bei des Herzens letztem Schlag."" —

So geschah's auch. — Mit dem Fremdling
Teilte sie das karge Brot,
Gab den Armen; gerne tat sie's,
Dacht' sie an des Sohnes Not.

Endlich kam die letzte Botschaft:
Als ein Büßer starb er fern.
„Friede ihm!" sprach sie getröstet,
„Ist er doch bei Gott dem Herrn."

Eh' sie selber kam zum Abschied
Hob die Pest den grimmen Streit.
Tausend fielen, Hunderttausend,
Doch die Alte blieb gefeit.

Schwankend schlich sie zum Spitale:
„Was ich kann, ich will es tun,
Tun in meines Sohnes Namen,
Dann will ich im Grabe ruh'n."

Einen Vater auf dem Tragbett
Schleppten Knechte jetzt herbei,
Kaum noch regt er seine Glieder,
Und das Antlitz war wie Blei.

„Meine Kinder!“ seufzt er sterbend,
Weinend stehen sie um ihn.
Doch er winkt mit mattem Finger,
Daß sie vor der Seuche flieh'n.

„Liebes Weib!“ — er kann nur stammeln,
Dorothea hört's und bebt:
„Herr, laß mich für diesen sterben,
Denn ich hab' genug gelebt.“ —

Da erkannte sie den Pilger,
Wie er lächelnd vor ihr steht,
Und die Seele schwingt sich aufwärts,
Als sie schnell am Ringe dreht.

Doch der Kranke sprang vom Lager.
Was ist das? — Er ist gesund!
Und das Wunder preisen alle,
Die's gesehn, mit lautem Mund.

Vorwinter



Aeolsharfe

In der Scheune liegt der Weizen,
Tief im Keller gährt der Wein;
Mögt ihr euch den Winter laben
Bis zum nächsten Frühlingsschein.
Wenig ist für mich geblieben, —
Aber doch! — mein Sang ertönt
Wie von einer Aeolsharfe,
Die den lauten Sturm verhöhnt.
Nicht vermag er zu zerreißen
Bei dem tollsten Anprall sie,
Denn aus Stahl sind ihre Saiten,
Drum verstummt ihr Lied auch nie.

Erz

Heute schlug ich diese Stufe
Prüfend aus dem Felsengange,
Jene dort auf dem Gestelle
Harrt der Scheidung auch schon lange.
Morgen hol' ich eine and're,
Dann beschick' ich die Kapelle,
Daß mir gut gemischt und lauter
Fließen soll des Erzes Welle.

Profit

Frische Triebe senden Ranken
Prüfend in die Luft
Und die erste Rebenblüte
Haucht schon ihren Duft.
Daß sie wohl geraten möge,
Füllt den Becher noch,
Mit dem alten bring' dem jungen
Bachus ich ein Hoch!

Maiwein

„Kräuter holst du vom Gebirge,
Würzest den Pokal.
Nelken, Iris, Rosen spendet
Garten dir und Tal."
Nicht der Ameise zu folgen,
Wie die Bibel heißt,
Bin bereit ich, doch der Biene,
Die um Blüten kreist.

Der Mohn

Spielend wiegst du auf dem Schafte
Blüten hell und rot,
Aber in dem dunklen Safte
Lauert schon der Tod.
An des Jahres Sonnenwende
Mahnst du schlicht und frei:
Daß des schönsten Daseins Ende
Nah' dem Anfang sei.

Der Araber

Siehst du den Araber fliegen
Durch der Wüste Sand?
Nicht der Kompaß zeigt den Pfad ihm, —
Nur der Sonne Stand.
Wie das Schiff, läßt keine Furche
Des Kameeles Huf,
Doch des Abends grüßt die Palmen
Er mit frohem Ruf.

Warnung

Fangen dich nur schwarze Locken,
Sengen dich nur schwarze Augen?
Laß die schönen Judenschickseln,
Weil sie für Tirol nicht taugen.
Denn katholisch, marianisch
Zog Mama dich auf vor allen;
Flieh' vor dem beschnittnen Eros,
Denn er trägt des Teufels Krallen.

Antwort

Wie zu den Semitenfragen
Ich mich stelle, wollt ihr hören?
Auf die einen, auf die andern
Mag ich unbedingt nicht schwören.
Gründlich haß' ich jeden Christen,

Der ein Jud' in Wort und Handeln,
Und ich liebe jeden Juden,
Den ich seh' als Christen wandeln.

Et cetera

Freundchen, willst du reussieren,
Mußt du nicht mehr Lieder spenden;
Unsere modernen Damen
Werden dir den Rücken wenden.
Seidenroben, Goldbrazletten, —
Aber sieh, daß alles echt ja!
Dann erhältst du, was du wünschest, —
Küßchen und — et cetera.

Mittelalter

Waren nicht die Kavaliere
Narren einst im Mittelalter, —
Ausgenommen bei der Liebe
Unser minniglicher Walther?
Nicht im Mondschein promenieren! —
Greife zu und zahle wacker,
Oder umgekehrt; — ist besser
Als ein Kreuzzug nach Jean d'Acre.

Die Zigeunerin

„Künden will ich dir dein Schicksal —
Bin aus dem Zigeunerland!“ —

Und sie bohrt die schwarzen Augen
In die Fläche meiner Hand.
„Längst Erlebtes kann ich lesen,
Seine Züge wirr und kraus;
Doch der Blitz wird schneller zünden,
Schlägt er in ein altes Haus."

Zeitlose

Auf dem herbstlich fahlen Anger,
Unter nordisch kaltem Himmel,
Fand ich neben der Zeitlose
Blühen eine Frühlingsprimel.
Ob zu spät, zu früh die eine? —
Müßt Ihr die Botanik fragen,
Hat doch mir im alten Herzen,
Liebeslenz noch ausgeschlagen!

Mutig

Wenn Sankt Aloysi Mädchen sah,
Da senkt' er schnell die Augen,
Drum mochte seine Tugend wohl
Zum Kampfe wenig taugen.
Weit kühner als der Heilige
Bin ich in diesem Falle,
Schickt tausend schöne Mädchen her, —
Ich mustere sie alle.

Der Storch

Gravitätisch einen Storch
Sah ich dort marschieren,
Mädchen blickten halb verschämt,
Möchten gern sich zieren.

Holde Kinder hütet euch,
Ihm ist nicht zu trauen;
Eh' ihr es versehen noch
Werdet ihr zu Frauen.

Das Gebet

Wenn das Beten helfen tät,
Wär kein Mädel ledig,
Ach! wie brünstig flehen sie:
„Herrgott sei uns gnädig!
Schenk uns einen reichen Mann —
Einen schönen, — jungen!
Und die lieben Kinderlein
Kommen selbst gesprungen!"

Der heilige Johannes zu Obermiemingen

Was stehst du an die hundert Jahr,
Du trauriger Geselle,
Und hütest von der Brücke Rand
Des wilden Lahnbachs Welle?

Warum trinkst du nicht kaltrer Wein?
Du sollst dich endlich rühren
Und eine schöne Kellnerin
Mit dir zum Tanze führen.

Florian

Florian, du edler Ritter
In der schmucken Dorfkapelle,
Horchst du gnädig den Gebeten,
Wenn noch glänzt des Tages Helle.
Doch wie magst du dich langweilen,
Hörst du Nachts die Buben springen,
Welche jodelnd vor dem Fenster
Ihren Dirndeln Ständchen bringen!

Die Spinnerin

Spinne deinen Faden
Spinn' ihn gleich und fest:
Für des Kaufmanns Laden,
Für das Hochzeitsfest,
Ob du frohndest, minnest, —
Ist kein Zufall bloß,
Wie die Parze spinnest
Du dein Lebenslos.

Der Jäger

Schießt der Jäger eine Kugel
In die dunkle Nacht,

Und sie trifft wen, so verfällt er
Des Gesetzes Acht.
Du verlachst die Paragraphe
Samt des Koder Kraft,
Wenn dein Aug' nach allen Seiten
Bitt'res Unheil schafft.

Widerspruch

Täglich seh' ich dich vor Augen,
Süße, liebliche Gestalt,
Dich an meine Brust zu ziehen
Hindert der Verstand mich kalt.
Senkte sich von meiner Stirne
Doch der Schnee herab ins Blut,
Oder stieg', um ihn zu schmelzen,
Wild empor des Busens Glut.

Entschuldigung

„Aeugelst du nach schönen Mädchen,
Falten im Gesicht?
Lieber Alter, laß dir sagen:
Dieses schickt sich nicht."
Ihr seid schon mit dreißig Jahren,
Schläfrig, matt und kalt,
„Dichterherzen und die Engel"
Werden niemals alt.

Frühling

Zarte, rote Mandelblüten
Und das Blatt der Trauerweide
Grüßen dich zuerst im Frühling,
Wie die Freude mit dem Leide.
Bald schlägt auch im Haselbusche
Auf das Aug' die Anemone
Und die blasse Primel neigt schon
Schüchtern zu der Etsch die Krone.

Die Alpenmeise

Nicht dem Lied der Nachtigallen, —
Nur mit dem der Alpenmeise
Will ich meinen Sang vergleichen
Und die kurze Strophenweise.
In des Südens Lorbeerhainen
Hörst du ihren Schlag erschallen,
Möge dir im rauhen Norden
Dieses rauhe Lied gefallen.

Deutsch und Wälsch

Uns're finsteren Tannenbäume
Können sich mit den Zypressen
An des Mittelmeers Gestaden
Kühn an stolzer Hoheit messen.
Flötet eure Sprache weicher
In geschmolzenen Akkorden,
Tränkt die uns're urgewaltig
Noch der Götter Born im Norden.

Prozession

Weiß gekleidet, mit der Kerze
Prangend hold im Myrthenkranze,
Schreitet sie gesenkten Auges
Sittsam hinter der Monstranze.
Sind es Engel, Amoretten
In den Silberwölkchen droben?
Fragen möcht' ich, ob sie Christum,
Ob das schöne Mädchen loben.

Schwarzes Haar

Nicht den Aglai mußt du wählen,
Nicht den Türkenbund,
Denn zu dunkel ist die Farbe,
Hebt sich nicht vom Grund.
Pflücke dir die weiße Rose
Für der Locken Pracht,
Und sie wird noch heller schimmern
Als ein Stern bei Nacht.

Bauernmädchen

Wärst du nur ein Bauernmädchen, —
Das ist auch ein alter Adel! —
Hüllten keine Schleppgewande
Deine Füßchen ohne Tadel.
Und du stiegst mit mir verwegen
Auf in einer braunen Juppe
Um das Edelweiß zu holen
Auf des Schlernes höchste Kuppe!

Aprikose

Von dem sonnigen Spaliere
Reichst du mir die Aprikose,
Droben im Geschröf der Mendel
Holt' ich dir die Alpenrose.
Und so laß uns fröhlich tauschen:
Für das Süße nimm das Schöne,
So wie deiner Anmut huldigt
Immer meines Lied's Kamöne.

Farben

Wie sich schön die Farben finden:
Violett und weiß!
Binde zu dem duft'gen Speike
Hier das Edelweiß.
Aber zu der Höh' die Tiefe
Fügt dein feiner Sinn,
Darum holst du aus der Laube
Goldenen Jasmin.

Metrik

Distichen, wie Wellen wogen,
Rhythmen wechselreich verschlungen:
Platens überstrenge Reinheit
Hab' ich vordem auch erzwungen.
Jugend macht gern Toilette
Und bestellt sich enge Schuhe,
Nicht entsagt der Kunst das Alter,
Läßt's den Minckwitz in der Truhe.

Ausforderung

Spottet nur, ihr süßen Jungen,
Daß ich nicht im Fracke walze,
Nicht wie ihr vor ihrem Fenster
Töricht jeden Abend balze.
Wagt's und steigt hinauf die Schrofen
Zu dem stolzen Edelweiße,
Wagt es, und versucht ein Verschen
Je zu ihrer Schönheit Preise.

Si.

Süß wie von Petrarca's Lippe
Klingt dein Si! mich zu betören,
Im Geplapper der Gesellschaft
Muß das Oui! ich von dir hören.
„Das Französisch taugt vor allem,
Einen Wall aus Eis zu bauen,
Daß der Späher falsche Blicke
Nicht in unsre Herzen schauen."

Soirée

Warum die Gesellschaft suchen!
Sag' mir, Mädchen, ist's verständig?
Diese Weiber, diese Buben!
Kannst du's nennen noch anständig? —
„Lerne von der Arche Noa's,
Wie sie wimmelt von Getieren;
So hat Gott die Welt erschaffen,
Möchtest sie wohl korrigieren?"

Ararat

Einer Taube schneller Flügel
Kann zum Orteles dich tragen,
Und mit meinen schweren Bergschuh'n
Will ich auch die Tour noch wagen. —
„Warum in die Ferne schweifen
Wo das Schöne nah zu finden?
Sieh den Schlern, wie seinen Scheitel
Alpenrosen schon umwinden!"

Alabaster

Diese Alabasterschale
Fülle mir mit rotem Wein,
Purpurn schimmert seine Woge
Bei dem Lichte durch den Stein.
Abgedroschen ist das Gleichnis
Mit den Rosenblättern bald:
Deine Wange gleicht der Schale, —
Wenn der Schleier niederwallt.

Rätsel

Dieses ist das große Rätsel,
Das schon lang der Lösung harrt:
Was für andere vergangen,
Ist dem Dichter Gegenwart.
Und er zaubert es lebendig
Hin vor Euch aus seinem Geist,
Daß Ihr keinem Krittler glaubt mehr,
Der das Gegenteil beweist.

Pfifferlinge

Laß' uns in dem Walde sammeln,
Da gibt's manche schöne Dinge:
Blaue Beeren, roten Heidrich,
Dottergelbe Pfifferlinge.
Diese Pilze schmecken besser,
Als die neuesten Poeten,
Deren Werke vorzulesen
Du mich leider schon gebeten.

Angeschneit

Hat das Wetter sich verzogen,
Hüllet weiß und rein
Neuer Schnee des Berges Scheitel,
In der Sonne Schein.
Wenn des Herzens Stürme schweigen,
Und der Sieg mir winkt,
Sind gebleicht wohl diese Haare,
Wie der Schnee dort blinkt.

Der Alpensee

Wie der Alpensee im Frühling
Sich vom Eis befreit, —
Seh' die Gegenwart ich heute,
Die Vergangenheit.
Meine Lieder flattern drüber
Ohne Zweck und Ziel,
Gleich den farbigen Libellen
Dort mit frohem Spiel.

Erlaubnis

Muß ich um Erlaubnis fragen?
Wollt Ihr gnädig es gestatten,
Daß ich zu den Sternen schaue,
Veilchen pflücke auf den Matten?
Fragt nur bei den Franziskanern
Nach Franzisci Liebestränen,
Und dann sollen sie erzählen
Euch von Christus, Magdalenen.

Meridian

Lebt' ich auch mit dir nicht alles,
Hab' ich's doch auf dich bezogen,
Wie der Schiffer, welcher rechnet
Nach des Meridianes Bogen.
Euch sind das nur Seifenblasen,
Was und wie sich's zugetragen,
Warum wollt ihr nach dem Datum
Dieser schlichten Lieder fragen?

Der Dorn

Mich zu necken, bargst du dich
Hinterm Rosenstocke,
Doch zur Rache schnell bereit,
Faßt' er deine Locke.
Nicht verargen kannst du's ihm,
Daß er dich gefangen,
Denn er sah' am Zweig noch nie
Solch' ein Röslein prangen.

Mänade

Auf dem Stock den Zirbelzapfen,
  Um das Haar den Zweig der Rebe,
Hoch das Kelchglas in der Rechten —
  Du Mänade oder Hebe!
Floh'n wir nicht vor den Barbaren
  Hin zu Hellas Blütenstrande,
Warum bietest du des Hopfens
  Laub mir spöttisch zur Guirlande?

Zweierlei

„In der Jugend warst du düster,
  Faseltest von Weltschmerz viel,
Jetzt singst du von Wein und Liebe
  Gibt's für dich kein höh'res Ziel?" —
Fragt den alten Musikanten,
  Der noch spät die Fiedel rührt,
Ob er auch die Lust zum Tanzen
  In den alten Gliedern spürt? —

Antwort

Keinen Tropfen Wasser gabt ihr,
  Wenn ich noch so heiß gerungen,
Eure Weiber keine Blume,
  Wenn ich noch so schön gesungen.
Nur mit Steinen, üblen Reden
  Mochtet ihr mich stets begleiten;
Darum braucht ihr nicht zu zetern,
  Will ich einsam vorwärts schreiten.

Lohn

Lorbeerzweig und Eichenblatt
Gönn' ich euren Stirnen,
Mir reicht einen Zirbelast
Von den stolzen Firnen.
Reicht mir von dem Etschstrom dort
Eine Rebenranke,
Mehr verlang' ich nicht als Lohn
Mit bescheid'nem Danke.

Predigt

Mit den dicken Folianten,
Schwarz gebunden, rot geschnitten,
Rennen sie in vollen Scharen
Zu den Vätern Jesuiten.
Auf die Kanzel tritt ein Pater,
Donnert von Gehennas Schrecken; —
Wie er just den Gänsen predigt,
Seh' ich vor mir Herrn Reinecken.

Schwärmen

Schwärmen als Tirolerfräulein
Solltest du von der Empfäncknuß
Und das Köpfchen traurig senken,
Hörst du von des Papst's Gefäncknuß.
Ist's katholisch, die Kokarde
Mir zu häkeln, einem Heiden?
Hörst du die Betschwestern tuscheln:
Wer wohl schlechter von uns beiden?"

Armida

Du bist falscher als Armida —
Mit dem Heiligenschein,
Argwohn hat des Luchses Augen,
Bist du noch so fein.
Wie dem Paterl du kredenztest,
Mußt' ich zürnend seh'n:
Hat es nicht Schweinsäuglein und ein
Bäuchlein wie Silen?

Filigran

Nicht darf auf Erfolg ich hoffen
Mit dem Silberfiligrane,
Dessen Drähte fein und zierlich
Ich zu deinem Schmuck verzahne.
Nur der Hammer kann euch treffen,
Eure Dichter sind Zyklopen,
Die aus plumpen Eisenblöcken
Schmieden Gleichnisse und Tropen.

Rokkoko

Renaissance ist's wahrlich kaum,
Was ich eben dichte,
Weil ich nach Homer mich nicht
Oder Horaz richte.
Nun so scheltet Rokkoko
Nur die tollen Ranken,
Welche wild und regellos
Mir vom Hute schwanken.

Büsten

Goethe, Schiller, deutsche Dichter —
Waren sie nicht wüste Leute?
Keiner sang vom Herzen Jesu
Für den Jungfernbund von heute.
Nur sie schlingt ein Epheuzweiglein
Um den Kopf der Marmorbüsten —
Ist nicht lutherisch das Mädel? —
Wenn's die Franziskaner wüßten!

Lektüre

Greife lieber zu den Alten,
Warum alle neuen Moden?
Zwar nicht rat' ich zum Messias
Oder auch zu Platen's Oden.
Wähle Shakespeare, wähle Byron,
Wenn ihn England auch verbannte;
Sollte Dich im Winter frieren, —
Wag' die Höllenfahrt mit Dante.

Symposion

Warum willst du Plato lesen?
Dieser schrieb ja nicht für Frauen,
Aber seine schönsten Mythen
Will ich gern dir anvertrauen.
Daß die Liebe und die Tugend
Eins im hohen Sternenkreise,
Beim Symposion erklärt es
Ernst und sinnig dir der Weise.

Porträt

Würd' es sich um Kleider handeln,
Um die Masch' am Strumpf,
Rief' ich einen wälschen Meister,
Denn der spielt hier Trumpf.
Aber deine Züge spiegelt
Nur die Quelle rein,
Welche Moos und Alpenveilchen
Faßt im Rahmen ein.

Phädrus

Um die Götter anzuschauen
Tummeln Seelen ihre Wagen,
Jene, die zum Abgrund stürzen,
Stöhnen bang in schweren Klagen.
Wiehernd steh'n die Sonnenrosse,
In den Aether auf zu fliegen,
Tritt entschlossen mir zur Seite,
Daß im Kampf wir beide siegen.

Kunst

Deiner Jugend Traum erfüllte
Schönheit als ein holder Glaube,
Denn im warmen Süden reift nicht
Nur der Pfirsich und die Traube.
Hellas Götter sah'st du schweben
Rings im heiteren Gewimmel,
Und die Rafaele holten
Heilige herab vom Himmel.

Satyr

Was bewunderst du den Satyr
Mit dem weißen Marmorleibe,
Kehr' Dich zu Sebastianus,
Der den Pfeilen dient' als Scheibe.
In den alten Heidenbildern
Glüht es noch von heißem Leben,
Und Du solltest frommen Mädchen
Auch ein Aergernis nicht geben.

Herbst

Heimwärts zieh'n die Herdenglocken
Von der Seiseralm,
Auf der wilden Talfer lagert
Grauen Nebels Qualm.
Doch in deinem Gärtlein blühen
Rosen für und für,
Und es mahnen an den Herbst nur
Georginen hier.

Das neunte Gebot

Nicht des Nächsten Frau begehr' ich,
Auch des Nächsten Mädchen nicht,
Aber sonnen will ich immer
Mich an junger Schönheit Licht.
Nur mein Lied soll sie begleiten,
Wenn sie wandelt hold und klar,
Junger Freund, du sollst sie führen
Stolz mit dir zum Traualtar.

Schutzengel

Kinder ahnen nicht den Abgrund,
Der vor ihren Füßen klafft,
Darum wacht, um sie zu schützen,
Eines Engels hohe Kraft.
Liebe führt oft in die Hölle
Denn verschleiert ist die Bahn,
Mög' ein Engel dich behüten
Steckst du dir den Trauring an.

Der Bräutigam

Aber wem soll ich dich gönnen? —
Doch wohl nicht dem nächsten Besten,
Den sie fashionable preisen
Mit Glacé und feinen Westen!
Nur der Jüngling, welcher mutig
Wagt für deutsches Recht zu ringen,
Darf dir einst zum Hochzeitskranze
Den erkämpften Lorbeer bringen.

Reime

Herz und Schmerz für euch zu reimen
Fühl' ich lang' schon keine Lust,
Auch die Sonne und die Wonne
Laß' ich ruhig eurer Brust.
Eure Mädchen sind langweilig
Wie gemeiner Sauerkohl,
Darum paßt auch euer Lied nicht
Für die Rose von Tirol.

Aequinoktium

Wenn im Lenz die Stürme rasen,
Werden länger auch die Tage,
In des holden Frühlings Anfang
Tönt der Nachtigallen Klage.
Wenn die Tage kürzer werden,
Rasen auch die Stürme wieder,
Nur entführen mit den Blumen
Sie uns auch der Vögel Lieder.

Der Salamander

Daß ich wie der Salamander
Mich aus jeder Flamme rette
Und mit festem, sicherm Schritte,
Die mir droht, entflieh' der Kette, —
Wißt Ihr, wem ich es verdanke:
Weil ich nichts für mich verlange
Und, wenn ich besitzen möchte,
Widersteh' dem heißen Drange.

Eitle Klage

Wenn im wüsten Kampf ums Dasein,
Uns verzehrt die Zeit,
Laßt die Aschermittwochklage
Von Vergänglichkeit.
So wie der Daduch die Fackel
Einem andern beut,
Ist die Schönheit, die vom Stamme
Sich zum Stamm erneut.

Doppelsterne

Droben hoch am Himmel schwingt sich
Flammend um die Sonne Sonne;
Warum soll ich mich verkriechen
Mürrisch in des Griechen Tonne?
Bleiben sie auch streng geschieden
Durch der Zeit, des Raumes Ferne,
Wandeln sie doch ihre Bahnen
Selig hin als Doppelsterne.

Stock im Eisen

„Wer mag in den Stock im Eisen
Einen neuen Nagel treiben?
Wer mag nach viel tausend Liedern
Noch ein neues Liedchen schreiben?“ —
Nun ihr würdet euch nicht wundern, —
Wenn ihr einmal sie gesehen,
Daß wie junge Blütenblätter
Lieder auf sie niederwehen.

Lilie

Mit der Rose, mit dem Veilchen
Magst du deinen Busen schmücken,
Hehr und einsam ragt die Lilie,
Darum soll sie niemand pflücken.
Zu den Sternen steigen abends
Aus dem weißen Kelch die Düfte;
Deutschen Volkes frommer Glaube,
Pflanzt sie auf der Jungfrau'n Grüfte.

Litanei

Lieblichstes Tirolermädchen,
Soll ich dir noch Lieder weihen,
Muß ich wohl zum Muster wählen
Lauretan'sche Litaneien.
Dich dem gold'nen Haus vergleichen
Und dem Turm von Elfenbein, —
Doch du klopfst mir auf den Finger
Und ich steck' den Bleistift ein.

Vorzeichen

Wenn der Stern der Liebe funkelt
In der lauen Sommernacht; —
Plötzlich flammt ein Wetterleuchten
Und der wilde Sturm erwacht.
Dichten wir nicht Leitartikel,
Singen wir von Lieb' und Wein;
Bis uns ruft der Zukunft Zeichen
Und des nahen Wetters Schein.

Feigheit

Nicht verlangst du eifersüchtig,
Daß mein Lied ganz dir gehöre,
Deines Beifalls bin ich sicher,
Wenn zu meinem Volk ich schwöre.
Männer sah ich feig erblassen,
Wo es galt dem deutschen Rechte,
Du bekanntest deine Farben,
Blitztest Hohn auf diese Knechte.

Einladung

Sengt Orions Glanz den Süden,
Laß zum Achensee dich laden,
Führen will im kleinen Kahn ich
Hin dich an den Felsgestaden.
Mag im Wind er lustig schaukeln,
Wenn du pflückest Alpenrosen,
Die Siesta kannst du halten
Bei des Wasserfalles Tosen.

Konzert

Ob auch keine Schwäne segeln
Auf der blauen Flut,
Grüßt von Finken und von Amseln
Dich die junge Brut.
Mächtiger als deines Domes
Orgel jemals schallt,
Rollt der Donner, der vom Sonnjoch
Hin zum Seekar hallt.

Erdbeeren

Sind wir denn so arm im Norden
Haben wir gar nichts zu bieten?
Mit des Südens schönsten Blumen
Wagen's uns're Alpenblüten.
Neben Pfirsichen und Trauben,
Deiner Villa Stolz und Ehre,
Möcht' ich fast noch höher preisen
Das Arom der Wald-Erdbeere.

Am Ursprung (Pertisau)

Aus der Wolke vollem Busen
Strömt' ich auf die Erde nieder,
Wie sie trocken lag und glühend,
Bracht' ich ihr Erquickung wieder.
Aus der Erde tiefsten Tiefen
Spring' empor ich jetzt als Quelle.
Bist du durstig, magst du schöpfen
Dir zum Trunk die laut're Welle.

Am Achensee

Am Gestade blüht der Heidrich
In der Julisonne Gluten;
Es gedeiht das far niente
Auch auf dieses Sees Fluten.
Statt des Rufs der Gondoliere
Hallt des Geiers Schrei vom Schrofen,
Hingestreckt im Schiffe ruhig
Les' ich deines Tassos Strophen.

Der Specht

Zu der Melodie des Verses
Klopft den Takt der Specht am Baume,
Daß mir Joch und See verschwimmen
Bald in einem leisen Traume.
Singst du mir nicht Grossis Schwalbe,
Ruhig hingelehnt ans Steuer? —
Dumpfer Donner! — Aus dem Schlummer
Reißt mich greller Blitze Feuer.

Lido

Anders pfiff es vor dem Lido.
  In des Bootes strammen Tauen,
Als voll Angst die Gondoliere
  Sich verlobten uns're Frauen.
Diesen kleinen Flutschwall zwing' ich
  Leicht mit meinem Ruder nieder,
Aber auf den weißen Nebeln
  Schwebt vor mir dein Bildnis wieder.

Korb

Mädchen werden niemals fertig, —
  Ja, da soll der Frühling warten! —
Statt der Antwort schickst ein Körbchen
  Astern du von deinem Garten.
And're Sterne zeigt der Himmel
  Und die letzten Vögel ziehen,
Was bleibt mir wohl da noch übrig,
  Als wie sie den Nord zu fliehen?

Der Mineralog

Wenn mich deine holden Augen,
  Allzulang im Süden bannten,
Muß ich jetzt zur strengen Buße
  Messen der Krystalle Kanten.
Könnten Cosinus und Sinus
  Auch vielleicht zu denken geben:
Ach, was helfen diese Formeln,
  Bist du fern mein süßes Leben.

Nüßchen

Hochgepackt mit Schachteln, Koffern
Einen großen Leiterwagen,
Läßt du von der Sommerfrische
Dich zur Heimat endlich tragen.
Aus dem Florentinerhütchen,
Aus der Locken reicher Fülle
Lacht dein Antlitz, braun die Wangen,
Wie das Nüßchen aus der Hülle.

Saphire

Um den Hals trägst du Saphire
Abends bei der Soirée,
Wie ein Stückchen blauer Himmel
Auf dem frischen, weichen Schnee.
Mich ergreift geheimes Frösteln,
Seh' ich rings die leere Pracht,
Bis du leicht mit einem Scherze
Mir den Ernst hinweggelacht.

Tarok

Laß nur mit Tarok und Schwätzen
Sie verspielen diese Nacht,
Auf der Bank in deinem Garten
Rück' an meine Seite sacht.
Selbst den Sternen ist der Himmel
Droben heut' zu kalt und leer,
Siehst du, dort stürzt einer nieder
In das grüne Rebenmeer.

Bund

Einsam auf verlor'nem Pfade,
Ging ich abseits von den Leuten,
Trug er mich zwar in die Höhe,
Hatt' ich sonst nichts zu bedeuten.
Als wir Aug' in Auge standen,
Brachen ein die goldnen Wände,
Und wir reichten fest entschlossen
Uns zum ew'gen Bund die Hände.

Odyß

Hast du von Odyß gelesen,
Der im Bettlerkleid,
Dennoch sich als König fühlte
Selbst beim größten Leid?
Pallas goß die Nebelhülle
Schirmend um ihn her; —
Als er griff zum Todesbogen, —
War kein Freier mehr.

Ceres

Ist verstummt der Ceres Klage,
Hat den Orcus sie gerührt,
Daß die Tochter auf dem Nachen
Charon ihr zurückgeführt? —
So reichst du mir die Granate,
Die dein Händchen kaum umspannt —
Tauche mir jedoch nicht unter
In das dunkle Schattenland.

Dante

Hast du Platz in deinem Schifflein
Auf dem Strom der Ewigkeiten,
Wo mit Freunden und Geliebten
Einst du ziellos wolltest gleiten?
Unten rauscht der Meeresgarten,
Oben Harmonie der Sphären; —
Fahrt zum Paradies für jene,
Die auf Erden nichts begehren!

Die Glocke

Erzatome widerspenstig
Zwang der Feuerguß zur Glocke,
Daß die Seelen von der Erde
Sie zum Himmel aufwärts locke.
Schwebt ihr Ton zu den Gestirnen,
Wird er mir fast zum Symbole,
Und mit banger Ahnung sorg' ich,
Ob dich bald ein Engel hole.

Prognose

Leider kenn' ich sie die Rosen,
Die auf deinen Wangen blühen,
Weiß, warum die großen Augen
Jetzt so fremd, unheimlich glühen.
Warum darf den Schaft der Lilie
Schon des Todes Sense fassen? —
Daß ich alt und ohne Liebe
Wandern muß jetzt meine Straßen!

Wetterläuten

Es reiten die Wolken
Mit Donner und Sturm,
Es kann sie nicht bannen
Die Glocke vom Turm.
So schreitet das Schicksal,
Und wenn es dich fällt,
Du kannst es nicht biegen,
Ob Feigling, ob Held.

Das Totenhemd

Fleißig wie das ärmste Mägdlein
Ließest du den Faden gleiten,
Hoch im Sommer sah die Leinwand
Ich auf grüner Wiese breiten.
Nur zu bald in düst're Trauer
Ist dein Hoffnungstraum zerronnen,
Unter frohen Scherzen hast du
Dir das Totenhemd gesponnen.

Trauerkunde

Der Morgenstern tritt glänzend an dein Lager,
Du wirst kein Aug' mehr, ihn zu grüßen, heben,
Anstatt des Ave tragen schon die Glocken
Die Trauerbotschaft hin mit dumpfem Beben.
In alle Fernen zwitschern sie die Schwalben,
Aus Blumen fließt der Tau wie Tränentropfen
Ich fahr' empor und greife an die Seite:
Warum, mein Herz, hörst du nicht auf zu klopfen?

Betrübt

Betrübt bis in den Tod! du hast's erfahren,
Wenn einsam du ins öde Dunkel starrst,
Dich schlaflos wälzest auf dem heißen Lager
Und ach! vergebens auf den Morgen harrst!
Das Licht wird deine Qualen nur erneuen,
Ein jeder Stundenschlag trifft schwer dein Herz,
Du siehst sie nicht mehr wandeln unter Blumen
Und trocken bleibt dein Auge wie von Erz.

Sternbild

Schon hatte sich am Pol gedreht der Wagen,
Da führte dich zu mir ein lichter Traum,
Von deiner Stirne lohte hell ein Flämmchen,
Den Boden rührte kaum des Kleides Saum.
Ich sog mit einem Kusse, heiß und innig,
Die Flamme weg wie einen Becher Wein
Und plötzlich sah ich dich als Sternbild leuchten
Im blauen Dunkel droben klar und rein.

Beschluß

Was Du gefertigt unter sieben Siegeln —
Daß ich im Staub es nie zu tadeln wage!
Wohl ahn' ich es: Das ist dein Vatersegen,
Wenn auch nicht schweigen will die bange Klage.
Sie hätte leeren müssen bitt're Kelche,
Wär' sie gekommen gleich dem Freund zu Jahren;
Wie Undank und gebroch'ne Liebe schwären, —
O sei gepriesen, daß sie's nicht erfahren.

St. Franziskus

Auf den Dornen wälzt Franziskus
Sich in seiner Herzensnot,
Aus den Dornen, ihn zu krönen,
Blühen Rosen weiß und rot.
Aber von der Dornenkrone,
Wie sie meine Stirn umflicht,
Fließt das Blut in schweren Tropfen,
Blühen, blühen will sie nicht.

Rückkehr

Eh' dich noch die Erdenliebe
Mit dem Zauberband umschlungen,
Hast du dich in deine Heimat
Zu den Engeln aufgeschwungen.
Wie zu Tizians Madonna
Naht schon frohes Festgewimmel
Und Gott Vater hebt die Arme,
Fest zu halten dich im Himmel.

Kar

Zwischen Eis und Trümmern rast' ich
Droben auf dem öden Kar,
Finster steigen mir die Bilder
Auf von manch' entschwund'nem Jahr.
Horch, es pfeift die Wacht der Gemsen
Und der Alpenadler schreit,
Aus dem Abgrund tauchen Nebel —
Hast du noch zum Träumen Zeit?

Adam

Aus dem Paradies vertrieben,
Mochte Adam rückwärts schauen,
Bis er mit der Hand voll Schwielen
Lernte sich ein neues bauen.
Sei's denn! Fahre fort zu kämpfen, —
Ziehst du auch dabei nur Nieten, —
Bis zum letzten Atemzuge,
Wie dir Ehr' und Pflicht gebieten.

Zenith

Näher scheint es, gehst der Sonne
Du nach Ost mit jedem Schritte,
Aber sie steigt ferner, höher
Flammend auf zu dem Zenithe.
Sinkst du müd' am Abend nieder,
Mußt du dich nach rückwärts drehen,
Willst du, eh' dein Aug' geschlossen,
Sie noch einmal scheidend sehen.

Der Rosenstock

Im Garten prangt ein Rosenstock,
Mit Knospen übersät;
Es jagt der Sturm das welke Laub, —
Warum blüht er so spät?
Er tut, was er nicht lassen kann,
Schaut auch der Schnee herein;
Die Rosen und das welke Laub
Hüllt bald der Winter ein.

Geburtstag

Soll ich den Geburtstag feiern
Wohl mit einem Freudenmahle?
Fast bis auf die Hefe leert' ich
Schon des Lebens bitt're Schale,
Aufwärts will zu dir ich schauen
Innig, ruhig mit Entsagen,
Wenn die Haare schon ergrauen, —
Wer darf nach dem Glück noch jagen?

Sturm

Was frägt wohl der Sturm danach,
Ob er Blätter jagt
Oder mit dem scharfen Zahn
An den Gletschern nagt?
Ob er durch dein graues Haar
Ohne Schonung streift,
Wie der Menschen rohe Faust
In das Herz dir greift.

Hetzjagd

Folgt auf deines Lebens Pfaden
Dir des Unglücks schwarze Meute, —
Läßt sie nicht von deiner Fährte,
Bis du stürzest ihr zur Beute.
Aus des Himmels ehr'nen Toren
Wird kein Engel Rettung bringen,
Wenn die Hunde dich zerfleischen
Und dein blutend Herz verschlingen.

Nachts

Stille Einsamkeit der Nacht
Mit der Sterne holder Pracht!
Wenn ich auf der Folter liege .....
Wie das Kindlein in der Wiege, —
Wenn das Blut vom Herzen tropft,
Fiebernd jede Schläfe klopft:
In der Einsamkeit der Nacht
Ist die Hölle auferwacht.

Ananke

Ich kenne dich und deinen Schritt,
Du schreckliche Ananke,
Du hast kein Aug', kein Ohr, ob ich
Dir juble oder kranke.
Und was geschieht, das ist gescheh'n,
Du schreckliche Ananke
Du hast kein Aug', kein Ohr, ob ich
Dir fluche oder danke.

Poesie

Soll genügen noch die Klage,
Wenn ein Schmetterling gestorben,
Oder wenn ein blonder Jüngling
Nicht des Mägdleins Gunst erworben?
Sink' als mater dolorosa
Vor dem Kreuz der Menschheit nieder
Und durchbohrt von sieben Schwertern
Wag' zu singen deine Lieder.

Frage

Wie des Menschen Schuld sich stelle
Zu des Schicksals Macht? —
Sieh die Tropfen niederfallen
Aus der Wolken Nacht.
Diesen schlürft, sich zu erquicken
Einer Rose Mund,
Jener mischt mit Staub zu Kot sich
Auf der Straße Grund.

Jahreszeiten

Frühling, Sommer Herbst, schon Winter —
Keine Blume blüht,
Wenn das Bild verlor'ner Stunden
Mir vorüber flieht.
Dämmern dann Erinnerungen
Auf als wie ein Traum
Weh'n sie mit dem Lied vorüber
Wie der Distel Flaum.

Vergänglich

Nicht allein die Blumen welken,
Wie's ihr Erdenlos,
Auch die Sterne sind vergänglich
In des Weltalls Schoß,
Warum soll ich mich beklagen,
Wenn mein Ende naht?
Nur dem Wurm möcht' ich nicht gleichen,
Den ein Fuß zertrat.

Trotz

Nicht so leicht bin ich zu zwingen,
Wenn die Sorge nach mir greift,
Wenn die Zeit mit rauhem Finger
Blatt um Blatt vom Stamme streift.
Auf den Wolken will ich reiten,
Ob der Sturm auch grimmig braust,
Und in ihre schwarzen Mähnen
Schlag ich trotzig meine Faust.

Flügel

Jahre sind seitdem verzogen,
Schweres wurde mir verhängt,
Um so heller strahlt dein Bild mir,
Wenn die Sorge mich bedrängt.
Jeder Schritt bringt mich dir näher,
Der dem Grab mich näher bringt;
Unter Leiden sproßt der Fittig,
Welcher durch den Nebel dringt.

Pilger

Einsam wankt ein alter Pilger
Durch die schneeverwehten Stoppeln,
Nie zum Heiligtum gelangt er,
Mag er auch den Schritt verdoppeln.
Und die Raben krächzen heiser,
Näher rauschen ihre Schwingen,
Wollen statt der Nachtigallen
In den letzten Schlaf ihn singen.

Gescheitert

Wenn dein Lebensschiff gescheitert,
Treibst du einsam auf den Wellen
Und du blickst zum Himmel zweifelnd,
Ob kein Stern ihn mög' erhellen.
Endlich sieht die Morgensonne
Dich an dem Gestad' ertrunken;
Glaube, Hoffnung, Liebe sind schon
Lang vor dir ins Grab gesunken.

Engel

Engel malte man als Kinder
In der alten Zeit.
Aber in dem Geisterauge
Ruht die Ewigkeit.
Und so wirst du mich begrüßen,
Wenn die Hülle fällt,
Lächelnd schüttl' ich ab den letzten
Staub von dieser Welt.

Scheiterhaufen

„Erde soll zur Erde werden!"
Heißt der alte Spruch;
Denk' ich deiner Heldenstärke,
Tönt er wie ein Fluch.
Daß die Flammen uns entführten —
Heiden: dich und mich!
Eh' sich in das Mark der Glieder
Wurm und Moder schlich!

Gewitter

Endlich hör' ich wieder Donner
Dröhnen aus dem schwarzen Himmel
Und fast lachen möcht' ich bei des
Wetterläutens Angstgebimmel.
In dem Sturme glaubst du wieder
An das echt Elementare; —
Was dämonisch und gewaltig,
Läßt sich messen nicht als Ware.

Rast

Bloß für eine Sommerstunde
Leg' ich sie beiseit' —
Dann reicht die Trompete wieder
Mir zum heißen Streit.
Wenn die Schwalbe auf der Wand'rung
Kämpfte mit dem Föhn,
Zieht zur Rast sie ein die Schwingen
Auf des Atlas Höh'n.

Schwarz, rot, gold

Von dem Eisak bis zur Moldau
Wollen wir die Hand uns reichen,
In dem Kampf für deutsches Recht nie
Auch nur einen Zoll zu weichen.
Flattern soll die Trikolore
Beim Gewitter — unsre stolze!
Seh'n die Väter auf den Wolken,
Daß wir noch von gleichem Holze.

Den deutschen Frauen in Oesterreich

Nahet euch ein feiger Bube,
Der nicht wagt, sich deutsch zu nennen,
Schüttelt zornig eure Locken,
Zeigt, wie eure Augen brennen.
Trieben doch die deutschen Frauen
Einst in grauer Vorzeit Tagen
In den Kampf zurück die Männer,
Die zuvor der Feind geschlagen.

In das Stammbuch

Wie die Kornblum' blau das Auge,
Rosenrot der Wangen Schein,
Schwarz die Locken, die sich ringeln
Um die Stirn von Marbelstein!
Und du freust dich deutscher Siege,
Freu'st dich deutscher Geistestat, —
Hüte dich! — es schnüffeln Tschechen
Ueberall nach Hochverrat.

Den Deutschen in Oesterreich

Kreidefeuer Funken sprühend
Drohten einst des Korsen Schergen,
Darf ich Kreidefeuer zünden
Wo's allein gilt frechen Zwergen?
Ihr habt Oesterreich geschaffen,
Laßt euch nicht zu Slaven taufen,
Für der Phrasen Linsenschüssel
Wollt das Erbe nicht verkaufen.

Lust

Was süßer wohl als der süßeste Kuß?
Den Todfeind packen mit raschem Griffe,
Der dein Heiligstes in den Kot dir tritt, —
Ihn zappeln seh'n vor des Dolches Schliffe.
Und dennoch weiß ich ein süßeres fast:
Ihn hart auf den Boden zu drücken,
Und wenn er um Gnade zu winseln beginnt,
Des Weges ihn schweigend schicken.

Blut

Nicht wahr? das sind rauhe Noten,
Die ich euch hier vorgesungen!
Sanfter hat es in den Schulen
Eurem Kinderohr geklungen.
Doch in des Tirolers Adern
Fließen deutsch und wälsch zusammen.
Deutsch zu lieben, wälsch zu hassen
Weiß er stets mit echten Flammen.

Rat

Wollt den guten Rat ihr hören?
Schlagt nur, die auf euch geschlagen,
Gebt stets dreifach, zehnfach wieder,
Um Verlaub sollt ihr nicht fragen.
Stellt euch endlich mit dem Esel,
Den man quält, auf gleiche Stufe,
Zagend weicht zurück der Dränger,
Wenn er hebt die Eisenhufe.

Kreuzzug

Schwarze Hüte, rote Strümpfe —
Schaut sie an die Gottesstreiter,
Die Kanonenstiefeln donnern
Nieder von der Himmelsleiter.
Laßt euch, meine lieben Kinder,
Von den Krampussen nicht schrecken,
Das sind keine Kirchensäulen,
Sind nur alte morsche Stecken.

Taten

Wer bestreitet eure Schlachten?
Mit dem Schwert wißt ihr zu siegen,
Um dann schmählich als des Geistes
Sklaven vor Paris zu liegen.
Von dem Fremden unabhängig
Ist allein der stolze Brite,
Den Franzosen gegenüber
Seid ihr nur das Reich der — Mitte.

Vergangenheit

Stolz wie Phidias' Athene
Standst du, deutsche Heldenjungfrau,
Deinen Kaisermantel säumte
Fern im Süd die blaue Donau.
Und in deinem Diademe
Sah'n die Völker strahlend blitzen,
Wo die höchsten Adler fliegen,
Einst der Alpen Gletscherspitzen.

Tempora mutantur

Das ist der Zeiten Unterschied:
Den Ossa schob auf Pelion
Einst stürmender Giganten Kraft,
Zu stürzen Zeus von seinem Thron.
Wie die Polypen Korn auf Korn
Die Berge bau'n im tiefsten Meer,
So schafft ihr mit der Zwerge Hand
Jetzt Werke groß, gewaltig hehr!

Maschine

Gold'ne Zeit des Mittelalters! —
Dort galt noch des Mannes Tat;
In der großen Staatsmaschine
Bist du jetzt ein kleines Rad.
Wie seid ihr in Reih' und Gliedern
Nun so stramm diszipliniert!
Ach, die ganze Weltgeschichte
Wird euch nur noch kommandiert.

An die Turner von Triest

(Zum 16. Febr. 1886)

Auch an Adrias Gestad
Braust die Völkerflut,
Deutsche Turner frisch und frei
Steht mit treuem Mut.
Deutsche Turner ringt, gewinnt
Uns den Siegespreis,

Bindet an den Lorbeerzweig
Fest das Eichenreis.

Der Schwan

Was sollen eure Prachtpaläste,
Der Kolonnaden stolze Reih'n?
Der Mummenschanz, mit dem zu Tempeln
Sie feile Musenpfaffen weih'n?
Die Poesie läßt sich nicht fangen,
Sie gleicht dem freien, wilden Schwan,
Der, singend wie des Domes Glocke,
Zu Häupten euch zieht seine Bahn.

Stoff

„Einen Bauernbursch zu malen,
Der die Zither lustig schlägt,
Oder jene Flammensäule,
Die vom Boden Troja fegt:
Muß nach unsern Theorien
Gelten als die gleiche Kunst!" —
Nur ist Troja und der Bauer
Nicht das gleiche — mit Vergunst.

Firlefanz

Dort ragt das Bild auf dem Altare
Mit flachem Kopf und langem Schwanz,
Ihr huldigt ihm mit lautem Jubel, —
Es ist der Teufel Firlefanz.

Er hält ein Rohr in seiner Pfote,
Durch dieses seht ihr Großes — klein,
Und dreht er's um, ihr seht verwundert,
Daß plötzlich Kleines — groß muß sein.

Cornelius

Send' im Sturme deine Reiter
Nieder aus dem Reich der Geister,
Daß die Huf' im Sprung zerstampfen
All das Unkraut, großer Meister.
Laß zu diesem Weltgerichte
Mächtig die Posaunen dröhnen,
Sprenge wieder auf die Tore
Unserm Volk, — des Großen, Schönen!

Dante und Byron

Kannst du von Beatrices Aug' dich wenden,
Das dir den Himmel spiegelt hoch im Himmel? —
O, Dante, schau' hinab zur tiefsten Hölle,
Dort steht ein Mann verloren im Gewimmel.

Vor seinem Blicke zittern selbst die Teufel, —
Zu lieben wußt' er so wie du, zu hassen;
Reich' ihm die Hand und zieh' ihn aus dem Abgrund,
Nicht darfst du Byron in der Hölle lassen.

Optische Täuschung

Stoßt ihr euch im dunklen Raume
Rings an allen Dingen,

Werden euch die Funken hell
 Aus den Augen springen.
Und für Sterne möchtet ihr
 Keck den Schein verkaufen,
Ja sogar Philosophie
 Wagt ihr ihn zu taufen.

Wien

Ein Juwel im Riesenbecher,
 Ruhst du zwischen Korn und Reben,
Darum dürfen deine Kinder
 Freudig die Pokale heben.
Nur für kurze Augenblicke
 Mög' ein trotzig wildes Zürnen
Euch empört die Adern schwellen
 Auf den ewig heitern Stirnen.

Einst

Reiche Stadt der Babenberger
An dem Strom der Nibelungen
Denkst du, wie zu deutschen Harfen
 Einst das deutsche Lied geklungen?
Wie ein steingeword'nes Märchen
 Ragt dein Dom mit seiner Blume,
Und in Oesterreichs Wappen steigen
 Deutsche Lerchen ihm zum Ruhme.

Die Wienerinnen

Wer nur mag euch Engel nennen, —
Euch, die schönsten Erdenweiber;
Lockten doch die Söhne Gottes
Eure holden Götterleiber!
Daß ihr Helden uns erzeugtet,
Wie sie heischt die Schmach der Zeiten,
Die für ihres Volkes Ehre
Mit dem Balmung Siegfrieds streiten.

St. Stephan

Drück' den Helm auf deinen Scheitel,
Schwing' wie Speere die Fialen,
Wenn gleich frechen Mörtelbuben
Czechen trotzig vor die prahlen.
Doch du regst dich nicht; vorüber
Sind für Wien die großen Zeiten,
Um das Pilsner, um das Bayrisch
Hörst du auf der Bierbank streiten.

Phäaken

Mag man euch Phäaken schimpfen,
Weil ihr schlürft in vollen Zügen
Aus dem Wollustkelch des Lebens
Unerschöpflich das Vergnügen.
Kehr' ich doch, ein müder Wand'rer,
Gern zurück in eu're Mauern,
Denn ihr laßt als lust'ge Vögel
Den Nachteulen nur das Trauern.

Auf dem Kahlenberge

Droben auf dem Kahlenberge
  Träumt' und sann ich oft wie gerne!
Dort das Böhmerwaldgebirge,
  Die Karpathen in der Ferne.
Glocken, Rosen, Maienblüten,
  Band ich mir zum bunten Strauße,
Diese Slaven-Trikolore
  Paßt zum Babenberger Hause.

Der Ost

Zwischen Buchen wilder Hopfen,
  Unten reift die süße Traube,
Auf dem Nibelungenstrome
  Schwimmt mein Hoffen und mein Glaube.
Flatternd stolz im Morgenwinde
  Zieh'n mit dir einst uns're Fahnen
Bis zum fernsten Oriente, —
  Denn der Ost ist des Germanen.

Der Adler

Es ist der Adler schwindelfrei,
  Zum Himmel will er schweben,
Ihr Armen habt es nicht so schön,
  Ihr müßt am Boden kleben.
Die warmen Nestlein werdet ihr
  Nach alter Sitte bauen,
Und geht es mit den Flügeln nicht,
  Könnt ihr doch aufwärts schauen.

Poesie

Soll genügen noch die Klage,
Wenn ein Schmetterling gestorben,
Oder daß ein blonder Jüngling
Nicht des Mägdleins Gunst erworben?
Sink' als mater dolorosa
Vor dem Kreuz der Menschheit nieder,
Und durchbohrt von sieben Schwertern
Wag' zu singen deine Lieder.

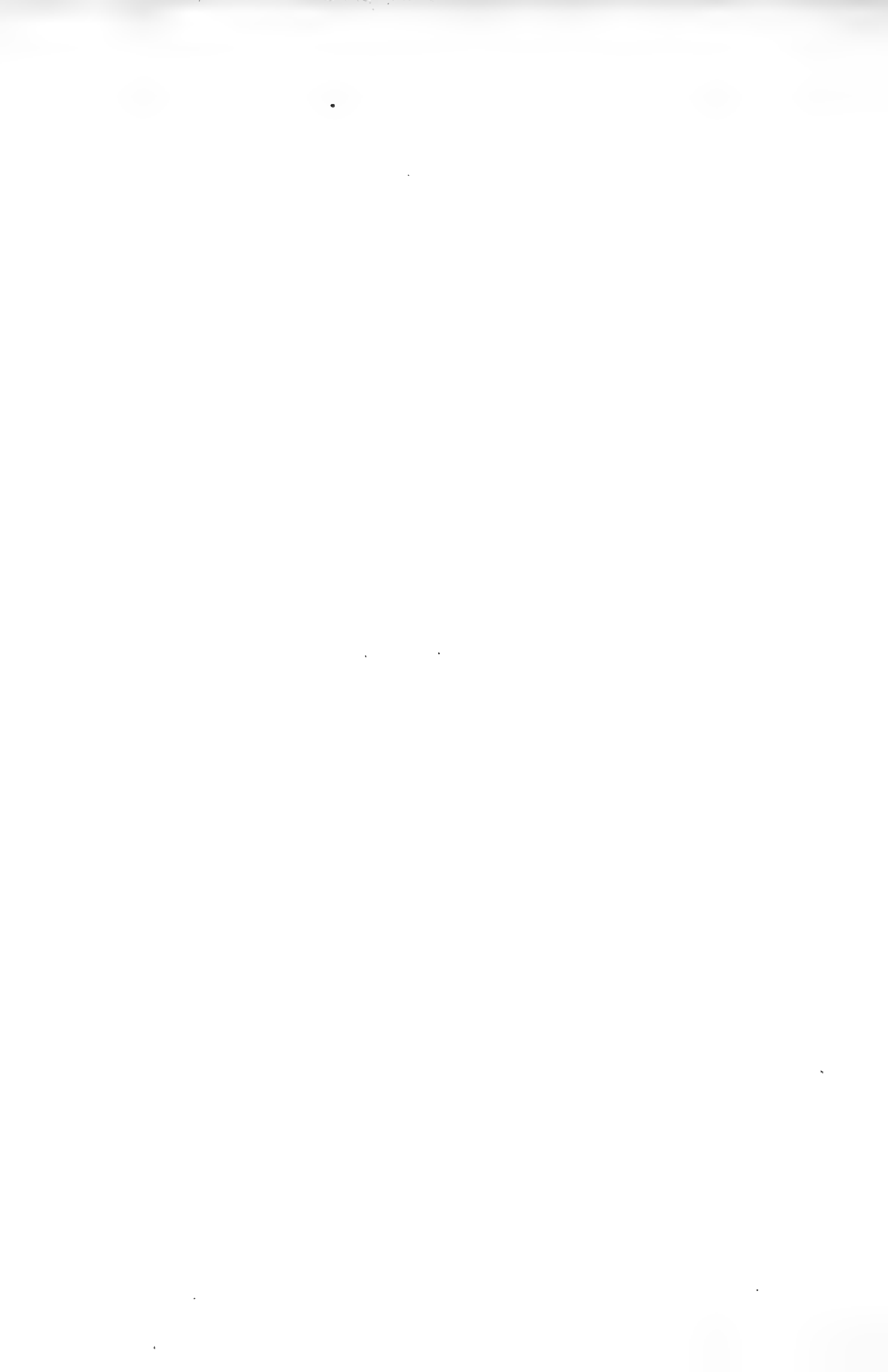
Abschied

Chronos mit der scharfen Sichel
Treibt mich aus dem Venusberge,
Dort am Acheron erwartet
Mich bereits der schwarze Scherge.

Doch mit einem Kranz von Astern
Schmück' ich noch des Kahnes Planke
Und ich schwing' ein Glas Vöslauer
Lachend an des Orkus Schranke.



Arabesken



Die Tiere

Wählt ihr uns zum Wirtshausschild?
Wählt ihr uns zum Wappen?
Leider scheint's, will hier und dort
Der Vergleich nicht klappen.
In der Fabel leiht sogar
Ihr uns eure Züge,
Doch wir sind stets, was wir sind,
Wissen nichts von Lüge.

Darum nehmt uns als Symbol
Euer Tun zu decken,
Nur in unsre Häute sollt
Ihr euch nicht verstecken.

Der Adler

Der Adler ist im Grund ein Lump,
Er könnt' herunten bleiben,
Er braucht sich über Wolken nicht
Dort stolz herum zu treiben.
Wir täten ihn auf unsrem Hof
Mit Weizenkörnern mästen
Und setzten ihn am Sonntag dann
Gebraten vor den Gästen.

Der Wolf

„Sieh' mich, hör' mich, wie ich heute
Faste, heule, dir zu Ehren,
Schrie der Wolf; — schick' eine Beute
Deinen eignen Ruhm zu mehren." —
Spottend rief ein weiser Rabe:
„Soll die Not dich beten lehren?
Ganz umsonst! — Wenn eine Gabe
Nicht der Zufall will bescheren.
Darum schiele nicht nach oben,
Daß die Kinder dich verlachen,
Willst du einen Herrgott loben? —
Das Gebiß in deinem Rachen!"

Der Hirsch

Im Walde liegt der Hirsch gestreckt,
Das Füchslein grinst und bellt,
Das Füchslein, das er in die Luft
Mit dem Geweih sonst prellt.
Die Brüder ladet er zum Fraß,
Sie lecken froh den Schweiß,
Sie halten öff'ne Tafel heut, —
Das Blei gewann den Preis.
Paßt auf! wo andre sä'n, da ist
Für euch die Ernte leicht
Und wo der Aar nicht fliegen kann,
Oft noch das Füchslein schleicht.

Der Pfau

Es stellt der Pfau im Prachtornat
Sich vor dem Vögelchore, —
Und hätt' er rote Strümpfe an,
So wär' er Monsignore.
Und schritt er vor den andern erst
Daher auf roten Sohlen,
So tät aus ihrem Futter er
Wohl gar den Zehent holen.
Sie müßten dann beim Hochamt ihm
Demütig ministrieren:
Bei der Kapelle soll der Specht
Den Taktstock rüstig führen.
Der Dompfaff kriegte seinen Teil,
Noch mehr die schwarze Krähe,
Der lange Storch, der würd' Hatschier,
Daß er zur Ordnung sehe.
Doch ach! Die ganze Herrlichkeit
Sie kann nicht recht gedeihen,
Die Ursach' ist, daß rote Strümpf'
Ihm Gott nicht will verleihen.

Unerreichbar

Unter einem grünen Baum
Saß betrübt ein Kätzlein
„Warum fällt mir nicht herab
Von dem Ast das Spätzlein?" —
„Kätzlein steig' herauf zu mir,
Bin dir sehr gewogen!"

Kätzlein steigt, das Spätzlein ist
Schon davon geflogen.

Die Biene

Hätt' die Biene Honig nicht
In den Stock getragen,
Hätte mit der Tatze sie
Nicht der Bär erschlagen.

Der Affe

Was soll der junge Affe lernen?
Er ist so weise, wie die Alten!
Er trägt ja schon auf Stirn und Wange, —
Siehst du es nicht? — die gleichen Falten.

Die Schlange

Hat sich die Schlange gehäutet auch,
Sie kriecht doch wieder auf dem Bauch.

Der Maulwurf

Maulwurf ist ein Erzprofessor;
Mit geschloßnen Augenlidern
Hält er drunten einen Vortrag
In der Höhle seinen Brüdern.
„Ueber uns, — sie heißens Himmel, —
Soll ein Ding, die Sonne kreisen,
Das ist eine dumme Lüge,

Klar will ich es jetzt beweisen.
Erstens sagen es die Menschen, —
Toren, wie leicht zu ermessen!
Denn nicht gelten Engerlinge
Ihnen für Delikatessen.
Zweitens sind wir große Denker,
Die im tiefsten Grunde graben,
Schwerlich könnt ihr euch erinnern
Je das Ding geseh'n zu haben.
Das ist folglich nur ein Märchen,
Läßt vernünftiglich sich schließen!"
Mit den Pfoten klatschen alle:
„Großer Meister, sei gepriesen!"

Das Irrlicht

„Besser bin ich als die Sonne,
Rief das Irrlicht auf der Pfütze,
Weil ich, wenn auch Wolken dunkeln
Einsam noch im Schilfrohr blitze.

Darum singen mir zu Ehren
Zwischen Binsen stets die Unken,
Hören könnte sie die Lieder,
Wär' sie nicht im West versunken.

Sternlein oben, Irrlicht unten —
Jedes glänzt an seiner Stelle,
Sternlein oben, Irrlicht unten —
Gleich sind wir an Ruhm und Helle!

Daß die Sonne darf erscheinen,
Ist nur Gnade von uns beiden,

Schwerlich gäb' es einen Morgen,
Wollten wir uns nicht bescheiden.

Sternlein oben, Irrlicht unten!
Uns allein gebührt die Ehre,
Weil, wenn wir es nicht erlauben,
Weder Tag noch Sonne wäre!"

Die Sonne

Eine Kugel ist die Sonne, —
Die vollendetste Gestalt!
Eine Kugel ist der Tropfen,
Der als Regen niederwallt.
Was Gesetz ist für das Weltall,
Soll für dich Gesetz auch sein:
Schließ' harmonisch dich zur Einheit
Bist du groß nun oder klein.

Die Sonnenuhr

(22. 9. 97)

„Dieses wäre jetzt die Stunde?
Auf! Die Sonnenuhr zerschlagen!
Weil nun für den Lauf der Zeiten
Wir das Maß im Kopfe tragen."

Doch die Sonne wandelt ruhig
Hoch am Himmel ihre Kreise,
Und es bringt auch eure Weisheit
Sie nicht aus dem alten Gleise.

Die Wespe

Einst beklagte sich die Wespe:
„Warum denn verfolgt ihr mich?
Hab' ich niemals doch gestochen,
Tückisch weder dich, noch dich!" —
„Aber den und den — du falsche,
Wie es eben dir gefiel,
Darum stirb, so wird dann niemand
Deines bösen Stachels Ziel."

Der Fuchs

„Logisch ist's: für uns geschaffen
Hat der Herrgott Huhn und Taube! —
Sprach der Fuchs, — an diesem Dogma
Halte fest der fromme Glaube."

Der Esel und der Bär

Dem Esel wollt' es nicht behagen
Den Kornsack länger fort zu tragen;
Bedenklich schüttelt er die Ohren:
„Bin ich zur Freiheit nicht geboren?
Hat nicht sogar die kleine Maus
Im Acker dort ihr eigen Haus?
Und ich bin groß!" — Er ward hoffärtig
Und aus der Hoffart ungebärdig:
Den Müller warf er in den Bach
Und beide Säcke hinten nach.
Dann sang er, daß im grünen Wald
Es lustig durch die Bäume hallt,

Und sprang und lief; — dort floß ein Quell
Aus einem Felsen klar und hell.
Im Grase lag bequem ein Bär,
Nicht hat er Durst, doch Hunger mehr;
Den tat der Esel freudig grüßen
Und wollt' ihn fast vor Wonne küssen:
„Im freien Walde sind wir gleich
Wie Brüder in dem Himmelreich,
Denn hab' ich läng're Ohren auch,
So ist doch Hochmut nicht mein Brauch!" —
Der Bär — brumm brumm! tat sich erheben:
„Du kannst ein gutes Frühstück geben!" —
Zu Boden hat er ihn geschlagen,
Was sollt' er nach dem Stammbaum fragen?

*
* *

Ihr Esel, tragt die strenge Zucht,
Sonst führt zum Bären euch die Flucht,
Der mit den rohen Tatzen geigt
Und euch die wahre Freiheit zeigt,
Daß bei dem Tanz ihr Leib und Leben
Dem Spielmann müßt als Trinkgeld geben.

Der Kater zur Katzin

„Unsern Haushalt zu bestellen
Ist bisher mir leicht gelungen:
Du versorgst dich selbst mit Futter
Und ich fresse auf die Jungen."

Der Krebs

„Euer Glück will ich begründen!“
Sprach der Krebs zu seinen Jungen,
„Hört ihr, wie auf allen Straßen
Nur vom Fortschritt wird gesungen?
Darum ändert eure Mode,
Nicht mehr rückwärts sollt ihr wandern,
Wollt ihr euer Bestes suchen,
Folgt dem Beispiel doch der andern!“
Und so trat er an die Spitze
Seine Lieben vor zu führen,
Aber ach! trotz aller Mühe
Konnt' er rückwärts nur marschieren.

Der Storch

Kam der Storch auf langen Beinen
Uebermütig wie ein Brite
Voll Verachtung für den Maulwurf,
Weil der kroch nach alter Sitte.
Dieser sprach zum fremden Gaste,
Der ihn maß mit stolzen Blicken:
„Will ich — dir gleich — Würmer fressen,
Brauch' ich mich nicht erst zu bücken!“

Der Elefant

Fliegen will der Elefant,
Alle Vögel lachen,
Auf den Boden stürzt er hin,
Daß die Knochen krachen.

Der Dudelsack

Zur Orgel sprach der Dudelsack:
„Sieh'! meine Lieder packen,
Nach meinen Tönen drehen sich
Kroaten und Slovaken.
Beifällig stampfen sie den Takt
Gleich ausgelassnen Pferden
Und willst du etwas gelten noch
Mußt du volkstümlich werden!"

Die Glocke und die Lerche

Die Glocke:

Zu der Lerche sprach die Glocke:
„Feierlich ertönt mein Klingen!
Und du wagst es unbescheiden
Ueber meinem Kopf zu singen?" —

Die Lerche:

„Nicht auf deinem eignen Fittig
Stiegst du zu des Turmes Scheitel,
Fremde Hand nur macht dich tönen,
Darum Freundin — sei nicht eitel!
Doch mein Lied — der kleinste Triller
Dringt empor aus freier Kehle
Und wohin mich trägt mein Fittig, —
Dient er nur der freien Seele."

Das Fräulein

Gänslein, Gänslein, Gänslein weiß,
Gänslein auf der Weide,
Wie du schwänzelst mit dem Steiß,
Keusch im Unschuldkleide!

Watscheln kannst du, fliegen nicht
Aus dem feuchten Grase,
O du Engelsangesicht
Mit der gelben Nase!

Die Wasseramsel

Aus dem grauen Morgennebel
Steigt die Sonne, wie ein Traum,
Reich geschmückt mit Silberfransen
Glänzt im Froste Baum an Baum.

Rauch verhüllt des Stromes Fluten
Und in Schollen treibt das Eis,
Auf der größten steht und zwitschert
Laut ein Vöglein braun und weiß.

Denkt's an den entschwund'nen Sommer?
Sinnt es auf den nächsten Mai?
Oder ist der Zeiten Wechsel
Froher Gast! — dir einerlei?

Die Trespe

Stolz erhob sich einst die Trespe
Aus der jungen grünen Saat:
„Könnt ihr meinen Rang bezweifeln?
Weizen bin ich in der Tat!"
Prahle nur, bis unbarmherzig
Ueber dich der Jäter kommt,
Liegst du welkend auf der Straße,
Hat der Platz dir nicht gefrommt.

Frösche

„Hätten Zähne wir, so wollten
Wir mit Storch und Kranich kämpfen,
Hätten wir doch scharfe Zähne
Ihren Uebermut zu dämpfen!" —
„Hättet ihr auch scharfe Zähne,
Tätet ihr nach alter Sitte; —
Wenn der Storch, der Kranich käme,
Sprängt ihr in des Sumpfes Mitte."

Die Rübe

„Warum stellt man diese Blumen
Auf den Tisch zur Zier?
Darf sich an Gesundheit eine
Wohl vergleichen mir?"
So beklagte sich die Rübe
Zornig auf dem Feld,
Dennoch hat man in der Küche
Sie an's Feu'r gestellt.

Lehre

Es sprach die alte Viper einst
 Zu ihrem Töchterlein:
„Du sollst dich wagen nur hervor
 Bei warmem Sonnenschein.
Und wenn — vielleicht durch eigne Schuld, —
 Dir irgend was mißlingt,
So beiße, daß den Vordermann
 Dein Giftzahn schnell bezwingt!"

Naturlaut

„Im Naturlaut sollt ihr singen!"
Simpel haben es vernommen
Und es ist der Geist der Dichtung
Plötzlich über sie gekommen.
Schäflein, Schöpse, Ziegen hör' ich
Lustig schon im Chore blöken,
Daß nichts fehle, sei zu stinken
Auch gestattet allen Böcken.

Die Farben

Die Farben all zusammen,
 Die stritten um ihr Recht,
Denn herrschen wollte jede
 Und keine werden Knecht.
Da kam ein großer Meister, —
 Fragt nur, wo solche sind?
Der goß in einen Hafen
 Die Farben jetzt geschwind.

Besudelt war des Purpurs
Erhab'ne Kaiserpracht,
Doch höhnisch hat vor andern
Das Schwarz dabei gelacht.
Das Gelb, das Blau verloren,
Eine niedres Grau gewann . . . .
Und dieser Maler ist euch
Eine hochgeehrter Mann.

Der Sauerkohl

Bei den Blumen nah und weit
War ein groß Gedränge
Und man hörte scharfen Streit
Ueber Kürze, Länge.
Plötzlich rief der Sauerkohl:
„Dicke nur entscheidet,
Und da gibt es keinen wohl,
Der mich nicht beneidet!"

Die Fledermaus

Du bringst in einem Vogelhaus
Zu Markt die edle Fledermaus.
Sie spreitet sich und piepst und schreit,
Doch hat's zur Nachtigall noch weit,
Und dennoch sammeln sich die Laffen,
Das Wunder staunend zu begaffen.

Wer darf noch lachen? — Weltbekannt
Sind ja die Leutchen und ihr Land! —

Der bietet viel, und jener mehr
Sie streiten lärmend hin und her
Und hätten sich bald blau geschlagen:
Wer heim den Vogel dürfe tragen.

Drum hast du eine Fledermaus
Biet' auf dem Markte keck sie aus.

Die Schwalbe

Jeden Frühling hat die Schwalbe
Von Egypten heim gefunden
Und sie trägt Hieroglyphen
Uralt an den Schwanz gebunden.
Wer Philosophie betrieben,
Kann sie deuten nach Belieben.

Naturrecht

Einsamkeit, so weit der Blick nur
Ueber's Land vermag zu reichen —
Armer Wandrer, fort in Eile,
Siehst du dort den Tiger schleichen?

„Hab' ich dich!" — er packt ihn grimmig,
Wirft ihn auf die Erde nieder
Und die scharfen Klauen schlägt er
In des Mannes schwache Glieder.

Auf zum Himmel fleht er, schreit er —
Sieh da kommt der Leu gesprungen
Und dem Tiger hat er brüllend
Schon die Beute abgezwungen.

„Darfst du morden, Straßenräuber?
Wo den Frieden ich geboten?
Flieh! — schon hob er seine Tatze, —
Oder du liegst bei den Toten!“

Dann zum frohen Wandrer sprach er:
„Willst du dich vom Boden heben?
Hab' ich dir nicht Recht gesprochen?
Doch die Sporteln zahlt dein Leben.“

Der Hahn

Einen Hahn, den Herrn des Hofes,
Hatte frech der Fuchs geraubt,
Die verwaisten Hühner suchten
Traurig sich ein neues Haupt.

Seinen Busch, die Sichelfedern,
Zeigte prahlend der Kapaun,
Alle huldigten; dann schwang er
Statt des Hahns sich auf den Zaun.

Doch es rief die alte Henne:
„Schwestern, ihr habt schlecht gewählt,
Nützen euch die stolzen Federn,
Wo der Sporn zum Reiten fehlt?“

Schön

Stacheln schützen meine Träubchen
Sauerdorn rot wie Korallen,
Und daneben blaut die Schlehe:
Fremdling, laß es dir gefallen.

Korn und Rebe mag dir nützen, —
Ziehe finster nicht die Brauen! —
Bieten wir auch keine Frucht dir,
Sind wir schön doch anzuschauen.

Erntekranz

Mag das goldne Korn gedeihen,
Das uns alle nährt,
Sei dem Mohn auch, der Cyane
Hier ein Platz gewährt.

Steht das Korn in hohen Garben
Auf dem Feld gereiht,
Wird der Erntekranz ihm gerne
Noch als Schmuck geweiht.

Der Hopfen

„Gleichen sich doch uns're Blätter!
Meinst du, daß ich Streit verlange?
Kletterst du empor zur Ulme,
Klimm' ich an der schlanken Stange.

Schmückt den Hesperidengarten
Voll und schwellend deine Beere,
Ist mein würzig gold'nes Zäpfchen, —
Schön wie sie! — des Nordens Ehre.

Immer wird Gambrin und Bachus
Arm in Arm die Krone tragen,
Tauschen soll der Nord, der Süd stets
Edlen Trank in vollen Wagen."

Der alte Baum

„Was blüht so spät der alte Baum?
Er kann die Frucht nicht reifen!“
Er blüht nur, weil er blühen muß,
Mögt ihr die Axt auch schleifen.

Herbst

Blätter hängen spät im Herbst
An den Zweigen immer,
In der hellen Sonne prangt
Rot und gold'ner Schimmer.

Gestern kam ein scharfer Frost,
Laub folgt stets dem Laube,
Rieselt auf dem Boden hin,
Mischt sich trägem Staube.

Heute wirbelt es im Sturm
Mit dem Schein des Lebens,
Aber eines Vogels Lied
Horchest du vergebens.

Pappel und Tanne

„Wie Soldaten, hohen Wuchses
Zieh'n wir vorwärts an den Straßen,
Droben an der grauen Felswand
Stehst du traurig und verlassen.

Mit den schwarzen, rauhen Tangeln
Darfst du dich nicht stolz erheben,

Während in der Sonne funkelnd
Uns're gold'nen Blätter beben."

„Steh'n will ich zu Trotz dem Sturmwind,
Ausgesetzt des Himmels Blitzen,
Wenn dich heißer Staub umwirbelt,
Wagen dich mit Kot bespritzen.

Prahl' nur mit den gelben Blättern,
Welche dir der Herbst geliehen,
Bis sie mit dem nächsten Lufthauch
Fort in alle Weiten fliehen.

Deine Zweige, nackte Besen
Mögen dann die Nebel fegen,
Während warm um meinen Stamm sich
Schützend noch die Tangeln legen.

Und der Lenz? — Wo Sperlingsschwärme
Zwischen deinen Kätzchen brüten?
Doch an diesem rauhen Schafte
Steigen Flämmchen dann als Blüten.

Jetzt genug! Mit deinem Holz kann
Niemand einen Ofen heizen,
Ohne Nutzen, ohne Schönheit! —
Warum mußtest du mich reizen?

Laß mich doch in alle Zukunft
Ruhig auf dem öden Steine,
An der Straße sucht und findet
Ueberall man das Gemeine."

Der Orangenbaum

Der Orangenbaum trägt Blüten
Während noch die Früchte reifen,
Alter Dichter, warum willst du
Dieses Beispiel nicht begreifen.

Perlen

Kurz hat des Schicksals Hand bemessen
Den Faden deiner Lebensbahn,
Willst du ihm Wert verleihen, reihe
Wie Perlen edle Taten dran.

Der Gast

Ladet mit den scharfen Krallen
Sich der Falk zu Gast,
Wird zerrissen auch die Taube,
Die er gierig faßt.
Daß Besitzen meist — Verlieren,
Weiß ich nur zu gut,
Darum fessl' ich meine Hände
Mit entschloss'nem Mut.

Die Leier

Maienpfeifen, Kindertrommeln
Magst du dir zum Spiel erküren,
An der Leier ehr'ne Saiten
Soll ein Schwächling niemals rühren.

Ameisen

Ameisen, ein Völkchen fleißig und gut, —
Die sammelten Abfall und Splitter,
Sie bauten rüstig ein Haus für die Brut
Und schützten's als wackere Ritter.
Und niemand mißgönnt ihnen Sonne und Licht,
Als sie die Heimat sich schufen,
Und dennoch traf sie das Strafgericht:
Ein Roß mit wuchtigen Hufen.
Was mußten sie neben dem Wege bau'n,
Den es zufällig gekommen,
Gab es doch andre Plätzchen, traun! —
Dort blieb's ihnen unbenommen.
Das wird wohl das tragische Schicksal sein,
Wie's unsre Dramatiker malen:
Ein Roß stampft dir ins Leben hinein
Und du magst die Schuld dann bezahlen.

Der Tau

Verdunstend mag am Sonnenstrahl
Der Tau zum Himmel schweben,
Denn seine Pflicht hat er getan:
Er schuf ein Blumenleben.

Die Distel

Steif im starren Stachelpanzer
Prangt der Distel Purpurhaupt,
Und sie prahlt: „Noch keiner hat mir
Je das kleinste Blatt geraubt.

Kaisermantel, Perlenfalter,
Schmückt mich mit dem Schwingenpaar,
Denn das gleiche zieht zum gleichen
Und vereint sich immerdar!"
Ob's der Esel wohl vernommen?
Sieh, er rennt im Trab heran,
Und der Distel stolze Blume
Sinkt vor seinem rohen Zahn.

Der Fliegenschwamm

Auf des Mooses weichem Polster
Dort im Schatten einer Buche,
Stand ein Fliegenschwamm gar prächtig
Eingehüllt im Scharlachtuche.
Und er rief hinauf zum Baume:
„Deine Frechheit muß mir weichen,
Soll die Welt mich frei bewundern,
Fällst du vor des Beiles Streichen!"
Kaum daß sich die Buche regte, —
Nur ein Säuseln in den Aesten:
„Seit Jahrhunderten schon sah ich
Tausende von solchen Gästen.
Mit den Fliegen magst du sterben,
Die du angelockt zum Naschen,
Und der nächste Regen wird schon
Deine letzte Spur verwaschen!"

Absolutismus

(Louis XIV.)

Die Saat gedeiht, es reift das Korn
Und sinkt in langen Schwaden,
Und mit der Fracht des Weinbergs sind
Die Kufen schwer beladen.

Der Fürst schaut's allergnädigst an
Des Abends vom Balkone:
„Wie glücklich sind die Völker, seit
Wir sitzen auf dem Throne.

Drum müssen sie uns danken auch
Und zahlen neue Steuern,
Wir lassen Waffen und Montur
Fürs ganze Heer erneuern.

Die Untertanen sollen dann
Zu Gott die Hände heben;
Er mög' uns noch zu ihrem Wohl
Ein langes Leben geben!

Die junge Fliege

Stolz im blauen Ringelpanzer
Schwang sich auf die junge Fliege,
Ob sie nicht im kühnen Wettflug
Selbst den Adler noch besiege.

Doch da weht' ein leiser Windhauch,
Warf sie in den Schlamm der Pfütze;

Eine Hummel fragte spottend:
Was der Hochmut ihr jetzt nütze?

Warum sogest du nicht ruhig
Mir zur Seit' an einer Blume?
Wenn ein Frosch dich frißt, was hast du
Wohl vom Streben nach dem Ruhme?

Schwere Tropfen an den Flügeln
Hatt' die Fliege sich geborgen,
Und sie dachte: Um den Spott nicht
Brauchst zum Schaden du zu sorgen!

Der Magnet

Zum Magnete sprach das Eisen:
„Zieh' mit voller Kraft mich an,
Denn so ward uns vorgezeichnet
Ewiger Gesetze Bahn!"
Aber der Magnet erwidert:
„Hüllt dich Rost und Ruß nicht ein?
Wo die Kräfte wirken sollen
Sei zuvor der Stoff auch rein!"

Die Katze

Hört, die Katze hat gekatzelt! —
Kündet es mit der Trompete,
Denn erfahren muß die Welt es,
Wie's geziemt der Etikette.
Dies Familienereignis —
Wichtig ist's für Musikanten,

Weil die Katzenmusik Katzen
Einst zum Heil der Welt erfanden.

Der Geier

Einen Geier fing ein Bub'
Jung aus seinem Neste,
Und er gab als Futter ihm,
Was er fand, das — Beste.
Butterschnitten, Zuckerbrot; —
Das mocht' er nicht nehmen, —
„Sollst zum Fressen endlich dich," —
Rief der Bub, — „bequemen!"
Doch der Geier konnte „Ja!"
Konnte „Nein!" nicht sagen,
Und so hat die bitt're Not
Er drei Tag' ertragen.
„Laß dir's, wie die Drossel hier,"
Sprach der Bub, „gefallen!"
Doch der Geier reckte sich
Griff sie mit den Krallen.
Und er fraß sie ungerupft,
Ließ den Jungen klagen,
Bis ihm der mit rascher Hand
Umgedreht den Kragen.
Seiner Drossel grub betrübt
Er ein Grab im Garten,
Den Verbrecher sollte noch
Schmach und Spott erwarten.
Buben zerrten ihn am Strick
Schimpflich auf dem Platze,

Bis sie ihn beschmutzt, zerzaust
  Schenkten einer Katze.
„Butterschnitten, Zuckerbrot
  Nahm er nicht, der Racker,
Hätten wir ihm doch gebracht
  Eine Maus vom Acker.
Denn für einen solchen Kropf
  Ziemt nur solche Speise!“ —
Macht es nur ein Bube so? —
  Manchmal auch der Weise!

Die Fliege

Juli war's, ein klarer Tag
  Und die Sonne brannte,
Fliege lud zur Hochzeit ein
  Freunde und Bekannte.
Und sie brummten, summten schon,
  Funkelnd von Geschmeide,
Grün und blau; — der trug sogar
  Gold an seinem Kleide!
Braut und Bräutigam sind auch
  Keine armen Schlucker,
Denn auf einem grünen Blatt
  Lag ein Stückchen Zucker.
Hochmut kommt stets vor dem Fall, —
  Bremsen, Schnaken, Mücken
Wollten zur Gesellschaft noch
  Um die Schwalbe schicken.
Zwitschernd, schnell im raschen Flug
  Kam sie her geschwungen,

Und mit einem Schluck hat sie
Schon das Paar verschlungen.
Daß ein jeder gleich und gleich
Sich zur Hochzeit lade!
Herzerschütternd, rührend zart
Mahnt euch die Ballade.

Die Spinne

„Schnöder Undank! — ruft die Spinne,
Kaum erst aus dem Ei gekrochen
Freßt ihr schon die eigne Mutter;
Sagt, was hab' ich denn verbrochen?"
„Wolltest du wohl deiner Mutter
Einst den herben Tod ersparen?
Was wir dir getan, das werden
Von den Kindern wir erfahren!" —

Das Nest

Als im Herbst die Blätter alle
Wild zerblies der rauhe West,
Hing an den entblößten Zweigen
Noch ein kleines Finkennest.
Moos und Halme zart verflochten
Schaukelt es hoch in der Luft,
Als ich hinsah, — wie erstaunt' ich, —
War's nur eine Totengruft.
Zwar die Flügel ausgebreitet,
Saß noch treu das Weibchen dort: —
Eine Leiche! — und die Eier

Waren unter ihr verdorrt.
Fiel das Männchen einem Geier,
Blieb ihr so die Nahrung aus?
Ueberrascht sie Frost und Hagel?
Liebe band sie an das Haus.
Rührend Bildchen! — Trug und Lüge
Heckt in eurem Herzen nur,
Doch das echte Gold der Treue
Zeigt uns unverfälscht Natur.

Par nobile

Löw' und Adler trafen sich
Einst am Saum der Wüste,
Selbstverständlich war es, daß
Fürst den Fürsten grüßte.

Und sie sehnten sich voll Schmerz
Nach den alten Zeiten,
Wo die Menschen nicht ihr Recht
Wagten zu bestreiten.

„Nicht mehr züchten sie für uns
Schafe jetzt und Rinder,
Ehre war es, packten wir
Ihre eignen Kinder!"

So der Aar, der Löwe drauf:
„Unser Recht zu messen,
Wär's genug, daß Mensch und Tier
Wir in Gnaden fressen."

Pan

Ein philosophischer Esel sprach
Zu einem sterbenden Pferde:
„Du kehrst zurück in das große Pan,
Den Schoß der Allmutter Erde."
Das rief: „Mich geht das Sterben an,
Erspar' den albernen Segen;
Wenn ihr mich nicht in Würste verhackt,
Könnt ihr in das Grab mich legen."

Die Krähe

Im Gebüsch da steigt die Krähe
Rauh und ruppig auf und nieder,
Einen Goldfasan erblickt sie
Mit dem schimmernden Gefieder.

„Eitler Tor! — schreit sie entrüstet,
Schämst du dich nicht so zu prahlen?
Wahrlich groß und edel ist's nicht
Nur mit Selbstlob zu bezahlen!"

Der Fasan erwidert lächelnd:
„Wie ich bin, so bin ich eben,
Was wir sind, du strenger Cato
Haben wir uns nicht gegeben!"

Der Uhu

Ein Uhu ist Professor,
Er heißt der Schnabelweit,
Ein andrer kommt geflogen,

Es ist der Habdenstreit.
Der erste fängt ein Mäuslein,
Der zweite frißt es auf,
Da müssen beide fliehen,
Die Sonne steigt schon auf.
Wenn sich die Pfaffen zanken,
Laß ruhig es gescheh'n,
Dem Tageslichte können
Sie doch nicht widersteh'n.

Petz

So ging er endlich doch ins Netz —
Des Waldes freier Sohn, — Herr Petz!
Und wie er auf und niederwallt
Im engen Käfig eingestallt, —
Er kommt doch nimmermehr vom Fleck
Und knetet stets den alten Dreck.
Es trifft nur Spott den armen Gauch
Wie's eben bei den Menschen Brauch,
Doch was ihn treibt? Sie raten's nie:
Ob Politik? — Philosophie?

Der Ur

Auf dem gleichen Anger trafen
Sich das Pferd, der Ur zur Weide,
Eines fremd dem andern maßen
Sich verwundert langsam beide.
Jener trug die wilden Locken
Auf der Stirne wild verschlungen,

Rot das Auge, stark die Hörner
Und den Nacken kurz, gedrungen.
Dies — am Huf die Eisensohlen
Tänzelte gleich einem Kinde,
Durch die Mähne flochten zierlich
Riemen sich, ein Spiel der Winde.
Da besann der Ur sich endlich:
„Mußt' ich dich nicht schon erblicken?
Trugst du ein zweibeinig Tier nicht
Unterwürfig auf dem Rücken?
An dem Maule hin und wider
Zerrt' es dich!" — „Ja mit dem Zügel!"
„Einen Höcker auf der Groppe" —
„Ja den Sattel mit dem Bügel!" —
„Warum beugtest du den Rücken
Seinem frechen Stolz zum Throne,
Warum schleuderst du's nicht wiehernd
In die Luft mit kaltem Hohne?" —
„Wärst du etwas mehr gebildet,
Tät'st du nicht so töricht schwätzen,
Würdest fröhlich vor der Krippe
Dich mit uns am Hafer letzen.
Ließest gern die rauhen Borsten
Mit dem Striegel glätten, schlichten, —
Dich anstatt im Wald zu irren
Gern nach höh'rer Weisheit richten!" —
„Hat dich die Natur geboren
Mit dem Sattel, mit dem Zaume?
Gleiches Recht besitzen alle
Auf dem freien Erdenraume.
Tränkt uns nicht ein jeder Bronnen?

Soll uns je das Futter mangeln?
Lieber als an deiner Krippe
Freß' ich rohe Fichtentangeln.
Will er Knechtung, soll der Krieg stets
Zwischen Mensch und Ur bestehen,
Und so werd' ich als ein Freier
Mit den Meinen untergehen.
Aber eh' ich ihm erliege,
Bohr' ich ihn noch in die Weiche;
Meinem Blut mischt sich das seine,
Neben mir liegt er als Leiche.
Dieses nenn' ich männlich sterben —
Frei zum letzten Atemhauche!
Geh' du Tropf und frohnd' als Knecht stets
Deiner Eitelkeit, dem Bauche."

Der alte Hund

Einen Karren schwer geladen
Zog ein Hund jahraus, jahrein,
Wenig Brocken, viele Prügel, —
Soll er nicht zufrieden sein?
Alt und schäbig sah er keuchend
Auf zum Himmel in der Not:
„Redlich tat ich meine Pflichten,
Kann nichts helfen als der Tod?" —
Und je mehr die Kräfte schwanden
Um so schwerer ward die Last,
Bis ihn endlich die Verzweiflung
Noch am letzten Tag erfaßt.
Auch ein alter Hund hat Zähne!

Und er brauchte sie voll Mut,
Daß die Quäler heulend flohen,
Aus den Wunden troff das Blut.
Meine Lieben, laßt euch sagen:
Duldet nicht in stummer Ruh',
Auch ein alter Hund hat Zähne, —
Und er hat das Recht dazu.

Der Orangutang

Für euch ist der Orangutang
Des Lebens größter Meister,
Er wohnt auf hohen Bäumen nur
Und süße Früchte speist er.
Und drückt ihn eine Sorge noch,
Hat er gefüllt den Ranzen,
So findet Weiblein er genug,
Die Rasse fortzupflanzen.
Bewirft er euch zum Spaß mit Kot,
Dann rühmt euch vor den andern;
Wollt ihr ihn seh'n? — Ihr braucht gar nicht
Nach Afrika zu wandern.

Weltordnung

„Endlich du verfluchter Geier
Hat dich eingeholt das Blei
Und die Todesstrafe zahlst du
Für die Morde mancherlei."

„Dies mag für die Zukunft gelten!"
Sprach zum Jäger drauf der Hahn,

„Aber wird ein Huhn lebendig,
Das er früher abgetan?“ —

In Egypten

Heilig ist das Krokodil
Wenn es uns nur fressen will!
Pflücket Blumen, windet Kränze,
Ordnet frohe Reigentänze:
Heilig ist das Krokodil
Wenn es uns nur fressen will.

Seht, schon kräuselt sich die Flut,
Weihen wir ihm Gut und Blut,
Selbst ein Gott aus Göttersamen,
Will es uns beglücken, Amen!
Heilig ist das Krokodil
Wenn es uns nur fressen will.

Aus des Niles feuchtem Rohr
Steckt es schon den Kopf empor,
Seine weiten Kiefern klappen,
Selig, wen sie jetzt erschnappen!
Heilig ist das Krokodil,
Weil es immer fressen will.

Schlagt die Zymbeln, blast und singt,
Daß es laut zum Himmel dringt!
In dem Aug' der Rührung Träne,
Wetzt es schon die scharfen Zähne:
Haltet, haltet alle still,
Fressen will das Krokodil.

Ist es übersatt krepiert,
Wird es kostbar balsamiert
Und es prangt in goldner Bahre
Auf dem höchsten Hochaltare;
Heilig ist das Krokodil,
Wenn es uns nur fressen will.

Endlos ist die Trauer nicht,
Seht, es strahlt ein helles Licht,
Söhne hat es hinterlassen,
Die schon auf das Futter passen:
Hoch das junge Krokodil,
Wenn es uns nur fressen will.

Die Schafe

Langsam kommen selbst die Schafe
Zu des Daseins Enderkenntnis,
Und ein alter Widder blökte
Vor den andern das Geständnis:
„Sollen wir den Hirten danken,
Die vor Wölfen uns beschützen?
Wenn sie wachen, ist es einzig
Um die Wolle zu benützen.
Sind wir endlich fett geworden,
Liefern sie uns an das Messer,
Wenn ihr zuseht: sind die Schäfer
Als die Wölfe vieles besser?
Tragen müssen wir's geduldig,
Denn versagt ward uns die Wehre,
Sie jedoch zu loben, preisen
Brächt' uns Schafen wenig Ehre."

Prometheus

Gefesselt fern an des Kaukasus Stein,
Den Blick auf's unendliche Meer,
Da mochtest du trotzen deiner Pein,
Und war sie auch noch so schwer.

Doch hätt' in den Mist geschleudert dich
Die mächtige Hand des Zeus,
Wo statt des Adlers versammeln sich
Die Flöhe, die Wanzen und Läus':

Du hättest verlernt in ohnmächtigem Groll
Das Lächeln, mit dem du geprahlt,
Gern als Titan der Sterblichkeit Zoll
Dem mächtigen Schicksal gezahlt.

Schauspiel

„Warum sucht in Todes Bann
Stets das Tier den finstern Tann?
Könnt's nicht im Kaffeehaus sterben
Unsern Beifall noch erwerben?"

Chronos

Chronos würfelt fort und fort,
Daß die Spreu verfliegt
Und das schwere Korn gehäuft
Auf der Tenne liegt.
Ob er für die Ewigkeit
Dieses aufbehält?
Eine neue Aussaat schenkt
Er damit der Welt.

Sprüche



I.

Zum Geleit

Ob's Torheit, Weisheit mag beginnen,
Nicht fruchtlos soll das Jahr verrinnen.

Geschrieben hab' ich manches Buch,
Doch jetzt genügt ein kurzer Spruch.

Deine Leser kannst du zählen,
Aber du kannst sie nicht wählen.

Was ich schon wissen sollte vor Jahren,
Hab' ich nach Jahren erst erfahren:
Erklärt mir nun mit eurem Witze,
Wozu mir wohl Erfahrung nütze?

Ich trage keinen Leierkasten,
Nach euren Pfennigen zu hasten,
Trinkt euer Bier, wie's stets gewesen,
Meine Verse braucht ihr nicht zu lesen:
Sie mögen flattern durch das Land,
Es find't sie endlich die richtige Hand.

Am Geword'nen hab' ich lang gekaut,
Am Gewes'nen das Auge blöd geschaut;
Jetzt möcht' ich hören des Sturmes Braus,
Der's welke Gerümpel fegt hinaus,
Und von des Geist's urkräftigem Wehen
Soll mir ein frisches Werden erstehen.

Für die Zukunft aufgespart
Seien diese Sprüche,
Nennt sie auch die Gegenwart
Splitter nur und Brüche.

II.

Ethisch

Jung ist nur der Werdende, —
Auch mit weißen Haaren!
Wer in seiner Zeit erstarrt,
Mag zur Grube fahren.

Alles darfst du lieber Freund! —
Nicht moralisieren,
Und in des Gehängten Haus
An den Strick nicht rühren.

Prüft ihn mit dem Mikroskope,
Forscht nach jedem schlechten Zeichen,

Wenn ihr einen Makel findet, —
Dann ja! ist er eures gleichen.

Willst du dich vom Boden schwingen
Dieser armen Welt?
Selbst bedingt, mußt du bedingen,
Ob's dir auch mißfällt.
Leichter habt ihr's allerdings:
Walzet nur im Kreise!
Während langsam Schritt für Schritt
Aufwärts steigt der Weise.

Ihr habt es alle wohl gelesen:
Wie einer den Schatten verkauft;
Noch schrecklicher, wenn ohne Körper
Als Schatten ein anderer lauft.

Das ist ja eben die Höllenpein,
Daß du nicht selig wagst zu sein.

Zeigt das Licht dir in der Nähe
Nur, was eng und klein;
Große Sonnen, Sternenweiten
Schimmern hell und rein.

All' die Himmelssterne senden
Dir ihr Licht hernieder,
Arme, dunkle Erde gibst du
Ihnen etwas wieder?

Wir stehen nicht frei in Gottes Welt,
Wir haben unsere Fenster,
Und sehen wir auch Geister nicht,
So sehen wir doch Gespenster.

Energie, bewußte Kraft,
Die aus sich das Größte schafft.

Beharr' in deiner Einsamkeit,
Bist du zu Zwei'n, bist du entzweit.
Willst du mit dem Iltis streiten? —
Flieh' vor ihm, o Freund! — bei Zeiten.

Mit dem Vaterunser ist es,
Lieber! — eine eig'ne Sache:
Es befiehlt uns zu vergeben
Und zu lassen Gott die Rache.
Aber hat er selbst dem Teufel
Jemals seine Schuld verziehen?
Teuflisches sollst du bekämpfen,
Nicht vor seinem Giftzahn fliehen.

Dem Tier sei nicht das Tier verdacht,
Zum Vieh hat's nur der Mensch gebracht.

Wer von den Menschen Dank begehrt,
Der ist des schnödesten Undanks wert.

Zum Teufel die erlogenen
Die schönen Ideale,
Das allgemeine Menschliche
Ist das Bestiale!

„Was soll ich tun?" — Reiß' deinem Kind
Das Brot von seinem Munde
Sie loben dann als edel dich, —
Gibst du es einem Hunde.

Ist dein Nebenmensch ein Schuft,
Daß du zornig greifst zum Stock, —
Sei human und klopf' ihn nicht,
Sondern höchstens seinen Rock!

Der Dünkel und die Kriecherei,
Die schlüpfen aus dem gleichen Ei.

Mitten durch paßt auch nicht stets,
Nicht mit Worten, Taten,
Kannst du einen Sumpf umgeh'n,
Warum ihn durchwaten?

Was soll die Geschichte wohl
Von entschwund'nen Jahren?
Lernt ihr leider nichts von dem,
Was ihr selbst erfahren!

Das Meinen ist ein bewegliches Meer,
Darüber gleitet das Scheinen her,
Und willst Du die Grenzen des Ufers erweitern,
So mußt Du am Wesen der Dinge scheitern.

Wollt ihr euch nach Kräften stemmen,
Könnt des Flusses Lauf ihr hemmen?

Der Esel ist gar viel geprüft
Und hat oft schwer getragen, —
Daß er deswegen weiser sei?
Wer möchte dieses sagen!

Einem Esel Blumen streu'n,
Wird dir wahrlich nützen nie,
Wenn er sie nicht fressen kann,
Stampft er in den Boden sie.

Im Kleinen sollst du ehrlich sein,
Kannst dann im Großen trügen.
Ein Tröpflein Wahrheit, das du bringst,
Verdeckt ein Faß voll Lügen.

Auch die Zukunft ist ein Heute,
Und die Leute sind stets Leute.

Die Torheit der Menschen bleibt jung und alt:
Sie wechselt die Form, nicht den Gehalt.

Es treibt der Sturm Euch kreuz und quer,
Ihr armen Schifflein, hin und her;
Ob Eure Flagge so, ob so,
Ob Eure Ladung traurig, froh —
Es bleibt sich gleich, wenn Ihr verfehlt
Des Lebens Ziel, das Ihr erwählt!

Wer da vorwärts will, muß wechselnd
Auf den Füßen rüstig schreiten,
Nur durch Gegensätze werden
Sich bewegen stets die Zeiten.

Wollt ihr euch zum Mittelpunkt
Aus dem Kreis bewegen, —
Ist's euch ernst, was liegt daran,
Seid ihr euch entgegen.

Bist du reich, so laß dir schenken,
Bist du arm, dann braucht's Bedenken:
Bettelstolz hat dort sein Recht,
Wo sich Protzenstolz erfrecht.

Geist und Gespenst ist zweierlei,
Wo jener flieht, schleicht dies herbei.

Zwar wandern die Narren ein und aus,
Doch ist die Welt kein Narrenhaus.

Das Ackerfeld ist wohl bereit,
Wenn's aber in die Furchen schneit?

„Warum zürnst du dem Gewitter?
Morgen wird es wieder tagen!" —
Meinethalb! — was hilft's dem Armen,
Den zuvor der Blitz erschlagen.

Hat es gehagelt den ganzen Tag,
Hat es gefroren bei Nacht,
Brauchst du die Sense zu dengeln nicht,
Bist du des Morgens erwacht.

Warum beklagst du als Uebel der Zeit,
Was doch ein Uebel von Ewigkeit?

Mit zu tanzen, mit zu jubeln
Hat er gestern uns versprochen,
Heute lähmt ihm Gicht die Füße, —
Ja er hat sein Wort gebrochen!

Auch das kleinste Bächlein strebt
Vorwärts in die Weite,
Euer Sumpf, der dehnt sich nur
In die Länge, Breite.

Einen Spaß, ja! darfst du machen,
Daß sie grinsen, daß sie lachen! —

Streife der Satyre Grenze
Nicht für diese Lämmerschwänze.

„Eine Welle bist du nur
In dem Strom der Zeiten!"
Nur in Wellen fließt der Strom,
Willst du das bestreiten?

Willst du auf der Pfütze fahren,
Trägt dich nur ein seichtes Floß,
Streiche deines Schiffes Flagge,
Denn sein Tiefgang ist zu groß.

Warum über andre klagen?
Lern' zuvor dich selbst ertragen!

„Unendlich ist der Menschheit Liebe!" —
Erst zieht man bis auf's Hemd dich aus,
Und daß du langsam dann verhungerst,
Erschließt man dir das Armenhaus.

Sie stießen in den Abgrund mich,
Den Tod muß ich erwählen:" —
Mach' deinen Feinden nicht den Spaß,
Dich aus der Welt zu stehlen.

„Ihr habt den Mann in die Wüste vertrieben,
Dort mußt' er einsam sterben,
Drum habt ihr mit euren Söhnen das Recht
Zu melden euch als Erben."

Die Weisheit ist ein Sonnenschirm,
Den uns der Winter reicht,
Wenn durch die Nebel trüb und kalt
Die Sonn' am Himmel schleicht.

Wär's mit dem Leiden nur getan,
Doch hängt sich die Erinn'rung dran.

„Du schreist nach Brot, das Schicksal beut
Dir Blumen, dich zu necken!"
Jawohl, bin ich verhungert, kann
Es auf mein Grab sie stecken!

Nicht kannst du der Hölle Mächten,
Die dir feindlich droh'n, gebieten;
Greif' nur tapfer in den Lostopf,
Treffer stecken unter Nieten.

Und ziehst du Nieten fort und fort,
Mußt du ans Glück nur denken?
Den reinen Willen in der Brust,
Wer kann ihn dir beschränken?

Tragikomisch ist's fürwahr,
Fromm zum Himmel aufzublicken,
Wenn des Glückes Sonne sank
Längst schon hinter deinem Rücken.

Wahrlich ihr seid bibelfest:
„Sorgt nicht für das Morgen!"
Und ihr müßt vom Morgen doch
Für das Heute borgen!

„Im Garten ekler Aasgeruch!
Wohin entschwand der Rose Duft?"
Vielleicht habt ihr den Nasenkrebs
Und der verpestet euch die Luft.

Ist doch Empfindung und Gefühl
In Dir so fein gesiebt!
Du hast bei fünfzig Weibern schon
Dich durchgeküßt, geliebt.

Du bist berühmt im ganzen Land;
Du gibst, jedoch nur deine Hand.

Ist er unbescheiden nicht
Dieser Grenadier?
Er mißt seine sieben Fuß,
Aber wir nur vier!"

In dieser und der andern Welt
Ist's wohl am besten so bestellt:
Daß Gott nie Theologie studiert
Und ohne sie das Szepter führt.

Sei schweigend, was du bist,
Gib schweigend, was du hast,
Zermalmt das Schicksal dich,
Trag' schweigend deine Last!

„Das Beste, was wir sind —
Wir nehmen es ins Grab!" —
Ihr nehmt zugleich damit
Das Schlechteste hinab.

Immer wallt die Seele wieder,
Steigt der Engel: Liebe! — nieder
Doch betrogen stets auf's Neue
Trauert sie voll bittrer Reue.

Ihr zwickt den Wind mit Zangen
Und könnt ihn doch nicht fangen.

Daß alles sich stellt ins Gleichgewicht,
Das eben ist das Weltgericht!

Wer sich in alten Tagen bekehrt
Und wieder in den Schafstall flieht,
Der sei zufrieden, wenn man ihn schert,
Das Fell ihm über die Ohren zieht.

Unschuld, die von Unschuld weiß,
Steht bei mir nicht hoch im Preis.

Du irrst auf Erden als Gespenst,
Bis du dich endlich selbst erkennst.

Hast vergessen du die Schuld auch,
Sie vergißt dich wahrlich nicht,
Plötzlich taucht aus tiefstem Abgrund
Ihr Medusenangesicht.

Ueberall, wo Sonne leuchtet
Zeigt sich dir der Schönheit Fülle,
Größe zeigt der Glanz der Sterne
In der heil'gen Nächte Stille.
Doch Erhabenheit wird krönen
Dich mit ihrem Diademe,
Wenn du mutig und entschlossen
Niederwirfst des Bösen Vehme.

Aus der Affenperspektive
Zeigt die Welt sich schöner, weiter,
Als sub specie aeterni
All der treuen Gottesstreiter.

Vor dem blöden „Ichgeheule"
Toll geword'ner Paviane
Schweigt das Grundgesetz der Menschheit,
Sinkt der Liebe heilige Fahne.

Klagst du über all die Schufte
Tag für Tag, — das ändert nie,

Aber du bist nicht verpflichtet
Auch ein Schuft zu sein wie sie.

Wir schätzen dich du edler Greis!
Es sank ins Grab ja das Geschlecht,
Das du bestohlen und entehrt,
Dem du gebrochen Pflicht und Recht.

Nie sollst du mit deinem Selbst
Zahlen deine Zechen,
Das versteht der Pöbel nicht, —
Besser ist es — blechen!

Wenn ihr tollt die langen Nächte,
Wenn ihr schlaft die langen Tage:
Daß euch nichts die Sonne nütze,
Habt ihr wohl ein Recht zur Klage?

Wenn das wär' nicht wär',
Wär' das ist nicht schwer.

Bist du jung, so greife frisch
In die Wirklichkeit,
Wirst du alt, dann sei sie dir
Zum Symbol bereit.

Wenn du in das Wasser fällst,
Kommen sie gelaufen:

„Dreh' die Arme so und so,
Sonst wirst du ersaufen."
Eh' du schwimmen noch gelernt
Bist du schon ertrunken,
Zu des Wassers tiefstem Grund
Längst hinabgesunken.

Christus preist ihr, seine Sanftmut,
Seine reine Menschenliebe, —
Daß er endlich wiederkäme
Aus dem Tempel euch vertriebe!

„Heute so und morgen so —
Jeden Tag ein andrer!"
Heute hier und morgen dort —
Ja ich bin ein Wandrer!

Stets unter anderm Namen
Bringt ihr den gleichen Wein,
Heut schenkt ihr ihn im Glase,
Im Humpen morgen ein.

Beruft euch vor der ganzen Welt
Auf euer scharf Gesicht,
Ihr seht Athenes Eule nur,
Die Göttin selber nicht.

Tief im Fühlen, hoch im Denken,
Fest bei allen Wetterschlägen,
Mild dem Schwachen, stolz dem Frechen
Sollst du dich zum Manne prägen.

Der Himmel trennt uns und die Hölle,
Wie können wir uns je versteh'n?
Noch einen Blick, dann laß uns scheiden,
Für immer auseinander geh'n.

Unbewußt im weiten Himmel
Wandeln Sterne ohne Zahl,
Du, ein Staub an Staub gebunden,
Fühlst des Lebens Lust und Qual.

Es sind versiegelt seine Lippen,
Vernäht mit Eisenfäden,
Er sah des Lebens Höllentiefe
Und darf nicht davon reden.

Daß du dein Ich nicht retten kannst,
Ergreift dich Gram und Zorn.
Verduft' auf dem Altar des All
Als wie ein Weihrauchkorn.

Das Dasein ist ein Schattenspiel
Auf eines Vorhangs Wand,
Ob er den Tod, das Leben birgt,
Nicht hebt ihn deine Hand.

Ob ein Stern vom Himmel fällt
Eine Wog' am Strand zerschellt:
Was geschieht, das muß gescheh'n,
Mag's dir auch zu Herzen geh'n.

Was heut nicht ist, kann morgen sein,
Doch täglich bleibt die gleiche Pein.

„Du liebtest einst die holden Frauen
Und schimpftest auf die schwarzen Pfaffen!"
Jetzt bin ich reif, es geben beide
Mir nichts im Ernste mehr zu schaffen.

„Könnt' ich in die Zukunft schauen,
Um darauf mich zu bereiten!"
Nun, der Tod, der Schluß des Ganzen
Ist gewiß zu allen Zeiten.

III.

Politisch

Obenan die Calibane,
Da beginnt aufs neu' die Welt,
Wenn sie nicht beim ersten Anstoß
Wieder in das Chaos fällt.

Daß einst Bileams Esel sprach,
Wer darf es wohl bestreiten,

Es führen ja das große Wort
Die Esel aller Zeiten.

Vielleicht trägt jeder Kopf den Zopf,
Doch gibt es Zöpfe ohne Kopf.

Hat der Held die Schlacht gewonnen,
Hat's sein Roß getan?
Beide sind dabei gewesen
Sahn's von weitem an.

Welch' ein Lärm der Korybanten!
Ward ein Gott geboren?
In der Wiege liegt ein Midas
Mit den Eselsohren.

Der Wurm, der in der Tiefe kriecht,
Der wird darum gescholten,
„Tief alleruntertänigst" — wird
Mit Orden euch vergolten.

„Nicht alles vermag ich, was ich will!"
So geht es anderen auch!
Doch brauchst du zu tun nicht, was man will,
Zu kriechen nicht auf dem Bauch.

Machte je das Barometer
Auf der Welt ein Donnerwetter?

Wenn sich unter unserm Fuß
Höllenmächte pressen,
Halten wir sie doch im Zaum,
Denn wir zahlen Messen.

Ein jeder Tadel ist abgetan,
Hängt Papagenos Schloß daran.

Des Baumes Krone ragt ins Blaue,
Jetzt sei was anderes versucht,
Drum kehrt die Wurzel obenauf
Dann trägt er bessere Frucht.

Goldne Schlüssel, Uniformen
Sternlein an dem Kragen:
Auf den großen Maskenball
Könnt' ihr euch schon wagen.

Von euch soll etwas Großes entsteh'n?
Wer kann aus Sand ein Seil sich dreh'n?

Volksvertreter mit dem Vollbart
In dem Fracke schlicht:
Was die Rechte in den Sack steckt,
Weiß die Linke nicht.

Um den Kreuzer kannst du nicht
Seine Ehre kaufen,

Biet' ihm einen Gulden an
Und er kommt gelaufen.

Aus dem Staub kroch er empor,
Wo er Speichel leckte,
Nun, man könnt' es ihm verzeih'n,
Wenn er sich nicht reckte.

Heute sollen und nicht wollen,
Morgen wollen und nicht sollen:
Gute Worte, schlechte Taten, —
Eurer könnten wir entraten.

Wenn Gott beim jüngsten Weltgericht
Für unnütze Worte das Urteil spricht,
Dann seid es immerhin gewärtig:
Er wird in Ewigkeit nicht fertig.

Das fordern sie mit frechem Mut:
Verbrennen sollst du Hab und Gut,
Daß sie sich wärmen die Pfoten dran,
Dann hast du als Freund des Volkes getan!
Und leidest du endlich arm und bloß,
Dann zuckt die Achseln der elende Troß:
„Das haben wir längst vorausgeseh'n,
Es ist dem Narren sein Recht gescheh'n."

Wie glücklich bist du, katholisches Volk,
Der Papst übernimmt dein Denken,

Den Peterspfennig läßt er dafür
Und andres sich gnädig schenken.

Wer nicht kräftig hassen kann,
Kann nicht kräftig lieben,
Niemals ohne Gegenpol
Ist ein Pol geblieben.

Klar das Auge, stark die Hand
Treu dir selbst, dem Vaterland,
Lieber brechen, als sich schmiegen,
So muß Recht und Rechtes siegen!

IV.

Aesthetisch

Der Geist, der über den Wassern schwebt,
Der hat die Wasser auch belebt;
Ihr ertränkt im Wasser den Geist
Und klagt, daß er sich nicht beweist.

Frische Semmeln soll der Bäcker
Jeden Morgen bringen,
Frische Lieder eu're Dichter
Jeden Frühling singen.
Altgebacken werft ihr jene
Abends auf die Seite,
Dreht im Herbst zu Papilloten,
Was im Lenz erfreute.

Meter baut an Meter sich
Auf zum hohen Berge,
Keinen Dichter geben noch
Tausend Dichterzwerge.

Der Zeus des Phidias verschwand,
Was blieb uns denn von Zeuxis Hand?
Deswegen nicht geklagt, gemault,
Wenn dir ein Manuskript verfault.

Die Sterne leuchten nur dem Aug', das sieht,
Die Blumen blühen nur dem Aug', das sieht,
Warum beklagt ihr euch, ihr armen Blinden,
Daß euer Aug' nicht Sterne, Blumen sieht?

Kupfermünzen, schlecht Gepräge, —
Bess'res hast du nicht zu zahlen,
Aber auch mit einem Sack voll
Sollst du nicht als Krösus prahlen.

Wer den Dichter will verstehen,
Muß in seiner Zeit ihn sehen.

Malst du mit der Schminke dir
Jugend ins Gesicht?
Farben nur, kein Leben ach! —
Ein modern Gedicht.

Richte Netz und Ruten fein,
Keine Feder geht dir ein,
Setz' dich selbst ins Vogelhaus
Und ein Gimpel schaut heraus.

Witzle, wenn dir Witz gebricht, —
Faules Holz, das brennt uns nicht!

Ein Lied, das sich nicht selber dichtet,
Das ist zum vorhinein gerichtet.

Willst du eherne Bilder gießen,
Muß das Erz im Feuer fließen.

Sie singen nicht, sie schnattern bloß
Und können auch nicht fliegen,
Laß von den bunten Federn dich
Nur nicht, o Freund! betrügen.

Wenn im leichten Schwunge sich
Hellas Musen drehen,
Willst auf Platens Stelzen du,
Grober Reimschmied gehen?

Wenn du stotterst, wenn du stammelst,
Schlechte Reim' in Strophen sammelst,
Sollen wir's Naturlaut heißen,
Dich wohl gar als Meister preisen?

Stimmung leihen Wind und Wetter,
Frische Blüten, welke Blätter,
Aber Stimmung, armer Wicht,
Ist noch lange kein Gedicht,
Wie das Salz in seiner Lauge
Als Kristall nicht glänzt dem Auge.
Stimmung soll im Liede walten,
Phantasie nur kann's gestalten.

„Der ist größer, der ist kleiner,
Nicht ist er der unsern einer!“
Laßt die Enkel doch entscheiden,
Wer der größere von beiden.

Der Tod reißt dir die Trompete vom Maul,
Du kannst dich nicht mehr verkünden,
So fahr' denn in die Grube hinab
Mit deinem Ruhm, deinen Sünden.

„Uns ist ja Kolophonium
Genug für einen Blitz!“
Ja wo es an Ideen fehlt,
Da hilft ein schaler Witz.

Der Herr hat den Philistern einst
Den Witz als Prediger geschickt,
Sie wollten widerlegen ihn
Und haben ihn im Fett erstickt.

Ihr tragt, wie die Kühe, die Glock' am Hals,
Ihr Literaten von heute,
Und wenn ihr euch selber schellen hört,
So seid ihr berühmte Leute.

Edle Musikanten streicht
Lustig eure Fiedel,
Hilft es, wenn vor Tauben ihr
Spielt die schönsten Liedel?

Wenn Natur die Kunst vermißt,
Oder Kunst Natur vergißt: —
Soll für eines ich entscheiden,
Würd' ich gern das zweite meiden.
Wer die Skizze nicht zu deuten vermag,
Für den wird's nie und nimmer Tag.

Wenn dich, was platt und trivial,
Bedrängt in diesem Jammertal,
So flieh' zu der Natur und den Alten,
Dann magst du wieder in Freiheit schalten.

Die Alten ergreife nicht ohne Wahl,
Und richte nicht nach der Jahreszahl,
Wer rein die Welt erfassen mag,
Braucht im Kalender nicht Stunde, noch Tag.

Wo Rafael und Goethe steht,
Es wie die Luft aus Hellas weht.

Witzeln, blitzeln! — warum nicht?
Euch gilt dieses als Gedicht.

Wie seid Ihr in die Kunst verliebt,
Wenn sie nur keinen Inhalt gibt!

Kieselsteine, Hobelspäne,
Blumenknospen, rohes Kraut —
Euer Magen hat's vertragen,
Aber leider nicht verdaut.

Trägt Euch vorwärts das Genie?
Ach, zum bittren Hohne
Könnt Ihr Euch bewegen nicht
Ohne die Schablone!

Dein Witz und die Zote
Reichen sich die Pfote.

Amor auf dem Schwein laß stechen dir als Siegel
Druck's deinen Werken vor, es ist dein treuer Spiegel.

Damendichter, Damenschneider, —
Einer wie der andre — leider!

Das süße Lied der Nachtigall,
Das gibt bei Nacht gar hellen Schall,

Was kümmert's euch? Im warmen Nest
Verkriecht ihr euch und schnarchet fest.

Das Verneinen wird dich nicht
In der Welt erhalten,
Willst du bleiben, mußt du noch
Schöpferisch gestalten.

Von dem ewig weiblichen
Habt ihr g'nug gesungen,
Mit dem ewig männlichen
Ist's euch stets mißlungen.

Ihr ließet unbeachtet zieh'n
Den Dichter seine Bahn,
Jedoch zum Leichenschmause nehmt
Ihr seinen Nachlaß an.

„Hast du doch schon längst erfahren,
Daß Dich niemand liest."
Mich erfreut's die Form zu bilden,
Eh' der Sinn zerfließt.

Ob gefällig zu den letzten,
Ob ihr mich auch gar nicht zählt, —
Immerhin! ihr seid nur Nullen,
Denen vorn die Einheit fehlt.

Wer da wächst aus eigner Kraft,
Ist kein Epigone,

Mag er wurzeln noch so tief
In der Menschheit Tone.

Daß er Vater, Mutter hat,
Wollt ihr es denn tadeln?
Dürfen nicht den wackren Sohn
Wackre Väter adeln?

Wer sich in die Tiefe wagt,
Kann gar leicht ertrinken,
Während Lorbeerkränze nur
Aus der Höhe winken.

Willst du sie gewinnen leicht,
Folge nur der Mode,
Freilich auf dem Gipfel selbst
Dient sie nur dem Tode.

Grunzt nach Kräften fort und fort,
Dieses wird euch frommen,
Stirbt von Schweinen ein Geschlecht,
Wird ein andres kommen.

Könnten wir ein zweites Mal
Dieses Leben leben,
Würd' es wohl den gleichen Schluß
Wie das erste geben.

Du bist der Spiegel und das Bild darin,
Ein Gleichnis ist's, erfasse seinen Sinn.

Auf süße Lust das bitt're Leid,
Du sollst es mutig tragen.
Doch heftet sich daran der Schmutz,
Hast du ein Recht zu klagen.

Gut ist es, der Väter Schatz
Weise zu verwenden,
Besser noch, wenn du ihn mehrst
Mit den eignen Händen.

Was die Väter dir vermachen,
Ist als Werkzeug nur ein Pfand,
Lerne kräftig es benutzen,
Dann bringt Früchte dir das Land.

Hast den Acker du geschaffen,
Den du furchst mit deinem Pflug?
„Wahrlich nein, daß ich ihn baue,
Gilt für Menschenkraft genug."

Blütenzweige lassen zwar
Sich als Ruten brauchen,
Doch in schnödes Eselsblut
Sollst du sie nicht tauchen.

Kunstausstellung! wo die Kunst
Hintritt vor die Welt,
Wie Pilatus Christus einst
Vor das Volk gestellt.

Der gemalte Bierkrug gleicht
Ganz dem in natura,
Aus dem goldnen Rahmen glotzt
Protz dort in figura.

Großer Meister! Phryne schmiegt
Ihr geilen Glieder
Und der feile Pinsel singt
Seine Zotenlieder.

Der Prophet, die alte Kunst
Fuhr im Feuerwagen,
In der Kutsche läßt sie sich
Auf den Markt jetzt tragen.

Etwas ist ein Purzelbaum,
Graziös geschlagen,
Das hat manchem Dichter schon
Geld und Ruhm getragen.

Wer hält wohl dem welken Blatt
Eine Leichenrede?
Was lebendig tot, wozu
Künden ihm die Fehde.

Noch hat kein Rhetor sich gezeigt
Der farbenschwülstig klert,
Daß nicht sogleich ein Lorbeerkranz
Aus Löschpapier ihm wächst.

Nur der Klatsch will euch behagen,
Die Satyre nicht,
Dort steht ihr bei euresgleichen,
Hier vor dem Gericht.

Was staunst du, daß so mächtig
Der Strom des Beifalls sei?
Die Schweine grunzen freudig
Bei jeder Schweinerei.

Wer sich duckt vor euren Schrullen,
Wer sich fügt in eure Moden,
Diesen wickelt ihr in Seide,
Mir jedoch laßt meinen Loden.

Willst du dich mit uns vergleichen?
Schau, wie wir dich überragen:
Freilich! denn ihr geht auf Stelzen,
Wo mich nur die Füße tragen.

Von innen leuchtet nur das Licht,
Das sich von außen in dir bricht.

Wenn du ihn in die Hölle sperrst, —
Der Genius ist ein Geist!
Er hat doch seine Mitternacht,
Wo er bei Sternen kreist.

Sie geigen, singen und posaunen; —
Verduseln sie den Tag dabei,
Dann rühmen sie sich selbstgefällig,
Daß dieses Geistesarbeit sei!

Der rechte Mann, der rechte Stoff,
Da schlägt es auf in Flammen,
Wie selten ist's auf dieser Welt,
Daß beides trifft zusammen.

Zwar nützt nicht viel der Erfahrungssatz,
Doch sollst du vergessen ihn nie:
Meist bringt es weiter das halbe Talent,
Als je das ganze Genie.

Trifft der Stahl den Kieselstein,
Stieben helle Funken,
Schlägst du in den Sumpf, so ist
Jeder Schlag versunken.

Im Anfang war das Wort,
Nun schwemmt's die Tinte fort.

Wer dem Schönen opfert, muß es,
Daß die Flamm' ihn streife, tragen,
Oder stumpf, gleich einem Tiere,
Diesem Gottesdienst entsagen.

V.

Mythisch

„Warum zählst du den Sand am Meer?
Er wird dich noch ersticken!“
Warum vergeudest du die Zeit
Um Spruch an Spruch zu flicken?

Dem Esel ist ein Dreieck nur,
Das Dreieck, das er sieht,
Wenn rechnend ein Pythagoras
Daraus den Lehrsatz zieht.

Das Wesen der Dinge bleibt sich gleich,
Da gibt es kein Mehr und kein Minder,
Doch ändern von Stunde zu Stunde nur
Ihr Urteil Narren und Kinder.

Umwerten ja! — die Sache bleibt,
Ob anders ihr den Namen schreibt.

Das Bûblein bückt sich, schaut die Welt
Durch die gespreizten Beine
Und demonstriert klar und bestimmt,
Daß richtig sie erscheine.

Tausend und mehr tausend Würmchen
In des Wassertropfens Schoß! —

Mit dem Mikroskop besehen, —
O wie sind sie riesengroß!

Der Berg, aus dem der Fluß entspringt,
Liegt einst als Sand im Meere,
Dann steigt ein neuer Berg empor,
Daß alles wiederkehre!

Du bist ein freier Denker ja!
Und bleibst es ohne Wanken,
Doch eines fehlt dir stets dabei:
Es fehlen die Gedanken!

Auch ohne des Zirkels Quadratur
Faßt Kreis und Viereck das Gleiche nur.

„Nur ein Haar trennt unser Denken,
Also sind wir auch die Gleichen!"
Ueber dieses Haar weg können
Wir uns nie die Hände reichen.

„Der Guß paßt in die Form hinein!"
Soll er das „Ding an sich" wohl sein?

Schmelzt ihr zusammen Gold und Blei,
So ist es Eins und dennoch zwei.

Metaphysik, — kündet's allen,
Ist dem Tode jetzt verfallen,

Zu der Leichenfeier laden
Sich nun ein die kleinen Maden.

„Sag mir Weiser! was ich soll?" —
Eine Antwort wird dir leicht,
Sag mir Lieber! was du bist!
Und ein jeder Zweifel weicht.

Du mußt mit deinem Ich bezahlen,
Wenn sich ein Ich dir eignen soll,
Was die Natur getrennt, ertönen
Wird's im Akkord dann rein und voll.

Dein Ich empfindest du als Schranke
Um in das All ganz zu zerfließen,
O Augenblick der Auferstehung,
In ihm wirst du dich ganz genießen.

Ursache, Wirkung! unendliche Kette,
Wenn nur die Lieb' einen Platz darin hätte.

Hast du es gründlich wohl bedacht:
Das Dasein ist für sich schon Macht.

„Die Zeit ist's, welche schafft,
Was braucht's Verstand und Rat?" —
Nur eins bedenke noch:
Wenn eben Zeit sie hat!

„Das Chaos ist ein wüster Traum!"
Ich zieh' es vor dem leeren Raum.

Wenn du den Raum auch überspringst,
Gib Acht, ob du die Zeit bezwingst.

Ihr müßt euch als eins und zwei erkennen,
Dann werdet ihr erst in Lieb' entbrennen.

Dogma hin und Dogma her,
Laßt die Qualität,
Gleich ist's, ob sich der von links,
Der von rechts sich dreht.

Die Wahrheit sucht das Wunder nicht,
Sie ist durch sich bewiesen,
Und gibt's ein Wasser irgendwo,
So wird es abwärts fließen.

Ohne Glauben gläubig, —
Löst den Widerspruch!
Müßig und doch tätig
Ist das nicht ein Fluch?

Sie haben einen Gott geschaffen
Und machen sich zu seinen Pfaffen!

Aus der Liebe stammt der Glaube
Und die Hoffnung aus dem Glauben,

Hast du eines, kann die andern
Keine Teufelsfaust dir rauben.

So ist es ja! — Das Hier und Dort
Das muß sich immer gleichen,
Doch könnt ihr stets in Raum und Zeit
Beschränktes nur erreichen.

Warum durch die ganze Welt
Auf der Suche wandern?
Jeder Punkt ist Mittelpunkt,
Einer gleicht dem andern.

Was von selber wachsen soll,
Könnt ihr euch nicht geben,
Denn zum Leben braucht es Eins: —
Und das ist das Leben.

Willst du wägen, mußt die Schalen
Stellen du ins Gleichgewicht,
Nieder stürzt dir sonst die andre
Und die Wage selbst zerbricht.

Zwischen rechts und links entscheidet
Prüfend die Gerechtigkeit,
Nur die Liebe kann versöhnen,
Daß er ruht, der wilde Streit.

Wollt ihr Uebermenschen züchten?
Aus dem Chaos springt der Geist,
Der aus ihrer dumpfen Schwere
Wieder auf die Menschheit reißt.

Recht hast du, o Zarathustra,
Und prophetisch klingt dein Wort:
„Werdet hart!" — nicht die Latwerge,
Oft nur hilft das Schwert uns fort.

Sei zuvor dein eigner Richter,
Dann erst darfst du andre ächten —
Unerbittlich! — Nie gebührt ja
Da zu sein ein Recht dem Schlechten.

Ein Asket muß stumm ertragen
Unrecht, Schande, Not und Blöße:
Als ein edler Gottesstreiter
Sollst bekämpfen du das Böse.

Wirf das Böse frisch ins Feuer,
Daß es lohend sich verzehre,
Mag ihm folgen auch der Böse, —
Und so gibst du Gott die Ehre.

Michael, der Fürst der Engel,
Hat den Teufel nicht gebeten
„Geh' hinaus vom Himmel!" — sondern
Mit den Füßen ihn getreten.

„Alles ist erlaubt!“ — Wer zweifelt?
Wenn du selbst die Grenze siehst,
Die Natur dir vorgezeichnet,
Nicht ins Schrankenlose fliehst.

Frevel! die kein Flug erflogen, —
Auf die Bahn willst du dich wagen!
Eh' gefunden du die Lösung,
Hat dich schon der Blitz erschlagen.

Zarathustra! — Tief're Trauer
Hat mich niemals noch bezwungen,
Als ich sah, wie dich der Abgrund
Rettungslos hinabgeschlungen.
Eine helle, lichte Sonne,
Die den Scheitel nicht erstiegen!
Warum mußtest du dir selber,
Deinem eignen Geist erliegen?

Wo du liegst, — geweihten Boden
Tret' ich nur mit bloßen Füßen;
Mit dem Lorbeerzweig Apollons
Will ich deinen Staub begrüßen.

Eingesprengt ist diese Tür,
Vor der zweiten bangen wir.
Ist auch diese weggestemmt,
Uns schon eine dritte hemmt!

So geht's ohne Gnade fort:
Keiner hört das letzte Wort.

Für's Ewige gilt nur das Symbol,
Ein jedes Bild ist leer und hohl.

Was du nicht siehst, ist transzendent,
Ein anderer nennt es immanent.

Habt ihr wohl einen Zeiger geseh'n,
Der ohne Uhrwerk könnte geh'n?

Unendlich läßt kein Plus noch Minus zu
Drum ist es Ewigkeit in ew'ger Ruh.

Unendlich oft nur Endliches addieren,
Wird nimmer ins Unendliche dich führen.

Ihr stoßt an's Mystische überall
Und läugnet es doch von Fall zu Fall.

Dem Ewigen wollt ihr euch entzieh'n?
Kann je der Schatten dem Körper entflieh'n?

Das Eins im All' begreif' ich nicht,
Das All' im Eins ist helles Licht.

Was ist das Ganze? — Gebt mir Rat,
Wenn nichts hat, der das halbe hat.

Wie ist's mit eurer Logik bestellt,
Wenn Ursache und Wirkung zusammenfällt?

Wo Denken ist Notwendigkeit,
Da ist es auch das Wollen,
Im Absoluten ist es Eins,
Für euch ist nur das Sollen.

Zu „Bedingt" von „Unbedingt"
Führt kein Irisbogen,
Und den umgekehrten Pfad —
Wer ist ihn geflogen?

Nur was sich selber das Gesetz,
Ist nicht in sich zerrissen,
Und wo sich Göttliches vollzieht,
Das muß auch von sich wissen.

Ein Sein, das die Unendlichkeit erfüllt
Und niemals sich in Zeit und Raum verhüllt!

Ein Sein, das ewig sich in sich gefällt
Und dennoch setzt nach außen eine Welt.

Ein Sein, das weder gut noch böse kennt,
Wenn in der Welt sich gut und böse trennt.

Ein Sein, als wie die Ewigkeit so stille
Und seit der Ewigkeit doch Kraft und Wille.

Wo fängt sie an, wo endet sie — die Kraft,
Die sich ihr Wesen aus sich selber schafft?

Der Strom, der aus der Ewigkeit
In dieses Leben fließt,
Ruht nur, wenn in die Ewigkeit
Er wieder sich ergießt.

Das Ahnen ist Erinnerung,
Die in die Zukunft schaut:
Es ist der Morgenstern, den du
Als Abendstern geschaut.

Die Frage nach Unendlichkeit
Ist eine Antwort schon,
Denn wer sie wagt, — auch unbewußt
Steht er vor ihrem Thron.

Das X, das sich uns überall
Geheimnisvoll entgegenstellt,
Wenn ihr's mit tausend Namen nennt, —
Schafft ihr's damit wohl aus der Welt?

Du träumst? — O träume! — Deine Träume sind
Nur Schatten einer andern Welt,
Die hoch und fern an dir vorüberzieht,
Und so in dein Bewußtsein fällt.

Ob's Teufel gäbe? — Nein und ja!
Das Teuflische ist leider da.

Siehst du vom Kreise nur ein Trumm,
Ist's eben eine Linie krumm;
Daß sie sich selbst zur Einheit schließt,
Erkennt nur, wer das Ganze mißt.
Bekrittelt nicht als ein Fragment,
Was ihr als Ganzes nicht erkennt.

Das hier ein dort,
Das ich ein du!
Was suchst du noch?
O gönn' dir Ruh.

Was zeitlos ist zu jeder Zeit,
Dem sei dein Sinn, dein Herz geweiht.

Dein Wissen gleicht nur dem Blitze der Nacht,
Es hat noch niemand Erleuchtung gebracht!

Was ist Wahrheit? Brünstig falten
Sich zum Himmel tausend Hände,

Daß er zum rorate coeli
  Gnädig den Erlöser sende.

Mag als selige Gewißheit,
  Was du ahnest, sich erwahren!
Eure Dogmen, Syllogismen
  Sind wie Spreu im Wind zerfahren.

Was ist Wahrheit? — Sie zu suchen —
  Selig ist's mit tausend Wunden!
Fällst du auch auf halbem Wege,
  Hast Erlösung du gefunden.

Ob ihr's so, ob anders meint, —
Was erscheinen kann, das scheint.

Du willst die Macht, so will auch ihre Grenzen,
  Die ihr Natur, das Leben ihr gestellt,
Daß sie am Fels des heiligen Gesetzes
  Nicht machtlos durch die eigne Schuld zerfällt.

Wenn der Pendel rechts sich schwingt, —
  Daß er links sich wende!
Bleibt er in der Mitte steh'n,
  Ist es auch zu Ende!

Sich im Unendlichen erkennen:
Das magst du Auferstehung nennen.

Wer sich in's Ewige befreit,
Für den ist weder Raum, noch Zeit.

Das ewig männliche
Bricht uns die Bahn,
Das ewig weibliche
Zieht uns hinan.

Im Abgrund der Unendlichkeit,
Da ruht auf ewig jeder Streit.

Die Sprüche sind so dunkel nicht,
Erleuchtet sie von innen,
Dann werden, wie ein Transparent,
Sie Farb' und Glanz gewinnen.

VI.

Abschied

Motto sind es hinter dem Titel,
Schreibt euch selber die Kapitel.

Einst warf mir jeder Stein' aufs Dach,
Der schofelste Köter kläffte mir nach,
Das sollt' ich stets geduldig tragen
Und noch dazu „Vergelt's Gott!" sagen.
Nun geht's mir endlich wider den Strich;
Zwar laß' ich nicht ein in Händel mich,

Doch schlag' ich den Stänkern auf den Mund,
Und geb' einen festen Tritt dem Hund.

Stellt berghoch über meinen Kopf,
Wenns euch beliebt so, jeden Tropf,
Nur Eines ist, was ich bestreite:
Daß ihr ihn setzt an meine Seite.

„Geht mir aus dem Licht,
Denn ich brauch' euch nicht!"
Hast du das erreicht,
Ist dein Haar gebleicht!

O glaube mir, die Welt ist gleich geblieben,
Von anno Eins, bis wir das Heut' geschrieben!
Ein Schwarm von Toren und von wenig Weisen,
Die stumm entsagend weichen aus den Kreisen,
Von vielen Schuften und von wenig Guten,
Die an des Lebens Widerspruch verbluten:
So dreht sie sich in vierundzwanzig Stunden,
Und keine Sonn' hat anders sie gefunden.

Das Meinen ist ein bewegliches Meer,
Darüber gleitet das Scheinen her,
Und willst du die Grenzen des Ufers erweitern,
So mußt du am Wesen der Dinge scheitern.

An meinem Herzen klopft ihr an,
Was habt ihr mir zulieb getan?

Und flucht bei meinen Giftgeschossen,
Wer hat mir Gift in's Herz gegossen?

Keinen Vers will ich an euch
Noch zum Abschied richten,
„Ausgelebt im Liede!" heißt
Nicht vergeblich dichten.
Und mir ist es einerlei,
Wollt ihr tadeln, loben; —
Unten bleibt stets unten doch,
Und das oben — oben!

Als Greis blick' ich auf das Vergangne,
Wohl denk' ich mir: „So sollt es sein!" —
So war es nicht! — Nach langen Qualen
Sinn' ich jetzt schweigend und allein.

Ob langsam, schnell, — du gehst den gleichen Pfad,
Wie alle, die der Tod ans Grab geführt,
Dein Name klingt wie ferner Glockenton,
Der leise sich in dunkle Nacht verliert.



Jamben



Das Buch

„Gott sei gedankt! Ich hab' das Buch gelesen,
Das du mir brachtest." — Nun? — „Ich warf es
Dir an den Kopf nicht, wie du es verdient.
Es würde wie ein faules Ei zerplatzen,
Doch für die Zukunft sei gewarnt, o Freund!

Was für ein Buch? Wie heißt es? Kaufen will ich's!
„Es war das Buch, wie's stets der Pöbel liebt,
Das sei genug! Denn du begegnest ihm
In jedem Laden unter hundert Titeln,
Doch bleibt's dasselbe für ein jedes Jahr."

Der alte Gaul

Nicht flieg' ich mehr! — Nur noch im trägen Schritt
Trott' ich dahin, wie's alten Gäulen ziemt.
Hinkjamben könnt ihr's nennen, schwing' ich auch
Die Geisel manches mal, weil ich's gewohnt.
Ganz anders war es einst. Archilochos
Traf in das Mark, getroffen hängten sie. —
Das ist vorbei! Unhöflich wär' es auch,
Wollt' ich verderben euch den Appetit.
Von eurem Biere blast den Schaum und laßt
Die Krüge ruhig füllen euch auf's neue.

Etiketten

Schreib' Etiketten auf die Jamben. — „Nein!"
Mir schadet's nicht, wenn ihr sie nicht versteht.

Ideale

So wie die Sonnenblume, zugewandt
Dem Glanzgestirn des Tages blüht, verblüht,
Folgt' ich der Bahn der hohen Ideale
Aus innerm Trieb und nicht aus freier Wahl,.
Drum darf ich fordern keinen Lohn von euch!
Ihr zählt die Monde nur, die flüchtigen
Wie eine Welle folgt dem Zeitenstrom.
O Volk der Denker und der Dichter! — Wer
Hat das gesagt, euch zu verspotten nur.
Ich schelt' euch nicht, vermag ich euch zu achten?
Ihr seid nun, wie ihr seid! — —

Anton Renks Vermächtnis

Soeben beginnen in Georg Müllers Verlag in München, Josephplatz 7, zu erscheinen:

Anton Renks Werke

Herausgegeben von Jungtirol

4 Bände — Geheftet Kr. 20. — Gebunden Kr. 25.—.

Noch sind wenige Jahre vergangen, seit Adolf Pichler von uns geschieden, und abermals trauert die literarische Gemeinde Tirols, ja Tirol überhaupt, um einen seiner Besten, um Anton Renk.

In der Blüte seiner Jahre hat er uns verlassen, in der Fülle seiner Kraft, wo er noch unzählige der Herzen hätte erwärmen können, ist seine Leuchte erloschen. — Doch nicht für ganz. Nur das allen Gemeine hat sich dem Staube vermischt, aber siegreich über den Tod und die Zeit triumphiert, was ewig an ihm war, seine Lieder und Schriften.

Freunde und Volksgenossen!

Treue um Treue! Beweisen wir dem Dahingeschiedenen, beweisen wir aller Welt, daß er unser war, wahrhaftig der Unsere, daß sein Herz, das so warm für unser Volkstum schlug, bei uns eine Heimstätte gefunden für immerdar.

Nicht in eine goldene Kapsel gehüllt, wenigen erreichbar, soll es wohnen, sondern im lebendigsten Verkehr, mitten unter uns. In der 4bändigen Ausgabe seiner Werke, die Georg Müller in München veranstalten will, soll es uns täglich nahe sein, mit uns kämpfend, streitend und jubilierend, als Tröster und Freund.

Freunde und Volksgenossen! Zeichnen wir den kleinen Betrag, damit sein Monument, ein Denkmal, das besser und haltbarer ist als Erz und Stein, damit sein Lebenswerk, das er uns hinterlassen, im Herbste schon erstehen kann, als ein Zeichen unserer Liebe, ihm und unserem Vaterlande zum Ruhm und ewigen Gedächtnis.

Innsbruck. Franz Kranewitter.

Druck von Mänicke & Jahn, Rudolstadt




Dramatische
Dichtungen
von
Adolf Pichler



Adolf Pichler

Dramatische Dichtungen



Adolf Pichler

Gesammelte Werke

Vom Verfasser für den Druck vorbereitet

Band XVI

Dramatische Dichtungen

München und Leipzig
bei Georg Müller
1907

Adolf Pichler

Dramatische Dichtungen

Erste Gesamtausgabe.

München und Leipzig
bei Georg Müller
1907.



Inhalt



Dramatische Bruchstücke

1. Ulrich von Hutten (1839)
2. Der Student (1840)
3. König Albert



Ulrich von Hutten

(1839)

(Die erste Szene zeigt uns Hutten als Novizen unter den Novizen Moriz, Anton und Lambert im Kloster.)

Moriz

Das ist zu arg gespaßt!
Nur stets das alte Lied,
Das nirgends zu der Kutte paßt!
Du bist ein wahrer Störenfried.

Anton

Ja, ja, man sieht dir's an,
Kannst 's Rittern nicht vergessen,
Doch hier laß dieses gan
Und denk' dafür an's Essen.

Hutten

Das kannst du, nicht ich!

Moriz

Es gilt bei dir wohl viel, dies Ich!
Und was hast du davon?
Für all dein Poltern und Toben
Kriegst du die Pönitenz zum Lohn!
Ich preise mir die alte Lehre,
Die wird gewiß ein jeder loben:

Was dich nicht brennt, das sollst nicht blasen
Und alles so fein gehen lassen.
Was kümmert mich, ob Reuchlin siegt
Ob Hogstraten darniederliegt?
Ich klopfe sanft auf meinen Bauch
Und preise mir Sankt Benedikt,
Daß unsern Orden er gestift.

Hutten

Deßwegen bleibst du doch ein Gauch!

Lambert

Geziemt sich wohl das freche Wort
An diesem heiligen Friedensport?
Schau nur die Welt im vollen Glanze;
Sie prahlet, daß sie glücklich sei,
Doch leider stechen aus dem Kranze
Der spitzen Dornen mancherlei.
Die Sünde stoßt sie dann zur Hölle.
Sie schaukelt auf der bunten Welle:
Was sie verbricht in ihrem Wahn,
Das schlägt zu unserm besten an.
Wenn das Gewissen den Sünder zwickt,
Der Teufel ihn im Todbett schreckt,
Schau wie er uns dann Gaben schickt!
Was blutig Mord und Raub befleckt,
Rein wird's auf unseren Altären,
So muß die Sünde die Kirche ehren!

Hutten

Wenn ich im Kloster hier verdumpfe,
Und träg, mir selbst zur Last versumpfe,
Sag mir, ob das Gott dienen heißt?

Lambert

Dir fehlt der rechte Klostergeist!
Ist Forschen nicht ein Gottesdienst?
Theologie lehrt dich begreifen,
Durch Kettenschlüsse listig schweifen,
Mit schlauen Ketzern tapfer fechten
Und in der Kirche Joch sie knechten.

Hutten

Ja ja ihr zündet an ein Licht
Und steckt's hinein in die Laterne,
Die Sonne seht ihr freilich nicht,
Denn leider ist sie euch zu ferne.
Du knusperst an Aquinos Schale,
Erfreu' dich nur an diesem Mahle:
Mich treibt es aus dem engen Haus,
Nie werd' ich eine Kirchenmaus.

(Der Novizenmeister tritt auf; er hat die letzten Worte gehört.)

N.-M.

Ei der Daus!
In die Zelle hinein,
Dort Psalter beten,
Mit Fasten sich kastein,
Das Fleisch ertöten.

(Hutten flammt auf, dann besinnt er sich und küßt nach der Disziplin die dargereckte Hand.)

Hutten

Ich danke euch mit diesem Kusse,
Daß ihr so väterlich verfährt,

Nur schad' vielleicht, daß diese Buße
An mir nicht ihre Kraft bewährt!

*

(Hutten sitzt in seiner Zelle auf der Pritsche.)

Hutten

Wenn alles mich ins Weite ruft,
Soll ich in enger Klostergruft
Die Nacht verduseln, den Tag verbringen,
Mit diesen Kerlen Psalter singen;
Verschließen in dem öden Raum
So manchen schönen Jugendtraum;
Geduldig Schimpf und Schande tragen
Und noch dazu kein Wörtlein sagen.
Und hätte ich nur einen Freund,
Der's treu und redlich mit mir meint!
Wie Spinnen, die ein Loch verschließt,
So hocken sie in ihren Höhlen,
Wo sie am Paternoster zählen
Und kalter Neid ihr Herz zerfrißt.

(Es läutet zur Hora.)

Nun Ulrich geh' zur Kirch' hinein
Und plärre auch im Chore drein,
Drauf darfst du auf das Ohr dich legen,
Bist morgen wach, des Bäuchleins pflegen.

(Man hört den Gesang der Brüder.)

O weh nun gibt es neue Strafe!
Doch die Geduld —

(Novizenmeister tritt herein.)

N.-M.

Reißt mir fürwahr!

Wo bleibst du? Fort zur andern Schar!

(Hutten geht stumm, der andere folgt brummend. Chorgesang: Miserere. Hutten stürzt rasch in die Zelle.)

Hutten

Die Geisel mir! Peitscht selber euch,
Da geht verloren dann kein Streich!
Das Gitter springt, es reißt das Band,
Hinaus, hinaus ins freie Land!

(Entflieht durch das Fenster.)

*

(Langer Gang, die Mönche laufen durcheinander.)

Anton

Er ist entflohn!

Moriz

Er ist davon!

Abt

O domine, o domine!
Vor lauter Leid ich fast vergeh'!
O domine conserva me!
Ich sag's, er war euch ein Talent,
Daß nirgends man ein gleiches kennt;
Mein Lebensg'schicht sollt' er beschreiben,
Ach! dieses wird nun unterbleiben!
He, bringet mir vom besten Wein,
Sonst brechen mir die Kniee ein!

Lambert

Was wird die böse Welt erst sagen!

N.-M.

Der Vogt, der kriegt ihn schon beim Kragen.

Moriz

Ich sah ihn längst schon heimlich grollen,
Man hätt' ihn sänfter halten sollen.

(Der Portner bringt Huttens Kutte.)

Portner

Da seht die Federn, die er ausgezogen,
Der Vogel ist weit weg geflogen.

(Wirft die Kutte auf den Boden.)

Abt

Sed quit nunc faciendum est?

N.-M.

Wir lassen's Gott, das ist das Best'!

Abt

So wollen wir zu Bette geh'n.
Benedico vobis. Amen.

*

(Heerweg. Hutten, das Schwert an der Seite, singend.)

Hutten

Ein Adler auf der Stange saß,
Der Knechtung Gram sein Herz zerfraß:
    Er war nicht frei, nicht frei!
Und wenn er seinen Fittig spannt,
So stoßt er an die Kerkerwand:
    Ach war nicht frei, nicht frei!
Da flog ein Blitz, die Fessel sprang,
    Er sich durch's offne Gitter schwang
    Und er war frei, war frei!

Er hob sich von des Käfigs Gruft
Und schwebte hoch im Morgenduft!
Denn er war frei, war frei!
So steh' ich denn auf weitem Feld,
Der Schlüssel öffnet mir die Welt.

(Schlägt ans Schwert.)

Und auf der Feder, des Geistes Schwingen
Will ich empor zum Himmel dringen.
Es gilt das Spiel! drückt auch das Herz
Der Mutter Leid, des Vaters Schmerz:
Frisch unverzagt!
Ich hab's gewagt!

*

(Eitelwolf von Stein geht unwirsch in der Stube auf und ab, Brief in der Hand.)

Eitelwolf

Da schreibt der Abt: der Ulrich ist entflohn!
Die Mähr' soll ich dem Vater künden,
Er möge den verlornen Sohn,
Sollt' er zu ihm nach Haus sich finden,
Ihm wieder stellen.

(Hutten tritt ein.)

Eitelwolf

Ulrich du!
O hättest du ein wenig nur geharrt,
Den Eltern bliebe Schmerz und Leid erspart.

Hutten

Auf euere Hilf' hab ich gebaut,
O sagt dem Vater, der euch vertraut:

Erkämpfen will ich den Eichenkranz,
Ihn dann auf seinen Scheitel legen
Und meiner Taten frischer Glanz
Soll mir verschaffen seinen Segen.

Eitelwolf

Verba sunt!

Hutten

So nennt das höchste Ziel!

Eitelwolf

An Deutschland denk, der Feinde Spiel!

Hutten

An Deutschland ja! o Schmach so schwer,
Sie drückt es nieder mehr und mehr!
Sonst waren Männer wir und frei;
Da schuf die Freiheit den Gedanken
Und der Gedanke schuf die Werke
Mit unbesiegter Gottesstärke.
Jetzt zieh'n sie ihm die engen Schranken
Und ihn, den wahren Gottessohn
Umketten sie mit frechem Hohn:
Nicht Gottes Wort soll er sich fügen,
Vor ihren Götzen soll er liegen,
Mit Sankt Marias blauem Mantel
Verhüllt der Eck den Wunderhandel,
Und ist des Lebens Gang vorbei,
So meinst du wohl, du seist nun frei?
Da steht der Tezel am Himmelstor,
Er hält dir beide Hände vor
Und füllst du sie mit reichem Gold,

Er dann den Ablaßschlüssel holt
Aus seinem unergründtem Sack,
Der Teufel mag das Teufelspack —

Eitelwolf

Verba sunt!

Hutten

Ich faß' das Schwert,
Noch andre sind mir gleich bewehrt;
Wir brechen uns über die Alpen Bahn
Und stürmen frisch den Vatikan.
Der Frundsberg hat gerüstet schon
Zu stürzen die stolze Babilon,
Daß sie im Staube mummeln soll
Und Zähne knirschen im wilden Groll.
An einem Strick, den ein Deutscher gedreht,
Ihr dann den Leo baumeln seht;
In seine Tiara, da gießen wir Wein
Und laden den Martin Luther ein.

Eitelwolf

Mit dem Schwert, du Tor? bezähm' dein Hoffen,
Das Schwert hat noch keinen Geist getroffen:
„Das Wort sie sollen lassen stan!"
Schließ dich dem Martin Luther an.
So mag die Freiheit die Stimm' erheben
Und feig die stolze Roma beben.

Hutten

Sei Sigmar du, sei Hermann er!
Ich werde fechten mit Feder und Speer
Und senkt man mich einst in die Erde hinab,

Dann schreibet den stolzen Spruch mir auf's Grab:
Ich hab's gewagt!

*

(Lager vor Padua. Feldpfaff. Italienische Söldner. Ein Schweizerschütz. Kellnerin, Hutten zu äußerst an der Tischecke.)

Schweizer

Heut ist das Pfäffli mißgestimmt.

Ital. I.

Kein Mensch ihm dieses übel nimmt,
Es war heut früh in Wassernot.

Feldpfaff

Halt's Maul, du Schuft.

Ital. II.

Ihr schwammt recht flott
Die Kutte überm Kopf im Mühlenteich.

Ital. I.

Geschah euch recht! Ich sagt euch's gleich;
Jetzt habt zum Schaden ihr den Spott.

(Alle schreien mit erhobenem Glas:)

Alle

Vivat die schöne Müllerin!

(Ein Italiener ergreift die Mandoline, sie singen.)

Alle

Das Pfäfflein in die Mühle schlich,
Zum Mädel hat es seinen Strich:
Tipp tapp, ging's Rad, tipp tapp:
Es schüttet eben Korn der Knecht,
Und als er's sah, war's ihm nicht recht:
Tipp tapp, ging's Rad, tipp tapp:

Das Mädel lacht, das Pfäfflein schreit:
„Wär' ich beim Wirt im Keller weit!"
Tipp tapp, ging's Rad, tipp tapp:
Das Pfäfflein schreit: „das ist kein Spaß
Da wird mir ja die Kutte naß!"
Tipp tapp, ging's Rad, tipp tapp:
Und wie's geschwommen an das Land,
Das ist uns leider unbekannt.
Tipp, tapp, ging's Rad, tipp tapp!

Ital. I.
Befehlt ihr Repetition?

Feldpfaff
Wart nur! euch Lumpen krieg' ich schon
Ihr sollt in Reih und Glied mir passen,
Wollt ihr euch absolvieren lassen.

Ital. II.
Man find't auch ohne euch die Tür
In Satans höllisches Revier.

(Die Kellnerin mit Flaschen.)

Kellnerin
Frisch angezapft! noch Wein?

Schweizer
Schenk nur ein Gläsli ein.

(Er schlingt den Arm um sie.)

Ital. I.
Das ist des Pfäffleins Leibkonfekt!

Schweizer
Warum nicht gar, der hat kein Recht!

Die Lisel ist ein offner Tisch,
Da küßt und löffelt jeder frisch.

(Küßt sie.)

Kellnerin

Das wär's! Da nehmt den Schmiß.

(Schlägt ihn.)

Feldpfaff

So gebt uns doch kein Aergernis.

Ital. II.

Schaut dort den deutschen Lanzenknecht,
Der sitzt, als wären wir zu schlecht.

Ital. I.

Gehört in's Konsistorium.

Ital. II.

Ja ja, erst sind die Deutschen dumm,
Dann Galgenstrick wie unsereins.

Ital. I.

Du hast's erprobt, so scheint's!

Schweizer

Ei, Pfäffli, nimm ihn in die Lehr',
Damit er sich zu uns bekehr',
Wie du's so schön mit mir getan.

Feldpfaff

Ja ja, da ging es freilich an!
Du kamst schon als ein Lumpenhund.

Schweizer

Drum paßt' ich just in euren Bund.

Feldpfaff
Ihr seid schon länger hier?

Hutten
Gestern nahm ich erst Quartier.

Feldpfaff
So grüß ich als der Feldpfaff dich.

Hutten
Hm! groß ist diese Ehr' für mich.

Ital. II.
Sag dir, ein Regimentspfäfflein,
Bei dem du wohl versorgt magst sein.
Es trieb mit dem Papst nicht Simonie,
Weil ihm der Obrist das Amt verlieh;
Zu Florenz hat es griechisch studiert,
Was schon so mancher Knab verspürt;
Doch find't er sich auch bei Mädeln ein,
Das Liedl kann dir Zeugnis sein.
Der Bandello, der ist sein Brevier,
Den zieht er alle Tag herfür.
Gern macht er sich die Gurgel naß,
Und schläft im Schatten dann vom Faß.

Feldpfaff
Es ist ein toller Soldatenhauf',
Die Kerle sperren das Maul oft auf,
Wo's eben just nicht sollt' gescheh'n!

Hutten
Nun ja, hier kann's nicht anders geh'n!

Feldpfaff

Ihr seid ein Deutscher? ei sagt uns doch:
Pfeift der Luther aus dem letzten Loch?

(Italiener singen.)

Italiener

Martin Luther, Martin Luther,
Sch** der Kathel in die Butter!

Hutten

Nicht wahr, der hat euch tanzen gemacht?

Feldpfaff

Hab' ich es mir doch gleich gedacht!
Ihr seid ein lutherischer Ketzer,
Auch so ein frecher Schnabelwetzer,
Wohl gar ein halber Studios,
Der zu der Partisane griff,
Dem Vater hinter die Trommel entlief.

Hutten

Kerl!

Feldpfaff

Da hört! — Die Kirchenlehr',
Die muß verlieren Glauben und Ehr';
Anstatt des Papstes Unfehlbarkeit
Setzt man die eig'ne Vernunftigkeit!
Wie stand einst seine Majestät,
Zu der die Völker all gefleht;
Zum Heiligtum auf Fels gebaut,
Das weit durch alle Länder schaut,
Da rutschten sie daher auf den Knien
Und alle Sünde wurde verziehen!

Hutten

Jetzt knieen wir allein vor Gott!

Feldpfaff

Ihr treibet mit dem Heiligsten Spott.
Ist nicht die Kirche des Herrgotts Braut?
Die Schlüssel hat er Petrus vertraut.

Hutten

Vertraut? Dem Petrus allerdings!
Mit dem Apostel Petrus ja, da ging's!
Doch ob der Herr den Papst gemeint,
Dies mir gar zweifelig erscheint:
Es war persönlich, wenns beliebt.

Feldpfaff

Wie schön sich diese Deutung gibt!
Wär' nur der Papst seit zwei drei Jahren,
Hätt' man von euch das rechte erfahren!
Doch heilig seit der ältesten Zeit,
Gesichert durch Succession
Von Petrus ist des Römers Thron.
Nun ist der Papst euch ein Popanz,
Ein Teufel gar mit Horn und Schwanz!

Hutten

Habt ihr den Alexander vergessen,
Den Würger, bis er Gift gefressen?
Deswegen der Racheengel fliegt
Und schreit mit der Posaunenstimm':
Ihr Völker seht des Zornes Grimm,
Seht wie die stolze Babel liegt:

Feldpfaff

Wer schützte Kunst und Wissenschaft?

Hutten

Die beiden sind aus Gottes Kraft!

Feldpfaff

Wer gibt den Künstlern Ehr' und Sold?

Hutten

Ihr, aus gestohlnem Ablaßgold;
Was ihr erzwangt mit Schrauben und Pressen,
Als sollt' es wider den Türken geh'n,
Vergeudet ihr mit Saufen und Fressen
Und prellet die Welt mit tausend für zehn.
Vom Purpurrocke eurer Metzen,
Da schenket der Kunst ihr einen Fetzen.

Feldpfaff

Lud nicht der Papst den Luther ein,
Wollt machen zum Kardinal ihn fein.

Hutten

In Flammen, wie ein rot' Gewand,
Hätt' man als Ketzer ihn verbrannt.

Feldpfaff

Ehrt man die Humanisten nicht?
Was kam der Hutten nicht, der Wicht?

(Italiener singen.)

Italiener

Mit dem Luther in der Kutten
Holt der Teufel auch den Hutten.

Hutten

Laß den Hutten aus deinem Maul,
Sonst kriegst du eins, der ist nicht faul.

Feldpfaff

Du tust, als wärst du selber er!

Hutten

Und wenn ich nun der Hutten wär'?

(Der Feldpfaff schaut auf die Italiener; dann höhnisch.)

Feldpfaff

Wie patzig ist der Deutsche doch!
Ich reis' mit dir und zeig dir's Loch,
Wo euer Heinz im Hemde stand,
Sich winselnd vor Gregori wand,
Bis dieser ihn vom Fluche band.
Dann kehre kriechend und verzagt
Nach Deutschland heim zur Bärenjagd.

(Hutten gibt ihm einen Schlag, daß er zu Boden fällt.)

Hutten

Nimm von der Bärentatze das!

Ital. I.

Des Teufels! Das geht übern Spaß. (zieht.)

Feldpfaff

O weh o weh! euch Schand und Spott,
Laßt ihr mich hier in meiner Not!

(Die Italiener greifen an, Hutten legt aus und haut sie fort.)

Hutten

Habt ihr an eurem Balg gespürt,
Wie Hutten seine Fuchtel führt?

(Der Feldpfaff faltet unter dem Tisch die Hände:)

Feldpfaff

O domine, das Leben schenkt!

Hutten

Meinst du, daß Hutten an dich denkt?

Schweizer

Herr, wenn ihr länger leben wollt,
Schaut, daß ihr euch von dannen trollt,
Sonst müsset ihr vom Gifte nippen,
Kriegt ein Stilet auch in die Rippen:
Es täte mir um euch gar leid,
Träf' euch ein Wälscher vor der Zeit.

(Hutten ab.)

Die folgenden Szenen liegen nur im Entwurfe vor. Crotus trifft mit Hutten vor Augsburg zusammen und beruft ihn zur Dichterkrönung. Klara Pirkheimer setzt ihm den Kranz auf. Prozession am Tage Mariae Himmelfahrt. Ein Ablaßhändler findet sich dabei ein. Hutten zerwirft ihm den Kram. Das Volk steht auf. Bildersturm. Hutten und Sickingen. Hutten flieht von der brennenden Ebersburg; Nachts vor dem väterlichen Schlosse. Ein Leichenzug mit Mönchen. Hutten legt den Dichterkranz auf die Bahre seines Vaters. Die Mönche verfluchen ihn. Er flieht, erst nach Tirol. Erzählt in einer Hütte von Kaiser Max. Der Großvater, ein alter Lanzknecht, nimmt ihn freundlich auf und bewirtet ihn. Die Bauern reden im Dialekt. Hutten über die Grenze in die Schweiz. Sein Tod.

*

Der Student.

1840.

(Stille, einsame Gegend. Hohe Eiche, Wallfahrtsbild daran. Der Student langsamen Schrittes. Er freut sich der Naturschönheit und pflückt eine Blume. Hier drängt sich in das Gefühl des Allgemeinen die Wissenschaft mit ihrer Sonderung. Was ist die Blume? Und so überall die gleiche Frage und aus der Natur keine Antwort, die entscheidet. Vielleicht das Gewissen und die Geschichte? — Ein Pilger wirft sich vor dem Bild nieder.)

Pilger

Befreie mich, Herr, von der Angst,
Aus der Tiefe schreie ich zu dir!

Student

Den treibt ins Weite ein Verbrechen,
Durch Buße will er selbst es rächen.

Pilger

Herr laß mein Flehen zu dir kommen,
Von Mord und Schuld befreie mich.

Student

Ein Kain! er weint! — Ist's schweres Blut,
Ist's feiger Sinn nach Frevelmut,
Steigt aus der Nacht der Rachegeist,
Der Herz und Gewissen ihm zerreißt
Und fängt ihn in dem finstern Bann,

Bis er dem Recht genug getan?
Ein Gott der Rache hoch über uns,
Ein Gott der Rache zugleich in uns:
Im schwarzen Dunkel, am hellen Tag,
Wer ist, der ihm entrinnen mag?
Weh uns!

Pilger

O Gott, erbarme Dich!

(Schergen schleichen herbei.)

Scherge

Nicht länger kann er bergen sich —
Faßt ihn!

Pilger

O himmlische Gerechtigkeit!

Scherge

Die richtet dich auf Erden heut'.

(Schleppen ihn gebunden fort.)

*

(Tiefe Nacht. Der Student in seinem Zimmer. Zerrissen von den Widersprüchen in Natur und Leben, wendet er sich wieder zur Philosophie. Er blättert in Hegels Logik.)

Student

Was ist das Sein? ich mag's nicht denken:
Da nimm den tollen Widerspruch! —
Das Nichts? Ja wohl, so sagt das Buch.
Wer kann das je zur Einheit lenken?
Nun da beginnt das Werden wohl —
Doch wie das Ganze werden soll?
Das Leben, das im Dasein blüht? —

Das ist Natur und ihr Gebiet.
Das für sich sein? — Es ist der Geist,
Der mutig sich von Allem reißt! .....
Schon ist mein Denken nicht mehr rein,
Wie's passen soll zum reinen Sein.
Sei es denn Nichts — So ist es ja —
Ich meine: wie der Globus da,
Den man aus Messingdraht gebaut,
Nur daß man in das Leere schaut. —
Ich wünscht' wohl ein Komet zu sein,
Exzentrisch frei von dem Geleise;
Ich stürzte in der Sterne Kreise
Mit Weltenbrand durch ihre Reih'n.
Ich lehrt' sie lieben, lehrt' sie hassen,
Verschmelzend als ein Feuerball,
Ein Donnerkeil im Weltenall:
Das wär' das Sein; dann dunkle Nacht!
Das wär' das Nichts, die Weltennacht!

(Er tritt ans Fenster; unten ziehen Handwerker mit Sang und Klang vorbei.)

Wie wenig braucht's! ein Käfer lehrt,
Ein Handwerksbursch, was du entbehrt!
Ein Weib ist's, das sein Herz erfüllt,
Ein Weib ist's, das sein Sehnen stillt;
Rings um ihn feiert die Natur,
Es schmückt mit Blumen sich die Flur.
O hohes Fest, vom Kind zum Greise
Schließt Glied an Glied sich mild und weise!
Da sieh die Bürger! In den Falten
Der Stirn ist tiefe Spur erhalten,
Nur Handwerksgram und neue Sorgen

Bringt ihnen stets der neue Morgen.
Doch glücklich sie beim Tageswerke,
Denn dieses gibt zur Arbeit Stärke!
Für Weib und Kind! — so denkt der Mann; —
Es schießt der Hobel schneller vor
Und höher fliegt die Axt empor,
Und tröpfelt auch herab der Schweiß
Von seiner Stirne: nie zu heiß
Hat er, es kühlt ein Blick die Glut,
Ein Blick auf sie gibt neuen Mut, —
So bis ans Grab; sie schreiben dann:
Hier ruht in Gott ein wackrer Mann,
Bis einst ihn die Posaune ruft,
Zum Weltgericht aus seiner Gruft.

(Gerichtsdiener bringen eine Leiche.)

Gerichtsd.

Wir liefern hier auf Eu'r Verlangen
Den Mörder, den wir heut gefangen;
Ihr werdet ihn wohl gar tranchieren,
Um dran das Hängen zu studieren.

Der Student erkennt entsetzt den Pilger, der vor dem Wallfahrtsbilde gebetet. Er erfährt, daß er einen Grafen totgeschlagen, der ihm sein Kind verführte und gegen den er vergebens Recht gesucht. Die Unglückliche ist in das Wasser gesprungen. Mit einem Fluch auf die menschliche Gesellschaft eilt der Student ins Freie.

*

(Waldige Gegend. An einem Bach eine gothische Kapelle, welche eine Zunft zu Ehren ihres Handwerkes erbaut hatte. Vorn die Landstraße. Der Morgen dämmert. Der Student dringt aus

dem Gebüsche und setzt sich auf die Steintreppe. Ein Monolog spricht den Schmerz über die Erfahrungen in der Welt außer ihm und in ihm aus. Ein Fabriksherr mit Arbeitern; er befiehlt die Kapelle abzubrechen, um hier eine neue Fabrik zu bauen.)

Fabriksh.

Nun greift nur an, mit frischer Kraft!
Was ist's mich euch? Ihr seid so faul,
Wenn man nicht stets befiehlt und schafft,
So steht ihr da mit offnem Maul.
Greift an, es ist schon lange Tag,
Beginnen sollt ihr sechs Uhr Schlag,
Und jetzt ist's schon halb sieben.

Erster Arbeiter

So schlecht bezahlt und stets getrieben!

Zweiter Arbeiter

Wo sollen wir die Steine häufen?

Fabriksh.

Versteht sich, an der Straße hier.
Zerbrecht ihr ein Geräte mir,
So wisset, ich bezahl' es nicht.

Student

Du scheußliches Bilanzgesicht!

Der Student will fort. Der Fabriksherr hat ihn bemerkt und hält ihn auf. Er kennt ihn von früher, weil er ihm Maschinen berechnete. Er soll doch kommen, sich das Geld zu holen. Ob ihm denn das Studium so viel eintrage? Der Mondschein sei kein blankes Silber und die Spule werde hier viel schöner tönen, als der unnütze Chorgesang vordem in der Zunftkapelle,

die nun der neuen Fabrik weichen muß. Man erkennt das Symbolische für den Geist der Zeit.

Student

Sie tun daran sehr gut, fürwahr,
Das Kirchlein hier zu reparieren.

Fabriksh.

Da wär' ich wohl der größte Narr!
Soll die Romantik mich genieren?

Student

Selbst Kaiser Joseph ließ es stehn,
Es schonten selbst es die Lawinen,
Soll es durch Sie nun untergeh'n?

Fabriksh.

Der Gegenwart muß alles dienen:
Ihr Knecht ist die Vergangenheit.
Was ist wohl an dem morschen Bau
Mit all den Schnörkeln wild und rauh?
Er gleicht der Zunft, die ihn geweiht.

Durch die Fortsetzung des Gespräches weht die schwüle Luft der sozialen Frage von Kapital und Arbeit. Der Fabriksherr will jenem auch den Geist und die Wissenschaft dienstbar machen; nur so dienen beide der Menschheit. Der Student soll ihm wieder Maschinen bauen, er will ihn in den Kreis seiner Familie ziehen; auch seine Tochter sei eine Gelehrte und lese in Büchern, die ihm freilich den Conto Corrent verdürben. Der Student will in einer Art Galgenhumor die Blüte, die solchem Holz entsprossen, kennen lernen und sagt zu.

*

(Ein Hügel mit der Aussicht auf die Kapelle. Der Student zeichnet, neben ihm sein Freund Wilhelm Meyer.)

Student

„Der Zukunft dient Vergangenheit!"
Doch wem dient wohl die ganze Zeit?
Die trägt die buntbewegte Flut
In's stille Meer der Ewigkeit,
Wo ohne Irrung alles ruht.

Wilhelm

Ein schönes Bild hast du vollendet
Und deine Mappe mag es zieren.
Wie rein die Striche sich verlieren;
Die Klippe, die im Himmel endet, —
Wie stolz, mit welcher Festigkeit
Sie dasteht! welcher kühne Schwung!
Die Perspektive, die Milderung,
Mit der sich Fern' an Ferne reiht!

Student

Nur eine Skizze soll es sein,
Der Rune gleich am grauen Stein.

(Ein Teil der Kapelle stürzt brechend zusammen.)

Bald hebt sich hier der neue Bau;
Der Qualm verhüllt des Himmels Blau,
Die Spulen treibt in der Fabrik
Der Arbeiter mit trübem Blick.
Der Bügel knarrt, es fliegt das Rad,
Die Walze schnurrt aus Englands Stahl
Und was man kaum in Wochen tat,
Verrichtet sie mit einemmal.
Die Spindel fliegt den eignen Gang,

Nur tönt dazu ein Seufzer bang;
Ein Fluch von bleicher Lippe dringt,
Wenn sich am Griff die Kurbel schwingt.

Wilhelm

Was geht's dich an? Ist nicht die Zeit
Ein zweigeteilter Januskopf?
Faß die Gelegenheit beim Schopf,
Genieße froh das Frohe heut.

Student

Denk' ich es noch? — Im lichten Mai
Zog die Prozession vorbei.
Der Priester trug die Goldmonstranz,
Sie funkelte im Sonnenglanz
Und hinten folgte Paar auf Paar
In schöner Ordnung angereiht:
Die Zunft, die sich den Ort geweiht.
Die Fahnen wallten in der Luft,
Es stieg empor des Weihrauchs Duft,
Wie mischte sich der Kindersang
Vielstimmig hell dem Glockenklang!
Im blonden Haar die Mädchen wallten,
Verklärte, sinnige Gestalten;
Es schien im Aug' die irdische Liebe
Zu streiten mit dem Himmelstriebe.
Die Mütter wandelten, die Frauen,
Gar ernst und lieblich anzuschauen.
Die Männer dann mit festem Schritt —
Sie zogen frei, bedächtig her,
Als sollte künden jeder Tritt:
Nun Achtung! bin mein eigner Herr!

W i l h e l m

Du wirfst das Licht der Poesie,
Das magisch deinem Innern strahlt,
Auf jene Zeit; verklärt ist sie,
Weil sie verklärt Begeist'rung malt.

S t u d e n t

Wär' ich ein König — ein Katheder,
Der würde für dich aufgestellt;
Da könntest du bei wenn und weder
Keck demonstrieren von der Welt.

W i l h e l m

Blüht nicht der Mai so hold wie dort,
War schöner einst die Flur, die Au,
Ist jetzt der Himmel minder blau,
Vergißt Natur ihr Schöpferwort,
Und was die Dichter einst gesungen,
Ist's jetzt in Menschenbrust verklungen?

S t u d e n t

Den Fittich leiht die Liebe Dir!

W i l h e l m

Nur Liebe kann, o Freund! dich retten.

S t u d e n t

Ich lasse Andern gern die Ketten.

W i l h e l m

Du trägst in dir sie, glaube mir!

Der Fabrikant tritt wieder auf; er treibt die unwilligen Arbeiter an, gesellt sich dann zu den Beiden und nötigt sie, mit ihm in sein Haus zu gehen.

*

(Zimmer. Abend. Die letzten Töne einer Symphonie erklingen auf dem Fortepiano. Marie, die Tochter des Fabrikherrn; groß, schlank. Ihre Freundin Klara.)

Marie

Beethoven! — durch den Himmel schwingt
Die Seele sich bei seinem Lied
Und aus dem tiefsten Herzen klingt,
Was lang es zu gestehen mied.

Klara

Dein Aug' ist feucht.

Marie

Was fremd erscheint,
Hat er zum schönen Bund vereint,
Bei ihm ist Heiterkeit selbst tief,
Dem Engel gleich, der vorher schlief
Von Frühlingsblumen überdeckt,
Bis ihn die rechte Weise weckt.
So ist auch in dem ernsten Sinn
Die stillste reinste Heiterkeit,
So wie auf dunkler Meeresflut
Der Sonne goldne Scheibe ruht
Und ihrem Spiegel Glanz verleiht.

(Klara setzt sich an das Klavier und läßt einen Walzer erklingen.)

Klara

Ja, Sonnenschein und Regenguß!
Ich lieb' des hellen Tages Gruß.

Marie

Doch Freundin, bist Du endlich müde,
So kommt die Nacht, der ernste Friede.

(Klara schlägt einige Akkorde an und fährt dann schalkhaft fort.)

Klara

Dann tritt hervor manch liebes Bild,
Man setzt sich da verschämte Fragen.
Das Herz darf frei sein Ja drauf sagen,
Und leise dämmert hold und mild
Von weiter Zukunft mancher Traum,
In den man sich so gern verliert;
Man läßt ihn walten, läßt ihm Raum,
Bis kalt Verstand das Szepter führt.
Ah! du wirst rot; verbirg nur nicht
Bei jenen Rosen dein Gesicht.

Marie erzählt nun, wie sie einst dem Studenten im Gebirg begegnete.

Marie

Dort vor der Eiche sah ich ihn:
Ein Blitz, ein Blick, ein Flammensprühn —
Er folgte mir durch das Gedränge,
Verschwunden war die bunte Menge
Für uns; er sandte scheu den Blick
Wie eine Frage. —

Klara

Und nicht lang
So gabst Du Antwort ihm zurück.

Marie

Dann sah ich ihn zum letztenmal:
Die Sonne schien noch in das Tal,
Es lispelt durch die dunklen Bäume,
Wie des entschwundnen Frühlings Träume.

Und drüben stieg in Wolkennähe
Ein Berg mit seinen Wänden gähe.
Da plötzlich stand er auf dem Felsen
Von Kluft zu Kluft im Sprung getragen,
Wie zierte ihn das stolze Wagen!
Wild flatterte sein Haar, das Rot
Des Abends rann um ihn; ein Gott,
Der herrlichste stand er vor mir.
Er reicht die Alpenrose mir,
Dann faßt er schweigend sein Gewehr....
Zwei Jahre sah ich ihn nicht mehr.

Sie erzählt weiter, wie er mit dem Vater gekommen; dieser stellte ihn als den Mathematikus des Geschäftes vor, mit dem Beisatz: er werde auch so gefällig sein, ihr Unterricht in der Naturkunde zu erteilen.

Marie

Da schaut er auf, dem leisen Ach
Schoß dunkle Purpurröte nach;
Er wurde bleich, er schien zu ringen,
Doch konnt' er's nicht zu Worten bringen.

*

(Der Student in seinem Zimmer. Vergebens greift er zu den Büchern; ein neuer Zauber zieht ihn von der Abstraktion ins frische Leben, vorerst vermehrt jedoch die Liebe den Zwiespalt in seiner Brust. Er stimmt die Laute und singt:)

Student

Kennst du die alte Sage
Von jenem Geisterschiff,
Das steuert durch die Fluten,
Geschützt vor Sturm und Riff.

Da stehen die Matrosen,
Sie stehen leichenblaß,
Und schauen in die Ferne
Starr ohne Unterlaß.
Sie regen nicht die Glieder,
Das Herz schlägt dumpf und hohl;
So geht es durch die Fluten
Jahrhunderte wohl;
Und naht einmal der Küste
Das schwarze Geisterschiff
Und steht ein Gottesacker,
So seufzen sie gar tief.
Und weiter geht es, weiter,
Sie steh'n mit starrem Blick
Und schauen auf die Cypressen
Aus blauer Ferne zurück.
Es heißt: eine Hand voll Erde,
Die auf ihr Herz man legt,
Die löse sie zu Staube,
Den bald der Sturm verträgt.
O legten sie mir Erde
Auf Auge, Mund und Herz,
Da würd' ich wohl gesunden —
O pfui, der blöde Reim: der Schmerz! ...
Ein frischer Tod, ein neues Leben,
Nur eins davon kann Rettung geben.

*

(Marias Zimmer. Sie ist beschäftigt Bücher auf den Tisch zu legen. Der Student tritt ein; er will sie noch einmal sehen und dann stumm in den polnischen Freiheitskrieg ziehen. Die Spannung der Lage, Marias Ahnung führt zu gegenseitigem Geständnis.)

Student

Du weinst! — O Seligkeit
O tiefster Schmerz, und beides Eins!
O weine, deine Tränen sind ja Tau,
Für diese Brust ein Himmelstau.
Ich konnte dir von fern nur folgen,
Selbst deines Kleides Saum berühren nie!
Entgegen tratst du mir im Schlaf, im Wachen;
In jedem Buche fand ich dich,
Dich sah ich durch die grauen Nebel,
Ein holdes Bild: dich sah ich halten
Den lichten Kranz des Schönen,
Den Ring der Ewigkeit!
Ein hehres Sternbild bliebst du hoch vor mir.
War das nicht Liebe?
In meinem Herzen steht ein Bild,
Vielleicht bricht bald dies Herz der Tod —
Doch wenn wir was hinüberretten,
Wenn jenseits wird ein Morgenrot,
Und Lug ist's nicht! Es sprengt die Ketten
Von Zeit und Raum siegreich der Geist:
Dein Bild will ich hinüberretten, —
Ich liebe dich und das in Ewigkeit! —

*

(Der Student will nun durch tätige Arbeit nach außen Marie gewinnen. Modellzimmer des Fabrikanten. Der Student emsig mit Berechnen von Maschinen beschäftigt, doch fühlt er dumpf, daß hier auch an Marias Seite nicht sein Platz. Marie tritt ein.)

Student

Ich tu's um dich und nur um dich,
Du bist der Liebe Sonnenstrahl,

Der mich im engen Kerker hält,
Der durch das Fenster eng und schmal,
Auf des Gefangnen Augen fällt
Und Frühlingsblüten ohne Zahl
Erweckt, ihm schaffet eine Welt,
Marie!

(Er küßt sie.)

Marie

Du kommst doch in den Garten bald
Zum Vater und zu mir? — Doch bald!

(Sie geht, indem sie sich in der Tür umsieht.)

Student

Ein süßes Wort von ihr, ein Wink,
Die machen leicht mir jedes Ding!
O bleib mir treu, du Himmelsbild,
Das dieses Dunkel mit Licht erfüllt!

*

Der Wirtsgarten beim Löwenhaus. Beleuchtung, Tische unter den Bäumen. Beamter, Praktikant, Bürger mit Frauen und Töchtern. Kellnerin, Studenten, Theologen, böhmische Musikanten. Dr. Johann Schuler, der Student, Polizeiagent, Polizeiwache. Alles in bunter, lebendiger Gruppirung. — Professor Kopatsch, Beamter, Praktikant seitab an einem ruhigeren Tische

Kopatsch

Was ich gesagt, stets bleibt es wahr:
Nur hübsch markiert im Mittelmaße,
Das ist gewiß die beste Straße!
Die Inschrift auf dem Glas sagt's klar.

Praktikant

Ja, ja! Sie haben allzeit recht,
Den Brauseköpfen ist's zu schlecht.

Beamter

Und kommt es zu der Praxis dann,
So wird's den Leuten gleich zu heiß,
Als hätten Pfeffer sie im Steiß,
Ha, ha, ich kenne meinen Mann!

(Studenten am langen Tische. Flaus, Gfrill, Schluck stoßen an.)

Chor

Bruder Lüderlich, Bruder Lüderlich,
Warum bist du so voll, so voll?

Schluck (singt.)

Was kann ich dafür, was kann ich dafür,
Warum schmeckt's mir so wohl, so wohl!

Bürger mit ihren Frauen und Töchtern setzen sich an einen Tisch.)

Erster Bürger

Das ist doch eine Höllenmetten,
O könnt' ich meine Ohren retten!

Studenten (singen)

Halloh, halloh, den Becher voll,
Heut ist Kommers, drum seid recht toll!

Bürgersfrau

Wirst du zu Haus den Brummer los,
So plärret hier der wilde Troß!

Kopatsch

Das Erste, Freunde! das ist Brot.
Das Andre hat dann keine Not.

Praktikant

Ich danke für den guten Rat,
Ja, wenn man erst zu beißen hat!

(Der Student tritt ein.)

Beamter

Das schlechte Beispiel ist nicht weit!

Kopatsch

Hier seh ich den nach langer Zeit!

Student

He, Kellnerin!

Kellnerin

Den Augenblick,
Bring ich die Flaschen voll zurück.

(Bürgerstöchter: Käthchen und Ursel sprechen leise:)

Ursel

Die blaue Kappe auf dem Schopf?

Käthchen

Wie er zu mir herüberschielt!
Ich weiß es wohl, auf was er zielt.

Ursel

Da hast du auch den rechten Knopf,
Der täglich einen Rausch sich sauft
Und brüllt, nach allen Dirnen lauft.

Käthchen

Ist deiniger denn gar so schön?

Ursel

Bei deinem kann er immer steh'n.

(Gfrill nähert sich; heimlich zu Käthchen:)

Gfrill

Ich schleiche her auf leisen Füßen,
Könnt' ich dich, teures Schätzchen, küssen!

Käthchen
Um ein Uhr heute an der Tür.

Flaus
Potz, Blitz, stehst du schon wieder hier?

Erster Theologe
Ah! dieses Mädchens volle Brust,
Das wär' dir eine Götterlust!

Zweiter Theologe
Verrate dich mit keinem Laute:
Si non caste, saltem caute!

(Die Kellnerin bringt Wein, der Student füllt rasch das Glas.)

Student
Du heller Glanz, du Purpurröte,
O wärest du ein Trunk aus Lethe!

Ursel
Sieh Jenen bei der Kegelbahn,
Er schaut uns eben gar nicht an.

Käthchen
Weil du so schön geputzt dich heut?
Vielleicht sah er schon schön're Leut'.

Kopatsch
Ich sag' es ihnen, ein Talent,
Der könnte werden Präsident!
Ich mahnte ihn, wie's eben Not:
Studieren erst, dann Brot, dann Brot!

(Schluck faßt die Kellnerin.)

Schluck
Ich hab' mein ganzes Geld verlumpt,
Nicht wahr, mein Schatz, heut wird gepumpt.

Kellnerin

Zu dem Geschäft hab' ich nicht Zeit,
Es sind zu viele Gäste heut.

(Böhmische Musikanten kommen.)

Zweiter Bürger

Jetzt gar das Musikantenpack!
Der Bürgersmann ist zu bedauern,
Geht er hervor aus seinen Mauern,
Schlüpft ihm sein bischen Geld vom Sack.

(Dr. Johann Schuler tritt in den Garten und gesellt sich zum Studenten.)

Schuler

Sie hier! — Wie geht's? — Wird auch noch jetzt
Ueber das Nichts das Sein gesetzt?

Student

Sie seh'n mich nur von oben an!

Schuler

Mein Freund! Erfahrung macht den Mann.

Student

Erfahrung! — und die Wissenschaft?

Schuler

Gewinnt erst durch das Leben Kraft.

(Die Musikanten beginnen einen Walzer).

Gfrill

Auf, Käthchen! heute geht es flott.

Erster Bürger

Man fragt den Vater.

Gfrill

Hat nicht Not.

Student

Und ist die Jugend Leben nicht?

Schuler

Zu seiner Zeit hat Jeder recht;
Doch werde nicht dein eigner Knecht:
Hoch über Allem steht die Pflicht.
Es schafft die Tat die Harmonie.
Du lebst, was Andre schon gestrebt,
Doch was nicht wächst, das wird dir nie.

Student

Die alten Rätsel!

Schuler

Ein Jeder muß!
Bei Jedem fängt's von neuem an,
Es löst sie Jeder, wie er kann
Er kommt, so weit ihn trägt sein Fuß.
(Der Tanz wird immer lebendiger.)
Wie Alles sich so munter dreht,
Daß es mir in die Beine geht!

Praktikant

Wo sie walzen so jovial,
Da wag' ich auch ein Tänzchen einmal.
(Geht zu einer Bürgerstochter.)
Krieg' ich vielleicht ein Körblein heut?

Mutter

O, meine Tochter ist erfreut!
(Der Praktikant mischt sich in den Tanz.)
Den laß ich gelten, das ist ein Mann,
Der in zwei Jahren heiraten kann.

Erster Theologe

Die feinen Wangen, die Mädchen so rund!

Zweiter Theologe

Pst! halte doch einmal den Mund!
Der Wein ist eben auch nicht schlecht,
Der wär' mir für die Messe recht.

Die Musik verstummt, der Tanz löst sich auf, die Bürger gehen mit ihren Frauen und Töchtern. Käthchen wendet sich noch gegen Gfrill und hebt den Finger.)

Schuler

Noch möcht ich aus ihrem Lieblingsbuch
Zurufen ihnen einen Spruch:
„O lern ein Mensch mit Menschen sein!"

Student

Sie sollen mit mir zufrieden sein.

Schuler

Doch sieh einmal den Spitzel dort!

Student

Er steht und lauert auf jedes Wort.

(Der geheime Polizist, der schon früher herumgeschlichen, nähert sich den Studenten; er legt den Finger auf die Nase und tritt dann plötzlich unter sie.)

Polizist

Was sagt die Zeitung von den Polen?

Flaus

Mag sie mit ihnen der Teufel holen.

Schluck

Wir sind des Suffes wegen da,
Was scheeren uns Politika.

Polizist

Nur nicht so grob; hab auch studiert,
Und stets ein lustig Leben geführt.

Gfrill (singt)

Steht auf, ihr wackern Brüder,
Und schwingt die Sensen wieder.

Student

Schweig Narr! wir sind in Oesterreich,
Sonst faßt dich hier der Spitzel gleich.

Polizist

Ein Spitzel, ich!

Gfrill

Du wüstes Tier!

Flaus

Werft ihn hinaus.

Schluck

Marsch vor die Tür.

(Sie packen den Polizisten.)

Polizist

Das denunzier' ich allsogleich!

Gfrill

Du feiler Schuft, nimm diesen Streich!

(Der Polizist pfeift. Wachmänner stürzen herein, und packen den Studenten. Er schlägt sie nieder und schwingt sich über die Planke.)

Schuler

Gradiska, Spielberg, Metternichs Ketten:
Die schnellste Flucht nur kann ihn retten!

*

Marias Zimmer. Aussicht ins Freie. Sie ist mit ihrem Anzug beschäftigt.

Marie

Die Glocke ruft, bald geht das Paar
Zum bräutlichen Altar!

(Sie schlingt eine Rosenknospe in die Locken.)

Was flecht' ich diese Rosen ein,
Wann wird für mich der Frühling sein?

(Der Brautzug entfaltet sich vor dem Fenster, Wilhelm und Klara treten aus der Kirche.)

Da wallen sie; wie ist mir weh,
Daß ich verlassen, einsam steh! (ab.)

(Der Brautzug entwickelt sich immer mehr. Herren und Damen Paar an Paar. Marie allein unter ihnen. Festliche Musik.)

*

Polnisches Lager. Soldaten um ein verglimmendes Wachfeuer singen das Lied von Kosciusko. Der Student, den Stutzen über die Schulter, tritt zu ihnen. Die Polen sammeln sich um ihn, darunter der Student von Wilna. Sie machen Bruderschaft. Ein Lirnicki tritt auf und singt:

Pole

Was steht die Tanne düster,
Einsam am schwarzen Stein?
Was färbt die rauhen Zweige
Mit blutigrotem Schein?

Tanne

Vom Osten kommt die Sonne,
Die malt mich blutigrot;
Vom Osten kommt der Russe,
Bringt dir den Schlachtentod.

Pole

Und laß den Russen kommen,

Bewehrt die Sklavenhand,
Siehst du die Polen ziehen?
Sie zieh'n für's Vaterland!

Tanne

Einst sah ich Kosciusko,
Wie flog er in die Schlacht;
Doch sah ich ihn nicht kehren,
Er sank in Grabesnacht!

Pole

Und laßt den Helden sinken —
Hurrah uns führt sein Geist:
Im heißen Schlachtentode
Die letzte Fessel reißt.

(Lithauische Freiwillige rücken ein, voran Cäcilia, die Braut des Studenten von Wilna. Ein Soldat erzählt:

Soldat

Ihr lacht? — In allem Kugelregen
Flog sie voran, zur Hand den Degen,
Und wo er blitzte, glaubt mir auf's Wort —
Am wildesten ward geschlagen dort!

Student von Wilna

Für Frauenhand ist das kein Spiel.

Cäcilia

Wir sind für Kugeln das gleiche Ziel!
Beim ersten Schusse zitterten
Die Glieder mir wie feige Hunde,
Die einen Bären witterten:
Doch als aus tausendfachem Schlunde
Kanonen die Polonaise gebrüllt,
Da wurde zum Tanzsaal das Schlachtgefild.

Student von Wilna

Wir Krieger zieh'n in das Gefecht,
Das ist der Männer altes Recht.

Cäcilia

Wo Polens Jüngling fliegt zum Streit, —
Darf fern da sein die Polenmaid?
Ich bleibe da; wen hast du hier?
Ich schließ die roten Wunden dir,
Bist du verwundet, werd' ich dich schützen.

Student von Wilna

Doch wenn du fällst, kann's Polen nützen?

Cäcilia

Was nützen? Kugeln will ich suchen!
Habt ihr verschossen euer Blei,
Daß Gott den Polen gnädig sei,
Will beten ich, den Russen fluchen!

Student von Wilna

Wenn ich dich weiß in der Gefahr,
Dann werd' ich selbst des Mutes bar.

Cäcilia

Dann irrt ich leider in der Wahl,
Daß einen Feigling ich geliebt!
Dich küsse ich, du treuer Stahl;
Wir bleiben fest und ungetrübt!

Student von Wilna

Ans Herz! o hätt' ich tausend Leben,
Ich möchte alle tausend geben.

Eine Schar Damen mit ihren Kindern; sie tragen

Schaufeln und Hacken und verteilen sich unter die Schanzarbeiter. Kanonenschüsse erst fern, dann näher. Der Priester Szynglarski mit Kreuz und Säbel führt die Lanzenreiter in den Kampf.

Schlacht an der Weichsel. Die polnischen Massen werden durchbrochen und ziehen sich nach Warschau zurück. Der Student, der Student von Wilna, Cäcilia, Jäger, Kosaken, wilder Kampf. Ein Kosak dringt auf Cäcilia ein; der Student schießt ihn vom Pferde. Der Student von Wilna fällt; Cäcilia kniet an seiner Seite und verteidigt ihn. Sie wird von einer Kugel getroffen. Der Kampf wogt vorbei.

Student

Im Himmel seid ihr eine heilige Schar
Von Märtyrern: doch eure Leichen —
Trag sie dahin der alte Polenfluß,
Das alte Polen ist nicht mehr!
Und Recht behält für jetzt der weiße Czaar!
Führ' sie hinaus, wo wild und hehr
Die Wogen wälzt das freie Meer!

(Er bindet die Leichen des Studenten von Wilna und Cäcilias mit dem Säbelgurt zusammen und wirft sie in den Strom. Dann schwingt er sich auf ein lediges Kosakenroß und sprengt davon.)

•

Der russische Generalstab reitet über das Feld. Ein Adjutant zu Paskewitsch:

Adjutant

Mit den Gefangenen?

Paskewitsch

Nach Sibirien!

Adjutant

Die Offiziere?

Paskewitsch

Erschießt sie!

*

Dembinski und Skrzynecki, die polnischen Feldherren, auf der Flucht von Warschau.

Dembinski

So ist kapituliert!

Skrzynecki.

Finis Poloniae!

König Albert.

Trauerspiel.

Erster Akt.

Personen:

König Albert.
Leopold, sein Sohn.
Johann von Schwaben, sein Neffe.
Lichtenstein.
Der Castellan.
Ritter.
Escher.
Tschudi.

Zeit der Handlung: Ende April 1308.

Erste Szene.

Abend. Auf dem Söller der Habsburg. Albert und Leopold.

Albert

Stets habe ich gestrebt, du weißt es Sohn!
Zu mehren unf'res neuen Hauses Macht,
Daß es sich würdig an die alten Stämme
Von Deutschlands Fürsten reihe: was dein Ahn
Der große Rudolf kühn und klug begonnen,

Ersprießlich will ich's zu dem Ende führen,
Das vorgeschaut sein Geist, das er gewollt.
Von dieses Schlosses Söller übersah
Er seiner Lande mäßigen Besitz:
Des Wasgaus Berge, wo zum Untergang
Die Sonne neigt, sind unsre Grenze jetzt.

Leopold

Fürwahr, an Gütern reich ist unser Haus!
Gab nicht des Ostens Marken eure Gnade
Zum Lehen mir? Am Rheine, an der Aar
Ist unbeträchtlich auch nicht der Besitz,
Und hat ein Sprößling nicht aus unsrem Hause,
Erbt Johann nicht von Schwaben — — —

Albert

Hör' mich an!
Zweideutig ist und biegsam das Gesetz
In diesem Fall. Als Bruder könnt' ich wohl
Des Bruders Erbe fordern und den Sohn
Des Bruders in die zweite Reihe stellen.
Doch schlägt zum Vorteil es nicht immer an
Den Anspruch festzuhalten.

Leopold

Mir erscheint
Er mehr als zweifelhaft.

Albert

Des Königs Wille
Ergänzt leicht doppelt, was am Rechte fehlt.
Und angenommen, daß er unbestritten
Im Rechte sei, so kann als Vormund ich

Ihn wohl entschädigen. Die Erbin Hennegaus
Biet' ich zur Gattin ihm, ihr Schatz, ihr Land —
Es dürfte, muß für Schwaben ihm genügen.

Leopold

Ist Schwaben seine Heimat nicht? Es hängt
Der ärmste Knecht am Boden der Geburt,
Und er ist Erbe jenes schönen Landes,
Das lange Deutschlands Kaiserkrone trug;
Hat Hoffnung, dort zu herrschen über Männer,
Die einst der Hohenstaufen Banner schwangen,
Nicht Hoffnung bloß, er hat das Recht! — Nein, nein!
Ich tauschte nicht, er nimmt den Tausch nicht an,
Er nennt sich nicht umsonst Johann von Schwaben.

Albert

Wenn er des Oheims Gründe überhört,
Mit denen er zu seinem Wohl ihm rät,
So wird er zittern, wenn die Majestät
Des Königs spricht und ihm befiehlt.

Leopold

Doch Schwaben?

Albert

Das verbind ich den drei Städten
Im Hochgebirg. Sind es nicht schöne Gaue?
Dort strömt die Donau aus der klaren Quelle
Und brauset wie ein Streitroß durch die Fluren,
Wenn hier der Rhein schon mächtig angeschwollen
Auf seinem Rücken weite Schiffe trägt
Und auf den Hügeln, die ihn rings begleiten
Die heiße Sonne Feuerweine kocht?

Der Schwarzwald dort im Schmuck uralter Tannen,
Die Alpen hier mit ihren Silberhörnern
Sich spiegelnd im Kristall der klaren Seen,
Die grüne Flur mit ihren reichen Städten,
Die stolzen Burgen! — Hätt' ich je auf Lieder
Und all der Reime Klingklang was gehalten,
Hier fühlt' ich mich zum Sänger fast entzückt.

Leopold

Dem Lande gleicht kein zweites auf der Welt.

Albert

Dir hab' ich es bestimmt! Die ferne Ostmark
Werd' ich zu Lehen deinem Bruder geben,
Als deutscher König kann ich's, will ich's tun!
Wenn dann einmal das wackere Tirol
Sich zum Besitze unsres Hauses fügt, —
Und dafür sollen bald Verträge sorgen —
Dann halten wir gefaßt den deutschen Aar
An beiden Fittigen in Ost und West
Und halten stark! Dann soll das deutsche Reich
Des Hauses Habsburg sein und unsre Grenze
Im Nord und Süd das weite Meer allein.

Leopold

Ihr habt ja kaum den Grundstein noch gelegt.

Albert

Den Plan entworfen, den die Zeit vollendet
Und das genügt! Zur Erbschaft laß ich ihn
Dem kommenden Geschlecht. Wenn schon ein Mensch
Durch Festigkeit gar viel erzwingen kann
In seines Lebens kurzer Frist: kein Ziel

Ist seinem Stamme dann zu hoch, baut dieser
Nur mutig weiter wie auf Rudolfs Grund
Ich unerschüttert es bisher getan.

Leopold

Womit beginnt ihr jetzt?

Albert

Mit den drei Städten.

Leopold

Den Städten! — Wie? — Vergaßt ihr Geßlers Tod?
Nicht lange ist's, daß man bei Trauerfackeln
Die Leiche in geweihte Erde senkte.
Ihr wogt den Pfeil, der seine Brust durchbohrt
Gedankenvoll in eurer Hand und spracht:
„Wußt' er den Weg dir in das Herz zu finden,
So findet er den Weg mir ins Gebirg."

Albert

Die Bauern haben sich durch diesen Mord
Frech aus des Reiches Frieden selbst gesetzt
Und als Empörer darf ich sie bekriegen.

Leopold

Noch raucht Zwinguris Schutt zum Himmel auf.

Albert

Was liegt daran? Die Burgen waren nur
Von Stein; die laß zerbröckeln, bald send' ich
An ihre Marken meine stolzen Ritter:
Die sollen stehn als Türme dann von Eisen!
Da schwing' der Bauer seine Hellebarde
In rauher Faust und brech' mit nackter Brust

Die Bahn sich durch den Wall von scharfen Lanzen.
Sein altes Recht hat dieses Volk verwirkt
Durch Mord und Aufruhr, einen neuen Freibrief
Will ich demselben, wie dem Pöbel Wiens
Am Kahlenberge blutig unterschreiben.
Leicht ist der Kampf, ist Uebung nur für dich
Zu größter Tat.

Leopold

Ich kenne diese Hirten.
Stellt neben sie den kühnsten Ritter hin,
Erblassen wird er einer Memme gleich,
Wo sie nur lachend spotten der Gefahr.
Denk ich daran, gerade ist's ein Jahr —
Herr Rudolf von der Wart, ein Edelmann
Zog auf die Jagd mit mir. Am Zürchersee
Ist eine wilde Schlucht voll Dorngestrüpp.
Wir gingen langsam durch, ein Schauern wehte
Uns feucht entgegen und ein Lämmergeier
Flog über uns, die Schwingen ausgespannt
Und rief mit hellem Hungerschrei den Jungen.
Da gaben plötzlich unsre Hunde Laut
Und dann den Schweif gezogen durch die Beine
Entflohen heulend sie, das Haar gesträubt.
Ein ungeheurer Bär mit roten Augen
Fuhr zorneswild und brüllend auf uns los.
Kaum hatte ich gestrammt den leichten Bogen,
So stand er schon mit hocherhobner Tatze
Und hauchte heißen Dampf mir ins Gesicht.
Wie eine Spindel brach auf seiner Stirn
Von Pech und Haaren überdeckt mein Pfeil.

Da sprang laut jauchzend von dem steilen Grat, —
Die Gemse könnte nimmer schneller sein —
Ein Senner riesengroß; die Brust war rauh
Und zottig wie des Bären braunes Fell.
Er hob den Stock und schlug, das Tier fuhr los
Voll Grimm und faßte an den Schultern ihn,
Doch er umschlang es zornig mit den Armen,
Die Muskeln ballten sich und schwollen an
Wie Schlangen blau; er zuckte mit den Brauen: —
Tot lag das Tier aus weitem Rachen geifernd.
Wenn nun die Hirten ohne Schwert und Panzer
Die Ritter uns auf diese Art erwürgten?

Albert

Ich kenn' sie auch; es ist nur plumper Trotz
Bei diesem Volk, so lang die Rute fern,
Doch zeig' nur Ernst und setz' die Ferse ihm
Fest ins Genick, da wird es kläglich winseln
Und lecken an der Sohle seines Herrn.
Zuerst begleit nach Böhmen mich; es ist
Mir diese reiche Krone wichtiger,
Dann eil' mit einem Heere ins Gebirg
Und jag' die Schweizer aus den schmutzigen Hütten,
Wo sie verbergen des Gewissens Angst.

(Der Castellan tritt ein.)

Castellan

Es kamen Männer noch, sie bitten dringend
Den König um ein gnädiges Gehör.

Albert

Warum bestellt ihr sie auf morgen nicht?

Castellan

Ich mahnt' unwillig an die späte Stunde,
Sie wichen nicht.

Albert

Habt ihr sie nicht erkannt?

Castellan

Schon dunkelt es. Von diesen Bauern sieht
Dem andern jeder gleich; wer unterscheidet
Die Zottelbärte und die Lodenkittel?

Albert

Zudringlich ist das Volk!

Castellan

Sie sind verwöhnt
Vom Vater Rudolf, der sie huldreich stets
Vor seinem Thron empfing.

Albert

Fragt, wer sie sind!

(Castellan ab.)

Albert

Welch eine Last ist diese Königskrone
Im deutschen Reiche, wo ein jeder nur
Nach eigenem Belieben tut! — Umsonst
Jedoch will ich nicht ihre Schwere tragen.
Für was hätt' ich gerungen denn um sie,
Mit eigner Faust Adolf erlegt von Nassau?
Soll nur der Bürger sorgen für sein Haus,
Der Bauer nur in weitgedehnter Scheune
Dem Erben häufen lang bewahrtes Gut?
Für sich bedacht ist jeder mit Gewinn

Und sucht den andern rastlos zu verdrängen,
Und dieses soll dem König auf dem Thron,
Der alle sie beherrscht, zum Schimpf gereichen?

(Castellan kommt zurück.)

Castellan

Sie melden sich als Boten der drei Städte.

Albert

Aus den drei Städten? Ha! sie werden Gnade
Sich betteln wollen, doch verzeihen kann
Ich nur, wenn sie sich gänzlich unterwerfen.
Wie immer auch! heißt meine Ritter schnell
Anzieh'n den Harnisch, führt dann diese Bauern
Ins Prunkgemach, wo über meinem Sitz
Der Aar die goldnen Fänge streckt, daß sie
So ganz die Schmach ohnmächtiger Reue fühlen
Und ihre Niedrigkeit, wenn sie sich winden
Vor meinem Fürstenthron. Nun hab ich sie!

(Alle ab.)

Zweite Szene.

Prächtiger Saal. An der Wand ein Thronsessel. Pagen mit Fackeln, dann Albert, Leopold, Johann von Schwaben, Lichtenstein und ein Zug Ritter, die sich beiderseits aufstellen. Albert setzt sich. Der Castellan führt sechs Schweizerbauern ein, darunter Escher und Tschudi. Sie neigen sich stumm vor Albert, Escher tritt vor.

Escher

Gönnt ihr das Wort uns?

Albert

Tragt die Sache vor.

Escher

Vier Jahre sind es, daß die Landgemeinden
Von euch begehrt, ihr möchtet treue Vögte
In ihre Täler senden nach dem Brauch
Des Reiches, um Gerichtsbarkeit zu üben.
Da kamen Geßler und von Landenberg,
Doch diese brachten uns, anstatt zu hegen
Den Blutbann, nur das Faustrecht in die Berge
Und schlimmeres. Von Dünkel aufgeblasen
Zertraten sie der Väter alte Sitte.
Wir haben oft geklagt, man fügte Spott
Dem Schaden zu. Da dachten wir daran,
Wie wir schon früher Bundeseide schworen
Und redlich halfen wir uns gegenseitig:
Erschlagen liegen Geßler, Landenberg,
Zerstört die Burgen, welche fremder Wille
Uns auf die freien Berge hat gebaut.
Doch nirgends überschritten wir das Maß!
Wir sandten wohlbehalten euch zurück
Die Söldner, deren Hand sich nicht befleckt
Mit Freveltat. Es könnte mancher hier
Bestätigen die Wahrheit meines Wortes.

Albert

Statt Demut Hohn! Ihr wagt zu reden hier,
Als gält' es edler Taten Lohn zu fordern,
Als stünd' hier nicht zugleich des Richters Stuhl,
Von dem das Urteil euch vernichten kann!
Glaubt ihr, weil ihr euch trutzig stellt und wild,
Es sei des Henkers Schwert vom Roste stumpf?
Der Blutschuld folge blutig nach die Strafe.

Escher

Erlaubt, wir taten nur nach dem Gesetz.
Als Kaiser Rudolf auf dem Tag zu Speier
Besiegelte den lang ersehnten Frieden,
Da setzt' er fest, daß wenn ein Reichsgericht
Nicht dem Bedrängten schaffe schnelles Recht,
Sich dieser helfen möge, wie er könne.
Wir taten so, nachdem wir lang geharrt,
Nachdem wir lang, anstatt es gleich zu nehmen
Um Schutz gefleht. Was haben wir verbrochen?
Gebt Richter uns nach altem Landesbrauch,
Ehrt unser Recht, denn es verbrieft das eure,
Dann folgen gern und willig wir dem Reich
Und lassen uns als treue Mannen finden.

Albert

O Gott wohin soll es mit uns noch kommen,
Wenn sich der Bauer eigne Rechte schafft,
Sie selber auslegt und die Wehr ergreift,
Glaubt er von seinen Obern sich verletzt.

Lichtenstein

Und beide Vögte waren edles Blut.

Tschudi

Ob edles Blut, ob nicht! — Auch wir sind edel
Als freie Männer, die von Gottes Sonne,
Von keinem Könige ihr Lehen tragen!

Albert

Was frei? Warum hat Luzern und Glarus, Zug
Begeben sich in unsern Schutz? Nur ihr
Wollt frei sein, schlechte Bauern! Warum frei?

Escher

Warum Herr König, wollt ihr uns beherrschen?

Albert

Zum Wohl der Länder welche Gottes Gnade
Uns anvertraut. Ich darf es sagen, seht
Wie unsrem Szepter gleich der Gerte Arons
Das frische Laub, der Segen rings erblüht.
Es reift das Korn, es stehen Rebenhügel
Und auf der Straße zieht der Kaufmann hin
Von Ort zu Ort, es wachsen die Gewerbe
Und Ueberfluß herrscht in des Bürgers Truhen.
Wollt ihr noch mehr? Sind diese Lebensgüter
Hinreichend nicht zu jedem Lebensglück?
Ich lade euch zum letztenmal, begebt
Euch unter meinen Schutz wie andere.
Verzeihen werd' ich dann was schon geschehen
Und zu den Letzten sollt ihr nicht gehören
In meiner Gunst. Ihr schweigt, ihr werft ein Glück,
Das selbst sich anträgt, unbesonnen weg?

Escher

Wir denken nur an Geßler und Zwinguri.

Albert

So fall' des Reiches Acht auf euer Haupt,
Nun wollen wir nach strengstem Recht verfahren.

Tschudi

Glaubt ihr vielleicht, ihr habt als König Recht
Und niemand sonst, weil ihr der größte seid?
Hat denn der Bürger nicht, der Bauer nicht ein Recht
So alt als das des Königs, älter noch,
Als das von Habsburgs jungem Fürstenhaus?

Lichtenstein

Das ist Beleidigung der Majestät,
Ein Frevel, größer noch als die Verbrechen,
Mit denen sie die Acht auf sich gelenkt,
So spricht Justinian mit klarem Wort.

Tschudi

Dein Haar ist grau, doch deine Zunge schlecht
Du alter Fuchs, so wie dein römisch Recht,
Das nur von Majestäten spricht. Wag dich
In uns're Berge nie, sonst reißt man sie
Nach gutem deutschem Brauch dir aus dem Maul.

Albert

Fort ins Gefängnis.

Tschudi

Tödt' uns lieber schnell,
Aus unsrem Blute werden Schwerter wachsen,
Daß du verzweifelnd deine Haare raufst!
(Sie werden abgeführt. Albert steht unwillig vom Sitz auf,
Johann von Schwaben tritt vor.)

Joh. v. Schw.

Ihr laßt sie töten? — Sendet sie zurück
In ihre Heimat. Soll ein reicher König
Zum Schergen werden an so armen Bauern?
Sie haben nichts als eine niedre Hütte
Auf deren Herd die saure Molke dampft.
Das Haferbrot, das wie die Klette kratzt,
Reizt euren Gaumen nicht, ihr Festgewand
Mit roter Schnur, geflickt aus Zwilch und Loden
Lockt dieses euch? — Ein prächtiger Besitz!

Albert

Bringt diesen frechen Knaben hier zu Bett.

Joh. v. Schw.

Ich danke euch! Nicht unrecht Gut und Blut
Wird nachts mich auf vom weichen Lager schrecken.

(ab.)

Lichtenstein

Erlaubt ihr es, so wage ich zu sprechen.
Mir scheint beinah', es sei nicht gut getan,
Wenn ihr zu streng jetzt euer Recht behauptet,
Wo ihr nach Böhmen zieht. Bedenkt nur selbst,
Wollt ihr den Bauern frei die Straße lassen?
Bald flammen hell von Berg zu Berg die Zeichen,
Es heulen rings die Glocken auf zum Sturm
Und knirschend fassen sie die Morgensterne.
Der Aufstand wächst wie Feuerbrand beim Sturm:
Jetzt sind's drei Gaue, hundert fallen zu
Wenn ihr dann wiederkehrt, sind Schutt und Trümmer
Die Burgen all, und eure Mannen tot.
Der Aufstand ist ein teuflisches Verbrechen,
Nicht teuflisch nur, sogar für euch gefährlich!
Besänftigt sie, nicht braucht ihr zu verzeih'n! —
Verschiebt die Rache bis zu eurer Rückkunft,
Wo ihr sie alle um so sichrer trefft.

Albert

Gern folgt' ich euch, denn ihr habt leider Recht,
Doch liegen sie bereits im Burgverließ.

Lichtenstein

Laßt ihr sie frei, betrachten sie's als Gnade,

Nicht wagen sie Entschuldigung zu fordern
Von ihres Königs Majestät. Gebt ihnen
In kurz gemessnen Worten den Bescheid,
Es fehl' die Zeit, zu schlichten ihre Sache,
Versprecht, und haltet was euch eben taugt:
Des Königs Wille bleibt das höchste Recht.

Albert

Ich mag sie nicht mehr seh'n.

Lichtenstein

Ihr sollt es nicht!
Die Majestät ist durch ihr Wort gebunden,
Wenn sie es selber spricht, das Wort des Dieners
Wird aufgehoben leicht, gefällt's dem Herrn.

Albert

Wie sehr bedaure ich, daß euer Alter
Nur kurze Zeit noch meinem Dienst verspricht!

Lichtenstein

Ich schaffe euch zur Fahrt nach Böhmen Zeit!

(Verbeugt sich und geht ab.)

Dritte Szene.

Halle mit einem Gang und mehreren Türen. Der Castellan und bewaffnete Ritter.

Castellan

Dort auf dem Gange haltet ihr heut Wacht.

Ritter I

In einem andern Gemache schlief
Die letzte Nacht der König.

Ritter II

Merkst du's nicht?
Er wechselt so zu seiner Sicherheit.

Ritter I

Ich denke noch der großen Hohenstaufen,
Die stellten auch sich Wachen vor das Tor,
Bald braune Turbanträger, schwarze Mohren,
Bald Ritter mit dem Helm, wie's eben traf
Der Reihe nach. Da wußte man warum,
Denn mit den Pfaffen lagen sie in Fehde.
Und wer mit Paffen hadert, seh sich vor,
Bewahre selbst das Schlüsselloch vor Gift
Und Dolch; man kennt die Pfaffenliebe ja,
Die mit der Hostie Feinden gern vergibt.
Doch dieser Rudolf, der im ganzen Reich
Der Pfaffenkaiser hieß, — dann unser Albert,
Dem Gott den Schlaf gesegne! der steht ja
Bei Rom in Gnaden.

Castellan

Still um Gotteswillen!
Ist nicht die Kirche Habsburgs beste Stütze.

Ritter I

Und scheert dafür dem deutschen Volk das Fell.

Castellan

Ihr kommt zu Schaden noch, wenn ihr das Maul
Nicht zähmen wollt.

Ritter II

Und nicht den Rücken krümmt!
Für diese Nacht verseh' ich noch die Wache,

Doch morgen reite ich vor Mittag fort;
Da mögt ihr selbst den scharfen Krätzer saufen,
Den man uns sparsam auf die Tafel setzt.

(Geht mit einigen Bewaffneten in den Gang.)

Castellan

Daß Gott erbarm! Die Welt wird täglich schlechter.

Ritter I

Kann's anders sein, wo einer wider alle
Die Hände reckt, um jedem abzuzwacken?

Castellan

Euch führ' ich zu der Linde vor der Burg.
Ihr übersehts von dort den Weg ins Tal
Und achtet scharf, daß von den Schweizern keiner
Zurück sich wende; das sind böse Leute!

Ritter I

Die Bauern, die so schneidig heut geredet!
Wie gerne drückt' ich ihre Hand dafür!
Wie ihnen jedes Recht, verkürzt man uns
Den kargen Sold, und füttert uns dafür
Mit Worten ab: die Bauern haben recht!

Castellan

So achtet doch des Königs Majestät!

Er geht mit den noch übrigen Bewaffneten ab, der Ritter I summt dabei:

Es setzte sich die Krähe fest
In eines toten Adlers Nest!

Im Hintergrund wird ein Tor aufgeschlossen, durch welches die Schweizer vortreten.)

Tschudi

„Des Königs Gnade dankt ihr euer Leben!“

So meldet er, ha! wenn zurück wir kehrten
Und stießen mit dem Schwert die Tore ein,
Es wär' der beste Dank für solche Gnade.

Escher

Er zieht nach Böhmen, zugeschworen ward
Es ihm von uns, daß es beim Alten bleibe
In unsern Gauen, bis er wiederkehrt,
Wo alles er gerecht entscheiden will.

Tschudi

Das hat er längst vergessen, bis er kommt.

Escher

Das Recht veraltet nicht im Lauf der Zeit.

Tschudi

Ich mein' es schwindet bald von dieser Erde.

Escher

Bricht er sein Wort, so bleib' das unsre fest,
Wie jene Pfeiler unsrer lieben Heimat!
Erloschen ist der große Heldenstamm
Der Hohenstaufen, wie ein Stern im See
Die goldnen Strahlen untertaucht. Mir ist
Als läge Deutschland auf der gleichen Bahre.
Die Mächtigen sie flattern kühn herbei
Und rufen laut das „mein" der Selbstsucht aus.
An Habsburg fiel das hehre Diadem,
Der Königsmantel und der stolze Name.
Sie haben ihren Teil und richten häuslich
Sich ein und lugen aus nach mehrerem,
Nach Trümmern nur. Das Reich zerfällt in Splitter,
Doch wir auf unsern Alpen! Uns darf nicht

Der Eigennutz die Losung sein! Wir kämpfen
Im Schirme der Gerechtigkeit am besten.

Joh. v. Schw.

Sei mir gegrüßt!

Tschudi

Ich folg' euch, geht voraus!

(Alle andern ab.)

Joh. v. Schw.

Willkommen hier! — Oft dachte ich daran,
Wie wir zusammen spielten, wenn bisweilen
Ich ins Gebirge stieg, uns Bogen schnitzten
Und Pfeil von Eschenholz. Weißt du es noch?

Tschudi

Im Sommer holten wir den blauen Speick
Das Edelweiß vom Joch. Wenn Abends dann
Zurück wir kehrten, Hut und Brust geschmückt,
So standen rings voll Schüchternheit die Dirnen,
Ihr warft die Blüten ihnen an die Brust;
Mit Liebe denkt man überall an Euch!

Joh. v. Schw.

Doch komm, was steh'n wir auf dem öden Platze
Fort zum Kamin, da funkeln volle Becher,
Herr Walter Eschenbach und Palm erwarten uns;
Da wollen das Gedächtnis wir uns frischen,
Mit altem Weine stärken alte Freundschaft
Und trinken, trinken bis der Morgen graut,
Und feuerrot die Sonn' ins Fenster glotzt.

Tschudi

Nein, nein! lebt wohl! Hier riecht es nach Zwinguri!

Joh. v. Schw.

So such' mich bald in meinem Schwaben auf!

Tschudi

In Schwaben? hm! das kann noch lange dauern!

Joh. v. Schw.

Ich bin volljährig schon. Beim Maienfest
Belehnt der König mich mit Gut und Fahne.

Tschudi

Besucht mich lieber auf des Vaters Alm!
Da führ' ich euch den Gemsen auf die Spur.
Ihr kennt den Platz; dem Eis entquillt ein Bronnen
Und fließt durch Alpenrosen in das Tal,
Es steht ein Kreuz dabei, man sieht's vom See.
Trefft mit dem Bolzen ihr nur halb so gut
Wie einst, dann kehren wir nicht ohne Beute.
Die Senn'rin schürt das Feur, da braten wir
Und jodeln froh.

Joh. v. Schw.

Such' mich in Schwaben heim!

Tschudi

Habt ihr als Heim dort eine Klausnerei?

Joh. v. Schw.

Auf meine Burgen lade ich dich ein!

Tschudi

Die kleinste Alm gilt mehr als Schwaben mir,
So lang es Alberts Vormundschaft behält.

Joh. v. Schw.

Was soll das?

Tschudi

Ein altes Sprüchlein sagt:
Ein Spatz ist besser in der Hand,
Als alle Sperber über Land! (Geht ab.)

Johann von Schwaben steht sinnend.

(Der Vorhang fällt.)

Die Tarquinier.

Trauerspiel in fünf Akten.

Dritte Auflage.



Vorwort.

Das hier mitgeteilte Werk begleitet mich fast aus meiner Jugend; weil mehr als die horazischen Jahre darüber hinweggegangen, darf ich es wohl als fertig betrachten. Der erste und zweite Akt wurde bereits 1852 im Phönix abgedruckt, dann brachte 1860 das Nürnberger Album das Ganze und es erschienen Exemplare im Buchhandel. Später hat es mich noch öfter beschäftigt, ich habe es gründlich durchdacht, unterbaut und ergänzt, ohne allerdings einen Grundfehler der Architektur beseitigen zu können. Bruchstücke der neuern Bearbeitung und zwar Akt 1, 2, 5, brachten dann österreichische Blätter. Ich will nun nichts mehr daran ändern, ich übergebe es der Geschichte, denn auf einen Erfolg rechne ich längst nicht mehr, wenn mir auch Fr. Hebbel am 13. Dez. 1852 schrieb: „Ihr Stück ist so vortrefflich angelegt und mit solcher Kraft und Wahrheit durchgeführt, daß es sein Schicksal in sich selbst trägt und sich früher oder später auf der Bühne wie in der Litteratur Bahn brechen muß." Auf dem Theater hätte es mit der Hinrichtung der Verschworenen zu schließen.

Das wird aber nicht eintreffen. Wenn das Trauerspiel vielleicht auch nicht gar so fern vom Sinn und der Richtung des modernen Dramas abliegt, so haben

sich doch die Zeiten geändert und die antiken Stoffe vorläufig zurückgedrängt.

Ich habe den Weg des Dramatikers bald verlassen, ja gar, von den Entwürfen, die ich nicht ausführte, zu schweigen, fertige Stücke vernichtet. So Moimir und König Albrecht bis auf den ersten Akt, den ich bei der gegenwärtigen Zensur in Oesterreich kaum drucken lassen darf. Zu Anfang der sechziger Jahre erwachte die Lust am Schauspiel noch einmal vorübergehend. Ich habe mehrere Stücke aus den Zeiten der Liga und der französischen Heinriche im Kopf entworfen, aber nicht auf das Papier übertragen, so daß ich mich jetzt an nichts mehr erinnere.

Der Stoff der Tarquinier ist der Geschichte entlehnt, doch wollte ich nicht den überflüssigen Versuch machen, ein historisches Zeitbild oder Zerrbild zu liefern, bezüglich des archäologischen Rahmens hielt ich es für genügend, zwar alles für uns fremdartige auszuscheiden, aber auch nichts neu zu tünchen, wie es manche Historiker tun. Dafür gestattete ich mir jedoch, zurück- und vorzugreifen, so daß mehr die Zeit als die einzelnen Ereignisse sich darstellen. Man sagt: antike oder mythische Stoffe lassen der Willkür mehr Raum; in manchen Fällen gewiß, nur nicht dort, wo der dichterische Geist der Ueberlieferung die wesentlichen Züge schon scharf umrissen hat.

Darf man im Jahre 1896 noch von der Idee eines Stückes reden, ohne als zurückgebliebener Altertümler beiseite geschoben zu werden? Wagen wir es dennoch! Sie ist alt und neu, der Gegensatz zwischen Recht und Willkür ist mit dem Staate, der ja zum Wesen der

Menschheit gehört, längst vorgezeichnet. Republik oder Monarchie sind nur Formen des Ausdruckes nach den Verhältnissen von Zeit und Ort, darum ist dieses Werk auch kein Tendenzstück im gewöhnlichen Sinne des Wortes.

Bei der Individualisierung der Charaktere vermied ich es möglichst, wohlfeile Schablonen anzuwenden oder Schlagwörter als Etiketten zu verwenden. Die Verschworenen mußten als Gruppe auftreten, welche in Aquilius gipfelt, während die anderen, die das Auge fast nur vorüberwandeln sieht, als flüchtige Typen oft fast als Karikaturen gezeichnet wurden. Die Einheit ist gewiß vorhanden, doch hätt' es der Oekonomie der Gattung vielleicht mehr entsprochen, anstatt das Licht auf einzelne Gestalten episch zu zerstreuen, es auf wenige wie in Brennpunkten zu sammeln.

Den Zufall, daß ein Sklave horcht, habe ich aus Livius beibehalten; gar nicht einmal einen pikanten, sondern sehr trivialen Zufall! Vielleicht um so besser, weil er trivial ist. Dann ist der Zufall eben nur Zufall, nicht bewegende wesentliche Macht des Dramas: eine äußerliche Nebensache, während die Entwickelung des Stückes in das Innere der Personen und ihren freien Entschluß gelegt ist.

Dadurch soll das Drama Drama bleiben und nicht zum Ereignis werden.

Ihr zuckt mit den Achseln. — Ich auch!

Lebt wohl!

Innsbruck, 27. November 1896.

Adolf Pichler.

Personen:

Tarquin, der vertriebene König von Rom.
Aruns, sein Sohn.
Augusta, seine Tochter.
Atellius, Waffenträger des Aruns.
Sklavin der Augusta.
Procas,
Herdonius, } von Veji.
Senatoren,
Vejer.
Brutus, der römische Konsul.
Sabina, seine Gattin.
Marcus,
Titus, } ihre Söhne.
Aquilius,
Marullus,
Ahala, } Verschworene.
Cominius,
Augur,
Publius, römischer Unterfeldherr.
Tullus,
Macro, } römische Krieger.
Caeso,
Seine Frau.
Davus, ein Sklave, dann Vindicius genannt.
Römische Senatoren.
Diener.
Liktoren.

Erster Akt.

Erste Szene.

Vor Veji. Innenraum eines Zeltes.

Aruns gerüstet von der einen Seite, Augusta von der anderen.

Augusta

Du bist von Blut befleckt!

Aruns

Der Vater wach?

Augusta

Seit wir aus Rom in die Verbannung zogen,
Flieht ihn der Schlaf. Oft schon um Mitternacht
Scheucht er vom Lager fort die finstern Träume
Und geht im Garten sinnend auf und ab,
Blickt auf zum Nachtgewölk, das um den Mond
Wie ein zerrissner Königsmantel flattert;
Dann bleibt er wieder steh'n in sich verloren,
Köpft mit dem Stab, als wären's Römerschädel,
Die höchsten Blüten, murmelt Worte drein
Geheimnisvoll und rollt das rote Auge. —
Fast fürcht' ich ihn; — da kommt er selbst!

(Tarquin tritt ein.)

Aruns

Als Sieger reich' ich freudig dir die Hand.

Tarquin

Wo trafst du sie?

Aruns

Dort bei Laurentum war's.
Ich hielt im Wald mit meinen Reitern. Traun!
Nicht vielen zwar, doch gleicher Art mit mir:
Wie Wölfe grimmig, ohne Herd und Götter, —
Verbannte, Räuber hatt' ich mir gesellt.
Der Abend kam; zerstreut im Grase rings
An lässiger Halfter ihre Rosse haltend,
So lagen sie und spähten durch die Büsche.
Ich starrte hin nach Rom; wie auf dem Altar
Die Flamme steigt, so glänzte hehr der First
Des Kapitols im Abendlicht.
Wir haben es erbaut! — Vielleicht sprach dort
Der Priester eben über uns den Fluch . . .
Und Rache! Rache! klang's durch meine Seele.
Da stob die Straße; Römer sprengten her.
Achtlos zerstreut, — nicht ahnten sie den Feind.
Ich dran und drauf; aus jedem Busch ein Schwert. —
So würgend Mann an Mann traf uns die Nacht.
Ihr Führer suchte mich; weit vorgebeugt
Die Lanze zückend stürmt' er in den Kampf.
Nur einen Hieb, — dumpf röchelnd sank er hin
Und lag zerstampft. Die Nacht schied das Gefecht.

Augusta

Doch Marcus sahst du nicht?

Aruns

Brennt noch in dir
Die alte Torheit? Lächelnd nähmest du
Von ihm des Bruders blutbespritzte Waffen,
Der hingestreckt den Vögeln liegt zum Raub,

Mit Lächeln sähest du das graue Haar
Des Vaters durch die Gassen Roms geschleift
Von seinem Pferd. — Er ist ja schön, so schön,
Ja schöner noch als Mars, der unter Pappeln
Des Tiberstromes Rheas Gürtel löste:
So schön, daß du vergessen darfst, wie er
Auf unsern Namen schwur den Untergang.

Augusta

Er ist uns Feind, weil ich ihm ferne bin.

Aruns

Wo ich ihn treffe, will ich ihn bestehen!

Augusta

Mir diesen Feind, o laßt ihn beide mir!

Aruns

Das Schlachtfeld ist kein Brautgemach.

Augusta

Gib mir den Helm, — doch nein, ich brauch' ihn nicht. —
Fort jede Wehr, wo er zum Kampfe zieht!
Auf jenem Rosse flieg' ich ihm entgegen,
Das er so oft am Zügel mir geführt:
Wag' er es dann, den Stahl auf mich zu zücken!
Noch glüht das Aug', in das er sinnend oft,
Wie in des Himmels Tiefen hat geschaut;
Mit einem Blicke will ich ihm gebieten:
Die Waffen weg!
Und mit der Hand, die seinen starken Arm
Gefangen oft im Scherze hielt, will ich
Ihn führen in des Vaters Lager dann:
So, Aruns, werb' ich dir den Kampfgenossen!

Aruns

Du kennst ihn schlecht! — Atellius zurück?

Tarquin

Schon gestern früh!

Aruns

Was bringt er dir aus Rom?

Tarquin

Seit langer Zeit darf ich zum erstenmal
Mich wieder freu'n: im eignen Busen nährt
Es jetzt die Zwietracht und den Untergang.
Der junge Adel denkt der frohen Zeit,
Der reichen Feste in der hohen Burg,
Als wir noch walteten; er denkt daran,
Daß er nach Lust des Herzens Trieben folgte
Und ich, was kecker Uebermut verbrach,
Nicht sehen mochte, wenn es uns nicht traf.
Jetzt sind sie wie der schlechte Handwerksmann,
Der um sein täglich Brot die Esse schürt;
Denn starr ist Brutus und für alle gleich,
Dem Anseh'n blind, Reichtum besticht ihn nicht.
Vom Konsul seufzen sie nach einem König
Und reifen meinem Plan. Versuchen will
Ich heimlich sie, — ja selbst in Brutus Haus
Werd' ich die Fackel der Empörung schleudern:
Schon wankt Aquilius, der Schwester Sohn.
O könnt' ich auch noch Titus, Marcus locken,
Das wär' ein Tag!

Aruns

Den Titus such' ich auf, —
Das Losungswort erhielt ich durch Verrat, —

Im Lager ja! Und was mein Wort vermag, —
Ehrgeizig ist er — ja ich will es wagen,
Aus alter Freundschaft folgt er wohl; — er muß!
Der tollste Plan, den ich erdacht noch je,
Drum freut er doppelt mich!

Tarquin

Zu diesem Krieg
Biet' ich für uns die Vejer auf. Da mag
Der falsche Brutus mit gewohnter List
Das Unheil wenden! Mag der schlechte Troß,
Der jauchzend ihn des Vaterlandes Vater
Genannt, als er uns spottend wies vom Tor, —
O, das vergeß' ich nie! — um Gnade betteln,
Wenn um die Mauern Roms sich eng und enger
Mein Lager flicht, wie eine eh'rne Krone,
Wenn durch die Gassen Pest und Hunger schleicht
Und Zwietracht Bürger gegen Bürger hetzt.

Aruns

Doch wenn zuletzt der Vejer nach dem Siege
Die Stadt für sich behält, wenn er wohl gar
Sie uns in Trümmer wirft? Wie dann? —
Mein Erbe ist's, soll ich's in fremder Hand
Als Beute seh'n?

Tarquin

Wir brauchen diese Vejer
Nur kurze Zeit; wie schlechte Hunde stoßen
Wir dann mit einem Fußtritt sie von uns.

Aruns

Mag dann Mamilius, der sich vermaß
Im Kapitol zu bauen einen Stall

Für seine Rosse, um nach Veji kehren,
Erzählen dort, was er zu Rom geschaut!
So find' ich's recht. — Sieh da, Herdonius!

(Herdonius tritt auf.)

Herdonius

Versammelt ist im Saale der Senat.

Tarquin

Wie stimmt die Mehrzahl?

Herdonius

Man hört allerlei,
Doch nichts Gewisses. Ich, soviel an mir,
War für den Krieg und euch.

Aruns

Wie läßt das Pferd,
Das ich dir neulich zugesandt, sich an?

Herdonius

O prächtig!

Aruns

Einem Ritter nahm ich's ab.

Tarquin

Ihr langes Zögern kann ich nicht begreifen.

Herdonius

Sprich selber, und sie folgen alle dir!

Tarquin

So ist es stets, wo viele reden dürfen!
Bald feige zaudernd, schamlos bald erpicht
Zu hören sich, verwirrt ein jeder nur
Der andern Urteil und zuletzt siegt jener,
Der vorlaut mit der stärksten Lunge brüllt.

Herdonius

Geduld und Klugheit führt allein an's Ziel.

Tarquin

Denk' ich zurück — o Rom, wie lagest du
Zu Füßen mir!

Herdonius

Ich gehe dir voraus!

Tarquin

Laß auch das Gold dort im Senate wirken.

Herdonius

Nach deinem Wunsche! (ab.)

Augusta

Gold bedarfst du, Vater?
Nimm hin, nimm alles, was ich noch besitze
Von alter Pracht, was meine Mutter mir
Als Erbe ließ an Schmuck und Edelsteinen.
Oft freut' ich mich darin, wenn funkelnd hell
Die Diamanten bei Smaràgd, Rubin
Wie Taues Tropfen unter Blumen glänzten, —
Sieh her! wie schön! — Ich leg' es freudig hin,
Wenn ihr daraus den gold'nen Schlüssel schmiedet,
Der um die Angeln dreht die Tore Roms.
Was schüttelst du das Haupt, was lächelt Aruns?
In tiefster Seele fühl' ich sie — die Schmach,
Daß ihr als unnütz mich beiseite schiebt.

Tarquin

Soll eines Vejers Weib die Krone tragen,
Die meiner Tochter schöne Stirn geschmückt
Und wieder schmücken wird, wenn durch die Straßen

Von Rom wir auf zum Kapitole steigen?
Für diese Feier hab' ich andre Münze.

Aruns (zu Augusta).

O hättest du für ihren Feldherrn nur —
Ein freundlich Wort nur für Mamilius.

Augusta

Und wär' es eine Silbe nur — nein nein!

Aruns

Nun! — Wiegt ein Schmuck nicht schwerer als
ein Wort?

Augusta

Ich könnt' dir zürnen.

Aruns

Du verzeihst mir wohl,
Send' ich dir Marcus in das Lager her.

(Tarquin und Aruns ab.)

Augusta

Ja, zürnen muß ich ihm. Doch schärfer faßt
Mich Grauen an, gedenk' ich jener Nacht,
Wo er Lucretia ..... der Stahl,
Den sie verzweifelnd in das Herz sich stieß,
Traf uns noch tiefer, stieß uns fort aus Rom
Und zwischen uns und Rom steigt blutig düster
Ihr Schatten auf. — O Aruns, Aruns!
Zum Schicksal wird uns allen deine Schuld,
Wie Sklaven, welche Arm an Arm gekettet,
Ihr Herr dem Richter vor die Füße wirft.
Dem Schicksal! Ob es Untergang verhängt,
Vielleicht den Sieg, wir greifen fest danach,
Entschied der erste Spruch auch wider uns! — —

Sie war ein Weib, das hat ein Weib getan,
Drum spotte uns'rer nicht! In Lieb' und Haß
Sollst du nicht schwächer finden deine Schwester,
Als jene Römerin, der sich zum Dolch
Im Schlafgemach die Spindel wandelte.
Mehr will ich noch als sie; sie konnte sterben
Aus Furcht vor Schmach; ich wage kühn den Kampf
Und auch besiegt fall' ich nicht ungerächt.
Dann Aruns spotte! — Willst du Marcus senden?
Was ich vermag, du sollst es bald erfahren,
Mit Marcus Hand in Hand kehr' ich zurück
Zum Siebenhügel in der Väter Burg!

Zweite Szene.

Der Senat von Veji. Procas führt den Vorsitz. Senatoren auf der einen, Mamilius, Krieger auf der anderen Seite.

Procas

Oft wirkt die Drohung stärker als die Tat!
Nennt nur Tarquin, vielleicht daß dieser Name
Die Römer mehr als Heeresrüstung schreckt
Und sie euch gern, laßt ihr ihn ohne Hilfe,
Zurück die längst vermißte Grenze geben.

Herdonius

Was Blut verlor, gewinnt nur Blut euch wieder.

Procas

Du schweigst, Mamilius?

Mamilius

Weiß ich doch längst:
Vor Worten wich die Wölfin Rom noch nie.

Procas
Ihr wagt ein großes Spiel um Land und Herd,
Daher bedenkt! Denn Uebereilung straft
Sich schrecklich hier.

Herdonius
Hört doch zuvor Tarquin!

Senator I
Seh'n möcht ich ihn.

Senator II
Ich auch!

Senator III
Ob er noch stolz ist?

(Tarquin und Aruns.)

Senator I
Der ist der König?

Senator II
Ja!

Senator III
Er grüßt uns kaum.

Tarquin
Seid ihr entschlossen gegen Rom zu ziehn?

Procas
Ist deine Bitte . . .

Tarquin
Bitte! soll ich wohl
Um eure Gnade fleh'n zum Staub gebeugt?

Aus meinem Szepter wird kein Bettelstab
Und jene Stimme, welche Rom befahl,
Hat längst verlernt zu kosen und zu schmeicheln.

Procas

Elend und Stolz sind kein Geschwisterpaar.

Tarquin

Zum Bunde biet' ich Veji diese Hand.

Procas

Porsennas Schatten tritt mir vor die Seele
Und warnt vor diesem Krieg.

Mamilius

Der schwache König,
Der aus Gutmütigkeit sein tapfres Heer
Von Rom zurückgeführt und den dafür
Das Volk gesteinigt, dem vergleich' uns nicht!

Tarquin

Vergaßet ihr, wie Schlachtfeld sich an Schlachtfeld,
So weit das Auge reicht, zum Tiber dehnt?
Dort sanken eure Männer wie das Gras
In Schwaden hingemäht und fern zum Meer
Wälzt' ihre Leichen hin der gelbe Strom.
Du mit dem grauen Bart, fiel dir kein Sohn, —
Kein Vater dir, kein Bruder euch? — Ja, ja! —
Verbirg das Antlitz nicht im Purpurstreif, —
Ich kenne dich, dir raubten sie die Tochter,
Die Braut dir, beide siechten hin zu Rom ....
Ihr murmelt, ballt die Faust, ihr weint; —
Habt ihr mit Blut vergoss'nes Blut gesühnt,
Ist denn in ihren Gräbern feig begraben

Die Rache schon, die sie nicht schlafen läßt?
Doch was sind Tote! — Blickt vor Vejis Tor,
Dort ragt der Grenzstein, den euch Rom gesetzt —
Von heut auf morgen! bis den Eisenarm
Es streckt durch eure Stadt und ihr als Knechte
In seinem Siegeszuge winselnd kriecht.

Aruns

An Männern reich ist eure Stadt; die Narbe
Verdank ich eines Vejers Speer; nicht gegen —
Mit euch als Feldherr zieh' ich in den Kampf.

Mamilius

Ein Fremdling Feldherr!?

Aruns

Wohl! ein Fremdling dir,
Denn niemals trafen wir uns in der Schlacht.

Mamilius

Was bleibt euch noch, versagen wir die Hilfe?

Aruns

Der Haß, der keinem Gotte weicht an Macht.

Procas

Was soll der Streit? Weit besser ist mein Rat.
Nach Rom entsendet einen Boten erst:
Daß man die Heimkehr diesen hier gestatte, —
Uns werde wieder eingeräumt die Flur,
Die wir im Kriege nach und nach verloren.
Wenn Rom sich weigert, droh' er mit den Waffen,
Eh' noch drei Tage um, naht schon ein Priester,
Den's zur Versöhnung uns hierher entbeut.

Aruns

Vielleicht sogar den Stier zum Friedensopfer!

Senatoren

Wir stimmen bei, wir auch, wir auch, wir alle!

Mamilius

Viel Schafe überblöken einen Leu.

Procas

Ein junger Tor zählt gegen Greise nicht.

(Ein scharfer Trompetenstoß. Alle fahren auf.)

Aruns

Das ist die Tuba uns'rer Legionen.

(Diener tritt ein.)

Diener

Ich meld' euch einen Abgesandten Roms.

Tarquin

Sein Name?

Diener

Publius!

Procas

Er trete vor!

(Diener ab.)

Tarquin

Ich ahn' es schon, der Friedensbote naht,
Hell schimmert sein Gewand, ein Panzer ist's,
Er trägt den Stab, doch ist er stahlgespitzt,
Es glänzt sein Blick, doch nur von heißer Glut,
Wie sie verzehrend durch die Städte loht, —

Den Friedensboten sendet Rom zum Gruß, —
So hab' ich ihn ersehnt, willkommen mir.

(Publius gefolgt von sechs Liktoren.)

Tarquin

Was bietet uns der römische Senat?

Publius

An dich geht meiner Sendung Wortlaut nicht:
Verbannt von Rom, bist du auch tot für uns.

Tarquin

Noch leben wir, und bald erfährt es Rom.

Publius

Nicht die Verbannung, nicht ihr bittres Leid
Brach deinen Sinn, was trotzest du dem Himmel?
Dein Schicksal ist es nicht, in Rom zu herrschen,
Das sag' ich dir, das sagt dir jede Schlacht,
Die du verlorst; — und wärest du so groß
Als klein du bist, — Rom duldet Götter nur,
Nicht Sterbliche als Herrscher über sich.

Tarquin

Es hat sich sieben Königen gebeugt.

Publius

Das Volk hätt' dich getragen auf den Schultern,
Vor deinem Fuß die Kleider ausgebreitet,
Mit innigem Gebete deinen Schlaf
Behütet, dir Altäre aufgerichtet
Mit hohen Festen, hättest du gewaltet
Stets eingedenk, daß mit dem Recht die Pflicht
Die Götter an des Königs Thron gestellt.

Hast du getan so? — Gut und Leben riß
Den Bürgern weg ein Wink der schwarzen Brauen ...

(zu Aruns.) Und du, so wie der Bär des Apennin
Der Biene raubt den süßen Honigseim,
Brachst in der Tugend, in der Keuschheit Hort.
Lucretia! Noch wird mein Auge feucht,
Gedenk' ich deiner! — Du hast nur e i n Leben,
Und tausend Leben würden nicht genügen,
Zu tilgen ihre Schmach!
Ja, grinse nur mit frecher Stirn! — Du schweig!
Denn Rechenschaft verlang' ich jetzt von Veji.
Warum nahmt ihr in eurer Städte Ring
Als Schutzgenossen auf den Feind von Rom?

(Allgemeine Bewegung.)

H e r d o n i u s

Was! Rechenschaft —

P u b l i u s

Ich fordre sie von euch!

P r o c a s

Glaubst du, daß Rom uns ungestraft verhöhnt,
Rom, das uns danken soll, wenn wir noch nicht
Den Krieg erklärt?

P u b l i u s

Ihr wollt den Krieg?

M a m i l i u s

Ja, Krieg!

P u b l i u s

Fühlst du dich sicher hinter Tor und Riegel,
Daß du nach Krieg zu schreien wagst? Seit wann

Schwillt dir das Herz so mächtig? Weil vielleicht
Tarquin an deiner Seite droht, vor dem
Ihr einst gezittert, als er Rom beherrschte?
Noch steht ja Rom, so wie es stand, als dich
Den Strick am Hals, barfuß, vor den Senat
Die Schergen führten, du für deine Stadt
Die Hände flehend aufhobst um den Frieden,
Den wir großmütig schenkten. — War's nicht da,
Wo ihr beschworet, keinen Feind von Rom
Bei euch zu dulden mehr, sei's öffentlich,
Sei's insgeheim? Nun dem Vertrag gemäß
Befiehlt euch Rom: Mit Rutenhieben jagt
Ihr heute noch gefesselt diese zwei
Vor unser Tor, wo schon der Henker wartet.
Und weil sie unter eurem Schutz auf uns
Einbrachen feindlich, — wo blieb euer Schwur?
So ist's an euch, den Schaden zu ersetzen.

Mamilius

Auf unsern Waffen bringen wir Bezahlung.

Publius

Wir hätten sie, wär' deine Zung' ein Schwert.

Aruns

Das tragt ihr in Geduld?

Publius

Ja oder nein!

Procas

Wir überlegen.

Mamilius

Wir sagen euch's zu Rom.

Publius

Sucht ihr vielleicht vor seinen Wällen Platz
Für eure Leichen? Brutus steht bereit,
Mit ihm ein ganzes Heer von Totengräbern
Ergrimmt und kühn; — nun, kommt es euch zu früh?

Mamilius

Den Römern Krieg!

Alle

Den Römern Krieg!

Publius

Euch ruf' ich an, ihr Götter, auf ihr Götter!
Straft den verletzten Eid des Völkerrechtes
Und sendet Fluch vom Himmel, aus der Hölle
Auf diese Stadt, gebt die Vollziehung uns
Zur rechten Hand! — In ihrem Rate laßt
Verwirrung sitzen, Schrecken sei im Heer!
Verlasset sie! ich ruf' euch aus den Tempeln,
Ich ruf' euch von den heiligen Altären,
Sie sei'n entweiht, nur eure Schreckgestalten
Ihr Todesgötter, mögen hier noch walten!

(Indem er abgeht, fällt der Vorhang.)

Zweiter Akt.

Erste Szene.

Das römische Forum. Abend. Brutus in Waffen auf einem erhöhten Sitze. Publius, Tullus, Caeso und dessen Frau. Links Senatoren und Volk. Rechts das Heer.

Brutus

Schon brachte Publius den Krieg aus Veji,
Darum entbot ich euch so spät hieher.

Publius

Hier ist die Liste.

Brutus

Wie? — gezeichnet schon!

Publius

Und zwar mehr Namen, als du für den Krieg
Zur Stellung vorgemerkt. Hab' ich's doch nie
Gesehen so: sie drängten alle zu;
Ein jeder stellte sich vor Augen mir,
Als wollt' er nicht vergessen sein. Was sonst
Die Bürger widerwillig abgelehnt,
Erbat als einen Vorzug jeder sich.

Brutus

Jetzt kämpfen sie für Rom, nicht für Tarquin.

Publius

Da sind zwei Brüder gleich benannt; auf sich
Bezieht den Ruf ein jeder und bestreitet
Des andern Recht, was ist zu tun?

Brutus

Nimm beide!

(Caeso; seine Frau sucht ihn zurückzuhalten.)

Frau

O bleib', ich bitte dich!

Brutus

Was will der Mann?

Caeso

Drei Tage sind es kaum, daß ich von Rom
Nach Alba ging, um dort die Braut zu holen.
Hier steht sie neben mir, — errôte nicht,
Nur wo Tarquin mit seinem Sohne herrscht,
Droht Frauen Schmach und Leid; — da sagte man,
Daß du die Bürger rufest in den Krieg! —
Zwei Jahre bin ich waffenfähig schon!

Frau

Und mich verläßt du?

Brutus

Stell' dich in die Reihe!

(Caeso tritt mit ihr zurück.)

Brutus

Was drängst du vor?

Tullus

Ich bin ein Veteran,
Längst ausgedient. Doch als die Schlachttrompete
Mein Ohr erreichte, warf ich weg die Krücke:
Mag sich mein Enkel Stelzen daraus schnitzen, —
Ich zieh' mit dir zum letztenmal ins Feld

Und wenn ich falle, schreibt mir auf das Grab:
Bis in den Tod hat er Tarquin gehaßt!

Brutus

Sei's dir gewährt! Was drängt ihr alle zu?
Nein, bleibt! Auch diese Mauern brauchen Schutz,
Wo Feinde drohen nah' und ferne, bleibt!

Publius

So tut das Volk, die Ritter fehlen meistens.

Brutus

Da blieben wohl die älteren zurück?

Publius

Nein! deine Freunde, die das graue Haar
Vom Felddienst löste, boten sich zuerst.

Brutus

Die Jugend aber, die sich mit Geschrei
Am Katafalk Lucretias gesammelt,
Wo ist sie nun? — Sie starrten auf ihr Blut
Und schwuren Eide: bis die Schmach gerächt,
Zu tragen nur das dunkle Trau'rgewand.
Die ersten sonst, sind sie die letzten heut
Und lassen rufen sich durch den Befehl.

Publius

Vielleicht kann es Aquilius erklären,
Denn seine Freunde blieben alle weg.

Brutus

Wärst du nicht meiner Schwester Sohn — —

Aquilius

Gebeut!

Ich leihe gern von Publius die Rüstung.

Publius

Und ich von dir die Feder, Advokat,
Mit der du knickernd die Prozesse führst. (Titus tritt auf.)
Du kanntest deine Pflicht, warum so spät?

Titus

Behalt' die Frage, hier befiehlt mein Vater.

Brutus

Er hat das Recht, — und auch die Pflicht zu strafen.

Titus

Es kam aus Asien ein Waffenhändler,
Da mußt' ich wählen erst, ob ich die Rüstung
Aus Silberdraht, ob die von blauem Stahl
Mit goldgetriebner Fassung kaufen solle.

Prätor

Vor wenig Tagen ward auf jeden Schmuck
Von Gold und Silber das Verbot gelegt.

Brutus

Du kannst der Venus deine Rüstung opfern.
Reicht Waffen ihm, wie diesen Männern hier.

(Ein Liktor giebt Brutus ein Blatt.)

Soeben bringt der Liktor mir Bericht:
Das Lager für das Heer sei abgesteckt
Und Aruns rücke mit den Vejern an.

Publius

Das eine wie das andre mir erwünscht!

(Es beginnt zu dunkeln. Fernes Blitzen und Donnern.)

Augur

Ein Wetter droht; so löse die Versammlung,
Wie heil'ger Brauch und Vätersitte fordert.

(Brutus steht auf.)

Brutus

Recht hat der Augur;! denn zu lange schon
Verlieren wir die Zeit, uns ruft ein Gott
Mit lautem Donner! Mag Tarquin die Völker
Wie Sturm die Wolken hetzen wider uns:
Sein Odem bläst den stolzen Bau nicht um,
Den wir begonnen auf dem Kapitol!
Aus Wetternacht, im Fang den Donnerkeil
Schwingt sich des Sieges Aar vom Himmel nieder
Und schwebt vor uns mit dunklem Fittich her:
Wir folgen seinem Zeichen in das Feld.

Ergreift den Legionsadler neben dem Stuhle und übergibt ihn dem Träger. Alles setzt sich in Bewegung, die Hörner und Trompeten fallen ein; dazwischen die Schläge des Gewitters, während sich die Bühne wandelt in die

Zweite Szene.

Römisches Lager. Nacht. Tullus, Caeso, Krieger, Macro.

Tullus

Sieh hin, es flammen von des Feindes Wall
Die Feuer eines nach dem andern schon.

Caeso

Nach ihrer Zahl sind stärker sie als wir.

Tullus

Drum nahm auch ihre Keckheit täglich zu.

Caeso

Den Wall erklimmt doch keiner.

Tullus

Eine Schlacht
Entscheidet mit gefaßter Kraft den Krieg.

Caeso

Ob dann Tarquin die Zähne fletscht, wie dort,
Als er von Rom den letzten Abschied nahm?
Stets dacht' ich an den Wolf des Kapitols.

Tullus

Laßt fletschen ihn, er beißt uns schwerlich mehr.

Caeso

Schlüg' ihn der Blitz zur Hölle doch hinab,
Dann hätten endlich Ruhe wir vor ihm.
Schon naht der Herbst; wie gerne kehrt' ich heim,
Mich friert, der Mantel ist ganz hin, ein Sieb
Hat nicht mehr Löcher.

(Publius.)

Publius

So nimm den dafür!
Du zauderst, weil er schlechter noch als deiner?
Bin ich dein Führer nicht? Erst wenn du mehr
Als ich entbehrest, dann beklage dich.

Tullus

Hast du's gehört?

Publius

Hielt sich der Feind im Lager?

Caeso

Nichts regte sich.

Publius

Dann könnt ihr rasten heut! (Ab.)

Tullus

Das ist ein Mann! Der rechte Arm des Konsuls,
Zum Schlagen stets bereit, und schlägt er zu,
Trifft er nicht fehl. Hätt' Brutus nicht den Sohn,
Den Marcus, welcher kühn und brav wie er,
So wünscht' ich Rom, er hätte Publius.

(Macro mit Holz.)

Tullus

Wo holtest du den Pfahl?

Macro

Am Tor des Feindes
Stahl' ich die Pallisade. Keiner merkt' es?
Sie sitzen dort am Feuer, sieden, braten,
Daß mir das Wasser durch die Zähne lief,
Die andern würfeln und daneben schnarcht
Ein Paar im Rausch.

Caeso

Wir essen Eichelkost
Und trinken aus der Pfütze trüben Schlamm.
Wie wär's, wenn wir uns mit dem Schwerte keck
Als Gäste lüden an den vollen Tisch?

Unterdes erschien Aruns im Hintergrunde, eingehüllt in den Mantel, den Wolfshelm auf dem Kopfe. Tullus bemerkt ihn und ruft den andern:

Tullus

Die Lanze vor!

Aruns

Holt mir des Konsuls Söhne!

(Tullus geht mit zwei Kriegern gegen Aruns.)

Tullus

Die Losung?

(Aruns giebt sie leise.)

Tullus

Richtig!

Aruns

Holt des Konsuls Söhne!

(Tullus ab.)

Caeso

Kommst du von Rom?

Aruns

Ich reise hin.

Caeso

Bleibst du bei uns?

Aruns

Ich hoffe bald.

Caeso

Hast du Geschäfte?

Aruns

Nicht mit euch!

(Marcus und Titus treten auf.)

Titus

Zeig' dein Gesicht.

Aruns

Wenn diese fort sind.

Titus

Geht!

(Die Krieger ab. Aruns wirft den Mantel zurück.)

Titus

Du bist's! — Bei allen Göttern! — Aruns selbst!

Aruns

Du bist's — Bei allen Göttern! Titus selbst!

(Zu Marcus.)

Doch erst an dich! Es läßt dir meine Schwester —

Marcus

Sie denkt an mich?

Aruns

Du sendest Tag für Tag
Erschlagen unsre besten Freunde ihr,
Wie könnt' sie deiner Liebe je vergessen?

Marcus

Ist sie im Lager?

Aruns

Ja!

Marcus

So nah! Wie oft
Dacht' ich um diese späte Stunde noch
Einsam an sie. Nun ist sie mir so nah!
O sag' ihr doch —

Aruns

Ich bin kein Liebesbote.
Dort, wo das weiße Zelt im Dunkel schimmert,
Kannst du sie finden.

Marcus

In des Feindes Lager?

Aruns

Wo anders sonst? — Doch nicht in Brutus' Haus?

Marcus

Wenn nun ein Hinterhalt —

Aruns

Du kennst mich schlecht,
Ein Aruns greift zu solchen Mitteln nicht.
Die Wache hat Befehl, — frei ist der Weg!

Marcus

Darf ich sie sehen?

Aruns

Sie erwartet dich!

(Marcus rasch ab.)

Titus

Was suchst du mich um diese Stunde noch?

Aruns

Die einzige, wo ich dich sprechen darf.

Titus

Im schwarzen Mantel! Wenn ein Späherblick —

Aruns

Das Trauerkleid für den gestorb'nen Freund!

Titus

Wann hätt' ich aufgehört dein Freund zu sein?

Aruns

Seit du in Rom dich vor dem Pöbel neigst.

Titus

Wer sagte das?

Aruns (ihn spöttisch betrachtend)

Du selbst! Wie schön dir doch
Der Panzer steht aus Grobschmieds Hand! Hat ihn
Der Vater für dich ausgewählt?

Titus

Verdammt!

Aruns

Und deine Rüstung prangt im Venustempel?
Wie fromm du bist!

Titus

Das ist mein wunder Fleck!

Aruns

So deck' ihn zu! Es hat dein Vater ja
Aus den Tapeten, die in unsrer Burg
Den Boden schmückten, Mäntel schneidern lassen
Für seine Krieger.

Titus

Ha, wer sagte das?

Aruns

Man lacht euch aus.

Titus

Aruns!

Aruns

Ja, ja, man sagt,
Daß ihr sehr mäßig lebt in Rom; man habe
Die Tore dem Marullus eingeschlagen,
Weil er ein Gastmahl gab.

Titus

Es kam ein Schwarm
Von Bürgern — Bürgern Roms! wie sie sich nennen.
Das mahn' an den Tarquin! scholl das Geschrei,
Mit Kot und Steinen trieben sie uns weg,
Und dann mit schmutz'gen Händen Wein und Speise
Aufräumend, brüllten sie der Republik
Ein lautes Hoch!

Aruns

Ihr nahmt's geduldig hin?

Titus

Zeig' eine Rettung mir!

Aruns

Was willst du tun?

Titus

Ich geh' nach Griechenland!

Aruns

Pfui, feig zu fliehn!
Behagt der Stuhl dir nicht, auf dem du sitzest,
So wirf ihn um!

Titus

O still! ich habe schon
Das für und wider oft bei mir erwogen,
Doch steht das Spiel für dich und mich nicht gleich.
Ich bleib' in Rom, du kehrst nach Rom zurück;
Dich hassen sie, denn Haß verhöhnt die Macht,
Auf mich jedoch zielt spöttisch jeder Knecht:
Ich seh' sie winken schon, ich hör' sie flüstern:
„Ei schaut, der ist es, welcher Rom verriet,

Der uns in Not gebracht" — was sie so reden!
O laß mich fliehn, mir ekelt, wenn ich's denke.

Aruns

Wer sagt dir wohl, du sollst allein es wagen?
Was einer tut, mag heißen gut und böse,
Was viele? — Nun, den Ausschlag gibt Erfolg
Und Recht hat die Partei stets, welche siegt.

Titus

Partei? Hast du denn schon Partei?

Aruns (zieht Schriften hervor.)

Sieh her!

Titus

Was? Briefe von der besten Jugend Roms!

Aruns

So ist's!

Titus

Ja das genügt! Hier meine Hand.

Aruns

Mein Vater bietet dir mit seinem Gruß
Die Prätorswürde, kehren wir nach Rom.

Titus

Mein Wort! — Doch halt! —

Aruns

Was willst du noch?

Titus

Für mich nichts mehr, jedoch mein Vater — sieh!
Ich kenn' euch wohl; weiß nur zu gut, daß ihr
Nicht ohne Mord den alten Thron besteigt.

Ich hab' den strengen Mann gefürchtet mehr
Als kindlich je geliebt; doch meine Mutter
Soll nicht zur Witwe werden.

Aruns

Mag Sabina
Mit ihm noch lang am Herd des Hauses walten!
Wir schicken ihn auf seine Güter wieder,
Wo er vordem sich barg. Oft hört' ich ihn:
„Dem edlen Römer steh' es gut, im Frieden
Die Muttererde mit dem Pflug zu bauen;
So lieblich schmecke nichts, als wie die Frucht
Des eignen Schweißes aus der eignen Scheuer;
Das Schwert sei Stahl, die Pflugschar ebenfalls."
Jetzt sag' er auch: „es seien Hirt und Bauer
Noch vor dem König auf der Welt gewesen
Und darum auch vor diesem achtenswert!"
Nun gut! Sie waren's vor dem Konsul auch.
Schreit' er denn friedlich hinter seinen Stieren
Und ess' das Brot aus seiner eignen Scheuer,
Wir gönnen ihm's!

Titus

Ihr haltet mir auch Wort?

Aruns

Was sollen wir, wenn wir die Krone tragen,
Uns kümmern um den Bauern noch?

Titus

Wohl wahr!

Aruns

So sind wir einig! — Ich muß schnell von hinnen,

Plan, Weg und Mittel weiß Aquilius,
Leb' wohl!

Titus

Auf Wiederseh'n im neuen Glück!

(Beide gehen ab.)

Dritte Szene.

Im Zelt von Veji. Augusta und ihre Sklavin. Dann Marcus.

Augusta

Lösch aus das Licht! Wir wollen schlafen geh'n,
Er kommt nicht mehr.

Sklavin

Zweimal befahlst du schon
Das Nämliche, und als ich es getan,
Schaltst du auf mich: es zieme nicht im Dunkel
Ihn zu empfangen.

Augusta

Nein, er kommt nicht mehr.

Sklavin

Er kommt gewiß.

Augusta

Meinst du es auch! — Ja doch!

Sklavin

Er kommt gewiß! Kaum möglich ist's, daß er
Den langen Weg so schnell zurückgelegt.

Augusta

Kaum möglich? Das erneut die Sorge mir, —
Kaum möglich; — also möglich doch, glaubst du?
Er wär' schon hier, beflügelte den Fuß

Die Leidenschaft. Doch so! — er überlegt
Dem Krämer gleich, der an der Wage steht:
Hier ich, hier Rom! — Der Mond sank am Soracte,
Die Zeit verrinnt.

Sklavin

Ich warnte dich — wie oft!

Augusta

Du warntest mich? — Vor ihm! —

Sklavin

Des Brutus Sohn,
Der deinen Vater frech verriet.

Augusta

Horch — Schritte —

Sklavin

Der Wachen, ja!

Augusta

O eitle Hoffnung, Närrin!
Daß du so leicht dich täuschen läßt von ihm!
Du hattest Recht, als du mich sorglich warntest;
Er ist wie alle, — nur von heut auf morgen.

Sklavin

Nun schiltst du ihn! bedenke die Gefahr
Auf seinem Weg.

Augusta

Was sprichst du von Gefahr?

Sklavin

Es droht der Römer, droht der Vejer ihm.

Augusta

Ja! während ich ihn sehnsuchtsvoll erwarte,
Ringt er vielleicht, sich einen Pfad zu brechen.
Nach seiner Stirne schlagen tausend Schwerter,
Nach seinem Herzen zielen tausend Lanzen.
Es fließt sein Blut und auf der roten Welle
Fließt in den Lethe seine Liebe hin.
O wenn ihr Götter Liebende noch schützt,
So laßt den Stern ihm leuchten, der ihn oft
Auf dunklem Pfad in Rom zu mir geführt!
Leiht ihm den Schild, mit dem ihr unsichtbar
Zur Erde gleitet von des Himmels Höhen,
Daß er wie jener Griechenjüngling nicht
Umbraust von Wogen der Gefahr versinke.

Sklavin

Die Schwelle streift ein Fuß.

Augusta

Er ist's!

(Marcus tritt ein.)

Marcus

Augusta!

Du wendest dich! das ist der Blick nicht mehr,
Nach dem ich mich voll Leid so lang gesehnt.

Augusta

Es steht auch jener Marcus nicht vor mir,
Den einst mein Aug' mit stolzer Freude sah.

Marcus

Wie sonst zu Rom, so hoff' ich heute noch
Von deinem Mund —

Augusta

Ein Römer bist du ja,
Rom darf allein die Seele dir erfüllen
Und Rom hat mich geächtet und verstoßen.
Schon taut die Mitternacht. (Zur Sklavin) Wir wollen ruh'n,
Lös' mir das Haar. Nur wenig Worte hab' ich
Für diesen hier. — Die Lampe flackert schon —
Das Tröpfchen Oel genügt, dann mag er gehn.
Wart' an dem Tor.

(Sklavin ab.)

Marcus

So willst du nichts mir lassen
Als nur Erinnerung vergang'ner Zeit,
Vielleicht auch diese kaum!

Augusta

Du bist mein Feind,
Der Meinen Feind! — Ach wenn mich jemand fragt:
Was irrt dein Vater hin von Stadt zu Stadt,
Was kämpft verzweifelnd Schlacht um Schlacht dein Bruder,
Was sucht dein tränenfeuchtes Auge dort
Auf jenen Zinnen? — ja dann muß ich sagen:
Seht ihr den Krieger vor dem Tor? Er wehrt
Gleich einem Wächter an des Himmels Tor
Die Heimkehr uns! — Einst hat er mich geliebt!

Marcus

Einst nur?

Augusta

Durch die Verbannung hetzt er mich,

Mit Schwert und Speer bedroht er dieses Herz,
Das ihm nur schlug, als möcht' sein Bild er grimmig
Zerstören dort mit meinem letzten Hauch.

Marcus

Halt' ein! was weckst du die Vergangenheit,
Mit allen Wunden, allen Toten auf!

Augusta

So zählt du deine Liebe zu den Toten?

Marcus

Wenn Leben Schmerz ist, lebt auch meine Liebe.

Augusta

Es ist ein frostig Spiel mit Worten nur,
Dem fremd die Tat und höhnisch widerspricht.
Was liegt daran? — Ein Stern schwebt hold und treu
Zu Häupten einem Wanderer, der einsam
Hinzieht von Land zu Land: in die Verbannung
Begleitete mich deine Liebe so, —
Der Stern verblaßt, verwelkt ist auch die Liebe!
Was liegt daran?

Marcus

Du hältst auf ewig mich,
In die Verbannung will ich zieh'n mit dir,
Wohin uns immer treibt der Götter Haß:
In meinem Arm trag' ich dich durch die Wüste
Ich ringe mit dem Leu, der dich bedroht,
Mit wunden Fingern grab' ich aus dem Sand
Dir einen Born und, sinkt die Nacht herab, —
Ob nun der Mond am klaren Himmel glänzt,
Ob Sturm die Eichen über uns zerbricht, —

Bewach' ich off'nen Auges deinen Schlummer.
Gönnt neidisch uns die Erde keine Stätte,
So trotz' ich, an des Schiffes Steu'r gestemmt,
Dem Meere, mag es uns zum Himmel schleudern,
Mag's ziehen in den grausen Abgrund uns!
Laß uns vertrau'n, vielleicht führt uns ein Hauch, —
Vielleicht auch scheitern wir an einer Insel,
Wo unter Palmen endlich Friede blüht.
Dann laß uns ruhen Arm in Arm geschlungen,
Laß uns vergessen, daß wir heimatlos.

Augusta

Führ' uns nach Rom; der Liebe schönstes Glück
Verdanke mir, mir schenk' ein Vaterland.

Marcus

Denk' nicht an Rom, so lang mein Vater noch —

Augusta

So wird dein Vater uns für immer trennen.

Marcus

Soll ich die Waffen tragen wider ihn?

Augusta

Nicht gegen ihn, nur wider uns nicht mehr.
Wenn Aruns hin vor Rom die Vejer führt:
Das Tor steht offen, alles fügt sich leicht!

Marcus

Leicht wie der Tod! So wenig kennt ihr Brutus?
Als hätt' er sich die Republik geschaffen
Zum Kinderspiele, das ein müder Knabe
Des Abends, eh er schlafen geht, verwirft.
Du sahst ihn nie, wie er das Aug' in Flammen

Gleich einem Seher von der Zukunft sprach,
Daß uns ein Schauer faßte, ob er selbst,
Ob nicht durch ihn ein Gott zu uns geredet,
Nicht dieses Stückchen Erde ist's, das einst
Mit seinem Pfluge Romulus umzogen,
Auch nicht Italien, wie es zwischen Alpen
Und Meer sich dehnt: er baut nur für die Welt!
Und wer es wagt, zu hemmen seine Bahn,
Muß groß sein, wie er selber, wie das Schicksal,
Das Welten baut und Welten tritt zu Staub.

Augusta

So bleib bei ihm zu Rom!

Marcus

Vermag ich es?
Wenn ich aus deiner trauten Nähe zögernd
In später Stunde schied, wie oft, wie oft!
Setzt' ich mich auf die Schwelle noch und harrte,
Bis fern im Osten durch die feuchten Nebel
Der Morgen schien, und drückte auf den Stein
Voll Inbrunst Küsse. Wenn die Bauern dann
Mit ihrem kleinen Kram durchs off'ne Tor
Der Stadt einfuhren, spotteten sie meiner.
Ich aber kaufte, was von Blumen sie,
Von Kränzen brachten, legt' es auf die Schwelle
Und wartete verborgen in der Gasse,
An einem Pfeiler, bis du vorgebeugt
Durchs Fenster sähst den reichen Schmuck der Treppe
Und lächelnd noch des Liebenden gedächtest.
Das war, — o könnt' ich es vergessen! — wann! —
Dein Vater herrschte, Rom war noch nicht frei!

Augusta

Nennst du es frei, weil ich daraus verbannt?

Marcus

Verbannt bin ich zu Rom, bist du mir fern.

Augusta

Und doch gilt Rom dir mehr als meine Liebe.

Marcus

Hab' ich geträumt nicht, daß es groß und herrlich,
Im freien Rom der erste Held zu sein,
Geehrt, gepriesen, kehrend im Triumph,
Und meine Waffen, wenn ich nicht mehr bin,
Zum Schmuck in Tempelhallen aufgehängt?
Ein Lied mein Name in des Enkels Mund;
Schaut er den Helm, das rostige Schwert, so klingt es
Wie Sagen nach, — du aber hältst mich fest, —
Ich hab' geträumt und diese Träume sind
Nicht mehr der hohen Taten Morgenrot.

Augusta

Tot ist der Ruhm, der nur die Urne schmückt!
Hat nicht die Liebe ihre Helden auch,
Die ruhmbekränzt durch alle Zukunft leuchten,
An Größe jedem gleich und größer noch,
Doch einzig reich an jeder Seligkeit?

Marcus

Mir ist wie dem Verdammten, den im Lauf
Zersprengt die Rosse auseinanderreißen!
Du hier, dort Rom! und mehr als mich muß ich
Beklagen dich und deinen tiefen Schmerz.

Augusta

Kein Mitleid, ach! Gib mir Gerechtigkeit,
Gib Liebe mir, wie ich dir Liebe gab,
Die nichts vergelten kann als Liebe nur,
Gib Liebe mir! — Was stehst du bleich und zitternd, —
Gib Liebe mir! — du zagst — gib mir den Tod!
Du hast für mich kein andres Brautgeschenk,
Süß wird er sein, wie einst der erste Kuß,
Den du mit heißen Schwüren mir geraubt
Und mit dem Blut verströmt auch Schmerz und Liebe.
Was zauderst du? denk' an Lucretia!
Ihr Männer Roms seid feiger als die Frauen,
Doch was die Hand versagt, gewährt dein Schwert!

(Sie reißt ihm das Schwert von der Seite; er hält sie.)

Marcus

Augusta!

(Er fällt ihr in den Arm.)

Augusta

Marcus!

Marcus

(sie heftig an sich ziehend) Du bist mein!
Ja, du bist mein! Entflohen sind die Schatten
Wie graue Nebel, die mich einst gelockt.
Ja, du bist mein! Das einzige Gefühl,
Der einzige Gedanke brennt in mir.
Was folgen mag, ob Wonne oder Weh —
Fahr' alles hin, bleibt deine Liebe mir!

(Der Vorhang fällt.)

Dritter Akt.

Freie Landschaft. Rückwärts ein Hügel; dahinter seitlich halb sichtbar die Mauern und Türme von Veji. Im Vordergrunde Brutus, Marcus, Titus, Publius. Das römische Heer.

Brutus

Die Schleudrer ziehen sich vom Kampf zurück.
Geschloss'ne Scharen müssen jetzt entscheiden;
Im Felde Publius. Dort liegt der Sieg,
Mit Römerkunst lenkt Aruns dort die Vejer, —
Und du mein Titus lerne dort und zeige,
Daß auch im Flaume Männertat gelingt.

(Zu Marcus.)

Auf jenem Hügel steht Mamilius,
Der durch den Herold dich zum Kampf gefordert,
Wie das Gerücht sagt, segnet ihm die Waffen
Die Tochter Tarquins.

Marcus

Ist sie Feindin auch,
Bleibt sie doch Römerin. Tu' ihr nicht unrecht,
Nie bietet einem Vejer sie die Hand.

Brutus

Dort auf dem Walle laur't Tarquin und schaut
Angstvoll auf uns; er soll uns nicht entrinnen,
So tief sank er! Ich darf es sagen hier:
Mein ist das Werk! und jene hohen Mächte,
Die alles hörend über alles richten,

Sie wissen auch, daß ich bei meiner Tat
An Rom allein gedacht. Was ich begann,
Hilf du vollenden, führ' es aus mit Kraft.
Jetzt ist die Stunde, dein Erröten zeigt,
Daß du durch tapfre Taten meine Hoffnung
Noch übertreffen wirst. Als Zeichen nimm:
Es krönt den Hügel, wo du fechten wirst,
Im reichen Blütenschmuck ein Lorbeerhain.
(Er zieht rechts mit Publius und einem Teil der Krieger ab.)

Marcus

Mamilius! Er wagt es wider mich!
Er durfte täglich ihrer Gegenwart
Sich freuen, während ich im öden Rom
Mit Seufzen schwinden sah die trägen Stunden;
Er durfte lauschen, tauschen Wort um Wort,
Er durfte — ha! er hob vielleicht den Blick
Zur Königin empor, — vielleicht? — Er tat's!
Denn welches Herz bezwingt nicht ihre Nähe,
Erfüllt mit wilder Sehnsucht jede Ader,
Die Herrliche auf ewig zu besitzen.
O hehre Göttin Roms!
Die du mit deinem holden Knaben lenkst
Den Stern der Liebe über Land und Meer,
Dir weihe ich des frechen Vejers Blut!
(Er zieht das Schwert, tritt vor die Krieger und marschiert rechts etwas tiefer als Brutus ab. Kriegsmarsch. Während dieser ferner und ferner verhallt, steigt Herdonius rückwärts auf die Höhe.)

Herdonius

Auf diesen Hügel sandte mich Tarquin,
Den Gang der Schlacht durch Zeichen ihm zu künden.

Dort wartet er auf jenem hohen Turm
Und hier liegt vor dem Blick das freie Feld,
Dort wendet sich Mamilius zur Linken,
Ihm gegenüber Marcus! —
In der Mitte
Zieht trotzig Rom zum Kriege wider Rom,
Zieht gegen Brutus, gegen Publius
Aruns zum Kampf. Auf weißem Pferde fliegt
Augusta dort durchs weite Blachfeld hin,
Ihr Pfeil holt wie ein Geier rasch im Flug
Sich eine Beute aus dem Römerheer.

Trompeten.

Sieh dort, wie auf die ehrnen Schilde prasselt
Der Speere Hagel, trifft und prallt zurück,
Ha Publius! Auf seinen Panzer rinnt
Vom Hals das Blut, die andern decken ihn.

Schlachtgeschrei.

Die Schwerter blitzen, Knie an Knie gestemmt,
So ringen sie, Aruns dringt wütend vor, —
Die unsern siegen — Schlagt die Zähne ein,
Wo im Gedräng zum Fechten nicht mehr Platz.

(Er winkt mit einem roten Tuche gegen die Stadt.)

Der Römer Vorderscharen sind zersprengt,
Voran gleißt allen Aruns Helm, er donnert
Mit lauter Stimme ins Gewühl der Schlacht,
Durchmessen ist der Raum zur zweiten Schar, —
Sie regt sich nicht, ein Schweigen grauenvoll
Das nur ein Todesseufzer unterbricht —
Die unsern wanken, wenden sich zur Flucht,
Noch einmal sammelt Aruns seine Krieger,

Den letzten Pfeil verschießt Augusta noch,
Die Römer rücken vor mit schwerem Schritt
Langsam, unwiderstehlich! — Aruns weicht
Und steht, und kämpft und weicht, — Mamilius!
Auf deinem Arm liegt die Entscheidung jetzt —
Des Marcus Speer trifft ihn, er fällt, springt auf
Und fort reißt ihn die Schar in toller Flucht.

(Er winkt mit dem schwarzen Tuche.)

Tarquin, Tarquin! verloren ist die Schlacht,
Siehst du das Zeichen hier? Wehklagen hallt
Schon aus der Stadt, in ihre Tore drängt
Ratlos und flüchtig unsres Heeres Troß.

(Ab. Mamilius, Atellius.)

Atellius

Er warf dich um, was liefst du denn davon?

Mamilius

Die Rettung dank' ich dir, drum spotte nur!

Atellius

Ich habe keinen Ehrenkranz verdient.

Mamilius

Es zeigt dein Stolz, daß du mit Aruns kamst.

Atellius

In jenen Legionen, welche heut
Die Vejer schlugen, dient' ich unter ihm.

Mamilius

Hast du verschnauft? Hier ist's nicht sicher mehr.

Atellius

So laß uns fliehen, wo kein Fechten hilft.

(Alle ab. Fliehende Vejenter, dann Aruns.)

Aruns

Ihr Memmen steht! dort ist der Feind! Zurück!

Vejer

Fort aus dem Wege!

Vejer

Sie sind hinter uns!

(Stoßen Aruns beiseite.)

Aruns

Sie schauen gar nicht um, als wären sie
Verfolgt vom eignen Schatten. O ich Tor!
Verloren Zeit, Geduld und gute Worte:
Wie sollte dies Gesindel Rom bezwingen?
Dort naht der Konsul, tausende mit ihm
Vom Siege stolz und ich — ich bin allein?
Zwar hat er nur Ein Leben zu verlieren,
Wie ich nur Eines, darin sind wir gleich.
Mit rascher Hand, — es könnte ja gelingen! —
Ihn an des Heeres Spitze zu erschlagen,
Vernichtend, selbst vernichtet! — Doch es ist
Sein Leib nicht Rom; Rom schlag' ich nicht mit ihm. —
Zurück mein Schwert; — ist doch die Rache nah
Die dir, o Brutus, auf dem stolzen Antlitz
In Schmerz verzerrt das Lächeln. — Hörst du nicht —
Das Wehgeheul, das jetzt aus Veji schallt,
Ist Nachtigallensang dagegen nur,
Wie's bald die Gassen Roms erfüllen soll.

Wenn sich die Sohle hier mit Blut dir netzt,
So magst du dort bis an den Knöchel waten.
Du sollst es seh'n, sollst leben darum nur
Es zu beweinen, bis dein Auge bricht,
Nun lebe wohl, auf Wiederseh'n, mein Brutus,
Auf Wiederseh'n, wenn ohne Handschlag auch. (Ab.)

Brutus. Marcus. Publius. Krieger.

Brutus

Ist's Aruns nicht?

Publius

Er weicht nun Schritt für Schritt.
Er wendet sich und hängt den Schild, als gält' es
Zu rasten nur, nachlässig auf den Rücken.
Ich traf ihn kurz zuvor im Kampf; wir hatten
Die Lanzen kaum geschleudert, warf sich flüchtig
Der Troß der Vejer zwischen uns und riß
Ihn im Gedränge eilig mit sich fort.
Ich folg' ihm jetzt!

Marcus

Du bist verwundet schon.

Publius

Ein Weib hat mir gesandt die Taubenfeder,
Weil ich von Weibern nie was hören wollte.
Und hätt' ich nicht den Schild emporgezuckt,
So läg' ich auf dem Boden festgenagelt
Wie einst Achill von Paris schöner Hand.

(Wirft einen Pfeil auf den Boden.)

Marcus

Was bleibt uns auf der Wahlstatt noch zu tun!

Brutus

Begrabt die Leichen, wie sie da und dort
Von unsern Bürgern auf dem Felde liegen.
Nicht viele sind es zwar, die meisten traf
Aruns verruchte Hand. Den Vejern laßt
Die Straßen frei, zu holen ihre Toten.

Marcus

Wo willst du die Gefangenen bewahren?

Brutus

Führt sie nach Rom. (Zu Titus) In Junos Tempel flehn
Die Frauen um den Sieg. Bring' ihnen Botschaft,
Bring' deiner Mutter Botschaft, was geschehn.

(Titus ab.)

(Zu Marcus.)

Dich send' ich dem Senat. Ein Lorbeerkranz
Um deinen Helm mag schon von weitem künden,
Daß wir gesiegt. Lang harrte unser Volk
Auf jenen Wällen der Entscheidung schon,
Ruf' ihnen zu, daß sich von Mund zu Mund
Der Jubel schwingt, bis er im mächt'gen Chor
Aus Hütte und Palast zum Himmel rauscht.
Und wo die Trauer einen Helden ehrt,
Sagt ihnen, meine Freude gelte Rom,
Mit jedem Leide fühl' ich doppelt mit,
Weil Rom mit ihnen einen Sohn verlor.

(Alle ab.)

Zweite Szene.

Halle im Hause des Brutus. Vorn quer durch die Bühne eine niedrige Terrasse. Freier Ausblick auf das Forum, das bis zum Hintergrunde emporsteigt.

Sabina

Roms edle Frauen sammeln festgeschmückt
Sich vor dem Junotempel; helle Lampen
In treuer Hand betreten wir die Stufen
Und mit dem Weihrauch steige das Gebet
Zum Himmel auf. — Wie dank' ich Brutus dir,
Daß du den Sohn entsandtest mit der Botschaft. —
O wär' auch Marcus hier! — Mein Augenpaar!
Doch darf die Mutter nicht die Kinder preisen
Und so die Götter reizen. Ehe noch
Der Feierzug verläßt die heiligen Hallen,
Fliegst du auf schnellem Roß zurück zum Heer,
Daß Brutus wisse, wie wir ihn geehrt!

(Aquilius tritt ein.)

Aquilius

Laß Roß und Reiter doch ein wenig rasten,
Eh' du sie wieder fort vom Hause sprengst.

Sabina

Du hier Aquilius?

Aquilius

Darf ich es nicht?

Sabina

Du solltest nicht!

Aquilius

So hab' ich doch die Freude,
Nach Monaten dich wieder zu begrüßen,
Was miedest du die Stadt.

Sabina

Ich mocht' in Rom nicht weilen,

Als Männer im Palast des Königs feig
Mit krummen Rücken der Gewalt sich beugten.

Aquilius

Das Weib des Brutus schmähe nicht die List!

Sabina

Laß uns nicht hadern mehr. Wie könnte wohl
Die Frau vom Land dem großen Redner stehn?
Drum sage kurz, was führt dich her zu uns,
Wo man getroffen sonst den Vetter kaum.

Aquilius

Ich wollte Titus seh'n.

Sabina

Der bleibt nicht hier.
Dann füg' zum Willkomm gleich den Abschied bei.

(Zu Titus.)

Du zög're länger nicht!

Titus

Eh' du des Tempels Schwelle
Noch überschritten, bin ich schon im Lager.

Sabina

Sei klug, mein Sohn! (leise) Ich säh den Marder lieber
Auf meinem Hof, als diesen Menschen hier.
Nicht ohne Absicht blieb er hier zu Rom
Und bringt Verderben, wo er lauernd schleicht.
Wär' er bei Brutus doch! Sei klug, mein Sohn. (Ab.)

Aquilius

Sei klug! ha ha! War's nicht ihr letztes Wort?

Das erste sei's, mit dem ich dich begrüße:
Sei klug, mein Sohn!

Titus

Ich hätt' im Flug das Pferd
Gehemmt vor deiner Türe, durch das Fenster
Dir zugerufen: Warum zögerst du?
Wir sind bereits aufs äußerste gebracht.

Aquilius

Vielleicht Tarquin.

Titus

Aruns beschwört und bittet —

Aquilius

Er bittet uns.

Titus

Entmutigt sind die Vejer,
Verlangen Frieden, da lies Wort für Wort!
Mehr zeigt der Brief, als jede Schildrung sagt;
Denn bis ein Aruns sich entschloß zu bitten:
„Er fleh' uns an!" wie vieles mußt' ihn da
Zuvor erschüttern.

Aquilius

(Gibt den Brief zurück) Also kommt er selbst!

Titus

In jenem Tempel wartet er bereits.

Aquilius

Gefährlich ist's für ihn.

Titus

Für uns nicht minder.

Aquilius

O hätt' er eine beßre Zeit gewählt!

Titus

Zeit ist es stets, wenn nur der Wille da.

Aquilius

Zu Torenstreichen fehlt euch dieser nie!

Titus

Soll alles wie ein Possenspiel verlaufen?

Aquilius

Ein Possenspiel! — wenn ihr Verschwörung spielt,
Geheimnisvolle Mienen macht, um jedem,
Der euch begegnet, wichtig zu erscheinen;
Wenn ihr in dunklen Kammern euch versammelt,
Dort Unsinn brütet; an die Kleider euch,
Weil ja ein Freund den andern sonst nicht kennt,
Verschiedne Zeichen heftet, wie ihr sie
Jüngst ausgeheckt: da wird's vielleicht zum Spiel,
Nur habt ihr eure Köpfe eingesetzt.

Titus

O zaudre länger nicht!

Aquilius

Ja, es ist Zeit!
Denn außer Veji hob sich keine Stadt
Zu seinem Schutz, und Veji ist verloren!
Daß weiß er selbst; er steht in unsrer Hand
Was wir bedingen, ist für ihn Gesetz.

Titus

Bedingen? Wir!

Aquilius

Nehmt zwar den König auf,
Nur dürft' ihr ihm nicht trauen; ist er uns
Doch längst bekannt! Wie könnt' sein stolzes Herz, —
Geläng' es auch, den Argwohn fern zu halten, —
Ertragen, daß er uns zu Dank verpflichtet?
Schon unser Anblick wär' ein Vorwurf ihm:
Wir würden ihn an seine Schwäche mahnen
Und — o sei überzeugt, das trägt er nur,
So lang er muß!

Titus

Wohl wahr! was rätst du uns?

Aquilius

Ein jeder fordre von Tarquin den Preis,
Der ihm genügt, dann öffnet erst die Tore!
Doch nehmt zuvor die Macht ihm, was er leicht
Versprochen euch, so leicht zu brechen auch.

Titus

Er fügt sich nicht!

Aquilius

Er muß!

Titus

Doch unsre Freunde!
Kaum einer kümmert sich um solche Dinge.

Aquilius

Seid unbesorgt! ich übernehme gern
Den Teil der Arbeit, der zu sehr euch drückt.
Nicht treibt mich so wie euch die Leidenschaft,
So war es nicht gemeint! Um Trinkgelage,

Um Mädchen, Titel, sei das euer Teil! —
Beginn' ich nichts, auch nicht aus bloßer Freundschaft:
Was geht Tarquin, was geht sein Haus mich an?
Muß ich gehorchen, ist es einerlei
Ob er, ob Brutus, ob der tolle Pöbel
Das Szepter trägt, genug! wir sind beherrscht!

Titus

Vergiß nicht, — Aruns ist bereits in Rom.

Aquilius

Deswegen bleibst du hier, was liegt daran,
Ob Brutus ihren langen Hymnus hört,
Mit dem sie Junos taubes Ohr versuchen.
Schon hab' ich die Genossen herbestellt.

Titus

Auf diesen Platz?

Aquilius

Im Haus des ersten Konsuls
Sucht niemand die Verschwörer gegen Rom.

Titus

Doch meine Mutter!

Aquilius

Konnt' ich es erraten,
Daß sie zu opfern heut vom Lande kommt?
Was liegt daran? — Wie's eben Frauenart,
Wird sie im Tempel fertig nicht sobald
Und bis zurück sie kehrt, sind wir leicht fertig.
Siehst du den Widerschein der Fackeln am Gewölbe?
Ein langer Zug! (Treten an das Fenster.)
So lang als wie die Hymne,

Die jetzt beginnt zum tauben Ohr der Göttin.

(Von der Straße tönen die Strophen eines Chores.)

Davus (tritt ein)

Hier ist die Schale! Füll' ich sie mit Weihrauch
Wie sie befahl? — so spät noch ein Besuch!
Wer mag es sein, zu stehlen gibt's hier nichts.
Doch warten wir.

Ahala und der Augur.

Augur

Sind wir die ersten hier?

Ahala

So scheint es fast.

Augur

Nicht gut gewählt ist dieser Ort.

Ahala

Warum?

Augur

Noch tönt mir die Verwünschung in das Ohr,
Dier hier erschallte. Dort stand Brutus stumm
Den Blick gesenkt: „Fluch den Tarquiniern!"
So gellt' es laut im Wiederhall der Wände,
„Und dreifach größer sei der Fluch auf jene,
Die ihnen Hilfe bieten!" — Alles schwieg;
Er hob den Blick und murmelte: „Es sei!"

Ahala

Leg' doch die Maske ab! — Wie lächerlich,
Glaubt der Prophet die eigne Prophezeiung!
Ist's so, was kehrst du nicht sogleich zurück?

Augur

Nein! — Unsre Götter wollen einen König.

Ahala

Was hat er dir für diesen Spruch zu zahlen?

(Aquilius tritt vor.)

Aquilius

Die andern kommen noch?

Ahala

Du hörst sie schon!

(Marullus, Cominius trunken und lärmend.)

Marullus

So macht doch Licht, heda! was treibt ihr denn?
Ich hab' ein Dutzend Beulen schon am Kopf!

Ahala

Ich wollt', ein Dutzend Blasen auf der Zunge.

Marullus

Bist du schon da? du jagtest uns vom Mahle.

Ahala

Noch war es Zeit, eh' du dich ganz betrunken.

Marullus (zu Aquilius)

Weil du die alten Tage wiederbringst,
Das heißt: den Wein zu Ehren, möcht' ich gerne
Dich schmücken mit dem Epheukranz!
Ich hab' nur diesen. — Auf die Büste dort
Des Bachus drück' ich ihn. Evan Evoe!

Aquilius

Der ekle Schlemmer! Doch an seinem Tisch
Könnt' mancher schwatzen, den er eingeladen,

Jetzt bindet schon die Mitschuld ihm die Zunge.

(Marcus tritt in den Hintergrund.)

Ahala

Sprich nun, Aquilius!

Aquilius

Noch einer fehlt.

Ahala

Ich zählte sie, du irrst!

(Aruns, ihm folgen andre.)

Aquilius

Begrüßt ihn hier!

(Alle drängen sich um Aruns.)

Augur

Zuerst der Götter Segen auf dein Haupt.

Aruns

Ihr nehmt uns auf?

Servil

O bliebst du schon bei uns!

Aquilius

Wo ist dein Vater?

Aruns

Bei den Vejern noch.

Er hofft mit mir, daß eure Liebe stark
Nicht im Versprechen nur, — in Taten sei
Schon morgen um den Schlag der Mitternacht
Tritt er ans Tor, wo Brutus uns verhöhnte
Und harrt, ob seine Flügel sich so weit
Dann öffnen, als sie eng sich uns verschlossen.

Zum ersten Zeichen lodern dort am Hügel
Drei Feuer auf, dann klopf' ich dreimal an.

Aquilius

Du findest uns bereit.

Aruns

Wie lohnen wir
Dann euren Dienst? — Nicht eitle Worte gibt
Mein königlicher Vater; reich und groß
Sei auch der Dank und würdig eurer Liebe.
Was wünscht sich der Augur?

Augur

Bedenk', was fehlt!

Aruns

Die Antwort ist zwar dunkel, doch zu deuten.
Wenn ich nicht irre, so verlangt der Konsul:
Ihr sollt umsonst im Haus der Götter dienen,
Wie sie umsonst uns ihre Huld verleihn.

Augur

Er weiß es nicht, daß keine Erdengabe
Des Himmels Gnade je an Wert erreicht.

Aruns

Tarquin ehrt deine Würde; herrenlos
Wird manches Gut; das hat nun den Besitzer.

Ahala

Wer zahlt die Schulden mir.

Aruns

Lucrez hat Geld.

Ahala

So gibt es Erben ohne Testament.

Marullus

Mir brauchst du nichts zu spenden; eines nur
Verlang' ich: Schaffe die Zensoren ab!
Ist's nicht zu ärgern, wenn ein solcher Kerl,
Aus dessen Munde Gall' und Essig trieft,
Uns meistern darf, uns hier, den Adel Roms:
Ob nicht ein Kleid zu fein, ob nüchtern wir,
Ob wir den Göttern opfern, ob wir nicht
Mit Würfeln spielen? Und der Frevel erst,
Wenn einer nachts zu seinem Dirnchen schleicht!
Nicht wahr, Cominius?

Aruns

So ernenn' ich euch
Für immer zu des Zensors strengem Amt.

Marullus

Dann peitschen wir die Langeweile aus,
Die Brutus eingeführt; aus jedem Brunnen
Soll Wein nur fließen. —

Cominius

Und zur Strafe kommt
Das Mädchen nur, das einen Kuß versagt.

Aruns

Wie dank' ich dir, Aquilius mein teurer?

Aquilius

Ich fordre keinen Dank, nur eins versprecht:
Daß ihr zu Rom nichts ohne uns beginnt.

Aruns
Vernahm' ich recht? dann wärt ihr Könige!

Aquilius
Das zweite noch; kein fremder Söldner darf —

Aruns
Das erste? — sei's! — das zweite fordre nie.

Aquilius
Das erste gilt nur, wenn das zweite gilt.

Aruns
Laß uns erst ein, dann magst du alles hoffen.

Aquilius
Nicht einen Schritt, eh beides zugesagt.

Aruns
Das werd' ich nie!

Aquilius
Behalt dein Nie, wir geh'n!

Aruns
(zu Marcus.)
Das dulden wir von diesem feilen Schwätzer?

Marcus
Macht euren Handel selbst. — O bittre Schmach,
Daß mich der Zufall treibt den gleichen Weg
Mit euch, die um die Republik gemäkelt
Wie schlechte Buben um des Vaters Gut,
Der kaum den letzten Atemzug getan.
(Marcus ab in das Haus.)

Aruns

Ihr alle schweigt? Wofür beruft ihr uns,
Wenn ihr die Sklaven dieses Mannes seid?

Cominius

Soll er allein zerstören unsre Hoffnung?

Ahala

Aruns, du kommst, wir öffnen dir die Tore.

Aquilius

Was, ohne mich?

Ahala

Nach dir fragt niemand mehr.

Aruns

Elender du! mir wagst du es zu trotzen?

Aquilius

Wir sind noch nicht zu Ende. (Geht rasch ans Fenster.)

Aruns

Du schon jetzt!

(Er zieht das Schwert und will auf Aquilius eindringen, der Augur, Titus und andere werfen sich dazwischen.)

Augur

Ich trete zu Aquilius!

Aquilius (zu Aruns.)

Zurück!

Willst du nicht dich und diese hier verderben.
Schaut in den Hof; seht ihr die Lanzen blitzen,
Gerüstet stehen meine Sklaven dort.
Das Zeichen gilt!

(Er stampft mit dem Fuße. Auf beiden Treppen steigen Bewaffnete empor und stellen sich an seine Seite, unter ihnen Davus.

Davus

Befiehl, wir greifen sie.

Aquilius

Ihr starrt auf mich? Ich hab' vorausgewußt,
Mit wem ich mich verband; drum war ich auch
Gefaßt auf dieses. Aruns! wär' es nun
Mein Plan gewesen, dich zu locken nur
In meine Hand? — Du bist Roms stärkster Feind
Gefährlicher, verderblicher als alle.
Wenn ich dich überlief're, wird die Stadt
Mit stolzerem Triumphe mich empfangen
Als Brutus selbst, der nur die Vejer schlug.
Und ihr! gar klein im Herzen wie im Rate,
Denkt ihr daran, wie einmal Herkules
Sich Ruhm erwarb, als er Augias Stall
Gesäubert? — Ihr, der Abhub dieser Stadt!
Wollt' ich euch fassen, würd' ich nicht dadurch
Erwerben mir den größten Dank von Rom?
Gefällt es euch? — Warum seid ihr so blaß?
Juckt euch der Rücken schon von Geiselhieben?
Greift an den Hals! noch sitzt der Kopf darauf,
Doch ist dafür das Beil bereits geschliffen.
Versucht's, entrinnt, habt ihr noch einen Ausweg,
Der aus dem Banne meiner Macht euch führt?
Nur einen gibt's: Tut, was ich will!
Wer ist nun König? — Ich! Aquilius!

Aruns

Wir weichen der Notwendigkeit, nicht dir!

Aquilius

Wie du es nennst, das ist gleichgültig mir,
Wenn's nur geschieht, wie ich es vorbedacht.
Die Stunde flieht, so kommt denn morgen nachts,
Wir öffnen euch das Tor. — (Zu den Bewaffneten)
Bewaffnet zieht
Ihr durch die Gassen und verscheucht die Bürger,
Die aus den Häusern sich neugierig wagen.
Dann führen wir euch in der Väter Burg,
Des Morgens rufen Herolde das Volk
Zum Forum hin, kein Finger wird sich regen;
Ich kenne sie, geschehen ist gescheh'n.
Und was kein Gott vermag, kann Brutus nicht.
Führt aus, was ich befahl; jetzt fort von hier,
Damit das Morgenrot uns nicht verrate.

(Alle zerstreuen sich nach den verschiedenen Richtungen.)
Davus tritt vor: Er lauscht nach allen Seiten; dann rasch ab.

Der Vorhang fällt.

Vierter Akt.

Erste Szene.

Römerlager vor Veji. Brutus, Publius. Später der Veteran und ein Soldat. Dann Davus.

Brutus

Nicht lange mehr hält Veji sich, es wankt
Die Mauer da und dort schon bis zum Grund.

Publius

Wenn nur Tarquin nicht aus der Stadt entrinnt!

Brutus

Zwar möcht' ich nachsichtsvoll ihm ein Asyl
Vergönnen, daß er dort sein graues Haupt
In Frieden berge. Was er auch verbrochen,
Zwei bittre Rächer nimmt er ja mit sich:
Das Alter als Genossen seiner Flucht
Und die Erinnrung an vergangne Größe.
Doch keinen Frieden gibt es mit Tarquin;
Er rastet nicht. Gleich einer schlimmen Pest
Fraß sich die Herrschsucht ein in seinem Herzen
Und treibt ihn wahnsinnsvoll zu tollem Frevel,
Bis mit dem Leben selbst erlischt die Krankheit.

Publius

Wie glücklich bist du, kehren wir nach Rom,
Wenn im Triumphe dich die Stadt begrüßt
Und deinen Wagen rings im Feierkleide
Das Volk umströmt, ein jedes Auge sich

Nach deinem wendet, Jubel tausendstimmig
Dich Retter nennt, wenn du mit deinen Söhnen
Am Kapitole froh den Göttern dankest
Für den errungnen Sieg, wie dir das Volk.

Brutus

Vor meiner Seele glänzt ein andres Bild
Als Waffenruhm, der nur zu bald verstummt.
Die Stadt hat den Gehorsam aufgesagt,
Der an den Thron des Königs sie gefesselt,
Jetzt schwankt der Staat, die Ehrsucht regt sich trotzig.
Was Recht, was Unrecht? fragt die Menge zagend;
Unsicher wogt die Meinung, bis der Grund
Gefestet sich, und diesen möcht' ich legen.
Auf neuem Boden gilt es neu zu schaffen
Das neue Rom! — daß sie mir Licht und Mut
Verleihen, ruf' ich täglich an die Götter,
Denn sie nur geben dem Gesetz die Weihe,
Vor dem der Bürger, tritt es ihm entgegen
Auf ehrnen Tafeln, staunend ruft: „So ist's!
So hab' ich es gefühlt, ja das ist Recht!"

Publius

Du warst in Griechenland, du lerntest dort
Von seinen Weisen: Solon und Lykurg.

Brutus

Nicht Griechenland, Tarquin hat mich belehrt.
Als er den Thron erstieg auf blutigen Stufen,
Rief ich die Edelsten zur Tat. Vergebens!
Der eine schaute zögernd auf den andern,
War doch verletzt noch keiner! Ja sie höhnten

Als überklugen Toren mich. Da schwieg
Ich traurig still. Doch schwand die Hoffnung nicht,
Den König kannt' ich ja, daß keine Schranke
Ihm heilig sei! Er lud das Joch der Schmach
Auf ihren Nacken und mit wildem Hohn
Erhob die Geisel Aruns wider sie.
Sie zitterten, sie knirschten, endlich schwoll
Des Zornes Strom am Bett Lucretias
Und fegte beide fort mit ihrem Troß.

Publius

Vollende, was mit Weisheit du begonnen,
Wir wollen es beschützen mit dem Schwert.
Stets eingedenk der hohen Prophezeiung,
Als bei dem Bau des Kapitols ein Kopf
Gefunden wurde an des Grundsteins Stelle.
Da trat hervor die greise Seherin,
Die ferne sonst in Cumäs Grotte wohnt
Und rief mit lauter Stimme zum Erbeben:
„Ihr alle hört, der Grund des Kapitoles
Ist eingeweiht mit Blut!" Dann warf sie auf
Den Stein noch einen frischen Lorbeerzweig,
Wo jetzt der Altar steht des höchsten Gottes.

Brutus

Beherrscht sich Rom, beherrscht es auch die Welt.

(Tullus tritt mit Macro vor Brutus, mehrere folgen.)

Tullus

Nach deinem Wort o Konsul nahen wir:
Daß, wer im Kampfe sich hervorgetan,
Aus deinem Mund den Dank dafür vernehme!

Sieh diesen hier! du weißt es, vor dem Walle
Lärmt oft der Feind und fordert uns heraus.
Da sprang der Jüngling von der Schanze Rand;
Dem Blitze gleich, der aus der Wolke fährt,
Verjagte er allein den Schwarm der Vejer,
Ja drang sogar ins offne Tor, wo er
Den letzten noch erschlug.

Brutus

Führt ihn zum Tode!

Tullus

Zum Tode? — ihn!

Brutus

Wie lautet das Verbot?

Tullus

Kein Krieger darf im Feld den Kampf beginnen,
Wenn nicht der Konsul den Befehl erteilt.

Brutus

So hast du ihm das Urteil selbst gesprochen;
Denn Schuld bleibt Schuld; zur Heldentat macht si?
Nicht der Erfolg. Ist die Verwegenheit
Des Bürgers höchste Tugend, sag', worin
Von einem Aruns er sich unterscheide,
Der selbst dem Löwen nicht zu weichen braucht?

(Tullus mit Marco schweigend ab.)

Die Zukunft erntet einst die reifen Früchte
Von dieser herben Strenge. Mögen grausam
Uns spät're Tage nennen, wenn die Milde
Entsproßt dem langen Frieden; jetzt geziemt

Nur die Gerechtigkeit, wo wir der Stadt
Errungen kaum die Freiheit. Niemals sollen
Zu unsern Richtern unsre Taten werden.

(Davus tritt rasch auf.)

Davus

Auf, Brutus auf! willst du Roms Tore nicht
Verschlossen finden, auf! es kehrt Tarquin
Mit Aruns heimlich in sein Adlernest.

Brutus

Wer sagt dir das?

Davus

Ich hört' es.

Brutus

Wo?

Davus

Zu Rom!

Ich lief hierher. Dort neigt die Sonne schon
Dem Westen zu; es ist die letzte Nacht; —
Was zögert ihr? Ich hab's gehört, gesehen;
Verbündet sind die Edelsten von Rom,
Sie lassen heut den König ein. Drei Schläge
Ans Tor verkünden seine Gegenwart.

Brutus

Hast du Beweis?

Davus

Ich hab's gehört, geseh'n,
Wie jeder kam und ging.

Brutus

So nenn' sie uns!

Davus

Zuerst Ahala und der Augur dann!

Brutus

Wie? dieser! so entehrt er seine Würde?
Doch sei's darum; hab' ich doch stets gewußt,
Daß nur der Vorteil ihn zu handeln treibt.
Nun hat ihn doch der helle Blick getäuscht,
Mit dem er, alles fein verbindend, sonst
Fast in die Zukunft schaute.

Davus

Andre dann:
Cominius, Marullus, Aruns selbst, —
Mit diesen Augen hab' ich ihn erkannt!

Publius

Er blieb in Rom?

Davus

Nein, als Aquilius —

Publius

Aquilius!

Brutus

Er ist mir nah verwandt!

Davus

Das Blut schützt nicht vor Schmach!

Brutus

Ich werde richten,
Wo der Verrat die Edelsten befleckt.

Publius
Aquilius! stets war er tief versteckt!

Brutus
Ich ahnte nicht den Feind an meiner Seite!

Davus
Auch Titus kam.

Publius
Auch Titus!

Brutus
Hätt' er doch
Das Schwert auf diese Brust gezückt, dann dürfte
Dem Reuigen der Vater noch verzeih'n.

Davus
Dein Schmerz verbeut —

Brutus
Genug, die andern noch!

Davus
Die andern? Marcus selbst —

Publius
Laß mir das Schwert!
Die Zunge reiß' ich aus dem Schlunde dir,
Daß in dem eig'nen Blut erstickt die Lüge.

(Packt Davus heftig an.)

Davus
Bin ich denn Schuld? Er freit die Königstochter.

(Brutus verhüllt stumm sein Antlitz.)

Publius

Die Königstochter! läg' er tot im Feld!

Davus

Ein alter Glaube herrscht in meiner Heimat:
Daß jener, den des Schicksals Macht erhob,
Sein innig Liebstes bringen muß als Opfer.
Dadurch sei er den wandellosen Göttern
Der Unterwelt geweiht und wandellos
Verleihen sie das Glück auf dieses Pfand.

Brutus

Entlaß den Sklaven!

Publius

Wenn er von Tarquin
Bestellt nun käme, wenn aus eig'ner Rachsucht?
Er muß gesteh'n, wär's auf der Folter auch!

Davus

Unedel macht so schwache Hoffnung euch?

Publius

Und dich der Lohn zum Schelm! ergreifet ihn!

Davus

Ihr nennt mich Sklaven! Hätte wohl Tarquin
Der stolze einem Sklaven sich vertraut?
Gekommen wär' er selbst, zu weiden sich
An eurem Schmerz; — denkt nicht so klein von ihm,
Verbannt sogar zeigt er sich größer noch
Als du und der dort!

(Brutus erhebt sich.)

Brutus

Davus, du bist frei!
Als Römerbürger, als Vindicius
Trittst du in meines Heeres Reihen ein!

(Davus tritt zurück.)

Brutus

Noch lebt dein alter Vater Publius?

Publius

Ein armer blinder Greis; ich nähre ihn
Vom Teil der Beute, den das Kriegsgesetz
Im Feld mir zuerkannt.

Brutus

Da nährst du ihn
Mit deinem Blut.

Publius

So könnte man es deuten,
Weil manche Wunde ich dafür erhielt.

Brutus

Ich hatte Söhne!

Publius

Die hast du ja noch!

Brutus

Die Nacht ist kalt!

Publius

Die Nacht? Es dämmert erst,
Du redest irr! —

(Tullus.)

Tullus

Aus Vejis Tor zog eben

Von Reitern eine Schar, — ihr seht sie noch —
Jetzt schwinden sie im Duft des Abendrotes —
Sie wandten sich geduckt dem Hohlweg zu —
Dort gegen West!

Publius

Nach Rom!

Brutus

Tarquin, Tarquin!

Publius

Mit meinen Reitern hol' ich bald sie ein.

Brutus

Ich selber geh' nach Rom und werde dort
Die Hochzeitsfackel meinem Sohne tragen!

Publius

Er hüllt in düstres Schweigen sich und doch —
Von dem Entschlusse, den er grimmig rollt
Tief in der Seele, zeugt die bleiche Stirn.
Des Auges Blitz wie Glut am fernen Himmel
Bei dunkler Nacht, wie eine Stadt verbrennt.

(Ab mit Davus und Kriegern.)

Zweite Szene.

Tiefe Nacht. Rom. Straße mit einem Pfeiler in der Mitte. Aussicht auf das Thor. Die Verschworenen; dann Brutus mit den Legionen.

Marullus

Am Himmel stehen andre Sterne schon,
Die Mitternacht kann nicht mehr ferne sein.
Bereit ist alles, Mühe hat's gekostet

Geschirr und Krüge hin und her zu schleppen,
Zu winden Kränze für das Trinkgelage,
Die Musikanten schicklich zu verbergen;
Doch jetzt wär's Zeit! Heda, Aquilius!

(Aquilius tritt aus einem Hause.)

Aquilius

Du weckst die ganze Stadt!

Marullus

Sie haben Zeit,
Genug zu schlafen, wenn Tarquin regiert
Und du ihm hilfst.

(Ahala tritt auf.)

Aquilius

Ahala? du allein!

Ahala

Ich habe einen Knaben nur im Dienst.

Marullus

Jag' in den Harnisch deine Gläubiger
Und auf den Platz bringst du ein ganzes Heer.

Aquilius

Der Augur fehlt!

Marullus

Ich sah ihn kurz zuvor.
Er schaut zum Himmel auf; schnuppt sich ein Stern,
So murmelt er, als wär' es ihm nicht recht.

Aquilius

Wo hast du deine Leute?

Marullus

In der Küche.

Wo anders sonst? Das ist ihr rechter Platz!
Ich habe Köche, Kellner, Musikanten
In seltner Wahl; heut' sollst du sie erproben.
Denn öffnest du dem Könige das Tor,
So hab' ich festlich den Empfang bereitet.
Siehst du, wie hell es durch die Ritzen schimmert?
Die Säle sind beleuchtet und geschmückt,
Dort warten meine Diener auf die Gäste.

(Der Augur kommt.)

Augur

Die Stunde naht!

Augur

Das sagt uns jede Sanduhr.

Aquilius

Hast du bewaffnet deine Diener?

Augur

Nein!

Das Opfermesser, nicht das Schwert zu führen,
Ist ihre Hand gewohnt. Auf morgen schon —

Aquilius

Heut gilt's!

Augur

Sind sie bestellt von mir.

Aquilius

Wozu?

Augur

Ein festlich Opfer —

Aquilius

O das brauchen wir!

Ahala

Hast du's gehört?

Marullus

Ein Becher fiel vom Tisch.

Ahala

Es klang als wie ein Schild das Pflaster trifft.

Aquilius

Was, wo?

Ahala

Dort in der Eintracht Tempel.

Augur

Seht!

Ein gutes Zeichen, weil wir einig sind,
Gibt uns die Göttin.

(Titus bewaffnet mit andern.)

Titus

Ruhig ist die Stadt,
Wie du befohlen, alles angeordnet,
Ich machte rings die Runde noch.

Aquilius

Hab' Dank!

Aus meiner Seel schwindet nun die Sorge;
Gesichert sind wir; komme, was da will.
Du geh' ans Tor, ihr haltet euch noch stille!
Die Stunde naht, sie naht und Rom ist mein.

(Ahala geht zum Thore; die andern treten in das Haus nebenan.
Bald darauf kommt Marcus.)

Marcus

Der Platz noch leer, so hat zu früh die Sehnsucht
Mich hergeführt! Schwer liegt die Nacht auf Rom
Und trüber Schlaf hüllt alles ein. Mir ist
Als sollte jede Seele den Verrat,
Wie er jetzt durch die Gassen schreitet, ahnen,
Doch alles schweigt. —
Ihr Himmelslichter oben,
An die der Mensch so gerne sein Verhängnis
Mit eitlem Stolze knüpft, zum letztenmale
Strahlt ihr herab auf dieses freie Rom.
Und warum frei? — Bin ich's, sind's andere?
Geschehen soll, was doch geschehen muß!

(Ahala vom Tore her, laut rufend.)

Ahala

Sie kommen, hellauf loht die Fackel schon!

(Die andern stürzen hastig aus dem Hause. Bewaffnete Diener mit Fackeln.)

Aquilius

Hier Fackeln her!

Marullus

Fort Sklaven! macht
Die Läden an den Fenstern auf, daß hell
In alle Weiten schimmere das Licht!
Beginnt die Symphonie, bringt Kränze her;
Sei Aruns dieses heute dein Empfang.

(Die Häuser plötzlich erleuchtet.)

Aquilius

Die Republik ist tot; noch ist es Zeit,

Werft diese Säule um; es soll Tarquin
Einziehen über ihren Schutt.

Cominius

Der Konsul
Ließ heut erhöhen sie.

Marullus

Es soll ihr Schaft
So viel sein als ein Buch.

Ahala

In ehrnen Lettern
Trägt sie des Staats Gesetze ausgeprägt.

Cominius

Des Staats? deswegen drängte früh bis spät
Ein dichter Schwarm gemeinen Volks herum!

Aquilius

Stürzt sie, wie wir die Republik gestürzt.

Cominius

Ihr brecht sie nicht.

Ahala

Gieß Wein darauf, Marullus!
Dann schwankt sie bald.

Marullus

Sie weicht den Hebeln nur.

Aquilius

Hört ihr den Taktschritt von Tarquins Begleitern?

(Drei Schläge an das Tor.)

Ahala

Sie sind's, sie sind's!

Cominius

O laß dich küssen, Freund!

Augur

Die Götter mögen ihren Eintritt segnen.

Cominius

Im prächtigsten Geschmeid?

Titus

So lieb' ich es.
Ein süß Gefühl der Rache, wenn ich morgen
Vors Volks mit diesen Waffen wieder trete.

Ahala

Jetzt ist's vorbei!

Marullus

Nein, nein! Jetzt geht's erst an!

Aquilius

Ich bin am Ziel.

Servil

Hoch, dreimal hoch Tarquin!

(Das Tor fliegt auf. Brutus und die Legionen. Die Symphonie geht in den römischen Kriegsmarsch über.)

Brutus

Fesselt sie!

(Von allen Seiten Krieger. Während die Verschworenen ergriffen werden, fällt der Vorhang.

Fünfter Akt.

Erste Szene.

Halle im Hause des Brutus. Vorn quer durch die Bühne eine niedrige Terrasse; sie ist vom Hintergrunde durch ein Geländer getrennt und durch einen Vorhang abgeschlossen.

Brutus

Wie Meereshausen dröhnt des Volkes Tosen
Vom Marsfeld her; dort steht der Richterstuhl
Und jedes Auge sucht den Richter schon
Und harrt des Spruches, der aufs neue Rom
Vor Göttern und vor Menschen gründen soll.
Nicht zögern darf ich; wie ein matter Puls
Verrann im Stundenglas der letzte Sand.

(Senatoren treten ein.)

Senator I

Wir danken dir, daß du nicht kamst zu richten.

Senator II

Wir danken dir, daß Gnade du geschenkt.

Senator I

Schilt der und jener sie Verräter auch,
So laß sie schelten, liegt in deiner Hand
Doch alle Macht!

Senator II

Das Volk harrt auf den Herold,
Der mit dem Oelzweig die Verzeihung bringt.

Brutus

Kannst du es denken, Freund: es wird ein Frevler
Vor dich geschleppt. Sei er auch schlecht, er reicht
An uns'rer Söhne Schuld so wenig als
Das tiefste Meer dort zum Soraktegipfel.
Du sollst ihn richten; sprich das Urteil aus:
Errötend mußt du ihm zu Füßen fallen,
Ihn um Verzeihung bitten, daß der Liktor
Zu binden ihn gewagt. Und hat der Tod
Von deinem Richterstuhle dich gestoßen,
Soll ihn besteigen solch ein Sohn?? nein, nie!
Das wollt ihr nie!

Senator I

Wie schnell vergißt das Volk
Den Frevel, der im Vorsatz schon erstickte!

Brutus

Doch wie sich Glied an Glied zur Kette schlingt,
Die uns zum Abgrund durch die Schwere reißt,
So wirkt auch unser Spruch und bindet Rom.

Senator II

Was nützt die Welt uns, mordest du die Söhne.
Für welche wir zum Erbe sie erringen.

Brutus

Laßt uns zum Forum geh'n!

(Die Senatoren ab.)

(Zu einem Diener) Ruf' die Liktoren.

(Sabina tritt ein.)

Sabina

Die Senatoren schritten stumm hinaus

Und als ich fragte, sah mich einer an
So mitleidsvoll und traurig, daß die Angst
Des Todes bang erfüllte meine Brust. —
Du schweigst, o Brutus! Meine Söhne, — bleib'!
Ich fordre sie von dir.

Brutus

Nein, von den Göttern Roms.

Sabina

Weil ich so oft als Opfer sie geschmückt.
Für ihre Schlachten? — Kämen sie zurück
Tot auf dem Schild, ich säh' es trocknen Auges,
Wie ich sie trocknen Auges oft entsandt
Und ihnen selbst den Speer gereicht zum Kampf. —
Durch Henkers Hand! Mein Innerstes empört
Sich schauernd gegen dich.

Brutus

Und gegen Rom!

Sabina

Rom selber widerspricht dir, hört es stumm,
Gelähmt vom Grau'n, des Vaters schrecklich Urteil,
Der seine Söhne zum Schafott verdammt.
Du blickst hinaus ins Weite tränenlos,
Kalt deine Hand, — o damals war dein Auge
So finster nicht, als du zum Herd mich führtest
Und einer glanzerhellten Zukunft Bild
Mir vor die Seele zauberte dein Wort.
Du schweigst. — Ihr Götter, vor des Hauses Herd
Fleh' ich zu euch, wie ich für jede Freude,
Für meine Söhne euch gedankt auch hier!

Erweckt in seiner Brust Erinnerung
An jene Stunden, wo er dieses Haus
Als letzte Zukunft pries in einer Stadt,
In der Gewalt und List das Volk bezwang;
Weckt die Erinnerung an jene Stunde,
Als du den ersten Sohn von meinem Arm
Mit frohem Blicke hobst, — kannst du ihn jetzt
Dem Beile weih'n?

Brutus

Es trifft auch uns're Schuld.
Wir ließen sie in jene Königsburg,
Wo Stolz und Laster auf dem Throne prahlten,
Als Gäste zu den Festgelagen zieh'n —
Mit offnem Auge blind! — dort schlürften sie
Das Gift aus jedem Becher, jedem Blick
Und daß wir uns vertraut in unsern Kindern,
Bringt uns und ihnen jetzt den Untergang.

Sabina

Du kannst verzeih'n, du darfst! nicht sie allein
Befleckt die Schuld, Rom selber trug, — wie lang!
Des stolzen Ungeheuers hartes Joch,
Bis du die Schmach der Unterdrückung brachst.

Brutus

Die Römer waren Brutus' Söhne nicht.

Sabina

Sie frei zu sprechen, wag' ich selber nicht.
Nur bitten will ich, schenke Titus mir;
Kaum warf er noch des Knaben Spielzeug fort
Und soll jetzt sterben, eh' die volle Schwere

Der übereilten Tat er noch erwog.
O schenk' ihn mir!... doch halt, du tötest Marcus!
Weh' mir, mein eignes Wort verurteilt ihn,
Und doch ist er kaum schuldiger als Titus,
Den leichte Jugend blendete, wo ihm
Die Glut der Leidenschaft die Sinne band. —
Du darfst allein nicht richten! Hab' ich denn
Kein Recht als Mutter über meine Söhne?
Zählt nicht mein Wort beim Urteil auch?
Hab' ich
Geboren sie mit Schmerz, soll ich sie jetzt
Verlieren noch mit Schmerz?

Brutus

Duld' ich nicht auch?

Sabina

O Brutus! Sieh zu deinen Füßen mich:
Für Blut nimm Tränen, nimm für ihren Tod
Der Mutter Todesqual.

Brutus

Mein armes Weib!

Sabina

Nennst du mich arm? — Jawohl, wir waren reich,
Als uns're Söhne unser Alter schmückten.
Wir waren reich! — jetzt bin ich arm, allein...
Dir bleibt ja Rom, dies Rom, das bald vielleicht
Im Kampfe ihren Heldenarm vermißt
Und dir dann flucht, daß du sie hingeopfert,
Wenn an die Tore schlägt des Feindes Sturm.

Brutus

Nicht heut verloren wir die Söhne erst;
Die Stunde, wo sie jene finstre Tat
Beschlossen, reißt sie fort vom Hausaltar,
Fort in das Grab.

(Die Liktoren treten auf.)

Ich kehre bald zurück
Und dann laß trauern uns, daß Roms Geschick
An unserm Blute sich erfüllen mußte,
Laß beten uns, daß bald der Götter Schluß
Hinab uns sende zu des Lethe Strand.

(Ab mit den Liktoren.)

Sabina

O Brutus, — Vater! — Warum läßt du mich
Allein im tiefsten Leid? — Ihr Himmelsmächte
Ihr seid die letzte Zuflucht der Bedrängten,
Hemmt seinen Schritt, o hemmt das Richterbeil!

(Trompetenstoß hinter der Bühne.)

Vernimm dein Todesurteil, Mutterherz!

(Sie geht gegen den Hintergrund und sinkt auf die Knie.)

Ich kann nicht mehr, die Kniee sinken ein,
Die Arme nur vermag ich noch zu heben,
Gebet und Tränen send' ich durch die Wolken,
Erbarmet euch.

Volk

Fluch den Verrätern, Fluch!

(Sabina steht auf.)

Sabina

O undankbares Volk! Wie oft erhobt

Ihr beim Triumphe jauchzend sonst die Stimmen,
Wenn Marcus siegreich kehrte aus der Schlacht
Und ihr die Beute in die Häuser schlepptet,
Die er euch gab.

Volk

Fluch den Verrätern, Fluch!

(Sabina ist an das Geländer getreten, der Vorhang weicht nach beiden Seiten zurück und gestattet den Ausblick in den tiefen, rückwärts allmählich sich erhöhenden Grund des Forums. Im Vordergrund und zu beiden Seiten Volk. Im freien Mittelraum Brutus auf der sella curulis . . . Zur Rechten Publius und Krieger, zur Linken die Verschworenen vor einer Reihe von Bewaffneten. Auf einer Bühne rückwärts von der Säule das Schafott, der Liktor steht in ruhiger Haltung mit dem Beil daneben. Nach hinten bis zu den Mauern der Stadt und zwischen den Zinnen Volk.)

Publius

Vor dein Gericht stell' ich die Frevler hier,
Wie du befohlen, Konsul. Ihre Tat
Bedarf nicht des Beweises. Keiner leugnet.
Sprich nach dem Recht ihr Urteil!

Sabina

Meine Söhne!

Brutus

So vernehmt den Spruch,
Den das Gesetz auf ihre Häupter legt:
Dem Tod vervehmt ist jeder, der Tarquin
Und seinem Stamm zu öffnen strebt die Tore!
So lautet das Gesetz, das ihr beschloßt,
Als ihr dem Vaterlande Treue schwort.
Doch altes Recht, gebaut auf Vätersitte,

Verlangt zu hören die Beschuldigten.
Drum lade jeden vor den Richterstuhl.

Publius

Ahala!

Ahala

Nach dem Alphabet schulmäßig!
Fang an mit A, zum Z bringst du's wohl kaum!

Brutus

Hast du nur Torheit zur Verteidigung?

Ahala

Ich? — wohl! — Ich schlage dir ein Schnippchen heut!
Wir sind verurteilt, doch was liegt daran? —
Ein maulvoll Erde, dann ist es vorbei!
Im Grabe zwickt mich keine Gicht. Marullus,
Was siehst du bleich? diesmal hast du verspielt
Und deine Würfel waren stets gefälscht!
Laß sterben uns, so lustig wie wir lebten! —
Cominius, dich trifft's, du bist der Nächste,
Kalt ist des Beiles Kuß; du bist gewohnt,
Zu pflücken ihn von frischer Mädchenlippe, —
Doch nein, Aquilius steht voran, lebt wohl!
(Steigt mit Marullus, Cominius und anderen auf das Schafott und stellt sich hinter den Block.)

Publius

Aquilius!

Aquilius

An List und Hinterhalt
O Brutus übertiffst du mich, doch mehr
Hat noch das blinde Glück für dich getan,

Der Zufall, den du nicht berechnen konntest.
Du hast gesiegt, mir widerfährt mein Recht,
Doch freue dich, du Sieger, wenn du kannst.

(Steigt auf das Schafott.)

Publius

Der Augur.

Augur

Wagt ihr mich zu richten wohl?
Den Göttern nur bin ich verantwortlich,
Die mich zu ihrem Priester einst erkoren.

Brutus

Eh Priester noch, warst Bürger du von Rom.

Augur

Weit über niedres Erdenrecht hebt mich
Mein heilig Amt empor zu ihrem Thron!
Wer darf berühren mich? — Weh' ihm!
Weh über Rom, weh dreimal über Rom,
Weh über ungeborene Geschlechter
Und ihre Mütter, wenn ihr euch vergreift
An einem Haare meines Hauptes nur.
Nicht ihr habt hier zu richten über mich,
Der Priester richtet über diese Welt!

Brutus

So send' ich dich zur Unterwelt, dort sitzt
Ein Gott auf ehr'nem Richterstuhl; verdamm' er,
Zu Tantals Flammental auf ewig dich!

Publius

Marcus.

(Pause, das Volk murmelt, Sabina beugt sich angstvoll über die Brüstung.)

Brutus

O Sabina!

(Er lehnt sich verstummend in den Stuhl zurück.)

Marcus

Ich selber trete vor
Und bitte um das Todesurteil dich. —
Ich will es selbst! — Was weinst du, teurer Vater?
Laß uns versöhnen Rom vor diesem Altar
Und durch das Opfer tilgen unsre Schuld.

(Brutus steigt von der sella curulis nieder und umarmt ihn und Titus.)

Brutus

Mit diesem Abschiedskusse weih' ich dich
Und deinen Bruder einem heiligen Tod.
Habt ihr gefrevelt, euer eigner Wille
Macht euch jetzt rein und für das Vaterland...
Ihr beide sterbt jetzt für das Vaterland!

(Marcus die Arme gegen Sabina hebend.)

Marcus

Leb' wohl, o Mutter, und verzeih' uns noch,
Was wir gesündiget an deiner Liebe!
Zum Herd des Hauses, welchen wir entweiht,
Tritt hin für uns und leg' den Oelzweig nieder.

(Titus bei der Hand ergreifend.)

Folg' mutig mir, laß sterben uns als Römer!

(Er steigt mit ihm auf das Schafott.)

So sei gesegnet, hehre Stadt! Ich schaue
Zum letztenmal auf deine sieben Hügel;
Aus unsrem Blute wird der Lorbeer sprossen

Und krönen Rom zur Herrscherin der Welt!

(Er kniet nieder und legt das Haupt auf den Block. Während der Henker das Beil hebt, verhüllt Brutus das Antlitz, Sabina sinkt auf die Brüstung nieder, die Szene verwandelt sich.)

Zweite Szene.

Halle zu Veji. Tarquin mit der Krone, im königlichen Purpurmantel. Aruns.

Aruns

Verfolgt, gejagt, gehetzt von allen Seiten,
Entronnen kaum Gefangenschaft und Tod!
Sie sollen uns doch nicht entmutigt seh'n!
Haß gegen Haß! Fluch gegen Fluch!
Was wir versuchen, mögen sie's zerstören;
Sie reiben sich mit uns zugleich nur auf.
Wer immer wagt, gewinnt am Ende doch!
Gut ist zum Angriff die Gelegenheit,
So besser, weil sie schwerlich ihn erwarten,
Denn die Verschwornen kämpfen jetzt zu Rom
Für Leib und Leben, oder wenn sie feig
Sich fangen ließen, herrscht Verwirrung doch,
Und Brutus selbst, ins tiefste Herz getroffen,
Denkt an die Söhne mehr noch als an Rom.
Meinst du nicht auch? Wir dürfen hoffen jetzt
Und darum sei's gewagt.

Tarquin

Zum letztenmal!
Die Siege nicht, die Rom uns abgerungen
Erfüllen meine Brust so tief mit Schmerz;
Denn lohnt' es, wäre Rom nicht eben Rom,

Um Kindertand zu greifen an das Schwert? —
Nicht diese Siege; doch gesteh'n muß ich,
Es bleibt uns nichts mehr übrig zu beginnen
Und ob wir hoffen dürfen, zeigt sich bald.

Aruns

Beugt dich der Kampf der letzten Nacht so tief?
Nenn's Glück, daß ihren Reitern wir entgingen!
Verloren ist zwar viel, doch zu gewinnen
Bleibt alles noch.

Tarquin

Als die Sibylla einst
Mir jene Schicksalsbücher bot zum Kauf,
Wies ich sie fort. Was sollten sie die Götter
Besuchen in der Grotte, wenn sie nicht
Sich meldeten in meiner Königshalle?
Sie aber hob den Arm, mit einemmale
Sah ich, als schwänd' vor meinem Blick der Nebel,
Die Geister Roms. Sie schwebten auf und nieder
Am Kapitol in dunkeln Wetterwolken;
In ihrer Mitte, stolz und feuerhell,
Erhob der Schutzgeist uns'res Hauses sich.
Ich wandte mich entzückt zur Seherin;
Sie aber hatte schweigend mich verlassen;
Doch aufgeschlagen lag vor mir das Buch.
Ich las mit Hast: „Tarquin, vernimm! es flieht
Dein Genius aus jener Geister Mitte,
Die Rom beherrschen, und du fliehst mit ihm!
Zwar vieles wirst du wagen, wenn jedoch
Der Tor, der aus dem Tore Roms dich trieb,
Vor seinem Tode zweifach starb für Rom,

Dann wird er sein den Göttern gleich an Ehre,
Und gegen Rom kämpfst du zum letztenmal." —
Empört warf ich das Buch zum Boden hin
Und sann auf Rache für das Gaukelspiel.
Jetzt tritt mir vor die Seele dieser Spruch
Und ahnend fürcht' ich seinen Doppelsinn:
Den Tod von Brutus' Söhnen kündet er!
Die letzte Schlacht ist's, die wir heute schlagen,
Zum letztenmal leg' ich den Purpur an,
Zum letztenmal trag' ich das Diadem.
Als König hab' ich stets gelebt, als König!
So will ich's sein zum letzten Atemzug,
Als König schreit' ich durch des Orkus Tor
Und die im Leben mir gehorcht, sie haben
Es unten nicht vergessen, daß ich einst
Ihr König war, dort oben wird es Rom
Erzählen noch dem künftigen Geschlecht.
Dir bleibt die Jugend, und die Jugend hat
Die Zeit vor sich und in der Zeit die Hoffnung:
Verlaß Italien mit den Genossen,
Leicht gründest du den Thron im fremden Land,
Daß unser Haus stets Rom wie ein Komet
Von fern bedroh', bis sich das Schicksal ändert
Und es zurückführt an den Tiberstrand.

Aruns

Italien verlass' ich nie. Ich strecke
Mit Riesenkraft die Arme aus nach Rom;
Sind sie mir abgehau'n, dann will ich noch
Es fassen mit den Zähnen. — Nein, nein, nein!
Die letzte Schlacht? — Und ist's die letzte, gut!

So wünsch' ich nur, es sei das Märchen wahr:
Daß nach dem Tod die Seele jenseits lebe
Und wiederkehre; ja, dort wollt ich dann
Als Dämon schwarz vor Brutus' Lager treten,
Ihn zur Verzweiflung treiben, bis er sich,
Um zu entgeh'n den Qualen, selber trifft.
Jetzt laß uns eilen, ehe noch der Funke
Von Tapferkeit, den ich bei diesen Vejern
Mit Müh' geweckt, erlischt.

[Augusta gefolgt von Sklavinnen mit Opfergerät.)

Tarquin

Augusta!

Aruns

Nimm Pfeil und Bogen statt der Opferschale,
Die Schlacht beginnt!

Augusta

Du stehst gerüstet schon?

Aruns

So trüb der Blick, der hell und glänzend sonst
Dem Sturm der Schlacht entgegen sah, das könnte
Mir einen Schatten in die Seele werfen!
Laß mit dem Opferrauch das Truggebild
Der Nacht entflieh'n.

Augusta

Das Zwielicht glänzte schon.
Als wir vor Publius nach Veji floh'n.
Ich setzte mich ermüdet auf das Lager,
Bis Schmerz und Sorge mir die Augen schloß.
Was mich umgab, verschwamm in trübem Nebel;

Da fand ich mich, — nicht war's ein Traum wie sonst, —
Nein, deutlich, wie ich euch hier seh' und höre, —
Mit Marcus im geschmückten Brautgemach,
Er schwur mir Liebe, plötzlich ward er bleich,
Er zitterte, und auf den Boden rollte
Sein blutbespritztes Haupt. Ich hob es auf,
Ich wollt' es küssen; aus den Lippen fuhr
Es wie ein Sturm und trieb mich durch die Wogen
Der wilden Schlacht, bis kalt mein Herz erstarrte
Und ich als Tote bei dem Toten lag.

Aruns

Ein Traum, und die Sibylla, was gilt mehr?
Am meisten wohl Atellius, den wir
Um sich're Botschaft abgesandt.

(Atellius tritt auf.)

Augusta

Die Haare wild verwirrt, das Auge weit,
Als hätt' er dort Entsetzliches geschaut!

Atellius

Schickt mich nicht mehr; ich habe viel geseh'n
In Schlacht und Sturm, und kaum gezuckt dabei, —
Zu Rom, da graute mir; ich mußt' es greifen
Und griff ins Blut, das vom Schafotte rann.

Aruns

Besinne dich.

Atellius

Ihr kennt die Luke kaum,
Wo von der Mauer hängt der Feigenbaum;

Ich klomm hinauf und schlich zum Marsfeld hin.
Es stand das Volk gedrängt, daß keine Nadel
Gefallen wär', und wäre sie gefallen,
Man hätt' es leicht gehört; sie waren stumm
Und schauten lang empor, wo Brutus saß.
Er sprach das Urteil. Den Verschwornen,
Den Söhnen auch! — als es vollzogen ward, —
Verhüllt' er das Gesicht und sank zurück;
Ein Wonnelaut ist jeder Seufzer, der
Sich durch die Nacht der Hölle ringt, so hell
Wie schneidend Erz drang es durch seine Lippen.

Aruns

Ich glaub' es nicht!

Tarquin

Ich denke der Sibylla!

(Augusta ab.)

Aruns

O Schwester! — Aus der Wange wich das Blut,
Ihr Auge rollt, als wirble sie der Wahnsinn
Nach Rom zu seinem Grab; verlaßt sie nicht!
Ich bahne dir mit diesem Schwert den Weg!

(Alle ab.)

Dritte Szene.

Das römische Lager. Im Vordergrunde schließt ein Zelt den Raum. Brutus, Publius, Caeso, Tullus, Vindicius.

Publius

Wie du befohlen, steht es aufgesetzt:

„Es ist zum Kriegsdienst jeglicher verpflichtet
Sogar der Witwe Sohn.“

Brutus

Das sagt' ich nicht.

Publius

Ich zweifelte beim Schreiben, doch du sprachest:
Auf jedes Leben steht dem Vaterland
Der Anspruch frei.

Brutus

Wie alt ist der Entwurf?

Publius

Nur eine Woche.

Brutus

Aendern wir es ab:
Die Witwe mag behalten ihren Sohn!

(Caeso tritt auf.)

Caeso

Der Feind ist aufgestellt, es schreitet Aruns
Mit lautem Ruf' schon durch die Reihen hin
Und treibt sie trotzig gegen uns.

Brutus

So wird es
Ein schwerer Kampf, weil es das Letzte gilt.

(Trompeten.)

(Tullus hastig.)

Tullus

Zum Wall! zum Wall! die ersten Wachen sind
Geschlagen schon, die andern im Gedränge.

Dringt ihr die Flut der Vejer nach; das ist
Nicht Menschenkraft, was sie emporgetragen.

(Vindicius stürzt herein.)

Vindicius

O Brutus, Publius —

Brutus

Er hat gesiegt?

Vindicius

Vergebens stemmt' er sich, sein Helmbusch sank
Und d'rüber rast die Flucht wie ein Orkan.
Denn wider uns kämpft eine Eumenide
Hoch wie der längste Speer. Vernichtend dringt
Aus ihrem Munde Feuerqualm und Rauch.

Brutus

Sah's eure Furcht? — Für diesen König kämpft
Kein Gott mehr! Und für ihn genügen wir.

(Alle ab.)

Während einer kriegerischen Musik wird das Zelt weggeschoben, so daß die Bühne und der Hintergrund frei ist. Freier Platz zwischen den Zelten des römischen Lagers. Aruns, Vejer, dann Atellius und Augusta mit Kriegern später Brutus, Tullus und Römer. Tarquin, Mamilius, Vejer.

Aruns

Die Rache blüht, drängt auf der Ferse nach,
Daß sie verzweifelnd zwischen Schwert und Flamme
Nicht mehr entflieh'n, gönnt ihnen keine Rast!

(Trauermarsch. Als er abgehen will, tritt ihm Atellius mit einer Schar Krieger entgegen. Sie tragen auf den Lanzenschäften die verwundete Augusta in den Vordergrund).

Sie griffen an, und nah und näher wogt
Hierher die Flucht.

Brutus

Ihr warft sie nicht zurück?

Tullus

Hört ihr der Vejer wilden Siegeslärm?

Publius

Der Vejer?

Brutus

Sollte heut' uns jener Feind,
Der jeden Tag den Göttern dankt, wo er
Nicht fechten darf —

Publius

Ich will es selber seh'n! (Ab.)

Tullus

Voran den Vejern stürmt im weißen Kleid
Ein Frauenbild. Das dunkle Auge glüht
Im bleichen Antlitz, unverwandten Blicks
Als säh' sie nur das Ziel, nicht die Gefahr.
Wie eine Rachegöttin, atemlos
Drängt sie auf uns. Weg flogen Schild und Schwert,
Gleich einer Memme floh, wer sie geseh'n.
So stürzt sie fort, der Graben hemmt sie nicht,
Es sinkt der Wall, die Palissade fällt,
Mit einemmale steht sie auf der Höhe
Und weithin flattert ihr Gewand im Wind
Wie eine Fahne. Massenhaft und breit

Aruns

Augusta!

Atellius

Sie lag hingestreckt am Boden
Die Brust vom Speer durchbohrt. Zerstreut im Lager
War rings der Vejer Schar, die ihr gefolgt
Und plünderte.

Aruns

So treffe sie der Römer!
Das Leben ausgelöscht! Da hilft kein Arzt,
Das kenn' ich gut! — O meine Schwester! — still
Sie atmet noch, sie schlägt die Augen auf!

(Augusta richtet sich langsam auf.)

Augusta

Stütz' mir das Haupt! du weinst? Auch Aruns ist
Nicht Aruns mehr! So weih'n die Götter uns
Zum Untergang. Leb' wohl! noch einen Blick! —
Auf ewig wohl! Du goldnes Sonnenlicht
Willst du mir leuchten noch am Hochzeitstag,
Warum verglimmst du heut vor Abend schon!

(Stirbt).

Aruns

Deckt sie mit euren Schilden, bis wir Lorbeer
Auf ihre Bahre streu'n. O meine Schwester!
Ich will dich rächen, ist's das Letzte doch,
Was dir des Bruders Arm gewähren kann!

(Brutus dringt mit den Römern heran.)

Aruns

Zu dieser Leiche, Brutus, ruf' ich dich,
Zum Totenopfer ruf' ich dich!

Du magst es in der Unterwelt noch rühmen,
Daß deinen Staub ich diesem Staube mische.
Zum Kampf! zum Kampf! dann weih' ich dieses
Schwert
Im schwersten Fluch mit deinem Blut der Hölle. —

Brutus

Ich rufe gegen dich die Götter Roms. —

(Sie fechten.)

Aruns

Daß sie mit dir es in den Abgrund schleudern!

Brutus

Auf deines Stammes Grab es zu erhöh'n!

(Verwunden sich gegenseitig. Aruns fällt.)

Brutus

Rom ist gerettet!

Aruns

Laß Atellius
Den Klumpen hier, der Aruns einst geheißen!
Such' meinen Vater, daß nicht Publius
Zum Kapitol ihn im Triumphe schleppe
Und ihm der Pöbel in das Antlitz spuckt.
Mein Blut genügt! Wie grau wird diese Welt!
Auch Brutus sinkt — das Narrenspiel ist aus.

(Stirbt.)

Brutus

So niedrig jetzt, was kurz zuvor so hoch,
So winzig an dem Tor der Ewigkeit!
Und doch war schlecht und eitel nicht mein Tun,
Daß ich mich ruhig vor die Richter wage

Am Acheron! Ich hör' ihn rauschen schon,
Der Söhne Stimmen, seh'n kann ich nicht mehr, —
Sie sind entsühnt! Nun laßt mich ruh'n bei euch!

(Stirbt.)

Publius mit Kriegern; diese wollen angreifen, er hält sie mit seinem Speer zurück.

Publius

Senkt eure Waffen, aus den Wolken griff
Die Hand der Götter und sie hat — gerichtet!
Wo alle Macht der Welt sich beugen muß,
Wär's Frevel, zu erheben noch ein Schwert.

(Tarquin mit Kriegern.)

Tarquin

Aruns! — Aruns! tot? — tot? —
Aus seiner Wunde fließt kein Blut mehr! Ha!
Wer so getroffen ward, der reicht dem Vater
Nicht mehr die Hand! — Augusta tot!
Auch Brutus tot! — Faßt dieser enge Raum
Von wenig Schritten so viel Haß und Liebe?
Ist's Torheit nicht, nicht Wahnsinn, daß ich atme, —
Ein Traum, wie ihn nur die Verdammten träumen? —
Halt, halt! — wenn ich die Augen decke, — nein!
Weit offen sehen sie nur Leichen hier,
Nur Leichen hier, und ich erstarre nicht
Zu Stein hier am Medusenblick des Todes!
Warum erhärtet nicht mein Herz zugleich
Wie dieser Panzer, der es fest umschließt?
Ihr habt zerstört, ihr Götter! Kraft und Schönheit
Und lacht der Opfer, die wir euch gebracht!
Rollt eure Donner, daß zu Staub ich sinke

Und Nacht den Geist für ewig mir umhülle!
Doch beten? — Nicht einmal den Tod schenkt ihr,
Wenn ihn ein Armer sehnend sich erfleht.
So wend' ich mich zuletzt an euch, ihr Römer:
Ist keiner hier, dem ich den Vater schlug,
Den Bruder würgte, dessen Weib und Kinder
Ich ohne Gnade trieb vom Herd des Hauses? — —
Er trete vor — hier, hier! — durchbohre mich
Und jauchze dann: Vergolten hab' ich ihm!
Ihr schweigt, ihr starrt auf mich, — es ist vorbei! ...
Als Bahrtuch leg' ich diesen Purpurmantel,
Der nur zum Hohn noch diese Schultern deckt,
Auf ihre Gräber hin; — fort, goldner Reif,
Zerbrochen werf' ich ihn vor eure Füße, —
Hier herrscht nur noch des Todes Majestät!
O Publius, wild bist du zwar, doch edel,
Drum beugt Tarquin besiegt vor dir das Haupt,
Vor dessen Winke Rom im Staube lag, —
Um eine Schaufel Erde bittet er
Für diese Leichen; — schweigend nickst du ja! —
So ist's vorbei! — Gebrochen liegt der Speer
In meines Arms Hand; — ein Pilgerstab,
Auf den sich schwankend stützt ein schwacher Greis
Von Stadt zu Stadt; der letzte König Roms!

Publius

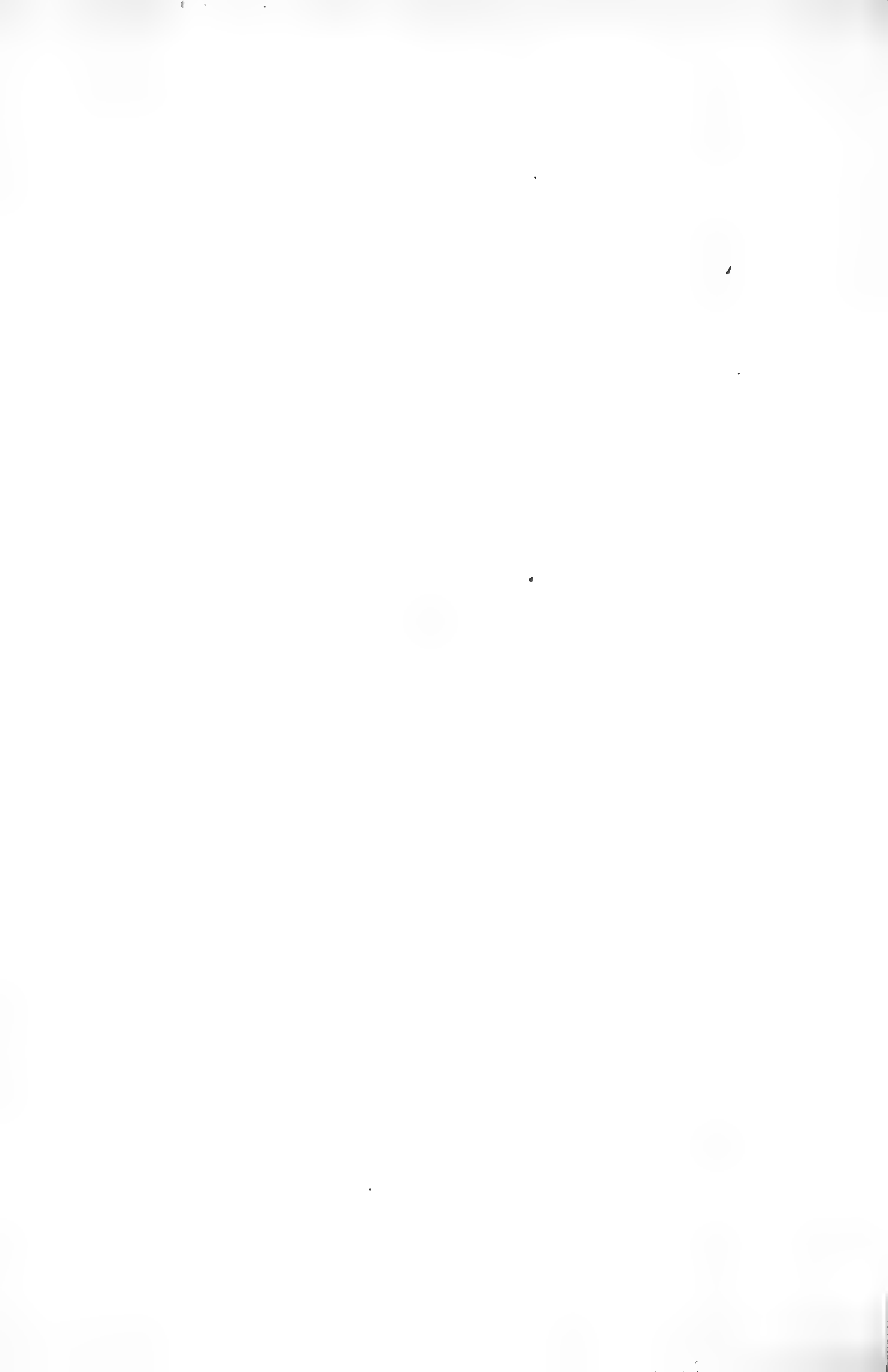
Du hobst dich über Menschen stolz empor,
Der Götter heiliger Zorn hat dich zermalmt!



Rodrigo

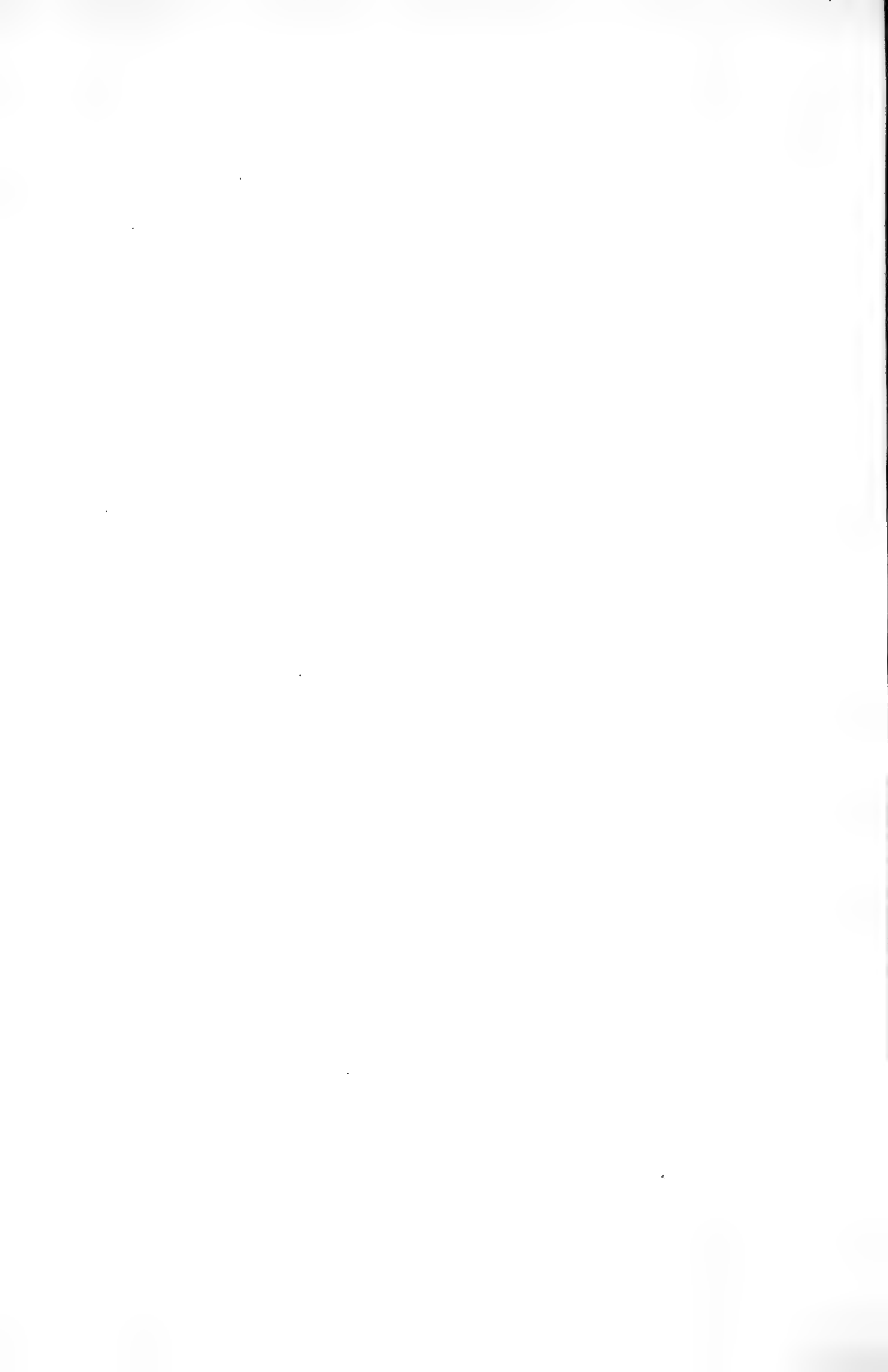
Trauerspiel in fünf Akten

Zweite Auflage



Meinem Freunde

Sebastian Ruf.



Vorrede.

Die Beobachtung der Bühne hatte mir bald die Ueberzeugung aufgedrängt, daß meine Tarquinier, wenn auch für das Theater berechnet, doch über die Kräfte einer kleinen und wenig geübten Truppe gehen. Diese Erkenntnis benutzte ich bei Ausarbeitung des Rodrigo, von dem der erste Entwurf noch aus dem Jahre 1845 vorlag. Ich beschränkte mich auf den engsten Raum und hatte die Genugtuung, dieses Drama zu Innsbruck 1862 mit großem Erfolg aufgeführt zu sehen. Die hier gemachten Erfahrungen verwertete ich für die neue Auflage; ich denke, sie soll die Zustimmung jener Leser erhalten, welche dieses Drama bei seinem Erscheinen freundlicher Beachtung gewürdigt.

Innsbruck, 15. Jänner 1866.

Adolf Pichler

Personen:

Rodrigo, König der Gothen.
Pelajo, sein Feldherr.
Alfonso, Sohn des ermordeten Königs Wittich.
Don Diego.
Don Armand.
Graf Julian.
Cava, seine Tochter.
Der Mönch von Montserrat.
Der Alcade von Xeres.
Musa, Fürst der Mauren.
Tarik sein Feldherr.
Horeira, Emir der Beduinen.
Suleika, seine Tochter.
Der Schiffsmeister.
Seine Gesellen.
Ritter.
Mauren.

Erster Akt

(Nacht. Terrasse, von welcher breite Stufen niederführen. Im Vordergrunde Don Diego und Armand.)

Diego

Wie lange hält der König hier schon Hof?

Armand

Vier Monate.

Diego

Es reiht sich Fest an Fest.

Armand

So lang noch Spanien schöne Frauen hat,
Fliegt auch sein Herz, ein Spielball, hin und her,
Und im Genuß vergißt er den Genuß.
Jetzt ist es Cava, die aus seinem Mund
Die eitlen Schwüre heißer Liebe hört.

Diego

Schon sieht das Volk auf ihrem Haupt die Krone.

Armand

Warum auch nicht? Wer darf mit ihrem Vater
Sich messen hier an altem Glanz des Hauses,
An eigenem Verdienst? So ruhmvoll er,
So reich an Schönheit ist die holde Tochter,
Daß sich gar wohl ein König beugen darf
Um ihre Hand. — Er hat sich tief gebeugt,
So tief, als wollt' er ihr zu Füßen legen

Das Diadem; doch konnt' er nicht so tief
Sich beugen, wie zum Himmel ihn erhob
Bald ihre Liebe. — Lang schon hält sie ihn
Und wähnt daher für immer ihn gebunden;
Doch nur Geduld! zu lange währt es schon
Und um so rascher rückt das Ende an.
Mag ihr die Liebe sein des Lebens Leben,
Für ihn bleibt sie ein Spiel.

Diego

Indeß sein Heer
Am Tor des Reiches wacht, treu wie ein Hund,
Und auch verachtet so! Er schwelgt und schwelgt
Uneingedenk, daß er den Thron bestieg,
Den einst die Gothen auf dem Schutte Rom's
Des weltbeherrschenden machtvoll erbaut.

Armand

Nicht lange ist's, da trat ein greiser Sänger,
Den hoch des Volkes Mund erhebt, vor ihn;
Er sang von Dietrich und den Drachenkämpfen,
Von Etzels Hof, vom alten Hildebrand,
Der in die Heimat kehrend mit dem Sohn
Erst ringen mußte, — sang von all den Helden,
Die stolz der Gothe zu den Ahnen zählt, —
Doch jener winkte lächelnd mit der Hand:
„Was rufst du Schatten aus zerfallnen Gräbern,
Wo Rosen blüh'n und duftend lockt der Wein,
Den uns in Gold die schönsten Frauen reichen!"
Das Angedenken jener großen Zeit —
Er fei'rt es so!

Diego

Wohl könnt' der Sänger ihm
Die eig'nen Taten in's Gedächtnis rufen!
Vor Tanger war's in einem Palmenhaine,
Wo er, wenn hoch am Himmel stand die Sonne
Im klaren Bache gern die Glieder wusch.
Da wollte ihm der Feind das Bad gesegnen,
Doch aus der Flut springt er, — nicht blieb ihm Zeit
Das Schwert zu ziehen, — mit der Scheide schlägt
Er's einem Reiter kräftig an den Kopf,
Daß er vom Pferde taumelnd niedersinkt.
Da wagt sich keiner mehr heran; den Toten
Nimmt er zum Schilde wider Pfeil und Lanze.
Als wir im Sturm genaht, schwingt er sich lachend
Auf's erste beste Roß und weit voran
Sprengt er den Mauren nach; noch mancher Sattel
Wird leer vor ihm. Am nächsten Morgen schon
Erstürmen Tanger wir. Was er als Feldherr dort
Gewann, hat er als König nicht vermehrt.
Statt Burgen nimmt er buhlend Küsse jetzt
Auf weichem Lager ihr zur Seite ruhend,
O wär' es Cava nicht! Mein edler Freund
Pelajo kämpft im Feld, doch seine Braut! —
Ich mag's nicht denken! —

Armand

Was ihr überall
Von Bänkelsängern auf der Straße hört?

Diego

Und ohne Hilfe läßt er ihn beim Kampf
Vor Ceuta's Wall den Mauren preisgegeben,

Zum Tode ausgesetzt! So oft ich von
Des Heeres Not auch nur ein Wörtlein sage,
Zieht er die Stirn in Falten und verschiebt
Das wichtigste von Tag zu Tag.

Armand

Seid ihr
Zu seinem Feste nicht geladen?

Diego

Ja!
Ich wollt' es schlügen Flammen aus dem Becher,
Den er mir scherzend darreicht zum Bescheid.

Armand

Erwartet andres nicht!

Diego

Er spottet nur
Des Sarazenen, weil er siegreich ihn
Zu Boden warf. Allein der Feind sprang auf
Mit neuer Wut und während uns're Waffen
Der Trägheit Rost zerfraß, hat jener sich
Im tausendfachen Kampf gestählt. Wohl kann
Den Frieden weise Vorsicht uns erhalten,
Doch nicht Vermessenheit. Ihn weckt vielleicht
Zu bald des Sarazenen Schlachtgeschrei.

Armand

Was kümmert's ihn! des Paradieses Wonnen
Vergönnt er ihnen, wie's der Koran malt;
Er stört sie nicht.

Diego
Sie rüsten sich zum Krieg.

Armand
Wir wenden unsre Kraft weit besser an.
Schwer ist der Helm, er hat ihn umgekehrt,
Und leicht hebt er als vollen Becher ihn;
Was soll ein Schwert? — in lieblicher Verwandlung
Trägt er's als Kerze bei dem Abendtanz;
Der Harnisch drückt die weichen Glieder nur,
Um die sich besser faltenreich ein Kleid
Von Seide bläht. — Ihr seht, das kostet viel.

Diego
Wohl noch ein Königreich, — wenn nicht das Volk
Auf seinen Ruf zum Kriege sich erhebt.

Armand
Das Volk? — Lud er's einmal auf seine Burg
Zum Freudenfest, wo tolle Schwelgerei
Der Armut Schweiß verpraßte! — Nein! es stand
Ein armer Lazarus am Tor zu betteln
Und ward verworfen! — Soll es jetzt ihn hören?
Mit Murren lenkt der Ackersmann durch's Feld
Den trägen Pflug; denn ihm reift keine Frucht;
Schwer grollt der Bürger, dem des Fleißes Lohn
In müder Hand zerrinnt, sieht er den König,
Der auf den Knieen, wie ein Indersklave,
Das schönste ihr, was Erde, Meer und Himmel
Im weiten Reiche beut, zu Füßen legt.
Wie vor dem Sturm der Ozean sich kräuselt
Grollt Mißbehagen dumpf im ganzen Land.

Jetzt denkt man wieder des erschlagnen Königs:
Was gut an ihm, weckt die Erinnerung
Vom Grabe auf, doch seine Schwächen birgt
Die Schmach der Gegenwart. — Der arme König!
So murmeln sie Rodrigo's Hand verwünschend,
Der ihn auf seinem Throne niederstieß.
Wer eine solche Schreckenstat vollbracht,
Muß ohne Rücksicht nur durch Schrecken herrschen;
Wenn dieses nicht, verhüll' er wie August
Durch göttergleiche Tugenden die Stufen,
Die blutbespritzt ihm auf den Thron geholfen,
Dem Fluch der Mitwelt.

Diego

Euer Wort bestätigt,
Was mir der kurze Aufenthalt gezeigt.
Es murrt das Volk, doch hinter seinem Rücken,
Es ballt die Faust, wenn er zur Seite schaut,
Doch keiner tritt vor ihn entschlossen hin,
Denn leichter wird ein Aufruhr oft gewagt
Als Stirne gegen Stirn ein freies Wort.
Der Adel schwelgt am Hof, die Edeln zogen
Verstimmt in's Feld; wohin soll es noch kommen?
Ein Volk, das eines Königs Frevel duldet
In feiger Zagheit und ihm mutig nicht
Entgegenhält den Erzschild des Gesetzes, —
Mitschuldig wird es selbst an jedem Frevel
Und reif zur Strafe, bis es sich ermannt.

Armand

Vernahmt ihr schon vom Mönch auf Montserrat?
Allüberall durch Städte und durch Dörfer

Schleicht er im schwarzen Trauerkleide hin,
Das Antlitz fahl und flammenhell das Auge
In dunkler Höhle, grüßt er, wer ihm naht
Mit düstrem Anruf, mit Memento mori!

Diego

Ich hab's gehört.

Armand

D'rauf spricht er von Gesichten,
Daß wild sich sträubt das Haar der Horchenden:
Von jenem Mahl zu Babel, wo die Hand
Des fremden Gottes an die Mauer schrieb; —
Der König fiel, in wüste Trümmer stürzte
Die stolze Burg, der Tempel hehrer Bau,
Und was vom Volke übrig blieb, das mußte
Mit Knirschen sich dem Joch der Knechtung fügen.

Diego

Vernahm's Rodrigo?

Armand

Nein!

Diego

Ihr sollt's ihm künden.

Armand

Werft einen Stein in's Wasser, Kreise zieht
Rings die Erschütt'rung, hat sie aufgehört,
Liegt auch die Fläche wieder ruhig, — nur
Der Stein versank.

Diego

Graf Julian!

(Julian mit der verschleierten Suleika.

Armand

Willkommen hier! was bringt ihr von Pelajo!

Julian

Euch eine Frage: Warum zögert ihr
So lang bei Hofe, während er zum Kampf
Nicht einen Arm entbehren kann, auf euch
Mit Sehnsucht harrt?

Diego

So droht Gefahr?

Julian

Ich muß
Zum König jetzt, läg er im tiefsten Schlaf.

Armand

O nein, er wacht.

Julian

So hat er Nachricht schon
Und sitzt im Rate?

Armand

Nein, er sitzt beim Wein.

Julian

Führt mich zu ihm.

Armand

Von dort könnt' ihr ihn sehen.

(Julian steigt ein Paar Stufen empor.)

Julian

Es blenden tausend Lichter mich; — er ist's!

Ein Feenreich von Pracht und Herrlichkeit
Umfließt ihn hell, ha dazu hat er Zeit!
Mit Purpursammt umhüllt er seine Brust,
Wenn uns're Panzer rotes Blut bespritzt;
Und meine Tochter! er reicht ihr die Hand —
Was soll der sanfte Flötenton, der buhlend
Sich in die Luft verliert?

Armand

Sie brechen auf.

Diego

Gehört das Mädchen euch?

Armand

Stumm neigt sie sich!

Diego

Wollt ihr sie an den Hof Rodrigo's bringen?

Armand

Dann seid ihr seiner Gnade wohl empfohlen!

Diego

Er naht.

Julian

Ich sprech' ihn an.

Diego

Geduldet, bis
Der bunte Schwarm des Hofes sich zerstreut.

Armand

Geduldet, ja! Weit besser ist's, ihr seht
Zuvor mit eignen Augen, eh' ihr sprecht!

(Sie treten zurück.)

(Der König mit Cava. Während des folgenden Gesprächs steigen sie langsam über die Stufen herab, oben erscheinen allmählich Pagen mit Fackeln und das Gefolge von Rittern und Damen.)

Rodrigo

Dem Sterne dort, der tief nach Westen neigt,
Muß ich wohl glauben, daß die Mitternacht
Vorüber schon.

Cava

So laß uns scheiden jetzt!

Rodrigo

Und warum scheiden? Soll dein schönes Bild
Mir flüchtig winken nur im Traum?

Cava

Rodrigo!

Rodrigo

Soll ich die Hand vergebens nach dir strecken? —
Du bist mir fern und nur die Finsternis
Legt öd und düster sich an meine Brust.

Cava

Wie gerne wär' ich durch die Gänge dort
Mit dir gewandelt, wo des Weinstocks Blüte
Im trauten Schatten heimlich haucht den Duft.
Wenn dich des Hofes lauter Schwall umgibt,
Dann kommt mir immer vor, du seiest weit —
Ja weit von mir, ob du auch nahe bist!

Rodrigo

War's jene Laube nicht von Rosmarin?
Die Sterne schimmerten so klar wie heut'

Durch's dunkle Blau, es riß sich da und dort
Vom lichten Reigen einer los und sank,
Als wollt' er sehnsuchtsvoll im tiefen Meer,
Das wie ein zweiter Himmel feierlich
Und ernst vor uns sich dehnte, ewig ruhen.
Die Mandolin glitt von deinem Schoß
Ich schlang den Arm —

Cava

O still, ich bitte dich!

Rodrigo

Ich werde einen Zweig von Rosmarin
Am Helme tragen beim Turnier.

Cava

Turnier?
Umschling mit einem Lorbeerzweig ihn lieber,
Den ich dir biete, kehrst du aus der Schlacht.

Rodrigo

Du meinst, ich solle Mohrenschädel spalten,
Weil ich es einst getan? — Der Sarazene
Hat schwerlich schon vergessen, wie ich ihn
Zurück in seine Wüste warf. Es übt
Im leichten Krieg an unsern Grenzen sich
Der jungen Ritter Schar, mehr braucht es nicht.
An Spanien wagt der Maure nie zu denken,
Und sollt' ich Afrika entreißen ihm,
Ich gäbe keinen Becher Wein dafür,
Du würdest schwerlich einen Kuß mir spenden,
Brächt' ich dir eine Handvoll gelben Sand
Als Beute aus der öden Sahara.

Laß im Turnier die Kräfte mich erproben,
Wo Spaniens kühnste Ritter sich versammeln.
Von diesen einen zu besiegen gilt
An Ehre mehr als tausend braune Mauren.
Für dich leg' ich die Lanze ein, du sollst
Des Festes Königin vor allen sein.
Vom gold'nen Baldachine überwölbt,
Im gold'nen Schmuck teilst du die Preise aus.
Den Siegern dieses frohen Tags. — Du schweigst?
Warum entziehst du mir die Hand? Wie reich
An Gnaden ist sie, zärtlich schloß sie mir
Des Himmels Wonnefülle auf.

Cava

Leb wohl!

Rodrigo

Du willst mir heute keinen Kuß mehr gönnen?

Cava

Kommst du nicht morgen früh?

Rodrigo

Laß heute morgen sein,
Dann ist ja morgen doppelt mir geschenkt. — —
Graf Julian! (Sie sind unten angelangt.)

Cava

Mein Vater!

Julian

Ort und Zeit
Zu offner Rede ist für uns nicht hier,
Beim Tage will ich in dein Auge blicken,
Wo andres Licht als das der Kerzen leuchtet

Und deine Stirne nicht der Blätterschmuck
Des Kranzes trügerisch umgibt.

Cava

O Vater!

Julian

Pelajo sandte mich mit schwerer Kunde!

Rodrigo

Es ist schon späte Nacht.

Julian

Entschuldig' es
Die Wichtigkeit der Botschaft —

Rodrigo

Faßt euch kurz.

Julian

Ein dumpf Gerücht vieldeutig und verworren, —
Diego sandten wir es euch zu künden, —
Erzählte, daß an Afrika's Gestade
Sich Musa rüste wider uns. Viel schwätzt
Und törichtes das bange Volk; wir zweifelten,
Wenn auch Pelajo, wie es sich geziemt,
Der Vorsicht nicht vergaß. Jetzt fliegt
Die Schreckenskunde durch ganz Spanien,
Wo man des Krieges und der Waffen nur
Zu lange schon vergaß. Es ist gewiß,
Der Maure rüstet wider uns. Ihr lächelt?
Er rüstet, ist gerüstet schon! Das Heer
Aus Ost und West hat sich zu Tunis schon
Versammelt, dicht wie durch den dunkeln Himmel
Heuschrecken zieh'n und das Verderben bringen.

Rodrigo

Gerüstet? — Gegen eine Berberhorde,
Wie sie am Atlas sich vom Raube nährt,
Nicht gegen uns! Ihr seid ein alter Held
Und doch leichtgläubig wie ein Kind. Geht, geht,
Der jüngste Page lacht bei diesem Märchen.
Setzt euch zur Ruhe! Niemals wagt es Musa
Die Mauren gegen uns zum Kampf zu führen,
Und hätte er Lust und wär' er toll genug
Sein Schicksal hier zu suchen, — keine Steppe ist
Das Meer für Rosses Huf zu durchfliegen.

Julian

Vertraut den Wellen nicht; des Volkes Witz
Setzt nicht umsonst das Glück der Welle gleich.
Die Flut des Ozeans dient nur dem Sturm,
Nicht euch. Was hemmt das Mauren Siegeslauf
Wnen er beflügelt vorwärts dringt?
Vor seinen Fahnen schwebt der Geist des Schreckens
Und schlägt den Völkern aus der Faust die Waffen.

Rodrigo

Weswegen ging Pelajo denn nach Ceuta?

Julian

Er ist kein Cherubim, sein Degen ist
Kein Flammenschwert, daß er allein vermöchte
Wie Edens Garten Spanien zu schützen.

Rodrigo

So steht der Feind vor Ceuta's Wällen schon?

Julian

Nach Musa's Fürstensitz zieht Schar um Schar

Pelajo legte sich in Hinterhalt,
Er nützt' den Vorteil, den ihm Berg und Wald
Und fern die Wüste boten, so gelang es
Zu überfallen einen Berberfürsten,
Die Tochter ward nach hartem Kampf gefangen.
Als Pfand des Friedens sendet sie Pelajo
An deinen Hof. Nicht ist sie es gewohnt
Zu stehn vor Männern, ihrer Heimat Brauch
Hielt sie bisher in strenger Einsamkeit.

Rodrigo

Umwallt vom dunklen Schleier — zittre nicht,
Enthülle dich, was senkst du scheu das Haupt?

Suleika

O laß mich sein vor dir wie eine Knospe,
Die deiner Gnade Sonnenlicht bestrahlt.

Rodrigo

So lieblich Wort, wie lieblich erst der Mund.
Der durch den Schleier zaubrisch es gesandt.
Ich ahnt' es wohl! (Suleika enthüllt sich.)

Suleika

Als Sklavin großer König —

Rodrigo

Steh auf, steh auf! nicht hier ist deine Stelle,
Drum gönne mir auf deine Stirn den Kuß
Und sei willkommen, ja den ersten gleich
An meinem Hof, bleib ihnen zugesellt
Und, was du wünschest, — nichts sollst du vermissen.

Suleika

Doch meinen Vater, wenn nicht schon der Krieg,
Der Schmerz um mich ihn zu den Toten warf.

Rodrigo

Was sagt ihr Julian? Verdient Pelajo
Nicht meinen Dank für diese Perle hier?

Julian

Schickt Krieger ihm.

Rodrigo

(zu Suleika)

Für dich zu sorgen sei
Mir angenehme Pflicht. Beklag' es nicht,
Daß dich des Krieges Zufall hergeführt.
Auf mein Geheiß wird dir das fremde Land
Was es besitzt an edlen Gütern zeigen.
Und nach dem Gastrecht sollst du hier verfügen.
Es mag für heute Cava dich bewirten.
Du bist ermüdet, gönne Ruhe dir,
Daß du mit heitrem Blick uns morgen früh
Entgegenkommest. (zu Cava) Dir sei sie empfohlen!

(Cava und Suleika ab.)

Julian

Und für Pelajo —

Rodrigo

Redet mit Diego,
Graf Julian! für heut' entlaß' ich euch.

(Diego und Julian gehen.)

Dort wandelt sie, wie oft des Himmels Licht
Ein Wölkchen hüllt, in ihrem Schleier hin.

Armand

Seht, Cava blickt nach euch!

Rodrigo

Ihr tadelt mich?

Armand

Nicht ich, sie wird es tun.

Rodrigo

Wer schließt das Auge
Wenn sich des Himmels Glorie enthüllt
Und tausend Sterne aus ihr niederschauen?
Fragt selber euch, wo gibt's ein Menschenherz,
Das ungerührt von solcher Schönheit bliebe?
Wer schreitet dort?

Armand

Alfonso, scheint's, er tritt
Vor uns zurück in's Dunkel.

Rodrigo

Ruft ihn her.

(Armand holt Alfonso.)

Hört Prinz!

Alfonso

Befehlt!

Rodrigo

Was führte euch noch her
In später Nacht? Ich weiß, die Einsamkeit
Sucht gern der Jüngling, wenn zum erstenmale
Sein weiches Herz die Macht der Liebe fühlt.

Das ist es nicht, ich kenne euch zu gut, —
Was führt euch her?

Armand

Erröten macht ihr ihn,
Wenn er vielleicht ein zart Geheimnis birgt.

Rodrigo

Die Liebe trieb ihn nicht vom weichen Lager,
Er bliebe sonst am Hof, wo sich versammelt
Die schönsten Frauen dieses Landes. Nein,
Ich glaub' es nicht! — Was schleppt ihr überall
Die Wurfgeschosse?

Alfonso

Zur Verteidigung.

Rodrigo

Spart euch die Müh', was könnte man euch rauben?

Alfonso

Das arme Leben.

Rodrigo

Ihr habt Feinde schon?
Kaum sproßt um euer Kinn der erste Flaum!

Alfonso

Den wilden Tieren lauscht ich's ab im Wald,
Durchzog ich ihn mit Pfeil und Armbrust, seht,
Noch keines fand ich, dem der Feind gefehlt.

Rodrigo

Laßt dies! Ich lieb' es nicht. Wie seht ihr aus!
Ein grobes Kleid und schwer beschlag'ne Schuhe!
War't bei den Basken ihr? — Dies schlechte Volk,

Ich weiß es wohl, blickt trotzig von den Bergen
Nach meinem Thron. So ist es, wenn der Bauer
Die Waffe führen darf! — Teilt wie zuvor
Mit eueren Genossen jede Freude,
Die unser Hof der heitern Jugend beut.
So war't ihr's sonst gewohnt!

Alfonso

Es war mein Brauch.
Wie sollt' ich anders? Als zum Tod getroffen
Mein Vater sank, und ihr den Thron bestiegt,
Ward ich verschont. Voll Gnade wolltet ihr,
Daß ich, um jedem Zufall zu entgehen,
Vor euren Augen hier am Hofe bliebe.
D'rum, was ich immer werde, wie mich einst
Bewährt die Zukunft, euch verdank ich es
Und eurer Huld; ihr sollt mein Vorbild sein
Für jede Tat.

Rodrigo

Was sagt ihr da?

Alfonso

Verzeiht,
Wenn meine Zunge allzukühn versprach,
Was ich durch Taten nie erreichen kann.

Rodrigo

Ihr wißt, was ich von euch verlange. Geht!
Gebt euch zur Ruhe, morgen seid bei Hof. (Ab.)

Alfonso

Und diesem Schlemmer soll ich länger weichen?
O Armand! nichts mehr von Geduld, wenn er

Mit dem geraubten Diademe spielt
Und seine Dirne damit tändeln läßt.
Mich nennt er Prinz als wär's zum Spotte nur!
Bin ich ein Knabe?

Armand

Nur noch kurze Zeit!

Alfonso

Nicht einen Augenblick, ich kehre um.

(Greift zum Dolche.)

Armand

Und seine Wächter?

Alfonso

Siegen wird die Rache!

Armand

Im offnen Kampf, doch nicht durch Meuchelmord!

Alfonso

Schlug er auf and're Weise meinen Vater?

Armand

Es ward vergessen, als er Spanien
Die lang ersehnte Ruhe gab. Am Tore
Des Reiches lauerte der Maure schon
Und freute sich, daß der Parteien Hader,
Die deines Vaters Nachsicht wachsen ließ,
Das Land zerfleischte. Da ergriff Rodrigo
Mit blutbefleckter Hand das Königsszepter.
Zum Frevel keck, war er auch stark genug,
Den Feind zu schlagen und die alte Zwietracht
Zu bannen in die Höhle. Man verzieh

Den einen Mord, weil ihm kein zweiter folgte.
O hätt' er nie das eiserne Gewand
Von sich gelegt wie jener Herkules,
Der stolz den Berg zur Säule sich erhob,
Um dann den Flachs der Omphale zu spinnen!
Es war die Kraft allein sein Recht zum Thron,
Verlor er sie, so ist zweifach dein Recht.
Das Urteil naht! Weil er sich selbst verläßt,
Darf ich verlassen ihn, ermorden nicht.

Alfonso

Zur Ausflucht fehlt dir nie ein tauglich Wort.

Armand

Was er getan, gilt nicht als Beispiel mir.

Alfonso

Wär' fern ich mit Pelajo in der Schlacht,
Ich könnt' vielleicht voll stolzer Siegesfreude
Auf kurze Frist vergessen, was dem Vater,
Was ich dafür mir schuldig bin, daß er
In langen Gram die Jugend mir verwandelt,
Daß er mich zwingt, den feigen Blick zu senken,
Wenn's ihm gefällt zu loben oder tadeln.
Doch ihn zu seh'n im Vollgenuß der Lust,
Fast möcht' ich sagen, glücklich ihn zu sehen,
Als wär' der Priester Wort nur freche Lüge,
Die von der Hölle in des Sünders Brust,
Und sei sie auch mit Purpur zugedeckt,
An heil'ger Stätte reden, das ertrag ich nicht.
Und hättest du empfunden je das Gleiche,
Du reichtest selbst zur Rache mir das Schwert.

Armand

Ha, schwing' es nur, es tötet dich zuerst
Und deine Freunde, welche unbesonnen
Mit dir an gleichem Bord sich eingeschifft.
Du spielest mit dem Schwerte! Im Gesicht
Verbargst du kaum die kindisch eitle Drohung
Und deiner Reden Doppelsinn, wie leicht
Konnt' er Rodrigo's finstern Argwohn wecken!

Alfonso

Mann gegen Mann! Zum Zweikampf biet' ich ihn.

Armand

Du scheinst nur zu vergessen, daß er einst
Mit seinem Ruhm erfüllte Spanien:
Ich sage dir, noch wiegt sein Handschuh schwerer
Als deine Hand! — Sei ruhig, stör' ihn nicht,
Gewaltiger als du zehrt Ueppigkeit
Am Marke seiner Kraft. Bald wacht er auf,
In leerer Brust der Reue bittern Hohn,
Ohnmächtig taumelt er zu neuer Lust
Und stürzt, zu schwach für jede Mannestat,
Dem Abgrund zu. Schon murrt das Volk,
Und nur ein Wort! — in Flammen bricht es auf!
Wohl denkt es dann zurück an alte Zeiten,
An deinen Vater und vielleicht — an dich.
Was hast du schon getan um seine Liebe?
Erwirb sie erst, nimm dir zum Beispiel ihn,
Den du so grimmig hassest, wie er einst
Mit Schmeichelworten die Partei sich warb,
Und dann tritt vor.

A l f o n s o

Ein Plan läßt klug
Berechnen sich und dennoch hängt am Faden
Des Zufalls der Erfolg. Tat ist ein Roß,
Das feuerschnaubend durch die Bahn uns trägt,
Auch ohne Zügel lenkt's der Mut zum Ziel.

A r m a n d

So mancher liegt im Staub! —

A l f o n s o

Nicht länger mehr
Hemmst du mich zaudernd. Wo der Maure sich
Zum Kriege rüstet, find' ich Hilfe auch.
Das nächste Schiff, das hier nach Afrika
Den Anker löst, führt mich von Spanien,
Und nimmer, dreimal schwör' ich es, betret'
Ich dieses Land, wenn nicht die Stunde naht
Zum Kampf der Rache.

A r m a n d

Still! Graf Julian
Kehrt dort zurück, nachdenkend wie es scheint.
Wohin mein edler Herr?

J u l i a n

Als ich zuvor
Den König suchte, — o erlaßt es mir
Daß ich es sage, ihr versteht mich wohl, —
Was ich gesehen, kann ich nicht vergessen:
Für meine Ruhe ist es allzuviel,
Und für Gewißheit scheint's zu wenig noch.

Alfonso

Ihr meint wohl eure Tochter und den König?

Julian

So ist es wahr?

Armand

Als Antwort nehmt mein Schweigen.

Julian

Ihr teilt des Königs Nähe.

Armand

Hochverehrt
Wart ihr mir stets! und jetzt soll ich, — lebt wohl!

Julian

Nein, bleibt.

Armand

Fragt Andere.

Julian

So ist es wahr?

Armand

Graf, ich bedaure euch! Komm, gehen wir!

(Beide ab.)

Julian

So ist es wahr, so ist es offenbar!
Und einen Namen, den Jahrhunderte
Geschrieben in das Buch der Ehre, flicht
In seine Gassenlieder nun das Volk!
Weh' mir! doch wer bürgt für die Wahrheit wohl?
Daß er vielleicht den Blick auf sie gelenkt, —
Den Blick! Was streb' ich noch mich zu belügen,

Hier standen sie, ja ja, auf diesem Platz
Auf dieser Stufe ist das Gras zertreten,
Hier sprachen sie; ich hörte Wort um Wort;
Und dennoch möcht' ich Aug' und Ohr gern schelten,
Daß sie gelogen mir! — —
In Ehren ist dies Haupt ergraut! Hat mich
Die Welle und das Schwert bis jetzt verschont,
Daß nun ein Spötter zweifelnd nach mir schiele?
Geflüster rings: Ei seht der Cava Vater! — —
Ich will zu ihr — des Königs Buhlerin
Sie meine Tochter! Don Pelajo's Braut, —
Ist's Wahrheit, Lüge? Fort! ihr eigner Mund
Soll ihr, soll mir das letzte Urteil sprechen.
Und dann, o Himmel! geh' nicht in's Gericht! (Ab.)

Zweiter Akt.

Erste Szene.

Zimmer. Cava.

Cava

Sonst war er mit dem ersten Morgenstrahl
Bei mir! — Es schwand der Tau von Laube schon
Und die Cicade schwirrt am dürren Ried, —
Was zögert er? — Wohin ich immer schaue,
Tritt die Gestalt des Vaters drohend mir
Entgegen aus dem leeren Saal. Ich kann es
Ertragen nicht! Sein vorwurfsvoller Blick
Brennt in die Seele mir und weckt die Stimme
Des trüben Zweifels, der entschlummert kaum.
Ich möchte mich verbergen vor dem Tag,
Ich möchte mich verbergen vor mir selbst
In banger Angst; was zögert er so lang!
Nur seine Gegenwart beschützte mich,
Daß stumm die Schatten in die Nacht versanken,
Die mahnend aus entschwund'ner Zeit genaht.
Pelajo! Warum trittst du vor mich hin?
Nichts schuld' ich dir, wenn auch der gold'ne Ring
Um meinen Finger eine Fessel schlang.
Du sprachst von Liebe, ich begriff dich nicht
Und heiter lächelnd sagt' ich alles zu.
Nur mit den Lippen bin ich dir verlobt,
Mein Herz verstand noch das Gelöbnis nicht.

Er zögert noch! — wär' er nun wandelbar,
Den ich gehofft auf ewig festzuhalten?
Ich schied von ihm, doch war sein Auge nicht
Auf mich gelenkt, — — wenn er nun dich Suleika —
Und ist's auch Torheit, bitter ist es doch.

(Suleika tritt ein.)

Suleika

Du riefst!

Cava

Ich? nein!

Suleika

Laut wähnt' ich es zu hören.

Suleika

Vielleicht hat dich ein Morgentraum getäuscht.

Suleika

Der Mittag ist jetzt näher als der Morgen,
Und wär's auch Mitternacht, es war kein Traum.

Cava

Ich rief dich nicht.

Suleika

War schon der König hier?

Cava

Der König, ha!

Suleika

Er ging in deinen Garten.

Cava

Vor deinem Fenster!

Suleika

Und da schien es mir,
Doch lache mich nicht aus, — da schien es mir,
Als rief' er mich! — Was wirst du bleich?

Cava

Erzähle!

Suleika

Er wollt' verborgen sein, beim Morgenlicht
Verschwand er aus den laubgewölbten Gängen,
Doch hab' ich ihn erkannt.

Cava

Erkannt, begrüßt,
Mit ihm gesprochen! Was hat er gesagt?

Suleika

Kein Wort.

Cava

Doch suchtest du ihn hier!

Suleika

Er war
So freundlich gegen mich, daß alle Furcht,
Mit der ich kam, vor seiner Güte schwand.
Ich stellte mir ihn vor, wild und gewaltig,
Wie jene Eisenmänner, die der Krieg
An uns're Küsten warf; wenn diese schon
So furchtbar sind, wie furchtbar muß der sein,
Dem sie als ihrem Könige gehorchen!

Cava

Er war so freundlich!

Suleika

Daß ich es gestehe:
Von seiner Güte hoff' ich meine Rückkehr.
Ich wollt' ihn bitten, doch nicht gern allein.
Ist er auch streng, ich träte vor Pelajo
Weit ruhiger allein als vor Rodrigo!

Cava

Ach, warum kamst du her!

Suleika

Nicht wagt' ich es
Pelajo anzufleh'n, ich ahnte wohl,
Daß solch ein Mann vor keiner Bitte weicht,
Und was beschlossen er einmal, das bleibt,
Als käm' es aus dem Rat der Himmelswächter.
Es war nicht Angst, was ich vor ihm empfand,
Als kalt und ernst sein Auge auf mir ruhte:
Ich sah der Heldenseele Majestät
In jedem Zug, mir blieb Ergebung nur
Und stille Ehrfurcht.

Cava

Freiheit hoffest du?

Suleika

Du sollst mit mir zum König geh'n, ihn bitten,
Daß er dem Feind zurück die Tochter sende
Und so durch Großmut einen Frieden schließe,
Den eines Vaters Dankbarkeit verbürgt.

(Armand mit Dienern.)

Armand
Entschuldigt meine Gegenwart, der König
Hat mich gesandt.

Cava
Zum erstenmale braucht
Er euch als Boten, doch vielleicht hemmt ihn
Der Staatsrat.

Armand
Dieser hat zu wenig Reiz
Rodrigo festzuhalten.

Cava
Ich versteh' euch wohl
Und euren finstern Blick. Ein rauh Gefäß
Hat er für seinen holden Gruß erwählt.

Armand
Ihr täuschet euch; die Maurin abzuholen,
Trug er mir auf. Schon seit dem Morgenrot
Beflügelt er mit lautem Ruf die Diener
Und ordnet an voll Ungeduld. Jetzt sind
Für sie die schönsten Säle schon geschmückt.
Ihr gabet freundlich heut in eurem Hause
Dem edlen Gaste Wohnung, seinen Dank
Entbeut durch mich der König euch dafür.

Cava
Wie? — Seinen Dank? Versteh' ich euch? — Für heut?

Armand
Er war stets gegen Damen ritterlich,
Das wißt ihr ja!

Cava

Sie bleibt!

Armand

Der König wartet!

Cava

Er sieht sie nimmer!

Armand

Faßt euch doch!

Suleika

Ich bleibe

Du kamest meinen Bitten nur zuvor,
Als du's gesagt. Bis meiner Wünsche Land
Ich wieder grüßen darf, erlaube mir
In deiner Näh' zu weilen, eine Magd
Will ich dir freudig dienen. In der Fremde,
Verlassen, einsam such' ich deinen Schutz.
Du ehrst die strenge Sitte meiner Heimat,
Du wirst beraten die Gefangene,
Darum erlaub — (Diego tritt auf.)

Diego

Der König schilt auf euch
Voll Ungeduld, daß ihr so lange zögert.

Armand

Schon längst wär' ich zurück!

Suleika

Es war mein Wunsch
Zu bleiben, wo ich bin, bis aus der Haft
Mein Vater mich gelöst.

Cava

Sie bleibt!

Armand (zu Diego)

Ihr hört's!

Diego

Der König will!

Cava

Und ich will nicht!

Diego

Er zürnt!

Cava

Ich zürne ihm!

Diego

Doch er befiehlt!

Cava

Befiehlt! —

Wer sagte das?

Diego

Er selbst.

Cava

Nicht lange ist's,

Ich glaub', es liegt kaum eine Nacht dazwischen,
Wo noch der stolze König diese Hand
An seine Lippen drückte, — er befiehlt!
Befiehlt! — nein, nein, er gab euch Gründe,
Auf die er sich entschuldigend berief;
Nicht wahr, er gab euch solche Gründe? sprecht!

Selbst eine Lüge wäre besser hier
Als dieses Eine kalte Wort: Befiehlt!

Armand

Beruhigt euch.

Cava

Beruhigt euch? ha ha!
Und er befiehlt!

Suleika

Du weinst?

Cava

Verlaßt mich jetzt. —
Was heftet ihr den Blick so starr auf mich
Und lest in meinen Zügen? Seht, noch bin
Ich stolz, verachte euch, seid ihr es nicht,
Die sich vor mir gebeugt? — Doch nein!
Nur bitten will ich jetzt, denn er befiehlt!
Diego, du warst offen stets, du hast
Mir nie geschmeichelt, o Diego sprich:
War's Ernst, hat er's gesagt, o rede!

Diego

Ja!

Cava

So ist es wahr, dein Antlitz unbeweglich
Als wie die ehrne Tafel meines Schicksals!
Und soll ich's glauben? — Gönnt mir Zeit! —
War's denn
Nur eine Nacht, die uns getrennt — so kurz! —
Und alle die Gestalten rings, — ich seh' sie an
Mit off'nem Aug', es ist kein Fieberwahn:

Dort dringt die Sonne durch das Fenstergitter
Wie sonst zur Mittagsstunde, durstig hängt
Die Rosenknospe schon das Haupt, es war
In diesem Lenz die erste, ihm wollt' ich
Sie heute freudig bieten. — O Rodrigo! (verhällt sich.)

Diego

Fühlt ihr die Qual von Don Pelajo jetzt,
Den ihr verraten? — Doch unedel wär's,
Wollt' ich, was er verziehen schon, noch rügen.
So lebt denn wohl, er ist nicht glücklicher,
Weil ihr unglücklich seid! — Euch führe ich.

(Ab mit Suleika und Armand.)
Cava richtet sich nach einer Pause empor.

Cava

Ich bin allein! — Wenn ich den Weg berechne,
Ist sie bei ihm, er faßt sie bei der Hand
Und einen Tag voll Seligkeit verheißt
Das zarte Morgenrot auf ihrer Wange.
Sie hebt den Blick, er lächelt, ach wie süß!
Könnt' ich's vergessen je! — er tritt zu ihr; —
O flieh! o flieh! zu bald verstoßt er dich
In gleiches Elend, wo die Trösterin
Des Unglücks, wo Erinnerung sogar
Zur Eumenide wird, die schonungslos
Mit Flammenglut dein Innerstes versengt. —
So ist denn alles, alles nur Betrug!
Zur Lüge wird die Ewigkeit, wenn wir,
Was unser tiefstes Wesen schien, so leicht
Vertauschen wie ein Kleid. — Ist ewig nur
Die Hölle mit den Todesschmerzen? — Wohl!

Denn Himmelslust zerfließt ja wie der Tau
An jenem Strauch, eh' noch die Blume welk.
Wem soll ich klagen? keine Seele nimmt
Sich liebevoll jetzt der Verstoß'nen an,
Wenn er, wenn er, den ich allein geliebt,
Verräterisch, mit Hohn von mir sich kehrt.
Ich hatte eine Mutter fromm und gut,
Sie legte sterbend auf den Scheitel mir
Die Hand; noch weiß ich es, mich schauderte,
So eisig kalt war sie, doch wagt' ich nicht
Mich abzuwenden, trüber ward ihr Blick
Und eine Träne floß auf meine Stirn,
Als ahnte sie voll Mitleid meine Zukunft.
Zu ihr möcht' ich die Hände betend heben,
In dieser Stunde Trost mir zu erfleh'n.

(Julian tritt langsam ein.)

Julian

Du trau'rst?

Cava

Ich fliehe reuevoll zu dir!

Julian

Nicht reuevoll, denn Reue folgt auf Schuld.

Cava

O meine Mutter!

Julian

Sei's wie immer auch,
Was von den Zügen, welche gestern noch
Froh einem König lächelten, die Freude
So schnell gelöscht —

Cava

O Gott!

Julian

Ich frage nicht,
Und werd' es nie. — O welche Nacht war das,
Wo meine Zuversicht, wo meine Liebe
Mit Argwohn rang den schweren Kampf; ich war
Auf halbem Weg zu dir, doch kehrte ich
Beschämt zurück. Wenn alle dich verklagen,
Will ich, dein Vater, noch auf dich vertrauen.
Sie sahen nicht, was ich voll Lust geschaut:
Wie jeder Keim in dir zum Lichte strebte;
Und wie gleich einer reinen Strahlenkrone
Die Liebe Don Pelajo's dich geschmückt.
Das ist doch Wahrheit! — Nein, ich frage nicht.
Es wäre jede Frage eine Schmach
Nicht nur für dich; für mich und Don Pelajo.
Du schweigst erzürnt! — ja wohl! ich frage nicht —
D'rum laß uns kurz sein, folge mir.

Cava

Wohin?

Julian

In's Kloster! Ferne liegt's in der Morena
Von Fels und Busch versteckt, der strengste Büßer
Könnt' keinen Platz so einsam mehr entdecken, —
Dort hab' ich dir den Aufenthalt bestimmt,
Daß dich die Zelle vor der Schmach verberge,
Mit der das Volk dich zu bezeichnen wagt.

Cava

Gern folg ich dir; der schwärmerische Traum

Von Ruh' und Stille, den ich einst gehegt,
Wird nun erfüllt!
Oft ging ich sinnend in den Weingeländen
Vor unsrem Schloß; von weitem winkten mir
Die hohen Bergeskämme der Morena,
In ihre Täler wünschte ich mich hin,
Wo schon die Dämm'rung lag; manch alte Sage
Erwachte in der ahnungsvollen Brust
Von Waldeseinsamkeit, von Ruh' und Frieden.
Ob ich sie jetzt noch finde?

Julian

Schon gesattelt steht
Dein Maultier.

Cava

Nicht so nah
Wähnt' ich die Grenze, die auf immer mich
Vom frischen Garten dieses Daseins trennt.
Dumpf sind die Mauern, laß mich noch einmal
Im vollen Zug die freien Lüfte atmen,
Noch einmal will ich in sein Auge schauen,
Mag Scherz, mag Lust noch einmal diesen Busen
Im Sturm durchwogen, fliehen will ich dann,
Wie jene Sünderin von Eden schied.

Julian

Es ist beschlossen!

Cava

Selbst vom Mörder hört
Der strengste Richter vor dem Todesgang
Noch eine Bitte, dem Verlassensten

Bleibt eine Hoffnung auf das Jenseits doch,
O gönn' auch mir beim letzten schweren Abschied
Auf meines Glückes Grab noch einen Blick.

Julian

Den Schlüssel deines Klosters lege ich
In Don Pelajo's Hand. Er mißt und wägt
Die Dinge nicht, wie auf dem Markt das Volk
Mit leichter Zunge. Hellen Auges sieht
Er nur die Sache, trennt sie von dem Schein
Und urteilt dann nach strengem Recht der Ehre.

Cava

Was ist die Ehre gegen meinen Schmerz!
Laß mich im Kloster sterben. O Rodrigo!

Julian

In dieser Stunde wird zum Fluch sein Name.

Cava

Ein Wort nur gönne mir mit ihm, dann folg'
Ich dir, und wär' es in des Abgrunds Tiefen.
Ein Wort! o steh' nicht unbeweglich hier
Mit finst'rer Stirn; von einem Worte hängt
Oft Tod und Leben ab! Sieh mich vor dir
Im Staub, gefaltet meine Hände, wie
Ich sie vielleicht um's Kruzifix geschlungen
Im Kloster bald vor Heiligen erhebe. —
Ich liebte ihn!

Julian

Rodrigo!

Cava

Nur ein Wort!

Julian

Und er?

Cava

Was fragst du mich?

Julian

Weh dir und mir!

Verführt! entehrt!

(Er zieht den Dolch. Cava fällt ihm in die Arme.)

Die Pfeiler wirbeln rings! nur so viel Kraft,
Als meine Rache braucht, sein Herz zu treffen —
(Er muß sich stützen, der Dolch entfällt ihm, den Cava rasch aufhebt.)
Ich zitt're nicht. — — O halt! den Dolch!

Cava

In meine Hand ist er gelegt, nicht du, —
Nicht Don Pelajo trete zwischen uns,
Denn was gescheh'n, traf diese Brust allein.
Allein will ich ihm gegenüberstehen,
Mein Recht ist näher, doch was kommen soll,
Entscheide du, mein ist die Rache hier. (Rasch ab.)

Zweite Szene.

Im Palast. Der König tritt mit Suleika auf.

Rodrigo

Wär's mir vergönnt, die Wohnung dir zu bauen
Mit jener wundervollen Zauberpracht
Von welcher deines Volkes Märchen sagen!

Suleika

Was ich bedarf, ist wenig. Diese Säle
Auf Jaspispfeilern, diese Bogenfenster,
Um welche Purpursammt mit weiten Falten
Und gold'ne Stickerei sich legt, sie spotten
Des Loses der Gefang'nen nur!

Rodrigo

Dort prangt
In Frühlingspracht der Garten, komm! Willst du?
Wir wandeln dort im Schatten, lieblich ist's,
Wenn fern aus Osten weht der Meereshauch.

Suleika

Aus meiner Heimat!

Rodrigo

So vermag ich nicht
Der Freude Glanz zurückzuzaubern auf
Dies bleiche Antlitz?

Suleika

Lieber möcht' ich fast
Im engen Kerker, an der Hand die Fessel
Und kaum vom Tage flüchtig nur begrüßt,
Hinbrüten; denn was kalter Undank scheint
In dieser heitern festgeschmückten Halle:
Der Kummer hätte dann sein Heimatrecht.

Rodrigo

Bist du nicht frei?

Suleika

Ich war's, als noch mein Blick

Vom Palmenhügel durch die Wüste schweifte,
Wo fern der Atlas hob sein schneeig Haupt;
Als ich im Zelt an meines Vaters Seite
Den Märchen horchte, die er froh beredt
Der Staunenden erzählte, bis die Nacht
Den Sand mit Tau benetzte, dann erklang
Noch meine Laute zu den Heldensängen
Aus alten Tagen, und den Sternen gleich
Schwang sich der Mädchen Schar im Wechseltanz.

Rodrigo

Noch schöner sollst du finden, was du mir
So reizend malst; es schweigt in dieser Halle
Des Abends nie die Harfe, leicht beschwingt
Schließt sich der Reigen an das Minnelied.

Suleika

Siehst du den dunklen Streif, der in die Wellen
Kaum sichtbar noch zerfließt dort? — Afrika!
Und weiße Nebel, wie das Silberhaar
Von meinem Vater steigen leuchtend auf.

Rodrigo

O könntest du vergessen den Verlust,
Verschmerzen ihn! — Dich glücklich hier zu sehen,
Es wär' die schönste Freude für mein Herz.
Gebiete! — Zu erfüllen jeden Wunsch
Bin ich bereit, du schenke mir als Dank
Nur einen frohen Blick ein freundlich Lächeln!

Suleika

Wir sind allein! (ängstlich umherschauend.)

Rodrigo

Ich bin bei dir!

(Faßt Suleika bei der Hand.)
(Cava tritt ein.)

Suleika

O Cava! (Eilt auf diese zu.)

Cava

Entflieh! entflieh! es ist noch unentweiht
Dein Ohr, nicht hören darfst du, was ich ihm
Zu sagen habe. (Suleika geht ab.)

Rodrigo

Faßt der Wahnsinn dich,
Daß du im Nachtgewand, die Haare fliegend —

Cava

Mein Vater naht, nichts ist mehr zu verlieren!

Rodrigo

Ich werde —

Cava

Werde?

Rodrigo

Ja, ich schütze dich!

Cava

Vor wem? vor dir? Nichts ist zu rauben mehr
Aus diesem Herzen, um das schönste Glück
Hast du auf ewig mich betrogen schon.

Rodrigo

Vertraue mir!

Cava

Vertrauen auf dein Wort!
Und doch klingt jetzt dein Wort so fremd und kalt.
Vertrauen ja! Doch wirst du eine Bitte
Dafür erfüllen, — keine Locke, nein!
Nicht Ring und Unterschrift von deiner Hand,
Nur wenig ist's, für mich ein bloßes Zeichen,
Gewähre das, und alles will ich tragen!

Rodrigo

Nach deinem Wunsch!

Cava

Gib mir Suleika mit!

Rodrigo

Sonst alles, nur — warum verlangst du das?

Cava

Ist diese Frage deine letzte Antwort?
Du senkst die Stirn, zum erstenmale färbt
Das Rot der Scham sie! Könnt' ich zweifeln noch,
Vor diesem Zeugnis sinkt in tiefe Nacht
Die letzte Hoffnung.

Rodrigo

Noch ist nichts verloren,
Bin ich nicht König?

Cava

Kann ein König je
Mir wiedergeben, was Rodrigo nahm?
Was kann ein König! — Hast du was zu bieten
Gleich dem Verlust? Durchforsche deine Reiche

Und tritt dann her mit Diadem und Szepter,
Zu sühnen dieses Herzens bange Qual,
Das du verwirfst! — nein unterbrich mich nicht, —
An dich geht keine Frage, keine Bitte,
Und was du mir auch jetzt versprechen willst:
Im Angesicht des Himmels und der Erde!
Wär's deine Hand, ich wiese sie zurück.

Rodrigo

Besinne dich, erwäge Ort und Stunde!

Cava

Ort, Stunde, o! ist das der Trost, den du
Mir noch erteilst? So bricht des Zaubers Bann,
Der mir ein Trugbild vor das Auge log!
O schönes Bild, das deinen Namen lieh
Und die Gestalt, doch edler war als du!
Es schwang sich ferne, ferne mit der Liebe,
Die schlechte Hülle blieb allein zurück.
Es winkt mir nach und willig folg' ich ihm.
Doch eh' ich wandle in dem Reich der Toten,
Vernimm mein Wort: Es lebt ein Rächer noch,
Der läßt nicht zu, daß je mein Angedenken
Bei dir entschwinde. Düster steigt es auf,
Und gibst du dich der Freude scherzend hin,
Verzerre sich ihr Lächeln schnell in Hohn,
Daß du erschreckt vom Mund den Becher wirfst
Und starren Auges nach Gestalten gaffst
Im öden Raume, welche nicht mehr sind! — —

Julian (Hinter der Szene.)

Zurück! Wer mich zu hemmen wagt, den sende
Ich vor Rodrigo in die Hölle noch.

Cava

So bleibt kein Ausweg mehr! (Zieht den Dolch.)

Rodrigo

Fort mit dem Dolch! —

Cava

Hast du von jener Römerin gehört,
Die ohne Ehre nicht mehr leben wollte?
Weißt du, was sie getan? — Sie stieß den Dolch
Tief in die Brust, und auf zum Himmel stieg
Ihr Blut um Rache! (Durchbohrt sich.)

Julian, Alfonso, Diego, Armand, Gefolge.

(Alle stehen entsetzt.)

Julian

Mein Kind!

Cava

O Vater, hast du mir verziehen? (Sinkt zurück.)

Diego

Fort um den Arzt!

Alfonso

Spart euch die Müh! So ward
Mein Vater einst von jener Hand durchbohrt;
Wer so getroffen ist, mag ruhig schlafen,
Es hemmt den Strom des Blutes kein Verband.

Julian

Es ist vorbei! Getilgt ist jede Rechnung
Mit ihrem Tod! Ich fasse diesen Dolch
Und bei dem Himmel, welchem ihre Seele

Sich zugewandt, ich schwör' es bei der Hölle,
Die dir den Atem gab und bald vielleicht
Ihn von dir heischt, wie ein verlornes Pfand;
Ich schwöre Rache, und wenn noch am Fluch
Des Vaters hängt der alte Schreckensbann, —
In dein Gewissen werf' ich ihn!
Ich fluche dir bei dem, vor dessen Blitz
Auf Königsstirnen Diademe splittern;
Ich fluche dir bei dem, der seinen Fuß
Auf Königs Nacken setzt; ich fluche dir!
Ich fluche dir! — o Gott! mein Kind; mein Kind!

(Auf der einen Seite der Bühne Julian bei Cava, Rodrigo ist auf die andere gewichen; das Gefolge und die Wachen erfüllen den Zwischenraum, ohne jedoch ganz in den Vordergrund zu treten.)

Dritter Akt.

Erste Szene.

Afrika. Moschee, im Hintergrund der Hafen mit der Flotte.
Schiffmeister und Gesellen.

Schiffmeister

Bereitet euch, eh' noch der Muezzim
Vom Minaret die Morgenstunde ruft,
Muß alles fertig sein.

Geselle 1

Wie du befiehlst! (Mit andern ab.)

Geselle 2

Hier bring' ich Kränze.

Schiffmeister

Gut! So lasset schnell
Die Jungen klettern, daß sich durch die Lüfte
In vollem Bogen Laubgewinde zieh'n.
Mit Seidenbändern knüpfet einen Strauß
An jedes Mastes Spitze, daß die Krone
Des Werkes spiegle in der lautern Flut.

(Julian und Alfonso treten auf.)

Julian

Dies ist der Platz, so hat der Schiffer ihn
Geschildert, der an diesem Strand bei Nacht
Uns ausgesetzt!

Alfonso (Zum Schiffmeister.)
Führt jenes Tor zur Burg,
Wo Musa herrscht?

Schiffmeister
Das ganze Volk kennt sie!
Wär't ihr nicht fremd, ihr würdet schwerlich fragen.

Alfonso
Geleite uns zu seinem Thron.

Schiffmeister
Er fleht
Mit Tarik jetzt in der Moschee zu Allah
Um Hilf' und Beistand, denn nicht minder fromm
Als klug und kühn sind sie.

Alfonso
Zählt Musa nicht
Das graue Haar von solcher Uebung los?

Schiffmeister
Ein jedes Alter diene Gott, sagt er.
D'rum weil er nicht mehr schwingen kann das Schwert
Siegreich wie einst des Korans Wort verbreitend
Und weil des Tages Mühe ihm nicht Zeit
Für die Betrachtung läßt, versenkt er sich
In ihre Tiefen ernstgeweihten Sinnes,
Eh' noch der Tag beginnt. Beim ersten Sonnenstrahl
Erhebt er sich, tritt in die Säulenhalle,
Da sammeln sich — ihr seht's! — die Gläubigen,
Da nimmt er jeden Kläger an und schlichtet
Was ihn bedrängt, erhört die Bittenden,
Und alle segnen ihn dafür. — Doch horch:

Des Wächters Lied! Laut um die Angel drehen
Sich jetzt die Tore der Moschee, laßt uns
In Ehrfurcht warten, bis er uns beruft.

(Während dieser Rede findet sich zahlreiches Volk auf dem Platze ein, unter welches Julian und Alfonso zurücktreten.)

Musa. Tarik. Mauren.

Musa

Schon glänzt der Tag im Osten, wie ein Löwe
Mit gold'ner Mähn' treibt er die Finsternis
Der Nacht gen Westen in das dunkle Meer.

Tarik

Siehst du den Berg, an dessen schroffer Wand
Vergebens sich die wilde Brandung stößt?
Die letzte Spitze ist's, die Spanien
Vorschiebt in unser Meer.

Schiffmeister

Heil dir o Fürst!
Vollendet schwimmt die Flotte auf der See!

Musa

Vollendet schon?

Schiffmeister

Es war Begeisterung,
Was jedes Armes Schwung verdoppelte,
Fast eignes Leben gab dem Beil, der Säge,
Daß an dem Borde nun als Mastbaum ragt
Und frisch behauen Segel trägt die Tanne,
Die wenig Zeit vorher noch im Gebirg
Vom Sturm durchsaust sich auf dem Felsen wiegte.

Tarik

Mehr als ich hoffte, bietest du, und doch
Sind schneller meine Wünsche! — Meister Dank! —

Musa

Nicht eine Berberhorde wartet dein,
Die ohne Heimat, ohne Recht soviel
Vom angestammten Boden nur besetzt
Als flüchtig schürft des Rosses rascher Huf,
Du ziehst nach Spanien zum Kriege fort,
Kühn drohend nahest du des Gothen Herd,
Trittst zu dem Altar, wo sein Priester segnet,
Trittst vor den Thron, den heil'ge Ritterehre
Mit einem Wall von Stahl beschützt.
Wir müssen
Erforschen erst des Feindes Land und Städte,
Den Punkt des Angriffs, die Befestigung
Der Burgen, Straßen; denn notwendig ist
Mit Vorsicht alles zu erwägen hier.

Tarik

Verhaßter Aufenthalt!

(Horeira und die Beduinen.)

Musa

Horeira bringt
Uns noch die letzte Schar, die wir erwartet.

Horeira

Ein Sohn des Unglücks komm' ich dich zu grüßen!

Musa

Im Trauerkleide? Ist Suleika tot?

Tarik

So nahm sie Allah! Holdes Frauenbild!
Der Helden Wonne in dem Paradies
Triffst du sie einst.

Horeira

Sie wurde mir geraubt!

Tarik

Geraubt? — wir steh'n noch hier!

Musa

Von Beduinen?

Horeira

Ich zog nach Tunis.
Als wir durch die Schluchten
Des Atlas stiegen, stürzte eine Schar —

Tarik

Es waren Spanier!

Horeira

Sie waren's, ja!
Das Kreuz am Helme und der Rüstung Wucht
Bezeichnet' sie, — auf meine Bogenschützen,
Die wildgescheucht, wie die Gazellen schnell
Zur Flucht sich wandten: an Suleika's Sänfte
Hab' ich gefochten, da traf meine Stirn
Ein schwerer Hieb.
Erwachend, — hätt' ich nie
Des Tages Licht geschaut! — war ich allein!

Musa

Wohin ward sie geschleppt?

Horeira

Wer soll es wissen?

Julian

Ich! (rasch vortretend.)

Musa

Und wer bist du?

Julian

Graf Julian,
Der dich im Engpaß feindlich niederwarf.

Horeira

Wo birgst du sie?

Julian

Sie trauert im Palast
Des Königs als Gefangene.

Horeira

Des Königs?

Julian

Ich sag' dir, alter Mann, es wäre besser,
Wenn sie ein Leu, der wildeste des Berges,
In seine Höhle trüge, als die Schwüre
Rodrigo's anzuhören.

Tarik

Reißt die Anker
Vom Grunde los und wär' ein einzig Schiff
Im Stand zu folgen, fort nach Spanien!

Musa

Ich will nicht trösten mit Versprechen nur,

Die eitel und vergänglich, — nein! ich schwöre
Bei Allahs Macht, nicht werd' ich rasten, bis
Suleika frei der Väter Tempel grüßt.

Horeira

Ich selber komme nicht um nur zu klagen:
Die Beduinen hat mein Ruf erweckt,
Auf raschen Rossen sind sie mir gefolgt,
Die weißen Mäntel flattern wie der Schnee,
Wenn ihn der Sturm am Fels des Atlas wirbelt.
Ich führe sie! Bei diesem schweren Zug
Will ich zum letztenmal die Waffen tragen,
Zu neuem Werke mag ein junger Held
Sie aus Suleika's Händen dann empfangen.

Julian

Nimm alter Emir mich als Waffenfreund!
Mein Kind zwang er zu sterben, — deine Tochter —
O mög' sie eines Engels Fittig bergen
Vor Schmach und Schande! Zeltgenossen laß
Uns werden, wenn auf alle dann im Lager
Die Nacht den Schlummer gießt, — wir wollen wachen!
Du hast empfunden, wie des Vaters Brust
Zehnfach getroffen wird mit der des Kindes,
Du wirst's verstehen, wenn Erinnerung
Die alte Qual erneut; — dann laß uns reden
Von Rache nur! von Rache ja! — die Hand!
Das gleiche Los gibt uns das gleiche Recht!

Horeira

Es ist die Hand, die mich auf's tiefste beugte,
Nie sollt' ich sie berühren, doch der Herr

Des Schicksals, — dessen Name sei gelobt! —
Hat über uns den gleichen Schmerz verhängt: —
Es ist ein Bund des Leides.

Musa

Keine Schlacht
Ward noch geschlagen, wo du nicht als Feind,
Dir Ruhm und Ehre gegen uns erfochten.
Das weiß ich wohl, nicht des Verräters Sold
Begehrst du hier.

Julian

Glaubt ihr, ich ford're Lohn!
Nicht euretwegen bin ich hergekommen
So wenig als der Wolf, der euer Heer
Im Krieg begleitet. Euer Gold mögt ihr
Vorwerfen jenem, welcher lechzt nach Gold.
Ja mir gebietet eine and're Macht!
Ich werde nie für euch dies Schwert entweihen
Im Kampfe gegen Helden, die mit mir
Oft über euch gesiegt. — Den Gothen Sieg!
Dem Kreuze Ruhm, so weit die Erde reicht!
Nicht einen Finger hebe ich für euch
Und euren Halbmond, der mir schnödes Gräuel.
Rodrigo ist's! — Er wagt zu atmen noch
Im Strahl der Sonne, während ungerächt
Des Grabes Nacht sie birgt und ihre Schmach.
Rodrigo ist's! — Ein Gottesurteil nur
Entscheidet zwischen mir und ihm auf ewig.
Rodrigo ist mein Feind! — Wollt ihr ein Pfand?
Genügen mag mein Wort, dies graue Haar
Und hier das Blut am Dolch. — Setzt euer Leben

Nicht ein im Kampfe gegen ihn, ich will
Ihn suchen in der Schlacht; ich such' ihn wie
Die Mutter den verlor'nen Säugling sucht,
Ich such' ihn wie der Bräutigam die Braut,
Daß mit der Liebe wetten mag der Haß,
Wer von den beiden mehr vermag. — Nur Eines
Verlange ich von euch: wie gegen Kain,
Erhebe niemand wider ihn die Waffe
An jenem Tag, denn er ist mein!

Musa

Es sei!

Alfonso

So nimm auch mich als Kampfgenossen an.

Musa

Warum verließest du den Heimatboden?

Alfonso

Ich bin des Königs Wittich Sohn!

Musa

Es drang
Die Kunde seines Todes wie ein Märchen
Durch alle Länder.

Alfonso

Ja, er fiel durch ihn!

Tarik

Von Mörderhand! Und du ertrugst es stumm?

Alfonso

Was sollt' ich tun? Noch Knabe beugt' ich mich
Der Macht Rodrigo's, doch seit jener Stunde

Als sich mein Arm das erstemal ein Schwert
Zu schwingen stark gefühlt, war ein Gedanke
Mir Seel' und Leben, der dem Odem gleich
Bewußt und unbewußt mein Inneres
Beherrschte, um so mächtiger, weil ihn
Verstellung in geheimes Dunkel zwang.
Er drängte sich in alles, was ich tat,
Und wenn es noch so harmlos schien. Verfolgte
Ich im Gebirg den Hirsch, so rief's in mir:
O wär's Rodrigo! Wenn die Hunde ihn
Zerfleischten und mich traf sein Jammerblick,
So dacht' ich: Wär's Rodrigo; Wär's Rodrigo!
Nach jeder Wolke sah ich hoffend auf,
Ob nicht der Blitz aus ihrem Schoß ihn treffe.
Selbst mein Gebet war nur ein Schrei der Rache!
Es ward erhört! Ganz Spanien erbebt
Jetzt vor der Schreckenskunde eurer Rüstung.
Ich sann auf Flucht zu euch. Rodrigo's Geist
Erliegt des Frevels Last, der endlich ihn
Zur Hölle niederzieht.

Musa

Wen Gott verflucht,
Der findet keine Hilfe mehr!

Alfonso

Ratlos
In wilder Angst möcht' er sich selbst entrinnen,
Und so gelang es uns, ihm zu entfliehen.
Mit eurem Heere als dein Waffenfreund
Will ich ihn stürzen und den Thron besteigen.

Tarik

Wie? seinen Thron? Dann ist uns nicht vergönnt,
Mein edler Feind! im Waffenbund zu stehen.
Erobernd zieh ich aus, von Mahoms Namen
Soll Spanien widerhallen bis an's Meer.

Alfonso

Von Mahom's Namen? — Immerhin! — Was geht
Mich Mahom an! Ich hab' es nicht verschuldet,
Denn längst schon ward es ja vorausgesagt.
Rodrigo hatte schwelgend seinen Schatz
Bis auf den Grund erschöpft, da wagt' er es
Und brach das dunkle Gruftgewölbe auf,
Wo Herkules begraben ward. Viel Gold
Hofft' er zu finden, als der Riegel sprang,
Doch eine Schrift nur sah er im Gemach:
„Zum Grame dir bist König du geworden!
Der König setzt ganz Spanien in Flammen,
Der hier hereindringt mit verruchtem Sinn."
An einem Pfeiler hingen reiche Fahnen,
Mit grausen Bildern: Arabern zu Roß
Die Schwerter hoch, den Bogen in der Faust.
Da wandte sich Rodrigo mit Entsetzen,
Es flog ein Aar vom Himmel und das Haus
Ging auf in Brand.

Musa

Dem Herrn der Welten Dank,
Der auch Ungläubigen ein Zeichen sendet,
Eh' er sie wandeln heißt des Abgrunds Pfad.

Alfonso

Man durfte nicht mehr von der Sache reden,
Rodrigo spottete, doch streng verbot
Er jedes Wort. Jetzt tönt noch schrecklicher
Des Mönches Stimme von dem Montferrat.
Vergebens suchen ihn die Häscher auf;
Er kommt und geht und ruft die Trauerkunde
Vor allem Volke: „Weh' der Ueppigkeit,
Die Mauren send' ich aus als Todesengel
Zur Strafe euch. Rodrigo's Reich zerfällt,
Die morschen Trümmer stürzen auf sein Grab."
So komm' ich denn zu euch; die Hand des Bundes
Biet' ich zum Kampfe gegen Don Rodrigo.
Ich ford're nichts von euch als Dienst um Dienst,
Und jener Dienst, den ich erweisen kann,
Ist eines Königreiches wert.
Ich führe euch in's Herz von Spanien,
Es soll vor euch sich jede Veste auftun
Und jedes Heer, das er zum Widerstand
Entsendet gegen euch, ich will es lähmen,
Daß der gezückte Speer rasch niedersinkt
Und sich die Ritter in dem Lager sammeln,
Wo ich verweile. Ja, ich bleibe hier,
Ihr werdet dankbar sein, man sagt von euch,
Daß ihr gegeb'nes Wort zu halten pflegt.

Musa

Wir zieh'n nicht aus, die Länder zu bezwingen
Für unsern Dienst, wir suchen Brüder nur
Im Glauben an den Einen Gott und den,
Der als Prophet von ihm gesendet ward.

Was willst du tun, wenn Spanien erglänzt
Im Licht des Glaubens, Gottes Buch dem Volk,
Das lange in der Nacht des Irrtums lag,
Sich rauschend öffnet; wenn der halbe Mond
Als Zeichen uns'res Sieges auf den Türmen
Der Kirchen prangt und in den Hallen, wo
Vor kurzem das Gebet nur Sünde war: —
Wenn da gepriesen wird, der uns geführt,
Dem angehört der Auf- und Niedergang?

Alfonso

Ich nehme Spanien als Lehn von dir;
Von jedem Turme mag der Halbmond dies
Der Welt beweisen.

Tarik

Du verrätst dein Land!
Magst du als Kämpfer zieh'n mit meinem Heer,
Weil dieses Vorteil, leichten Sieg verschafft,
Nimm Spanien, wenn es dir Musa gibt; —
Doch meine Hand ist rein, zum Waffenfreund,
Ich sag' es offen, bist du mir zu schlecht.

(Alfonso fährt auf.)

Musa

Vom Stahl die Faust! Wenn du erfüllen kannst,
Was du versprochen, sei dein Wunsch gewährt.

Alfonso

Verdammter Maure! dennoch nehm' ich's an.
Müßt' ich die Heimat mit der Hölle tauschen,
Säh' ich Rodrigo nur darin, ich nähm'
Es lachend an.

Musa

So zieh mit Tarik aus,
Nach deinen Diensten richtet sich der Lohn.
Wir halten Wort, den Lehenseid schwörst du,
Wenn Spanien dem wahren Gotte dient.

Tarik

So hat Rodrigo selbst den Führer uns
Ins Lager hergesandt, was zögern wir!
Blick' auf die Bucht, wo Schiff an Schiff sich drängt,
Es kräuselt sich die Flut, hörst du die Woge?
Der Südwind braust, im Norden Spanien,
Die Welle schäumt und trägt uns leicht dahin.
Gebeut, wir zieh'n.

Musa

So geht in Gottes Kraft!

Tarik

Ich ziehe schlachtgerüstet aus von hier
Und jenes Wort, das in dem hellen Osten
Erklungen einst von Gott in Mahoms Geist,
Trag' ich dahin, wo fern des Westens Flut
Der Erde letztes Vorgebirg umbraust.
Es soll im Frühlingssturm die Welt durchfliegen,
Das Alte feg' es schonungslos wie Spreu,
Weh dem, der es zu hemmen sucht im Sieg,
Daß es die Welt auf's neue umgestalte.
Des Korans Banner zeig' ich allen Völkern,
Rot ist's wie Blut für uns zum hehren Bilde:
Daß nicht der Dulder, der in Demut schweigt,
Daß Helden nur das höchste Ziel erreichen!

Gott ist mit uns, Gott des Gerichtes König!
In Flammen sendet er voraus die Engel,
Den Feind zu schrecken, kommt er auch mit Macht.
Von euch nur zwanzig schlagen leicht zweitausend,
Von euch nur tausend schlagen leicht zehntausend:
Drum greift sie an, Gott gibt des Segens Hilfe
Und treibt sie schmachvoll in des Todes Tal.
Drum greift sie an! Wer will dem Tod entfliehen,
Wenn Er's verhängt? — Ihr schlaft mit Wunden ein
Im Feld der Schlacht und dort im Paradies
Erwacht Ihr mit der Rose an der Brust.
Verdampft das Meer, zerstiebt der Erde Rund
Mit allen Gräbern, er bleibt doch der Herr
Des Himmels und der hellen Morgenröte.
Wenn ihr auch fällt, er hat euch auserwählt,
Er weckt die Rächer auf aus eurem Blut,
Wie aus der Dattel kleinem Kern, den ihr
Dem Boden gabt, ein Wald entspringt von Palmen
Wenn ihr auch fällt, ihm bleibt gewiß der Sieg!

(Alle ab.)

Vierter Akt.

Erste Szene.

Nacht. Gartenlaube, die rechts einen kleinen Teil der Szene einnimmt, mit der Aussicht auf's Meer. Der König, Diego, Armand, Ritter beim Trinkgelag. Musik.

Rodrigo

Es ist genug! Entlaßt die Sänger jetzt.

Armand

Noch klang der Schlußakkord nicht von der Laute
Ihr liebtet diese Weise sonst.

Rodrigo

Nicht jetzt!
Bei Tag zu jeder Stunde, Abends nicht!
Was soll mir auch der Töne wirr Geplauder?
Aus ihrem Wohllaut spricht's wie Geisterstimmen
Klagend zu mir.

Armand

Ich hab' sie fortgeschickt.

Rodrigo

Heut wollen wir uns freuen, niemand sage,
Ich sei trübsinnig jetzt! — Bringt Lichter her,
Dort in der Laube ist es dunkel noch:
Ich liebe nicht das Aug' der Finsternis, —
Die Becher voll! Warum sitzt ihr so stumm?
Ist's denn ein Totenfest, wie die Egypter
Es feierten?

Diego

Sie nahmen Leichen, ja!
Und setzten sie an ihren Freudentisch.

Rodrigo

Doch Possen, Possen! Tote trinken nicht;
(steht auf.)
Stoßt an, was uns erfreut! Eine Stimme ruft:
Memento mori!

Rodrigo (auffahrend)

Wer rief's?

Diego

Ich nicht!

Armand

Vom Meere kam der Laut.

Diego

Bedeutungsvoll genug.

Rodrigo

So mahnt es uns
Zu trinken, eh' der Tod die Lippen schließt.
Was liegt daran? Memento mori! sei's
Der Trinkspruch denn!
Doch Frauen fehlen uns.
Nach holden Blicken sehnt ihr Ritter euch,
Und recht habt ihr, des Festes Kranz ist welk,
Bleibt diese Blume weg. Geht, Armand, geht,
Die schönste Maid! — fort Armand, holt Suleika.
Heut' mangle nichts.

Armand

Sie weint den ganzen Tag.

Rodrigo

Der Rose Zierde ist ein Tropfen Tau.

Armand

Seit Cava —

Rodrigo

Schweigt, nichts mehr davon!

Armand

Sie klagt
In Einsamkeit, die bleiche Wange auf
Die Hand gesunken; losgewunden ist
Ihr dunkles Haar und gleitet von der Stirne
Hinab zum Hals, wie Weidenzweige sich
Zu einer Urne neigen. Feucht das Auge
Blickt sie auf's Meer und seufzet um die Heimat.

Rodrigo

D'rum bring sie her, daß sie mit Fröhlichen
Auch fröhlich sei. (Armand ab.) Ich bin's und
warum nicht?
Verloren bleibt uns die Vergangenheit,
Und wem die Zukunft angehört, wer weiß es?
Auf Gräbern nur erlaubt die Gegenwart
Den kurzen Tanz, heut will ich fröhlich sein!

(Sie stehen auf und stoßen mit den Gläsern an. Dann steigt der König von der Terrasse herab und tritt mehr in den Vordergrund.)

Diego

Der Kranke nimmt sich vor gesund zu sein!

Rodrigo

Was murmelst du?

Diego

Ich sehe einen Geist,
Der überspottet euren Spott und bitter
Lacht er im Lächeln eures Angesichts.

Rodrigo

Du glaubst an Geister? Doch lacht mich nicht aus,
Ihr edlen Herrn! mir träumte selbst davon
Fast jede Nacht. Halb schlummernd und halb wach, —
Ich kann nicht schlafen; — schwebt ein Bild herein,
Die Haare frei, im langen weißen Kleid
Tritt sie an's Bett, und auf der Brust die Wunde,
Die nie vernarbt. Ich raffe mich empor,
Da schwebt's hinaus auf einem Mondesstrahl
Und auf dem Boden liegt's wie Blut. Es ist
Ein leichter Schatten nur; sonst nichts! ein Traum!
Bringt Wein, doch keinen roten mehr!

(Suleika, verschleiert, ähnlich gekleidet wie Cava im 2. Akt, tritt auf.)

Diego

Sie naht!

Rodrigo

Wer naht? Wer?

Diego

Suleika!

Suleika

Was begehrst du,
Daß du in später Mitternacht mich rufst?

Rodrigo

Es ist die Stimme! Licht! mein Aug' wird trüb!

Diego

Ihr zittert!

Rodrigo

Wie? — Du sollst den Wein kredenzen!

Suleika

Reich' ihn Fröhlichen!

Diego

Entlaßt sie jetzt!

Suleika

Ich kehr' zur Einsamkeit.

Rodrigo

Den Schleier weg!

Suleika

Rodrigo! (Entschleiert sich.)

Rodrigo (Heftig)

Ha, Cava! Was wendest du
Auf mich den Blick voll Schmerz und Zorn wie einst,
Als du zum Tod getroffen niedersankst?

Diego

Suleika ist's! (Suleika entfernt sich langsam.)

Rodrigo

O Cava!

Armand

Wahnsinn spricht
Aus seinem Munde!

Rodrigo

Wahnsinn? Wahnsinn? Nein!
Sie hat mich aufgesucht; es ist die Stunde,
Wo sie sonst furchtbar an mein Bette trat.

Armand

Es ist ein Zufall!

Diego

Zufall nennt ihr es?

Rodrigo

Verfinstert ist mein Geist, in seine Nacht
Fällt oft ein Blitz mit düstrem Wetterleuchten,
Ein grelles Licht trifft alle Gegenstände
Und kleidet sie in andere Gestalt
Von dem, was nicht mehr ist. Graut bald der Morgen?

Armand

Die Stunde ist noch fern.

Diego

Legt euch zur Ruh!

Rodrigo

Ich schlafe ja bei Tag, — Diego, wie?
Der erste Becher steht noch angefüllt
Vor euch.

Diego

Ich trinke keinen Wein!

Rodrigo

Wie eine Maid!

Diego

Nicht zechen kann ich, wenn
Mein Freund vielleicht sein Blut dem Staube mischt!

Rodrigo

An eines Heeres Spitze!

Diego

Tausend führt
Der Maure gegen ihn, und ich soll jubeln
Beim Weingelage, wenn der letzte Wall
Von Spanien hinstürzt!

Rodrigo

Noch lebe ich!
Auf meinen Wink entfalten Banner sich
Mehr als der Wald im Lenze Blätter hat.
Und zweifelst du, gebiet ich meinen Scharen,
Hier an's Gestade führe Armand sie.
Dann magst du seh'n, daß ich wie Adlerfedern
Die Speere schüttle, dann geh' zu Pelajo
Und sage ihm, ich lache eurer Furcht!

Diego

Ich will es tun, wenn ich das Heer geschaut!

Rodrigo

Du sollst es seh'n; euch Armand sei's befohlen!
Und dann gesteh', wer stürzt die Gothen nieder,
Wenn Schild an Schild sich drängt.

Der Mönch von Montserrat steht plötzlich da.

Der Mönch

Der Blitz des Herrn!

Schnell sengt er dir die Adlerschwingen ab,
Und schleudert zu Gewürm als Wurm dich hin;
Er schüttet Tränen in den Wollustkelch,
Den schwelgend du zu deinen Lippen hebst,
Herab gießt er die Schale seines Zorns,
Daß du verzweifelnd dich und knirschend beugst.
Dich rührt es nicht, daß Stadt um Stadt zerfällt,
Daß niederbrechen heilige Altäre
Und auf die Trümmer fließt des Priesters Blut.
D'rum sei vertilgt! — Verödet diese Stätte!
Und wer sie tritt, dem Fluch vervehmt wie du!
So hat des Geistes Stimme mir geboten
Zu künden dir, was bald von Meer zu Meer
Das Wehgeschrei durch alle Täler ruft.
Geschehen soll, was zu geschehen hat
An deinem Haupt, der Hammer ist geschwungen!
Noch eh' der halbe Mond, der dort am Himmel
Dein Mane Thekel Phares blutig steigt,

(Der Halbmond steht hell am Himmel.)

Mit voller Scheibe prangt, liegst du im Staub
Und deine Krone schmückt ein andres Haupt! (ab.)

Rodrigo

In Spanien der Maure? Ha du lügst! —
Er ist schon fort, gewitterschwül die Luft.
Noch klingt sein Fluch, was sitzt ihr stumm und bleich?
Auf! fort! Der Maure ist in Spanien!
Erwahrt es sich, dann hat der Herr gerichtet.

(Alle ab außer Diego und Armand.)

Armand

Erschüttert flieht er!

Diego

Traf mich selber doch
Des Mönches Blick wie Tod!

Armand

Es nennt der Ruf
Ihn wahrhaft, kommt, verlassen wir Rodrigo?

Diego

Meineidig, wie sein Glück! spracht ihr das Armand?
Ihn traf der Fluch, doch unsre Treue nicht.

Armand

Und womit hat er diese je verdient?

Diego

Rodrigo nicht, — dem König weih ich sie.

Armand

Das nächste Recht zur Krone hat Alfonso.

Diego

Ihm schwur ich nicht.

Armand

Nur der Gedanke, nicht
Des Eides Wort besitzt zu binden Kraft.

Diego

Wer gerne klügelt, sucht nur einen Grund,
Die Pflicht zu übertreten.

Armand

Was ist Pflicht?

Diego

Was ich beschwor, als ich den Ritterschlag
Von ihm erhielt.

Armand

Ihr denkt nicht weit hinaus.

Diego

Doch fühl' ich tief, was hier dem Manne ziemt.
Mich fesselt keine Dankbarkeit an ihn,
Auch nicht Bewunderung, auch Ehrfurcht nicht,
Das wißt ihr leider! Doch ihn jetzt verlassen —
Verrat wär' es am Vaterlande selbst.
Dazu habt ihr kein Recht, ja nicht einmal,
Sei noch so schlecht der Fürst, entschuldiget
Den Frevel dies. Des Königs Schwäche sinkt
Mit ihm in's Grab, es bleibt das Vaterland.
Das Vaterland! Auch ihr verlaßt es nicht,
Zu schmachvoll wär' es. — Seht, ich denke so:
Es muß die Treue wohl die Krone sein
Von allen Tugenden, weil sie viel seltner
Als jede andere gefunden wird.
Wert ist ein solches Kleinod, daß man's hege,
D'rum sei der Mann treu um der Treue willen.

Armand

Ich geh' und führ' die Truppen an's Gestade.

Diego

Tut's Armand! besser ist's als eure Rede.

(Armand ab.)

Vielleicht, daß ihn der Krieger Anblick weckt,
Was er versäumt, zu sühnen durch die Tat,

Und wieder feurig ein Komet der Schlacht
Führt er wie einst mit alter Kraft uns an.

(Pelajo tritt auf.)

Pelajo

Diego!

Diego

Wie ein Heiliger erscheinst
Du noch zu rechter Zeit, o sei gegrüßt!

Pelajo

Ich glaubte nicht, so früh dich hier zu finden?

Diego

So spät sag' lieber, eben ging der König.

Pelajo

Hält ihn die Sorge wach bei seinen Kriegern?

Diego

Hat schon der grause Ruf dein Ohr erreicht,
Was hier gescheh'n? Auf unserm König liegt
Wie einst auf Saul Leid und Verfinsterung,
Dem Wahnsinn gleich: Er kann verwirrten Sinns
Nicht vorwärts schauen, blickt er hinter sich,
Verfolgen ihn Gestalten grauenvoll.

Pelajo

O schlimme Kunde!

Diego

Beim Gelag sucht er,
Was hin auf immer, Ruhe für die Brust,
Doch nur Betäubung stumpft ihn ab.

Pelajo

Wie lang?

Diego

Seit — Cava's Tod!

Pelajo

So ist sie tot? doch sei's!
Wenn eine Königseiche stürzt, wer darf
Um eine welke Blume Leid noch fühlen?
Und wenn der Fels, wenn niederbricht ein Reich,
Wer darf noch seines Herzens Elend klagen!
O welches Feu'r entzündete ein Kuß
In süßer Liebesnacht! Ein wilder Brand
Umlodert es des hohen Thrones Stufen
Und alles stürzt im ungeheuren Fall!

Diego

Du bist gerächt!

Pelajo

Vergeben hab' ich alles!
Den Frieden Gottes über ihr Gebein!

Diego

So ruhig nimmst du diese Botschaft hin?

Pelajo

Dem Winke Gottes füg' ich mich in Demut.
Was ich bedachte, reift nun zum Entschluß:
Nicht walte schwankend mehr in meiner Brust
Die Doppelmacht des Himmels und der Erde!
Ich werfe jeden Reiz des Lebens hin,
Wie ich entäußert seiner Zierden mich,

Als Tarik mit dem Blute meiner Helden
Den Boden färbte und im Staub geschleift
Das Banner Spaniens mit Füßen trat,
Da stürzte ich noch einmal in die Wogen
Des wilden Kampfes, auseinander stob
Der Mauren Schwarm und ich — fand nicht den Tod.
Ermüdet schleppte sich mein Streitroß fort
Auf eines Hügels Rand; ich sah zurück
Und als ich unser Elend überschaute,
Da floß vom Auge mir ein Tränenstrom.
Vor Schmerz bewußtlos fast und vor Erschöpfung
Ließ ich dem Roß die Zügel frei, doch plötzlich
Begann es wild zu schnauben, bäumte sich
Und zitternd blieb es steh'n wie festgebannt.
Ich riß mich auf, ein Mönch trat mir entgegen,
Noch faßt mich Grauen, denk' ich seiner Rede.
„Weh' Spanien, Weh' Spanien! Du sollst
Den Nacken beugen in der Knechtschaft Joch,
Der Sarazene setzt dir in's Genick
Den starren Fuß und wie ein Morgenstern
So fällst du nieder in des Abgrunds Tiefen.
Die Männer sinken, wie das schwanke Rohr
Der Sturm hinstreckt und knirschen blutigen Staub,
Die Frauen werfen fort den Schmuck der Locken,
Wenn sie der Maure aus den Toren schleppt.
Weh' Spanien! hüll' dich in Bußgewand
Und hefte vor die Brust das Kreuz des Herrn. —
Vernichten will ich dich nicht ganz, es soll
Von dir die Wurzel in der Erde bleiben
Und wecken will ich wieder dich zum Licht

Mit mildem Tau, wenn du zu mir dich kehrst!"
Im Herzen tief hab' ich sein Wort bewahrt,
Die Glieder hüllt' ich in dies Bußgewand
Und heftete das Kreuz vor meine Brust.
So will ich's tragen, bis der Herr vor sich
Mich fordert. Nie berühren soll
Von Weib und Kind mich je ein Kuß der Liebe.
Entsagen will ich dieser Erde Freuden,
Damit des Himmels Rosen mir erblüh'n.

Diego

Ich folge dir.

Pelajo

Dazu sind wenige
Nur auserwählt, und diese zeichnet Gott
Wie mich. Von allem irdischen
Löst er durch stummes Leiden ihre Seele
Und reicht der Weihe Dornenkranz.

Diego

Nicht du,
Auch ich erkenne, was die Zeit verlangt.

Pelajo

Erfüll' es denn und folge deinem König.

Diego

Verläßt du ihn?

Pelajo

Er kämpfe für die Welt,
Für Ruhm und Ehre, ich für Gott, dann hat
Das Seine jeder friedlich ohne Streit.

Der Maure naht, bedroht das Vaterland,
Bedroht den Glauben, darum will ich noch
In diesem Kriege ihm zur Seite steh'n.

(Rodrigo naht, ohne sie zu bemerken.)

Rodrigo

Wägt denn ein Mord so schwer? Ich schlug
Im Felde Manchen; König Wittich fiel,
Ich konnte ruhig seine Wunde schauen.
Das Szepter nahm ich, nahm das Diadem,
Ein Purpurmantel schützte diese Brust
Vor jedem lauten Tadel; die Posaune
Des Weltgerichtes hätt' ich überhört
Mit leichtem Spott. Da trat sie vor mich hin
Und ihre Liebe — — Sprach ich nicht zu ihr:
Stark wie der Tod, so muß die Liebe sein
Und wie der Himmel tief, wenn ich mein Herz
Auf ewig binden soll. Sie glaubte mir!
Stark wie der Tod und wie der Himmel tief
War ihre Liebe, doch ich hielt sie nur
Für eine Rose, die des Morgens blüht
Und Abends hinwelkt. — O nur einen Trunk,
Nur einen Tropfen aus der Flut, die uns
In ewiges Vergessen taucht!
Vergebens! Alles, was ich je gewann,
Zerrinnt wie Rauch in Nichts; was ich verlor,
Zeigt mir als einzig wünschenswert ihr Tod,
Weil es allein im wüsten Gaukelspiel
Des Lebens sich als echt und wahr erwies.
Ich konnte glücklich sein! — Aus ihrem Grab
Steigt mahnend jetzt die Schuld, der Schleier reißt,

Den leichter Sinn um meine Schläfe wob.
Einst froh und bunt, jetzt grau und düster schwebt
Ein jeder Tag vor mir, den ich gelebt.
Auch Wittichs Schatten drängt sich jetzt herbei
Als hätt' ihr Blut auf's neue ihn geweckt. — —
Vergiß den Frevel, er vergißt dich nicht
Und spät noch droht er aus der Gruft, die längst
Das Gras mit vollen Halmen zugedeckt.
Hohläugig naht er, wenn du es nicht ahnst
Und heischt sein Recht! — — —
Es kauft sich los von der Vergangenheit
Kein Sterblicher, sie folgt ihm überall
Als Strafe nach, und schließt der Zukunft Tor. —
Die Erde tret' ich als mein eigner Schatten
Noch weniger als tot, weil fern die Ruhe,
Die mit dem Tod balsamisch uns umfließt.

(Armand mit dem Heere.)

Armand

Die Krieger zieh'n heran! Als die Trompete
Zum Aufbruch rief, erhob sich jede Brust
Vom Bleigewicht des langen Zögerns frei
Mit frischer Kampfbegier.

Rodrigo

Nicht alle sind es!
Einst dehnte sich der Zug noch durch die Gassen,
Als hier der erste schon das Banner schwenkte.

Armand

Gelichtet sind die Reih'n, ein andres Lager
Faßt die Entfloh'nen.

Rodrigo

Schnell zeigt sich der Fluch,
Und doch vernahm ich ihn erst diese Nacht.
Es ist vorbei! (Erblickt Pelajo.)
Dich führt die Rache her!

Pelajo

Die Rache hab' ich Gott anheimgestellt!

Rodrigo

Wo ist das Heer, mit dem ich dich entsandt?

Pelajo

Es steht vor euch, was davon übrig noch!

Rodrigo

Die Ritter alle, welche dir gefolgt?

Pelajo

Auf weiter Eb'ne modert ihr Gebein,
Gebrochen und zerstückt vom Schwert des Mauren.
So hüten sie im Tode noch die Grenzen
Als stumme Wächter, wie es ihre Pflicht.

Rodrigo

Und meine Schiffe?

Pelajo

An des Meeres Strand
Liegt Scheit an Scheit, zerschellt ist Mast und Planke.

Rodrigo

Wer trägt die Schuld?

Pelajo

Nur du, der uns verließ!

Rodrigo

So ist der Maure schon in Spanien?

Pelajo

Zwei Tage noch, du siehst ihn vor Sevilla.

Rodrigo

Zwei Tage noch?

Pelajo

Am Tore liegt das Roß,
Das mich mit schnellem Hufe trug hierher.
Sie folgen mir, und darum hielt ich nur
Das Leben wert, zum Kampfe dich zu rufen.
Nicht soll der Sarazene Spanien
Die Beute seines krummen Säbels heißen,
So lange noch ein Gothenkönig lebt!
Siehst du die Krieger hier? Greif Tarik an,
Daß er sich sehne nach der öden Wüste,
Und nur ein Grab erobere, kein Land!

Rodrigo

Wär' ich der letzte Ritter meines Heeres,
Ich streute Asche auf das Haupt und trüge
Des Sarazenen Schwert die Brust entgegen
Zum letzten Kampf. — Ich könnte durch den Tod
Mein Leben sühnen und dem Büßer würde
Vielleicht sich auftun noch des Himmels Tor.
Doch euer Feldherr? — Nein! — des Fluches Wort
Versengt' die Adlerschwingen, in den Staub
Warf es mit der zerbroch'nen Krone mich.

Pelajo

Entflammt die Brust kein hoher Glutgedanke,

Wenn du bedenkst, daß tausend Märtyrer
Auf deine Hand vom Himmel niederschauen
Und segnend warten, bis du sie gerächt?
Nicht darum sanken sie zum Tode wund,
Weil es ein Spiel, dazu hat Musa nicht
Den ganzen Osten gegen uns bewaffnet.
Zwei Völker steh'n gerüstet Stirn an Stirn
Das heilige Kreuz, den halben Mond voran.
Schon stürmt das eine siegreich vor, — du schweigst?
Der König soll, wo es das höchste gilt,
Sich mutig stellen vor der Helden Schar.
Die Kirche Gottes fleht um deinen Schutz,
Verderblich folgt der Drache ihrem Schritt,
Aus ihrer Hand entgleitet Kelch und Bibel,
Bald hat sie keine Stätte mehr, wo sie
Dem Herrn des Himmels bring' das reine Opfer.

Rodrigo

Rein sei ihr Krieger; meiner Stirne steht
Ein Fluch in schwarzen Zügen eingebrannt.
Pelajo! du nimm hier den Feldherrnstab,
Sei mit dem Zeichen auch die Würde dein.

Pelajo

O Schmach! so hat Alfonso Recht!

Rodrigo

Was hätte

Zu sagen der! doch mag er selber reden.—
Holt ihn! Ihr schweigt?

Armand

Er ist entfloh'n!

Rodrigo

Entfloh'n?

Diego

Als ich es meldete, hießt ihr mich schweigen,
In andere Dinge waret ihr versenkt.

Rodrigo

Wohl, wohl! es ist nicht gut, doch habt ihr Recht!
Sonst lag mir viel daran, ihn streng zu hüten!
Zwar gönnt' ich gerne jede Freude ihm
Und seine Gegenwart, ein Vorwurf sonst,
Schien dieses nicht, sah ich ihn fröhlich nur, —
Doch jetzt! sei's denn!

Pelajo

Er fordert dich zum Kampf.

Rodrigo

Mit eig'ner Hand durchstieß ich seinen Vater,
Als er im Thronsaal auf die Stufen stieg:
Nicht trinke beider Blut dasselbe Schwert.

Pelajo

Sein Reich begehrt er und die Krone, die
Du ihm auf deinem Haupte vorenthältst.

Rodrigo

Er hätt's gewagt? — Doch sei's! —

Nur kurze Zeit,
Dann rollt die Krone selbst vor seinen Fuß.
Nur kurze Zeit! Ich fühl's, des Fluches Kraft
Hat dies Gebein durchrüttelt, Staub zu Staub
Mischt es sich bald.

Pelajo

Er schüttet Hohn auf dich!

Rodrigo

Ja, ja, ich bin durch ihn der Knaben Spott.

Pelaja

Doch wiederhol' ich alles nicht weil sonst
Statt deiner Scham mir Stirn und Wangen färbte.
Sieh dort die Krieger, jedes Auge senkt
Verwirrt zu Boden sich.

Rodrigo

Wo trafst du ihn?

Pelajo

Im Schlachtfeld gegen uns, die ersten Sporen
Verdient er sich an deiner Ritter Helm.
Als er mich sah, hielt er die Zügel an
Und rief den Gruß, den ich entrichtet dir.

Rodrigo

Er kommt mit Tarik! Huldiget dem Mauren?

Pelajo

Nimmt Spanien entehrt zum Lehen von
Ungläubigen, so strebt er nach dem Thron!
Und du bleibst kalt!

Rodrigo

Verrät sein Vaterland?
Gemordet hab' ich, und begangen viel,
Was schamvoll in ihr Dunkel hüllt die Nacht,
Doch dieses eine hat nur er gewagt!

Nennt auch die Leidenschaft, die ihn gespornt,
Mit jedem Namen: Ehrsucht, Rachsucht, Wut,
Der Jugend Frevel, — hat er einen Grund
Das Schwert auf mich zu zücken, sei's!
Doch bleibt er schwarz, steht er auch neben mir.
Vergaß ich Spanien bei wilden Freuden,
So hat nur er's um schnöden Sold verraten.
Ich nehm' sein Pfand, wir sind als Gegner gleich!
Wenn mich der Mönch um Spanien verflucht,
So drückt ihn gleiche Last. Verrat und Mord —
Entscheid' die Hölle, welches schwerer wiegt.
Folgt mir! — Mag eine rein're Hand als diese
Das Banner tragen für des Glaubens Sieg: —
Nie soll man sagen, daß ich einen Gegner
Zurückgewiesen, der mir gleich. Nimm du
Des Kreuzes Fahne, mir den Feldherrnstab!

(Kriegsmarsch. Alle ab.)

Fünfter Akt.

Erste Szene.

Burgsaal mit der Aussicht auf den Guadelet und die ferne Stadt Frontera. Tarik, Julian, Alfonso, Horeira und Mauren.

Tarik

Am nächsten Morgen zieh'n wir an den Fluß,
Der dort im Schilfe durch die Fluren strömt.

Alfonso

Es ist der Guadelet.

Tarik

Und jene Stadt?
Auf ihren Türmen funkelt noch das Kreuz.
In weiter Ferne dort!

Alfonso

Xeres Frontera!

Tarik

Wir fordern sie zur Uebergabe auf,
Eh' unser Säbel an die Tore pocht.

Horeira

Ein starker Wall umgibt sie schirmend rings.

Alfonso

Doch ist er morsch bereits, es überließ
Rodrigo dem Verfalle ihn.

Tarik

Alfonso!

Wo ist der König, dessen Tapferkeit
Fast wie ein Märchen einst die Welt durchflog?
Er zeigt sich nicht! So haben wir den Sieg
Unblutig fast; doch um es zu gestehen,
Hätt' ich mir stärkern Widerstand gewünscht,
Und dadurch größern Ruhm.

Julian

Dank es dem Himmel,
Daß Ein Pelajo nur im Felde stand.

Tarik

Auch dieser wich!

Julian

Ja, wie der Blitz, wenn er
Verwüstend aus der Wetterwolke fährt
Und wieder sich in ihre Dunkel birgt.

Tarik

Er hemmt uns nicht, reif pflücken wir die Frucht.

Julian

Du nennst sie reif? Rodrigo ist es nur,
Und er allein! Sieh diese weite Flur
Vom Meere hier, dort vom Gebirg begrenzt:
Ein schönes Land, doch offen überall!
Glaubst du vielleicht, du hättest es gewonnen
Im Siegeskampf? Vernimm dies eine Wort:
Kein Stäubchen würdest du erregen hier,

Wär's nicht Rodrigo selbst, der dir das Tor
Von Spanien durch seinen Frevel öffnet.

(Der Alcalde von Frontera mit einigen Begleitern tritt ein)

Alcalde

Sei uns vergönnt dich mächtiger Emir
Zu grüßen in der Mitte deiner Helden.

Tarik

Was ihr auch bringt, willkommen seid ihr uns.

Alfonso

Mit Freuden seh' ich euch, was kündet ihr?

Alcalde

Frontera's Bürger haben uns gesandt
Zu huldigen der Macht, die siegreich schon
Ein Reich bezwang, eh' dessen Herrscher noch
Davon erfahren, daß er es verliert.
So nahen wir, — nicht hoffnungslos, da wir
Alfonso seh'n. Wir wissen, daß du nicht
Mit Spanien, nein, mit Rodrigo nur
Zu kriegen kamst, sei ein Vermittler uns
Im Siege mild. Nimm hier die Schlüssel an,
Die wir da bringen. (Läßt sich auf die Knie nieder.)
Ach! kein Feind gewann
Frontera noch, jetzt harren seine Bürger,
Was ihr beschließt.

Alfonso

Ich danke euch; doch nicht
Ziemt's mir zuerst, die Schlüssel anzunehmen,
(Zu Tarik.) Von dir empfang' ich sie als Zeichen der
Belehnung.

Tarik (zu den Gesandten)

Wider Mahom's Feinde ruft
Der Koran uns. Wenn sie absteh'n vom Krieg
Gebeut er Schonung. Dieses Schwertes Schärfe
Erheb' ich nicht mehr gegen euch, doch beugt
Dem Joche euch: die Waffen liefert aus
Bis ihr erwacht vom Traum der Finsternis.
Wenn Allah im Gebet den Herrn ihr nennt,
Ist Friede unser Gruß! — Dann räumt ihr uns
Die größte Kirche, daß des Korans Lehre
Darin erschalle segensvoll für euch.
So mag es bleiben! Von den andern Tempeln
Nehmt überall die Kreuze ab, und setzt
Den halben Mond auf ihre höchsten Kuppeln,
Dort steh' er hell und glänzend über euch
Daß ihr erkennet: Allah sei der Herr,
Der einzige zu leihen Sieg und Macht.

Alcalde

Wir fügen uns.

Tarik

Was übrig noch, bestimmt
Alfonso hier, der euer Herrscher wird
Durch Musa's Gunst.

(zu Alfonso) Doch fällt dies ganze Reich
An keinen Erben deines Leibes mehr,
Der letzte Gothenkönig sollst du sein;
Bist du einst tot, so waltet Rechtens hier
Der Maure nur! — Das sagt Frontera's Bürgern!

(Die Gesandten treten ab.)

Roreira

Dort wirbelt Staub, ein Heer zieht an den Fluß.

Alfonso

Die Wälder deckten es vor unserm Blick.

Tarik

Drei Züge sind's, in bunten Reihen geht
Der erste durch die seichte Flut, voran
Ein Ritter schlank, es wallt des Rosses Mähne,
Es wallt der Federbusch, die Rüstung blau
Und weithin schattet seiner Lanze Schaft.

Alfonso

Diego ist's!

Tarik

Auf schwarzem Roß der zweite:
Es spritzt daran der Wellen Gischt empor,
Stolz sitzet er, den schwarzen Harnisch deckt
Ein weißer Wappenrock mit rotem Kreuz,
Ein wallend Banner schwingt er in der Hand;
Er ist am Ufer, schwarze Ritter folgen.

Alfonso

Das ist Pelajo!

Tarik

Hell vom dritten strahlt
Der gold'ne Panzer weithin durch das Feld,
Sein gelbes Haar fließt auf den Purpurmantel,
Der weich und faltig um die Schultern fliegt.
Das ist der Feldherr, sagt's nicht die Gestalt,
So kündet ihn am Helm der goldne Reif.

Alfonso

Es ist Rodrigo!

Julian

Bringt mir Schild und Speer!

Alfonso

Sie sind herüber!

Tarik

Das sein ganzes Heer?

Alfonso

Es scheint.

Tarik

Doch nicht der Männer Menge gilt,
Nach ihrem Mute nur will ich sie zählen.

Alfonso

Sieh' hin, ein Ritter sprengt dort durch's Gefild,
Vor sich im Sattel hält er eine Frau
Im Schleier eingehüllt, — er ist am Tor.

Horeira

Ich schaue hin — still, still — sie ist's, sie ist's!
Die Pforten auf! sie ist's Suleika!

(Suleika und Armand.)

Suleika

Vater!

Horeira

Zum Himmel laß die Hände mich erheben,
Eh' ich, mein Kind, an diese Brust dich drücke.
Du bist es! ja du bist mir neu geboren,

Noch strahlt aus deinem Auge Licht und Friede,
Ward auch das Antlitz bleicher, schlingt sich auch
In dunklern Locken um die Stirn das Haar.
Erfüllt ist Alles, was zu wünschen blieb
Und jene Macht, die mild mein Fleh'n erhört,
Hört jetzt den Dank.

Julian

Auch eines Vaters Fluch!

Armand (zu Alfonso)

Der erste nicht, jedoch der treueste
Begrüß ich dich in Spanien, gar viele
Hab ich geworben und vorausgesandt.
Was ich schon längst beschloß, vollbrachte ich
Und nahm Suleika mit, sie sollte mir
Bei euch das Herz zu neuer Freundschaft öffnen.

Tarik

So hat Rodrigo sich emporgerafft?

Armand

Noch heut greift er dich an.

Tarik

Es lockt der Herr
In des Verderbens Garn den Widersacher.

Armand

Mach' dich gefaßt und spann' die Kräfte an
Mit Koransprüchen siegst du heute kaum.
Er hat sich aufgerafft, so wie der Stier
Den leicht der Speer des Picador geritzt,

Und wehe dem, der vor die Hörner ihm
An diesem Tag gerät! Du sandtest heut',
Um Kunde dir zu bringen, eine Schar;
Er bringt sie selbst, er hat sie überrannt,
Daß keiner an die Auferstehung denkt.
Jetzt greift er an, hört ihr schon die Fanfare?

Tarik

Zu euren Scharen! (zu Alfonso) Deine Reiter stellst
Du auf den linken Flügel, zeig es heut,
Daß du ein Königreich als Leh'n verdienst.

Alfonso

Nicht deiner Worte braucht es Maure noch,
Fürwahr! auch ohnedem ist er mein Feind!

Horeira

Wie Wespen fliegen schon die Bogenschützen
Im Felde auf und nieder, fort zum Kampf!

Tarik

Horeira du umzingelst Don Diego
Mit deiner Beduinen leichtem Schwarm.
Euch, meines Heers Erkor'ne, führe ich
Zum schwersten Kampfe gegen Don Pelajo.
Die Sonne sinkt, doch eh' sie untergeht
Trag' sie die Kunde noch von uns'rem Sieg
Mit ihren letzten Strahlen über's Meer.
Blickt auf, am Himmel steigt der halbe Mond!

(Die Mauren ab.)

Julian

Bald dunkelt es, die Nacht gehört den Geistern

Und nicht sein Engel hat mich hergeführt.
Schwarz ist die Rache, sucht ihr Nachtgestalten
Wie blutige Hunde seiner Ferse Spur
Und leitet mich, o träf' ich ihn allein! (Ab.)

Armand

So ist es wahr, du nimmst von Musa's Hand
Dir Spanien zum Leh'n?

Alfonso

Das ward bestimmt!

Armand

Dem Sarazenen unterwirfst du dich!

Alfonso

Für kurze Zeit, es gelte jeden Preis,
So oder anders, fallen muß Rodrigo!
Und ob sie kommt aus erster, zweiter Hand, —
Wer klügelt noch, wenn ich die Krone trage?

Armand

Wenn du sie trägst! doch nur als Knecht des Mauren
Kehrst du in's Vaterland, und das entreißt
Dir edler Herzen viel, die zweifellos
Sonst freudig um dein Banner sich gereiht.

Alfonso

Hab ich mein Ziel erreicht, kann ich den Mauren
Zurück in seine Steppen wieder jagen.

Armand

Wenn du nur wie Rodrigo spielen willst,
Verlierst du auch wie er!

Alfonso

Niemals gewinnt,
Wer ängstlich jede Möglichkeit berechnet.

Armand

Noch eh' die Nacht graut, spricht ja der Erfolg.

(Beide ab.)

Zweite Szene.

Waldige Gegend, Schlachtlärm.

Diego (hinter der Bühne)

Hieher zieht alle!

(Tritt mit seinen Kriegern auf.)

Rodrigo

Wäre doch mein Schwert
Des Todes Sense, nieder sie zu mähen!
Erschlag' ich einen, zehn sind wieder da,
So daß mein Arm ermüdet, sie zu senden
In's Paradies, wohin sie heiß verlangt.
Noch steht es gut, wär' nur die Rotte nicht,
Die Spanien verrät!

Diego

Schließt eure Reihen fest! —
Mein Herr und König folgt dem treuen Rat,
Den ich, die Brust von Schmerz erfüllt, euch gebe.
Nicht fliehen laßt uns, nein! wir weichen nur,
Das Antlitz stolz dem Feinde zugekehrt,
Auf kurze Zeit, um neue Macht zu sammeln.
Vergebens ist der Kampf, es drückt auf uns
Von allen Seiten ihre Ueberzahl.

Rodrigo

Und wär' sie tausendfach, nie sage man
Daß wir am Tage von Frontera wichen.
Der alte Schlachtenmut ist auferwacht
In dieser Brust, und fordert knirschend Blut.
Verschwunden sind bei der Trompete Ton,
Als wär' der Ruf zur Tat ein Hahnenschrei,
Die finstern Träume in ihr nächtig Reich.
Zurück in's Schlachtfeld!

Diego

Wackerer Pelajo!
Schon zweimal schlug er durch das ganze Heer
Der Mauren sich, als wär's ein Bienenschwarm.
Die Fahne und das Kleid mit Blut bespritzt
Trägt er das Kreuz, schwingt er des Schwertes Wucht.
Doch sieh' mit frischer Kraft stürmt Tarik an,
Sie fechten Schlag auf Schlag, sie ringen, —
Des Kampfes Flut hat wieder sie getrennt,
Weh' uns, das Banner wankt und sinkt!

Rodrigo

Pelajo!!
Diego, Paladine fort zu ihm!
Er darf nicht fallen! reich an Märtyrern,
An Heiligen ist ja der Himmel schon,
(Diego und die andern ab.)
Doch arm die Erde, sucht ihr solchen Mann!
Ich eile dorthin, wo Alfonso ficht!
(Als er fort will, tritt ihm Alfonso gerüstet entgegen.)

Alfonso

Steh' mir!

Rodrigo

Ein Spanier!

Alfonso

Kein Mörder!

Rodrigo

Alfonso!

Alfonso

Spät erst treff ich dich im Feld.

Rodrigo

So dank dem Himmel für die Gnadenfrist,
Die er dir gab.

Alfonso

Ich zahl' sie mit dem Schwert!

Rodrigo

Als König spreche ich das Urteil dir,
Sei hier der Richtplatz, dies der Richterstab,
Gar feierlich ist die Versammlung rings:
Zwei Völker steh'n als Zeugen, eines hast
An's and're du verraten; Tod auf dich!

(Legen aus.)

Alfonso

Mit deinem Blut benetz' ich Wittich's Grab!

Rodrigo

Nenn deinen Vater nicht, sonst droht er dir
Mit seinem Fluche aus dem Jenseits noch!
Sein Grab hast du des Feindes Hohn verkauft,

Daß ich ihn schlug, verzeiht er, fäll' ich dich.

(Fechten. Alfonso's Klinge springt.)

Alfonso

Weh mir! des Vaters alter Stahl zerbricht!

Rodrigo

Das Zeichen sendet er von seinem Fluch,
Er wendet finster sich vor dir; — du hast
Am Himmel keinen Teil mehr und an ihm.
Noch gibt es eine Strafe für den Frevel:
Dies Schwert, das ihn durchbohrt, durchbohre dich.
Rastlos verfolgt von Furien soll sein Geist
Dies Land durchirren, bis es wieder frei!

(Ersticht ihn.)

Alfonso

Du hast gesiegt und nieder stürzt im Staub
Der alte Stamm von Spaniens Fürstenhaus!
Doch ist's vergönnt zu schauen in die Zukunft
Dem Sterbenden mit geisterhaftem Blick,
So sag' ich dir, eh' noch mein Blut verraucht,
Fließt deines auf den schwarzen Boden hier. (stirbt.)

Rodrigo

Erfolgen wird, was muß! Du liege hier,
Des Himmels Geiern laß ich dich zum Fraß,
Daß nicht dein Moder Spanien verpeste,
Nachdem du es verraten: — dies dein Grab
Und volle Rache hat das Vaterland! (Julian tritt auf.)

Julian

Wer darf von Rache sprechen außer mir

Auf diesem Feld? — Du bist's — Gönn' ihm
Die Handvoll Staub, der Tod gleicht alles aus,
Und du auch wünschest dir des Grabes Ruhe.

Rodrigo

Der Stimme Ton, du bist —

(Julian schlägt das Visir auf.)

Graf Julian!

Julian

Ich kam zu tilgen eine Forderung,
Wir sind allein!

Rodrigo

Ich fechte nicht mit dir!

Julian

Kennst du den Dolch? — Was wirst du bleich?
Sah'st du die Lilie? sie war auch bleich
Und sank, gebrochen wie mein Vaterherz.
Bereite dich! empor den Schild! Es ist
Ein Gottesurteil dieser Kampf!

(Rodrigo hebt das Schwert und läßt es wieder sinken.

Rodrigo

Vergebens!
Ein Cherub schlägt das Schwert aus meiner Faust!

Julian

So fahre hin!

Rodrigo

Ich bin zum Tode wund!

(sinkt auf den Schild.)

Julian

Mein Werk vollbracht, von dieser Klinge raucht
Das Blut wie Opferdunst zum Himmel auf!
Laß uns denn scheiden! du, wohin sich auch
Die Seele wendet von dem Erdenleib,
Sag' meiner Tochter, daß ich sie gerächt.
Ich geh' zum Montferrat. Als Weihgeschenk
Leg' auf den Altar diesen Dolch ich nieder,
Und wo die stillste Zelle sich im Felsen
Verborgen wölbt, will der Erinnerung
Ich einsam leben, für die Toten beten —
Ob Freund ob Feind! der Tod gleicht Alles aus! (ab.)

(Diego und Ritter.)

Diego

Hier muß der König sein!

Rodrigo

Such' ihn im Staube!

Diego

Weh' uns, in bangen Trauerliedern wird
Einst Spanien beklagen diesen Tag!

Rodrigo

Wo ist Pelajo?

Diego

Noch einmal warf er
Dem Feind entgegen sich, der wachsend stets
An Zahl das Kreuz bedrängt, um dich zu suchen.
Der Gothen Ruhm hat er gerettet und
Was übrig noch vom Heer.

Rodrigo

Stütz' mir das Haupt!
Nicht wahr, so leicht? — Und doch trug's eine Krone!
Sind wir besiegt?

Diego

Doch überwunden nicht.

(Pelajo und Ritter von der Gegenseite.)

Pelajo

Auf edler Freund!

Diego

Sieh' hier!

Rodrigo

Pelajo!
Das letzte Wort! — die Wunde brennt wie Glut.
Löst meinen Helm, — reicht ihm den Königsreif,
Du bist ihn wert! — Der Erde meinen Leib,
Die Krone dir — zahl ich des Lebens Schuld! (stirbt.)

Pelajo

Er ist verschieden!

Diego

Nimm das Diadem!

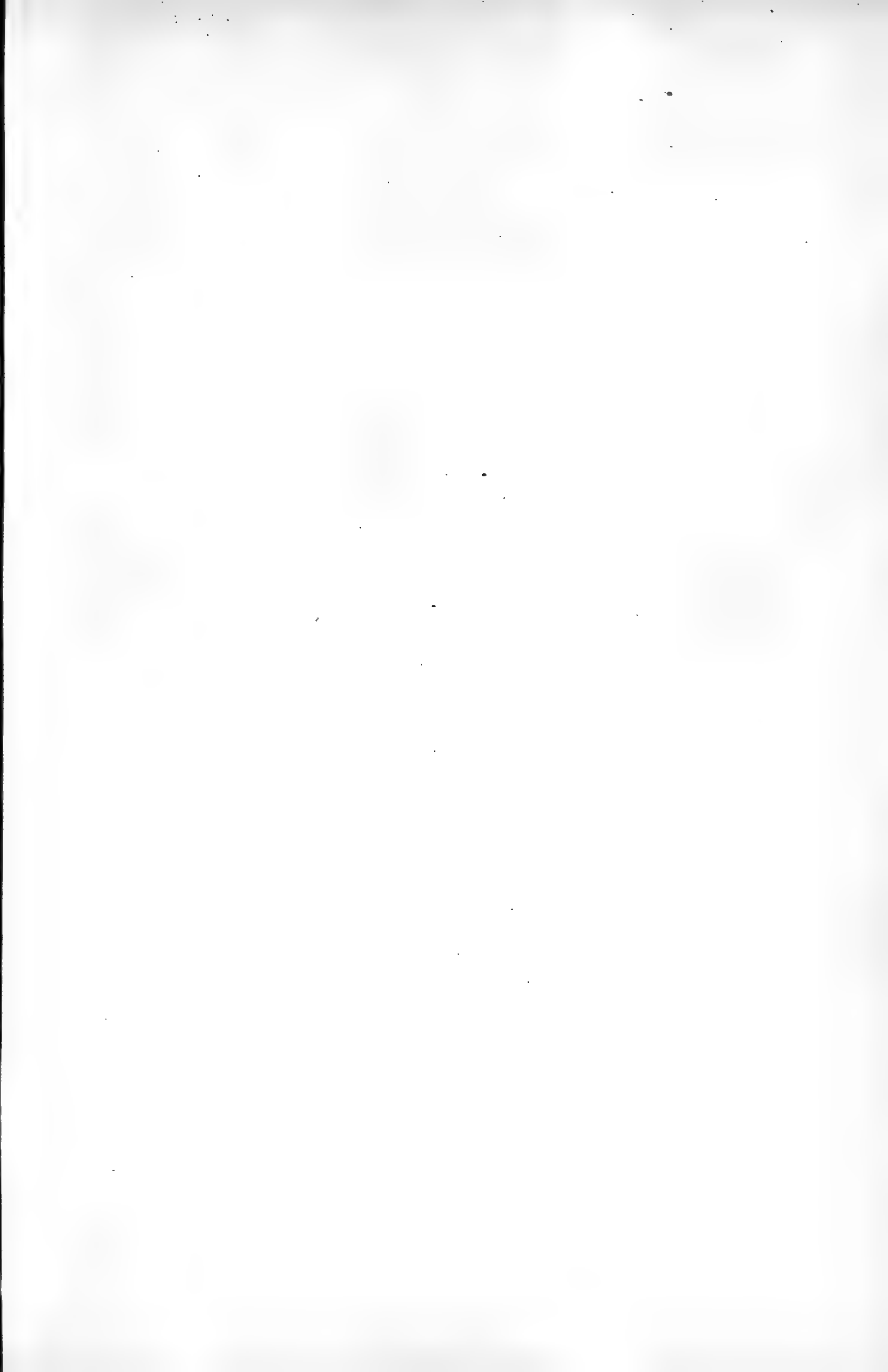
Pelajo

Auf seine Bahre will ich's niederlegen,
Begleit' es ihn zu Grab, mir ziemet nicht
Den Schmuck zu tragen, wenn das Vaterland
Im Dornenkranze um Befreiung seufzt.
Nehmt seine Leiche, hebt den feuchten Blick:
Das Kreuzesbanner wallt hoch über uns!

Folgt mir, wo fern Asturiens Felsenzinnen
Sich schützend heben, pflanze ich es auf.
Da mag es leuchten! Gott verläßt kein Volk,
Das fest im Glauben an die Freiheit bleibt
Und kühn die Brust zu ihrem Walle macht
Da mag es leuchten durch der Knechtschaft Dunkel
Der Stern des Vaterland's, der Zukunft Stern
Vor dessen Glanz der halbe Mond erlischt.
Von Helden seh' ich eine lange Reihe,
Sie ziehen aus, sie schlagen Schlacht um Schlacht,
Und Stadt um Stadt jauchzt ihrem Sieg entgegen;
Sie dringen vor zur letzten steilen Klippe,
Die noch der Maure hält von Spanien,
Er stürzt in's Meer, frei ist das Vaterland!

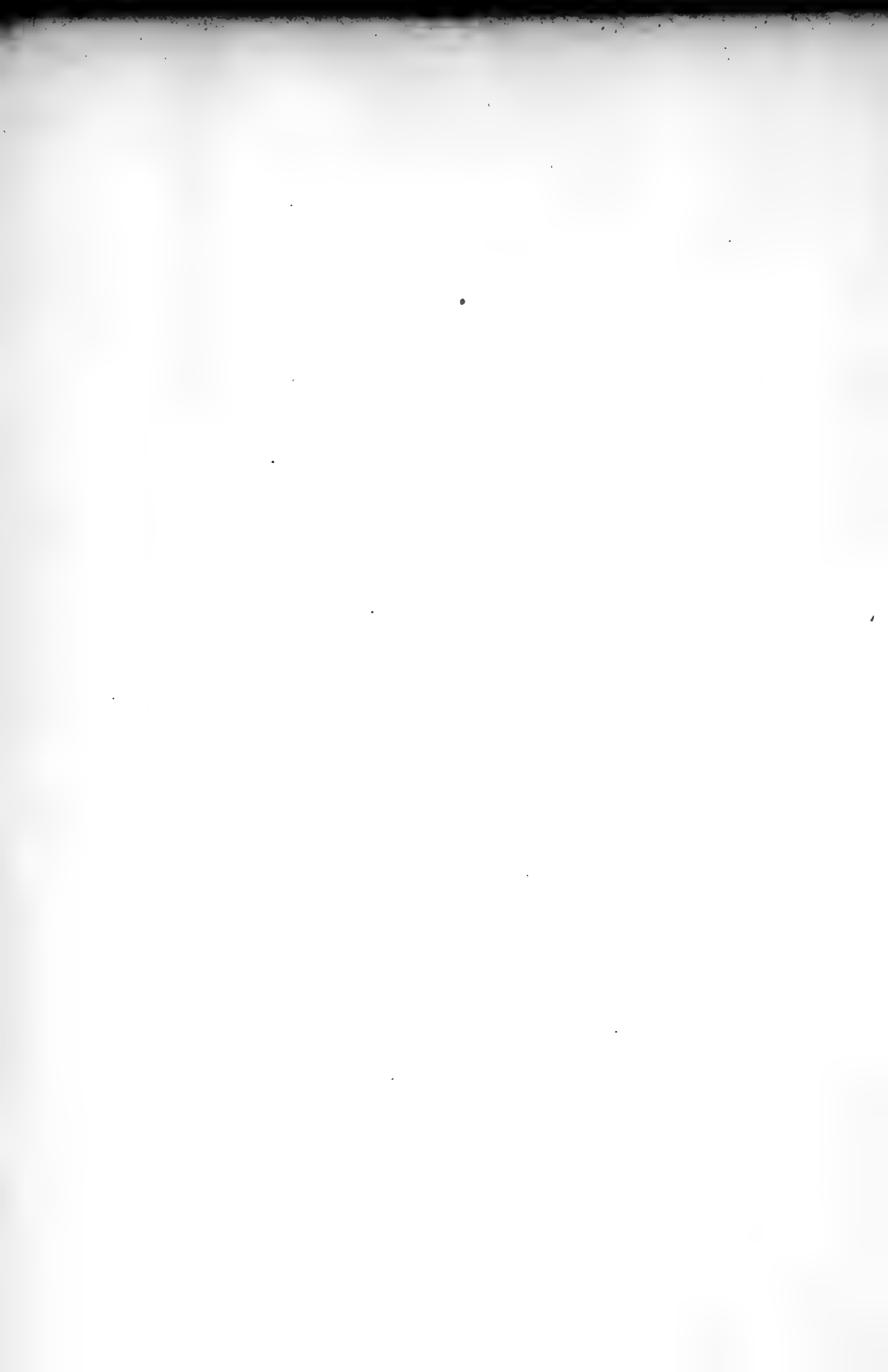
Ende.

Druck von Mänicke & Jahn, Rudolstadt






In
Lieb und Haß
von
Adolf Pichler



Adolf Pichler

In Lieb' und Haß



Adolf Pichler

Gesammelte Werke

Vom Verfasser für den Druck vorbereitet

Band XVII

In Lieb' und Haß
Elegieen und Epigramme aus Tirol

München und Leipzig
bei Georg Müller
1909

Adolf Pichler

In Lieb' und Haß

Elegieen und Epigramme aus Tirol

Vierte vermehrte Auflage

München und Leipzig
bei Georg Müller
1909



Inhalt

I.

Leidenschaft.

(1859—1865.)



Stoff

Nicht das ewige Rom und kunstreich prunkende Hallen,
Die mit blutigem Raub Siege, Triumphe gefüllt,
Sind zum Lied mir bestimmt; doch ragen erhaben die Alpen,
Gletscher krönen das Haupt, Reben umwinden den Fuß.
Wie Horaz und Properz die Lieder Homeros' vernahmen
Stolz im Marmorpalast, hör' ich im Wald den Gesang.
Selber die Vorzeit wird lebendig auf grünender Alpe,
Tritt Eumäos zu mir keck in des Senners Gewand.
Fern auch bleiben mir nicht die Musen, es lächelt die Liebe,
Wie sie freundlich und hold glücklichen Dichtern gelacht.
Lorbeer wächst und Jasmin auch hier; zum Kranze gewunden
Prangt er mit Edelweiß schön an der Stirne der Maid.
Sollt' ich wählen, ich nähm' Falerner nicht für Traminer,
Syrischen Salböls Duft spendet der nordische Speik.*)

*) Speik = Primula glutinosa. Eine beliebte violette Blume des Hochgebirges.

Die Mathematik

Mager schleichst du herum. Der byzantinische Christus
In der Kapelle dort ... Wendest du zürnend dich ab
Vom mißlungenen Scherz? — Nicht kenn' ich die Qualen der Liebe,
Doch erfahrenen Rat will ich dir gerne vertrau'n.
Zahlen, Figuren begeistern mich, sie halten vom Lager
Stets die Fackel mir fern, welche die Herzen verzehrt.
Ruhig mit ernstem Blick begeistert mich Mathematik,
Wie mit dem Zauberstab bannt sie die Rätsel der Welt.
Groß und ewig ist sie; Pythagoras weiht' ihr die Kränze,
Harmonie der Gestirn' ahnt' er in seliger Ruh. —
Freund, du schüttelst den Kopf, du lächelst und hast doch das Lächeln
Schon seit langem verlernt; — mög' es sich wieder erneu'n.

Fürs Elefantengebiß hab' ich hartschaliges Steinobst,
Zierlich biete Bonbon gerne den Frauen ich an.

Wild aus dem Abgrund streckt nach dir die Kralle der Dämon,
Weit gefährlicher ist's, äugelt ein Mädchen dich an.

Warnung

Wie der Magnet die Schwere löst und das Eisen an sich zieht,
Hast du gewendet mich, fest mir gebunden den Sinn.

Folgen muß ich dem Zauber, ob ich dagegen gesträubt
mich,
Rieten besonnen und klug weisere Freunde mir ab.
„Was dir bietet die Frau, nicht wert der goldenen
Freiheit
Ist es,“ sagte mir oft warnend der alte Kaplan.
„Fliehe so lang es Zeit und lasse den Mantel wie Jo-
seph,
Jedes Weib ist ein Weib, — mögst du erfahren es
nicht!“ —
Hätten sie dennoch recht! — Ich schlich am Hause vor-
über,
An der Schwelle jedoch zog es mich wieder zurück.
Sei's nun so oder so! — Du winkst mir? — Könntest
du täuschen,
Müßte die Wahrheit sich wandeln in Lüge zuletzt!

Liebliches Mädchen du gehst allein auf einsamer Haide,
Blumen vermiß ich nicht, seh' ich dich wandeln dahin.

Selten verträgt sich Eros der Schalk und Pallas
Athene,
Denn im Hause begehrt jedes zu herrschen allein.

Das Epigramm

Gleichst du dem Blitzstrahl nicht? — Er setzt in Flam-
men den Dachfirst,
Und im tiefsten Gelaß trifft er verborgenes Gut.
Was ich erspart mit Fleiß, — das treibt in Asche ver-
wandelt

Ueber das Blachfeld hin spottend und spielend der Sturm.

„Was, Epigramme, du wagst's —? Das sind ja Reminiszenzen!
Hat doch dieser und der längst Epigramme gemacht."

Mädchen mit goldenem Haar

Mädchen mit goldenem Haar! — Was strickst du Maschen am Netze?
Als gefährlichstes Netz fing mich das goldene Haar.

*

Mädchen mit goldenem Haar! Fest halten Taue die Schiffe,
Mich zu halten genügt einzig ein Härchen von dir.

*

Lang schon trieb ich umher zu Land, auf Fluten des Meeres,
Schiffbruch litt ich zuletzt hier in den Augen der Maid.

*

Wie du tänzelst so leicht! — Ich möchte küssen das Füßchen,
Steckte verhängnisvoll nicht der Pantoffel daran.

*

Mädchen mit goldenem Haar! Du gleichst den Aehren im Windhauch,
Wenn sie das goldene Haar schwingen auf schwankendem Schaft.

*

Mädchen mit goldenem Haar! Du schenkst mir goldenen Wein ein,
Flämmchen tauchen empor spielend auf goldener Flut.

*

Mädchen mit goldenem Haar! Ich folge dem Eisak nach Süden,
Ueber den Brenner zurück fliehn die Gedanken zu dir.

*

Mädchen mit goldenem Haar! Wie könnt ich deiner vergessen,
Mahnt doch der purpurne Wein stets an den purpurnen Mund.

*

Mädchen mit goldenem Haar! Du bist mir fern wie der Himmel,
Doch wie Sterne der Nacht leuchtet das goldene Haar.

Vor der Rose des Sommers verblühn die Veilchen des Frühlings:
Eh' du, Einzige! kamst, hab' ich gar manche geliebt.

Florian, heiliger Mann, du hältst am Brunnen den Eimer,
Fromm in Feuersgefahr ruft dich das gläubige Volk.
Täglich siehst du die Holde, wie kannst du ruhig es dulden,
Daß ihr glühender Blick wild mir den Busen entflammt?

Der Apotheker

Indiens Kräuter gesammelt in irdenen Büchsen be-
wahrst du,
Während im Steinkrug hier lauert das gräßliche Gift.
Bist du Meister der Kunst, so töt' entweder die Liebe,
Oder heile das Herz, weil es die tödliche birgt.

Lang, ja! zog ich den Weg, den Ordnung strenge be-
zeichnet,
Fall' ich über die Schnur, o so vergebt es mir jetzt!
Eros schwang sich empor aus dunkelsten Schlünden
des Chaos,
Leuchtend im Reigentanz folgten die Sterne der Bahn;
Sänftigen wird er mir den Kampf der trotzigen Seele,
Bis harmonisch ertönt tief aus dem Busen das Lied.

Zeichne die Stirn mit dem Kreuz und tauche den Fin-
ger in Weihbrunn
Christenmädchen bezwingt Eros, der heidnische Gott.
Siehst du ihn hier? Er steht und lauert neben der
Säule,
Mir zur Seite geschmiegt, hinter dem dicken Kaplan.
Zärtlich schau' ich dich an; du seufzest fromm zur Ma-
donna,
Senkend die Wimpern scheu, trifft dich der glühende
Blick.
Weigere, Holde, dich nicht, wenn Heid' und Christ sich
versöhnen,
Feiert die Kirche sogar ihren erhabnen Triumph.

Ja, das war an der Zeit! Du drohtest gar mit dem Kloster:
Dein so schelmisches Aug' in die Kapuze versteckt!
Zwar zu büßen ist viel, wohl manchen hast du verwundet,
Selbst das sanfteste Herz grimmig entzündet zur Wut.
Eigene Schuld und fremde! — Doch sei dir beides verziehen,
Wenn mir die Liebe vergilt, was mir die Liebe geraubt.
Willst du es tun? — „Nein, nein!“ — So geh zur Straf' in ein Kloster.
Bald jagt Eros der Schalk dich zu der Zelle hinaus.

Wenig Sonne bedarf's, so schmückt mit Grün sich der Hügel,
Hoffnung weckt mir ein Blick, den du verstohlen gesandt.

Hab' ich dich endlich ertappt! Vergebens suchst du zu leugnen,
Was dein Mund mir versagt, kündet verrät'risch der Blick.
Langsam gingst du vorbei, gesenkt die Wimper, die dunkle,
Doch nicht zähmt' sie das Aug', strahlend ein Stern in der Nacht.
Ja, ich hab' es gesehn, mir folgten sehnend die Blicke,
Hätt' ich gesehn es nicht, hätt' ich es dennoch gefühlt!
Aengstlich zittert die Frucht im Herbst beim Wehen des Windes,
Der das trockene Blatt zornig den Zweigen entreißt.

Schütteln will ich sie nicht, bald folgt sie selber dem Winke,
Sinkt dann schwellend und voll sanft in des Harrenden Schoß.

Immer mit Drudenfuße verwahrt die Mutter das Haustor,
Doch sein Auge verhext mich zum Fenster herein.

Schmerzt' als Kind dich ein Schnitt, so blies auf den Finger die Mutter,
Sag', wie heilt sie dich jetzt, wo dich die Liebe versengt?

Granaten

Eitel — du bist's fürwahr und schmückst den Hals mit Granaten,
Tröpflein purpurnen Weins sind es, vergossen im Schnee.

Herakles

Sollt' ich Liebe verschmähn, mich weihn langweiliger Weisheit,
Statt Poetengesang üben Kathedergezänk!
Hab' ich Ruhm je gewünscht, verlangt je goldene Borten?
Warum scheltet ihr mich, lieg' ich im Schatten des Baums?
Durch das Rebengerank glänzt hell der Schnee von den Alpen

Und den Isera kühlt sprudelnd der eisige Quell.
Schenk' o Mädchen mir ein, ich will dich nimmer verlassen,
Bis zum Johannesberg etwa der Metternich ruft.
Nektar war es und Liebe, womit die Götter ihn lohnten,
Als vom Oeta der Held stieg zu den Höh'n des Olymps.
Taten vollbracht' ich auch, wohl würdig des Lobes der Zeitung:
Tanten wie Cerberus wild trog ich mit heimlicher List,
Löwen bezwang ich nicht, beim Wein im goldenen Löwen
Traf der stymphalische Pfeil feindlicher Neider Gezücht.
Kläffern stopft' ich das Maul, wie jener der Sau des Gebirges,
Stieg in den Himmel er auf, hol' ich vom Joche den Speik.
Wollt ihr Taten noch mehr? — Zum Hofrat bin ich verdorben,
Spendet die Traube den Most, spendet das Mädchen den Kuß.

Ein Brief

Federn des Schwans wozu? — O pflücke die Kiele des Raben,
Tauch' in Galle sie tief, wenn du belisten mich willst.
Meinst, ich merke die Falschheit nicht? — Doch will ich dir trauen,
Folgt aufs feurige Wort endlich der feurige Kuß.

Gewonnen

Bringt mir Wein von Tramin, doch füllet den mächtigsten Humpen,
Heute dem ersten Kuß gelte die wonnige Fei'r,
Wie sie lang sich gesträubt, das Köpfchen gebogen zur Seite,
Bis das blonde Gelock sich in den Zweigen verfing!
Halb unwillig als Raub, so schien's fast, dulde den Kuß sie,
Während die Purpurglut über die Wangen ihr floß.
Schmollend wich sie zurück, da raubt ich den zweiten ihr weg schon,
Und sie lächelte sanft, bot mir entgegen den Mund.
Eros' liebliches Spiel, wir lernten's in heißer Umarmung!
Dir, o schützende Nacht, werde der Becher geweiht!

Der Schmetterling

Kehrst du wieder zurück? — Bald wählst du die Wange des Mädchens,
Bald an des Bechers Rand schlürfst du das feurige Naß.
Hast du hier als Poet vielleicht von Liebe gesungen,
Locken dich Wein und Kuß noch aus der nächtlichen Gruft?
Hast du die Laube gepflanzt, die Zweige zur Grotte gebogen,
Nimm als Genius dann Distichen, Kränze zum Dank.

Sei mir freundlich gegrüßt! Ich gieße die Spende des Weines
Und vom lieblichen Mund sei dir zu nippen vergönnt.

Der Rheinfall

Brausend wirbeln die Wogen hinab in die Schluchten des Abgrunds,
Flattern als Nebelduft wieder zum Grat des Gebirgs.
Sind die Matten getränkt, so streut der sinkenden Sonne
Hold zu Rosen gefärbt lächelnd der Abend sie hin.

Parität

Laß doch Luther und Papst, das Gezänk fanatischer Pfäfflein,
Das den Himmel verheißt, während den Beutel es meint.
Fort ins Freie hinaus, dort wollen wir lachen und trinken,
Wo am schattigen Bach blühender Flieder sich wölbt.
Nachtigallengesang tönt süßer als Rabengekrächze,
Kardinälen in Pracht ziehe die Rosen ich vor.
Muß gestritten es sein, o laß uns zanken um Küsse,
Wie sie Lesbien einst scherzend Catullus geraubt.
Aelter als Luther und Papst ist Eros der schäkernde Knabe,
Der dem Chaos entsprang, siegend das Chaos geklärt.
Glanzvoll lächelt der Lenz und wonnig über den Bergen, —

Heiden und Christen umwölbt friedlich das nämliche
Blau.

Fehlt es an Stoff? — Es sei so reich wie das Leben
die Dichtung,
Ein Kapitel davon werde der Liebe geweiht.

Der Hagedorn

Neigst du zu mir herab, o Zweig, die schneeigen Dolden,
Daß ich ein Xenion schnell widme dem flüchtigen
Schmuck?
Reif' ein anderer Strauch genäschigen Amseln die
Beeren,
In das goldene Haar flecht' ich dem Mädchen dich ein.
Duft balsamischen Oels wird mischen sich deinem
Arome,
Atmend beides zugleich schlürf' ich den Wein von Tramin.

Hörst du? der Kuckuck ruft eintönig immer und immer,
Doch zwiespältigen Sinn finden die Menschen dabei.
„Glu glu!" deuten es Trinker und stürzen den schäumenden Humpen,
„Du du!" liebendes Paar, küssend in seliger Lust.

Glaub' mir, Mädchen, gewiß! Das sagen dir alle Gelehrten:
Oft in Kraut und Getier wandelt sich Menschengestalt,

Wär' es schrecklich dir nicht, am Wege zu stehen als Klette,
Die an jeden sich hängt, aber auch jeden zersticht?

Als wir zuerst uns sahn, regierte der Schütz im Kalender,
Gut getroffen fürwahr! Heute regiert er uns selbst.

Vorzeichen

Linksher hat es geblitzt, das Mädchen mit drohendem Blicke,
Rechtsher donnert es laut hoch aus dem schwarzen Gewölk.
Sagt, wie deut' ich den Sinn so widersprechender Zeichen
Acht' ich Eros' Gebot? Hör' ich des Donnerers Ruf?
Jenem folg' ich getreu, entschuldig' es, Herrscher des Himmels,
Da du willig als Stier einst ihm den Nacken gebeugt.

Falsch, o Mädchen, ihr seid's und lüstern wie Eva die Mutter,
Die das Erbteil einst euch von der Schlange vermacht.
Schön war Luzifer nicht, doch bot er listig den Apfel,
Eilig biß sie hinein, reicht dem Gatten das Gift. —
Ursprung bist du mir auch und Quelle des bittersten Leidens,
Ach, kein Ende zu spähn, fährst du zu täuschen mich fort!
Sorgen erregst du mir oft und jetzt den schlimmeren Zweifel,

Ob auch richtig der Grund, der uns zu scheiden gebot.
„Fort, Geliebter!“ Du riefst's, — ich wollt an den Busen dich drücken,
„Fort, Geliebter, entflieh, hörst du die Tante? — sie knurrt!“
Zwar vernahm ich den Ruf, doch klang's wie Kreischen der Geige,
Wenn die Saite zerspringt, oder wie Katzengesang.
War es die Tante? — Du schwörst und flehst, ich solle dich schonen,
Boshaft züngle der Klatsch schon an den Tischen der Stadt.
Laß sie zischeln nach Lust, ich will bei Tag dich vermeiden,
Treff' ich aus Zufall dich, schau' ich unwillig beiseit.
Nicht mehr darfst du jedoch dich listig entwinden am Abend,
Den du nach langem Fleh'n endlich errötend gewährt.
Trau' den Sternen und mir, dann lachen wir beide der Kläffer,
Die von unserem Zwist schwätzen bei Bier und Kaffee.

Finster wie Donnergewölk, so lag's auf den Brauen des Mädchens,
Doch in Tränen gelöst flossen die Nebel dahin.
Wieder erglänzt das Blau und kräuseln sich schmollend die Lippen,
Schwebt der Iris gleich freundlich ein Lächeln herauf.

„Raten möcht' ich dir, Kind!“ So flüsterte kuppelnd die Tante,

„Vornehm ist er, auch hat Gold er in Kisten genug.
Bist du gnädige Frau, so trägt dich die rollende Kutsche,
Und du lächelst herab stolz in die Polster gelehnt.
Viel nicht kostet ein Vers, du kaufst sie drüben im Laden
Leicht zu tausenden dir, wenn dich das Lesen erfreut."
Sprach's und lächelte klug, mein Mädchen schüttelt' die Locken
Und erzählte mir treu, was sie dabei sich gedacht!
„Laß dem Alräunchen das Gold; ich brauche keinen Dukaten,
Für ein Perlenbracelet bringst du Brunell*) mir und Speik.
Liedchen kauf' ich mir nicht, mit Küssen bezahl' ich die deinen,
Die du einzig für mich, teurer Geliebter, ersannst.
Laß sie reden nach Lust, wir lachen fröhlich darüber,
Elstern- und Dohlengeschwätz — wichtiger ist es mir nicht!"

Frieden und Krieg stets wechselnd trägst du schelmisch im Auge,
Eros als Diplomat ist dir zu dienen bereit.

Der Botaniker

Duck' in das Gras dich, Blümchen, verbirg die farbige Krone,
Denn es naht dir mit Hast schon die zerstörende Hand,

*) Eine duftige, rotbraune Orchis.

Siehst du ihn dort? er lugt und späht voll Gier in den Büschen,
Ueber die Schulter gehängt trägt er die Büchse von Blech.
Niemals freut ihn der Duft, die Fülle der prächtigen Blüte,
Hat er die Fäden gezählt, preßt er dich welk in Papier,
Kritzelt den Zettel dazu, glaubt jedes Geheimnis zu wissen,
Wenn er die Heidin getauft keck mit barbarischem Wort.
Sei dir schöneres Los von freundlichen Sternen beschieden.
Die dich lange betaut mit dem erfrischenden Naß.
Wandelt sinnig vorbei mein Mädchen mit leuchtenden Augen:
Wenn sie meiner gedenkt, spende den würzigen Duft.
Wenn sie flüchtig enteilt und trällert vergeßlich ein Liedchen,
Ritz' mit rächendem Dorn neckisch den Finger ihr wund.
Hast du die Mahnung erfüllt, so mög' sie lächelnd dich pflücken,
An der schwellenden Brust sei dir zu welken vergönnt.

Beichte

Heiliger Ostertag! — Zu beichten schickt dich die Mutter,
Kennt sie das Töchterlein doch, daß es gesündiget viel!
Mit den Augen entflammt es die Herzen törichter Knaben,

Auf die Lippen sodann legt es als Pflaster den Kuß.
Was es geplappert, du kannst's nach Rosenkränzen berechnen —
Und die Gedanken erst! — Frevel und Frevel genug!
Bis zu des Klosters Tor trag ich galant das Gebetbuch
Mit dem goldenen Schnitt, wie es bescheiden sich ziemt,
Nicht zu den Jesuiten! — Der junge Pater hat Zulauf
Von den Fräulein der Stadt, weil er sie tätschelt und lobt,
Weil er mit Rosenwasser und nicht mit beizenden Laugen
Ihnen die Herzlein wäscht. — Lehrt er sie lügen auch nicht,
Weiß doch der Jesuit Ausflüchte genug, sich zu helfen,
Daß sie wie Lämmlein rein treten zum Tische des Herrn.
Sind wir zur Stelle? — Ja wohl! — Du schlüpfst zu ihm in den Beichtstuhl,
Einen schelmischen Blick wirfst du am Gitter zurück.
Leider ist es zu spät, sonst würd' ich warnen den Guten,
Daß er dich nicht absolviert, denn du verdienst es ja nicht!

*

Dennoch hat er's getan! Der Pater meint es mit mir gut:
Hundert Busserln für mich trug er zur Buße dir auf.

Schadentierchen, o Maus, du alles beschnüffelndes Naschmaul,
In die Falle geklemmt suchst du vergebens den Schluff.

Siehst du den Kater? — er paßt schon sprungbereit, dich zu packen
Mit dem scharfen Gebiß, gierig die Krallen gekrümmt.
Nicht mehr sollst du mir stehlen das Obst, die niedlichen Törtchen, —
Sei begnadigt! Du magst suchen im Felde die Kost.

Schilt du Heuchler mich nur und sprich von christlicher Liebe,
Die den Blüten entsagt, nach dem Cilicium greift.
Füreinander erschuf Gott Vater die Buben und Mädeln,
Jene so mutig und stark, diese wie schmiegsam und hold!
Laß uns kosen und scherzen, verschlingt doch alle die Erde, —
Wenn du geißeln dich willst, fehl' es am Stricke dir nie!

Auf dem Markt

„Geh mir nicht auf den Markt und schleiche dort bei den Buden,
Wie du heute getan, als mich die Mutter gesandt.
Grünzeug sollt' ich kaufen, Gemüs' und trockene Pflaumen, —
Was die Woche hindurch fordert der Küche Bedarf.
Ach wie schmähte sie mich! Schlecht fand sie die Butter gewogen
Und das verdorbene Kraut leider zu teuer bezahlt.
Immer verzählt' ich mich und sah von den Körben auf dich hin,

Ueberhörte den Preis, wenn du mir botest den Gruß.
Bleib' vom Markte mir fern! Was würd' erst sagen
die Mutter,
Wüßt' sie, daß ich das Herz neben dem Gelde verlor."

Stelldichein

Wie? — du gehst auf das Land, so haben die Aerzte
verordnet,
Daß sich die Mutter erhol', — möge genesen sie bald!
Zählen will ich den Tag; ich zeichnete schon im Kalen-
der
Ihn mit dem Bleistift an, wo ich erwarten dich darf.
Viele Gesellschaft gibt es in Natters; verschiedenen
Alters
Finden die Herren sich ein, machen zudringlich den Hof.
O gedenke dann mein, so viele Blumen im Feld sind,
Und mit schnippischem Wort jage die Näscher hinaus.
Wenn es das Amt erlaubt, dann komm' ich abends ein
Stündchen; —
Sonntags gehst du zur Beicht'. Ist das Gewissen er-
forscht,
Bleibt dir noch Zeit für mich. Ich will dich spähend
erwarten,
Kennst du das Plätzchen noch, wo du mich listig be-
schlichst,
Hieltest die Augen mir zu: ich sollte raten: „Ja, wer
denn?"
Aber die Antwort ward eilig in Küssen erstickt. —
Neben dem Kreuz im Wald! — Der Herrgott wird
dich beschützen,

Wieder als Garde de dame . . . Senkst du errötend
den Blick?

Eifersucht

Eifersüchtig! Du tust dir selbst ein schmähliches Unrecht,
Wenn du es bist, das sagt dir in den Spiegel ein Blick.

*

Warum hütest du mich? — Du glaubst, ich werde gestohlen,
Jede bringt mich zurück, wenn sie dich schelten gehört!

*

Sinais Donner verstummt. Es keift mein zorniges Mädchen,
Daß mir ein anderes Weib heut' auf der Straße gefiel.

Mir das zierliche Körbchen! — Verschmähen willst du
mich also?
„Nein, ich lege für dich Nelken und Rosen hinein."

*

Zepter und Krone wozu? — Du bist ein herrliches
Weib ja,
Dieses eine genügt, legt dir zu Füßen die Welt.

Gewitter

Dunkles Donnergewölk, o sei mir heute gepriesen,
Segen verleihst du mir, schenkst ihn der durstigen Flur.
Wie das Veilchen betaut, erheb' ich heiter die Stirne!
Rauscht auch draußen der Guß, lacht mir die Sonne
bei dir.

Ratlos brauch' ich nicht durch Wälder und Felder zu
spähen,
Bei der schnippischen Magd betteln um kargen Bescheid.
Ruhig sitzt sie daheim und hört die zärtlichen Bitten;
Pflück' ich Blumen mir nicht, pflück' ich mir Küsse gewiß.

Hat dich, Häschen, die Schlinge gefaßt? — Mutwilliger Näscher,
Soll ich dir stutzen das Ohr, weil du den Kohl ihr benagt?
Aber das Mädchen verzeiht und knüpft dem zitternden
Schelme
Zierlich ein Band um den Hals, läßt ihn entspringen
zum Busch.
Schütz' mit dichtem Gezweig vor Hunden und Jägern
der Lenz ihn,
Wenn durch Feld und Gebirg flüchtig ihr Zeichen er
trägt.

Mag die Gestirn' im Lauf Leverrier richtig berechnen,
Trügender Mägdlein List rechnet er schwerlich dir aus!

Die Gärtnerin

Tief im Gärtchen gebückt, besorgst du fleißig die Arbeit,
Mit der Schaufel zuerst lockerst den Boden du auf,
Daß die Scholle zerfällt, und glättest sorglich die Beetchen
Bis am Rande der Buchs schließt von den Kieseln sie
ab.

Sorgsam wählst du die Samen, zuerst die beizende Kresse,
Die Buchstaben uns zeigt, wenn sie dem Boden entkeimt.
Kerbelkraut, Majoran, der paßt für die schwellenden Knödel,
Jüdischen Knoblauch, — gern eß in den Schlägeln ich ihn;
Sellerie streust du aus und steckst die scheckigen Bohnen,
Endlich fragst du mich auch: „Wünschest du Blumen zur Zier?“ —
„Lang verblüht sind die Veilchen, geraten kann dir der Windling,
Aus dem Knöspiein blickt schüchtern das Röschen hervor.
Astern spare dem Herbst, sie passen als Schmuck für die Gräber,
Bis Zeitlosen noch spät weichen dem Reif auf dem Mahd.
Willst du noch mehr? — Ich kenne Scharen der herrlichsten Kräuter:
Im Nachsommer gedeiht beizender Rettich dir noch.
Doch die Spargeln, die dicken, — du weißt, wie die mir gefallen,
Stehn auf dem Hochzeittisch sie beim gebratenen Huhn.
Auch der Sauerkohl, wenn zieren ihn schweinerne Rippchen —
Scheint prosaisch dir wohl dieses erhabne Gericht?“
Du erhebst dich und fragst: „Sonst nichts mehr?“ — „Brennende Liebe*)

*) Lychnis chalcedonica. Unseren Mädchen unter obigem Namen wohlbekannt.

Mit dem herrlichen Rot kann sich empfehlen zum Schluß.“
Platsch! Begossen trief' ich. — Du lachst: „Das ist für das Unkraut,
Das unberufen und keck drängt zu den Beeten sich vor.
Willst du bleiben, so wird die heiße Sonne dich trocknen,
Guten Abend! — Für heut' habe genug ich getan.“

„Bete den Rosenkranz, so wird dich schützen der Himmel!“
Sagte die Mutter zu mir, eh' sie mich abends entließ.
Freilich war es zu spät, schon stieg er empor auf den Söller,
Und von Küssen ein Kranz ward an dem Gitter geküßt.

Kennt ihr den Sankt Anton? — Hoch ehren die Frauen Tirols ihn:
Hilft er dem Mädchen zum Mann, hilft er dem Weibe zum Kind!
Traun! wer wundert sich noch, wird niemals leer die Kapelle,
Wo manch heimlichen Wunsch gnädig der Heilige hört.
Abends führte dahin die Mutter sorglich das Mädchen.
Oft schon hat er gehört, was es so brünstig erfleht.
Huldvoll nickt er herab Gewährung, die Mutter entschlummert,
Und mein Mädchen entschlüpft durch das geöffnete Tor.
Zwischen Zyanen und Mohn verborgen im üppigen Welschkorn

Schlingt wie Demeter einst sie mir den Arm um den
Hals.
Glücklich fand sie den Mann, beim Manne den golde-
nen Brautring,
Und ein silbernes Herz weihte dem Heiligen sie.*)

An des Friedhofs Tor bestellt sich ein zärtliches Pär-
chen;
Mahnt es der Tod vielleicht, daß es zu leben gedenkt?

Im Wald

Mitten im Hochwald war's, schon streute die Sonne
des Juli
Durch das verschlungene Laub blitzende Kringeln aufs
Moos,
Schwül und ruhig die Luft, nur leise bimmelte, leise,
Liebliches Glockengetön fern von den Alpen herab.
Atmend des Harzes Arom in schattiger Kühle der Tan-
nen,
Schritt ich langsam dahin, aber geführt von dem Gott.
Weich auf üppigem Moos halb schlummernd im
Traum, halb wachend
Lag sie, den schneeigen Arm unter die Locken geschmiegt,
Wechselnd hob sich die Brust wie Woge des Weizens
im Windhauch,
Rosen in lässiger Hand hielt sie und flammenden
Mohn.

---

*) St. Anton ist der Schutzheilige verliebter Mädchen und junger Frauen. Die Stühle vor dem Altar in der Hofkirche sind von ihnen stets dicht besetzt.

Sollt' aufjauchzen ich laut, sie wecken aus süßer Betäubung? —
Doch da käme der Hirt, setzte sich plaudernd zu mir.
Nirgends ein Blümlein hier! So wähl' ich den trockenen Zapfen, —
Ja, er rührte den Fuß, staunend erhebt sie den Blick.
„Darfst entfliehen mir nicht!" — „Fern sind mir Mutter und Tante,
Niemals soll ich allein — Lange schon wünscht' ich es mir!"
Zögernd folgt sie dem Arm, der kräftig die Hüften umschlungen,
Aber den zärtlichen Kuß gab sie mir zärtlich zurück.
Was der Schatten bedeckt, darf nimmer die Sonne verraten,
Sei es dem Spruche zum Trotz, daß sie Geheimstes enthüllt.
Dieses gesteh' ich allein, nicht tausch' ich dem Vater der Götter,
Der an der Hera Brust ruht auf dem weichen Gewölk.

Birgst du errötend das Antlitz mit vorgehaltenen Fingern,
Gut! im feurigen Sturm küß ich den Busen dafür.

Schlag' euch Hunde das Wetter! Genügt es nicht an den Fallen,
Die der hämische Neid listig den Liebenden stellt?
Schwer und dunkel die Nacht, schon rieseln einzelne Tropfen,

Ueber den heimlichen Pfad leuchtet der zuckende Blitz.
Rasch zum Söller empor stieg ich, da fuhr mit Geklässe,
Den ich ferne geglaubt, mir in die Waden der Mops;
Zwar vom Steine getroffen, verlief er heulend zur Hütte,
Aber die Tante kam mit der Laterne zur Hand,
Eilig floh ich hinweg, ich hörte sie husten und prusten,
Während Donner und Blitz näher zu drohen begann.
Plötzlich entlud auf mich das Gewölk die strömenden Eimer,
Als er zu Hero schwamm, triefte Leander so nicht.

Liebliche Stimme der Nacht, gesellt dem Duft der Violen,
Tröste das traurige Herz, wenn es in Liebe vergeht.

*

Grillchen, endest du nie? Zwar hab' ich kein Recht, dich zu schelten,
Zirpe mit dir ich nicht immer von Liebe das Lied?

Bekenntnis

Mächtig schwillt mir die Brust; ich atme die Lüfte des Abends,
Aber der säuselnde Wind kühlet die Schläfe mir nicht.
Laut auf möcht' ich jubeln, verschweigen kann ich das Glück kaum,
Was im Wald hier liebt, ruf' ich als Zeugen herbei.
Röschen, du hast es gehört, enthüllst die schüchternen Knospen,
Und in sanfterem Takt wiegen die Glocken den Kelch.

Mühsam klettern empor Waldreben an dorniger Staude,
Senken das lange Gerank lauschend vom Gipfel herab.
Selber die Lilie folgt dem Ruf verführender Neugier,*)
Büßend im Feuer der Scham, daß sie zu forschen gewagt.
Vögelchen, laßt die Brut, sie harrt geduldig des Futters,
Das — versäumend den Flug, spät in die Nester ihr tragt.
Senke den Fittich, Wind und verrat' mir nicht das Geheimnis,
Wo der beladene Tisch eint den geschwätzigen Kreis.
Still! dort knistert ein Fuß — Es rauschte das flüchtige Reh nur,
Schwerlich plaudert es aus, daß ich im Garten sie fand:
Lockend ein Pfiff, sie fliegt und drückt mit schneeigen Armen
Hinter dem grünen Spalier mich an die klopfende Brust,
Rötlicher leuchtet indes herab vom Himmel das Wölklein:
Zähle die Sterne, wer kann, zähle die Küsse, wer kann.
Muß es wissen die Welt, so klapp're der Storch auf dem Dache,
Hat es der Pfarrer erfragt, kommt's auf die Kanzel sogar,

*) Die Feuerlilie.

Und die Gevatterin schreit, es schreit der Gevatter den Basen:
„Hochzeit! — Ist es gewiß? — Sind wir geladen dazu?“

Tausch

Ruhig schlief ich und sanft im Schatten des üppigen Weinstocks,
Neben dem murmelnden Quell sangen die Ammern mich ein.
Ob ich träumte von dir? — Du schlichest leise vorüber,
Auf die offene Brust legtest die Aster du hin.
Warum hast du mich nicht geweckt? Der schwellende Rasen
Bot des Raumes genug, wenn ich erwacht dich umschlang.
Küssend hätten wir dann genascht von den Trauben, wir hätten
Wo die reifeste hing, Beeren um Beeren getauscht.

Sträube, Mädchen, dich nicht, wenn ich dich feurig umarme,
So wie der Brand den Stamm, wenn ihn die Sonne gedörrt,
Bis er in Asche zerstiebt! — Doch gleicht die Liebe dem Phönix,
Der sich in Flammen verzehrt, der sich in Flammen gebiert.

Kalter Asket, du schaust mit zornigen Blicken dem Paar zu,
Gottes Gebot vollbracht hat es im brennenden Kuß.

Albern und spröd seid ihr, drum soll ich tragen den Maulkorb,
Schielt zur Seite, wenn mir gleitet der Mantel hinab.

Lenk' hinab das Gespann, was schaust du leuchtenden Auges
Durch das Rebengewind', wie es das Fenster umrankt?
Nichts zu spähen für dich, ich schwör's ja! — gibt es, o Sonne,
Denn sie gönnet der Nacht einzig den herrlichen Leib.
Sink' zum Westen hinab, ich schwör', nichts gibt es zu spähen,
Aber die Stunde verfliegt, die ich so lang mir ersehnt.

Trockne die Tränen dir ab, nicht steht dir gebrannt auf die Stirne,
Daß du vor dem Altar bebend die Meinige wardst.
Nichts zu büßen hast du, nichts anderes hast du erduldet,
Als das Gesetz der Natur dir zu erfüllen gebot.
Frag' am himmlischen Zelt die Sonne, die Blumen im Felde:
Alle bestätigen dir, was du schon lange geahnt;
Ahntest, als schüchtern der Blick zum erstenmal vor dem Spiegel
Sah den Busen gereift wogen in Ebbe und Flut.

Ist zerblättert der Kranz, so wächst die Frucht aus der Blüte
Und er winde das Band, das uns für immer verknüpft.

Fruchtbarem Regen im Lenz vergleich' ich Tränen der Brautnacht,
Wo aus dunklem Gewölk lächelt die Sonne zugleich.

Auf das Kissen geschmiegt von rosiger Seide die Wangen:
Blühende Röslein sind's, rosiger schwillt noch der Mund,
Wenn sich der Schleier verschiebt, zwei rosige Knöspchen enthüllt er,
Durch das Rebengewind schauen die Rosen hinein.
Sagt, wo blühen so viel, wo blühen so üppige Rosen?
Rosenkönigin du! Bringt ihr von Rosen den Kranz!

Wie ein Fähnchen entflattert das Hemd, ich drücke dich glühend
An die pochende Brust, daß dir der Atem vergeht.
„Teufel!" — murmelt der Mönch, doch schielt er heimlich herüber,
Wenn sich das Mieder verschiebt, daß sich der Busen enthüllt.

Sind die Lichter verlöscht am sternenfreudigen Himmel,
Leises Flüstern genügt, zeigt es der Liebe den Pfad.

Steckst du im Schraubstock hier? — Ich halte die Hand am Gelenk fest;

Zahle das Lösegeld — willst du? — den zärtlichen
Kuß.

*

Mädchen, wie gleichst du so ganz Amerikas flammendem Kaktus:
Stacheln zeigt er bei Tag, Blüten enthüllt er bei
Nacht.

*

Siehst du das Mäuschen dort? — Es guckt mit glänzenden Aeuglein
Aus dem Geklüft hervor, naschend am saftigen Halm.
Du, mein Mädchen, bedarfst nicht viel zu friedlichem
Haushalt,
Und so ist uns gar leicht Tafel und Wohnung bestellt.

Aufs Joch

Schlummerst du noch und schlürfst in langen, wechselnden Zügen
Leise des Morgens Luft, der dich schon kühler umspielt? —
Flammendes Rot erfüllt den Osten; ein Seufzer! —
es schimmert
Bläulich der Augenstern durch das geschlossene Lid.
Schweige Gockel und laß die Henne ruhn auf der
Stange,
Daß dein gellender Schrei nicht mir das Weibchen
erweckt.
Wag' ich es, küss' ich sie? — — Ich fasse heimlich den
Bergstock,
Schleiche, die Schuhe zur Hand, mich auf den Socken
hinaus.

Ist sie endlich erwacht, so wird sie brummen, doch freu'n sich
Auf die Blumen jedoch, die ich ihr bringe vom Berg.

Erwartung

Glücklicher Winter! — Vermummt im Mantel schlich ich zum Hochamt,
Ehe der Morgenstern bleich in der Dämmerung schwand.
Harrend standst du am Tor, wenn einsam die Gassen der Stadt noch,
Hauchtest du flüchtig und schnell mir auf die Wange den Kuß.
Nicht viel beteten wir; das hat Maria verziehn uns,
War die Wandlung versäumt, hörten das Misse wir doch!
Kehrten dann plaudernd heim, du hieltest dich ferne vom Gangsteig,
Daß der Tratsch uns nicht trüge geschwätzig herum.

*

Winter und Frühling schwand, es hielt der Schnee des Gebirges
Ihn im Tale zurück, selten verlockte der Hahn
Falzend ihn auf die Alm; dann bracht' er den schillernden Stoß mit,
Daß von den Federn ich mir wähle die schönsten zum Schmuck.
Wenn er am Fenster mich traf, so warf er mir die Platengen*),

---

*) Primula auricula.

Warf Windröschen herein, bis ich erschrocken ihn sah.
Jetzt im Sommer, getraut sind wir seit Pfingsten, doch
läßt er
Als Strohwitwe zu oft mich bei der Mutter daheim.
Zwar sie tröstet mich klug, doch muß ich mit Neid es
erblicken,
Wie die anderen Fraun abends den Gatten am Arm
Ziehn in die Gärten zum Bier. Von allen ist er der
schönste,
Stolz auf meinen Gemahl möcht' ich ihn zeigen dem
Volk.
Ja, sein Weib bin ich, doch schleicht er heimlich von
dannen,
Ehe der Morgen graut, aus dem verödeten Bett.
Heute hab' ich geträumt: wir kosten und scherzten zu-
sammen,
Als mich die Eisenbahn weckte mit gellendem Pfiff.
„Guten Morgen!“ — Ein Kuß! — Allein ich fasse
vergebens
Auf dem Polster nach ihm, reibe die Augen mir rot.
Ist es nicht falsch von ihm? — Zwar nehm' ich mir
vor zu erwachen,
Aber ich schlafe bald, habe zum Schaden den Spott,
Nennt er mich heimgekehrt sein faules schnarchendes
Weibchen,
Kraut mir scherzend das Kinn, wie er zu schmeicheln
versteht!
Schmoll' ich, so lacht er gar und küßt mir die Trän'
von der Wimper.
Ich verzeih' ihm zu gern! — Leider die Frauen sind
schwach!

Welchen Gipfel erklimmst du heut'? — Ich schau' mit Besorgnis
Zu den Jöchern empor, wo an den Schrofen du hängst.
Gleitest du wohl nicht aus? sind scharf die Zacken der Nägel,
Daß dich ein Fehltritt nicht wirft in den Tobel hinab,
Daß der Gletscher dich nicht verschling' in der bläulichen Spalte,
Wenn er berstend zerspringt unter des Wanderers Fuß.
Täglich erzählt von Unglück mir zum Schrecken das Tagblatt,
Vater unser! — Wie oft hab' ich gebetet für dich,
Mich nach Absam verlobt zur Mutter Gottes der Gnaden,
Armen den Kreuzer geschenkt, daß sie dir Segen erflehn.
Siehst du den Stier? — Er stürzt, gesenkt die drohenden Hörner,
Brüllend hinter dir her, ehe der Baum dich verbirgt.
Oder der Gemsbock wirft mit flüchtiger Klaue das Steintrumm
Dir auf den Kopf; hörst du donnern Lawinen denn nicht?
Oft auch lauert im Moos die Viper mit tückischem Giftzahn,
Ringelt plötzlich empor, wenn nach den Beeren du greifst.
Oder sogar . . . ich seh' auf jedem Schritte Gefahren, —
Doch das kümmert dich nicht! Droben auf luftigem Grat

Blickst du ferne hinaus, es folgt dein Auge dem Adler,
Sinnend den letzten Strahl trinkst du der Sonne mit ihm!

*

Meiner gedenkst du nicht! — Noch leuchtet purpurn der Solstein,
In der Dämm'rung verliert weit sich von Krähen ein Flug.
Spähen nach Nord und Süd in allen Richtungen muß ich!
Angstvoll fühl' ich, es klopft lauter und lauter das Herz!

*

Wär' dir etwas geschehn! — Schon läuten die Glocken das Ave,
Fernhin über das Land tragen die Winde den Klang.
Meiner gedenkst du nicht! — Doch halt, wer schreitet im Dunkel,
Ist es ein Schatten nur? — Ist es das Lodengewand?
Fest vom Boden schwingt sich der Schritt, es klirren die Eisen,
Die an den Schuhen er trägt, winselnd begrüßt ihn der Hund.
O du bist es! Du bist's — von Alpenrosen das Sträußchen
Seh' ich glühen am Hut. Treulich gedachtest du mein!
Aber ein Kerzlein weihst du morgen dem heiligen Anton,
Daß er dich heut' beschützt, daß er zurück dich geführt!

Pflücke den Klatschmohn dir, den brennenden hinten
im Kornfeld,
Willst du meiden den Dorn, rühre das Röschen nicht
an.

Sommer

Sang ich dem Lenz mein Lied, sobald er schmückte die
Täler,
Grüß' ich den scheidenden jetzt wenn er die Jöcher er-
klimmt.
Hat er mit blühendem Kranz umschlungen das höchste
Gebirge,
Hol' ich den duftenden bald, lege zu Füßen ihn dir.
Früchte gezeitigt im Tal hat uns indessen der Sommer,
Und als Gegengeschenk gibst du die reifsten mir dann.

Erdbeerblüten

Erdbeerblüten im Wald zerstreut wie silberne Stern-
lein, —
Eh der Sommer begann, reifte die purpurne Frucht.
Binsen flochtest du schnell zum Körbchen, botest ge-
füllt es
Wie den Apfel vordem Eva dem Adam gereicht.

„Keuscher sangest du einst, auch Fräulein konnten es
lesen." —
Hab' ich als Kranker geseufzt, hört den Gesunden ihr
jetzt!

Wie das Häubchen dir steht! Das Häubchen mit
Spitzen und Bändern,

Wenn ein Mann dich erblickt, wünscht er sogleich dich
zur Frau.

Ahnung

Alles hab ich erreicht, woher die düstere Schwermut,
Die unerklärlich oft mich im Genusse beschleicht?
Ist es vom Neid der Götter das Märchen? — O Tor-
heit!
Ist es das Vorgefühl, daß so vergänglich das Glück?—
Ist es Schatten der Ewigkeit, der hehr und gewaltig
Mit den Rätseln der Welt plötzlich vorüber mir
schwebt? —
„Hat dich ein Schauer erfaßt, du fröstelst?“ — forschest
du ängstlich,
Weht der unheimliche Geist plötzlich im Kusse mich an.

Der Dichter

Frei von Leidenschaft und niedriger Gier sei der Dich-
ter,
Daß kein schnödes Gelüst trübe den lauteren Blick.
Was im tiefsten bewegt das Weltall, mög' er es fühlen,
Mög' er kräftigem Sinn leihen das kräftige Wort,
Einziges Maß sei ihm und richtiges, was die Natur
heischt,
Doch es gelte zumeist ihm in dem Menschen der
Mensch.
Greift er mächtigen Geists hinauf zu des Himmels
Gestirnen,
Tret' er mit festerem Fuß mutig der Erde Gebiet.
Wenig braucht er für sich, o wollt ihm das Wenige
schenken,

Götter erhaben und mild lenkend der Menschen Geschick.
Beug' er keinem Gebieter aus Sorg um dürftiges Brot sich,
Ist es das Schrecklichste doch, zappelt gebunden der Aar!
Baut er mit fleißiger Hand die Scholle des eigenen Ackers,
Spend' ihm der eigene Baum reichlich das labende Obst.
Kehrt er heim, so empfang' in der Kinder frohem Geleit ihn
Froh ein heiteres Weib, das ihm in Liebe sich schmiegt.
Segne die nährende Frucht, so segne das Häuschen und Feld ihm,
Heiliger Musen Chor, hold mit der Treue vereint.

Die Schule

Lang schon saß ich gebückt und lernt' aus Büchern die Weisheit,
Viel erlogene Lust, mehr noch erlogenes Weh.
Frauen verehrt' ich im Bild, gemalt nur kannt' ich die Rosen,
Trank zu Anakreons Lied Wasser aus irdenem Krug.
Jetzt vermodert zu Staub am Boden die blöde Scharteke.
Ueber das sprossende Grün schwebt der geflügelte Fuß:
Fröhlich bind' ich den Strauß und meſſ' nicht glatte Kristalle,
Während das Mädchen zur Seit' kosend die Blumen mir reicht.

Sinus lernt' ich wie schnell! — und Cosinus eilig vergessen,
Drückt sie atemlos mich an die schwellende Brust.
Und sie fehlen auch nicht die Schmerzen, so klein und so groß doch,
Wie am Röschen der Dorn hindert und lockt den Genuß,
Wenn sie schmollend seitab mir wendet den schimmernden Nacken,
Wenn das azurne Blau trübet das quellende Naß.
Ach! und ist sie mir fern, wie quält mich Kummer und Angst da,
Ob sie meiner gedenkt, nimmer der Treue vergißt.
Einsam duld' ich sie aus auf verwitwetem Lager die Nächte,
Sehe wie Stern an Stern endlich im Westen versinkt.
Ja, nun hab' ich erprobt, was Schmerz und Wonne bedeuten,
Sei mir, Eros, gelobt, der du mich beides gelehrt.

Heiß ist der Weg und lang der Tag, — es mustert die Mutter
Sorglich das Töchterlein, blinzelt verstohlen mir zu.
„Ist die Stiege zu steil?“ — Du birgst errötend das Köpfchen,
„Stütze dich fest auf den Arm! — Endlich ja sind wir daheim.“

Weibchen, mit goldenem Haar, du glichst der flüchtigen Gemse,

Jetzt an die Wiege gebannt schaukelst den Knaben du
mir.

*

Was die Natur nicht kann! — Ans Niederste knüpft
sie das Höchste,
Aetherseelen verschmilzt sie mit dem irdischen Leib.
Liebe verbindet heut', was morgen feindlich sich scheidet,
Oeffnet dem flüchtigen Blick Himmel und Hölle zu-
gleich.
Fragt ihr Platon, Petrarch, den großen Dante, das
Rätsel
Hat noch keiner gelöst, soll ich es Armer vielleicht?
Was ist die Liebe? Du hörst aus jeder Wiege die
Antwort,
Wenn du sie nicht mehr hörst, philosophiere von ihr.

Glückwunsch

Nicht ein seidenes Kleid, gewebt auf fränkischem Web-
stuhl,
Auch nicht goldenen Schmuck biet' ich zum heutigen
Fest.
Wenn die Muse mich grüßt, so flieht mich spröde der
Reichtum,
Nur die fleißige Hand sichert des Tages Bedarf.
Wenig besitzen wir beide, das wenige weihe die Liebe,
Und mit ehrlichem Stolz hebt uns des Tages Bemühn.
Freu' der Traube dich hier, der Gabe des üppigen
Herbstes,
Freu' der Kastanie dich, wenn sie die Schale zersprengt.
Schneesturm streut in das Kar das schimmernde Weiß,
mit Efeu

Laß uns kränzen den Wein, ehe die Sonne versinkt,
Gelte der Zukunft das Hoch! — so treff' uns wieder
der Frühling,
Füge zum häuslichen Glück lächelnd den farbigen
Schmuck.

Im Winter

Alles erstarrt von Frost, der Nordwind pocht an das
Fenster,
Rasch im wirbelnden Kreis treiben die Flocken dahin.
Mich umschlingt dein Arm an des Herdes heiligem
Feuer,
Küsse wie Flocken so viel spendet der glückliche Mund,
Wie der Schwalben Gezwitscher ertönt dein trauliches
Wort mir,
Wenn sie das Nestlein baut froh an den Sparren
des Dachs.

Ein verdorrter Myrtenkranz

Langsam bräunt sich der Kranz mit zierlichem Träub-
chen der Myrte,
Und das seidene Band, welches ihn schmückte, verblaßt.
Auch die Stirn, die er einst umwand am Tag der Ver-
mählung,
Wird, durchfurcht von der Zeit, tragen das Silber-
gelock.
Aber das Herz bleibt frisch, in Lieb' und Treue nie
wechselnd,
Treibt es bis an die Gruft Blüten um Blüten hervor.

Meine Lampe

Wert als hätt' dich geschaffen ein Künstler, bleibst du
mir, Lampe,
Die ein Klempner nur trieb aus dem bescheidenen
Blech,
Hast viel Nächte geflammt und geleuchtet dem streben-
den Jüngling,
Der mit schüchternem Laut schüchterne Lieder begann.
Oftmals spendete Licht mir der Docht in traulicher
Stube,
Wenn das Gemüt qualvoll düsterer Kummer bezwang.
Oft auch sahst du den Blick auflodern begeisterten
Glanzes,
Wenn Shakespeare und Homer füllten mit Bildern
den Raum,
Leuchten sollst du auch jetzt, wo mir zur Seite geschäftig
Sitzt ein liebliches Weib, hebend den freundlichen
Blick
Bald zu dem Kind, das lallend die ersten Laute ge-
stammelt,
Bald zu dem Mann, der ernst denkt an des Tages
Erwerb.
Grüßen die Musen mich doch wie früher und meiden
das Haus nicht,
Legen den vollsten Kranz treu auf den heimischen
Herd.
Mögen die Aehren sie stets umflechten mit buntem Ge-
winde,
Weil mir der Jugend Reiz, ach der zu flüchtige,
schwand,

Möge noch hell dein Licht auf Kinder und Enkelein
strahlen,
Wenn mein Strahl erlosch, ruhig wie deiner erlischt;
Fromm des Ahnen gedenk noch, gönnen sie gerne den
Platz dir,
Ob du auch wertlos bist, neben dem Silbergerät,
Bis in der Zeiten Strom entschwinden die Lieder des
Dichters,
Bis in der Zeiten Nacht dunkel der Name verlischt.

Sinnend von Stern zu Stern fliegt aufwärts kühn
der Gedanke,
Sich zu neigen vor dir ewiger Herrscher des All.
Doch den letzten erreicht er nicht im feurigsten Fluge,
Und so kehrt er beschämt wieder zum heimischen Kreis.
Hier auf die Stirne des Sohns, der lächelnd die Aerm-
chen zu mir streckt,
Drück' ich als Opfer für dich, Vater! den innigen Kuß.

Die Liebe

Wild und ohne Gesetz bekriegen die Stoffe der Welt sich
Bis wie ein Sonnenstrahl Eros aus ihnen entspringt.

*

Was ist Liebe? — Die Frage beschäftigt seit Plato
die Weisen!
Anders klingt der Bescheid, — wenn die Poeten ihr
fragt.
Ewiges Leitmotiv aus dem Himmel, es muß sich ver-
körpern
In der irdischen Welt, kehren zum Himmel zurück.

Heilige Treue, du bist die edelste Tochter der Liebe,
Trüben kann dich ein Blick, der sich auf andere lenkt.

*

Daß sie zischeln von dir und was sie zischeln, ist gleich mir,
Das nur macht mir Verdruß, daß sie zu zischeln gewagt.

„Hörst du die Ballmusik? — Was führst du mich nicht in Gesellschaft?
Schämst du dich meiner? — Schön nennen die Leute mich doch!"

„Segen erblüht uns nur an der Flamme des häuslichen Herdes!"
Mürrisch wendest du dich, — denk' ich des alten Kaplans?

Hold ein lachendes Kind, so lag in den Windeln die Liebe,
Bleibe verflucht die Hand, welche sie ruchlos erwürgt!

Trägt die Liebe dich hoch empor zu den ewigen Göttern,
Knüpft sie unlösbar zugleich dich an den irdischen Staub.

Weihten die Mythen nicht der Liebesgöttin die Taube?
Schwach ist der Fittich nur, welchem du hoffend vertraust.

Schmal ist das Schiff und klein, das dich durch die Klippen des Meers trägt,
Und du setzest ein Weib, töricher Jüngling! hinein?

Winter

Bin ich endlich erwacht? Ringsum nur starrende Wildnis,
Statt der Blüten ergießt eisige Flocken der Sturm.
Schweigend fahr' ich empor und presse die Hand auf die Wunde,
Wenn sie nimmer vernarbt, ziemt es zu klagen doch nicht,
Auf den gefrorenen Boden stemm' ich trotzig die Ferse,
War das Glück auch kurz, hab' ich ein Glück doch erlebt.

Still wie das Abendrot, wenn längst die Sonne gesunken,
Wacht Erinnerung auf, aber die Liebe nie mehr.

Dunkel ward's, es erlosch die Fackel des irdischen Eros.
Aber zu Häupten sieh! leuchtet des himmlischen Stern.

Auf die Bahre gestreckt, das Aug' geschlossen für ewig,
Im ergrauenden Haar Tropfen des heiligen Taus,
Stumm die Hände gefaltet! — Sie schmückten die Leiche mit Kränzen,
Und des Weihrauchs Arom kräuselt zum Fenster hinaus.
Feierlich ernst steh ich, — was du gewesen, entschwand mir,
Schweigende Wehmut weint langsam die Träne dir nach.
Was geschehn, der Engel der Gnade zerreiße die Rechnung,
Ach zu früh oder spät trafen im Leben wir uns!

Schlummere sanft! — Du lächelst im Tod, nicht stören dich Träume:
Scheidend leg' ich die Hand auf die erstarrende Hand.

Der Greis

Schreiben soll ich dir Freund! — Ich danke, daß du erinnerst
Dich des Einsamen noch! — Wie es denn gehe mit mir?
Gehen? — Darf ich das Wort gebrauchen, wenn sinnend, bedächtig
Mich der trägere Schritt führt auf dem ebenen Pfad.
Früher flog ich empor, jetzt schau' ich hinauf zu den Höhen,
In der Erinnerung nur wandl' ich den Firnen entlang.
Sei es! — Ich klage nicht, der Schönheit offen die Sinne
Sind geblieben mir noch, grüßt mit dem mystischen Blick
Früh die Sixtina mich, der Christus, Fiesoles Mädchen,
Lächelt die Venus mich an, wie sie gelächelt Properz.
Ruhig und still betracht' ich die Fraun, die kräftigen Männer,
Lieblicher Kinder Reiz lockt zu den Spielen mich hin,
Mir sind Dante, Homer die treuen Genossen und Shakespeare,
Aber das Bäumchen auch seh' ich erblühen im Feld.
Eichenzweige jedoch möcht' ich verknüpfen zum Kranze,
Wenn der Deutsche für sich feurig die Waffen ergreift.
Ist die Schule vorbei, führt mich der Enkel ins Freie,

Meine Jugend zurück zaubert geschwätzig der Bursch.
So verrinnt mir der Tag, es fließen die Stunden wie Wellen,
Bis das Abendgeläut mich zu den Sternen entführt,
Die in der Stille der Nacht, erwach ich einsam, mich leiten
Hoch in die Ewigkeit über die Zeit und den Raum.
Oft ergreif' ich den Griffel und zeichn' in das Dunkel Gestalten
Einer anderen Welt, wie sie die Muse mir malt. —
Alt bin ich zwar, nicht arm: so nimm als Spende des Greises
Dieses verspätete Lied, das er zum Gruße dir schickt,
Greis dem Greis, und ruft vor dir mich die Stimme des Schicksals,
Magst du gedenken mein, treu wie ich deiner gedacht.

Mein Zimmer

Eng ist das Zimmer und klein, der Luxus gehört für den Reichtum,
Wenig Bücher im Schrank, hier an der Mauer das Bett,
Photographien nur, nach Werken der herrlichsten Meister,
Sind der bescheidene Schmuck, den ich zu kaufen vermag.
Selten stört mich ein Tritt; Kreuzschnäbel als lustige Gäste,
Zwischen die Fenster gebannt, klettern und singen dabei,

Mahnen mich an den Wald, den ich verlassen im
Herbst schon,
In der Dämmerung gern denk' ich verschwundener
Zeit.
Heilige Einsamkeit! Du bist allein mir geblieben,
Mit dem Taue der Nacht träufelst du Segen herab,
Leise ziehen vorbei die flüchtigen Stunden, der letzten
Seh ich entgegen still, schlägt sie mir früh oder spät.

*

Lebt die Erinnerung auf? — Sie zeichnet dem Greise
die Bilder
Mild in das Abendrot einer vergangenen Zeit.
Stumm ist die Zukunft mir und leer, so wart' ich ge-
duldig
Bis mir den Kranz von Mohn legt auf die Bahre der
Tod.

*

Bin ich im Dunkel erwacht, dann leuchten die Sterne
des Himmels,
Durch die Stille der Nacht atmet des Ewigen Geist,
Innig spricht er zu mir, ich hebe schweigend die Stirne,
In die ruhige Brust fließt des Unendlichen Strom
Und des Staubes Gewand fließt von den sterblichen
Gliedern,
Daß du erlöst dich schwingst hoch in den Aether empor.

*

Wie sich der Jüngling sehnt nach der Braut, so blick'
ich zum Himmel:
Ist es der Abendstern, ist es nur rotes Gewölk?
Heller leuchtet er schon und streut die Perlen des
Taues

Auf die dürstende Flur, sendet den kühleren West —
Laß mich träumen von dir bis du durchs Dunkel heranschwebst,
Auf die fiebernde Stirn leise die Finger mir legst!

Sä'st du Blumen, o Greis, die Enkel begießen sie fleißig,
Sind sie erblüht, den Kranz legen sie dir auf das Grab.

Blaues Vergißmeinnicht, du sollst an nichts mich erinnern,
In die Vergangenheit sanken die Schatten hinab.

Abschied
(1899.)

Schlingst du Blumen zum Kranz? — Ich soll bei der Wahl dich beraten?
Spätherbst ist es für uns! Astern geziemen uns nur.

*

Vollgesogen von Gift entrann Mithridates dem Gifte:
Ruhig seh' ich den Reiz, den du bezaubernd enthüllst.

*

Was dir besser gefällt! — ich halte den Spiegel Armidas
Dir vor den lockenden Blick; flieh', denn der Zauber zerrinnt.

*

Blüht an des Gletschers Rand das blaue, das zierliche Glöckchen?
Ach dem Busen entringt kaum sich ein herzliches Wort.

Wandeln kann ich mit dir in stiller, tröstlicher Freundschaft,
Zeige wie Proteus dich offen in wahrer Gestalt.

*

Ja! so stehst du vor mir; ich hebe segnend die Hände,
Wie der Priester es tut, spreche von Sünden dich frei.

*

Trübt die Träne den Blick? — Sie steigt, doch fließt sie nicht über,
Unaussprechliches Leid füllte den Becher zum Rand.

*

Viel gelitten hast du, es bleibt zu büßen dir nichts mehr,
Wandle schweigend, entsühnt durch das verächtliche Volk.

*

Warum schaust du mich an voll tiefer, schmerzlicher Wehmut?
Nichts zu geben hast du, nichts zu empfangen hab' ich.

*

Still und ruhig und groß blickt mich aus den Augen der Tod an.
Einen einzigen Kuß — ersten und letzten zugleich!

*

Fliehst du den Hagelschlag? — Er wird zu Wasser zerfließen,
Sende der Himmel dir nie Tropfen geschmolzenes Erz.

*

Wirf ins Wasser den Stein und langsam verebben die Wogen:
Spät in der tiefsten Brust zittert Erinnerung nach.

Auf der Eisenbahn

Setz dich, Muse, zu mir, nicht brauchst du die glänzenden Sohlen,
Die sonst eiligen Flugs tragen von Land dich zu Land.
Reist mit dem Dampf doch Merkur, der Schacherer selber,
Und ein freundlich Gespräch würzet der Fremdlinge Hast.

*

Faß nur, Pindaros, kühn die gewaltige dorische Lyra,
Hörst du den schrillen Pfiff, siehst du den schwellenden Rauch?
Aetnas Schlund gähnt hier, wo wild Titanen sich wälzen,
Hierons Rosse besiegt — merkst du? — der treibende Dampf.

*

„Siehst du die Blümlein hier?“ — O könnt' ich pflükken im Flug sie! —
„Schäkernd das Mädchen im Gras?“ — Dürft' ich es küssen im Flug! —
„Auf dem Gebirge das Schloß! Schon ist es im Fluge vorüber!“ —
Könnt' ich vom stolzen Balkon schau'n das gesegnete Land! —
„Schattig am Strome die Au'?“ — Ach rasten wir nimmer und niemals!
„Schwellend den Weinstock dort?“ — Könnt' ich verkosten den Most! —
„Ruhig und mutvoll, Freund! wo immer der Wagen dich hinführt,

Findest du Freuden und Leid, findest du Liebe und Haß."

*

Lächelnd schüttelt im Feld das Blümchen die zierliche Krone,
Sieht es im Sturme dahin brausen den eilenden Zug:
„Festgewurzelt und treu, erblüh' ich hier und verblühe,
Mehr erreichest du nie selbst mit der wütendsten Hast."

*

„Kufstein!" — meldet ein Ruf, Apollo flieht mit den Musen,
Während das leichte Gepäck schnüffelnd der Zöllner schon prüft.

Adolf Purtscher*)

Gern der Toten gedenk' ich, wenn hold das Leben mich anlacht;
Diesen duftigen Kranz wind' ich am Borne dem Freund,
Sprudelnd sprüht er vom Fels und streut die schimmernden Perlen
Ueber den Steinbrech hin, über das schwellende Moos.
Alpenrosen umsäumen den Bord mit purpurnen Dolden,
Oben vom grauen Geschröf nicken Aurikeln herab
Schattige Kühlung weht und säuselt aus schützenden Föhren,
Falken ziehen dahin ruhig den Bogen im Blau.

*) In Lienz geb. 1819, starb er 1850 zu Windisch-Matrei als Arzt. Näheres über ihn bringt mein Buch: „Zu meiner Zeit."

Einsam rast' ich hier, oft sah uns der Abend vereinigt,
Kehrten wir heim vom Gebirg, tragend den köstlichen
Schmuck:
Blumen und seltnes Gestein und zackig verworrene
Flechten,
Wie sie des Forschers Blick findig erspäht auf dem
Joch.
Lang veratmend die Glut des Tages ruhten wir schwei-
gend,
Schlürften genügsam zu Brot fröhlich das lautere
Naß.
Bald umspülte die Flut mit schäumenden Wirbeln
die Glieder,
Goß in die lechzende Brust milder Erquickung Gefühl.
Kühn von der Jugend Mut, wie Diosturen erhoben,
Lehnten wir Arm in Arm, blickten hinab in das Tal:
Hier umqualmt vom Rauch die Stadt, dort Straßen
und Pfade
Ziehend nach Ost und West, fliehend zum üppigen Süd.
Bröckelnde Trümmer hier, umrankt vom spielenden
Frühling,
Und in des Abends Geläut rauschte der mächtige
Strom.
Ernst erwogen wir dann, doch unerfahrenen Sinnes,
Wie es die Zukunft birgt, — sterblicher Menschen
Geschick,
Sprachen vom Weltall gern, dem erhabenen Gottesge-
danken,
Wiederholend das Wort, das uns die Weisen gelehrt.
An die Zirbel gelehnt, erhobst du jodelnd die Stimme,
Oder die Verse Homers tönte das Echo zurück,

Bis die Dämmerung sank und leuchtend erwachten die Sterne; —
Auf dein friedliches Grab schauen sie heut im Gebirg!
Einsam steh' ich hier, schon prangen in sorglicher Auswahl
Blumen, verknüpft zum Kranz; tragt ihn ihr Wellen hinab,
Tragt nach Süden ihn fort und hängt ihn an schwankende Weiden,
Totenopfer dem Freund, schmück' er den traurigen Strand.

Sebastian Ruf.*)

Würdiger Greis voll Liebe mit vielerfahrenem Sinne,
Wie ein Heiligenschein schmückt dich das Silbergelock.
Mild wie lauteres Oel entfließen der Lippe die Reden,
Um zu laben das Herz, wenn es in Kummer verging.
Gern so denk' ich mir den Jünger der himmlischen Liebe,
Wie er von Patmos Fels lehrte das göttliche Wort.
Jeden irdischen Fluch, — du hast ihn getötet am Kreuze,
Das nicht auf dem Gewand, nein in der Seele du trägst.
Uebrig bleibt dir allein die holde Verklärung des Friedens,
Liebe verknüpft allein dich mit dem Menschengeschlecht.

*) Angaben über diesen bedeutenden Mann, der alle seine Genossen überragte und wohl auch ironisch behandelte, enthält das Buch: „Zu meiner Zeit."

Marie Engl*)
(gestorben den 19. März 1896).

I.

„Die Zeit sä't, die Ewigkeit erntet."
Ad. Pichler.

Blumen zierlich gereiht aneinander, wie du gepflückt sie
Gern in Gebirg und Wald — freundlich gedachtest du mein!
Wasserlilien auch, so rein auf schaukelnder Seeflut,
Nicht dir selber bewußt, gaben ein Bild sie von dir.
Daß du den letzten Strauß aufs Grab einst legest dem Greise,
Meint' ich in Wehmut oft, aber du gingest voraus:
Noch in der Jugend Kraft, im vollen Reize der Schönheit
Trugen sie dich zu Grab, sangen dir Kinder ein Lied,
Streuten den Heiderich, Schneeglöckchen, Geschenke des Frühlings
Weinend hinab auf den Sarg, die du vor allen geliebt.
Soll ich spenden den Spruch zum Abschied dir auf den Marmor?
Was du geglaubt und gehofft, mög' er verkünden der Welt.

II.
(1899.)

Alles ruhig und still; am blauen unendlichen Himmel
Schimmern die Sterne herauf, sinken die Sterne hinab.
Durch das friedliche Dorf fließt Duft der blühenden Rebe
Zu des Weines Arom, wie er den Becher mir füllt.

*) Eine junge Lehrerin zu Innsbruck.

Fühlbar atmet die Nacht, doch zittert kein Blättchen am Baume,
Goldene Funken nur schweben und flimmern im Laub.
Plötzlich im Osten hell — erlischt im Westen ein Glutstreif, —
Dunkler der Himmel noch als er zuvor mir erschien!
Ist es ein Zeichen? — Ja wohl! — so wag' ich zu deuten die Zukunft:
Was dem Himmel entstammt, kehrt in den Himmel zurück! —
Dein gedenk' ich, Maria! Du stille Blume der Anmut,
Die aus des Lebens Herbst rein mir und lieblich erblüht.
Ranktest du dich empor am morschen Stamme, zu bald nur
Welktest du wurzellos, ehe die Zeit dich gereift.
Dein gedenk ich gern, in schweigender Stunde des Abends
Schwebt dein Schatten herein, grüßet mit innigem Blick.
Aug' in Auge gesenkt, so reden wir ewige Dinge,
Klar wie der Himmel und tief über den Nebeln der Welt.
Bleibe dem Freunde treu und schweb' ihm tröstend zu Häupten,
Bis der friedliche Tod leise zur Bahre mir winkt.

III.

Rein an der Seele, dem Leib wie Iphigenie vor dem Altar,
Rosmarin um die Stirn, raffte der Tod dich dahin!

Trink aus dem Lethe nicht, denn meiner sollst du gedenken,
Bis ich ruhig und still steig' in den stygischen Kahn.

Wieder wechselt die Zeit; die Lilien schwimmen im Teiche,
Sie gemahnen an dich, hätt' ich vergessen dich je!

Johanna Pfretzschner
Gestorben 1895

Süßes, einziges Kind! aus streng verschlossener Knospe
Duftet der Zukunft Hauch, eh' du noch völlig gereift.
Denk' ich, wie hold und schön, ein Wunder dem sehnenden Jüngling
Einst du wandelst dahin, bebt mir das ahnende Herz.
Während du still enthüllst die Knospen zu reizender Blüte,
Strömt ins braune Gelock Flocken das Alter mir schon.
Ahnst du die Liebe bereits? — Noch schimmert im Auge die Wehmut.
Möge sie nie der Sturm wecken zu finsterer Qual.
Doch wer flieht das Geschick! — dann wähle vertrauend als Freund mich,
Wenn dir des Lebens Reif Keime der Hoffnung versengt.

*

Plappere, reizendes Kind, du bist die geschwätzige Schwalbe,
Wie sie der Liebe Lenz mitten im Winter verheißt.
Wagst du zu küssen das Kind? noch schlummert der Funken im Stahle,

Bald, Unglückseliger, bald sengt er dir Busen und
Stirn.

Erinnerung

Wärst du nicht edel und groß, würd' ich wohl deiner
gedenken,
Wenn mit himmlischem Licht strahlen die Sterne der
Nacht?

*

Einem Becher mit Wein vergleich' ich Genuß der Er-
inn'rung,
Den mit dem dunklen Laub heiliger Lorbeer umschlingt.
Auf dem erquickenden Trunk zwar spiegeln die bitteren
Blätter,
Leihen ihm Duft und Kraft, aber vergällen ihn nicht.

Die Alte

Warst du denn einmal jung? — Die Haut vertrocknet
und ledern,
Ohne Zähne der Mund, schütter die Haare verfilzt?
Schweigend blickst du mich an, ein Bild unsäglichen
Jammers,
Daß ich den Silberling gern ohne zu warten dir gab.
Ueberrascht vom Geschenk erzähltest du langsam: „Es
hat mir
Gestern die Hühner der Fuchs schlau aus der Steige
geraubt.
Dank Euch, Herr! — Ich will ein Vaterunser Euch
beten."
„Tut es Weibchen! denn das haben wir nötig zumal."

II.
Städte und Landschaften.
(1899.)



Germania

Ist, Germania, dir zu kurz geschnitten der Mantel,
Daß er die Alpen nicht unter den Knieen erreicht?

Berlin

A Jove principium! Der Philologe verlangt es,
Bist du auch nicht Paris, will ich beginnen mit dir.

*

Stehst du gebaut auf Sand, du wurdest gebaut aus dem Sand nicht,
Unverdrossen in Kraft stellten die Bürger dich hin.

*

Geisterspuk in Berlin! — Es klopft an die Deckel der Särge, —
Ob es der Willem ist, oder der einzige Fritz?

*

Gräber erheben sich stolz, verleihn dir unsterblichen Nachruhm:
Helden und Denker, in Reihn ziehen sie strahlend vorbei.

*

Sind die Großen alle dahin? — Es schaut als der Letzte
Bismarck traurig herab auf das verlassene Schloß.

*

Auf dem Globus Berlin da krabbeln die winzigen Zwerglein!
Wie ihr euch reckt und streckt, ist er die Erde doch nicht.

*

München

Kaum zu schweben vermag Apoll, es zieht ihn der Bierbauch
Immer und immer zurück an das verlassene Faß.

*

König Ludwig, verzeihn soll dir die Sprache, die „teutsche",
Weil du den Lorbeerkranz Bayern gesetzt auf das Haupt.

Augsburg

Brausend an deinem Wall zerstoben die Wogen der Ungarn,
Vor dem Kaiser erhob Luther die mutige Stirn.

*

War es der Fugger nicht, der große fürstliche Kaufmann,
Der hier Häuser gebaut, Armen zu Schutz und Nutz?

*

Philippinens gedenk sind noch die Frauen und Mädchen,
Doch die Geschichte zerriß kalt und prosaisch das Bild.

*

Holbein hat dich geehrt, der große zünftige Maler,
Der die Madonna schuf, arm zu den Briten entfloh.

*

Kennst du die alte Zeit? Pirkheimers Töchterlein
krönte
Hutten als Dichter hier, Schönheit beglückte die Kraft.

Wien

Kaiserstadt, dich erreicht in deinem Adel Berlin nicht
Spreizt es als Parvenü stolz sich im Sande der Mark.

*

In sich selber versinkt am prächtigen Strome die
Großstadt,
Brause des Schicksals Sturm, rüttle sie auf aus dem
Sumpf.

*

Luther, es dröhnt dein Hammerschlag noch durch die
Geschichte,
Möcht' an ein Tor in Wien donnern er mächtig und
stark!

*

Fern von der Hofburg trug den deutschen Adler der
Fittich,
Möge der deutsche Sinn nimmer begleiten die Flucht.

*

Ringt mit den Wolken der Mond? — Es schweben
Schatten vorüber:
Mit Theresien flieht Josef hinab in die Gruft.

*

Hebst du den silbernen Taktstock, schwingst du das lu-
stige Tanzbein;
Während das Diadem längst von der Stirne dir fiel?

*

Dummer Kerl von Wien, es schämt sich deiner der
Steffel,
Selbst ein tschechischer Lump wagt es, verspottet dich
frech.

*

Metternich kehrte zurück, doch schnell verkroch er sich
wieder,
War er ein Heros doch neben den Pfuschern von heut.

*

Könnt' ich den Eichenkranz mit schwarz-rot-goldener
Schleife
Schlingen dir um das Haupt! — Leider ist Schweigen
der Rest.

*

Als der tödliche Pfeil den Babenberger getroffen:
Grenze des deutschen Reichs wurde der ung'rische
Fluß!

Budapest

Budapest, o wärest du deutsch! — doch leider erlahmte
Deutschlands Adler der Flug, als ihm das Banner ent-
sank.

Belgrad

Belegrad, Zenta! von deutschen Siegen erzählt ihr das
Größte,
Deutscher vergiß es nicht, weil dir der Osten gebührt!

Mölk

Blickst du herab auf den Strom? — Erzähl den trotzi-
gen Ungarn
Fern im Osten, wie einst nieder der Deutsche sie warf.

Dürnstein

Kämpft mit den Wolken der Mond? Es rauscht im Tale die Donau,
Blondels Lied verhallt klagend im öden Geschröf.

Krems

Liegt die friedliche Stadt am breiten Ufer der Donau,
Steige der scharfe Senf endlich den Schwarzen zu Kopf.

Mürzzuschlag

Baut ihr Kirchen dem Papst und baut sie Luther daneben, —
Daß der erste sie nicht bald an den zweiten verliert!

Brünn

Brecht ihr Mauern und stürzt! — Ihr hörtet das Stöhnen der Männer,
Die für Italien einst wagten den blutigen Kampf.

Hermannstadt

Wackere Sachsen kämpft! — Ihr seid noch lang nicht verloren,
Seinen Abend erreicht endlich der ung'rische Tag.

Graz

Trage das Banner hoch, du grimmiger Panther am Murfluß,
Möge Flammen er spei'n, wenn man den Deutschen bedroht!

Linz

Fadingers sei gedenk und all der luthrischen Bauern,
Die dem Moloch in Rom schlachtete pfäffischer Trug.

*

Jesuiten bewachen die Stadt, in goldener Mitra
Segnet vom hohen Balkon blökende Schafe der Hirt.

Salzburg

Salzburg, heilige Stadt, erwachst du vom Dusel des Weihrauchs?
Schnell vorüber an Linz, — wo sie erbauen den Dom.

*

Knien im Dome gereiht die Bilder hochwürdigster Fürsten,
Ueber die Schulter blickt einem Babette Mabon.

*

Fort mit den Protestanten! — Es brüllt's der Firmian wütend,
Hat die Furie nicht ihn aus dem Lande gepeitscht?

Prag

Kräftige Tatzen verlieh euch Gott zur Wehre, gebraucht sie,
Wenn ihr selber euch helft, wird er euch helfen gewiß!

*

Przemysl Ottokar! Wie möcht' ich den Tschechen dich gönnen,
Denn zu Deutschen gezähmt hättst du das trotzige Volk.

*

Daß man den Huß verbrannt, mag noch die Tschechen bekümmern:
Ach, Lojolas Geschlecht ist den Hussiten gefolgt.

Straßburg

Ist die Kanone verstummt? so kämpfen nachts in den Lüften

Geister noch immer die Schlacht, daß sich entscheide der Sieg.

*

Goethes erhabnen Schatten beruft ihr? — über dem Turmknauf
Flattert im Morgenwind mächtig das deutsche Panier.

Nürnberg

Pegnitzschäfer? O nein! Nicht fürchtend den Tod und den Teufel
Brauchen wir Ritter jetzt, wie sie der Dürer gemalt.

*

Habt ihr den Strick bewahrt, mit dem noch keiner gehängt ward,
Wenn er wie Eppelin aus dem Gefängnis entrann?

*

Alles ist alt in dir; berühmt der Trichter der Weisheit,
Den als köstlichen Schatz euer Museum bewahrt.

Metz

Metz, du lustige Dirn, hat dich bezwungen der Deutsche,
Daß er vor Frankreichs Tor fröhlich im Tanze dich dreht?

Zürich

Deutsch nach Art und Stamm, wirst du's, o Zürich, auch bleiben,
Hat nicht Bodmer das Heer gegen Pedanten geführt?

Stuttgart

Friedliche Stadt, du ruhst im Tal der schwellenden Trauben,
Träumst du von Ariovist oder von Schiller sogar?

Karlsruhe

Alles gebaut nach der Schnur, inmitten die Grabpyramide,
Langeweile du hast hier dir ein Denkmal gesetzt.

Dresden

Schläfst du liebliche Stadt im Schutze deiner Sixtina?
Nur zu lang ist es her, daß dich begeistert der Tieck.

Leipzig

Blut hat gedüngt das Feld im heiligen Kampf der Entscheidung,
Bücher wachsen auf ihm; — daß sie zerstreue der Wind!

*

Ob ihr mich gelten laßt? — Die Enkel mögen entscheiden,
Schweigend, in mich gefaßt, kann ich erwarten den Spruch.

Köln

Bum, bam! — Ruft das Geläut zum Beten die lieblichen Jungfraun, —
Wenn elftausend es gibt, — hin in den stattlichen Dom.

*

Römlinge jubelt und lacht! Für euch nur haben vollendet
Deutsche Männer den Dom, haben gefrohndet dem Papst.

Hamburg

Schwelgst du in Ueppigkeit? — Ihr Enkel gedenket der Hansa,
Denkt an die alte Zeit, wo sie die Meere beherrscht.

Frankfurt

Kröntest die Kaiser du einst, so hast du geboren den Kaiser,
Der in der Schönheit Reich mächtig die Geister beherrscht.

Schleswig

Kränze von Eichenlaub leg' auf die Gräber, o Schleswig,
An den Tagen der Schlacht mußt du sie dankbar erneu'n.

Königsberg

Hast du den zweiten Kant auch nicht erzeugt nach dem ersten,
An der Grenze stehst du tapfer zum Kampfe bereit.

Riga

Riga, geweiht hat dich die Feder Herders, doch traurig
Kehrt der beschämte Blick von der verlorenen Stadt.

Weimar

An der nebligen Ilm da ziehen die Geister von Weimar,
Möcht' erstehen der Geist, der in das Leben sie rief!

Tirol

Herrliches Land Tirol! — Im Widerhalle der Alpen
Soll erklingen das Lied, das ich zu Ehren dir sang.

Kufstein

Kufstein, wackere Stadt, o teuerste Wiege der Heimat,
An der Grenze begrüßt jauchzend der Wanderer dich.

Schwaz.

Reich an kostbarem Erz vertieften sich unsere Stollen,
Bis katholischer Haß tückisch die Knappen vertrieb.

Hall

Längst verstummte dein Wort, o Rhegius! das auf dem Freithof
Mit germanischem Salz römische Pfaffen gebeizt.

Stams

Hörst du die Glocken von Stams? Es ist das Totengeläute
Des Hohenstaufen, den hier weinend die Mutter verließ.

Der Brenner

Bist du zur Scheide bestimmt? — Einst wagten Kaiser die Romfahrt,
Welsche möchten auf dir setzen die Grenze dem Reich.

Gossensaß

Wohnten die Goten hier? — Noch steht am Bache der Amboß,
Wo die Schwerter gestählt Wieland den Recken zum Kampf.

Brixen

Unter der Fahne des Lamms gar kräftig zu fluchen vermagst du,
Doch die Zeit ist vorbei, wo man sich fürchtet davor.

Bruneck

Zärtliches Liebeslied! — Es klingt noch leise vernehmlich
Am Gestade der Rienz, wo es gesungen der Gilm.

Klausen

Ob ein Tiroler du warst, o Walter, darf ich bezweifeln,
Aber tirolerisch ist bei Kantioler der Wein.

Bozen

Bozen, dich lobt nicht bloß die feurige Rebe der Leiten,
Männer mit tapferer Hand schützen das deutsche Gebiet.

Schlern

Funkelt der Edelstein in Laurins goldener Krone?
Dietrich von Bern trägt ihn, seit er Similden befreit.

Meran

„Speak you english?" Nein, nein wir sind ja deutsche Meraner,
Aber das Burenlied triebe die Engländer fort!

Auer

Schädel und Totengeripp! Der Berner schlug hier den Drachen,
Daß im giftigen Blut Feuer und Leben erlosch.

Trient

Drohst du dem deutschen Norden mit Neptuns spitzigem Dreizack,
Weil man auf dem Konzil Ketten geschmiedet dem Geist?

Garda

Lieder verhallen dumpf — der Heldensage zu Gardā!
Hildebrand hatte hier Heimat und häuslichen Herd.

Verona

Welschbern hießest du einst. Der Schatten des mächtigen Dietrich
Schwebt in Trauer gehüllt auf dem verlassenen Wall.

Mailand

Deutsch ist der Name zwar und mahnt an unseren Rotbart,
Für Italien standst mutig im Kampf du voran.

Pavia

Lange hast du bewacht der Lombarden eiserne Krone,
Wenn sie der Deutsche verlor, habt ihr erobert sie nicht.

Byzanz

Sinkt am goldenen Horn der Halbmond, hebe die Schwingen
Mächtiger deutscher Aar über das stolze Byzanz.

*

Sei es endlich genug, ich schließe das bunte Verzeichnis,
Eh' es nach Itzehoe oder nach Vils mich geführt.

Beigaben

Grün ist die Hoffnung und weiß die Unschuld; arme Tiroler,
Müßt ihr als Fahnenband tragen das finstere Schwarz!

*

Goldener Leu der Hohenstaufen im purpurnen Felde
Schwebst als Erinnerung du über dem Schutte der Burg?

*

Heinrich von Luxemburg! noch einmal hobst du das Banner,
Hat nicht pfäffisches Gift dich auf die Bahre gestreckt?

*

Doppelschwänzig entwarf Heraldik den tschechischen Löwen,
Doppelzüngig vielleicht hätte noch besser getaugt.

*

„Tot ist der weiße Aar!“ So wimmert am Riemen der Klagruf:
Ist er verendet auch, wecken die Deutschen ihn nicht.

*

Oesterreichs Adlerschild! o brauche den Schnabel, die Krallen
Eh sie ganz dich zerfleischt, jeder ein Stückchen sich raubt.

*

Denkst du an Metternich, an Franz, die Reaktionäre —
Auf die Slaven gebaut hätten sie schwerlich den Staat.

*

Mischet so viel ihr wollt! zum Schwarz-gelb fügen das Rot wir,
Bleibt es allein zurück . . . hütet euch, daß es geschieht!

*

Mächtiger Kaiseraar, du schlugst die ehernen Fänge
Tief in des Korsen Genick; denkst du an Aspern nie mehr?

*

Oesterreichs Kaiserschild, o bleib das Banner der Deutschen,
Flattere mächtig und stolz, weil dir zu herrschen gebührt.

*

Häng, o Austria, nicht an Petri Felsen das Schifflein,
Retten wird er dich nicht, wenn dich die Wogen bedrohn.

*

Drehe der Magyar hochmütig am Ister den Schnauzbart,

Dir nur dankt er allein, daß er es kann, daß er ist.

*

Ist dir das Licht zu hell? Von bunten Gläsern die Fülle
Bietet zur Auswahl Rom die verschiedensten dar.

*

„Kurze Beine besitzt die Lüge.“ Du törichtes Sprichwort!
Durch Jahrhunderte schon wälzt sich der römische Dampf.

*

Hemmt den Zeiger der Uhr und stellt ihn auf Thomas Aquino —
Toren! Die Sonne geht, ohne zu fragen, die Bahn.

*

Roh wie der Bär die Bienen erschlägt und plündert die Stöcke
Packt ihr die Wissenschaft plump mit der heiligen Hand.

*

Christus erstand. Ihr habt ihn schleunig wieder begraben
Unter den Dogmen, daß ihn niemand zu finden vermag.

Reliquien

Schande genug und Spott! — Es kehren die heiligen Leiber,
Die ihr in Gold gefaßt, plötzlich ins Leben zurück.

Lustig als Senner springt die Heilige dort aus dem
Kasten,
Ein „unschuldiges Kind“ leiht die Gebeine dem Schaf,
Teuer verkauft die Knochen des Galgenvogels der
Römer,
Und die Hetäre beginnt auf dem Altar den Kankan.
Aus des Himmels Kanzlei schickt eine Feder der Engel,
Von der Madonna Milch seht ihr den Tropfen im
Glas —
Ist nichts übrig vom Strick, den Christus einst in dem
Tempel
Schwang, als die Schacherer fort er aus den Hallen
vertrieb?

Ablaß

Wenn du das Geld uns vermachst, wir öffnen dem
Sünder den Himmel,
Denn uns wurde verliehn oberste Schlüsselgewalt.

*

Peterspfennige her! Was kümmert's den heiligen
Vater,
Kaufst du vom Fegfeuer los dich mit gestohlenem Geld.

*

Petrus von Nazareth, der arm sich Fische gefangen —
Ist er Satir auf den Papst oder auf jenen der Papst?

*

Einen goldenen Kelch? — Es ist die gläserne Schale
Besser als Edelgestein, tränkt ihr den Armen daraus.

*

Goldenes Meßgewand, gestickt auf prächtiger Seide!

Siehst du das Weiblein dort frierend, in Lumpen ge-
hüllt?

*

Dort das hölzerne Kreuz und hier der goldene Thron-
stuhl;
Ach, von dem einen führt nicht zu dem andern der
Pfad!

*

Keines Geldes bedurfte Christus. — Da kamen die
Pfaffen —
Tief wie der Höllenschlund klafft der begierige Sack.

*

Winselaffen, ihr küßt des Papstes seidnen Pantoffel,
Leckt die Stiefel des Herrn, wenn er es gnädig erlaubt.

*

Römling? Nein! Denn das Wort erinnert an römische
Größe,
Päpstling nur paßt für euch, die den Pantoffel ihr
küßt.

Ostern

Bist du erstanden, Christ! So greife wieder zum Strick-
bund,
Sieh das Gesindel an, wie es die Kirche verheert.
Dient es dem Vater wohl im Geiste, ihm in der Wahr-
heit?
Schnödeste Simonie treibt es mit schmutziger Hand.

III.

Italien.



Venedig

Heil Venezia dir! — Schon brach des Austriers Fessel,
Möge gedeihn der Bund, der dich Italien eint.
Nicht Venezia mehr! — Es riß der Sturm der Geschichte,
Warf von des Dogen Haupt in die Lagune das Horn.
Aber wie Morgenrot, so strahlen die Namen der Großen
Durch Jahrhunderte fort, die dich verherrlichten einst.

*

Winkt mir der Gondolier? — Schon tauchen die Bogen des Marco
Schimmernd in goldener Pracht zwischen Palästen empor.
Hoch auf dem Campanil! tief unten ruht die Lagune,
Kähne gleiten dahin, heitere Musik erschallt
Von der Piazza. Die Töne verbind' ich, eh' sie verhallen:
Ist es Rossini nicht, der mich zuerst hier begrüßt?
Endlich ist sie verstummt; — ein lautes Summen und Brummen,
In den Arkaden sucht Plätze das fröhliche Volk.
Einsamer wird es hier. Die Sonne versinkt in der Wolken

Goldener Flut, die fern Paduas Hügel umfließt.
Doch mit Rosen bekränzt erheben die Alpen Friauls sich,
Bis den hintersten Grat langsam das Dunkel erklimmt.
Schatten vergangener Zeit, euch ruft aus den Gräbern die Stunde:
Vor dem Rossegespann sitzt bei dem Dogen Petrarch.
Flammen im dunklen Aug tritt an die Brüstung der Korse, —
Denkst du der Republik, welche dein Adler erwürgt?
Ein Jahrtausend versank mit dir! — Es grüßt von den Sternen
Dantes bleiches Gesicht, stolz aus der Hölle der Lord.
Dort wo die Möven fliehn, erhebt der mächtige Turm sich
Von Torcello; er sah's: Attila brauste vorbei.
Plötzlich erscheint ein Stern, er wächst zum blutigen Halbmond,
Auf der zitternden Flut baut er die Brücke dem Blick.
Flattert ein Nebelstreif? — Es rauscht die schwellende Brandung,
Weit aus dem Osten ziehn Scharen von Helden heran.
Dandolo, Morosin! Der Löwe droht auf dem Banner
Bis zum fernsten Gestad, — ferne von diesem Geschlecht.
Rauher weht schon die Luft, mich fröstelt, da weckt aus dem Traum mich
Dröhnend der Stunde Schlag. Glockengeläute verhallt,
Trägt mit mächtigem Schwung das Ave Maria vorüber,

Daß die Knie gebeugt Segen der Schiffer erfleht.
Doch in die Wirklichkeit versetzt mich erst der Custode,
Der, den Rücken gekrümmt, streckt nach der Mancia
die Hand.

Die Renaissance
(Olympia.)
(Dezember 1898.)

Theodosius warf—die Kirche nennt ihn den Großen —
In den Tempel des Zeus höhnend den gierigen Brand,
Jubelnd johlte das Volk, das erst gehuldigt den Götzen,
Ihnen die Opfer geweiht, Segen am Altar erfleht.
Freudig grinsten die ziegenbärtigen Mönche, der Weih-
rauch
Duftete süß, ein Lied brüllte fanatisch der Schwarm.
Nicht mehr schüttelt die Locken der Gott und schleudert
den Blitz nicht;
War der Adler denn lahm, welcher als Diener ihn
trug?
Wie der Himmel gestrahlt am ersten Tage der Schöp-
fung,
Leuchtet das Sonnenaug, birgt vor dem Frevel sich
nicht.
Ruhig schaut ihn der Gott, unsichtbar der rasenden
Menge
Läßt er die Trümmer zurück, schwebt zum Olympos
empor.
Seliges Lächeln verklärt das Antlitz, wenn er ent-
schwindet,

Auf der Erde zurück ließ er den beizenden Qualm,
Der die Augen versengt dem gläubigen Volke, den Pfaffen,
Daß sie wie blind und blöd taumeln im Leben dahin.
Doch unsterblich sind und bleiben die Götter, sie kehren,
Wenn sich die Zeiten erfüllt, endlich auf Erden zurück.
Zwar nach Hellas nie mehr; doch an den Tiber, den Arno,
Wo ein neues Geschlecht wieder die Tempel erbaut
Und sie der Schönheit weiht, es wechselt die Form nur, der Name:
Ob man sie Cypria hieß, ob man Madonna sie heißt!

Ariadne

Müd entschlummerte schon der Held an Naxos Gestade,
Welcher den Minotaur schlug mit der sehnigen Faust
Träumend den Sieg und das Glück. Vom goldenen Panthergespann stieg,
Der Ariadne gesehn, leise der liebliche Gott.
Mit dem Thyrsusstab berührt er den Boden, es sproßten
Rankende Reben empor, schlossen zu Lauben sich schnell.
Aus dem üppigen Kelch trank sie, es sangen das Brautlied
Lüstern Sayrn vereint mit der Bacchantinnen Schar.
Als er die Holde besiegt, so warf er empor als ein Sternbild
Lachend den Jungfraukranz, den er ihr feurig geraubt.

Satyrn lachten und Faunen, die Nymphen schwiegen errötend,
Auf das Panthergespann trug er als Königin sie.
Pauken- und Cymbelschall, vom Berge loderten Fakkeln,
Evan, Evoe! schwand tanzend im Walde der Zug. —
Theseus raffte sich auf und rieb erwachend die Augen:
„Hat sie den Weichling gewählt, mag er behalten sie auch.“

Achilles

Sankst du, Achill, in den Staub, getroffen vom Pfeile des Paris?
Auf dem Strome des Bluts flutet das Leben dahin.
Nichts vermag die göttliche Mutter gegen das Schicksal,
Aber an deinem Grab dichtet das Epos Homer.
Doch auch dieses verklingt im ewigen Dunkel der Nachzeit,
Bis der letzte Gesang schweigt in der Sterblichen Mund.

Segesta

Stolzer dorischer Bau! — Es brachen Gebälk und Triglyphen,
Zeus schaut offen herab auf den gestürzten Altar.
Quendel und Goldlack blühn, ihr Duft ersetzt ihm den Weihrauch,
In den Himmel empor tragen die Lerchen sein Lob.

Blökend weiden die Lämmer im weißen Vliese wie Priester,
Auf die Stufen gestreckt, schlummert der träumende Hirt
Hinter der Säule Schaft. — Dort spielt die Echse, die Natter
Blinzelt und schlüpft in Hast durch das vertrocknete Gras.
Liebliches Friedensbild! — Es flüstern die Lüfte des Abends,
Fernes Glockengeläut ruft von den Kirchen ins Tal,
Mahnt zum stillen Gebet. Erwachend dehnt sich der Schläfer,
Macht auf die Stirne das Kreuz gegen Dämonen zur Wehr.
Daß es geheuer nicht, so sagt der Pfarrer vertraulich
Spät zu weilen, wo einst heidnische Götzen gehaust.
Dunkler und dunkler wird's, der Hirt zieht heim mit den Schäflein,
Ueber des Aetna Rand hebt sich der schweigende Mond.
Ist es die Eule? — Sie streift mit leisem Fittich die Säule,
Kehren die Götter vielleicht hier in der Stille zurück?
Heilige Nacht, du steigst empor mit den Sternen am Himmel,
Königin, groß und hehr bist du auf Erden allein.
Nieder fließen die Tropfen des Taus am Saum der Gewandung,
Daß die Blumen sich frisch heben vom staubigen Grund.

Segnend vergönnst du auch dem müden Knechte das Tröpflein,
Daß er am Morgen gestärkt wieder zur Arbeit erwacht.
Segne den Armen, auch wer immer in Qualen sich windet:
Höre das Fleh'n, o Nacht, höre mich, heilige Nacht!

Konradin

Einsam und traurig schlich am Fuße des Vesuvs der Schatten
Konradins, dem der Anjou Leben und Krone geraubt,
Aber zum zweitenmal traf ihn die Schärfe des Henkers
Als zu Arles gedrückt Rudolf die blutige Hand
Jenem gallischen Hund. — Doch Konradin ward die Sühnung:
Unter dem Fallbeil sank Ludwig des Sechzehnten Haupt,
Auf das Schafott folgt ihm Maria Theresias Tochter,
Groß und edel im Tod trägt sie der Märtyrin Kranz.
Blutschuld tilgte die Schuld; — es sind versöhnt nun die Toten,
Daß ein neues Geschlecht frisch aus den Gräbern erblüht.

Taormina

(Auf den Trümmern des altgriechischen Theaters.)

Schutt und ödes Gestein! — Es neigt geborsten die Säule
Wie die Mutter am Grab ihres gefallenen Sohns.
Still versammelt zur Trauer erheben sich schwarze Zypressen,

Spätes Totengeläut kündet die Glocke des Doms,
Wo einst Aeschylos' Chor beschwor die rächenden Götter
Und des Sophokles Lied horchte das gläubige Volk:
Plötzlich ein Büchsenknall; die Tauben entflattern, ein Steinchen
Rollt herab vom Gebälk, flüchtigen Lebens die Spur.
Ist es der Widerhall vergangener Größe? — Der Lufthauch
Lispelt und beugt das Gras über das traurige Feld.
Hörst du der Wachtel Schlag?—Sie schlüpft durch die goldenen Aehren,
Wie es Demeter sah, als ihr die Saaten gereift.
Singt die glühende Luft? — Es schrillt die Zikade, die Schwalben
Zwitschern im schnellen Flug, wirbeln und kehren zurück.
Mächtig und breit erhebt sich drüben der Aetna, wie Pindar
Ihn auf die zottige Brust wilder Titanen gewälzt.
Blau ist der Himmel und klar, er senkt auf das schimmernde Meer sich,
Das mit dem Wogenschlag leise das Ufer bespült.
Doch es ballt sich Gewölk, Zeus schleudert den flammenden Keil schon —
Ist der Donner verrollt, schimmern die Tropfen des Taus.
Vom Gestade zum Land wölbt siebenfarbig der Bogen
Sich in leuchtender Pracht, wieder versöhnt ist der Gott.

Wo sich brüllend das Meer erhob, da flattern die
Möven
Um die Segel des Schiffs, schnalzen die Fischlein
empor:
Bis der Abend sich still legt auf die Tiefen des Ab-
grunds
Und die ruhige Flut spiegelt die Sterne zurück.
Laß sie ziehn die ewige Bahn zu den Füßen der Götter:
Was entsteht und vergeht, — immer das gleiche Gesetz!
Muß sich beugen der Mensch, er mag sich stolzer er-
heben,
Er besteige den Thron, welchen er mutig gebaut.
Waltet im Leben streng das unerbittliche Schicksal.
In der gebrechlichen Brust trägt er den eigenen Pol.
Ueber der Stirne steigt das leuchtende Flämmchen des
Geistes,
Das von Geschlecht zu Geschlecht immer sich mächtiger
hebt.
Wechseln die Formen auch, sie mögen entstehen, ver-
gehen;
Ruhig mag er sie schau'n, er ist die Seele der Welt!

Das Colosseum

(4. 11. 99.)

Ist es ein ragender Berg? — Zum Himmel starrt das
Gemäuer,
Fest das Gefüg', es stemmt Quader an Quader sich an,
Aber es gähnen Klüfte, der Frost des Winters ver-
tieft sie,
Daß mit zierlichem Laub kaum sie der Efeu verdeckt.

Ginster erhebt sich stolz mit goldenen Rispen, das
Geisblatt
Atmet betäubenden Duft, Fülle des Lebens erblüht!
So behauptet der Lenz das Recht auf Schutt und Getrümmer,
Von verschwundener Macht blieb der geborstene Rest.
Denkmal der Schmach für Israels Söhne; sie keuchten
verzweifelnd
Unter der Peitsche Hieb, bis sie das Elend verschlang.
Dort am Forum der stolze Bogen; Marmorgebilde
Zeigen Jerusalems Sturz unter dem Fuße von Rom.
Liebliche Töchter der heiligen Stadt, der gebroch'nen
— wo seid ihr? —
Fort in die Schande riß euch am Gelock der Soldat.
Zions Harfen verstummt! — ihr wimmert das Lied
des Propheten:
„Gott der Väter, warum denkst du der Kinder nie
mehr?
Siehst du, Jehova, den Rauch? Er qualmt aus der
Asche des Tempels,
Den du ewig verfluchst; denkst du der Kinder nie
mehr?" —
Was die Römer gebaut, zerstörten die römischen
Päpste,
Stolzer Nepoten Palast stellten sie prahlerisch hin. —
Staunend steht der Barbar aus fernem Norden, gepolstert
Sind die Stufen mit Moos, niemand benutzt sie als
Sitz,
Wo sich das römische Volk versammelt zum blutigen
Schauspiel,

Reihenweise gedrängt bis zu der obersten Bank.
Wedelnd mit Fächern bunt, so kokettierten die Damen,
Die das Menschengefühl ließen zurück im Boudoir.
Zierlich die Toga gefältet, neigt sich der Stutzer und
lispelt:
Martials Epigramm paßt zu der Szene so gut!
Auf die Tribüne tritt der Cäsar, Fanfaren erschallen,
Zu des Spieles Beginn winkt die allmächtige Hand!
Horch! im Taktschritt ziehn jetzt ein die Gladiatoren,
Festlich als Opfer geschmückt, bringen dem Herrn sie
ein Hoch!
War der Blonde vielleicht der Ahn des Wand'rers aus
Norden? —
Scharf getroffen! — der Kopf rollt in den trockenen
Sand!
Fort ziehn Sklaven die Leiche mit eisernem Haken; —
ein andrer
Fechter springt schon hervor, neigt sich zum Tode be-
reit.
War das sächsische Weib, das jetzt die Löwen zer-
fleischen,
Ahnfrau deines Geschlechts, fern an der Weser, der
Ems?
Vor Jahrhunderten einst entstammt die britische Lady
Einer Sklavin vielleicht fern aus dem Norden ver-
kauft?
Ach! Sie ringt zum Himmel die flehenden Arme ver-
gebens,
In die schwellende Brust schlagen die Krallen sich ein.

*

Leise weht es und kühl jetzt aus den zersprungenen Bogen:
Ist es ein Seufzerhauch, flüstern die Geister zu mir?
„Einmal nur," erzählt der bärtige Klausner bedächtig,
Der im verödeten Rund fromm sich die Zelle gebaut,
„Wird es lebendig hier, wenn nachts die Glocken verkünden,
Daß erstanden der Herr! Horch! Alleluja beginnt
Anfangs leise das Lied, dann schwillt es zu brausendem Jubel,
Mächtiger als der Sturm, Scharen in weißem Gewand,
Kinder, Männer und Frau'n erheben plötzlich sich zahllos,
Schweben im Nebel herbei, schließen die seligen Reih'n.
Am ätherischen Leib da leuchten wie Sterne die Wunden,
Palmenzweige zur Hand wallen sie langsam dahin,
Folgen dem purpurnen Kreuz. Ein Engel mit wallendem Fittich
Trägt als Banner es hoch allen den Märtyrern vor.
Mit dem Ostergeläut verschwinden die Scharen im Himmel:
Nazareths bleicher Gott hat noch im Grabe gesiegt!"—
So der Eremit; ich hört' ihn selber erzählen,
Denn rechtgläubig und fromm schien ihm der Mann aus Tirol.
Moder und Staub ist er, doch denk' ich seiner noch immer
Im verlassenen Raum, hier an der Stätte des Tods.

Alles versank, ein Traum! die Größe Roms ist versunken,
Aber der Ostermond wandelt in schweigender Nacht.
Ruhig sah er vergehn und kommen Geschechter von Völkern;
Wechseln die Lose hier, zieht er gemessen die Bahn.
Alles versank, ein Traum! Die Größe Roms ist versunken,
Nur die Natur allein blieb majestätisch und hehr.

Giordano Bruno

Haben sie dich verbrannt die Pfaffen in grimmiger Tollwut,
Deinen heiligen Staub frech in die Lüfte zerstreut?
Ferne flogen die Funken vom Scheiterhaufen im Lande,
Daß sie zündeten rings, streuten die Strahlen des Lichts,
Auf den Stirnen jedoch tragt ihr das lodernde Schandmal
Bis an den jüngsten Tag, bis in die Hölle mit euch,
Daß es nimmer erlischt. Zu den Sternen, die er besungen,
Stieg er als leuchtender Stern, wenn ihr versinkt in die Schmach.

Rom

Rom, du Krater der Hölle, die Legionen ergossen,
Sich, vom Adler geführt, über die duldende Welt.
Gnade kanntest du nie, die Herzen der Völker zertratst du,

Mit dem ehernen Fang hieltest die Beute du fest.
Hermann, herrlicher Held, du hast gerettet die Freiheit,
Vor dem germanischen Schwert stürzte die Wölfin in Staub.
Doch nicht war es genug! — Im Fischernetze des Petrus
Fingen sie schlau das Volk, stießen in Nacht es zurück,
Daß das heilige Kreuz zum Banner wurde des Mordes
Und der sterbende Gott heischte die Folter, den Brand.
Warum sprengtest du, Karl, die Söhne Wodans zur Taufe,
Deutscher Kaiser, jawohl! — Römischer Kaiser, wozu?
Büßen mußten es späte Geschlechter, die „Knechte der Knechte“
Drückten frech ins Genick unseren Helden den Fuß.
Blutiger Frevel gelang, es sanken die Hohenstaufen, —
Wer es vergessen kann, treff' ihn die doppelte Schmach!
Nach Jahrhunderten hob Thors Hammer der furchtbare Luther,
Lud vor die heilige Schrift donnernd den Pontifex Roms.
Während der Brite sich zu tausenden wieder ins Joch beugt,
Bleiben wir treu dem Wort Huttens: „Ich hab' es gewagt!“
Dann zum drittenmal zerriß die Fahne des Islam,
Unsere mächtige Faust, stützte das wankende Kreuz:
Karl Martell bei Tours! — Am steinernen Walle von Wien brach
Sich die barbarische Flut, während der Kaiser entfloh.

Unsere Donau rauscht nach Osten, die Sichel des Halbmonds
Sank im blutigen Schlamm. — Herrliche Tage des Ruhms!
Deutscher, wieder voran! Laß drohen den borstigen Tschechen,
Der auf dem weißen Berg unseren Schwertern erlag.
Will! und du kannst! Es sinkt der Nebel vom Tore der Zukunft,
Will! und du kannst! — Es steigt leuchtend im Osten der Stern.

*

Römer! so nennt ihr euch; ihr seid die Erben der Wölfin,
Die habsüchtig und schlau einstens die Völker beraubt.

Clitumnus.

Fern in Umbrien war's; am Ufer des stillen Clitumnus
Irrte des Wanderers Fuß einstens am sonnigen Tag.
Hatte der römische Hirt gebaut die kleine Kapelle,
War vom christlichen Volk sie der Madonna geweiht.
Dort im Schatten der Pappel, die Blätter spielten im Windhauch, —
An den Pfosten gelehnt, sah ich zur Quelle hinab.
Dunkel und frisch ergoß das Wasser sich in das Dikkicht,
Nur ein seltener Blitz zeigte bisweilen den Lauf.
Rinder trieb in die Flut der Hirt mit schallendem Zuruf,

Daß sie reinlich und weiß kehrten zur Weide zurück
Würdig ein Opfer zu sein für Pan. — Nichts hat sich geändert,
Seit es gelehnt an Properz Cynthia scherzend geschaut.
Frisch und lebendig winkt aus des Lorbeers Bäumen das Paar mir:
Will ich hören sein Wort, schlage das Büchlein ich auf.
Lose Gesänge sind's, es spielen die Grazien, Amor
Kichert auf jedem Blatt, wie es gewendet der Wind.
Liebliche Gegenwart, ihr zaubert sie mir vor die Augen,
Aus dem Reiche des Tods läßt euch Persephone frei.
Auf den Altar, — es brennen die Kerzen vor der Madonna —
Legt der Dichter aus Nord Blumen zum Strauße gepflückt.
Nehmt sie als Opfer an, ihr holden Manen der Vorzeit,
Möge der wechselnde Lenz immer die Blüten erneu'n!
Bin ich wieder gekehrt zur Heimat, schickt an den Innstrand
Mit des Südwinds Hauch über die Alpen den Gruß.

Dante in Trient

Warum blickst du so streng und streckst abwehrend die Hand aus
Wider den Nord? — Wir nahn dir als Barbaren ja nicht.
Hast du Italia, Vater! geführt aus Schmach und Zerklüftung
Wenn es versank . . . Du gehörst aber als Dichter der Welt.

Nicht mehr krähe der gallische Hahn am Ufer des
Tiber,
An des Arno Gestad herrsch' der Tedesko nie mehr.
Päpsten branntest du kühn auf die Stirn das lodernde
Schandmal,
Warfst in den Abgrund sie ohne Tiara hinab.
Huldigend nah'n wir dir! Erhebe segnend die Hände, —
Legen den Eichenzweig nieder zum Lorbeergewind.

Walther und Dante
(In Trient.)

Durch die Hallen des Doms dröhnt dumpf die Stunde
der Geister,
Auf den Wolken im Sturm fahren von Nord sie und
Süd.
Walther, du bist's? — wen suchst du hier am brausen-
den Etschstrom?
Dantes erhabne Gestalt schwebt vor den Sternen
herab.
Alter Zeiten gedenkt der eine still und der andere,
Vor dem seligen Blick taucht die Vergangenheit auf.
Fiel vor San Marco einst der Hohenstauf auf die Knie,
Deutschland knirschend zugleich stürzte mit ihm in den
Staub.
Unter des Anjou Beil, das ihm ein Clemens geschlif-
fen,
Ward der blühende Lenz Konradins blutig erstickt.
Heinrich von Luxemburg stieg über die schneeigen
Alpen,
Aber mitten im Sieg fand ihn das schleichende Gift.

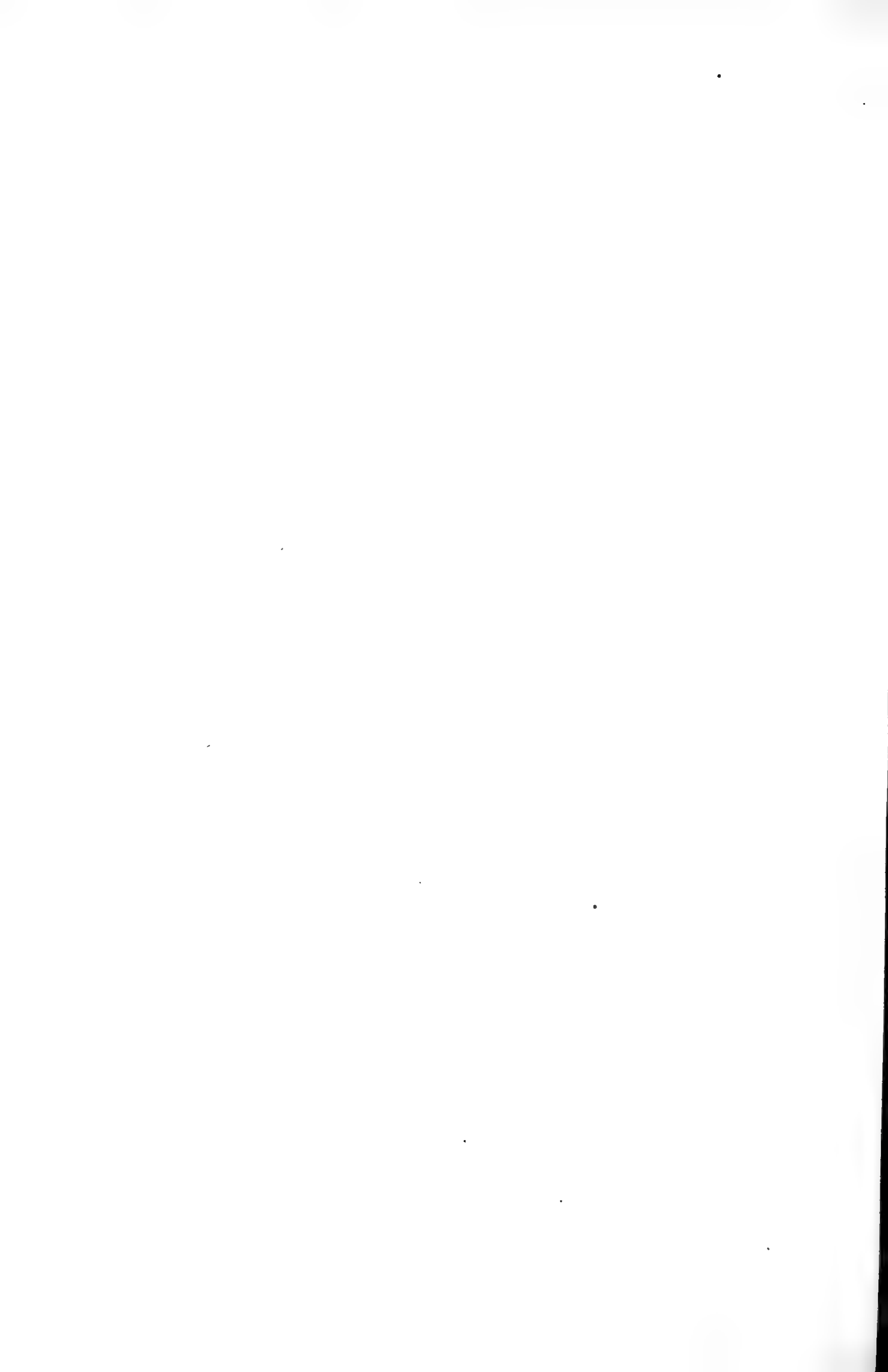
Hoch zum Himmel empor erhoben ihn deine Terzinen,
Deine Hoffnung erlosch leider mit ihm in der Gruft.
Denkt ihr der alten Zeit? — Ja wohl! — Doch legte den Grundstein
Droben des neuen Reichs stark und besonnen ein Greis.
Mög' es gedeihn und wachsen zur mächtig ragenden Festung,
Deutschem Namen ein Hort, wo er auch immer erklingt. —
„Von den Alpen zum Meer" — Wie glühendes Erz in dem Ofen
Schmolz Italien auch, — sei es für immer! — in Eins.
Denkt ihr der alten Zeit? — Ihr lächelt und habt euch umschlungen,
Fern in die Zukunft dringt forschend und ahnend der Blick:
Ghibelline, du darfst den Ghibellinen umarmen,
Doch der Dichter von heut sendet begeistert den Gruß.

Abschied

Ueber den Brenner zurück! — Mir bläst entgegen der Nordwind.
Ach! aus dem Sonnenland muß ich für immer entfliehn.

IV.

Die Heimat.



Hebst du über die Welt dein Haupt mit offenem Sinne,
Kehr' zurück aus der Welt, widme der Heimat das Herz.
In die Wolken zu sä'n ward dir vom Schicksal bestimmt nicht,
Spenden sie segnend das Naß, reift dir auf Erden die Frucht.

Tirol

Stark die Natur und das Land, wie nah Italias Grenze!
Sei's dir Schicksal gedankt, daß du hieher mich gestellt.

*

Ganz nur fühlt sich als Mann und zählt zu der Erde Gebietern,
Wer mit emsiger Hand goldene Frucht ihr entringt;
Heilig wird sie dir sein, wenn stumm mit weinenden Augen
Ihrem Schoß du vertraut, was du von Herzen geliebt.

Einem Freunde

Garibaldi hat nicht bezwungen das trotzige Herz dir,
Drollig ist es fürwahr, daß es dem Mädchen gelang

An des Garda Gestad. Du schwärmst von Myrten und Rosen
Bis der Delila List dich des Gelockes beraubt.

Wunsch

Selige Sterne der Nacht, euch grüßt mein wachendes Auge,
Wenn vom Lager den Schlaf brütende Sorge verscheucht,
Rastlos hetzt mich der Tag, o dürft' ich in ruhiger Klarheit
Endlich schauen das Ziel, wo es der Friede bekränzt!

Ermunterung

Nur mit Liedern, o Freund! eroberst du schwerlich das Mädchen,
Das voll Trotz dich verschmäht, spottend mit lieblichem Mund.
Ach! die Nachtigall selbst besingt die Rose vergeblich,
Die des Mutigen Hand rasch aus den Dornen sich holt.
Auch den herrlichen Gott, im Arm die tönende Lyra,
Floh verschüchtert die Maid, ließ ihm den Lorbeer zurück.
Sei so reizend das Lied, wie's je nur Liebe gesungen,
Selten belohnt es ein Kuß, höchstens ein zierlicher Knix.
Wirb mit feurigem Blick und nicht mit Tränen der Sehnsucht,
Wenn du Blumen ihr beutst, raube den Lohn ihr geschwind.

Heißer durchrollt das Blut im Süden die schwellenden Adern,
Was sich der Nord erseufzt, beut sich dem Kühnen von selbst.
Wo das Rebengewind sich schlingt um die Zweige der Ulme,
Schmiegt sich die Sprödeste leicht, der sie gefangen, dem Arm.
Wag' es o Freund! zahm schweigt der Trotz des italischen Mädchens,
Wie sich Italien einst deutschen Cäsaren gebeugt.

Der Lehrer

Tief in nächtlicher Schlucht, durchbrodelt von höllischen Flammen
Hebt sich des Minos Thron, immer von Seufzern umschwirrt.
Finster schaut' er und streng, da nahte zitternd ein Seelchen,
Weil es so federleicht, schenkt' ihm der Ferge den Lohn.
Vor dem Blicke des Richters schwand es fast in das Nichts hin,
Als er zu fragen begann, flog es wie Blättchen im Herbst.
„Steh' mir," rief er, „und sprich: Wer du bist? Was für Gewerbe
Triebst du droben am Licht, bist du dir Sünden bewußt?"
Aengstlich den Rücken gekrümmt, begann zu säuseln das Seelchen:
Knaben das ABC lehrt' ich um elenden Sold

Oben im deutschen Land, und schwang ich zu hastig die Rute,,
Halt' mir gnädiglich fern zorniger Furien Hieb!"
Sanftes Lächeln umfloß die Lippen des grimmigen Richters,
Cerberus selber schloß grinsend das wilde Gebiß.
„Was? Schullehrer und Deutscher dazu? Zwar ist es nicht Sünde,
Aber ein Unglück doch, wem es auch immer geschieht.
Dort in Elysiums Flur, dort sei auf ewig gebettet, —
Deutscher und Lehrer dazu! Wahrlich du büßtest genug!
Daß dir aber gewiß der Himmel werde zum Himmel:
Was du erlebt, vergiß, trinke letheische Flut."

Der Wildschütz

Gemsen erschoß ich mehr als tausend mit sicherer Kugel
Erntend an steiler Wand kärglichen Lebenserhalt.
Endlich traf mich das Los, nicht glitt ich vom wilden Geschröfe,
Nicht aus weichlichem Bett riß mich die Sense hinweg.
Uebrig von vielen allein warf auf den Kopf mir ein Gemsbock
Nieder den schweren Block, daß ich zerschmettert entsank.
Alpenrosen, ein Kreuz, aus dürftigen Zweigen verbunden,
Wie's dem Schützen geziemt, leg' auf das Grab mir ein Freund.

Inschrift

Unvermutet entlud sich die tückische Mine und schlug
dich.
Auf den ärmlichen Sarg liehen dir Freunde das Wort:
„Nicht durchbohrte das Blei mich fechtend im Trosse
der Söldner,
Schaffend am herrlichsten Bau riß mich der Tod in
das Grab.“

Der Schmuggler

Wie unheimlich der Ort! — Die Schlucht verengt sich
im Boden,
Düsteres Tannengezweig schließt vor dem Himmel den
Blick.
Zwischen dem Bilsenkraut verkriecht der fleckige Molch
sich
Unter den Brombeerstrauch birgt sich die Kröte ge-
schickt.
Dort wo das Säulchen steht, wenn abends die Glocken
verhallt sind,
Steigt ein Mann aus dem Grab, blutige Wunden am
Kopf.
Zöllner du kennst ihn wohl! — Er schleppte den Pack
an die Grenze,
Wo die Büchse gesenkt heimlich du paßtest auf ihn.
Kennst du ihn, Zöllner? Er ließ zurück das Weib und
die Kinder, —
Doch was kümmert dich dies, zahlt dir die Kasse den
Sold.
Lauernd schleichst du herum, ob nicht ein zweiter zum
Schuß kommt,

Aber vor Gottes Gericht fordert der erste dich schon.
Nimm dich in acht! — Es zuckt die Viper unter dem Fußtritt,
Mit dem giftigen Zahn spendet sie heute den Lohn.

Eine Sonnenuhr
(Fritzens)

Sag', was zeigt das Skelett mit knöchernem Finger die Stunden,
Wie sie droben im Blau strahlend die Sonne bemißt?
Zeichne den Genius hin, im Arm das üppige Füllhorn,
Der entschwundener Zeit Früchte den Lebenden reicht
Und auch Samen zugleich für werdende Blüten der Zukunft
Still und sinnig dem Schoß bräutlicher Erde vertraut.

Platengen

Schnee lag auf dem Gebirg; ich grub dich vom starrenden Schrofen,
Senkt' in die Scholle dich ein, gab dir das nährende Naß.
Als sich das zärtliche Blatt erhob der grünenden Knospe,
Gönnt' ich am Fenstergesims freundlich den sonnigen Platz.
Jetzt erwiderst du mir mit Dank die treue Bemühung,
Dold' an Dolde gedrängt hauchst du den würzigen Duft,
Zauberst den Frühling herein in das trauliche Stübchen, wenn außen

Grimmiger Frost mit Schnee Fluren und Wälder be-
streut.

Lenz

„Schon, schon naht er, der Lenz!“ so schmettert freudig
die Lerche
Auch das Bienchen vernimmt's, schüttelt die Schwin-
gen im Stock,
Auf sein Summen zersprengt der Falter die hemmende
Kruste,
Mit den Schwingen des Föhns schweben die Schwal-
ben heran.
Sind sie alle versammelt, erhebt sich Königin Rose,
Auf dem tauigen Thron prangend im Purpurgewand.

Herbst

Duftet das Veilchen im Lenz und knospt im Sommer
die Rose,
Fehlt an Astern es nicht, um zu verzieren den Herbst;
Spät dann träumet der Winter davon, wie hold sie ge-
blüht einst;
Malt manch' zartes Gebild hin mit der eisigen Hand.
Doch aufs neu' entquillt Schneeglöckchen unter dem
Finger
Und aufs neue beginnt lieblich und reizend der Kreis.

Die Wolken

Rennt im wütenden Sturm nur gegen die Zinne des
Berges,
Ruhig gießt er als Quell euch in die Täler herab.

Der Bach

„Frischer Gesell, woher im Sprung von Felsen zu Felsen?" —
Wo der Gletscher sich dehnt, schwillt mir das schimmernde Bett.
„Gab die Sennerin dir an mich die Rose zum Gruße?"
Selbst hab' ich sie gepflückt, wie es dem Mutigen ziemt.
„Und entbot sie dir nichts für mich herunten im Tale?" —
Steig' nur rüstig hinauf, hole zur Rose den Kuß.

Regen

Glühend liegt die Sonn' auf dem Meer; es steigen die Wolken
Dunkler und dunkler geballt, rauben dem Tage den Glanz,
Bis im Gewitter dann das Wasser rauschend ins Tal bricht,
Mit des Stromes Gewalt kehrt in das Meer es zurück.

Schäumend tollt vom Gebirg der Wildbach nieder im Jähzorn,
Wenn er das Blümlein trifft, schmückt er versöhnt es mit Tau.

Stürzt vom Felsen der Bach, zerstäubt zu rauchendem Dampf er,
Doch am Strahle des Lichts zeigt er den farbigen Ring.

Strahlt der Tropfen im Licht und spiegelt die herrliche Sonne, —

Leise zerfließt er in Duft, während ihr Glanz ihn erhellt.

Frühschnee

Neidest du, finsterer Berg, der Flur die lieblichen Lilien,
Daß du wieder die Stirn schmückest mit silbernem Schnee?

Die Jungfrau

Alpenkönigin! — Hoch ruhst du auf schwellenden Polstern,
Adler bringen den Gruß, wenn dich der Morgen umfließt.
Einsam schaust du hinab; es grollen finstre Gewitter
Dir zu Füßen, den Strom sendest du segnend ins Tal.
Rings erblüht die Fülle des Glücks, die Völker begrüßen
Dich in friedlicher Pracht, dich von den Wolken umhüllt.
Wehe jedoch, wenn du von Freveln empört der Lawine
Zeigst den furchtbaren Pfad, den sie mit Trümmern bedeckt.
Weh', wenn deines Mantels Saum: schwer lastende Gletscher
Unwiderstehlich die Flur füllen mit bläulichem Eis,
Daß die Priester das Kreuz erheben vergeblich zum Schutze:
Nicht vor dem Heiligen weicht, nicht vor Gebeten die Macht,

Die sich selber gehorcht! — Es flicht des Abends die Sonne
Dir von Rosen den Kranz um das erhabene Haupt.
Aber gelassen nimmt die Nacht ihn dann von der Stirne,
Legt das Diadem leuchtender Sterne darauf.
Ueber den Wolken her siehst du sie steigen und sinken,
Ewigen Harmonien horchst du mit ruhigem Blick,
Bis am Ende der Zeit in ungezählten Aeonen
Schweigend des Ewigen Wink löset die Welten in Staub.

In der Scharniz

Send' Anakreon mir, o sende hellenischen Himmels
Sonnig und klar ein Stück her in den frostigen Nord.
Pfingstfest feierten wir, im Wald erfrieren die Knospen
Und die Lerche verbirgt zwischen den Halmen sich scheu.
Flocken wirbeln im Tanz, am schmutzigen Herde gekauert
Sitzt der Dichter, es wärmt kaum ihn der Wein von Tramin.
Sag' wie soll er skandieren den Vers mit starrendem Finger,
Während der eisige Wind Rauch in die Augen ihm treibt?
Laß uns tauschen; du kühlst mit unserm Eise den Becher,
Mandelblüten entbeutst du mir zum Kranze dafür.

Der Berg

Leuchtend ein Stern, so steigt die Spitze des Bergs in
den Himmel
Abends am letzten Strahl, bis er im Dunkel erlischt.
Grüßt ihn scheidend die Sonne, so grüßt sie morgens
ihn wieder,
Wenn aus des Ostens Tor hell ihr Gespann sich erhebt.

Aurora

Ob Aurora nicht errötet im Arme des Tithon,
Wenn sie der Sonnengott früh aus dem Schlummer
erweckt?

Auf dem Achensee I.

Finster blickt mich das Aug' des Todes aus bläulichem
See an:
Nimm die Blume dahin, wenn du das Opfer bedarfst!
Scherzend faßt sie die Flut, hell schlingen in Kreise sich
Kreise,
Wie ein Lächeln erglänzt freundlich auf ernstem Ge-
sicht.
Ja du nahmest es an! So hör' denn auch noch die
Bitte,
Trittst du, Genius einst hin vor des Scheidenden Blick:
Flicht ins ergrauende Haar die Blätter der Eiche zum
Mohne;
Spende zuletzt den Kranz, den mir das Leben versagt.

Am Achensee II.

Ruhig liegt und still die unermeßliche Tiefe,
Sendet Perlen herauf, welche zerfließen in Luft.
Ist es der Hauch des Atems, spielen scherzend Najaden
Kühl die Wange, die Brust, die wie die Woge sich hebt? —
Tauchten sie doch empor, das Haupt geschmückt mit dem Schilfkranz!
Ueber den glatten Kies rauschen die Wogen heran.
Auf dem schwankenden Schaft der Binsen schaukeln Libellen,
Der Seelilie Blatt wählte der Frosch sich zum Sitz,
Glotzend mit einem Satz entflieht der plumpe Geselle,
Er verscheucht mit dem Sprung silberner Fische die Schar.
Locken die Wellen dich nicht in glühender Hitze des Juli?
Teile rüstig die Flut, bis sich der Abend verkühlt.
Sei es mutig gewagt! — doch haltet nicht wie Narzissus
Fest für immer umstrickt mich mit dem schimmernden Arm.

Schamhaft, wie sich zuerst die Braut entkleidet am Ehbett
Steigt Schneeglöckchen empor schüchtern aus tauigem Grund.

Lockt das Veilchen hervor die milde Sonne des Frühlings,
Mög' es schleunig verblühn, eh' es der Esel erblickt.

Herrliches Alpenglüh'n! noch einmal lodert der Berg auf,
Als wollt' feurigen Schwungs er in den Himmel vergehn.

Schilt zu höchst im Gebirg von fern den schwärzlichen Fleck nicht.
Trittst du näher, er ist prächtig mit Blumen verziert.

Hoch auf steilem Gebirg erblüht die Fürstin der Blumen,
Doch kein menschlicher Fuß naht dem gefeiten Bezirk.
Netzt sie der Himmel mit Tau, so haucht in die Lüfte des Himmels
Wieder den Duft sie zurück, den sie vom Himmel empfing.

Häutend Schlange dich frisch, so prangst du mit farbigen Reifen,
Spielst am warmen Gestad, halb von der Blüte versteckt.
Sei dir das Leben vergönnt, nicht töten will ich im Lenz dich,
Bleib' mir ferne jedoch dort von den Eiern im Nest.

Willst du ein Bild? — ich sah es jüngst im Schatten der Hochburg,
Als mich der Brombeerstrauch hemmte mit tückischem Dorn.

Fast unheimlich entwuchs das Bilsenkraut dem Gerölle,
Und die Viper erhob zischend den giftigen Zahn.

Jedem gebührt sein Platz; doch nicht beim einen dem andern,
Fern von des Rösleins Duft stehn die Kamillen abseits.

Auch recht!

Rings umsäumen Vergißmeinnicht die traurige Lache,
Blühender Windling schlingt sich an das flüsternde Schilf,
Brüderlein Frosch erschaut's und ruft aus schlammigem Pfuhle: —
„Seht, wie herrlich hat Gott alles erschaffen für uns!"

Die Biene

Sahst du des Sees Azur und hieltest ihn für den Himmel,
Weil du den Flügel gesenkt fielst in die trügrische Flut?
Gern errett' ich vom Tod dich blumenseliges Bienchen,
Daß du am Duft gleich mir lange noch laben dich magst.

Brummend nahst du den Blumen und brummend saugst du den Honig,
Hummel, ein Rezensent ging uns verloren in dir.

Die Tanne

Hoch im Gebirg stand ich, ich hörte das Rauschen des Sturmes
Und im tobenden Sprung schoß die Lawine vorbei.
Donner sangen mich ein, im Mondschein tanzten die Elfen,
Bis mich morgens der Aar weckte mit heiserem Schrei.
Tief in das Mark drang mir das Jauchzen des kräftigen Senners,
Stürzte die Gemse dem Schuß, bebte mir bang' das Gezweig.
Endlich spähte der Meister mich aus; vom Beile getroffen
Fuhr ich sausend zu Tal, wo mich die Säge zerschnitt.
Brettchen und Brettchen verband des Kundigen Finger zur Geige,
Wundern dürft ihr euch nicht, daß sie so zauberisch tönt.
Jauchzend im tödlichen Schmerz und weinend in zuckender Wonne:
Was die Tanne gelebt, tönt sie hinaus in die Welt.

Die Lärche

Hab' ich gebeugt mich je? — Frei schwang ich die riesigen Aeste,
Spottend des Blitzes sogar, spielend im grimmigen Sturm.
Jetzt entrindet und kahl erheb' ich Amerikas Banner
Stolz mit Sternen gestickt ragend als Mast in dem Schiff.

Siehst du den Strom? — Er tobt am Berg, bricht Felsen und Dämme,
Wenn der Regen verrauscht, kriecht er im Sande dahin.

Die Weide

Traurig hängst du den Zweig, da wirft dir scherzend der Waldstrom,
Daß es wie Blüten erscheint, flockigen Schaum in das Laub.

Die Eberesche

Gleich der Kokette geschminkt, so zeigst du prahlend die Beeren,
In leichtgläubiger Schar fliegen die Vögel herbei.
Nützt der Drossel das Lied? sie sang's auf deinem Gezweige!
Jetzt im härenen Latz hängt sie dem Tode verfemt.

Der Mohn

Schön, doch tödlich, du bist's! es steigen betäubende Düfte,
Wer dich zu kosten gewagt, taumelt hinunter ins Grab.

Die Distel

„Sag' was schiltst du mich so?" — Du stachst den Finger mir blutig!
„Hab' ich je dich ersucht, daß du berühren mich sollst?"

Der Weinstock

„Nie mehr bringe der Weinstock üppige Trauben dem Nachbar!“
Sprach's und schnitt das Gerank bis auf die Wurzel ihm ab.
Tränen entflossen zwar dem Stummel und netzten den Boden,
Aber von neuem erschloß Knospen an Knospen das Mark.
Und so prangt er jetzt im Schmucke von Blättern und Trauben,
Wie er herrlich sie nie flocht in der Ulme Gezweig.

Das Meer

Kräuselt die Fläche des Meers sich neckisch mit schimmernden Wogen,
Klar doch bleibt es und tief, bleibt doch das ewige Meer.

Die Taube

Flieg' in Eile dahin, nicht überfliegst du den Tod je,
Der als Sperber dich fern über den Wolken erhascht.

Die Schnecke

Langsam kriecht auf dem Weg, den Tausende wandeln, die Schnecke,
Aber das Schicksal faßt hoch in den Lüften den Aar.

Das Vogelnest

Zittre, Vögelchen, nicht und breite den schützenden Fittich

Angstvoll niedergeduckt über die flaumige Brut.
Nicht mit Geiers Begier erspäht' ich hier dich im Nestchen,
Mit dem sicheren Schuß hab' ich den Räuber erlegt.
Danke dafür mir einst, durchschreit' ich die Schatten des Waldes,
Deine gefiederte Schar stimmend den fröhlichen Sang.

Zweierlei

Anders erscheint die Natur, kommst du nur sie zu besuchen,
Anders, lebst du vertraut wirkend und duldend in ihr.

Symbolisch

Flach, alltäglich erscheint ein Ding im gewöhnlichen Lichte,
Wird es von innen erhellt, steht als Symbol es vor dir.

Pegasus

Schleppt euch das Flügelroß empor, ihr Helden der Phrase,
Brauch' ich den Vogel nicht, den ihr dem Mythos entlehnt.
Aufwärts trugen mich stets die schwergenagelten Bergschuh',
Meinen Hammer zugleich, wuchtend in nerviger Faust,
Trugen mich ebenso hoch, als ihr euch jemals geschwungen,
Bis zum Gipfel, von dem schweigend ich schau' in die Welt.

Klar liegt diese vor mir nach allen Weiten und Breiten,
In die Tiefen sogar wagt sich der forschende Blick.

Die Nacht

Stiller und stiller wird's, kaum fühlbar streift mich dein Atem,
Sterne tauchen empor aus der unendlichen Nacht.
Bürger des Himmels, ihr wandelt dahin in seligem Frieden,
Ob ihr das Schicksal seid? — Schweigend verehren wir euch!

Tat und Wort

Wir sind Männer! Es rief die Zeit das gewaltige Schicksal:
Ward nicht alles vollbracht, wurde der Grund doch gelegt!
Jener herrliche Kranz, den Klopstock winken gesehn einst,
Senkt von der Eiche herab sich auf Germanias Stirn.
Darum lasset nicht mehr uns klein ins Kleine verkriechen,
Möge der hohe Sinn wachen am häuslichen Herd!
Was auch Großes geschehn, das Größre bleibt zu vollbringen:
Aus der stärkeren Kraft sprosset die schwerere Pflicht —
Nicht für Helden allein! — Wohlan, es lebe das Leben!
Hinter dem Leben, der Tat bleibe zurück nicht das Wort.

Las't ihr den ersten Teil, so rechn' ich nicht auf den zweiten,
Ob ihr den ersten las't, möchte bezweifeln ich fast.

Ein Jahr

In der Jugend ach! erlebt ich feurig die Lieder,
Dichten muß ich als Greis, daß mich Erinnerung wärmt.

*

Schellengeklingel! — Du fliegst dahin in zierlichem Schlitten,
Doch auf das Fenster malt silberne Blumen der Frost.

*

Gehst du aus Eitelkeit? Sie luden alle zum Ball dich,
Durch die offene Tür schau ich von weitem hinein.

*

Schwingst du dich auf dem Eis und ziehst verschlungene Kreise,
Folgt dir ein jeder Blick; — merkst du es, Herrliche, nicht?

*

Winter, o selige Zeit der ernsten ruhigen Arbeit,
Einsam sinn' ich dahier, still in Gedanken vertieft.

*

Ist der Fasching vorbei? bestreut mit Asche die Stirnen,
Leider der Buße Geist zieht in die Herzen doch nicht.

*

Wild erbraust schon der Föhn, in Fetzen reißt er das Schneekleid,
Donnernd stürzt auf den Ruf jetzt die Lawine zu Tal.

*

Droben im Dreieck fliegt zum Nord die schnatternde
Schneegans,
Und im nackten Gebüsch jodelt der lustige Fink.

*

Weiß wie der Schnee, so hebt Schneeglöckchen sich auf
dem Anger,
Spottet den Winter aus, weil es die Farbe sich wählt.

*

Anemonen am Rain, ihr Trikoloren des Frühlings!
Euere Farben die drei wählte der Gallier sich.

*

Blau wie das Veilchen dein Aug'! Die Blumen ver-
welken zu schnell nur,
Aus dem lockeren Grund drängen schon Tulpen hervor.

*

Hast du gesehen den Strauch? — Wie Schnee bedecken
ihn Knospen,
Dornen und Schlehen nur zeigt dir im Herbst das Ge-
strüpp.

*

Prangt in der Blüte Pracht der Kirschbaum nicht wie
die Jungfrau, —
Die im weißen Gewand still auf den Bräutigam harrt?

*

Kommst du der Biene zuvor! — Du saugst aus der
Blüte des Goldklees
Honig neben dem Stock; — hüte dich, daß sie dich sticht!

*

Siehst du das Zicklein dort? — Es nagt am Stengel
des Bockbarts,

Wie du als Kind getan, bis dich der Bauer vertrieb.

*

Glöckchen wie Perlenschmuck! Sie läuten zur Feier des Maien,
Rose besteigt den Thron, wie es der Königin ziemt.

*

Auf dem mächtigen Schaft wiegt Lilie duftige Kelche,
Daß du beachtest sie, fordert die Nelke mit Recht.

*

Bunt und in breiter Schar zieht ein das Gefolge des Sommers,
Sonnenblume voran hat sich erobert den Platz.

*

Purpurne Distel, du blühst und drohst mit spitzigen Stacheln,
Danken wollen wir Gott, daß er den Esel versorgt.

*

Ei, das Vergißmeinnicht, versteckt in den Blättern des Lattichs! —
Wollt' ich es bieten dir, würdest du sentimental.

*

Deutsche Mädchen, ihr sollt Kornblumen tragen am Mieder:
Blau ist die Treue! Gedenkt eueres Volkes dabei!

*

Alpenrosen! Du sollst mit mir besteigen das Joch heut,
Brechen magst du sie selbst, wie's der Tirolerin ziemt.

*

Laß uns rasten am Born; es säumt ihn bittere Kresse,
Butter und schwarzes Brot beut uns der Senner dazu.

*

Schmückst du mit Edelweiß den Hut? — Nicht darfst du es holen,
Lockt dich auch die Gefahr — hoch von der schwindligen Wand.

*

Wieder ins Tal zurück! — Es blüht der weiße Hollunder.
Ob du ihn pflücken magst? „Kuchen bereit' ich dir heut'." —
Sind wir der Nachtigall zu nördlich, ersetzen sie Lerchen,
Ihr Te Deum erklingt jubelnd vom Himmel herab.

*

Spielt Natur mit der Form? Der Frauenschuh und der Aglei —
Fremd erscheinen sie mir unter dem übrigen Volk.

*

Kapuzinerlein, bescheiden trägst du die Kutte,
Doch der Pater ist's nicht, dem du den Namen entlehnt.

*

Düsterer Rosmarin, du schmückst die Stirne der Toten,
Aber sinnig und ernst wählen dich Bräute zum Kranz.

*

Denk ich des Jägers noch! — er holte die goldenen Dolden,
Aus der sterbenden Hand nahm sie die traurige Braut.

*

Prangst du im Purpurgewand, o kleine dunkle Brunelle,
Aber den prächtigsten Strauß schmückst du mit würzigem Duft.

*

Kann ich scheiden vom Joch? — Hoch droben hol' ich den Speik mir,
Mit dem harzigen Blau fügt er zur Raute sich gern.

*

Langsam wandelst du hin und trällerst fröhlich ein Liedchen —
Nimm vor dem Bilsenkraut hier auf dem Weg dich in acht!

*

Belladonna, dir ward zum Spott verliehen der Name,
Schmutzige Dirn; es rächt dich das betäubende Gift.

*

Fleckiger Schierling, du scheinst so harmlos! Sokrates hast du
Aus dem schnöden Athen auf zu den Göttern geführt!

*

Hier an des Ackers Saum in langer Zeile die Bohnen,
Denk an Pythagoras, der sie den Schülern verbot.

*

Paßt die Philosophie für törichte Mädchen? — Es hat wohl
Aristoteles selbst eine verrückt das Konzept.

*

Himbeern, saftig und rot, sie winken aus dem Gebüsch dir.
Fürchte die Viper im Gras, lauernd mit giftigem Zahn.

*

Schwarze Heideln hier auf schwellenden Polstern des Mooses,

Zwischen dem feuchten Kraut glotzt Salamander dich an.

*

Voll ist das Körbchen schon; Erdbeeren fand ich im Walde,
Gern mit Zucker und Rahm biet' ich dem Freunde sie an.

*

Walter, begleite mich; es spielt das Licht mit dem Schatten,
Heute sing' ich wie du lustig das Tandaradei.

*

Ja hier hat er geruht! — Die Bienen summten in Schlaf ihn,
Lieblicher Honigduft fließt von der Linde herab.

*

Unter dem Busentuch — ihr Distichen! — bergt euch des Mädchens,
Schwebt nicht dunkel und grau über dem Haupt die Zensur?

*

Laß den Storch auf dem Dach — er sitzt ja nicht auf dem deinen,
Daß die Rübe zum Wurf boshaft erheben du willst.

*

Lau und mild ist die Nacht, es hält mein Arm dich umschlungen,
Siehst du im Dunkel dort schweben die Fünkchen herum?

*

Schwalbeln hör ich dich gern — du kannst es! lieber noch küß ich

Deinen geschwätzigen Mund, daß er das Schwalbeln vergißt.

*

Willst du begleiten mich zum Anger, dem reifenden Obstwald?
Früchte gibt es genug, zwischen dem Laube versteckt!

*

Herrlich reifte die Frucht, sie wird dich nähren, erfreuen;
Für die Zukunft birgt sie wieder gesegneten Keim.

*

Aepfel flammig gestreift und Birnen in goldener Schale
Fallen vom Baume herab, wähle die süßeste Frucht!

*

Pflaumen am Aste gedrängt; daß keine Hand sie berührt noch,
Zeigt der bläuliche Reif, ladet dich keusch zum Genuß.

*

Pfirsichwangen gebührt als Gabe der flaumige Pfirsich,
Wie am Spalier er gereift, hab' ich gespendet ihn dir.

*

Mandeln, das Körbchen voll, dazwischen Granaten und Feigen;
Daß du im Norden dich freust, hat es der Süden geschickt.

*

Dort die Trauben am Hang, im Felde reifen die Aehren,

Feiert die Messe nicht still und erhaben Natur?

*

Nasche so viel du willst! Es läßt indessen das Jüng-
lein
Nachbarinnen in Ruh, die du bekrittelst so gern!

*

Pflückst du die Nuß, schnell färbt geborsten die Schale
den Finger
Und verrät es sogleich, daß du vom Kerne genascht.

*

Mispeln steinig und hart, die letzte Gabe des Jahres!
Mit der Zeit und Geduld werden im Strohe sie weich.

*

Soll ich schweigen von dir, Kartoffel, du Manna der
Armut,
Oft ihr einziges Brot, — mögst du gedeihen für sie!

*

Hörst du den Büchsenknall? — Es kracht der Schuß in
den Schrofen,
Und getroffen vom Blei taumelt die Gemse herab.

*

Hast du dich blutig geritzt? — Du schieltest beim Schä-
len des Apfels
Dort nach dem Jägersmann, sei es dir heimlich ver-
gönnt!

*

Laß in den Garten uns fliehn, dort birgt die Laube
von Geisblatt
Uns vor dem feurigen Leu'n, welcher den Himmel ent-
flammt.

*

Rumpelt der Donner? — Nur zu! — Wir hören prasseln den Hagel,
Kühlen den Himbeersaft mit dem gesammelten Eis.

*

Kurz ist der Sommer! — Der Herbst schaut zu Lorenzi vom Joche!
Zirbelnüßchen hat dir oben gesammelt der Hirt.

*

Sei mir, Mädchen, gegrüßt! — Es färben sich röter die Wangen,
Schlürfst du, an mich gelehnt, abends den Wein von Tramin.

*

Hab ich dich endlich ertappt! — Du nähst mit emsiger Nadel —
Allerlei Kleinzeug ist's, das du errötend verbirgst.

*

Kirchtag! Lustiges Fest, es schleicht der Bube zum Dirndel,
Allerheiligen mahnt bald an das Totengericht.

*

Ist es ein Schmetterling? — Es wirbelt getrieben vom Nordsturm
Schon vorüber ein Blatt, das der Oktober entführt.

*

„Süßer Schellenklang!" Schon nahen der Hirt und die Herde
Mit den Kränzen geschmückt, wie sie die Sennerin wand.

*

Längst ist die Rose verblüht; statt ihrer prahlt zwischen Dornen,
Wie sie der Herbst gereift, ihre korallene Frucht.

*

Georgine, dir hat der Gilm gewidmet das Lied einst,
Schweigend lauschen wir ihm, wenn er zu singen beginnt.

*

Rüste zur Abfahrt dich; — ich sah mit düsterer Ahnung
Wie Zeitlose sich schon zwischen den Halmen erhebt.

*

Steigt die Sonne so spät? — Es blitzen Nadeln des Reifes
Siebenfarbig, er streut Edelgestein auf die Flur.

*

Naht der Nikolaus schon? Was bringt der Bischof den Kleinen? —
Ruten, vergoldete Frucht — Frauen vielleicht auch ein Kind!

*

Sind die Blumen verwelkt, dann prahlt der wanstige Krautkopf
Und vom Nützlichen wird wieder das Schöne besiegt.

*

Mächtig und voll ertönt das Christgeläut' von den Türmen,
Das ist der englische Gruß, der uns verkündet das Heil.

*

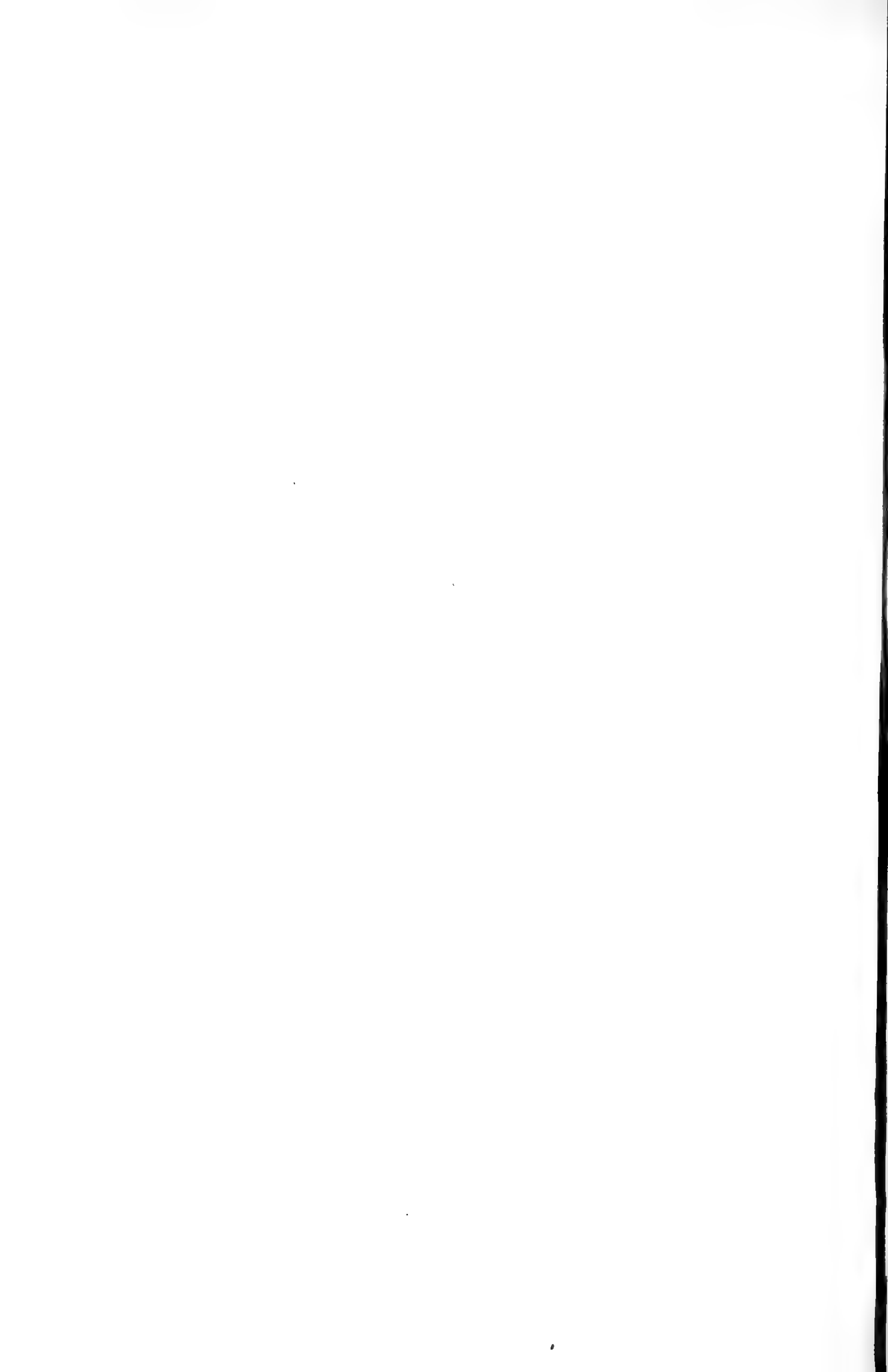
„Preßt der Zitrone saftigen Kern!" Bereite den
Punschnapf!
Möge Silvester uns fröhlich beschließen das Jahr!

*

Wieder schloß sich der Kreis, um neu zu beginnen im
Frühling,
Treu ist Natur — stets gleich wandeln Gestirne die
Bahn!

V.

Künste.



I.

Musiker

(1896.)

Gegensatz

Palestrina, Marcello — Gestirne verschiedener Welten,
Jede für sich und doch jede der andern vermählt,
Wenn Harmonie entspringt der Tiefe des männlichen Geistes,
Klingt aus dem Herzen der Frau zauberisch mild Melodie.

Sebastian Bach

I.

Neben dem alten Fritz wird stets dich nennen die Zukunft,
Sei dir dieses genug, höheres gibt es ja nicht!

II.

Warest du Dürers Freund? — Was kräftig gezeichnet der Griffel,
Hast du als Passion wieder in Noten gesetzt.

Mozart

Buntes befiedertes Paar, du singst im frohen Duette,
Wo der Sarastrobaß kündet das höhere Ziel,
An dem lodernden Pfuhl der Hölle beben wir schau-
dernd,
Doch vor das Weltgericht stellt uns das Requiem hin.
Majestätisch und schön hat Mozart vollendet die Lauf-
bahn,
Denn in den Himmel kehrt, der ihn gesendet, der Geist.

Haydn

„Gott erhalte!" — Warum die herrlichen Noten ver-
schwenden
An den kläglichen Text? — Besseres wähltest du schon,
Laß uns jubeln mit dir, den Engeln am Tage der
Schöpfung,
Laß uns weinen mit dir stumm bei den Worten am
Kreuz.

Beethoven

Geisterstimmen vernahmst du im Sturm, den Schrei
des Titanen
Tief aus des Abgrunds Schlund, bis er sich zornig be-
freit,
Elfengesang umfloß dich nachts mit dem Schimmer
des Mondes,
Der sich zur Symphonie wob mit dem Liliendust:

Meister der Meister! du hast mich durch das Leben begleitet,
Wie dir der Jüngling gelauscht, lauscht dir bezaubert der Greis.

Schubert

Wie die Biene dem Duft des blühenden Klees auf der Wiese,
Folg' ich, Freundin, dir gern, setzest du dich ans Klavier:
Unter melodischem Finger entquellen die Lieder von Schubert
Auf dem schwellenden Strom deiner Gesänge dahin.
Du entführst mich zur Mühle; vom Rade perlen die Tropfen
Mit den Noten, von fern rauschen die Wogen des Meers.
Dunkler und dunkler wird's, scheu huscht durch Sümpfe das Irrlicht,
Mit dem ächzenden Kind reitet der Vater im Moor.
Ach! den sterbenden Schwan entriß zu früh das Verhängnis.
Klanglos sank er hinab, trauert an Lethes Gestad'.

Zukunftsmusik? — Jawohl! Entscheiden muß es die Zukunft,
Ob nicht irrt der Prophet, welcher sie antizipiert.

II.

Dichter
(1859—1899.)

Die Sphinx

Liegt die finstere Sphinx am Eingang dieser Gedichte;
Rätsel gibt es genug zwischen den Zeilen verstreut.

Demiurgos
(1898.)

Gott erschuf aus dem Nichts die Chöre der seligen
Geister,
Daß er sie liebe, daß sie Li be verbinde mit ihm
Seines Stammes ein Zweig — doch einen, nahe dem
Urquell,
Größer, gewaltiger als alle Genossen vor ihm,
Die verblendet gefolgt ihm. Der Trieb selbständiger
Schöpfung
Schwoll in der Brust, daß er Klumpen des Stoffes
ergriff,
Der zu Füßen ihm lag, und ballte die Kugeln der
Sterne,
Stolz in den Raum sie warf ihn zu erkennen als Herrn.
Dunkel jedoch und schwer — so stießen sie gegenein-
ander,
Bis der Finger des Herrn ihnen die Bahnen bestimmt
In gemessener Zeit und die Ströme des goldenen Lich-
tes
Ließ er fließen auf sie. Satan entfloh vor dem Glanz

In die Tiefen des Abgrunds, donnernd verfolgt ihn
das Urteil:
„Hasse mich, wie ich einst droben im Himmel geliebt
dich,
Eh du schiedest von mir, fern wie dem Pole der Pol
steht:
Dieses sei Strafe für dich, dieses die Hölle für dich!“

Hiob

Mit des Gewitters rollendem Donner ziehst du, Je-
hovah,
Durch das dunkle Gewölk, daß ich mich beuge vor dir,
Daß ich die Hand auf den Mund verstummend lege,
denn Recht ist
Ewig in Ewigkeit, was du verkündest dem Staub.

II.

Nicht von der Schulter das Joch sollst du mir nehmen,
das schwere,
Zu ertragen es nur schenke mir gnädig Geduld.

Der Psalter

Hat dich geschlagen der Herr, so wird er dich wieder
erheben
Und erhört das Gebet, beugst du die Knie vor ihm,
Deinem vertrockneten Mund erschließt den lauteren
Quell er,
Daß du dich labst, sein Wink wirft in die Hölle den
Feind.
Alleluja! er setzt den Fuß auf die Sonne als Schemel,

Wie ein wallend Gewand schließen die Himmel ihn ein,
Welten läßt er entsteh'n aus dem Nichts und läßt sie vergehen,
Zeichnet der Erde die Bahn, welche sie wandelt im Raum.
Kräuter erschuf er sodann, die Palme stieg aus dem Boden,
Durch des Behemoth Last weht kräftig der Odem des Moos.
Durch des Behemoth Last weht kräftig der Odem des Lebens,
Während im Sonnenstrahl spielend die Mücke sich wiegt.
Sich zum Bilde erschuf er aus Lehm den Mann und die Männin,
Letztes herrliches Werk, welches den Sabbath beschließt.
Darum preiset den Herrn mit Pauken, Harfen und Cymbeln,
Eint mit der Engel Chor eueren Jubelgesang.

Die Antike

Kalt nur flüchtigem Blick erscheint die Antike zuweilen,
Wie das Edelgestein strahlt sie von innerer Glut.

*

Großem Gestalt zu verleih'n, es gelang den herrlichen Alten;
Ihr berufet euch nur sentimental auf's Gefühl.

*

Warm und bequem! Ihr versteht's, das Haus und die Kleider zu schaffen,
Unvergänglichen Reiz lernt von den Alten jedoch.

*

Trommelgerassel im Takt sind euere Distichen meistens,
Aber dem Oelstrom gleich fließen die griechischen hin.

*

Tiefstes Wesen der Kunst, jedoch nur selten verstanden
Ist die Innerlichkeit: Angelo, Dante, Shakespeare!

Die griechischen Musen.

Mädeln gesund und frisch, so waren die Musen der Vorzeit,
Herkules führt als Chorag auf den Parnaß sie empor,
Interessant sind sie heut' die bleichen hysterischen Dämchen,
Dekadence ist das Wort, welches die Mode beherrscht.

Den Philologen.

Gleich armseligen Mäusen benagt ihr die Wurzeln des Stammes,
Wenn ihr den Boden zerwühlt, keift um die Fäserchen ihr.
Daß zur Sonne Homers sich hob der blühende Wipfel, —
Nichts von Farben und Form ahnt der verblödete Sinn!

*

„Von des Altertums Mark ernähren wir uns Philologen!"

Wie sich die Reblaus nährt; leider verdirbt sie den Stock.

Die Mänade

Schnellt dich der Boden empor, reißt wild die gewaltige Sehnsucht
Dich zum Himmel? — Es folgt kaum das geschwungene Kleid,
Sturmwind schlichtet das Haar; das brennende Auge nach oben:
Ob sich zu dir kein Gott neige vom Abendgewölk.
Kehr' zum Feste zurück; du findest die Küsse, den Nektar
Unter des Weinstocks Laub, welcher dich eben berauscht.

Eine Gemme

Eros und Bacchus, sieh, zerstampfen die schwellenden Trauben,
Und du wunderst dich noch, daß er so feurig der Wein?

Homeros

Schön wie die Blütenpracht des Gebirgs, wie die Sterne des Himmels,
Wenn am Tag sie der Mai, wenn er bei Nacht sie enthüllt:
Willst du bezeichnen Homer, dann such' kein anderes Bild noch,

Aber der Wogen Gebraus darfst du vergessen mir
nicht.

Aeschylos

Wenn ihr liebt den Vergleich, so stellt zu Christus Prometheus,
Für die Menschen erlitt jeder die schrecklichste Qual.

Sophokles

Dort der Hain von Athen, es steigt aus dem Dunkel Erinnys,
Folgt Erkenntnis der Schuld, folgt ihr die Sühne sogleich.

Herodot

Fromm und kindlich erzählt Herodotos Sagen: als Staatsmann
Blickt Thukydides ernst aus der verworrenen Zeit.

Platon

Raum und Zeit entspringen am Throne des Zeus als Quellen
Ewig verjüngend sich spiegeln zurück sie sein Bild
Ruhig und klar. Ist ungetrübt dein Aug', wie des Adlers,
Siehst du im Bild Zeus selbst, führt es zu ihm dich empor.

*

Hat denn Platon geträumt, ergänzen der Mann und das Weib sich?
Wie ein Doppelgestirn ziehen getrennt sie, vereint.

Euripides

Aristophanes schalt: du stiegst von Aeschyls Kothurne,
Aber wir fühlen mit dir, aber wir leiden mit dir.

Aristophanes

Auf aus dem Grab, Aristophanes! — „Laßt mich in Ruhe!"
Waren die Griechen doch selbst Griechen sogar im Verfall.

Lucretius

Ein Gedankenpoet! — Sind denn Gedanken poetisch?
Wenn ein Dichter sie denkt, sind es Gedanken sogar.

Catullus

Herrliches Jugendgesicht! — Die Abendröte des Todes
Spielt auf der blassen Stirn. Ahnst du es, Lesbia, nicht?

Tibullus

Girrte Tibullus sanft, er wußte das Schwert auch zu zücken,
Doch nicht schützte der Schild ihn vor der Delia Trug.

Propertius (Cynthia)

Sank in Asche der Leib, Properz besang ihn so minnig,
Daß wir nennen entzückt Venus von Medici dich.

Horaz

Gern verweil' ich bei dir, auf deinem sabinischen Gütchen,
Nicht begeisterst du mich, aber ich nenne dich Freund.

Vergilius

Als der Sänger Augusts verknüpftest du Lorbeer und Efeu,
Sterbend sank dir die Hand, als zu der Tuba du griffst.
Mächtig erklang ihr Laut, nur haben die Lyra Homeros
Einst zu ihrem Gesang selber die Musen gestimmt.
Mantuaner Poet! — Nimm hier Zyanen und Aehren,
Für dein ländliches Lied weih' ich dir freudig den Kranz.

*

Hat Politik vom Pflug dich weg zur Dichtung berufen,
Gab den gewaltigsten Stoff, gab sie dir Rom zum Ersatz.

*

Größere Dichter erzeugt' einst Hellas, doch keinen von allen
Hat zum Führer wie dich, Dante, der Größte erwählt.

Nibelungen

Kühn mit plastischer Kraft entwarf die Gestalten der Volksgeist,
Rauh, gewaltig und groß zeichnet die Kohle sie hin:
Selbst Chriemhilde, die Brust durchhaucht von inniger Liebe,
Starrt, das sanfte Gesicht grimmig in Rache verzerrt.
Staunend erhebt den Blick und zögert im Norden der Wand'rer,
Wo am Zackengebirg' Nebelgebilde zerwehn.
Muß er bewundern zwar, nicht wird er heimisch sich fühlen,
Kommt er aus Hellas zurück, denkt er zurück an Homer.

Wolfram

Wolfram der Herrliche fand, — wir suchen den heiligen Gral noch,
Der aus des Zweifels Nacht führt in den Himmel des Heils.

Gottfried

Süß ist die Sünde, wie sie gemalt der Meister von Straßburg,
Für die Hölle sogar nähme sie mancher in Kauf.

Ekkehard

Siebenfarbig erglänzt der Regenbogen, im Geiste
Hast du die Farben vereint wieder zum ewigen Licht.

Die Troubadours

Bertrand de Born, ja wohl! — Für die andre noble Gesellschaft
Nehm' ich des Bettelmönchs, gern des Vaganten Gesang.

Minnegesang

Frühling mußte doch sein: es zirpten am Hage die Grillen,
Alle zirpten zugleich, zirpten im nämlichen Ton;
Mächtig erhob darunter ein Mann die kräftige Stimme:
Walter, du Held des Gesangs, sei uns gepriesen noch jetzt.

Franziskus von Assisi

Auf zur Sonne, o Franz, trug dich seraphisch die Hymne,
Dantes und Giottos Kunst folgten der leuchtenden Spur;
Malte dieser dich hin auf Santa Croces Gemäuer,
Zeigte das Paradies jenem als Stern dich im Stern.

Dante

Groß und riesig erhebst du das Haupt aus dem Dunkel zum Lichte,
Nicht den Marmorblock — nein, du erkorest den Fels,
Mutig mit eherner Kraft schuf Himmel und Hölle der Meißel,

Bannte mit Schlüsselgewalt Geister und Menschen
hinein.

*

Viele versuchten die Frucht der Erkenntnis des Guten
und Bösen,
Doch das Gewissen der Zeit wurde lebendig in dir.

*

Wenn ihr das herrliche Reich der Dichtung vergleichet
dem Weltall,
Seien Dante, Homer stets als die Pole genannt.

*

Gibt Homer dir die Welt im ruhigen Spiegel des
Geistes,
Gibt in der Welt sich dir Dante gewaltig und groß.

*

Wie in der Wüste geleitet die Feuersäule das Volk
einst,
Wandle der Dichter voran, zeig' in dem Dunkel den
Pfad
Zu den Höhen der Menschheit, leuchtend führ' er es
aufwärts,
Wo die männliche Kraft reifet zur männlichen Tat.
Aus dem Samen der Tat entspring' aufs neu' der Ge-
danke:
In der Ewigkeit Ring schließt der vollendete Kreis.

*

Aeschylos schlug bei Marathon, Dante bei Campal-
dino,
Wie sie schwangen das Schwert, sangen sie tapfer das
Lied.

*

Beatrice, du bist der Offenbarungen höchste,
Bist die tiefste zugleich, die je ein Dichter geschaut,
Aus dem irdischen Wald bis in den lichtesten Himmel
Ist er dir gläubig gefolgt, hast du ihn stetig geführt.

Petrarka

Wenn durch Himmel und Höll' mich Dantes gewaltige Kraft riß,
Folg' ich gerne mit dir sinnend dem Born von Vaucluse.

Ariosto

Scherzend verlangt Ariosto den Kranz vom Chor der Camönen,
Doch sie necken den Schalk, halten ihn lange zurück,
Und schon wendet er sich; da schlingt der Grazien schönste
Um die heitere Stirn schnell ihm den üppigsten Zweig.

Alfieri

Heiser und rauh erklang des stolzen Ligurers Drommete,
Doch vergeblich, so schien's, dröhnte der eherne Laut.
Traurig klagt Leopardi: „An unserer Wiege, dem Sarg sitzt
Unbeweglich das Nichts, gähnend der Ekel und träg."
Aber es rieb vom Aug' Italias Jugend den Schlummer,

Zeihet der Täuschung dich, glücklicher Sänger! im
Grab.

Lope und Calderon

Wem vergleich' ich dich, Lope de Vega und Calderon
dich auch?
Nirgends genügt ein Wort, nirgends genügt mir ein
Bild!
Goldene Küsten entdeckte Colon für Spaniens Krone,
Kronen der Poesie wandet für Spanien ihr.
Eure Gedichte vergleich' ich Amerikas üppigem Ur-
wald,
Wo der tropische Strom spiegelt der Tropen Gestad.
Zwischen Cinhonen flammt und Palmen der Vögel Ge-
fieder
Und der Orchis entsteigt Sinne berauschender Duft;
Durch Araukarien klimmt zum Licht die Passions-
blume,
Aus den Zweigen bedrohn Panther ihr heilig Symbol,
Ueber dem Wald, dem Strom und all der Fülle von
Wundern
Strahlt aus Sternen gereiht abends das südliche
Kreuz!

*

Rühmt mir Calderon nur und Lopes üppige Fülle,
Daß sie ultramontan, rühmt ihr an ihnen zumeist;
Daß sie herrlich und groß, ihr Donquixötchen des Zeit-
geists,
Ließt ihr gelten es auch, wären sie schwarz nicht wie
ihr?

Strahl' ihr Glorienschein Jahrhunderte noch bei den
Sternen,
Werd' ein Cervantes euch, den ihr schon lange verdient.

Firdusi

Sei mir, Alter, gelobt! wie Simurg entraffst du im
Sturme
Auf dem Gefieder des Lieds ferne nach Osten mich hin.
Ha, mir schwindelt! ich drücke die Hand an Stirn und
Schläfe,
Edles Gestein und Gold streu'st auf die Locken du mir.
Schiras' feuriger Wein und Moschuskügelchen duften,
Siehe, der Kaftan schmiegt faltig sich mir um den
Leib.
Dort ein Garten! es schimmert die Tulipane bei Rosen,
Bülbül träufelt ihr Lied durch das Gezweig des Jasmins.
Rudabe senket herab von der Zinne des Turmes die
Flechten,
Daß Sals feuriger Wunsch klett're an ihnen empor.
Durch das sandige Feld da tummeln mit lautem Geschrei hin
Turbanträger das Roß, schwingend das blutige
Schwert,
Weh', ein Klagruf tönt, o Sijawusch, bist du ermordet?
Wie Siegfried voreinst, fließen die Tränen auch dir!
Rustem, Isfendiar, Sohrab! es zittert die Erde

Bei der Gewaltigen Schritt, die sie zu bald nur begräbt.
Schluchzen, Geheul, weh mir! — — — ich heb' erschrocken das Auge,
Sausend ans Fenster wirft eisige Flocken der Sturm.
Dank dir, persischer Greis! du hast aus dem Dunkel des Nordens
Mich in den wonnigen Lenz deiner Gefilde verzückt!

*

Folge Firdusi nach; er warf dem Schah vor die Füße
Schmutzigen Ehrensold, den er zu bieten gewagt,
Schnitt an der Straße sich den Stecken vom grünenden Oelbaum,
So verließ er die Stadt, wie er betreten sie, arm.
Unabhängig und frei! Es ist ein bittres Vergnügen,
Wenn verachten du darfst, doch ein Vergnügen gewiß.

Shakespeare

Schwinge den Zauberstab, o erhabener Magus des Nordens:
Lauterer Lebensquell sprudelt aus Felsen hervor.
Blumen und Gras umziehn das Ufer, es sinken die Vögel
Nieder vom Wanderflug, füllen die Luft mit Gesang.
Kosend und flüsternd sucht ein zärtliches Pärchen den Schatten,
Pilger verschiedenen Volks wallen zum Eden herbei,
Doch schon zischt die Schlange versuchend, es toben die Geister
Und beim rasenden Streit hüllet der Himmel sich ein.

Sprecht, wer löst uns den Bann? — Du teilst die nächtlichen Wolken:
Ruhig in Harmonie schwindet der gräßliche Fluch.

*

„Reden Sie doch mit Mama!" — So sollte Julie stottern,
Daß sie es nicht getan, das ist die tragische Schuld.

*

Kannst du messen den Berg, der frei sich hebt in den Himmel?
Zwischen den Hügeln steigt er zu den Wolken empor.

*

Wer die Natur nachschafft wie du, den nenn' ich ein Wunder
Dieser Natur. Du bist in der Natur die Natur.

*

Aeschylos schwang sich empor in reinste Höhen des Aethers,
Nahm vom Schoße des Zeus mutig den Schlüssel des Rechts;
Umfang, Tiefe des Seins bestimmtest du, mächtiger Shakespeare,
Weil sich der Menschheit Brust innerst erschlossen vor dir.

Nachahmer

Mächtiger Brite, du ziehst in Fratzen bisweilen das Antlitz,
Welches mit ewigem Glanz ewige Jugend umspielt,

Und da kommen sie dann, verzerren die Mäuler nach Kräften:
Wenn auch das Aefflein grinst, fehlet zum Gotte gar viel.

Byron

Byron, erhebst du wieder das Haupt aus stygischem Dunkel,
Dem ich als Jüngling einst Staunen und Liebe geweiht?
Sei willkommen, Titan! dem Mann von neuem, zu lang nur
Grunzt' und greint' ein Geschlecht schwächlicher Knaben dir nach.
Schwing' ihn wieder den Blitz durch düstres Gewölk, laß rollen
Donner mächtig und dumpf über das Wogengebraus.
Sing' unsterbliche Hymnen der Freiheit unsrem Geschlechte;
Huldigt es feig dem Erfolg, lehr' es den tödlichen Haß.
Wo du für Hellas starbst, — aus Missolunghis Gefilden
Zeige den Lorbeerkranz, heiligen Kampfes Panier.

Etcetera

„Byron is not an artist, or a thinker, or a creator in the higher sense."
Tennyson.

Führst du Byron mir vor, vergiß nicht Shelley daneben,
Beim Titanen geziemt wohl auch dem Elfen ein Platz.

Wordsworth, Coleridge, Bob! — Zwar traf die blutige Geißel,
Doch beim wuchtigen Hieb sanken sie nicht in den Grund.
Tennyson dann! Wie glatt in Frack und weißer Krawatte
Trittst du in den Salon, malst für die Ladys Gouache.
Keusch, moralisch und rein, so prangen die Farben der Schachtel,
Aber dem Pinsel entfliegt schwerlich ein zündender Blitz.
Säh' der Gewaltige noch das Licht, als Kanarienvogel
Wärst du in Don Juans ewige Strophen gesperrt.

Neuromantiker

Neuromantiker, ihr beruft euch immer auf Dante,
Keine Posaun' ist's noch, wenn auch ein Eselein farzt.

Rabelais

Einem Rettich vergleich ich dich voll Kraft und Gesundheit,
Kindern gibt man ihn nicht, Männer ergötzen sich dran.

Corneille

Manchmal schleudert Corneille ein Wort dem römischen Blitz gleich; —
Sucht bei Montesquieu Spuren von römischem Geist!

Racine

Mancher scheiterte schon, der Shakespeares Sternen
gefolgt keck,
Mit dem Kompaß Racines hätt' er den Hafen erreicht.

Molière

Selten genügt die Idee! Wir sind ja deutsche Pedanten,
Plan und Form hat längst Lessing gebührend verdammt,
Also? — — „Erlaubt, daß ich noch immer den Griffel
bewund're,
Der gezeichnet so fein Menschen mit heiterer Kunst.“

Voltaire

Spaniol botst du, o Schalk, in der goldenen Dose,
Und es niesten darauf Junker und Pfaffen sogleich.
Hell ward manchem der Kopf, doch etlichen gingen die
Augen
Ueber vor Schmerz, es verlor leider auch mancher den
Kopf.

*

Calas hat dich entsühnt, was du auch immer gefrevelt:
„Ecrasez l'infame!“ — mußte dir Petrus verzeihn.

André Chenier

André Chenier, du Schwan im gallischen Blutsumpf,
Heilig und groß schwebst du neben Charlotte Corday.

Victor Hugo

Trotzig und stolz hast du bekämpft den fahlen Despoten
Welcher die Freiheit stahl, hast ihn den Kleinen genannt
Als Europa vor ihm, dem Neffen, lag auf den Knieen
Wie es zu Erfurt einst sich vor dem Großen gebeugt.

Der Kosmopolit

Was du gewannst als Kosmopolit, durchstrebend das Weltall,
Weihe dem Vaterland, dieses verleiht ihm den Wert.

Der Philister

Fliegst du wie Paulus auf zur siebten Sphäre des Himmels, —
Sieh, wir essen den Kohl, den wir gesät und gedüngt.

Abwechslung

Kohl und immer nur Kohl! — Wir greifen hurtig zum Besen.
Ueber den Blocksberg fegt toll und phantastisch der Tanz.

Hutten

Ritter von Feder und Schwert, du hast begeistert die Jugend,
Weil du, ein Jüngling fast, tapfer begonnen den Kampf.
Ja, du hast es gewagt! Es knirschten in bebender Ohnmacht

Dunkelmänner, du trafst sie mit dem grimmigsten Hohn.
Einsam, ein Flüchtling, starbst du, verlassen, ferne der Heimat,
Aber das Kreidefeu'r, das du entzündet, es loht.
Warst du ein Kämpfer, so stehn auch wir jetzt mitten im Kampfe —
Fällt ihr der Hydra Haupt, wächst ihr ein anderes nach.
Wär' es nur eins! Doch siebenfach züngelt das Untier
Mit dem Mördergebiß, wie es Johannes gesehn.
„Hunde des Herrn" verbrannten einst den großen Giordano,
Ließen den Alba los auf die erschrockene Welt,
Und so weiter — wer kann die Frevel Babels berechnen:
Scheiterhaufen getürmt, Martern und Qualen zu Tod!
Knirschend mußten wir sehn, wie sie die wackeren Bauern
Trieben aus Zillertal, unserm Jahrhundert zur Schmach.
Flattere, Flammenpanier, wie du geflattert im Sturm einst,
Als der Hutten dich schwang, flattere Flammenpanier!

Hans Sachs

Hätten wir dich, Hans Sachs, zu sohlen der Muse die Stiefel,
Daß im Schmutze der Zeit wandle sie reinlich dahin!

Pegnitzschäfer

Pegnitzschäfer, ihr seid barock, doch pflegt ihr der Dichtung
Tulpen prächtig und bunt zwischen dem Rahmen des Buchs.

J. Böheim

Groß und gewaltig wie du hat keiner geträumt noch den Welttraum,
An der Unendlichkeit ziehen die Schatten vorbei.

J. Balde

Freilich schrieb er Latein und maß horazische Strophen,
Doch das lateinische Kleid deckte das deutscheste Herz.

Lessing

„Weiter brauchen wir nichts zu skalpieren jeglichen Autor
Als in der plumpen Faust schartig ein bleiernes Schwert!"
Unbescheiden und klein vergleicht ihr euch immer mit Lessing,
Der sich bescheiden und groß keinen Poeten genannt.

Klinger

Nichts verdankst du dem Glück, doch alles der eigenen Tugend,
Weil sogar dir der Neid stumm den Charakter verzieh.

Bürger

Hat die Schuld dich bestrickt und in die Tiefe gezogen,
Ragst du als Lyriker hoch neben den größten empor.

Hölty

Anemonen und Primeln des Frühlings bietet dir Hölty;
Dieses genügt; du darfst fordern vom Lenze nicht mehr.

Forsters Briefe

Grauenvolleres litt und wird nie leiden ein Mann je,
Als es Forster ertrug, eh' er versank zu Paris.
Ringsum schäumte der Strom und schwoll die gewaltige Weltstadt,
Leben und Liebe zugleich schlang er hinab in den Schlund.
Rein und heilig entsteigt dein Schatten den Tiefen des Abgrunds,
Bleib' als Staub bei dem Staub, was du geirrt und gefehlt.

Goethe
(1896.)

Einem Gebirge vergleich' ich dich mit ragenden Gipfeln,
Ströme fließen herab, tränken das durstige Land.
Segen spendest du ihm, daß Korn und Reben gedeihen,
Blüten und Früchte zugleich schmücken in Fülle den Strand.

Abends verklärt es dann der Glanz der sinkenden Sonne;
Sinnend schau'n wir empor, danken den Segen dir noch.

Schiller

Hoch auf des Oeta Höh'n umlodert vom zehrenden Brande,
Hast du den Heros gezeigt, wie zum Olymp er entschwebt:
Eigenen Wesens Bild! Du Held wie keiner im Volke,
Zwingend das Daseins Not wurdest du uns Ideal.

*

„Alles veraltet: das Epos, das Drama, die Klassiker selber!"
Nur die Gemeinheit bleibt ewig, ihr Wackeren! — jung.

Zu Schillers Todestag

Herrlicher Schiller, du bist's! Den Großen wag' ich zu rufen, —
Du erschufest den Tell, schärftest das Rachegeschoß.
Nicht gestorben bist du, du ließest als ewiges Erbteil
Uns das erhabene Werk, mahnend und tröstend zugleich.
Wie bei Marathon einst die Schatten gefallener Helden
Hellas führten zur Schlacht, schwebe vor unseren Reih'n.
Laß vor dem Untersberg dein Lied wie Posaunen erschallen,

Daß mit dem Heerbann Karl fahr' aus dem Schlummer empor.
Kanzler des Reichs, so schreit' erwachend der eherne Bismarck, —
Horch, der Boden erdröhnt unter des Nahenden Fuß.
Hebe den Schild, o Karl, um deutsches Recht zu beschützen,
Sei es wer immer auch, der zu gefährden es wagt.
Auf und schwinge das Schwert, heimtückische Feinde zu schrecken,
Die sich erhoben frech, scheuche das Rabengezücht,
Das um die Krone dir schwirrt und fast die Sonne verfinstert, —
Scheuche den krächzenden Schwarm wieder zurück in die Nacht.
Möge Michael dich, der Deutschen Engel, beschützen,
Daß der Karfunkel hell schmücke Germanias Stirn.

*

Hast du die Distichen selbst gedichtet oder entlehnt nur
Aus der Anthologie? — Schöneres bietet sie nicht!

Novalis

Träumer, ich horche dir gern und deinen harmonischen Klängen,
Wirklichkeit hart und rauh schwindet im rosigen Duft.

Voß

Laß mich ruhen bei dir im Schatten der duftigen Linden,
Pfarrer von Grünau hier neben Luisen am Tisch.

Müd' ach! bin ich es längst, das geistreich kahle Geflunker,
Bist du pikant auch nicht, bist du doch ehrlich und grob.

Kotzebue

Scheltet ihr Kotzebue? — Ein Heros, verglichen mit euch nur,
Schnitt er aus eigenem Stoff, während den fremden ihr stehlt.

*

„Stehlen den Stoff wir auch, je nun wir geben Fasson ihm.“ —
Die von dem Trödelmarkt spottend Paris euch gesandt.

Die Romantiker

Unsrer Romantiker Schlamm befruchtete Wissen und Künste.
Was laßt ihr uns zurück? — Leider das Feuilleton!

Im Garten

Köstliches Obst fürwahr; es entsprang germanischem Schlehdorn,
Den mit klassischem Reis kundige Gärtner gepfropft.

Griechisch und Deutsch

Spielend, von selber hob die Sprache den griechischen Dichter,
Kräftig wider den Strom zwingt sie den deutschen zu stehn.

Deutsch

Luthers Sprache du sollst erdröhnen wie Laut der Posaune,
Wenn zum letzten Gericht endlich das Volk euch beruft.

Ch. Schmid

Ehrlicher Christof Schmid, dich las ich als Knabe, die Enkel
Lesen dich jetzt; so lebst stets mit der Jugend du auf.

Platen

Was, ihr wagt euch heran? Er holte von Pharos den Stoff sich
Und mit klassischer Hand schlug er Gebilde daraus.
Bleibt bei eurem Gewerb' am Pfad viellesenden Pöbels,
Fordert den Lorbeer nicht, baut ihr ein Nestchen aus Lehm.

*

Lernen! — ihr sollt es von ihm, doch nie zum Muster ihn wählen;
War er ein halber Pedant, werdet ihr ganze sogleich.

Lenau

Fern an Loppios Flut, im Sturm zerrissener Wolken,
Tauchst du, Lenau, mir auf aus dem Geflüster des Schilfs.

Hebbel

Nicht so gewaltsam, Freund! was schleuderst du wuchtige Blöcke,
Wo den Phrasen allein Riegel und Tor sich erschließt.

Heine

Wäre sie groß die Zeit, wo frech du geschwungen die Geißel
Klein nur hieße man dich, messend mit richtigem Maß;
Doch da klein sie war, wie in Jahrhunderten keine
Darf man nennen dich groß, weil du die kleine verhöhnt.

Das junge Deutschland

Dichter wolltet ihr sein und wart doch nur Literaten,
Welche Geflügel und Kraut liefern dem Leipziger Markt.

Geibel

Daß du der Jugend sangst, o laß sie spotten die Toren,
Muß nicht blühen der Baum, eh' er uns spendet die Frucht?

Redwitz

Endlich bist du erwacht! Du reibst aus den Augen den Weihrauch,
Statt Lojolas Panier folgst du der Fahne des Lichts!

Aesthetiker

„Wie Fixsterne der Nacht sind auch Ideen unsterblich!“

Je nachdem du es nimmst; — schwerlich die fixen, o
Freund!

Das Kraftgenie

Wie die Lawine wirfst du die Blöcke von Steinen vor
uns hin,
Bist du ein Künstler? — gut! — Meißle dir Statuen
draus.

Heinrich Laube

„Heines Genoss' bin ich!" — Nun ja, wir lassen es
gelten:
Ariel, Caliban seh'n wir im Sturme zugleich.

Nullen

„Ich gehör' zum Parnaß!" — An seinem Fuß steht
der Galgen,
Wo die Muse dich hin nagelt mit ehernem Stift.

Anzengruber

Elementare Kraft, gehobelt nicht und geschliffen! —
Nach den Spatzen des Dorfs brauchtest zu fragen du
nicht.

Friedrich Nietzsche

Gott erschuf ein Genie; doch als er sorglos entschlummert,
Schlich sich Satan herbei tückisch mit pfuschender
Hand.

*

Dich betracht' ich mit Schmerz, die ὕβρις hat dich gezeichnet,
Ruhen soll der Cancan über dem toten Gebein!

*

Kalt und erbarmungslos sah Pallas Athene den Helden,
Den sie verwirrt, legt ihm traurig den Lorbeer aufs Grab!

*

Ewige Wiederkehr! — O sprich von ewigem Leide,
Das sich ewig erneut über dem Menschengeschlecht.

Urnen mit Staub gefüllt, er kehrt nie wieder ins Leben,
Auch der Name verblaßt, nennt ihn Erinnerung auch!

Lombroso

Augustinus ersann die Gnadenwahl und ein Lombroso
Hat pathologisch sie uns zu beweisen versucht.

Neue Romane

In die Hölle verstieß Franziska von Rimini Dante,
Und er weinte dabei, weil sie so edel und hold.
Eure Sünde verdient zu faulen in euren Romanen,
Denn der ekle Haut-gout wär' für die Hölle zu schlecht.

*

Aus dem Acheron schöpft der Teufel den Suff und kredenzt ihn
Höhnisch lachend dem Volk, das in den Kneipen sich drängt.

*

Fusel, schlechtes Getränk, ihr braut ihn aus der Kartoffel
Nahrung der Armen verkehrt ihr in ein schleichendes Gift.
Elend der Armen! Ihr braut daraus die eklen Romane
Fusel und Fusel trägt doppelt den schnöden Gewinn.

*

Nur den einzigen Band vollendeten Dante, Homeros,
Sechs genügen dir kaum für den gemeinsten Roman.

*

„Ehr' uns, junges Geschlecht, wir ergrauten im Dienste des Schönen!"
Als Baalspfaffen gewiß; fraßt ihr die Opfer doch selbst!

*

Lyrischer Tingel Tangel im langen epischen Darme! —
Ei wie gelang dir das Stück, ei wie verschlang es die Plebs.

*

Seifenblasen vergleich' ich eure glänzenden Werke,
Sind sie zerplatzt, so bleibt übrig der schmutzige Schaum.

*

Ihr bewundert den Leib, die Muskeln der schwellenden Glieder,
Wir erfreuen uns dran, wenn er in Maden zerfällt.

*

Buk man früher das Brot, so mischte Gewürz man zum Mehle,

Nun vergißt man das Mehl, knetet den Teig aus Gewürz.

*

Welche Geschichte die beste sei? es streiten die Herren!
Mir scheint leicht der Entscheid: Die sich von selber erzählt.

Moderne Literatur

Oeffnet die Tore weit der geilen französischen Stinkflut,
Nur der deutsche Poet füge sich anderem Maß.

Die berühmte Schriftstellerin

Schiller und Goethe? — Wozu das ganze Poetengesindel!
Für Komtessen allein werde gedichtert hinfort.

Hungern ließt ihr den Mann; jetzt bettelt ihr Kreuzer zusammen
Für ein Denkmal juchhe! — Habt ihr das Recht wohl dazu?

*

Auf ein Quentchen sogar läßt euer Gewicht sich berechnen;
Weh' euch, wenn man erfährt, daß es berechnen sich läßt.

*

Eskomptiert nur das Heut mit euren Erfolgen von heute,

Nur was einfach und groß, atmet des Ewigen Geist.

*

„Wir Hebammen der Zeit verkünden auch ihre Gedanken!"
Wenn ihr die Mißgeburt buhlend zuvor ihr gezeugt.

*

Zum Entzücken fürwahr! auf dem Kopf versteht ihr zu gehen,
Doch verfluchet mich nicht, bleib' auf den Füßen ich stehn.

*

Aengstlich wie Schlemihl läuft in deinem Gedicht der Gedanke
Hinter dem Leib daher; heißest du das ein Gedicht?

*

Was zum kleinen Poeten gehört, besitzest du reichlich,
Was den großen erschafft, sucht man vergeblich bei dir.

*

Kennst du des Heiligen Bild? — es grunzt zu Füßen ein Schwein ihm.
Ist es ein Rezensent, war er ein Dichter vielleicht?

*

Keusch und sinnig die Stirne gesenkt steht Pallas Athene.
Mit dem Nasengeschwür zieh' ich das Dirnchen ihr vor.

*

Wildhupf tauften sie mich. Stolz bin ich unter den Vögeln,

Nicht der Gesang, der Gestank zeichnet vor allen mich aus.

*

Eines fehlt dir allein: zum Dichter fehlt dir der Dichter,
Wenn du das Pfauenrad schillernd in Farben auch schlägst.

*

Junge, willkommen mir! — wenn ihr ein bißchen auch rüpelt,
Gießt das Publikum bald Wasser in euren Wein.

*

Aufgeklärt ist das Jüdlein: es spottet der Messe, des Sonntags;
Doch wie schreit es: auwaih! wenn du den Schabbes verlachst.

*

„Klassiker wollen wir jetzt!" — Ihr wollt es, drollige Käuze!
Seid erst klassisch zuvor, Klassiker kommen dann selbst.

*

Stört mich nicht im Geschäft! für Fräulein schaff' ich den Honig,
Und zu Kerzen das Wachs spend' ich der Kirche umsonst.

*

„Ehrt man das Schöne nicht?" Wohl gibt's hier Priester des Schönen,
Für ein priesterlich Volk haltet deswegen euch nicht.

*

Stündlich anders die Form und stündlich anders die Farbe:

Tänzelst als Modejournal prunkend und prahlend du hier.

*

Welch ein Jupiterkopf! Die Züge groß und gewaltig! —
Weg mit dem Mikroskop, wenn du verstehen ihn willst."

*

Herrlich find' ich das Bild, doch um es ganz zu genießen,
Ist es erlaubt mir wohl, daß ich zertröſ'le das Tuch?

*

Wie mißfällt mir das Kind! Zerhackt es und kocht es der Mutter,
Daß sie's wiedergebiert, wenn sie zuvor es verzehrt.

*

Lieber ein Schmetterling Freund, auf kleinem eigenem Flügel,
Als ein Drach' aus Papier, den die Reklame beschwingt.

*

Besser ist es gewiß, der Stoff ergreife den Dichter,
Als der Dichter den Stoff, den er sich mühsam gesucht.

*

Episch wie Herodot, dramatisch wie Tacitus selber!
Nur ein Feuilletonist sei der Historiker nie.

*

Das wär' also Geschichte! die großen Gestalten der Vorwelt
Travestierst du modern, daß sie der Pöbel begreift!

*

Philosophie hat einst die Geschichte keck konstruiert sich,
Jetzt aus dem Aktenstaub klaubt sie zusammen ihr Bild.

*

Gleich dem Adler umschwebt Erinn'rung die Stätte der Taten;
Nagelt sie nicht an den Stein, sind auch die Lettern von Gold.

*

„Alles Geschehen erklärt sich ohne Gedanken von selber!"
Wenn das Geschehen allein dir als Erklärung genügt.

*

Machst du klingen den Strahl und farbig leuchten die Töne —
Zauberer! dann bist du endlich zum — Narren gereift.

*

Staunt wie der Stabreim stapft, so stampfen Stämpfel der Tenne!
Hohles Raffinement borgt von Barbaren ihr aus.

*

Schimmernder Kelch des Grals, umhaucht vom Duft der Romantik:
Daß der Philister daraus schlürfe den Schnaps und das Bier!

*

Nicht soll neben den Großen sich frech hinstellen der Kleine!
Richtig! Aber er kriecht ihm wie die Laus in den Pelz.

*

Sinn, Empfindung, Gedanken besitzt ihr getrennt und
verbunden;
Ohne die Leidenschaft bringt ihr es aber zu nichts.

*

Das auch gilt als Natur: Du singst die Schmerzen der
Liebe,
Wie der gebratne Kapaun britzelt im eigenen Fett.

*

„Seht wir folgen der Zeit und wechseln wie sie die Ge-
stalten!"
Unveränderlich bleibt eines in euch nur: der Schuft!

*

Wem vergleich ich Kritik? Dem treuen redlichen Eckart.
Warnen kann er euch zwar, doch ihr beachtet ihn nicht.

*

Klar und scharf der Verstand, das muß ich vom Kriti-
ker fordern,
Mitzufühlen jedoch sei er dem Künstler bereit.

*

Wagt, ihr selber zu sein! Nicht viel zwar seid ihr,
doch etwas!
Schatten des Schattens entschlüpft ihr aus dem eige-
nen Leib.

*

Büblein höhlten den Kürbis und steckten hinein dann
ein Lichtlein:
Sei mir bewundert heut unseres Dichterleins Bild.

*

Immer und immer erneut sich der klägliche Jammer in
Deutschland:
Meistens verliert der Stilist, was der Gelehrte gewann.

*

Was erhebst du so stolz den Kopf zum Himmel, o Lang-
ohr?
Dein ist der Kornsack nicht, den in die Mühle du trägst.

*

Suchst du das Kraftgenie? Ein Gläschen Schnaps
hat besiegt es
Daß es im Kote sich wälzt, daß es sich trunken erbricht.

*

Freilich; berühmt bist du; dich hören, dich schauen sie
alle! —
Beim Literatenkonzert schlägst du die Trommel mit
Wucht.

*

Tragikomisches Widerspiel! — Zu Zeiten der Väter
Hatten wir manches Genie, dem an Talent es gebrach,
Doch von Talenten wimmelt es heut im buntesten
Reichtum, —
Viel vermögen sie, ja! aber es fehlt das Genie,
Das zu den Höhen uns reißt, wo Gott und Mensch sich
verbinden
Und dem Verlobungskuß leuchtend das Feuer ent-
springt.

*

Leicht zu ertragen fürwahr! ist's, fehlet dem Manne
der Dichter,
Leider zu helfen ist nicht, fehlet dem Dichter der Mann.

*

Tändeln möge das Kind, mit Eros spielen der Jüngling,
Bis zum heiligen Ernst männliche Liebe gereift:
Freund, schon graut dir der Bart, zieh aus das kindische Röckchen,
Pfeife zum hundertsten nicht, das du gepfiffen, das Lied.
Wenn es die Tochter belobt, so sagt ihr die Mutter: „O Mädchen
Trau ihm nicht, denn wie dir sang er das Nämliche mir!"

*

Herrlich ist die Natur! sie kann, sie muß uns begeistern,
Wenn sie sich dekolletiert über den Hintern hinab.

*

„Nehmt die Sonne zum Muster, sie meidet die Pfütze sogar nicht!"
Wohl! Doch kehret ihr Strahl heilig und lauter zurück.

*

Plump wie ein Klotz so stellt ihr zwischen Idee und Natur euch:
Wenn ihr beide zerreißt, wollet ihr beide verstehn?

*

Prächtig alles gemacht! vortrefflich das Kleinste gemeißelt!
Hätt'st du Pygmalions Kraft, lebte das gleißende Bild.

*

Ei, wie das Kerlchen hüpft im Flügelgewande der Unschuld!

Kindlich glaubt er zu sein, während er kindisch nur ist.

*

Phöbus aus Marzipan, die Frauen kannst du verhexen,
Wagst du den Drachenkampf ohne den pythischen Pfeil?

*

Gleich dem Ganzen bestimmt Arithmetik die Summe der Teile:
Summe von Teilchen — du bist's! leider ein Ganzes doch nicht.

*

Malen? wie leicht ist das! Du brauchst nicht zeichnen zu lernen:
Schmeiß mit barbarischer Hand Farben und Topf an die Wand!

*

Dichter von Dichten! — Ja wohl! — Warum nicht dichtern von Dichter?
Dichtet die Mus' auch nicht, dichtert ihr Dichter zu viel!

*

Herb ist die Tinte gewiß; doch herber als Tinte das Brot noch,
Welches der Literat sich mit der Tinte gewinnt.

*

Zierlich schichtest du Holz, wer kann dabei sich erwärmen!
Fehlt der Funke dir doch, welcher es lohend entflammt.

*

Länger beschäftigen mich mit dir? — Verlorene Zeit wär's!
Ausgeblasenes Ei — scheinst du von weitem nur voll.

*

„Mich, den Gewaltigen, willst du fassen im winzigen
Zweivers!“ —
In zwei Silben sogar: Bovist, geschwollener Du!

*

Selber zwar leist' ich nichts, doch schnapp' ich wütend
nach jedem,
Der, was immer es sei, etwas zu leisten versucht.

*

Nicht vermag ich zu dichten ein Lied, doch bin ich Diktator:
Aus der Literatur laß ich verbannen das Lied.

*

Sollt' ich nennen dich Tropf und so dir Ehre verleihen?
Zählst in der Gattung nur, als Individuum nicht.

*

Salbendüftelnder Schwarm, geistreich und bar doch
des Geistes:
„Patchouli, eau de mille fleurs; patchouli, eau
de mille fleurs!“
Keck schert alles ihr gleich auf dem nämlichen kritischen Kamme,
Salbt aus dem nämlichen Topf jeden mit gleichem
Parfüm.
Welchen ihr nicht frisiert, den weist ihr aus dem Salon
fort,
Schließt vor der Nas' ihm zu eueren Winkelparnaß.
Führte zum Himmel ein Weg, wer schützt' die ambrosischen Locken,
Dir, o ewiger Zeus, dem der Olymp doch erbebt!

*

Rühmt euch der Bildung nur, die Bärin leckt auch das
Junge,
Alles verleiht euch Dressur, alles versagt euch Natur.

*

Geister begleiten euch nicht, ihr schleppt nur Leiber im
Zuge,
Reißen sie euch in den Staub, freßt dann zur Strafe
den Staub.

*

Willst du den Zedern das Recht, den Eichen bestreiten,
Philister,
Weil bescheiden im Lenz du dich am Spargel erfreust?

*

Was zu wenig an dir, o würd' das Zuviel es ergänzen!
So — wie Phaeton fällst du aus dem Himmel herab.

*

Lauft nur emsig herum! Bewegung hemmt die Bewe-
gung;
Strebt zum Zentrum ihr nicht, strebt von dem Zentrum
ihr nicht.

*

Allen voran erheben wir die schallende Stimme!"
Wie die Kröten im Sumpf, wenn es zu dunkeln be-
ginnt.

*

„Lehrer des Volks sind wir; uns horcht es mit offenem
Munde!"
Euere Leere verkauft stets ihr als Lehre dem Volk.

*

Sodoms Aepfel am toten Meere! Glänzend von außen
Sind sie mit Asche gefüllt. — Könnt ihr verleugnen
die Art?

*

O ihr wackeren Streber! Wozu das Summen und
Brummen?
Wie der Kerf an der Schnur torkelt ihr immer im
Kreis.

*

Eh' die Hand ihr erhebt zu stehlen den heiligen Lorbeer,
Pflücket ein Feigenblatt, das euch die Blöße verhüllt.

*

Bienchen, täusche dich nicht; du sammelst von Blume
zu Blume, —
Nicht den Honig, das Heu wünschen die Ochsen zum
Fraß.

*

Ueberflüssig fürwahr ist die Schönheit der Blumen
und Kräuter;
Kümmert der Esel sich drum, der sie als Futter ver-
zehrt?

*

„Sag', was nennst du modern?" — Empfinden von
außen die Zeit nur,
Wo von innen die Welt kräftig erfassen du sollst.

*

Wenn du behauptest frech: „Ich bin ein Meister!" —
Sie glauben's;
Bringst du ein Meisterwerk, grinsen sie zweifelnd es an.

*

Oft verwechselt die Kunst mit dem Kunststück töricht die Menge,
Kunststück ist niemals Kunst, ist nur ein Stückchen davon.

*

Was erlernen sich läßt, das lernt ihr stets unverdrossen,
Seine Gaben versagt leider! der heilige Geist.

*

Typisch gestalte Poet! Mit plastisch schaffender Urkraft!
Drehe der Symbolist Pillen geschickt fürs Spital!

*

Frei aufs üppige Feld hin stellten die Alten den Priap,
Zwischen Vergißmeinnicht bergt ihr und Veilchen ihn jetzt.

*

Ach, wie würde so fein das Zötchen schmecken, das holde,
Wär es mit Weihrauch nur sorglich zuvor parfümiert.

*

Christlich, germanisch und keusch! so flieht die reine Natur ihr,
Aber ihr schmatzt bei dem Brei, wenn ihn die Cantharis würzt.

*

Volk? Ihr wäret das Volk, das große gewaltige deutsche?
Ihr ein Publikum nur, elend wie keines noch war!

*

Warum schiltst du die Plebs? — Das ist vergebliche Mühe;
Keiner zieht es auf sich, jeder auf andere nur.

*

Eisen im Blut tät not! — Das deine verdünnst du mit Schafmilch,
Willst du bekämpfen sie fromm, lachen die Teufel dich aus.

*

Blase das Kindertrompetchen, bis dir die Wangen zerplatzen
Kleiner! Deswegen stürzt Jerichos Mauer nicht ein.

*

Gottlos wäret ihr? Nein! Wer kann euch dessen bezichten,
Wenn euch ein Götze zerbricht, lauft ihr dem anderen nach.

*

Dialektiker auf und beweise, daß hölzern das Holz sei,
Ist es hölzern das Holz, freu' dich, daß hölzern das Holz.

*

Lieber! das Allgemeine, das Menschliche mangelt dir gänzlich
Lieber! es ist ja da, nur in konkreter Gestalt.

*

Wo der Begriff nicht klappt, da ziehst du herbei den Vergleich schnell;
Ach, es ersetzt der Schild niemals dem Wirte den Wein.

*

Eurem borstigen Maul in goldener Schale den Festwein,
Wenn im schmierigen Topf stinkender Fusel genügt?

*

Warum harrst du am Strom, o Dichter? — Die Nikolaiten,
Drängen sich Well' an Well', hören zu drängen nicht auf.

*

Warte geduldig Mann! — es kommt die Zeit mit der Zeit auch!
Bringt sie dem Weisen die Frucht, erntet die Stoppeln der Tor.

*

Dich verachten? — O nein! — Dich hat ja die Bibel verkündet
Als die schmutzige Sau mit dem Geschmeide von Gold.

*

Reich war gestern das Mahl, obschon zusammengebettelt;
Schmutzige Reste davon wärmest du heute für uns.

*

Sentimentalität für die Weiber, Tendenz für die Männer,
Daß du ein Dichter der Zeit, wahrlich zu wundern ist's nicht.

*

Wie den Braten der Spieß, so dreh' ich wieder den Braten,
Den ich verschlungen, vor euch emsig im Feuilleton.

*

„Sagt, gehört er zur Zukunft?" — Er steht auf eigenen Füßen! —

„Tadeln können wir nicht, schweigen wir lieber von
ihm."

*

„Fremd erscheint mir die Welt, es verstehn die Söhne
mich nicht mehr!"
Tröste dich, Freund, es verstehn besser die Enkel dich
einst.

*

Schweigen soll in der Kirche das Weib, es soll's in der
Kunst auch,
Denn zum Maße genügt nirgends der niedlichste Zopf.

*

„Auf die Halle der Literaturgeschichte!" — Ja kommt
nur! —
Fand in der Arche doch Platz selbst das gemeinste
Geschmeiß.

*

Plötzlich wechselt der Wind, das Wetter plötzlich, so
scheint es;
In der Literatur haben wir heut den April.
Eines nur bleibt sich gleich, es wird nach altem Ge-
brauche
Das Barometer für uns stets von den Fremden gestellt.

Verdienst

Niemals neidet' ich noch Verdienst, das echt und ge-
diegen,
Wär' der Kranz mir bestimmt, freut es mich inniger
nicht.

Seh ich aber das Volk hohlköpfiger, heuchelnder Schufte,
Wünsch' ich den rächenden Strick, wie er die Schacherer traf.

Antwort

Dulde die Elenden, Freund, sie haben das Recht sich zu rühren,
Nur zum Quaken verlieh Fröschen die Stimme Natur.

*

Halb gebildetes Volk, dich haß ich am meisten von allem,
Wie dein Wissen zu kurz, ist mir zu lange das Wort.

Geschmack

Zwei Milliarden versauft, verraucht ihr lustig im Jahre,
Freilich die Kunst setzt ihr stets auf die Hungerdiät.

*

Nicht zu berechnen ist der Geschmack des Publikums! — freilich!
Weil es keinen besitzt, läßt er berechnen sich nicht.

Die deutsche Muse

Deutsche Muse, du wagtest den Wettlauf einst mit der Britin,
Klopstock schildert dich so: Glühend die Wange, der Blick.

Viel bescheidener bist du heut, o Stolze geworden.
In der Grisette Boudoir suchst du als Zofe den Platz.

Komus und Momus

Nicht von der gleichen Art sind Komus und Momus die Brüder,
Während der eine lacht, nörgelt der andere nur.
In der Musen Geleit schwingt jener spielend den Thyrsus,
Gleich dem Hunde bekläfft dieser die fröhliche Schar.

Nemesis und Satire

Nenn' zwei Schwestern nun auch! — Die Nemesis und die Satire,
Diese zeigt dir den Weg, wie du der ersten entrinnst.

*

Ungeziefer hinweg! — Zwar hätt' ich Nadeln in Fülle,
Um zu spießen euch noch, — aber die Sammlung genügt.

Kismet

Wen das Schicksal verblendet, der sieht das offene Tor nicht,
Das in die Freiheit führt, rennt mit dem Kopf an die Wand.

Schluß

Viel ertrug ich im Leben; drum lehrte das Leben den Ernst mich;
Weil ich den Ernst begriff, lehrt es mich Heiterkeit auch,
Lehrte mich Duldsamkeit, doch Ekel vor innerer Lüge,
Die bewundert von euch sich mit Grimassen verlarvt.

III.

Bildende Künste
(1897—1899.)

Here

Grollende Here, du scheinst bereit zum giftigen Zank schon;
Wandle dich, Zeus, in den Stier, eh dich die Keiferin sieht.

Venus genitrix

Eng die Glieder gepreßt, den Busen pochend am Busen
Brennt der Kuß auf dem Mund, bis dir der Atem vergeht.
Wie die Erze des Feuers Glut, so schmilzt euch zusammen
Liebe, bis Leben entquillt wieder dem innigen Bund.
Stiegen vom Himmel nicht die alten Götter hernieder,
Ja die Engel sogar einst zu den Töchtern der Welt?
So verkünden die Sagen der Vorzeit, werden zur Wahrheit,

Wenn ein liebendes Paar folgt dem Gebot der Natur
Bis herab zu den untersten Stufen des Dasein;
Unerschöpflich entquillt Leben und Wärme dem Bund.
Heiliger Gottesdienst ist dies in ewiger Ordnung,
Doch es adelt allein Liebe die tierische Brunst.

Venus Urania

Durch das Dunkel der Nacht und ihren heiligen Frieden
Wandelst ruhig und hehr Venus Urania du!
Welkende Blumen erquickt dein kühler Tau, die Gestirne
Hoch auf strahlender Bahn zeigst du dem staunenden Blick.
Mag der Tag sich erfreu'n an der Fülle des wechselnden Daseins,
Ueber die Zeit und den Raum führt uns dein seliges Lied.

Venus capitolina

Willst die Blume du sehn, die wieder zur Knospe zurückkehrt? —
Wenn sich schamhaft das Weib scheu vor sich selber verhüllt.

Die melische Venus

Daß du ein herrliches Weib, vergißt der Bewund'rer, du siehst nicht,
Ob er dich sah, und bleibst Göttin dem staunenden Blick.

Die mediceische Venus

Spiegelt im klaren Quell dein Leib, du süßes Hetärchen,
Wünsch' ich herbei die Nacht, möchte dich ziehn an die Brust.

Apollo

Zürnender Gott, laß ab; — du brauchst nicht Bogen und Pfeile,
Denn vor der Schönheit Glanz flieht das Gesindel der Nacht.

Niobe

Groß gefühlt und gedacht! So mußte der Schmerz dich versteinen,
Als dein herrlich Geschlecht sank vor dem rächenden Gott.

Herakles

Nicht zu rasten geziemt: ergreife wieder die Keule,
Ferkel um Ferkel wirft am Erymanthus die Sau.

Mosaik

Feierlich voll Ernst, so thronst du in goldener Wölbung!
Ach wir suchen den Gott, der uns die Sünden verzeiht.

Sturz

Mit der Lilie jagt der Engelknabe den Teufel,
Sei er gewaltig und stark, schnell in die Hölle zurück.

Immaculata

Hehrstes Symbol! — Es bäumt sich vor den Füßen der Jungfrau
Wild der Drache, besiegt, mit dem zertretenen Kopf.

Mater dolorosa

Sieben Schwerter im Herzen, — du blickst empor zu dem Sohne:
Jenes schneidet zumeist, daß ihn ein Jünger verriet.

Giotto
(S. Giovanni.)

Dir zu verkünden den Tod, das braucht wohl keinen Propheten:
Wahrheit hören nie gern mächtige Fürsten der Welt.

Fiesole

Laß mich knien mit dir, Fiesole, wenn die Madonna
Sich gekrönt mit dem Stern hold zu den Gläubigen neigt.

Masaccio

„Gottgleich werdet ihr sein, das Gute wissend, das Böse
Wenn ihr esset die Frucht!" — flüsterte leise der Wurm
In das Ohr des Weibes. Er traf die klingende Saite
Daß es naschend den Mann in das Verderben auch zog.
Redet deswegen nicht vom Bankerotte des Wissens,
Ehret den Glauben, doch küßt niemals ihm feige den Schuh.

Wissenschaft ist Adel der Menschheit, Erbe vom Eden,
Laßt vom Teufel euch nicht rauben den herrlichen
Schatz!

Sandro Botticelli

Sandros Magnificat! Es führt Marien die Finger
Zu dem hehren Gesang selber das göttliche Kind.

Benozzo Gozzoli

Wie Benozzo erzählt: — Wir trinken mit Noah ein
Räuschchen
Bis uns der Schlummer beschleicht friedlich im Schat-
ten des Hains.
Mag der entartete Sohn dann spotten, das lüsterne
Dirnlein
Seine Finger gespreizt, kichern! — Die Liebe bedeckt
Sorglich unsere Blöße, ein seliger Traum führt
Ins Paradies uns zurück, welches der Vater verlor.

F. Lippi

(Spoleto.)

Reizende Spitzbübin! im Bilde prangst du als Jung-
frau
Mit dem schelmischen Blick, welcher bezaubert den
Mönch,
Daß er dem Kloster entlief. — Recht so! Dann wur-
den die Engel
Fett, dickköpfig und rund eben sein eigenstes Werk.

Giovan Bellin

(Ai frari.)

Hast du, Giovan Bellin, gelauscht den ewigen Chören,
Daß dir zauberisch schön Engel zu malen gelang?

Carpaccio

(Die heilige Ursula.)

Wie sie schlummert so süß! — Carpaccio lauscht und erzählt uns
Ihren unschuldigen Traum, zeigt uns der Märtyrin Kranz.

Lionardo da Vinci

Nennt man die Größten, gedenkt man deiner stets, Lionardo,
Erster und zweiter nicht, — stehest du einzig allein.

*

(Abendmahl.)

Ruhig spricht er das Wort, — daß tödlich die Jünger erschrecken,
Engel verhüllen entsetzt, als sie's gehört, das Gesicht.
Judas trotzig und kalt verschlingt den gebotenen Bissen,
Doch schon drehte den Strick Satanas höhnend für ihn.

*

(Mona Lisa.)

Darf man, Holde! dir traun? — so hat einst Eva gelächelt,
Als sie im Paradies Adam zu naschen verführt.

Michel Angelo

Stolz und gewaltig der Mann! Es konnt' ihn keiner besiegen,
Nur Vittorias Blick, daß in den Gluten er schmolz.
Ueber der Erde Staub, die grauen Nebel des Daseins
Trug er als Engel sie rein in den Himmel empor.

*

(Die Nacht.)

Goethes Mütter versteht ihr nicht? — Und Angelo schuf doch
Auf der Medici Grab lange vor Goethe die Nacht.

*

Angelo such' den Bruder dir fern an Britannias Küste:
Trennen euch Zeit und Raum, einigt euch beide der Geist.

*

(Jehovah.)

Stürmisch fährst du dahin, doch auf den Bahnen des Sturmes,
Steigen die Sonne, der Mond, rufst du den Sternen der Nacht.

*

(Adam.)

Heb' dich vom Boden auf, du lehmgeborner! es zuckt schon
Durch die Glieder der Geist, wenn dich Jehova berührt.

*

(Eva.)

Freundlich und mild betrachtet Gott die schwellenden Glieder,

Daß ihm gelungen das Werk, mag er am Sabbath sich
freun.

*

(Sibylla cumaea.)

Aus der Vergangenheit Nacht — der langen traurigen
Jahre
Steigt des Messias Stern plötzlich im Osten empor.

*

(Jeremias.)

Einwärts ziehst du den Blick in tiefer, untröstlicher
Trauer,
Ist es der Menschheit Leid, was sich dir dämmernd
enthüllt?

*

(Sibylla delphica.)

Jungfrau, über das Maß des Irdischen bist du ge-
wachsen,
Mit den Augen der Sphinx schauest du nieder auf mich.

*

(Isaias.)

„Halleluja der Welt!" — Sie wird dafür dich belohnen,
Wie Propheten bisher immer die Menschen gelohnt.

*

(Ezechiel.)

Wenn zur Erde gebeugt dein Volk die Toten beweinte,
Sahst du ahnend im Geist ewiges Leben erstehn.

Rafael

Die Poesie.

(Numine afflatur.)

Heilige Poesie, du breitest die mächtigen Schwingen
Und des Ewigen Hauch trägt dich zum Himmel empor.

*

(Disputa.)

Wenn in das Dogma sich die Kirchenväter vertiefen,
Flieh ich, o Rafael, freudig auf deinen Parnaß.

*

(Sixtina.)

Beugtest du nicht das Knie, o Rafael, vor der Sixtina,
Als sie erhaben vor dir plötzlich hernieder geschwebt?

Giulio Romano

Viel zwar hast du gelernt, jedoch den inneren Adel
Konnte dir nicht verleihn Rafaels göttliche Kunst.

Fra Bartolomeo

(Kreuzabnahme.)

Willst du sehen den Schmerz in seiner tiefsten Empfindung? —
Zum Gekreuzigten neigt schweigend die Mutter das Haupt.

Sodoma

(Der heilige Sebastian.)

Hat sich die Welt verkehrt? — Apollo gebunden am Pfahle,
Daß der himmlische Leib blutet, getroffen vom Pfeil.

Palma Vecchio

(Die heilige Barbara.)

Ferne von Hellas schuf und nach Jahrhunderten endlich,
O Antigone, dir Palma den herrlichen Leib.

Tizian

(Assunta.)

Mächtiger Tizian, du wandelst im Garten des Lebens,
Aber des Himmels Pracht gönnt dir Maria zu schaun.

*

(Flora.)

Traue der Schönen nicht! — Nicht bergen Blumen die Schlange, —
Aus dem strahlenden Aug' droht dir die größte Gefahr.

*

(Magdalena.)

Was du gesündigt, es sei dir jede Sünde verziehen,
Weil die Sünderin uns Tizian reizend gemalt.

*

(Karl V.)

Ja es gelang dir! Du hast in den unergründlichen Augen
Karls Geheimnis erfaßt, wie es der Welt sich verbarg.

Paolo Veronese

(Das Gastmahl des Levi.)

Ludest du nicht auch mich zum üppigen Mahle des Levi?
Zechend als Lanzenknecht stelle zur Treppe mich hin.

*

(Europa.)

Jupiter hatte Geschmack — der oberste heidnische Götze!
Darum hat er auch schnell sich die Europa entführt.

*

Donnerer Zeus, du leckst die Füßchen, als wäre der Papst sie,
Fern am Meeresgestad steht dann das Lager bereit.

*

(Venezia.)

Stolzes mächtiges Weib, in unvergänglicher Schönheit
Wirst du prangen, wenn auch lange Venezia schwand.

*

Prächtiger Farbenglast! — Wer kann, Veronese, dir gleichen? —
Selig von Gott entzückt wandelt dai Libri vor uns.

Tintoretto

(Der Himmel.)

Alles gedrängt in Duft! — Ich nehme das reizende Schätzchen
Schäkernd mir auf den Schoß, wenn es Maria erlaubt.

Porträte

Männer von Tizian, von Tintoretto gemalt einst,
Durften Paläste sich baun, wie es den Königen ziemt.

Moretto

(Orsola.)

Orsola hat dich Moretto getauft, du Bild der keuschesten Anmut,
Imogen aber Shakespeare, doppelt unsterblich bist du!

*

(S. Giustina.)

Willst du Liebe gestehn? — Vor dieser heiligen Reinheit
Sinkst du nieder und hebst betend die Hände zu ihr.

Sarto

War er ein Realist? — Er küßte des Abends ein Mädchen
Und am Morgen darauf malt er es für den Altar.

*

S. Annunziata

(Maria Geburt.)

Mütterchen, welk und verschrumpft! Du hättest gedient als Modell ihm?
„Unvergänglichen Reiz hat er mir dennoch verliehn!"

Correggio

Nicht in Rom, in Florenz, — auch nicht im stolzen Venedig —
Deine Grazien sind eher daheim in Versailles.

G. Reni

Herrliches Bild! Doch sollst du's niemals taufen: Aurora!
Rafaels Sonne versank, Angelos Sonne versank.

Eklektiker

Ruhig zu wirken und still, ist groß; ihr schleudert den Plunder,
Den ihr zusammengepfuscht, lärmend dem Volk an den Kopf.

Guercino
(Magdalena.)

Holdes Mädchen, du schaust die Dornenkrone mit Wehmut,
Sind die Myrten verdorrt, daß du dir jene gewählt?

Murillo

Gibt es auf Erden ein Glück? — — Die Bettelbuben Murillos
Zeigen es dir als Bild: Fröhlich im frohen Genuß!

Holbein

Schufst du den Totentanz so düster zugleich und ironisch?
Daß du ein Deutscher warst, hast du entsagend gebüßt.

Dürer

Unglückseliger ach! Du hast dein Schicksal besiegelt,
Als du in Deutschland bliebst, als du Italien flohst!

*

(Die heilige Dreifaltigkeit.)

Wenig gab dir das Volk, wie's leider Sitte der Deutschen,
Doch mit dem Abendgold schloß sich der Himmel dir auf.

Lukas Kranach

Daß er sie abgeführt mit dem Groschen, war zu verzeihen,
Was in den Staub er schrieb, konnten vergessen sie nicht,
Weil ihr Bronzegesicht beschämt sich entfärbte, das freche,
Ihre geheimste Schuld lag ja enthüllt vor der Welt.

Breughel

Eben verschied ein Büßer. Am Tor der offenen Hölle
Lauerte Satan schon, reckte die Krallen zum Fang.
Doch besonnen warf ihm der andre den Pack an die Hörner
Schwer mit Sünden gefüllt: „Dieser gehört dir allein!"
Leuchtend erhob er sich dann zum Himmel, doch zornig geprellt fuhr
Jetzt der Schwarze hinab tief in den feurigen Schlund.

Rembrandt

Finster und wild blickst du, du hast die Menschen verachtet,
Alles verklärend jedoch springt aus dem Dunkel das Licht.

*

Hast du das Glück je gekannt? — Auf deinem düsteren Antlitz
Ruhten fröhlich und hell Saskias Augen einmal.

Rubens

Frisches gesundes Fleisch, getaucht in den Zauber der Farbe,
Aber Loyola treibt kräftig die Teufel ihm aus.

Tiepolo

Nicht der größte bist du, doch von den Großen der letzte,
Schließest die Reihe du ab, wie sie begonnen Bellin.

Zwillinge

Zwillingsseelen gebar die Natur von seltener Gleichheit:
Wenn du Canova nennst, nenne Bellini zugleich.

Cornelius

Mögen die Kleinen sich mühn, sie zerren dich in den Staub nicht,
Wollt ihr dem Großen entgehn, schließet die Augen vor ihm.

Schwind

Rabenmärchen! — Es hat die herrlichste Hymne gedichtet
Hier ein Maler dem Weib, oder als Dichter gemalt.

Rethel

Groß ist die Tat und bewegt, doch ruhig und groß ist der Tod selbst,
Zitterst du nicht vor ihm, wenn sich der Kerl dir enthüllt?

Piloty

Auf dem Theater führst Thusnelda im Pomp du vorüber,
Wie bedauert Tiber, daß ihm die Mannheit gebricht.

Uhde

„Laßt die Armen, Beladenen kommen!" — so sprach der Erlöser.
Uhde hat es gefühlt, aus dem Gefühl es gemalt.

*

Still und heilig bist du! Fiesole reicht aus dem Himmel
Dir den Pinsel herab, daß die Madonna du malst.

Overbeck

Maltest du Christus je, den Groschen würdest du treffen
In des Wucherers Hand, Christus verbliebe dir stumm!
Sicher das Auge, die Hand! Doch schwerlich schaffst du ein Kunstwerk,
Sondern ein Kunststück nur, nüchtern und kühl wie du bist.

Donatello

(Der heilige Georg.)

Ernst und ruhig blickst du in ungebrochener Jugend,
Deines Sieges gewiß stützest du dich auf den Schild.

J. d. Querica

(Ilaria.)

Siegen sollte der Tod? — Der Meister rettet die
Schönheit;
Denn Ilarias Reiz siehst du verzaubert zu Stein.

Brunelleschi

(Pitti.)

Wurden für Riesen getürmt die Quadern rauh und
gewaltig?
Ach, ein kleines Geschlecht haust im vollendeten Bau.

Der Kölner Dom

Auf von Blume zu Blume bis hoch zu der Rose des
Gipfels
Hebt sich staunend der Blick, eh' er im Himmel ver-
schwimmt,
Kehrt er zur Erde zurück, wie klein, wie nichtig ist alles,
Aber der Glocke Klang leitet vom Staube zu Gott.



VI.

Geist und Welt.



Herbst

„Weil dir fehlen die Blüten, so bringst du jetzt Epigramme!"
Sei's erlaubt, daß der Herbst farbige Blätter verstreut!
Sind sie alle dahin, dann bleiben dem Stamme die Knospen!
Welche der künftige Lenz lächelnd zu Blüten enthüllt.

*

Kunst und Natur! — Ich möchte geschwisterlich beide vereinen,
Ohne die eine genügt selten die andere mir.

Gedanken und Ideen

Neue Gedanken entstehn und vergehn in der Menschen Geschlechtern,
Aber der Menschheit bleibt stets der Ideen Gehalt!

*

Doppelt ist das Gesicht; es blickt ins Leben das eine,
Auf dem andern besetzt ernst der Gedanke den Thron.

*

Reicht der Gedanke hinab zum tiefsten Abgrund des Todes,
Führt der Genius nur dich in das Leben zurück.

*

Was in den Dingen schon liegt, entwickelt verständig der Weise,
Doch aus den Dingen heraus liest sich das schwärmende Herz.

*

Fatum und Schuld! Wie lang noch streitet ihr her und hinüber!
Fatum ist Nemesis nur, wenn ihr es näher beschaut.

*

Lenkt das äußere dich aufs innere; dulde den andern,
Der den Kompaß zur Hand wandelt die Straße zurück.

*

Still mit ruhigem Blick betrachtet der Forscher die Dinge,
Fühlen willst du dabei, dieses entscheidet für dich.

*

Willst du behaupten dich fest im wechselnden Sturm der Erscheinung?
Dieses gelingt dir nur, wenn du als Ich dich erkennst.

*

Fühlst du als Punkt dich nur im unendlichen Raum, als ein Tropfen
In dem Meere des Seins? — Daß du dich fühlst, ist genug!

*

Bist du ein Punkt auch nur im Weltall, bist du ein Punkt doch,
Der empfindet und denkt, — dieses bestimmt dir den Rang.

*

Für den Gerechten erhebt sich das Sittengesetz als Triumphtor,
Als kaudinisches Joch fürchten die Schlechten es nur.

*

Gleich sind Tugend und Laster! — Es widerlegt die Natur dich
In des Kindes Gesicht, wenn es errötet, erblaßt.

*

„Was geschieht, es geschieht und muß von ewig geschehen!“
Ist dir dieses ein Trost, wenn dich ein Wagen zermalmt?

*

Nicht das kleinste Atom entrinnt dem Bann des Gesetzes,
Dieses erscheint mir tot ohne vernünftigen Zweck.

*

Ist das Gesetz denn Gesetz? Ist's nicht die Form der Erscheinung,
Welche zur Einheit wird, wenn du die Reihen summierst?

*

Was ist die Form? — Ein Nichts, nur ein Gesetz der Erscheinung.
Wo sie aber erscheint, schließt sie das Wesen in sich.

*

Willst du den Weltplan sehn? — Stets gibt er sich dir zu erkennen,
Wo aufeinander sich alles bezieht in der Welt.

*

Trenne, so viel du willst, den Stoff von der Form in Gedanken,
Leben, so lang es lebt, setzet doch beide zugleich.

*

Gierig streckt ihr die Hand nach jeder vergänglichen Blume,
Mit den Gestirnen zieht droben vorüber das Glück.

*

Wenn du erklimmst die Höhen der Menschheit, ist es dann nötig,
Daß die Menschen es sehn, wie du die Höhen erklimmst??

*

Danke dem Himmel für das, was er voll Huld dir gewährte,
Danke für das noch mehr, was er dir weise versagt.

*

Heilig sei dir der Tag, vollbracht in männlicher Arbeit,
Heilig der Abend dann, welcher ihn friedlich beschließt.

*

Abendröte, dich will ich still und ruhig genießen,
Bis die Sterne der Nacht träufeln den Tau auf das Grab.

*

Heilige Nacht du schwebst an meinem Lager vorüber,
Mit den Gestirnen enthüllst tiefe Gedanken du mir.

*

Ueber den Höllenschlund spannt sich ein Faden der Spinne:
Wenn du es wagst, versuch', ob in den Himmel er führt.

*

Stehst du am Höllenschlund? Hinüber trägt dich der Fittich,
Den die Liebe dir leiht, wenn du ihm mutig vertraust.

*

Stellst Unendlichem du das Nichts entgegen, so ist nichts,
Am Unendlichen hat immer das Endliche teil.

*

Im Unendlichen ist das Endliche immer enthalten,
Wenn es sich selber verneint, ist es Unendlichem gleich.

*

Wer Unendliches setzt, der hebt die Form und die Zahl auf,
Mit Unendlichem mißt sich das Unendliche nur.

*

Wertet die Dinge nur um; das Leben tut es von selber,
Anders beurteilt der Greis, anders der Jüngling die Welt.

*

Uebermenschengeschlecht! Der Teufel hat, um zu spotten,
Euch erfunden das Wort, welches ihr gläubig vernehmt.

*

Aus der Ewigkeit wird dir schon berechnet das Dasein!
Uebermenschlein du willst wandeln den eigenen Pfad?

*

Was ist der Uebermensch! Ein Sack aus farbigen Lappen,
Voll mit Phrasen gestopft, daß sie zersprengen die Naht.

*

O wie mächtig bist du! — Ein Tröpflein Blut im Gehirne, —
Als verblödetes Kind sinkst du zurück in den Kot.

*

Könnt ihr es deuten? Vergangenheit ist euere Zukunft,
Wenn sie geboren wird, ist sie veraltet zugleich.

*

Frisch und munter Gesell! Der Reiz des Daseins entschwindet,
Wenn du Zeichen des Tods findest im schönsten Gesicht.

*

Immer schaue zurück, doch allzu lange, zu scharf nicht,
Daß das gestern dich nicht heute bedroht als Gespenst.

*

Faßt dich der Dämon? — Er stößt ein tiefes Loch in den Boden,
Daß in die Hölle du blickst, hörst der Verdammten Geheul.

*

Fühlst ein Grauen du nicht, wenn du das Wesen der Dinge
Schaust als Visionär, ohne den Schleier des Lichts?

*

Langsam fault dein Schiff, zerfällt im sandigen Hafen! —
„Lieber säh' ich den Sturm, der an die Klippen es wirft.“

*

Faßt der Spiegel ein Bild, er wirft es treulich zurück auch;

Nur ein täppisches Kind greift in den Spiegel hinein.

*

Wär' dein Wissen Verstehn, so wär' uns beiden geholfen,
Denn du mäßest nicht da, wo sich zu wägen geziemt.
Sei willkommen o Schlaf! Nicht gaukle mir Träume von Glück vor,
Nur ein Körnchen Mohn werde mir gnädig geschenkt,
Bis gelassen der Tod mir löst die ehernen Bande
Und in der Lüfte Wehn friedlich die Seele verfließt.

*

Klar ist das Einmaleins! Der Flachkopf kann es verwenden,
Bleibt ein Geheimnis auch stets ihm das Eins und das Zwei.

*

Setze den Stoff für sich; nur wo dir dieses gelungen,
Wurdest du objektiv, bis du zum Künstler gereift.

*

Fordre für Zeit und Kraft den Lohn der Arbeit, der Mühe,
Pallas Athene springt frei aus der Stirne des Zeus.

*

Alles verzehrt das Genie, um's neugestaltend zu schaffen,
Lose verknüpft das Talent, was sich an Stoffen ihm beut.

*

Salomon bannte den Geist und hielt im Kristall ihn gefangen,

Nur das Genie erlöst wieder ihn aus dem Kristall.

*

Wate, solang' du kannst, doch muß die Woge dich tragen,
Rüstiger Schwimmer, wenn du wagst in das Meer dich hinaus.

*

Zwischen die Zeit und den Raum willst du verzweifelnd dich setzen?
Einheit werden sie dir, wenn du dich mutig bewegst.

*

Fassen als ganz mußt du, erfassen auch als lebendig,
Was lebendig Natur stellt vor das Auge dir hin.

*

Zanket euch nur, Diskant und Baß, in wechselnden Tönen,
Zwingt euch zur Einheit doch mächtig und sanft Harmonie.

*

Kunst und Jugend verliehn als herrlichste Gaben die Götter,
Nichts mehr fehlt dir zum Gott, findet das Glück sich dazu.

*

Was du liebest, erweitert die Seele zugleich in das Weltall,
Was du weißt, erschließt leuchtend dem Geiste die Welt.

*

Höh' ist Tiefe zugleich! Ihr wähnt wohl beides zu pflücken,

Wenn ihr wie das Gewürm schlingt in der Mitte den Staub?

*

Großes möchtest du tun und rennst hinaus in die Weite,
Bleibt das Nächste zugleich immer das Schwierigste doch!

*

Was sich von selbst versteht, versteht sich leider am schwersten, —
Ach, Jahrtausende braucht's, Ströme von Tränen und Blut.

*

Was du gewesen als Kind, o sei's auf höherer Stufe,
Lauter und einfach hast du dann den Gipfel erreicht.

*

Würfel des Manns Symbol! Klar spiegle die Fläche das Weltall;
Scharf sei Kante und Eck wehrend dem täppischen Griff.

*

Abwärts züngelt der Blitz und aufwärts zucket der Glutstrahl,
Sicher allein ist der Arm, welcher ihn mächtig entsandt.

*

Fassen möchte der Haß die Blitze des ewigen Richters,
Aber vergebens! er sengt sich nur die kindische Hand.

*

Ruhig seh' ich die Welt, gleichgültig wechselnde Stürme,
Denn zu der Mitte schwingt alles ja wieder zurück!

*

Selten erfüllt sich ein Wunsch und wenn er sich endlich erfüllt auch,
Ist es zu früh und zu spät, ist es in anderer Art,
Daß ihr ihn selbst nicht erkennt und oft empfindet als Unglück,
Wenn er euch wie zum Hohn fällt in die zagende Hand.

*

Nennst du das Werden ein Wollen? — Nun gut, es gelte das Wortspiel,
Wenn das Wissen zugleich sich mit dem Werden vereint.

*

Nicht zu erziehn bist du, wenn nicht auf der Höhe des Daseins
Dich die Kinder erziehn, daß sich vollende der Kreis.

*

Langsam rieselt im vollen Glase der Sand, doch zur Neige
Rinnt er schleunig hinab, schreitest dem Grabe du zu.

*

Alles zu seiner Zeit! In vorberechneter Stunde
Schlägt die Uhr auf dem Turm, wie es der Meister bestimmt.

*

Häuf'st du die Ernte nur zum Hausverbrauch in der Scheune?
Aussaat sei sie zugleich dir für das künftige Jahr.

*

„Ist es wohl Morgenrot? Es widerleuchtet der Himmel!" —

Nein! Dein eigenes Haus lodert, entzündet vom Blitz.

•

Scheltet die Zeit mir nicht, als wär' sie eine Hyäne,
Die mit genäschigem Zahn alles Erhabene benagt.
Rastlos schreitet sie vor und wirft zum Staube die Würmer,
Doch als Stern trägt sie Großes zum Himmel empor.

*

Tausend und tausend Jahr verkündet das jüngste Gericht ihr,
Wollt ihr des Himmels Groll sühnen mit Heuchlergebet?
Längst begann das Gericht: als euer Gewissen sich regte,
Dauern wird es so lang diese Posaune noch dröhnt.
Gottes ewiges Reich, es beginnt, wo Eins das Entzweite:
Wo wie das Wissen so hell, mächtig das Wollen auch ist.

Ausgleich

Grimmig von Lieb' und Haß hat mir der Busen gebrandet,
Brausenden Wogenschlag faßte die Muse im Vers.
Bleib' allein mir die Liebe, des Daseins Rest noch verklärend,
Doch des Hasses Entscheid laß ich dem höheren Herrn.

*

Glaubst du Jüngling! Es fange mit dir von neuem die Welt an? —
Bist du ein Greis, sei froh, daß sie nicht endet mit dir.

•

„Schneidig und scharf bist du, lern' Schonung gegen die Feinde!"
Nur mit stählernem Schwert ficht' ich, mit hölzernem nicht.

*

Endlos treibt mich dahin die Sintflut seichten Geschwätzes,
Doch mit dem Oelzweig naht leider die Taube mir nicht.

*

Schön und kräftig erschuf die griechische Kunst den Centauren:
Oben ein Mann voll Mut, unten ein flüchtiges Roß.
Ihr auch zeigt vereint mit menschlichem tierisches Wesen, —
Leider ist scheußlich der Mensch, leider ist greulich das Tier.

*

„Glücklich möchtest du sein!" — Schwer ist dir zu raten und helfen,
Glücklich wirst du nur dann, wenn du dich scheidest von dir!

*

Satan hat sich vermählt; er holte sich heute die Alte!
Sieh' mit Donner und Blitz fuhr er zur Hölle damit.

*

„Blau wie das Meer ihr Aug'!" — Ein Wassersüppchen vergleichst du
Mit der unendlichen Flut, die dem Orkan nur gehorcht?

*

„Nichts ist verboten!“ — Gewiß! Doch mußt du tragen die Folgen,
Sei es des Henkers Beil, sei es der Tod im Spital.

*

Ueber das Maß der Natur erhebst du stolz im Genuß dich —
Circe, mit bitterem Hohn wandelt sie dich in ein Schwein.

*

Lieber, wie gleicht dein Geist so völlig der Fläche des Spiegels,
Alles wirft er zurück, leider nur alles verkehrt!

*

„Zeit ist Geld!“ — ihr sagt es und klimpert lächelnd mit Talern,
Daß sie auch Weisheit sei, wissen die Weisen allein.

*

Häufe zum Berg dein Gold und stelle dich hoch auf die Spitze
In den Himmel zu schau'n, bleibt dir auf ewig versagt.

*

Bleckt die giftigen Zähne, ich faſſ' euch ruhigen Blickes
Und entpresse das Gift mir zu vergiften den Pfeil.

*

Besser ist oft der Haß des Saulus als Liebe des Paulus,
Zeugt Haß stürmischen Kampf, stärkt er den Kämpfenden auch.

*

Veilchen — ich hatt' sie gepflanzt und Rosen im zierlichen Garten,

Nesseln streutet ihr ein neidisch mit heimlichem Haß.
Reiß' ich das Unkraut aus und schlag' es euch um die Backen, —
Nicht zu schelten geziemt's, erntet ihr, was ihr gesät.

•

Preist als edel den Mann! so flüstern Läuse und Wanzen,
Weil er unseren Stich ohne zu mucksen erträgt.

•

Elende Toren, ihr glaubt mein innerstes Wesen zu treffen,
Nach dem Schatten von mir kläfft ihr mit geiferndem Maul.

•

Hasset mich immerhin: Jetzt will den Haß ich verdienen,
Hassen will ich euch nicht, aber verachten somehr.

•

Offen und wahr sei ich! Das wagt ihr zu fordern, ihr Vipern,
Während mit roher Gewalt, heuchelndem Truge ihr kämpft.
Wahrheit Männern allein, für euch nur Waffen des Welschen,
Der mit mördrischer List lächelnd Tyrannen erdolcht.

•

Herrliches Leben fürwahr! Ich schrieb: rechts guckten die Schwarzen,
Lauernd die Naderer links mir in das offene Blatt.

•

Perlen hast du gesäet, du Tor! Was schiltst du den Acker,

Daß für den Haushalt nicht Rüben und Kohl er dir
bringt.

*

Adam zu prüfen, erschuf Gott einst in Eden die
Schlange,
Um zu strafen die Schuld, sandt' er die Theologie.

*

„Hört, Freimaurer ist der, und jener, so scheint's, Je-
suit gar!"
Keines davon ist Schmach, bleibt man ein Mensch nur
zugleich.

*

Protzen der Intelligenz, ihr spottet über das Bäu'r-
lein,
Nennt ihr den Glauben Wahn, löst ihr das Rätsel der
Welt?

Maske

„Originell hast du die Maske dir heute gewählt nicht,
Alles erklärte für schlecht längst Mephistopheles schon."
Alles erklär' ich für schlecht, weil leider der Schlechten
genug sind!
Auch die gewaltige Zeit, die mir zu schauen vergönnt?
Auch die Männer voll Kraft, obgleich zwiespältiger
Meinung
Ringend leider den Kampf feindlich in Leben und
Kunst
Fern von der Eider zur Etsch? — Ich muß durch
Schweigen sie ehren,
Wo ich spreche von euch — wenn auch gelegentlich nur.

Sprecht nicht von dem Symbol des heiligen Geistes:
der Taube.
Raben und Fledermaus eignen sich einzig für euch.

*

Sehr großherzig ist Ignaz, er drückt sich vorüber am
Henker,
Wenn ihm etwas gefällt, hilft ihm der feine Betrug.

*

„Nicht begehr' ich die Frau des Nächsten!“ so redete
Ignaz.
Ohne Gewissen entführt er ihm die Tochter darauf.

Einer für tausend

Viel zwar hab' ich geprellt, mein Gott, mit diebischem
Finger,
Witwen und Waisen beraubt, Taler zu Taler er-
scharrt,
Hab' von Mädchen genascht und Kalterer Weine
getrunken,
Mich zum feinen Tarok stets bei dem Pfarrer gestellt
Treulich besuch' ich jedoch die Messe, zahle Missionen,
Dort für den Hochaltar kauft' ich die teure Monstranz.
Jüdlein hab' ich verflucht, Freimaurer verwünsch' ich
zur Hölle,
Ist ein besserer Christ? — Oeffnet den Himmel mir
weit!“

*

Daß die Gebirge so nackt, so rundlich die Hügel und
schwellend,

Satan hat es gemacht Frommen zu Schaden und Trutz.

Der katholische Philosoph

„Richtig ergibt sich der Schluß, weil richtig der Hauptsatz sein muß,
Richtig der Hauptsatz, weil richtig der Schluß sich erweist!"
Trefflicher Philosoph, das ist ja Perlippe, Perlappe!
Und „admittitur" schreibt dir die consulta dazu.

*

Was ich geleistet? — Nichts! — man kann's nicht essen noch trinken,
Was du geleistet? — Ja — trägst du als Bäuchlein herum.

*

Lebte nur Moses noch! Wir wählten ihn gerne zum Vorstand, —
Wegen der finsteren Nacht, die er Aegypten verhängt.

*

Gothisch baut ihr das Haus und gothisch zieht ihr die Jugend:
Mittelalter, o sei unseren Gothen gegrüßt.

*

Trägt die giftige Spinne das Zeichen des Kreuzes am Rücken,
Trägst du's frech an der Brust, giftiger Denunziant.

*

Schwingt mit Wut, ihr Toren, die Hellebarden und schlaget!

Freilich der Geist ist fort, den ihr zu töten vermeint.

*

Her die Börse, so rief vermummt im Visiere der Ahn-
herr,
Auf der Börse betrügt offen der Enkel uns jetzt.

*

Ist romantisch Vergangenheit, dann ist es auch Zu-
kunft,
Die als Vergangenheit ahnenden Augen erscheint.

*

Langsam in Tropfen schleicht durch Felsen sickernd das
Wasser,
Und zur Quelle vereint sprudelt es plötzlich empor.
Quellen versammelt der Bach, zum Strom bald wach-
sen die Bäche,
Der mit riesiger Kraft wieder die Felsen zerstört.
Hemmt den Tropfen ihr nicht in klug polizeilicher Vor-
sicht, —
Wo vermögt ihr es je? — Schwerlich bezwingt ihr den
Strom.
Frisch den Wogen vertraut, sie reißen den Feigen zum
Abgrund,
Wenn zum fröhlichen Ziel sicher der Mutige schwimmt.

*

Was die Geschichte sei? Das sagt euch das Wörtlein
„geschehen",
Machen könnt ihr sie nicht, weil sie von selber sich
macht.

*

Füchse vereint und Wölfe berieten die Lage der Dinge.
Was sie verfügt, das soll gelten den Schafen als Recht.

Das ist Löwenmoral! Ich fresse die andern und lache!
„Fressen die andern jedoch, eh' du es kannst, dich zu-
vor?"

*

„Fort mit der Todesstrafe!" — Nun ja, ihr habt das
Bewußtsein,
Wär's im geheimen auch, daß ihr den Galgen verdient.

*

Aufzulösen — ja wohl! ist auch das schwerste Pro-
blem leicht:
Spring' mit flüchtigem Fuß über dasselbe hinweg.

Rorate coeli

Luther, ein Blitz fuhrst du vom Thron des göttlichen
Lammes,
Petrus' mächtiger Dom klüftete bis auf den Grund.
Auf sein schuldiges Haupt — als Engel der Apokalypse
Gossest die Schale des Zorns du mit gewaltiger Hand.
Hast du großes getan, so blieb das größre versagt dir:
Aus den Mauern Trients stieg das erneuerte Rom.
Wie es verkündiget ward — das neue Jerusalem
harrt noch,
Daß ein Meister gesandt, ende das herrliche Werk.

*

Nur mit Männern erschuf Loyola den Orden; — Ge-
horsam
War ihm die erste Pflicht, war ihm die höchste zu-
gleich.

*

Luther löste den Kitt aus den Fugen der römischen Kirche,
Aber Loyola schlug eherne Klammern hinein.

*

„Gründlich verdarb die Kirche, die Zucht verfiel und die Ordnung!“
Dennoch stieg aus dem Pfuhl Thomas von Kempis empor.

*

Petri Felsen erstürmt ihr nicht, ihr drohenden Wogen;
In sich, durch sich allein fällt er, wenn er einst fällt.

*

Schmückte die Säulen nicht die mystische Rose der Liebe,
Wäre die Kirche längst schon in die Tiefe gestürzt.

*

Pendelt unversöhnlich die Menschheit zwischen den Polen,
Suche das Gleichgewicht über den Polen der Geist.

*

Zwingt ihr zur Einheit mich, entflieh' ich zürnend der Einheit,
Nur dem Gedanken entspringt Einheit und Freiheit zugleich.

*

„Still und groß ist der Mann!“ — Erlaubt, daß wir es bezweifeln.
Hat er als Knäblein nicht öfters die Hosen beschmutzt?

*

Fort mit dem Bäuerlein! Wir brauchen die Felder als Jagdgrund!
Wenn die Hirsche gedeihn, mag es verhungern dabei.

*

Raupen am Baum der Welt, verzehrt ihr Blüten und Früchte,
Die gebühren nur dem, der sie mit Schweiße begoß.

*

Herrscher von Gottes Gnaden, bescheide dich und erkenne,
Daß durch eignes Verdienst nie du geworden es wärst.

*

Stolz gedenkst du der Ahnen! — Wozu? — Was geht dich ihr Ruhm an,
Dich zu sehen, erspart ihnen der gnädige Tod.

*

„Eine Ziffer bin ich!" — Den Wert bestimmt dir ein Pünktchen:
Dieses vorangesetzt, wirst Dezimale du nur.

*

Nie berührt der Adler ein Aas, in reinere Lüfte
Hebt er den Flug und läßt Raben und Hunden das Mahl.

*

Kannst du im Aether baden? — Du hast ja Flügel, versuch' es,
Aber streife den Staub dir von den Flügeln zuvor.

*

Unergründliche Tiefe, wie selig darin zu zerfließen,

Bleibst du aus Selbstsucht nicht trotzig verschlossen in dir.

*

Mit der Unendlichkeit eins und doch unendlich verschieden
Von der Unendlichkeit, habt ihr die Formel dafür?

*

Zeigt das Gesetz des Lebens die Moral im Mikroskop dir,
Sei für das Größte dir stets selber das kleinste Symbol.

*

Weisheit habt ihr genug, doch fehlt der Verstand und der Willen:
Was der eine befiehlt, sollte der andere tun.

*

Ewig sind die Gesetze des Seins, des Werdens Gesetze,
Daß es dir nützlich sei, darfst du verlangen es wohl?

*

Daß das Leben entsteht, mag als ein Wunder dir gelten,
Daß sich das Leben erhält, scheint mir ein größeres noch.

*

Sei dir zu künden vergönnt das tiefste Geheimnis der Menschheit,
Von den Menschen versteht keiner ein Wörtchen davon.

*

Miß die Bahn des Gedankens, bestimme die Schnelle desselben,
Was der Gedanke sei, hat uns noch keiner gesagt.

Wirbelt der Haß die Sterne des Himmels gegeneinander,
Leitet selige Lieb' ihren harmonischen Gang.

*

Bleibe der tierischen Brunst ihr Recht, du schaue mit Ehrfurcht,
Wo sich heilig und rein Schönheit dir immer enthüllt.

*

Wer sich zum Fegfeu'r verdammt, gewinnt Versöhnung und Frieden:
Aus dem tauben Gestein schmilzt das gediegne Metall.

*

Wenn du entschlossenen Sinns zu erobern trachtest den Himmel,
Zahlst du den Eingangszoll leider dem Teufel zu oft.

*

Menschliche Weisheit bringt oft wenig weiter die Menschheit,
Weil der Verhältnisse Wucht bleiern den Flügel ihr lähmt,
Sieh' da baut behaglich das Nest in den Speichen die Dummheit,
Und im zornigen Schwung wälzet sich weiter das Rad.

*

Oft vollendet das Glück für kleine Menschen das größte.
Wär' es anders, wozu wäre das Glück denn das Glück.

Napoleon

1895

„Mit dem ehernen Fuß zertratst du die Stirne der
Menschheit!"
Warum warf sie sich feig unter die Füße mir hin?

*

Hast du bezwungen die Welt, o hättest du selbst dich
bezwungen,
Heut' noch läge die Welt opfernd vor deinem Altar.

*

Wie ein Komet stiegst du, es bebten und zagten die
Völker,
Wie ein Komet erlosch plötzlich im Dunkel der Glanz.

*

Tot ist der Leu, im West versunken die blutige Sonne,
Durch die Finsternis schleicht heulend Hyän' und
Schakal.

Bismarck

1870.

Einheit wollten wir stets und immer! Doch fürchter-
lich, was wir
Nicht zusammengeschwätzt, hat er zusammengeschweißt.

1898.

Ist die Donnerstimme verhallt? — Es lachen die
Spötter
Unseres Volkes — haha! — hören die Spatzen sie jetzt.

Diplomaten

Gott erschuf sich die Welt, doch als er gedachte des Nichts einst,
Sprangt aus dem Nichts ihr empor, nichts in dem nichtigsten Nichts.

Bekenntnis

Ghibelline bin ich; dem deutschen Volke getreu stets,
Ein Tiroler zugleich, stark in der Liebe, dem Haß.

*

Ghibelline bin ich, ich kämpfe gegen den Römling
Trotzig im Lied, wenn er tückisch die Deutschen bedroht.

*

Wenn du mit allen verkehrst, so schließest du keinem dich ganz an,
Sag', was bist du, ich kann klassifizieren dich nicht.
„Tief zwar neig' ich mich ihm, der an dem Kreuze verblutet,
Zum Schwarzkirchler jedoch hab' ich es niemals gebracht."

Münze

Weg mit dem Lorbeerkranz, er ziemt nur Helden und Dichtern,
Hast du je Feinde besiegt, hast du je Dichter verehrt?

Reaktion

Sagt, wir bitten euch drum, o sagt uns endlich die Wahrheit,
Aber die Wahrheit sei, wie man sie gerne vernimmt.

*

Was? — die Rosen sogar sind rot, die könnten doch weiß blühn!
Auf, Gendarmen, und führt mir die Natur in Arrest.

*

Hochverräterin Lerche! den Himmel rötet der Morgen.
Singe das Kaiserlied, willst du entrinnen dem Blei.

*

Tacitus' Griffel wozu? — Wir brauchen ihn höchstens als Bratspieß,
Kranawitter zu drehn für den gemütlichen Schmaus.

*

Stolzes Schweigen geziemt den Völkern am Throne der Fürsten,
Nicht mit Jubelgeheul sollt ihr erbetteln das Recht.

Darfst du sagen es nicht, was gerne sagen du möchtest,
Sage wenigstens nichts, was man zu hören gewünscht.

1850.

Tauche die Hand in Blut und schaff' auf Erden die Hölle,
Nicht der leiseste Traum stört der Gerechtigkeit Schlaf,
Aber wie fährt sie auf und sendet die rohesten Schergen
Krümmst du den Rücken nicht, wagst du ein männliches Wort.

Alles sieht und hört der Tyrann! Es lauert der Argwohn,
Doch die Nemesis naht mit dem geschliffenen Dolch.

Säget den Ast ihr ab, auf dem ihr sitzt? O Verblendung!
Stürzt in den Abgrund ihr, merkt ihr den Schaden zu spät.

Wird geworfen der Stein, so soll man sehen die Hand nicht,
„Konstitutionell" nennt ihr es heuchlerisch dann.

Habt ihr Soldaten genug? — Doch vor der Verachtung der Völker
Können sie schützen euch nicht, — habt ihr Soldaten genug?

Weise nennen sie dich? — So weit du reichst mit der Nase,
Stets darüber hinaus liegt dir im Dunkel die Welt.

Bist du mächtig und groß? Entsende die Bataillone —
Frei ist des Dichters Geist, diesem gebietest du nicht!

Frei ist des Dichters Geist! Du hast an Geister geglaubt nie —
Bis dich der Teufel holt, weil du an diesen nur glaubst.

Dir ein Gedicht? — Der Galgen gebührt des Volkes Verderber,
Doch mein Lied ist zu gut, ihn zu errichten für dich —

Ruft nur die Polizei, verbietet den Männern das Reden,
Könnt ihr der Klio Mund stopfen mit roher Gewalt?

Nicht vor den Thronen schweigt, nicht weicht vor Kronen Geschichte,
Heuchlerlarven zerreißt sie mit der ehernen Hand.

Furchtbares Totengericht! Du magst entgehen der Sintflut,
Aus d e r Hölle, du Schuft, betet kein Pfaffe dich los!

Wer hat gewonnen die Schlacht? Du prahlst auf prächtigem Streitgaul.
Ist es dieser, bist du's, der uns erfochten den Sieg?

Hat dich der Teufel gezeugt? Es flohen die Scharen des Feindes,
Als dein scheußlich Gesicht sie aus der Ferne geschaut.

Scheusal, stiehlst du den Ruhm, der einem andern gebührte?
In der gierigen Hand wird er ein welkendes Blatt.

Steig herab vom Gerüst, sonst fegt der Sturm der Geschichte
Dich herunter und setzt, den du verdrängtest hinauf.

Zwingt ihr zu schweigen den Mann? Ihr würgt ihn frech bei der Gurgel,
Daß er verstummend nicht Zeugnis zu geben vermag.

Aber des Gottes Mund — nicht stopfen ihn eure Büttel,
Frei in den Lüften ziehn Stimmen der Geister dahin.

Der Hahn

„Tötet den Hahn!" — so rief voll Grimmes die Eule den Eulen,
„Weil er Aurora weckt, wenn er zu krähen beginnt!"
Blutig lag er, zerzaust. Doch mußt' entfliehn das Gezücht schnell,
Als am Himmelsgewölb dennoch die Sonne sich hob.

Cäsar

Drosch auf der Tenne im Takte der Bauer die goldenen Aehren,
Langsam Schritt um Schritt zogen Soldaten vorbei;
Einer schaute zur Seit' und sprach: „Sie dreschen für uns nur,
Cäsar gehört doch die Welt, Cäsar gehöret doch uns!"

Montezuma

Kaum wird es nützen dir, obgleich du die Seiten gewechselt,
Richte dich auf und geh, weil es dir niemand verbeut.

Umsonst

Schleudert des Pulvers Trieb auch bis in die Wolken den Steinblock,
Folgend der Schwerkraft Zug stürzt er zum Boden zurück.

*

Sei bescheiden! — Du bist allein des Genius Sprachrohr,
Der sich deiner bedient, wenn du zu schaffen vermeinst.

*

Allvergänglich! — o Wort des Trostes, heilige Stille,
Laß mich ruhen in dir, drehe sich wirbelnd die Welt.

Schicksal

Spinnt ungesehn und dunkel das Schicksal den Faden des Lebens,
Sollst du schelten es nicht, wenn du ihn selber verwirrst.

Der Schwan

Singend möcht' ich verscheiden wie der Schwan auf dem Strome des Kaistros,
Den die Woge hinaus trägt ins unendliche Meer.

VII.

Schneeflocken.



I.

Grüßt ihr das neue Jahr mit hochgeschwungenen Bechern?
Ahnt ihr, ob auf dem Grund Gold es verbirgt oder Sand?

*

Geister schweben heran, sie fordern flehenden Auges
Einen Tropfen von Blut, der in das Leben sie ruft.

*

Alles erneut sich, die Schatten werden lebendig,
Sie begrüßen als Gast mich an dem stygischen Strom.

*

Aus der Vergangenheit greifst du, o Tor in die Zukunft,
Die wie ein Traum zerfließt, ehe sie Gegenwart ist.

*

Ist es entsetzlich nicht? — Du mußt! — Und was du gelitten,
Unerbittlich als Schuld rechnet das Schicksal es an.

*

„Muß!" ist alles Geschehn! Doch liegt im Willen die Größe,
Der durch eigene Kraft über das Muß sich erhebt.

*

Wenn du zum Wollen das Müssen erhebst, erreichst du den Frieden,
Kehrst du es um, so beginnt wieder der häßliche Streit.

*

Redet von Fortschritt nicht! Ich werde bewundern allein ihn,
Wenn er euch aufwärts führt, nicht sich im Kreise bewegt.

*

„Not lehrt beten!" An sich ist beten schon die Gewährung,
Wenn du zu beten verstehst, wie es dich Christus gelehrt.

*

Du sollst alles verzeihn! Dir selbst verzeih nicht das kleinste!
Wenn du entschuldiget dich, hast du dich selber verklagt.

*

Willst du entsündigen dich, so blick' in das Aug' eines Kindes,
Daß sich lauter und rein spiegle das Leben in dir.

*

Auf dem Wege begegneten sich zufällig das Glück und die Tugend,
Jenes mit großem Gefolg', diese verlassen und arm.
„Diene mir," sprach das Glück mitleidig, „ich will dich belohnen." —
Nähme die Tugend den Sold, wäre die Tugend sie noch?

*

Neige der Armut dich, o beuge herab dich zur Sünde!
Lieb' ist Erbarmen zugleich, Seligkeit ist sie zugleich.

*

Reute das Unkraut aus, doch darfst du nimmer ermüden,
Wächst es unter der Hand wieder von neuem dir nach.

*

Arm nicht sollst du dich nennen, du hast die Natur und dich selber:
Steig' in die Tiefe der Brust, schau in die Weite der Welt.

*

Schlägst in die Kohlen du, so sprühen leuchtend die Funken:
Reinere Flammen erweckt oft aus der Asche das Leid.

*

Stramm noch steh ich und fest, — es wirft ein Hauch mich zu Boden,
Ist es ein Leben wohl, wo mir das Sterben so nah?

*

Leuchtet das Morgenrot? — Der Lärm des Tages beginnt schon,
Ach, des Sisyphus Stein wälzen die Menschen auch heut'.

*

Ehren die Menschen dich? — Du sollst, du mußt es bezahlen,
Alles was man dir schenkt, wurde geliehen von uns.

*

Herrliche Sonne, du strahlst auch für die Mücken, sie tanzen

Lustig im warmen Licht. — Wirst du sie zählen? O
nein!

*

Wenn sich der Brunnen ergießt, der allen Erquickung
geboten,
Frägt er, ob er sie dem, ob er sie jenem gewährt?

*

Hast du den Falken gesehn? — Ein Schwarm von
Krähen verfolgt ihn
Hoch in der Luft, doch er kümmert sich nicht um den
Lärm.

*

Kehr' auf dem Gipfel um! Nur wer die irdische
Schwere
Zu besiegen vermag, schwebt in den Himmel empor.

*

Nicht nur feuriges Blut, mit ihm die bittere Galle
Kocht der gesunde Leib — wollt ihr ihn tadeln dafür?

*

Trüglicher Schimmer des Ruhms, du bist ein flüchtiger
Strahl nur,
Aus dem Dunkel ans Licht, wieder ins Dunkel zurück.

*

Bist du des Lebens froh und siehst erblassen die Schön-
heit?
Vor dem Totengericht retten die Götter dich nicht.

*

Unter dem Jubel des Seins zieht still die ewige Klage,
Durch das Blütengestad windet der Acheron sich.

*

Schleudert ins Tal hinab des Vogels Tritt die Lawine,
Ueber die Trümmer trägt frei ihn der Fittich empor.

*

Stirbt der Gerechte, so läuten die Glocken alle von selber,
Zeugnis geben sie dort, wo es die Welt ihm versagt.

*

Klopft an die Brust der Engel der Liebe, so hör' ihn,
Heiligen Balsam der Nacht bringt er vom Himmel herab,
Daß ein Tropfen genügt, zu stillen die bitterste Qual dir,
Wenn vertrauend du ihm öffnest das trotzige Herz.

*

Hold wie der Frühlingstau ist angeborene Güte,
Wer sich kämpfend bezwingt, steigt zu den Göttern empor.

*

Was zu hemmen dich scheint, befreit dein innerstes Wesen,
Weil es zum Kampf dich zwingt, wirst du der Kraft dir bewußt.

*

Bändigen kannst du kaum das Tier im eigenen Busen
Sei zufrieden, wenn dir es zu veredeln gelingt.

*

Wenn mit dem Kopf du fühlst, vertrauen dir schwerlich die Menschen,
Denkst mit dem Herzen du — ernte den bitteren Spott.

*

„Wacker hab' ich gekämpft, verbgeblich bestritten den Irrtum."
Warte bis er in sich plötzlich von selber zerfällt.

*

Ach, die Menschen verstehn mich nicht! O törichtes Klaglied,
Zieh den Beutel, verstehn werden dich alle sogleich.

*

Tragen wir nicht ein Visier? Kennt denn der eine den andern,
Wenn er auch mit ihm lebt? — Dies ist wohl tragisch genug.

*

Achtzig Jahre geschanzt! Dich schmückt der würdige Graukopf,
Um ein Mensch auch zu sein gönne dir endlich die Zeit.

*

Giftiger Honig ist Ruhm, er hat schon manchen bedusełt,
Wenn er plötzlich erwacht, steht er verlassen, allein.

*

Achten die Menschen dich hoch, nimm's hin, doch frag' in der Stille,
Ob wohl ihr Urteil nicht über den Wert dich erhob.

*

Ring' zu Boden den Teufel Hochmut, willst du genesen,
Was du bist, bist du nicht! — Halt es vor Augen dir stets.

*

Groß und gewaltig steht die Pflicht auf ehernen Füßen.
Beuge dem Weltgesetz still und ergeben die Stirn.

*

Trittst du hinein in den Sumpf, so wird der Kot dich bespritzen,
Geh' nur ruhig vorbei, spare den heiligen Zorn.

*

Was bedarf die Natur, verweigert spröd der Asket ihr,
Keuschheit ist edles Maß, das in sich selbst sich begrenzt.

*

Vollberechnet und ganz bezahle die Schulden des Daseins,
Was du nimmst auf Kredit, rechnen die Ewigen nicht.
Was du versäumt, es wird ein Gott dir's niemals ersetzen,
Aber milde vielleicht wird er verzeihen die Schuld.

*

Was du ergreifen magst, ergreifen wird es dich wieder,
Wie den Stahl der Magnet bindet dich fest der Besitz.

*

Alles wissen, ist alles verzeihn! — Wer alles je wüßte,
Mag verhüllen das Haupt, legen zu sterben sich hin.

*

„Nützen die Blumen am Weg?" — Was suchst du sie zu zertreten?
Daß sie fröhlich gedeihn, spendet der Himmel den Tau.

*

Wenn du dich selber bezwingst, so laß ich es gelten als Tat dir —
Für die Sünde zu feig, rühme der Tugend dich nicht.

*

Einfach im schlechten Gewand erscheint auf Erden die Wahrheit,
Torheit und Falschheit borgt Masken sich tausenderlei.

*

Was ist dem Hochmut gleich, dem höchsten? — Die Dummheit, die größte,
Eins ist des anderen Maß, beide berechnen sich so.

*

Klingeln die Schellen am Hut, es wird dich niemand verspotten,
Wenn sie vergoldet sind, findest du Neider genug.

*

Euere Philosophie? — Wir können leicht sie entraten,
Trennt sie den Stoff von der Form, trennt sie die Form von dem Stoff.

*

Statt gerade zu gehn, bewegt ihr euch töricht im Zickzack,
Wandelt in ein Problem, was vor den Füßen euch liegt.

*

„Wissen ist Macht.“ Ihr führt im Munde fleißig das Sprüchlein;
Wie die Macht ihr gebraucht, bleibt zu erledigen noch.

*

Wissen ist Macht! „Jawohl, wann hätten wir dieses verkannt je?
Darum haben wir auch unter Zensur es gestellt.“

*

Fort in das Narrenhaus und sperrt es ein, das Genie dort,

Sei als Wächter vors Tor ihm der Philister gestellt.

*

Schämt ihr der Nacktheit euch? Im Paradies war es anders —
Wußte die Unschuld je, daß sie in Nacktheit bestand?

*

„Alles ist gut!“ So sprach der Schöpfer am siebenten Tage. —
Daß mit dem Feigenblatt nicht er den Adam erschuf!

*

Euere Prüderie! Vorsichtig zieht sie den Dornzaun,
Lüstern darüber hüpft lustigen Sprunges ein Bock.

*

Waret ihr sittlich vordem, ihr seid moralisch geworden:
Hinter dem Fächer schielt ihr nach dem Teufel der Lust.

*

Lerne mäßig zu sein — ein Kapital für die Zukunft;
Zehr' als Greis von der Kraft, die du als Jüngling erspart.

*

Ruht der ätherische Leib der Götter auf schwebenden Wolken,
Bist du bedürfnislos, teilst du mit ihnen den Pfühl.

*

Tief aus dem Boden saugt den Saft der gewaltige Baumstamm,
Durch die Zweige verteilt, treibt er die Blüten, das Laub.

*

Füllst du den Augenblick mit stiller, redlicher Arbeit,
Hast auf die Ewigkeit du dir gewonnen ein Recht.

Willst du erkennen die Welt, der Geschichte tiefstes Geheimnis?
Daß sich im Gegensatz alles verändert, bewegt.

Laß den irdischen Rest des Daseins ruhig den Feinden,
Schwebe still und entsühnt zu den Gestirnen empor.

Hast du Gutes getan, so sei es getan in der Stille,
Nützt dein Beispiel jedoch, wage dich offen hervor.

Halte dich nicht für gut beim ersten flüchtigen Einfall,
Der zum Guten dich treibt, sei es im innersten Kern.

Keiner ist schlecht genug, er findet dennoch Bewund'rer,
Keiner ist gut genug, daß ihn verschone der Neid.

Aendern den Lauf der Welt! Kannst du's? — Ein Tor nur versucht es!
Bist du ein Mann, wer zwingt je dich, zu laufen mit ihr?

Fliehe die Menschen nicht, doch fordere nicht von der Menge,
Was nur aus eigener Kraft du dir zu geben vermagst.

Wahr' dein innerstes Selbst, des Gemütes ruhige Stille
Soll der Tempel dir sein, wo du dem Ewigen dienst.

Hebst du über das Selbst dich, so sinkst du unter das Selbst leicht,
Prüfe dich, was du bist, prüfe dann, wie du es wardst.

Ringe vergebens nicht! Wenn dich erkoren das Schicksal,
Fällt vom Dache der Stein, weil er zermalmen dich soll.

Fata Morgana des Glücks! Du jagst ihm nach in Verblendung,
Endlich stehst du entsetzt vor dem geöffneten Grab.

Bin ich des Schicksals Schmied? — Bescheid erteilt dir das Sprichwort.
Schmiedet das Schicksal mich? geb' ich die Frage zurück.

Wenn das Gebäude zerfällt, kein Sandkorn bleibt auf dem andern —
Ob damit auch der Geist, der es geschaffen erlischt?

Aus der Tiefe der Flut steigt spielend die Blase, zerplatzt dann,
Bin ich es, bin ich's nicht? — Muß ich verschwinden wie sie?

Hast du entsagen gelernt, so wird dir leicht das Entsagen,
Schenkt dir das Schicksal nichts, kann es dir rauben auch nichts.

Scheiden? — Ein scharfer Riß, es blutet das Herz, doch vernarbt es, —
Meiden? — Wenn sich die Kluft zwischen die Herzen gelegt.

Willst du finden das Glück? — Es blüht abseits von der Straße,
Wie das Röschen am Hag; such' es und schweige dazu.

Was du zu geben vermagst, gib jedem, du gibst es dir selber,
Gibst du dich selber jedoch, wirst du vergeben dich leicht.

Wenn du leidest, so schweig! Bedenke, daß du den Abgrund
Menschlichen Elendes noch lang nicht im tiefsten erreicht.

Kenne dich selbst, du bist ein Mann zu stolz für die Trauer.
Was du verlieren magst, dich kannst verlieren du nicht.

Frage das Schicksal nicht! Der Feigling mag sich ergeben,
Was geschieht, muß geschehn. Kämpfe jedoch als ein Mann.

Sei wehleidig nicht und schaue der Schuld in die Augen,
Ob sie dich noch so brennt, trage die Folgen der Tat.

Höllentief sei der Fall, der dich gestürzt in den Abgrund,
Nicht verloren bist du, wenn du dich mutig erhebst.

Warum vermummst du dich? Frei sollst du künden die Wahrheit,
Hast du gefunden sie, daß dich ein jeder versteht.

Kindern genügt ein Bild, belehren kann sie das Gleichnis, --
Als poetischer Schmuck sei dir erlaubt das Symbol.

Sei vorsichtig und laß zur Tafel dich ziehen von niemand,
Welcher zu hoch sich dünkt, daß du ihn ladest zu Gast.

Halte den Nacken steif! — Was feil die andern erworben,
Ist es der Mühe wert, daß du dich bückest dafür?



II.

Ist es unheimlich nicht, daß unter Gespenstern ich wandle?
Mit lebendigem Aug' seh ich als Leichen euch ziehn.

*

Euere Wirklichkeit ist nur ein Schatten der Wahrheit,
Der auf den Irrpfad euch leitet als Brockengespenst.

*

Eins ist die Ewigkeit, du kannst sie nicht mehren noch mindern,
Darum faßt den Begriff nimmer der endliche Geist.

*

Endlich, unendlich ja wohl! doch aus dem Endlichen schaut euch
Ernst und bedeutungsvoll stets das Unendliche an.

*

Kannst du messen den Raum? — Ihn überfliegt der Gedanke,
Der im Punkt ihn erfaßt, ihn ins unendliche dehnt.

*

Wie die Welle sich hebt und senkt, gehört sie dem Meer doch:
In der Unendlichkeit bleibe dir selber bewußt.

*

Gibst du dich Endlichem hin, so wird was ewig ver-
endlicht,
Das ist der Sünde Fluch, schafft sie zum Mittel den
Zweck.

*

Sind die Gedanken dein? — Und sage, wenn sie es
nicht sind,
Was gehört dir wohl dann? Sage, gehörst du dir
selbst?

*

Mischen sich Wasser und Oel? — Was tut beim Den-
ker der Dichter?
Daß zum Menschen sich voll — einer den andern —
ergänzt.

*

Knapp vor das dunkle Tor hat eure Weisheit geführt
uns,
Wenn ihr daran auch klopft, wird es geöffnet doch
nicht.

*

Ist die Geschichte nur ein Spiel mechanischer Kräfte
Widerspricht dir der Geist, der es zu lösen versucht.
Klein ist des Menschen Aug', es dringt in die Tiefen
des Weltraums
Und erreicht nicht den Grund, diesen erfaßt nur der
Geist.

*

Um so heller der Blick, so dunkler das Rätsel des Le-
bens —
Auf der Erkenntnis Baum wächst dir die bittere Frucht.

*

Nicht berechnen kannst du das tiefste Geheimnis des Weltalls,
Wenn du es ahnst von fern, ist dir das höchste vergönnt.

*

Kraft ist der Geist allein, deswegen ist er Bewegung,
Ueber dem toten Meer brütet der schweflige Dampf.

*

Nicht auf Rosengewölk steigt Gottes Reich auf die Erde,
Nur durch männliche Tat kannst du erschaffen es dir.

*

Brechen die Quellen nicht, die Bäche der göttlichen Wahrheit
Aus den Adern der Welt, wenn sie der Weise berührt?

*

Wollen ist alles Gesetz und alles Geschehen ist Wollen,
Wie du denken es magst, bleibt es das gleiche für dich.

*

Minos sitzt auf dem Thron, es ziehen die Schatten vorüber,
Doch er selber vergißt, daß er ein Schatten nur ist.

*

Wenn dich bindet der Stoff, so kannst du nie ganz dich erlösen —
Doch die Erlösung beginnt, wenn du begonnen den Kampf.

*

Ewig sei er — der Stoff? — So dauert der Kampf um Erlösung

Fort in die Ewigkeit, wie er sich innen vollzieht.

*

Sittliche Weltordnung, du Traum von Dichtern und Schwärmern
Was geschieht, es geschieht, weil ja geschehen es muß.

*

Sittliche Weltordnung! Du magst demütig sie rühmen,
Ward dir Gnade geschenkt, wo du den Galgen verdienst.

*

Sittliche Weltordnung! Du kannst in dir sie erschaffen,
Wird der menschliche Geist plötzlich der Sünde bewußt.

Zwölf Uhr schlägt es bei Nacht; ein Tag ist wieder entflohen —
Und ein neuer beginnt — aber gehört er dir auch?

Graut dir nicht, es gehört von der Zeit dir nur die Minute,
Die du eben erlebt, welche dir eben entflieht.

Wiedererstatten mußt du die Stoffe, die du entlehnt hast.
Unerbittlich und streng fordert der Tod sie zurück.
Was du bist in dir selbst, das wird beharren auf ewig,
Wechselt die Form, es kehrt stets zu sich selber zurück.

Schafft der Geist nur bewußt? — In unergründliche Tiefen

Blickt er geschlossenen Aug's, wenn ihn der Schlummer umfängt.

Wenn sich unendlich der Stoff entfaltet, über den Wassern,
Schwebt in Klarheit der Geist, faßt sich zusammen in sich.

Kalt und stumm ist der Stoff, der Geist schwebt über den Wassern,
Wenn er jenen erhellt, fängt er zu sprechen auch an.

Ewig erschafft der Geist die Stoffe! Das Nach- und Nebeneinander —
Ist es ewig wie er, kehrt es in ihn auch zurück.

Trenne den Stoff von der Kraft! Das eine besteht mit dem andern.
Durch den ordnenden Geist werden sie beide verknüpft.

Durch den ordnenden Geist? — Sie sind als Trias verbunden
Sind sie verbunden? — Nein, einig sind sie und eins.

Nur als Kraft ist der Stoff! Sie wird sich immer bejahen
Löse das Weltproblem, wenn du's zu denken vermagst.

Füge zur Kraft den Stoff, das Leben entspringt der Verbindung:
Eine Dreifaltigkeit, welche sich selber ergänzt.

Wenn du die Feinde bekämpfst, vergolde die Spitze des Pfeiles,
Weil für dich es geziemt, sind sie es würdig auch nicht.

Was du heute getan, wird nicht als „heute" verschwinden,
Denn unerbittlich hängt immer die Ewigkeit dran.

*

Was du gewirkt in der Zeit, das muß sich ewig erhalten,
Weil es wirkt in die Zeit, wenn auch der Name verlischt.

Selbstlos schaffe, vergiß dein winziges Ich vor der Menschheit,
Auf den Höhen der Tat siege die männliche Kraft.

Herrlich und reich ist die Welt, die deinen Sinnen sich darstellt,
Herrlicher, reicher noch, die in der Seele du trägst.

*

Reicht ein Daduch dem andern im Laufe der Zeiten die Fackel,
Lerne daraus, daß die Zeit immer der Fackel bedarf.

„Blumen der Flur, ihr seid vergänglich!“ — „Wie die Gestirne!“
Gilt vor der Ewigkeit kürzere, längere Zeit?

Ob du dich schmiegst oder bäumst, es wird der Fuß dich zertreten,
Elender Wurm, dem dich warf das Geschick in den Weg.

Hältst du das Dasein fest mit törichter, eitler Verblendung?
Leuchtet die Kerze doch, wenn sie sich selber verzehrt.

Was ist Unsterblichkeit! — Das Leben beschließe der Tod nicht,
Kämpfe tapfer und kühn fort in der anderen Welt.

Alles entsteht und zerfließt in anderen Formen des Daseins,
Wechselnd nach Raum und Zeit, aber das Wesen beharrt.

Ist's ein Bewußtes? Wohl kannst du's berechnen und messen,
Aber die Größe steigt wie ein Gestirn aus der Nacht.

Nur im Spiegel des Ich erblickst du die Welt und erschaffst sie,
Kehre dich um, du siehst wirklich und leibhaftig sie dann.

Trennt uns der Glaube, wohlan! Die Liebe kann uns verbinden,
Ueber den Höllenfluß schlägt sie die Brücke sogar.

Nur die Liebe erschließt die Pforten der lodernden Hölle,
Die der Glauben allein nicht zu bezwingen vermag.

Was dem Einzelnen fehlt, das muß ersetzen die Menschheit,
Wie aus dem Gnadenschatz Segen die Kirche verleiht.

Wär' vollkommen die Welt, sie müßte plötzlich verschwinden,
Weil sie wieder in sich nähme zurück dann der Gott.

Ist die Welt ein Gedicht, woher die elenden Verse?
Ist die Welt nur ein Traum, nennet den Träumer mir doch!

*

Was ihr alles vermögt! — Aus heiliger Tiefe des Urgeists,
Ein Geheimnis sich selbst, quellen die Werke der Kunst.

Göttlich allein ist die Seele, sie schwebt mit Schmetterlingsflügeln
Ueber dem rohen Stoff, dem sie die Schönheit verleiht.

Was er im Innern trägt, das möge der Künstler gestalten.
Stoff und Formen dazu liefere stets die Natur.

Einfach wie die Natur, so seien die Werke der Kunst auch.
Borgt sich Blüten der Baum, borgt er sich Blätter zum Schmuck?

Bist du ein Künstler, wird das Bild sich, wird der Gedanke
Kristallisieren sogleich, eh' du es lange bedacht.

Spricht für Natur die Kunst das magisch erlösende Wort aus —
Wenn Natur ihr versagt, könnt' es je sprechen die Kunst?

Hättet ihr recht, so wäre der herrlichste Künstler der Spiegel,
Denn im kleinsten getreu gibt die Natur er zurück.

Sieht sich das Auge selbst? Des Genius tragisch Verhängnis
Ist es, daß er in sich ohne zu sehen erschafft.

*

Wie der Blitz sich erzeugt, so soll entstehn das Gedicht auch,
Daß es plötzlich und hell kläre das Dunkel der Nacht.

Wie im Blauen die Schwalbe, so schweb' im Aether der Dichtung
Frei und luftig dahin, bist du ein echter Poet;
Tragen muß sie dich selbst, nur schwimmen kannst du erlernen,
In den reineren Stoff heben die Schwingen dich nur.

Fließt in die Form der Stoff des Gedichtes wie feuriger Erzguß
Folge das „Neun" des Horaz langsam mit ruhigem Schritt.

*

Rechnen muß auch der Dichter, doch ist kein Rechenexempel,
Was als Dichter er schafft, weil er lebendiges schafft.

*

Gern gestattet die Muse den Witz; ein neckischer Kobold,
Gleitet er scherzend hin über die Tiefen der Welt.

Nicht der Erfolg des Talents bestimmt die sittliche Größe,
Jenes verleiht ein Gott, diese gewinne dir selbst.

Steigt die Sonne vom Himmel herab? Sie spiegelt im Weltmeer,
Wie in der Künstlers Geist rein und erhaben das All.

Ziehst du die Massen an, es seien die Massen vergönnt dir, —

Ruhig in Einsamkeit wandelt der Denker dahin.

Dienst du der Zeit nur, wird die Zeit gar bald dich verschlingen,
Wenn du mächtig dich nicht über die Zeiten erhebst.

*

Klagst du über das Volk? Wie töricht! Sei es zufrieden,
Wenn ein Leser dir naht, der dich von Herzen versteht.

Gloria in excelsis

Gleichet der Klatschmohn nicht, der platzend plötzlich sich auftut,
Unserem deutschen Ruhm, welcher auch plötzlich verwelkt?
Manchmal der Dattel Kern, der langsam schwillt in der Wüste; —
Schatten und Frucht erhält selten nur, dem es gebührt.

Nicht am sonnigen Tag sollst du die Distichen lesen —
Wenn in der Winternacht Brausen des Sturmes dich weckt.

Füllst du den Becher voll mir bis zum Rande mit Lethe,
Dann wär's möglich, o Freund, daß es noch Glück gibt für mich.

Allen gemeinsam ist die Luft, das Licht und das Wasser,
Warum beneidet ihr mich, teilet ihr doch es mit mir!

Schlägt mein Hammer und trifft, Glacéhandschuhe zersprengen
Würde die kräftige Faust, darum erlasset sie mir.

Wirst du begraben, so wird begraben der feindliche Neid auch.
Gut! — Was hab' ich davon, wenn er mich lebend verfolgt?

Bist du ein echter Christ? Wohl schwerlich nach eurer Dogmatik!
Wie ich das Leben geführt, mögt ihr benennen mich auch.

„Wir begreifen dich nicht.“ — Hab' ich denn dieses verlangt je?
Laßt zur Linken mich stehn, wandelt vorüber ihr rechts.

Wenn ich den Gulden verdient, so gebt ihr mürrisch den Pfennig,
Danken soll ich euch noch, daß ihr den Pfennig mir gabt.

Bin ich getroffen zum Tod, in einem Gusse verströmen
Möcht' ich das Blut, das ihr Tropfen um Tropfen entpreßt.

Ehrlich darf ich gestehn: Was ich von Frauen gelitten,
Nie hat Gemeinheit mir kläglich die Seele beschmutzt.

Ward im Sprunge mir wohl vergönnt zu gewinnen die Freiheit?
Langsam, Schritt für Schritt wuchs ich in sie nur hinein.

*

Glaube der Väter? — Nun ja! Mein Herz gehört dir noch immer, —
In des Gedankens Reich hebe die Stirn ich empor.

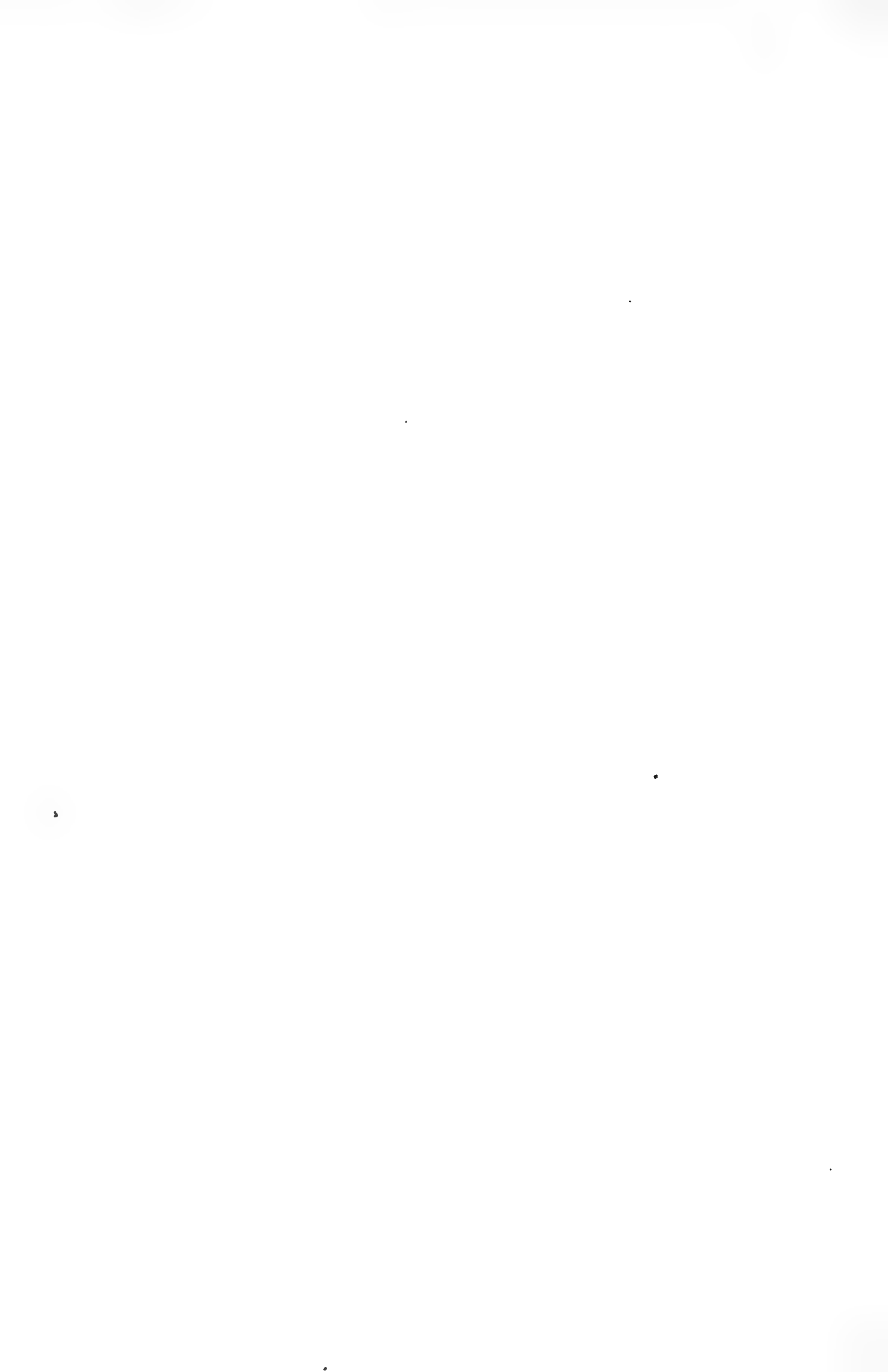
Langsam ist mir gereift die bittere Frucht der Erkenntnis,
Wenn die Hoffnung erlischt, schwinden die Wünsche dahin.

„Spinnst du Marienfäden und läßt im Blauen sie schwimmen?
Auf dem luftigen Weg ist dir zu wandeln versagt.“ —
Laßt dem Greise das Spiel, er gönnt dafür euch die Liebe,
Wenn ihr Traum euch beglückt oder zur Hölle verlockt.

Warum bewahrst in Distichen du den flüchtigen Einfall?
Wenn der Gedanke belehrt, kann dich erheitern der Witz.

Entschuldigung

Weisheit ordnungslos vermischt mit launischer Torheit
Tadelt am Büchlein ihr? — tadelt es, aber verzeiht!



VIII.

Geisterstimmen.



Lang schon hab' ich gered't, jetzt gönn ich andern das Wort auch,
Was ihm eben gefällt, wähle sich jeder davon.

Hebräisch

Willst du Gerechtigkeit, so kannst du selbst dir genügen,
Aber dem Bösen tritt gerne zur Seite das Glück.

Sulamith lächelt und spricht: Ich zahle den Hirten mit Küssen
Feurig und heiß, wenn er wieder erstattet sie mir.

Liebe genügt und Wein, was brauchen wir andere Götter!
Nach des Tages Bemüh'n kränzet mit Rosen das Haupt.

Frauenliebe vergeht, es wird der Honig zum Ekel,
Himmlisches Manna gibt, dienst du ihm redlich, der Herr.

Baust du das Haus am Strom, so wird die Flut dich ersäufen,
Baust du's hoch am Gebirg, reißt es der Sturm dir hinab.

Fliehe die Nachbarschaft; sie gucken dir in die Töpfe,
Baust du für dich allein, zünden das Haus sie dir an.

Unter des Mächtigen Tisch sollst du nicht setzen die Füße,
Denn die Zeche mußt du zahlen zu teuer fürs Mahl.

Haben die Schmeichler recht? Sie knien vor dem goldenen Kalbe,
Wer ihm dienet, erhält klingende Münzen als Lohn.

Eines nur bleibt sich gleich: Der Morgen kommt und der Abend,
Toren findet er stets, törichtes Menschengeschlecht.

Unterscheidet sich wohl das Grab des Gerechten, des Bösen?
Ob man sie lobt, ob schilt, keiner vernimmt mehr ein Wort.

Schnitzt man aus gleichem Holz den Sarg des Guten, des Schlechten,
Warum kümmert es dich, was nach dem Tode geschieht.

Alles ist eitel! Das hat der weise König verkündet,
Glaubt es der Jüngling nicht, predigt es sterbend der Greis.

Du nur bist, der du bist! Doch zeig' dich endlich den Völkern,
Sonst verspotten sie dich, lachen dir frech ins Gesicht.

* * *

Platon

Raum und Zeit entspringen am Throne des Zeus als Quellen,
Ewig verjüngend verjüngt, spiegeln sein Bild sie zurück.
Ruhig und klar. Ist ungetrübt dein Aug' wie des Adlers,
Siehst du im Bild Zeus selbst, führt es zu ihm dich zurück.

Hast du vom Rossegespann die Stirn in den Aether erhoben,
Und die Götter geschaut, bist vor dem Tod du gefeit.

Hätte dich Beatrice gekannt, du mußtest den Dante
Statt des Vergilius führen mit kundiger Hand;
Nicht zu den Schatten dann wärst du gekehrt in den Hades —
Hand in Hand mit ihm hoch zu den Gestirnen entschwebt.

Zeno

Was du gedacht, ist gedacht! Das ist der ewige Kreislauf.
Ueber ihr Wesen kommt nimmer die Menschheit hinaus.

Marc Aurel

Kennst du das Zeichen wohl? Der Tropfen zerfließt auf dem Meere,
Der im farbigen Strahl fiel von den Wolken herab,
Aber die Sonne zieht ihn langsam empor aus dem Abgrund,
Gibt dann im Sommersturm wieder zurück ihn dem Meer.

Buddha

Kannst du verläugnen dich selbst, daß du dir selber verschwindest,
Hast du das Leben gesühnt, das in Nirwana erlischt.

Offen liegt dir das All! — Es ist des Ewigen Wille,
Daß es besteht, darum ist es das Ewige selbst.

Gott ist das All im All, du mußt ihn erfassen als beides
Wenn du ihn denkst als Kraft, ist er sich selber bewußt.

Ganzes und Teil zugleich! — Nicht kannst du erfassen das Wesen,
Wenn du für dich nur bist, bist du geschieden vom All.

Kehrst du zurück in das All, so bleibst im All du erhalten,
Kehrst in des Urseins Grund, kehrst in Nirwana zurück.

Zoroaster

Ormuzd und Ahriman! Unsterblich sind sie, der eine
Kann für ewig bestehn nur mit dem andern im Kampf.

Ormuzd und Ahriman! Es ist der eine der andre,
Daß sie es nicht zugleich, ist das Geheimnis der Welt.

Ormuzd und Ahriman! Der Widerspruch in dem einen
Setzt den andern sowohl, setzet die Welt auch mit ihm.

Nichts sind beide; der Geist schwebt über den Wassern und schafft sie
Seit der Ewigkeit stets, weil er der ewige bleibt.

Türkisch

Einen Propheten braucht's, der mit gewaltigem Kraftwort
Allah il Allah! ruft vor der erwachenden Welt.

Arabisch.

Seid vollkommen wie Gott, dann überwindet die Welt ihr,
Seines Gewandes Saum sind nur der Raum und die Zeit.

Seid vollkommen wie Gott! Die Bibel nennt ihn den Schöpfer,
Während dem Teufel ihr gleicht, der zu verneinen nur weiß.

Skepsis

Löse das Rätsel der Welt! Im Tode sucht es der Weise —
Eh' er zu sprechen vermag, hat ihn das Schicksal entrafft.

Determinismus

Was geschieht, es geschieht, die Sterne verschwinden, entstehen,
Ist es ein blindes Gesetz? — Will ein erhabner Verstand.

Löst im Unendlichen nicht sich auf dein endliches Wesen,
Bleibst du zur Hölle verdammt, bis es sich endlich gelöst.

Paulus

Gott ist verborgen nicht, du siehst ihn mit offenen Augen,
Such' ihn auf in der Welt, aber die Welt ist er nicht.

Gnostisch

Ein und derselbe, ja! In dieser Form und in jener,
Aber der nämliche nicht, bist du derselbe zugleich.

Gott ist das Wort! Es besteht im bunten Wechsel des Daseins,
Logos und Kosmos sind Zeichen für einen Begriff.

Das ist Mystik! Es zeugt im Grunde des Seins der Gedanke
Als den Sohn sich das Wort, aber das Wort ist bei Gott!

Philo.

Herrliches Adlerpaar, du flogst zu der Sonne des Logos:
Philo, der Philosoph, Johannes der Evangelist.

Magdalena

Selig liebend geliebt. Ich drücke das Kreuz an die Lippen,
Wie es getragen dich, trag' es empor mich zu dir!

Origenes

Weil du erlöschen ließest die Hölle, so sperren die Pfaffen
Ein in die Hölle dich, wo sie am heißesten brennt.

Ward der Teufel auf ewig verdammt, so durfte der Schöpfer
Schaffen die Hölle nur, wenn er sich selber verdammt.

Franziskus

Was vergänglich erlosch, du lebst in tiefster Betrachtung
Nur dem Ewigen noch, daß die Ekstase dir zeigt.

Augustinus

Lodert in Glut dein Herz zu Füßen des ewigen Einen
Weil er aus Gnadenwahl dich in den Himmel berief?

Miß die Unendlichkeit, nicht reicht in die Tiefe das Senkblei,
Schöpft in die Grube des Meer je mit dem Löffel ein Kind?

Thomas v. Kempis

Mein Verschulden allein, o Herr, sind unzählige Sünden,
Wenn mir Gutes gelang, hab' ich zu danken es dir.

Hyronymus

Gaukelt der Teufel dir vor des Lebens heiterstes Lustspiel,
Heischt er das Eintrittsgeld, jag' mit Gelächter ihn fort.

Christlich

Was das Gebet euch nützt? — Es schafft die Gemeinde der Seelen,
Daß als Brüder ihr euch werdet im Geiste bewußt.

Luther

Nichts von Theologie! — Doch schlugst du, wuchtiger
Grobschmied,
Auf die Ketten von Rom, die uns gefesselt so lang.

Bruno

Gott und die Welt! — Was stellt ihr beides gegen-
einander?
Ist das Erhalten nicht alles Erschaffen zugleich?

*

Fühlst du dich eins mit dem Einen in tiefster Kammer
des Herzens —
Gibt es ein anderes noch, ihm zu bestreiten den Thron!

Eins und das All! Vermagst du beides zu denken le-
bendig,
Löst sich der Widerspruch sonnig und hell vor dem Geist.

Unergründlicher Tiefsinn: „Erkennen sollst du dich
selber",
Setze des Gottes Spruch vorn an das höllische Tor.

Schöpferisch wirke der Mensch in der Schöpfung
schaff' er die Schöpfung,
Daß er werde wie Gott, dieser in ihm sich bezeugt.

Gott ist außer und über dir, doch ist er in dir auch
Wie das Licht in der Welt, das sie erleuchtet, erwärmt.

Ein Geheimnis dir selbst, verbirgst du die Wurzeln des Urseins,
Wie es mit Lebenssaft tränket die Tiefen der Welt.

Wie das Eins in dem All und wie das All in dem Eins lebt,
Hast du selig geschaut, hast du besungen entzückt.

Jakob Böhme

Licht aus der Finsternis! — Der Sohn erzeugt sich den Vater,
Herrliches Morgenrot leuchtet in beiden der Geist.

Bebst du bang vor dem Nichts, dem unermeßlichen Abgrund?
Wie ein leuchtender Stern fließen die Welten aus ihm.

Ausgeschlossen von Gott! Das ist die Hölle des Teufels!
Stünd' auch offen das Tor, trät' er doch nie mehr heraus.

Willst du leben, du kannst's allein im göttlichen Urborn
Durch den lebendigen Gott, wenn du ihn selber erlebst.

Alles ist Harmonie! Pythagoras hat sie vernommen
In der Gestirne Sang, wie du im Geist sie vernahmst.

Schweb' zum Himmel empor und schaue das All in dem Einen,
Steig zur Erde herab, schaue den Einen im All.

Alles verging, es verging! — Die Seligen finden in Gott es,
Sie erkennen in ihm, wie er das Leben erschafft.

Offenbarung ist alles! Du mußt den Sinn ihr erschließen,
Uebersetzen jedoch stets sie dem denkenden Geist.

Spinoza

Einen flüchtigen Blick! Spinoza, du hast mich begeistert
In der Jugend, wie heiß! Sei dir's im Alter gedankt!

Hegel

Hieltest du lang mich fest, wie einst den Widder der Dornbusch,
Haben Kunst und Natur endlich von dir mich befreit.

Schluß

Stehn wir wieder am Schluß? — Der Umfang ist es des Kreises;
Führte zum Mittelpunkt endlich ein sicherer Pfad!

Merlin

Sinnend im Schatten, so schreit' ich durch die Lärchen des Waldes,
Merlins Stimme nur blieb mir in der Tiefe der Brust.
Hört sie jemand? — Er sitzt verlassen im eigenen Grabmal,

Ohne goldene Schrift, weil er des Ruhmes vergaß.
Werfen möcht ich die Feder, getaucht in eigenes Herzblut,
Wie einst Arthur das Schwert tief in die rauschende Flut,
Daß kein Dichter sie holt, daß keiner vom Schmerze des Daseins
Wieder schreibe das Lied, welches verklungen mit mir.

Seelenwanderung

Schwer und plump ist der Sturz aus Kuckucksheim auf den Boden
Dieser wirklichen Welt, daß ihr die Glieder verrenkt.
Müde, zerschlagen sucht beim Glauben dieser die Zuflucht:
Was er ihm bieten mag? — Traum auf das Jenseits gemalt,
Dieser im Aschengewand faßt in sich selbst sich zusammen,
Bis das Entsagen ihn schweigende Weisheit gelehrt.
Lustig jodelt der Tor und spielt mit Schneckengehäusen
Einer vergangenen Welt, bis er auch diese verliert.
Aber der Genius schwebt — der Menschheit — leise vorüber:
„Einer ist ewig nur, wenn ihr verschwindet im Staub,
Bis der Wechsel der Zeit euch wieder ruft in das Dasein;
Je nachdem ihr gelebt, — wie es die Parzen verhängt.
Still und erhaben zieht die Nacht zu Häupten vorüber,
Euer Tag ist dahin, bis euch ein anderer winkt."

*

Nur in Gegensätzen verfließt die Geschichte der Menschheit:
Luther, Loyola! so bleibt stets in Bewegung der Strom.

Ruhe

Was ich erlebt, ich erleb' es in der Erinnerung wieder,
Fern in die alte Zeit fällt ein verklärender Strahl,
Streif' ich am Friedhof vorbei, so feuchtet das Auge die Wehmut,
Daß entschwundenes Leid schweigend in Frieden sich löst.
Alles verhüllendes Grab, ich kann es ruhig erwarten,
Bis mir den Kranz von Mohn legt auf die Bahre der Tod.

Druck von Mänicke & Jahn, Rudolstadt

